NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664175 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1798.

ERSTER BAND.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1798.

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Januar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN: *Seiner Königlichen Majestät FRIEDRICH WILHELM dem III. bey der Thronbesteigung* allerunterthänigst überreicht von *Fr. Genz.* Den 16ten November 1797. 26 S. gr. 8.

„Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme „erhebe, ist der feyerlichste im Lebenslaufe ei„nes monarchischen Staates. Der neuen Sonne — „schliefsen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebens„kraft dringt vom Mittelpunkte aus und neue Lebens„lust rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk „wünscht, hofft, vertraut. — — *Ew. Majestät* be„steigen den Thron *Ihrer* glorreichen Vorfahren in ei„nem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den „grofse Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut „regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehe„mals bedurfte es fast nur glücklicher *Naturgaben*, „um diesem Amte gewachsen zu seyn. Jetzt ist es die „erhabenste; die geistigste von allen *Künsten* gewor„den. — — Der Geist dieser Zeit reifst die Men„schen über das Ziel ihrer eignen Bestrebungen hin„aus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, „ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Pro„blem, was jetzt auf einem Throne gelofet werden „soll. — — Das Vertrauen der Unterthanen ist das „wahre Lebens-Princip einer Regierung. Sie kann „ohne Zweifel durch blofse Macht *dauern* und Jahr„hunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht „*leben*, d. h. sich ihrer selbst als einer Kraft bewufst „seyn, die eine grofse Organisation gesetzmäfsig und „wohlthätig bewegt. — — Das erste Unterpfand jenes „Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der „gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freymüthigkeit „zum Monarchen reden zu dürfen. — — Ein be„scheidner Blick auf die vornehmsten Zweige der Ver„waltung des preufsischen Staates; ein frommer, ein „patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick na„türlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was „der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deut„licher und entwickelter denkt — dies — sind die er„sten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer „neuen Regierung beleuchten; dies sind die ersten „Freudengesänge, womit eine Nation ihren neuen Be„herrscher begrüfsen mufs. *Ew. Majestät* gehen ei„ner so grofsen Bestimmung entgegen, ein so grofser „Schauplatz liegt vor *Ihren* Augen ausgebreitet, so „grofse Gefühle erheben in diesem Augenblick *Ihre* „Brust, dafs Nichts als was grofs, also Nichts als was „wahr ist, sich *Ihnen* nähern darf. Es giebt in dem „Zeitalter, worinn wir leben, nur eine ächt-schmei„chelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — dafs „man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu ver„nehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche „Art Ihm zu dienen — dafs man sie Ihm keinen Au„genblick verhülle. — — Es wäre eben so unnütz, „mit Lobpreisungen des Guten, welches wir geniefsen, „als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken „oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. „Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit „zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geschich„te; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller „menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. — Das „Gedächtnifs dessen, was wir als Uebel fühlten, soll „uns blofs zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, „dessen, was wir für Fehler hielten, blofs zum Leit„stern auf der künftigen Laufbahn dienen."

„Das erste Verhältnifs des Staates, welches sich „unserm Auge darbietet ist — das Verhältnifs gegen „andere Staaten. — — Es gab eine Zeit, wo man „von den Vortheilen sprach, die durch Kriege er„kauft werden könnten. Eine aufgeklärte Staatskunst „hat diese Idee in das Reich der Träume, der ver„führerischen Träume, verwiesen. Es giebt keinen „*positiven* Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel „zu theuer erkauft würde. Nur *negativer* Gewinn, „nur Abwendung grösserer Uebel, der wenigen noch „grofsern, welche die Vernunft anerkennt, nur wah„re eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den „Entschluss zum Kriege begründen und rechtfertigen. „Jede andere Lehre ist nicht blofs verwerflich, son„dern frevelhaft. Den Krieg abzuwenden — das mufs „also der Richtpunkt aller politischen Maafsregeln — „seyn. — — Die erste Bedingung aber für einen gro„fsen Staat, der bey der jetzigen politischen Lage „von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — „*dafs er beständig dazu gerüstet sey.* — — Ew. Maje„stät besitzen ein starkes und geübtes Kriegsheer. — — „Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen „übrig. — — Bey den musterhaften Anordnungen, „welche diese Armee in fast ununterbrochner Uebung „erhalten, bey der rastlosen Thätigkeit, die diese „Anordnungen unaufhörlich belebt, bey der Höhe „der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer „erreicht hat, bey dem stolzen Bewufstseyn, bey dem „feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern der„selben, den höhern wie den niedrigern, beywohnt — „kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefähr„lich werden."

„Die militarische Macht mufs auswärtigen Staaten „die Neigung; aber die diplomatische Klugheit mufs „ihnen,

„ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung „zu Feindseligkeit benehmen. — — Zu welchem „Systeme (in der auswärtigen Politik) aber auch die „Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates und „das Betragen der auswärtigen die Preufsische Mo„narchie nöthigen mögen — nur Eins verlasse uns „nie: ein heller, fester und consequenter Gang in „dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Be„ruhigung sagen wir uns, dafs Treue und Beharrlich„keit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehö„ren, die *Ew. Majestät* persönlichen Charakter zieren. „Mit Freude und Beruhigung; denn nichts setzt die „äufsere Würde, mithin die Selbstschätzung und zu„letzt das innere Vermögen eines Staates tiefer her„ab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen ent„gegengesetzten Systemen, oder was noch schmähli„cher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Sy„stems. Die Preufsische Monarchie ist grofs genug, „um offen und redlich zu seyn; sie kann ihre Plane, „ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit „Nachdruck und Zuversicht verfolgen. — — Sie „kann die Ehrfurcht aller grofsen Staaten ertrotzen, „das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das „erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch „jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Ma„jestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue „Schwungkraft zu verleihen."

„Jeder der beiden Hauptzweige, in welche die „*innere Verwaltung* zerfällt: die *Rechtspflege* und die „*Administration des Staatsvermögens* — bedarf einer „eigenthümlichen, durch die charakteristische Ver„schiedenheit der Geschafte bestimmten Sorgfalt. Die „Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität; „die Finanzadministration, die einer ununterbroch„nen Sorgfalt. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fe„ster und geschickter Hand geleitet wird, jene nur, „wenn sie sich selbst überlassen wird."

„Die *Verwaltung des Rechts* ist seit einem halben „Jahrhundert — der wahre Stolz der preufsischen „Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, wel„ches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als ir„gend ein anders der ältern und neuern Zeit; einfa„che, regelmäfsige, verständliche, von der Vernunft „gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch „ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range ei„nes Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — „das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbnen „Ruhms. — — Alles, was das Ansehen des Gesetzes „untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt und „in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruchs, den „erschrocknen Bürger aus der letzten Verschanzung „seiner Sicherheit zu vertreiben droht; alles das ist „für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstver„letzung seiner eignen höchsten Würde, und als sol„che nicht blofs aus den Maximen, schon aus den „Neigungen eines grofsen und guten Königs ver„bannt."

„— — Zweckmäfsige Vertheilung der Geschäf„te, regelmäfsige Aufsicht und wechselseitige Con„trolle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Cassen„Wesen, befriedigende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungs-System: — kurz alles, was die „Grundlage und das Gerüst einer guten *Finanzadmi„nistration* ausmacht, befindet sich in der preufsischen „Monarchie in einer musterhaften Verfassung. — — „Wir sagen es uns mit Entzücken — denn wir fühlen, „was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa „bedeutet — dafs alles, was zu einem weisen Haus„halter auf dem Throne gehört, in *Ew. Majestät* auf „das glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, „nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staa„tes wird die ansehnliche Masse von Kräften ver„wendet werden, worüber *Ew. Majestät* von nun an „uneingeschränkt gebieten. — — Die Domänen-Ein„künfte sind nicht grofs genug, um die gesammten „Staats-Ausgaben zu decken; es ist also eine unver„meidliche Nothwendigkeit, Abgaben — zu fo„dern. — — Jede Abgabe — beschränkt auf eine „ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Indu„strie und die Freyheit der Bürger. — Haben sich „die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form „der Beschränkung gewöhnt; so hört diese beynahe „auf, eine Last zu seyn; sie wird ein für allemal bey „allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhand„lungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen „aber die Beschränkung in einer veränderten Form „auf, so werden alle bisherigen Verhältnisse verrückt, „und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehn„mal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist „daher für das glückliche Einverständnifs zwischen „der Regierung und den Unterthanen bedenklicher, „als die Einführung neuer Classen von Abgaben, oder „gar die Wiedererweckung solcher, von denen man „sich auf immer erlöset glaubte. — — Sobald der „Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, „kann der freye Gebrauch seines Eigenthums in kei„nem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er „nicht etwa der Convenienz, sondern den Rech„ten eines andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung „über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang, und „nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Ur„hebers, kann sie rechtfertigen. Unter *Ew. Majestät* „erhabnem Schutze müsse alles, was nicht die streng„ste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen „und bewegen! — Kein abschreckendes Monopol, „kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Noth„behelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung „in die Privatindustrie durch unnütze Reglements, „hindere den Landwirth, den Fabrikanten, den Kauf„mann, aus seinem mit Freyheit hervorgebrachten „Product den grofsten möglichen Gewinn zu zie„hen." —

„Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts „so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. „Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blofs schäd„lich, weil er das Gute verhindert, sondern auch weil „er unmittelbar das Böse befördert. — — Was, oh„ne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, „welches Preszwang gebietet, ausschliefsend und „peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, „dafs

Digitized by Google

„dafs es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten „werden kann. — Die Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen, ist so grofs, dafs jene Maafsregel, die sie beschränken will, zum Gespötte wird. „Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, „so können sie doch erbittern; und das ist eben das „Verderbliche, dafs sie erbittern, ohne zu schrecken. „Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern sogar rühmlich „wird. Die armseligsten Producte, denen ihr innerer „Gehalt nicht ein Leben von zwey Stunden sichern „würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art „von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu „seyn scheint. — — Das einzige Gegengift — die „Producte der bessern Schriftsteller — verliert seine „Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, „welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, „welcher die ungerechten gut heifst. — Darum sey „*Preſsfreyheit* das unwandelbare Princip Ihrer Regie„rung. — Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten; nie hat es einem sol„chen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war „die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräfsige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung „hervor."

Diese der Reihe nach ausgehobnen Stellen, auf welche jetzt nur noch ein allgemeiner Rückblick und Wünsche folgen, in die jeder wohlwollende einstimmen wird, werden unsern Lesern einen Begriff von der Anordnung und Behandlung dieser Schrift geben, welche eine Veranlassung von ganz ungezweifelter Wichtigkeit für Deutschland, ja selbst für Europa hat. Man wird mit Wohlgefallen darinn die Hauptmomente der gesammten Staatskunst und politischen *Weisheit aufgefafst* und mit grofsen Zügen, die eben deshalb um desto mehr wirken, zusammengestellt sehen; (eine Behandlung, mit der nur etwa eine Stelle S. 17. in Widerspruch steht, in der über die doch immer untergeordnete Frage von dem Nutzen grofser Domänen selbst einzelne Gründe angeführt werden.) Man wird sich der Klarheit und des Lichts freuen, in dem die wichtigen Wahrheiten hier erscheinen, und wodurch sie Verständlichkeit für den Neuling und neue Annehmlichkeit für den Kenner erhalten. (Nur eine Stelle S. 24. über die, welche lehren, dafs es mit „etwas weniger" in der Staatskunst gethan sey, ist nicht deutlich genug. Wir sollten denken, dafs man in einigen Rücksichten noch wohl etwas weniger fodern konnte als Hr. G., ohne deshalb sein Verdammungsurtheil zu verdienen). Man wird die Kürze und Kraft des Ausdrucks häufig bewundern, die anerkannten Wahrheiten neuen Nachdruck und neue Wirksamkeit auf die Ueberzeugung verleiht, und bey der doch fast immer die Reinheit und Richtigkeit des innern und äufsern Stils erhalten worden ist. Auch die gefällige Feinheit wird nicht übersehen werden, mit der das Vergangne, das nicht ganz aus dem Wege geschafft werden konnte, gleichsam für die unmittelbare Betrachtung verhüllt worden ist, um höchstens nur durch Reflexion in dem Spiegel allgemeiner Wahrheiten denselben ein helleres Licht mitzutheilen. Alles dieses rechtfertigt unsern Wunsch, dafs diese Schrift viele Leser haben möge.

Doch würden uns die gedachten Eigenschaften des Schriftstellers nie veranlafst haben, das Maafs gewöhnlicher Anzeigen von kleinen Schriften zu überschreiten. Allein wann ist wohl jemals ein Regierungsantritt, wegen der Zeitumstände, in die er fiel, merkwürdiger gewesen als derjenige, den die vorliegende Schrift feyert, und von dem auch unsere literarischen Annalen ein dauerndes Monument aufnehmen müssen? Wann ist wohl die Persönlichkeit des neuen Monarchen für seine Zeitgenossen von dem Interesse gewesen, als jetzt, wo die persönlichen Eigenschaften der Lenker allgemeiner Angelegenheiten fast eben den Einfluss haben, wie bey der ersten Stiftung der Staaten? Wir können es nicht über uns erhalten, aus dem von Hn. G. so glücklich beobachteten Tone herauszugehen, und etwa aus Thatsachen, die wohl zum lauten Lobe erwärmen könnten, die Eigenschaften des neuen Regenten genauer vor dem Publicum auszustellen, welche allgemeine Liebe und Hoffnung wecken müssen. Wir wollen selbst nicht einmal in Anschlag bringen, dafs, nach uns zugekommenen Nachrichten, diese freymüthige Schrift einer auszeichnenden Aufnahme gewürdigt ist. Es wird uns indessen erlaubt seyn, aus der vorliegenden Schrift selbst zu bemerken, wie bedeutend Denkart und Charakter des Fürsten ins Licht gesetzt werden, dem der Vf. mit Zuversicht die reinsten Ansichten der Staatskunst offen darlegen durfte; und den er nicht würdiger loben zu können glaubte, als durch Nennung solcher Eigenschaften, die den Mann ehren, und mit eben den Ausdrücken und Bezeichnungen, mit denen man auch Privatpersonen loben dürfte. Denn gewifs giebt es keinen sicherern Beweis des Berufs zum Landesfürsten, als wenn er die Würde des Menschen der fürstlichen vorzieht und diese nur durch jene behauptet.

Hr. G. hat übrigens hier nur im Namen preufsischer Staatsbürger gesprochen, und gewifs mit der Einstimmung des bey weiten grösten Theils derselben ihre Bedürfnisse, Aussichten und Erwartungen seinem neuen Könige vorgetragen. Allein auf Preufsens Regenten sehen auch die Bewohner anderer Staaten und jetzt vielleicht mehr als jemals; auch sie richten an ihn Wünsche und Erwartungen. Sie hoffen in ihm ein Muster für ihre Regenten, das Haupt der wahren protestantischen Partey und einen Mittelpunkt der Vereinigung für schwächere Staaten in diesen Zeiten der rohen Gewalt zu finden. Freylich giebt es gottlob in Deutschland mehrere Fürsten, die keines fremden Musters bedürfen; aber ein grofser Theil wird auch hier, wie in andern Verhältnissen des Lebens, durch Nachahmung bestimmt. Noch ist der grofse, im ganzen so wohlthätige Einfluss im treuen Gedächtnisse, den Friedrichs II. Staatsverwaltung als Vorbild auf so viele andere deutsche Regierungen äufserte, und man darf von einer ähnlichen oder noch mehr geläuterten Regierungsart auch eine noch grofsere Einwir-

Digitized by Google

kung hoffen. Wie vereinigt sich alles, um diese Hoffnung zu beleben? Der neue Regent lebt in dem Theile von Europa, in dem die einzig zu rechtfertigende, sich selbst auf ihren allein erlaubten Zweck und durch diesen Zweck beschränkende Politik am deutlichsten und vollständigsten erkannt, gelehrt und erörtert wird. Es ist, besonders in seinen eignen Staaten, eine gröfsere Menge höherer und untergeordneter Beamten vereinigt, denen eine lebendige, und für die Anwendung ganz vorbereitete Kenntnifs der vorzüglichsten Theile dieser geläuterten Staatswissenschaft eine festere Handlungsweise, und fast möchten wir sagen, einen erhabnern Charakter giebt als irgend ein anderer Staat von sich rühmen dürfte. Er *kann* also gewifs Muster für viele seyn; und dafs er es seyn *will*, daran lassen mehrere Thatsachen, daran lassen selbst die Grundzüge seines Charakters, welche die vorliegende Schrift heraushebt, nicht im mindesten zweifeln. — Auf Ihn sieht ferner als auf ihr Haupt die wahre protestantische Partey, d. i. der weit verbreitete Haufen der Verehrer einer vernünftigen vom Geist des Protestantismus, vom Geist des Widerstandes gegen alle Unterdrückung freyer Ueberzeugung durch Hierarchie und Vorurtheile, befeelten und veredelten Religion. Aus seinen Staaten ging schon in früherer Zeit die Aufklärung in der Religion aus. Alle Versuche der Einschränkung, die spaterhin geschahen und auch anderswo nachgeahmt wurden, mufsten bey dem Geist der Zeiten, der hier einmal eine gerechte Freyheit erworben hatte, fruchtlos bleiben; und jetzt erwartet dieser voll Vertrauen auch die Aufhebung alles Ueberrestes jener Fesseln; denn Religion kann ja nur durch freye Ueberzeugung wirken, lebt nur durch sie und ist ohne sie todt und gänzlich unwirksam. Man mufs aber in dieser Rücksicht noch mehr hoffen und erwarten. Was auch von einer Partey, die noch immer die Unterjochung des menschlichen Geistes zum Plane hat, heimlich oder öffentlich gegen protestantische Länder, ihre Kirchen, Lehren und deren freye Bekenner vorgenommen würde, kann niemand so kräftig, wo es Noth thut, bekämpfen, die dadurch Gedrückten oder ihre Vertheidiger niemand mit solchem Erfolg vertreten und beschützen als der Regent der preufsischen Monarchie. — Was aber mehr als alles in diesen Zeiten der willkührlichsten Uebermacht Bedürfnifs ist, ist ein Vereinigungspunkt für schwächere Staaten. Wie sehr Preufsen dazu geeignet ist, zeigt die Geschichte mehrerer Jahrzehende. Es ist höchst beruhigend, dafs man von der neuen Regierung in dieser Hinsicht ein festes und gleichförmiges Verfahren, dafs man Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit gegen diejenigen, die des Schutzes bedürfen, dafs man gewissenhafte Beschränkung einer willkührlichen Länderfucht unbedenklich erwarten kann. So mufs unbedingtes Vertrauen, treue Ergebenheit, und unverbrüchliche Anhänglichkeit auch bey andern Staaten entstehen; so mufs die Stärke der ganzen Partey und dadurch wieder das Uebergewicht des Hauptes derselben wachsen, um desto mehr wachsen, je mehr auf der andern Seite sich Beweise republikanischer Willkührlichkeit häufen, welche demokratische Leidenschaft oder aristokratischer Eigennutz, Eigenwille und Uebermuth erzeugt. Es lafst sich zwar nicht voraus absehen, welche Schritte jene ungebundene Willkühr übermächtiger Staaten nöthig machen konnte. Aber auch dann werden gewifs diejenigen, die der Willkühr weichen mufsten, durch strenge Gerechtigkeit, und durch Erhaltung jeder Freyheit, die ihnen nur erhalten werden konnte, beruhigt und getröstet werden. —

Bey einer solchen Verwaltung der Monarchie — was wird dann noch vernünftigen Gegnern monarchischer Regierungen, wenn es deren noch nach den neuesten Begebenheiten viele geben kann, als Vorwurf vorzubringen übrig bleiben? Nichts als etwa, dafs man der Beständigkeit solcher Verwaltungen nicht sicher genug sey. — Auch dafür kann ein edler Fürst, wenigstens in etwas, sorgen; Hr. G. deutet auch deshalb an einer Stelle leise auf eine Hoffnung, in der wir uns um desto mehr mit ihm vereinigen, je näher die Erfüllung derselben mit der Erfüllung so mancher der übrigen Erwartungen verknüpft ist.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Parentalia in memoriam* Sereniss. nuper ac Potentiss. Principis Dominique *FRIDERICI GUILELMI II.* Borussiarum Regis etc. A. D. XXII. Decembris piissime celebranda civibus literarum studiosis indicit, universitatis Frid. Prorector *Georg Simon Klügel* cum directore et Senatu Academico. 1797. 2½ Bog. Fol.

Dies ist der Titel der im Namen der Universität von Hn. Prof. *Wolf* verfafsten Einladungsschrift zur akademischen Todtenfeyer weyl. *Friedrich Wilhelm II.* Es war keine geringe Schwierigkeit für den, der die Todtenfeyer Friedrichs des zweyten angekündigt hatte, auch seinem Nachfolger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und dabey das *facta dictis exaequare*, oder die mit grofser Weisheit zum Text der Gedächtnifspredigten auf Fr. Wilhelm II. vorgeschriebne Regel: *Ehre dem Ehre gebühret*, zu beobachten. Wir lasen bey dieser Veranlassung Hn. Wolfs Programm zu der Friedrich dem Grofsen gewidmeten Trauerfeyerlichkeit wieder mit neuem Vergnügen, und müssen gestehen, dafs er Regenten von sehr verschiednem Charakter mit grofser Schicklichkeit zu loben verstanden hat. An dem jüngst verstorbnen Könige rühmt er unter andern, er habe *fines imperii benibus consiliis tutos, seu ubi licuit, propagatos, sapientibus stabilitam legibus justitiam, artesque ac doctrinas firmis adminiculis subnixas* hinterlafsen; rühmt seine persönliche Tapferkeit, Güte, Gerechtigkeitsliebe und Humanität; hauptsächlich aber seine Fürsorge für die hallische Universität, deren *zweyter Stifter* er genannt zu werden verdiene. Wir wünschten beide Schriften zusammen gedruckt, und durch den Buchhandel verbreitet zu sehen, da Aufsätze dieser Art in so ächt römischer Schreibart, und mit so viel Feinheit der Manier abgefafst, immer seltner werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. Januar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zum Reichsſtaatsrechte Welſcher Nation*, von Dr. *J. A. L. Seidenſticker*. Erſter Band. 1795. 8. VI u. 380 S. (20 gr.) *)

So unſtreitig ſich auch der Umfang des *Reichs*ſtaatsrechts, wie ſich ſchon aus der Haupteintheilung des Reichs, in das Reich *Deutſcher* und *Welſcher* Nation abnehmen läſst, auch auf die Staatsverhältniſſe des *Longobardiſchen* Königreichs erſtreckt: ſo ſprach und ſchrieb man doch vom *Reichs*ſtaatsrechte, ohne an Italien auch nur zu denken, und dachte man daran, ſo war es faſt einzig und allein das lehnrechtliche Verhältniſs, auf welches man einen flüchtig vorbeyſtreifenden Seitenblick warf. Dem kaiſerlichen Hofe mag es, unter mancher Regierung wenigſtens, ganz *recht* geweſen ſeyn, dafs man Italien, den *„hortus imperii delicatus“* — wie ſich *Rudolf* von *Habsburg* davon ausdrückte, — *„in quo gratae ſubjectionis vernantes et floridos flores colligit et devotae dulcedinis gratioſa poma decerpit“* — überſah, und ihm, *quoniam ignoti nulla cupido*, die dort wachſenden reizenden Blumen und Früchte allein überliefs. Auch läſst es ſich daher erklären, warum man die Cultur des italieniſchen Staatsrechts von dieſer Seite nicht nur nicht beförderte, ſondern ſie vielmehr, durch Verſchlieſſung der Quellen, zu erſchweren ſuchte; ob es gleich noch ſehr problematiſch bleibt, ob dieſer Maafsregel eine richtige Berechnung des kaiſerlichen Nutzens zum Grunde lag. Freylich würde durch Publicität eine gröſsere Aufmerkſamkeit der deutſchen Stände auf Italien erregt, und der Kaiſer in mancher Rückſicht mehr beſchränkt, wenigſtens gehindert worden ſeyn, Italien als ein Peculium ſeines Hauſes zu behandeln: würde aber nicht eben dieſe Publicität auf der anderen Seite die Folge gehabt haben, dafs manches beſtrittene Recht leichter gehandhabet, manches vernachläſſigte in Uebung geblieben, und manches verlorne erhalten worden wäre? So behauptete *Senkenberg*, der als Reichshofrath für die kaiſerlichen Anſprüche in Italien ſchrieb, (in d. Sendſchr. vor d. 1. Th. der *neuen Samml. der Reichsabſchiede*, S. 42) dafs es für die kaiſerliche Hoheit in Italien ein Glück ſey, wenn das italieniſche Staatsrecht in nähere Unterſuchung gezogen würde; ein reichshofräthliches, nach Karls VII Tode, an die Gemahlinn des damaligen Kroncandidaten erſtattetes, die künftige Wahlcapitulation betreffendes, Deputationsgutachten enthält aber die nicht minder wahre Aeufserung, „dafs es nicht rathſam ſey, den Kurfürſten von den italieniſchen Sachen, die an den Wahltag gebracht würden, *ſpecifice* Nachricht zu geben, als welches nur zu Weiterungen Anlafs geben würde.“ (S. Zang (*Ganz*) Samml. von Rhofr. Gutachten, (S. 128.) Dieſe nicht ohne Grund befürchteten Weiterungen mochten wohl die Haupturſache ſeyn, dafs diejenigen, welche den guten Willen hatten, die in Wien befindliche Hauptniederlage von archivaliſchen Documenten und Actenſtücken zum Behuf des italieniſchen Staatsrechts zu benutzen, anſtatt einige Aufmunterung zu finden, die Erfahrung machen mufsten, dafs zu dieſer Quelle nur für jene Geſchäftsmänner ein Zugang ſey, die nicht immer Freude daran hatten, von Amts wegen mühſam daraus ſchöpfen zu müſſen. Befanden ſich ſelbſt Kurfürſten in dem Falle, über den 6. §. des 10 Art. der Wahlcapitulation einſt ſo zu votiren: *Trier:* man habe von den italieniſchen Lehen keine Nachricht; *Cölln:* man werde darüber die beſte Nachricht bey Mainz erhalten können; *Mainz:* es ſey nicht erinnerlich, dafs an die kurmainziſche Kanzelley wegen der italieniſchen Lehen etwas berichtet worden ſey: (*Moſer's* Ausgabe der Wahlcap. Karls VII. Th. 2, S. 355) ſo wird es eben ſo begreiflich, als verzeihlich, dafs bey aller Cultur des deutſchen Staatsrechts für das italieniſche faſt nichts geſchah, und wie dieſes ſogar in den Credit kommen konnte, dafs es nicht viel mehr ſey, als bloſse Antiquität, ohne praktiſches Intereſſe. Iſt doch der Menſch immer geneigt, dasjenige, worin er fremd iſt, ungeachtet ſeines inneren Gefühls, dafs er es billig nicht ſeyn ſollte, um ſo mehr für geringfügig und entbehrlich zu erklären, je gröſser und abſchreckender die Schwierigkeiten ſind, die er zu überwinden hat, um ſich Kenntniſſe davon zu erwerben. Von Zeit zu Zeit erſchien zwar einmal eine Abhandlung, deren Titel die Erörterung eines Gegenſtandes des italieniſchen Staatsrechts zu verſprechen ſchien; was lieferten ſie aber für Ausbeute? Anſtatt der erwarteten Darſtellung rechtlicher Verhältniſſe, ſo wie ſie in einem gegebenen Zeitraume beſchaffen waren, faſt immer nur hiſtoriſche Unterſuchungen über das in Frage ſtehende Rechtsinſtitut, deren Faden noch überdies nur ſelten bis auf die neueren Zeiten fortgeführet wurde. An eine vollſtändige und wiſſenſchaftliche Bear-

*) Durch Zufälle iſt der Abdruck dieſer ſchon vor Abſchluſs des Friedens zu Campo Formido verfaſsten Anzeige verſpätet worden. *Die Herausgeber der A. L. Z.*

Digitized by Google

Bearbeitung wurde vollends noch gar nicht gedacht.

Hr. *Seidenflicker* ist der erste, welcher das unverkennbare Verdienst hat, *erstlich*, dafs er sein Augenmerk bey allen Gegenständen des italienischen Staatsrechts auf die gegenwärtige Lage der Sache gerichtet, und alle historischen Untersuchungen und Zusammenstellungen vorzüglich in so fern gemacht hat, als sie über jene Licht verbreiten; *zweytens*, dafs er es auf eine wissenschaftliche Bearbeitung dieses noch unangebaueten Feldes, seinem ganzen Umfange nach, angelegt, und bereits in diesem ersten Bande, durch genaue Bekanntschaft mit den vorhandenen gedruckten Materialien und zweckdienliche Benutzung derselben so viel geleistet hat, dafs von diesen und seinen fortgesetzten Bemühungen ein italienisches Staatsrecht, *als Wissenschaft*, seinen Anfang nehmen kann; *drittens*, dafs sich von seiner überzeugenden Darstellung des nicht blofs theoretischen und hülfswissenschaftlichen, sondern auch praktischen Interesse des italienischen Staatsrechts, mehr Eifer für die Bearbeitung und eine grofsere Theilnahme an der näheren Kunde desselben, mit Recht erwarten lafst. Bey einiger Beherzigung der von ihm bereits mitgetheilten Wahrnehmungen und einem weiteren Verfolge seines Plans, werden auch diejenigen, welche das italienische Staatsrecht zu einer publicistischen Tandeley herabzuwürdigen schienen, die Sprache selbst dann in etwas zu andern anfangen, wenn es auch nach geschlossenem Frieden, in Ansehung mancher Provinz des lombardischen Reichs, heifsen sollte: *jam novus incipit ordo.* Sprach der Vf. hin und wieder vielleicht mit zu viel Enthusiasmus von dem Interesse seines Gegenstandes, und kann gleich dieses Interesse nicht so grofs und so allgemein seyn, wie für die meisten Kapitel unseres deutschen Staatsrechts; so ist doch nicht zu verkennen, dafs er eine gerechtere und wahrhaftere Sprache darüber führte, als bisher verschiedene einander nachgesprochen hatten. Aus seinen Bemerkungen ergiebt sich zur Genüge, I) ein *praktisches Interesse*, nicht nur A) für *einzelne Stande* des Reichs, welches hauptsächlich der Fall ist 1) bey *Mainz*, als Erzkanzler; 2) bey den *Reichsvicarien*, sofern sich ihre Vicariatsregierung auch auf Italien erstreckt; 3) bey den *übrigen Kurfürsten*, wegen der auf den Wahltagen gewöhnlich zur Sprache kommenden italienischen Angelegenheiten; 4) bey dem Hause *Oesterreich*; 5) bey allen *gröfseren deutschen Standen*, denen daran liegt, den österreichischen Vergrofserungen in Italien entgegen zu arbeiten, also vor allen andern bey dem Hause *Brandenburg*; sondern auch B) für das gesammte Reich, dessen Ständen an der Regierung aller zum Reiche gehörigen italienischen Provinzen, im Allgemeinen, dieselbe Theilnahme gebühret, die ihnen in Deutschland zusteht; eine Theilnahme, die wegen der mannichfaltigen Verbindungen zwischen Deutschland und Italien, deren Einwirkungen nicht immer nur auf einzelne deutsche Stände und einzelne Verhältnisse derselben unter einander, sondern auch wohl auf ganz Deutschland sich erstrecken, um so weniger hätte vernachlässiget werden sollen, da auf derselben so manche Verhältnisse beruhen, in welchen Deutschland mit auswärtigen Staaten, z. B. mit Frankreich, Spanien, Sardinien, dem Pabste, Venedig etc. stehet, und weshalb es an so manchem Kriege Antheil nahm, der einen für seine Verfassung nicht gleichgültigen Frieden zur Folge hatte. Wie grofs dieses praktische Interesse sey, und wie ungebührlich man es nicht selten aus der Acht gelassen habe, beweiset anschaulich theils die *dritte* Abhandlung der vorliegenden Beyträge, theils eine neuere nächstens anzuzeigende Schrift des Vf.: *„Italien und die österreichischen Staaten, insbesondere Wien, zu mehrerer Aufklärung einiger rechtlichen und politischen Verhältnisse. 1797."* — Minder ausführlich zeigt der Vf. II) das *theoretische und hülfswissenschaftliche Interesse*, welches sich am meisten bey dem deutschen Staats- und Lehnrechte, gewissermafsen auch bey der Dogmengeschichte unseres Civilrechts äufsert. Manches Rechtsinstitut kam aus Italien nach Deutschland, und eben so umgekehrt; manches hat sich gemeinschaftlich in Deutschland und Italien unter wechselseitigen Einwirkungen gebildet; mancher Begriff und manche Vorstellungsart beruhet auf der Gemeinschaft zwischen beiden Reichen, oder beziehet sich wenigstens darauf, und manche noch jetzt bestehende Anstalt ist Folge und Handhabungsmittel dieser Verbindung.

Dieses *hülfswissenschaftliche* Interesse des italienischen Staatsrechts wird fortdauern, die cisalpinische Republik mag bestehen oder nicht. Daher ist es auch kein Widerspruch, wenn der Vf. auf der einen Seite zur Bearbeitung des italienischen Staatsrechts aufmuntert, und sich selbst für dasselbe so sehr interessirt; und doch in der so eben erwähnten Schrift, über Italien, den Rath giebt, die publicistische Verbindung zwischen diesem Lande und dem deutschen Reiche, bey Gelegenheit und auf Veranlassung der gegenwärtigen politischen Lage der Dinge, in dem bevorstehenden Frieden gänzlich aufzugeben.

Wird aber das *praktische* Interesse, nach geschlossenem Frieden nicht vielleicht gänzlich verschwinden, oder doch sehr vermindert werden? — Gesetzt auch, dies wäre der Fall, so hätten doch die Bemühungen des Vf. zu keiner gelegeneren Zeit kommen und nicht leicht praktisch brauchbarer seyn können, als sie gerade jetzt, *bey dem bevorstehenden Friedensgeschäfte*, seyn müssen. Nie ist es ja nöthiger, die Lage einer Sache genau zu kennen, als wenn eine Veränderung damit vorgenommen werden soll. Die österreichischen Geschäftsmänner haben zwar die besten Hülfsmittel in den Händen, sich über alles die erfoderliche Belehrung zu verschaffen; woher werden sie aber die Geschäftsmänner der Stunde nehmen? Diejenige Partey, welche die Stände in italienischen Angelegenheiten bisher zu ergreifen pflegten, — *sich dasjenige schlechthin gefallen zu lassen, was das Wiener Kabinet für gut fand*, — war freylich die bequemste; war es aber auch immer die beste? Die Reichsgesetze lassen nicht zweifeln, dafs man die Verbindung mit Italien für wichtig ansah, und die Erhaltung derselben

ben von jeher wünschte; ob und wiefern sie aber auch wünschenswerth sey, ist noch sehr die Frage, die gerade jetzt der sorgfältigsten Prüfung unterworfen werden sollte. Denn gesetzt, sie wäre es nicht; so würde man der den Reichsfrieden unfehlbar erschwerenden Bemühungen, dieselbe so viel möglich in ihrem Bestande zu erhalten, überhoben seyn, und durch eine kluge Aufgebung derselben vielleicht die Erreichung wichtigerer Zwecke befördern, oder doch wenigstens einige negative Vortheile dadurch erlangen können. Wäre sie es aber in der That; so würde man doch wohl zu wissen verlangen, wie grofs der Werth desjenigen sey, was auf dem Spiele stehet? man würde doch wohl zu berechnen wünschen, was Deutschland von dieser oder jener auf sein Italien Bezug habenden Friedensbedingung in der Folge zu hoffen oder zu fürchten habe, um seine Maafsregeln darnach nehmen zu können? Würde nicht, unter andern, auch die Frage entstehen: *Ob nicht diejenigen Länder, welche Oesterreich als Entschadigung für seinen Verlust an Reichslanden, besonders in Italien bekommen wird, als Surrogat dem deutschen Reiche zugewandt werden müssen*, wenn sie es nicht etwa schon sind? Müfste alsdann nicht das italienische Staatsrecht, *selbst nach geschlossenem Frieden*, sowohl in Ansehung etwa noch übrig gebliebener alten Verhältnisse, als auch vorzüglich in Rücksicht der surrogirten, ein verstärktes Interesse bekommen? Erwägt man dieses, so wird man dem Vf. für seine auf das italienische Staatsrecht verwandten Bemühungen Dank wissen, wird Antheil daran nehmen und wünschen, dafs er, auch nach geschlossenem Frieden, in seinen Untersuchungen fortfahren und uns namentlich eine Ausführung über die Frage liefern möge: *was durch die Friedensschlüsse zwischen dem deutschen und französischen Staate, in den vorigen deutschen Reichsverhältnissen, sofern sich dieselben auf Italien bezogen, geändert worden sey?* Wer erinnert sich nicht verschiedener Werke von einem ähnlichen Gegenstande, zu welchen der westphalische Friede Gelegenheit gab? Der Vf. ist ja bekannt mit den gedruckten Hülfsmitteln, hat auch das Glück gehabt, mancher handschriftlichen Urkunden und Actenstücke habhaft zu werden; und was ihm zu einem solchen Werke an Nachrichten noch abgehen konnte, das wird dann, wann die Sache auf dem Reichsfriedens-Congresse verhandelt seyn wird, wahrscheinlich leichter, als bisher, zu erhalten seyn.

Das ziemlich allgemein verbreitete Vorurtheil, als sey es für einen deutschen Publicisten der Mühe nicht werth, von dem italienischen Staatsrechte Notiz zu nehmen, veranlafste uns zu diesen vorläufigen Bemerkungen. Hier nun eine gedrängte Inhaltsanzeige für Leser, in deren Fach dieses so reichhaltige und gerade jetzt einer doppelten Aufmerksamkeit würdige Buch einschlägt.

Dieser erste Band enthält A) eine *Einleitung in das italienische Staatsrecht*, in folgenden 7 Abschnitten: I) *Historisch - literarische Bemerkungen über das Studium des deutsch - italienischen Staatsrechts*. II) *Grundbegriffe über die Verbindung des deutschen und italienischen Reichs*, und über die Verhältnisse zwischen beiden; III) *Folgen* aus diesen Grundbegriffen und zwar sowohl in Rücksicht der verschiedenen *staatsrechtlichen Verhältnisse*, welche sich theils zwischen den unmittelbaren Reichsangehörigen Italiens und deren Unterthanen, theils zwischen den italienischen Territorien unter einander, theils zwischen dem deutschen und italienischen Reiche daraus ergeben; — als auch in Rücksicht der *Abtheilungen* und der *Methode*, welche bey der wissenschaftlichen Behandlung des deutsch - italienischen Staatsrechts zum Grunde zu legen sind. — Diese letzten zwey Abschnitte enthalten den Aufrifs zu einem förmlichen Lehrgebäude des deutsch - italienischen Staatsrechts. Hier nur einige Grundzüge: *das longobardische Königreich bildet noch jetzt einen geographischen Staatsbezirk*, ob man ihn gleich in neueren Landkarten und Erdbeschreibungen vergebens sucht und sogar in den Reichsgesetzen, der Ausdruck: *italienisches*, oder *longobardisches Königreich*, aufser Gebrauch gekommen ist. — *Bestimmung des Umfangs und der Grenzen dieses Staatsbezirks:* der ganze ursprüngliche Flächengehalt des alten longobardischen Reichs, sey *noch jetzt*, als etwas *muthmafslich* Richtiges und Zutreffendes, zum Grunde zu legen. — *Beschaffenheit seiner Bestandtheile:* Reichsallodien; Reichslehen; deren Gattungen; ohne Mitwissenschaft und Zustimmung des Reichs an Auswärtige gekommene reichslehnbare Gebiete. — *Verschiedene Verhältnisse der Besitzer dieser Theile;* Ansprüche auf Souveränität; Adhärenz, womit die kleineren Reichslehen in Italien den grofseren verwandt zu seyn pflegen. (Wie sich ein *reichsritterschaftliches* Gebiet zu dem grösseren Territorium verhält,) worin es liegt?) — *Von einem Grundeigenthume unabhängige Gerechtsame dieses Reichs*, z. B. das kaiserliche Generalcommissariat in der Lombardey; das reichslehnbare Postamt zu Venedig und alle italienische Reichslehen, deren alleiniges Object in einem Rechte bestehet. — *Verhältnifs des italienischen Reichs zu Deutschland:* es ist dem deutschen Königreiche nicht einverleibt, sondern als ein Nebenland von diesem zu betrachten; beide, zwar dinglich, aber höchst ungleich, verbundene Reiche bestehen jedes für sich; zusammengenommen geben sie den Begriff des Reichs in seiner ganzen Summe, oder des *deutschen* Reichs, sofern man eine nähere Bezeichnung von dem Hauptlande hernimmt. — *Oberherrschaft über das italienische Reich:* sie ist zwischen dem Kaiser und den deutschen Ständen getheilt; Beschaffenheit der Vertheilung, theils in Absicht des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und den deutschen Ständen, theils in Absicht der deutschen Stände unter einander: „die Kurfürsten haben über ihre Mitstände, in Absicht auf Italien, ein *grofses* Uebergewicht gewonnen." (Auch ein *rechtliches?*) Von Italien aus ist diese Oberherrschaft durch keine Standschaft eingeschränkt; „bey der grofsten Unumschränktheit der deutschen Oberherrschaft geniefst aber dennoch das italienische Reich, im Ganzen, der grofsten Freyheit, und es zeigt sich hier ein Beyspiel, dafs die Colonie freyer ist, als das Mutterland." —

Geſetze. Geſetzgebende Gewalt. Lehenband. Homagialverhältniſs. (Ueber dieſe Gegenſtände verſpricht der Vf. beſondere Abhandlungen zu liefern.) Als Folgen dieſer Principien bieten ſich nachſtehende Verhaltniſſe im italieniſchen Staatsrechte dar: 1) das Verhältniſs zwiſchen den unmittelbaren Reichsangehörigen Italiens und deren Unterthanen; 2) zwiſchen den Territorien unter einander; 3) zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen Königreiche, ſo fern man beide als für ſich beſtehende Staaten betrachtet. Das *erſte* gründet ſich auf die Verfaſſung der einzelnen Länder, jedoch mit Unterordnung unter das zweyte und dritte Verhältniſs, welches letztere die beiden vorigen beherrſcht. *(Gemeines* und *beſonderes* italieniſches *Territorial-Staatsrecht.)* Der Ausdruck: *ſuperioritas territorialis*, obgleich Staatsacten und Friedensſchlüſſe das erſte Verhältniſs damit bezeichnen, iſt der Sache nicht angemeſſen, wenigſtens nicht in dem Sinne, der dieſem Ausdrucke im deutſchen Reichs- und Territorial-Staatsrechte eigen iſt. — Das *zweyte* Verhältniſs beruhet auf der Verbindung der einzelnen Territorien zu einem einzigen unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte ſtehenden Staate. *(Italieniſches Reichsſtaatsrecht.)* Hierin kommt Deutſchland als Oberherr, und das italieniſche Reich als Inbegriff unterwürfiger Territorien in Betracht, ſo daſs in dieſer Rückſicht Deutſchland *und Italien* den italieniſchen Staat bilden; in anderer Rückſicht aber, ſofern nämlich Deutſchland als Hauptſtaat, und Italien als ein für ſich beſtehender Nebenſtaat betrachtet wird, das geſammte deutſche Reich ausmachen. — Das *dritte* Verhältniſs zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen Königreiche, als für ſich beſtehender Staaten, bildet ein *nachbarſchaftliches Staatsrecht*, in mehr als einer Hinſicht. Hieraus ziehet der Vf. die richtige Schlufsfolge: daſs wenn auch ein deutſches *auswärtiges* Staatsrecht, unter welchem Titel *Moſer* ein bekanntes Werk geliefert hat, an ſich denkbar wäre, das Italieniſche doch nicht dahin gerechnet werden könnte. Ob es aber, wie der Vf. glaubt, das wahre Verhältniſs zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen Staatsrechte erfodere, in der wiſſenſchaftlichen Behandlung jenes neben dieſem, wo möglich, allenthalben in Parallel fortlaufen zu laſſen, darüber möchten wohl viele Methodiſten mit dem Vf. nicht einverſtanden ſeyn; ob ſich gleich dieſe Idee zu einer hiſtoriſch-politiſchen Vergleichung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe im deutſchen und italieniſchen Reiche auf eine lehrreiche Weiſe benutzen lieſse. Uebrigens tadelt der Vf. das Verfahren derjenigen mit Recht, welche einzelne Kapitel des italieniſchen Staatsrechts, mit und neben dem deutſchen abhandelten, aber nicht in dieſer Manier durch das Ganze fortfuhren, ſondern noch einige andere Kapitel in einen Anhang zum deutſchen Staatsrechte brachten. —

(Der Beſchluſs folgt.)

* * *

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Geiſtliche oder Religionslehrer*, das iſt, *compendiöſe Bibliothek alles Wiſſenswürdigen über Religion und populäre Theologie.* 4—11tes Heft. 1795—1798. 8. (jedes Heft 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. No. 320. 1795. No. 168.)

Altenburg, b. Richter: *Sammlung kleiner akademiſcher Schriften über Gegenſtände der gerichtlichen Arzneygelahrtheit und mediciniſchen Rechtsgelehrſamkeit aus verſchiednen Sprachen* überſetzt und herausgegeben von D. *F. A. Waitz.* 1 B. 4 St. 1795. 10 Bog. 2 B. 1 St. 10 Bog. 2 St. 1796. 8 Bog. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. N. 16 u. N. 141.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. *Dresden: Daſs durch eine unvorbereitete Aufklärung und durch die (raſche) Verbreitung neuer und ungewöhnlicher Meynungen unter den verſchiedenen Volksclaſſen mehr geſchadet als genutzt werde;* eine Rede, in der kurf. Ritterakademie zu Dresden — gehalten von *K. Heinr. Ludw. Pölitz*, Prof. d. Moral u. Geſch. 1797. 1 Bog. 8. In Gegenwart des Regenten und angeſehener Militarperſonen war es ohne Zweifel zweckmäſsig, einige Fehler, deren manche *vorgebliche* Aufklärer ſich ſchuldig machen, kurz in Erinnerung zu bringen, in wiefern ſie die Aufklärung ſelbſt nicht treffen. Aufser der *nothigen Vorbereitung zur Aufklärung*, welche in einer durchaus auf Nachdenken und Beſonnenheit hinarbeitenden *Erziehung* gegeben werden ſoll, hätte wohl auch die *Vorbereitung für Erwachſene* berührt werden ſollen, die auf einer ſolchen Verwaltung der Geſetze und Polizeyanſtalten beruht, durch welche die Nation auch durch andere Mittel, als Befehle und Strafen, von bürgerlich ſchädlichen Laſtern und Vorurtheilen abgewöhnt und durch gerechten Schutz und Aufmunterung der Induſtrie in einen Wohlſtand, während deſſen die beſſer organiſirten Köpfe aus allen Claſſen zum reiferen Nachdenken über alles Nützliche und Gute immer gerne einige Stunden gewinnen, erhoben werden kann. Bey manchen Stellen der Rede fiel dem Rec. eine Stelle *Zerrenners* im Schulfreund (XIV. Bändch. S. 69) wieder bey: „es iſt nicht gut, von mehr als *einer* Auf„klärung zu ſprechen. Es giebt weder eine *wahre*, noch eine „*falſche*. Eine falſche iſt *keine*; alſo iſt auch das Beywort *wahr* „müſsig. Eine *ſchädliche* Aufklärung iſt gleichfalls ein Unding. „Aufklärung iſt immer gut; ſo wie der Aufgeklärte auch *gut* „iſt. Iſt er das letzte nicht, ſo iſt er auch nicht das erſte. „S. Joh. 8, 12. 32. Man kann bey dieſer delicaten Sache nicht „allzu genau ſeyn, um nicht den Haſſern der Aufklärung Blöſsen „zu geben und in ihr unbeſtimmtes Geſchwätz darüber einzu„ſtimmen." Daſs dieſes der Redner nicht zu thun im Sinn hat, bezweifelt Rec. ganz und gar nicht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Januar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zum Reichsstaatsrechte Welscher Nation*, von Dr. *J. A. L. Seidensticker. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der IV. Abschnitt enthält *Beyspiele von Hintansetzungen des italienischen Staatsrechts bey einzelnen Gelegenheiten*, in so fern sie sich in dem geringen Antheile zeigten, welchen die deutschen Publicisten an den wichtigsten Ereignissen in dem italienischen Reiche genommen haben. — Ungeachtet hier schon eine ziemliche Anzahl von Belegen geliefert ist, welche die Klage über die gar grosse Vernachläfsigung des italienischen Staatsrechts hinlänglich rechtfertiget; so liefse sich doch dieses Register von Unterlassungssünden der Publicisten noch sehr vermehren. (Man vergleiche z. B. Fabers Staatskanzelley, Th. 6, Kap. 9, S. 554. ff. Th. 13, Kap. 16, S. 544. ff. Th. 42, Kap. 12, S. 735.) — Im V. Abschnitte findet man *Vorschläge, was zunächst zur besseren Bearbeitung des italienischen Staatsrechts geschehen müsse.* 1) Abfassung einer möglichst vollständigen *Literatur* des italienischen Staatsrechts. In dem vorliegenden Werke trifft man allenthalben auf Spuren, dafs der Vf. zu diesem Behuf wenigstens schon viele Materialien gesammelt haben mufs, deren Verarbeitung ihm das Publicum gewifs Dank wissen würde. In Rücksicht der „*möglichen Vollständigkeit*“ und seiner eigenen davon gemachten Beschreibung, geben wir jedoch zu erwägen, dafs freylich sehr viele Kapitel, welche in einer Literatur des deutschen Staatsrechts, im engeren Sinne, nicht fehlen können, wegen der zwischen Italien und Deutschland bestehenden staatsrechtlichen Gemeinschaft, auch zur Literatur des italienischen Staatsrechts gehören, z. B. die Schriften, die das deutsche Staatsrecht im Ganzen betreffen, die einzelnen Abdrücke, Sammlungen und Erläuterungen der Reichsgrundgesetze, die Bücher, worinn darauf Bezug habende öffentliche Verhandlungen, desgleichen auch andere Urkunden und Staatsschriften etc. gesammelt sind, u. s. w. Da sich aber Deutschland und Italien wie Hauptstaat und Nebenstaat zu einander verhalten, folglich das italienische Staatsrecht die Bekanntschaft mit dem Deutschen voraussetzt, dem die schätzbare *Pütterische* Literatur, nebst *Klüber's* Ergänzungen und Fortsetzung, gewidmet ist: so möchte es nicht sowohl auf eine *in sich selbst* möglichst vollständige Literatur des italienischen Staatsrechts, als vielmehr auf die blofse *Ausfüllung* einer freylich nicht unbeträchtlichen Lücke, mithin darauf hauptsächlich anzulegen seyn, dafs nächst der allgemeinen Culturgeschichte dieses Fachs, nur über die den italienischen Staatsverhältnissen zunächst und ausschliefslich, oder doch vorzüglich gewidmeten Schriften, *Special-Revüe* gehalten, in Rücksicht der übrigen aber auf die hier als herrschend eingreifende Literatur des Staatsrechts vom Hauptlande, mit etwanigen Ergänzungen und Berichtigungen derselben, verwiesen, und blofs auf den besonderen Werth, den ein und anderes darinn blofs aufgeführtes oder auch näher kenntlich gemachtes Werk, in Beziehung auf das *italienische* Staatsrecht hat, Aufmerksamkeit erregt würde. — 2) *Vorbereitung der gedruckten Quellen und Hülfsmittel zum leichteren und bequemeren Gebrauche.* Der Vf. wünscht, dafs sich ein zweyter *Moser* der Verfertigung eines Real-Repertorii unterziehen und die vorhandenen Materialien, *nach dem Objecte*, zusammenstellen möge. — 3) *Bekanntmachung der noch in Menge vorhandenen ungedruckten Hülfsmittel.* Zu der Ausführung des von dem Vf. gezeichneten Plans zu einer Entdeckungsreise, gehört fast mehr noch, als der Enthusiasmus eines *Colon*, oder *Howard*. Die Archive der italienischen Reichsangehörigen; die Reichsarchive zu Mainz, Regensburg und Wien; die Registraturen des Reichshofraths, der Reichsvicariats-Hofgerichte, der kaiserlichen Plenipotenz und des Reichsfiscalats in Italien; das Archiv des italienischen Erzkanzlers, gewissermafsen auch die reichskammergerichtliche Leserey und das österreiche Haus-Archiv, sind allerdings mehr oder minder reichhaltige Magazine oder Materialien zur inneren Ausbauung des von dem Vf. errichteten Gebäudes: aber wo ist der Mann, der die Zeit, und was noch mehr sagen will, der die Geduld hätte, nicht blofs an einem oder dem andern, sondern an *allen* diesen Orten, vorausgesetzt, dafs ihm nirgends der Zugang versperrt würde, dasjenige zu thun, was sich zu diesem Behuf thun liefse? Doch der Vf. meynte auch wohl nicht im Ernst, diesen Reiseplan einem *einzelnen* Manne anzuempfehlen; er wollte wahrscheinlich nur auf diese Acten-Niederlagen aufmerksam machen, um diejenigen, welche zu einer oder der andern Zutritt haben, oder erlangen können, zu veranlassen, ein ihren Umständen angemessenes Contingent zur Cultur des italienischen Staatsrechts zu stellen. Zu desto mehrerer Aufmunterung hierzu dienet der VI. und VII. Abschnitt, worinn der Vf. das vielseitige *Interesse einer besseren Bearbeitung dieser Doctrin* umständlich und überzeugend auseinander setzt. mehrere *Beyspiele von Irrthü-*

Irrthümern und Misgriffen, wozu die Unkunde derselben verleitete, beybringt, und es besonders den Publicisten zu Wien gewissermafsen zu einer Ehrensache macht, die von den Reichshofräthen *Gerzweiler*, *v. Andler* und *v. Senkenberg* eingeschlagene Bahn weiter zu verfolgen.

B. Der *zweyte* Bestandtheil dieser Beyträge ist ein *chronologisches Verzeichniss von reichsgerichtlichen Beschlüssen und Gutachten in italienischen Sachen*. Durch diese überaus mühsame Zusammenstellung, schon gedruckter reichshofräthlichen Beschlüsse und Gutachten in Italienischen Sachen, welche der Vf. *den Rubriken nach*, mit jedesmaliger Verweisung auf das Buch, wo das Weitere nachzulesen ist, mit Beobachtung der Zeitfolge registrirt, und zu diesem Behufe 27 namhaft gemachte, aus mehr als vierthalb hundert Bänden bestehende, Werke durchgesehen hat, ist die Benutzung der Hülfsmittel, zum Besten der Wissenschaft schon sehr erleichtert worden. Zugleich entdeckt sich bey dem Durchgehen dieses Repertoriums, in welchen Sachen die Oberherrschaft des deutschen Reichs im italienischen Königreiche noch jetzt in Thätigkeit ist, welches sich jedoch noch besser übersehen lassen würde, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, die in seinem aus 723 Numern bestehenden Verzeichnisse beobachtete chronologische Folge, einer Absonderung nach Verschiedenheit der Objecte unterzuordnen. Dankenswerth ist indessen schon die Genauigkeit und Vollständigkeit, deren er sich hier befliffen hat. In Rücksicht der letzteren, wüfsten wir nur folgende Schriften nachzuweisen, woraus es hätte bereichert werden können: *Franc. Irenici colleg. jur. publ.*; — *H. C. de Senkenberg tract. de imp. Germ. jure ac possess. in Genua Liguslica.* — *Expositio rationum pro Reg. Celsit. Petri Leopoldi, M. Duc. Hetruriae, ut aboleatur resolutio de* 1787, *concernens ea, quae aliena sunt ab auctoritate consilii aulici.* Florentiae, 1788. 4. Auch ist seit Erscheinung dieser Beyträge noch einiges, z. B. in v. *Berg* Magazin abgedruckt, was dem Vf. nicht entgangen seyn wird.

C. Die *dritte* und letzte Abhandlung dieses ersten Bandes, *von dem Nutzen, welchen ein deutscher Kaiser aus dem Consolidationsrechte, in Absicht der italienischen Reichslehen, für sein Haus zu ziehen pflegt*, trägt vieles zu näherer Kenntnifs des österreichischen Systems in Italien bey. Unter andern enthält sie auch zureichende Data, aus welchen sich ein Ueberschlag machen läfst, wie hoch sich, bey dem wahrscheinlichen Verluste von Reichslanden in Italien, der Verlust des Kaisers, als Kaisers, belaufen werde, wenn man annimmt, dafs er ein Prinz des österreichischen Hauses ist. Freylich sind die Nutzungen, die ein Kaiser, als solcher, von Italien beziehet, bey weitem nicht mehr von dem Belange, wie ehedem; indessen liefert diese Abhandlung einen einleuchtenden Beweis, dafs die deutsche Kaiserwürde, auch in neueren Zeiten, vorzüglich wegen Italien, ungeachtet dessen in der kaiserlichen Kanzelley-Titulatur nicht einmal Erwähnung geschiehet, doch weit einträglicher war, als von vielen geglaubt wurde. Am ergiebigsten war die Lehenherrlichkeit, die man hier ganz anders als in Deutschland zu nutzen wufste. Mit Sachkenntnifs, Wahrheitsliebe und anständiger Freymüthigkeit schildert der Vf. die Art und Weise, wie man dabey zu Werke gehet, und belegt seine Aeufserungen allenthalben mit erläuternden Beyspielen, die derjenige, den folgende Stelle interessirt, nicht ungelesen lassen wird. „Stirbt eine Familie aus, ist etwas zu confisciren, oder ereignet sich auf irgend eine andere Art ein Consolidations-Fall, so wird nicht an die Dürftigkeit des deutschen Reichs, und an den gutgemeynten Plan der Reichsgesetze, den kahlen römischen Adler von neuem zu befiedern, gedacht. Ein solcher Gedanke wird höchstens der Wahlcapitulation, oder einem brandenburgischen Votum auf dem Reichstage, oder auf einem Wahltage überlassen. Das kaiserliche Haus weifs einen vortheilhafteren Weg für sich einzuschlagen. Es läfst sich, bald mit Einstimmung, bald mit Widerspruch, bald auch ohne Befragen des Reichs, mit dem, was eröffnet wird, belehnen. Stehet etwas erst noch auf den Heimfall, so werden schon Anwartschaften von ihm gesucht. Es setzt sich auch wohl, ohne nur eine Belehnung zu nehmen, unmittelbar in den Besitz, und giebt sich das Ansehen, als wolle es, nach der Vorschrift der Wahlcapitulation, eine Besitzung nicht wieder verleihen, sondern zum deutschen Reiche schlagen, rückt sich aber selbst sogleich in die Stelle des deutschen Reichs. Wird einmal ein Fremder belehnet, so mufs er die Belehnung bald theurer, bald wohlfeiler bezahlen, oder er bekommt sie als eine Belohnung für seine Verdienste um das kaiserliche Haus. Die Erlassung der Confiscation wird dem Strafsälligen, und das Successionsrecht den unschuldigen Stammsvettern als eine Gnade verkauft, und die Kauf- oder Vergleichsgelder werden der kaiserlichen Kammer berechnet. In allen Fällen ist das Resultat, dafs das kaiserliche Haus Geld oder Land gewinnt.“ Mit gänzlicher Uebergehung der zahlreichen Belege, welche der Vf. mit historisch-diplomatischer Treue und Genauigkeit beybringt, wollen wir nur noch die von ihm bemerklich gemachten Mafsregeln in gedrängter Kürze erwähnen, deren man sich zu bedienen pflegte, um diese Quelle für sich desto ergiebiger zu machen. Aufser dem, dafs man dem deutschen Reiche allen Mitgenufs an derselben verweigerte, es so viel möglich von aller Mitwirkung, bey Wiederverleihung oder Einziehung italienischer Lehen, ja sogar von der Mitwissenschaft in den dahin gehörigen Angelegenheiten auszuschliefsen suchte, trachtete man auch die Rechte der Agnaten in Italien viel weiter zurückzusetzen, als es in Deutschland geschehen darf. Eben dahin gieng der Zweck mancher feiner berechneten und entfernter wirkenden Verhaltungsregel, z. B. dafs man alle Verbindungen und Verhältnisse der italienischen Reichslehen zu verhüten suchte, wodurch das Consolidations-Recht weiter hinausgesetzt oder beschränkt werden konnte; dafs man alle Versehen und Vergehungen der italienischen Vasallen, so viel als möglich, zu Lehnsfehlern machte; mit

mit Beſitzergreifung und Sequeſtration, wo es nur immer den Anſchein zu einem Lehnserwerbe für den Fiscus hatte, gleich bey der Hand war; daſs man ſich bemühete, die Feudalität der italieniſchen Reichslehen, der Regel nach, aufrecht zu erhalten, ſie zu erweitern, und gegen die Allodialität zu begünſtigen; zu welchem Ende man Exemtionen zu verhüten, Reunionen und Redintegrationen zu verſuchen, die Lehen bey dem Debitweſen der Vaſallen möglichſt zu ſchonen, den Satz, als ſey im Zweifel nicht für die Allodialität, ſondern vielmehr für die Lehnbarkeit zu vermuthen, geltend zu machen, Allodien *in* Lehen zu verwandeln, und das Princip aufzuſtellen ſuchte, daſs bey Belehnungen, *ex nova gratia*, das *gemeine* Lehnrecht zur Richtſchnur angenommen werden müſſe. So ſehr man aber auf der einen Seite die Lehnbarkeit zu erhalten und auszubreiten ſtrebte; ſo zeigt ſich doch auf der andern, daſs man eben dieſe Lehnbarkeit, ſobald es dem kaiſerlichen *Hauſe* zum Vortheile gereichte, eben ſo ſehr *vernachläſſigte*, welches vorzüglich alsdann der Fall war, wann ſich entweder ſolche Lehen ſchon in den Händen dieſes Hauſes befanden, oder wenn man den bevorſtehenden Conſolidations-Fall, wegen anderer, dem kaiſerlichen Intereſſe wichtigerer, Rückſichten, nicht in Betrachtung zog. So wurde von Seiten der Kaiſer den Grofsherzogen von Toscana nicht einmal *zugemuthet*, die Belehnung wegen ihrer Reichslehen zu nehmen; wie denn Joſeph II., als der Reichshofrath einen gutachtlichen Antrag darauf machte, die, in anderem Betracht, nicht unebene Antwort darauf gab: „mein Bruder wird in Nehmung der Lehen der erſte nicht ſeyn; gehen aber andere Stände voran, ſo wird er auch der letzte nicht ſeyn.“ So wurden auch manche der Reichslehnbarkeit nicht vortheilhafte *Veräuſserungen* an Mächtigere geſtattet, ſobald nur der Mächtigere entweder ein Prinz des öſterreichiſchen *Hauſes* war, oder die Geſtattung des Erwerbs, als ein Abfindungsmittel zwiſchen Oeſterreich und dem neuen Erwerber benutzt werden konnte; anderer von dem Vf. mit urkundlichen Belegen jedesmal beſtärkten Wahrnehmungen über die Benutzungsart des italieniſchen Reichslehnsnexus zu geſchweigen. Anſtatt einer ausführlicheren Anzeige, dieſer und anderer, obgleich wenig in Umlauf gekommenen, und noch gar nicht unter einen Geſichtspunkt zuſammengeſtellten Bemerkungen, beſchlieſsen wir dieſe Anzeige mit einer Stelle dieſer trefflichen Abhandlung, die ein vorzügliches Intereſſe hat, und keines Auszugs fähig iſt: „alle die Stellen der Wahlcapitulation, heiſst es, S. 380., wodurch das Reich ſich ſeine Lehnherrlichkeit in Italien hat ſichern wollen, werden nur zur Hälfte, *in ſo fern ſie nämlich der Kaiſer nicht gegen ſich ſelbſt und ſein Haus anwenden ſoll*, ihres Zwecks nicht verfehlen. Und zwar iſt das hier ziemlich eben ſo viel, als würden ſie ihres Zwecks ganz und gar verfehlen. Denn nur zur Aufrechthaltung der Reichslehnrechte, *gegen das öſterreichiſche Haus*, bedurfte es einer beſonderen Empfehlung und Einſchärfung in der Wahlcapitulation. Gegen alle übrigen Eingriffe, von dieſer Seite, das Reich zu ſchützen, bringt ſchon das eigene Intereſſe des öſterreichiſchen Hauſes mit ſich; und ſelbſt die neueſte Erfahrung ſcheinet zu lehren, daſs in dieſer Rückſicht eher etwas zu viel, als zu wenig geſchehe. — Wo es aber dem Haus-Intereſſe des Kaiſers gemäſser iſt, den Lehnsnexus zwiſchen Deutſchland und Italien fortzuſetzen, als ihn aufzuheben; da muſs ihm eine Aufmunterung zur Erhaltung dieſes Bandes, von Seiten der deutſchen Stände, eher angenehm als unangenehm ſeyn. Die ihn aufmuntern, haben es ſich dann ſelbſt beyzumeſſen, wann ſie in die italieniſchen Händel des Kaiſers hineingezogen werden, damit dieſer ſeine ihm durch die Wahlcapitulation auferlegte Pflicht erfülle, und dasjenige erhalte, was doch am Ende nur dem kaiſerlichen Hauſe zu Gute kommt.

Männern, welche ſich für das italieniſche Staatsrecht intereſſiren, werden auch die, in *Girtanner's* politiſchen Annalen einzeln abgedruckten Abhandlungen des Vf. dieſer Beyträge, nicht entgangen ſeyn; nämlich 1) *Ueber die italieniſchen Lehns-Deſignationen*; 2) *Ueber den ſardiniſchen Reichslehnsnexus*; 3) *Ueber die Verpflichtung der italieniſchen Reichsvaſallen an den Laſten des Reichskriegs Theil zu nehmen*, welchen wir, in einer baldigen Fortſetzung dieſer inhaltsreichen und nützlichen Beyträge ihren noch ſchicklicheren Platz wünſchen. Das Schickſal des deutſchen Italiens ſey auch welches es wolle; ſo gewinnt die Wiſſenſchaft durch die Bemühungen des Vf., dem der Beyfall derjenigen, die für die Cultur eines zwar noch unangebaueten, aber gewifs nicht undankbaren Bodens, Sinn oder Beruf haben, gewifs nicht entſtehen wird.

GESCHICHTE.

Paris, b. Quillau: *Origines Gauloiſes, celles des plus anciens peuples de l'Europe, puiſées dans leur vraie ſource:* ou, *recherches ſur la langue, l'origine et les antiquités des Celto-Bretons de l'Armorique, pour ſervir à l'hiſtoire ancienne et moderne de ce peuple, et à celle des François.* Par le citoyen *La Tour d'Auvergne — Corret*, Capitaine d'Infanterie. An Vme de la république. 340 S. 8.

Die Etymologiſirſucht muſs anſteckend ſeyn. Nach ſo vielen ſeiner Vorgänger kommt nun wieder einer aus Nieder-Bretagne, welcher bey weitem den gröſsten Theil der Europ. und Aſiat. Völker in Contribution ſetzt, und ſie nöthigt, die Kelten als ihre gemeinſchaftlichen Stammväter zu erkennen. Daſs er die Bewohner ſeines Vaterlands für Kelten hält, iſt ſehr natürlich und wahr; alles Dankes werth, daſs er uns mit einigen Eigenheiten dieſer Ueberbleibſel bekannt macht: ſie tragen noch die alten Fludderhoſen *(bragou)*, verheirathen ſich nicht mit Fremden, haben dickere Schädel als andere Menſchenkinder. Noch intereſſanter ſind andere Nachrichten dem Geſchichtforſcher, und würden es noch mehr ſeyn, wenn beſſere

Kenntniſſe und mindere Flüchtigkeit ſtrenge Unterſuchung erlaubt hätten. Dahin gehört die aus eigner Erfahrung gemachte Bemerkung, daſs die Sprache der *Biscayer* radical von der ſeinigen verſchieden ſey; der *Arragonier* hingegen an den Ufern des Ebro noch viele auffallende Aehnlichkeiten in Sprache, Sitten und Kleidung mit dem Bewohner von Bretagne dem Beobachter darbiete. Der Vf. ſtund nach ſeiner Verſicherung als Officier bey der Pyrenäen-Armee, und wurde auf der Rückkehr zur See von den Engländern gefangen. Dadurch entſtehen denn wieder einige gute Vergleichungen über die auffallende Aehnlichkeit der Sprache von Wales und Nieder-Bretagne.

Aber alles dies wird Kleinigkeit gegen die von dem Vf. gemachten Entdeckungen ganz anderer Art. Nach ihm ſind unwiderſprechlich die Maſſageten, Scythen, Slaven, Deutſche etc. nichts als Zweige der Keltiſchen Mutter; und er beweiſt ſeinen Satz durch Ableitungen, gegen die ſich ſchlechterdings nichts einwenden läſst, wie es unſere Leſer gewiſs aus etlichen Beyſpielen einleuchtend finden werden. Die Maſſageten hatten den Namen von ihrem Gewehre der Keule, die Umbrier in Italien bedienten ſich der nämlichen Waffen, die Bewohner von Nieder-Bretagne kennen beynahe keine andern als die Keule. Alſo iſts erwieſen, Maſſageten und Umbrier ſind Theile der Kelten. S. 36. Die Spartaner hatten einen dickern Hirnſchädel als andere Griechen, weil ſie ſich mit den Celto-Scythen vermiſchten, S. 192. Die Gothen ſind natürlich auch Kelten, denn in des Vf. Landesſprache heiſst *Cotz die Alten*. Dabey citirt er den Strabo, denn Geten und Gothen gelten ihm gleichviel. S. 196. Die Sacae hinter dem Kaſpiſchen Meere haben unſtreitig ihren Namen vom Bretaun, *Sack* (Sagum); folglich die *Saxen* von *Sag-ſohns* (Sacarum filii). S. 198. Die Dänen erhalten nach ihrer Reihe ebenfalls die Ehre Keltiſcher Ableitung: *Den* ein Mann, *March* ein Pferd; alſo ein Mann zu Pferd; Pferde giebt es ja in Dänemark. Es verſteht ſich, daſs die *Markomannen* Männer zu Pferd, und *Markgraf* einen General der Cavallerie bedeuten. Unſer uralter Stammvater *Thuiscon* hätte ſichs wohl in ſeinem Leben nicht vermuthet, daſs ſeine grundrichtige Ableitung von *Tithea* der Göttin mit den groſsen Brüſten herkomme; ſo wenig als es irgend einem Geſchichtskundigen einfallen wird, daſs der kleine Fluſs *Allio* in der Nähe von Rom durch Hn. *La T.* um die Ehre gebracht werden ſolle, der berühmten Niederlagen der Römer durch die Gallier den Namen gegeben zu haben. Hier erfahren wir, daſs *Allienſis dies* aus dem Bretann. von *Alliens* ein Fremder müſſe abgeleitet werden. — Es wäre wohl der Mühe werth, noch Proben anzuführen, wie ſchön der Vf. die alten Claſſiker citiren kann, denn er macht wider die Gewohnheit ſeiner Landesleute Noten unter den Text, hin und wieder auch Noten ohne Text; oder die Deutſchen durch ihn zu belehren, daſs viele *Keltiſche* Geſange in einem *Erſiſchen* Gedichte Namens *Edda* enthalten ſind; oder Proben von dem ſchönen Latein zu geben, das er zuweilen in ſeinen Vortrag als koſtbare Blumen aus eigner Hand verwebt, z. B. *Hungaria ſic dicta ab Hunnibus:* aber auch des Guten kann man zu viel thun.

* * *

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Leipzig, b. Cruſius: *Ueberſetzung und Erklärung der gewöhnlichen Epiſteln und Evangelien an allen bey uns üblichen Sonn- und Feſttagen, mit Benutzung* und Anführung der vorzüglichſten ältern, beſonders neuern Bibelausleger, ausgearbeitet und mit kurzen aus dieſen Abſchnitten hingeleiteten praktiſchen Sätzen begleitet von M. *Traugott Aug. Seyffarth.* 5ter Heft. 1795. 298 S. 6ter Heft. 1796. 306 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 328. 1796. Nr. 146.)

Dresden, in d. Gerlachiſchen Buchhandl.: *Chriſtenthum, Vernunft und Menſchenwohl, eine Zeitſchrift,* herausgegeben von *J. G. Lehmann.* 2ter Band. — Auch unter dem Titel: *Die chriſtliche Glaubenslehre unterſucht nach ihrer Vernunftmäſsigkeit und beſeligenden Kraft.* 2ter Band. 1795. 435 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 252.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Halle*, b. Dreyſsig: *Die kleine Färberinn, oder Anweiſung Wolle, Seide und Leinewand zu färben. Nebſt Unterricht, wie man auf Seide und Leinewand Oelfarben druckt.* 80 S. 8. Der gröſste Theil dieſer kleinen Schrift iſt, ohne daſs es von dem Herausgeber bemerkt worden, aus dem, im Jahre 1768. herausgekommenen, aus dem Däniſchen überſetzten: *Neuen Färbebuch, oder kurzer Unterricht, Wolle, Seide und Leinewand zu färben* u. ſ. w. ausgezogen, und wörtlich abgedruckt, — das übrige aus andern Färbebüchern, und aus dem Magdeburgiſchen Kochbuche, hinzugefügt worden. Wie man aus dem Ganzen gewahr wird; ſo iſt das Büchlein für Hausmütter beſtimmt, und für dieſe ſind auch die darin befindlichen Vorſchriften gröſstentheils zweckmäſsig. — Nur möchten wir dieſen Hausmüttern nicht anrathen, eine Kupe von zwey Pfunden Indig anzuſtellen! Dieſe Operation erfodert geübtere Hände, und Meiſter der Kunſt. Bey der Vorbereitung die Seide zu färben, wird unter N. 47. alles noch einmal geſagt, was ſchon bey N. 28. geſagt worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Köhler: *Sam. Frid. Nath. Mori — — super Hermeneutica Novi Testamenti Acroases academicae.* Editioni aptavit, praefatione et additamentis instruxit *Henr. Carol. Abr. Eichstädt*, Philos. Doctor et Prof. extraord. in academia Lipsiensi (jetzt: Philos. Prof. ord. in acad. Jenensi), *Volumen primum.* 1797. die Vorrede 68, das übrige 336 S. gr. 8.

Aus dem ganzen Nachlafs von Vorlesungen des verewigten *Morus* war unsere Erwartung am meisten auf diese Hermeneutischen gerichtet. Dies war das Fach, wozu er ganz vorzügliche Talente, Kenntnisse und Beruf, wovon er auch in seinen trefflichen Abhandlungen über den Unterschied des Sinnes und der Bedeutung, über Allegorie, und anderen ähnlichen, musterhafte Proben geliefert hatte; und es konnte nicht anders als sehr anziehend für den Liebhaber des biblischen Studiums sowohl, als für den Verehrer seiner besondern exegetischen Schriften seyn, die Grundsätze weiter entwickelt zu finden, nach welchen er sich zu einem so guten Ausleger gebildet hatte. Freylich blieb es noch zweifelhaft, wie weit *er in Vorlesungen*, wo man eigentlich Anfänger in einer *Wissenschaft* belehren will, und wo man eben so wohl durch die verschiednen Fähigkeiten und den Geschmack der Zuhörer als durch die Kürze der Zeit beschränkt wird, sich hatte ausbreiten, und wie weit er diese Grundsätze bis in ihre feinern Theile verfolgen, oder sich auf philosophische Entwicklung einlassen wollen. Aber hoffen konnte man, doch Etwas dieser Art zu finden, hauptsächlich, wie weit er und ob mehr durch Lesen guter Schriftsteller und dabey angestellte Beobachtung, oder durch Nachdenken über die Natur der Sprache, er *der* Ausleger, der er war, geworden sey; wenigstens mufste man hier die Grundsätze seiner Auslegungsart mehr beysammen antreffen, und ihren Zusammenhang übersehen können, als bey seinen Erklärungen besonderer Bücher, oder ihrer Stellen, wo sie nur einzeln oder zerstreut erschienen. Dies wird sich hernach zeigen, wenn wir erst etwas über die Gestalt gesagt haben, in der sie der Herausgeber ans Licht treten läfst.

So manche Freyheit sich auch dieser dabey erlaubt hat, die nur der kleinliche, wir möchten sagen, buchstäbliche Schüler oder Verehrer des sel. Morus mifsbilligen kann: so kann man doch bey einem eben so verständigen als warmen Verehrer desselben, der noch dazu dessen engstes Vertrauen im täglichen Umgang mit ihm genofs, mit vollem Rechte die gewissenhafteste Treue erwarten. Wie Morus selbst bey seinen Vorlesungen nicht immer wörtlich oder Paragraphenweise *Ernesti's* Buch seinen Zuhörern vorerklärte, sondern das Unbedeutendere abschnitt, und das Zerstreute auf die schicklichste Art in Ordnung und Zusammenhang stellte, um die bessere Uebersicht und die Aufklärung des einen durch das andere zu befördern: so verfährt auch sein würdiger Schüler, Hr. *E.* mit Wahl und Einsicht. Er legte das seinem Lehrer Nachgeschriebne von zwey verschiednen Jahren, 1785 und 1791, zum Grunde, hob es daher, wo es am deutlichsten gesagt und erläutert war, aus; liefs unnöthige Wiederholungen und das, was M. nur der gegenwärtigen Zuhörer wegen, so wie dasjenige weg, was er unrichtig oder nicht genau gesagt hatte, so weit es, ohne den Zusammenhang und die Hauptsachen zu stören, wegbleiben konnte; suchte, wo Morus Vortrag sich nicht gleich zu seyn schien, ihn mehr zu glätten und zu ründen; flocht, wo es nöthig war. *Ernesti's* commentirte Worte, mit Anzeige der §§. seines Buchs, gleich ein; theilte die Abschnitte und Paragraphen, der Deutlichkeit wegen, in kleinere und bestimmtere Abschnitte und setzte ihren Hauptinhalt darüber; seiner eigenen Zusätze jetzt nicht zu gedenken. Hiedurch hat das gegenwärtige Buch unstreitig zugleich an Kürze, an Bestimmtheit, an Deutlichkeit, an Ordnung und selbst an Gleichheit des Vortrags sehr gewonnen, und Hn. *E.* lateinischer Ausdruck ist so gut, dafs sich Morus nicht schämen dürfte eben so geredet zu haben.

Doch zu *Morus Vorlesungen* selbst! — M. hat, wie gesagt, manches aus der Ernestischen *Institutione*, über die er die Hermeneutik des N. T. vortrug, weggelassen, oder es wird wenigstens manchen, so scheinen, zumal wenn sie bemerken, dafs eines der wichtigsten Kapitel, das ganze zweyte der ersten Section des ersten Theils, *de verborum generibus et vario usu*, fehle. Aber es scheint nur so; denn die darin enthaltnen Sachen selbst sind anderwärts, z. B. bey der Lehre von den Tropen und Emphasen, untergebracht. Bisweilen wird man sie doch lange suchen müssen, und es würde wenigstens zur Bequemlichkeit der Leser gereicht haben, wenn Hr. *E.* mit wenig Worten die Weglassung oben gedachten Abschnitts, und die Stellen angezeigt hätte, wo diese übergangnen Sachen eingeschaltet sind; auch hat er aus dem Ernestischen Buche bald die §§. des Kapitels, das eben erläutert wird, und die des weggelafsnen Abschnitts citirt, welches den Leser oft verlegen macht, wo er

das citirte ſuchen ſoll. Daſs Etwas von Belange, was Erneſti geſagt hatte, übergangen wäre, erinnern wir uns nirgends bemerkt zu haben.

M. Vorleſungen ſind wirklich ein ſehr ſchätzbarer Commentar über Erneſti's Lehrbuch; man mag auf die meiſtens wohlgewählten Beyſpiele ſehen, womit er die Regeln erläutert und gleich ſie anzuwenden lehrt, oder auf die weitere Ausführung der Sachen und Regeln ſelbſt. Jene geben zugleich manche angenehme Aufſchlüſſe über einzelne Stellen, worüber man gern die Meynung eines ſo guten Auslegers hörte. Schöne Erläuterungen der Sachen, die Erneſti nach ſeinem eingeſchränkten Zwecke mehr nur berührt hatte, findet man hier öfters, z B. über Scholien und Scholiaſten S 111 f., über Gloſſen und Gloſſarien S. 116 f., über die Erklärung des Sprachgebrauchs bey einem Schriftſteller aus der Zeit und dem Volk, wo er gelebt hat ſowohl, als aus ſeinem ſchriftſtelleriſchen Charakter S. 134 f., über die grammatiſche Analogie und die Analogie mehrerer Sprachen S. 170 f. wo wir nur die Vorſichtigkeitsregeln bey deren Gebrauch nicht vollſtändig genug und zu wenig beſtimmt angegeben fanden, wie bey dem darauf erwähnten Gebrauch des *ſenſus communis;* desgleichen über die Reinigkeit des griechiſchen Ausdrucks, und der ſich dem Ausdruck im N. T. mehr nähernden Gräcität des Polybius und anderer ſpätern Schriftſteller S. 195 f. und 239 f. Häufig ergänzt und verbeſſert er auch den Erneſti, wie: bey dem Unterſchied zwiſchen Bedeutung und Sinn der Wörter, bey dem Parallelismus der Theile einer Rede, über die Art den Zweck einer Rede und der dabey zu beobachtenden Vorſicht, über Synonymen und deren gegründeten oder willkürlichen Unterſchied u. dgl. Zwar erwarteten wir mehrmal noch mehrere ſolche Berichtigungen und Zuſätze, nicht nur über ſolche Punkte, die erſt neuerlich mehr in Unterſuchung gekommen ſind, und wozu M. weniger Veranlaſſung in der Zeit fand, wo er dieſe Vorleſungen hielt, ſondern auch da wo Erneſti's Buch ſelbſt ihm die Gelegenheit darbot, wie z. B. S. 292. bey der ſehr ſchwankenden und nur halb wahren Regel: alsdann müſſe man ein Wort *eigentlich* nehmen, wenn eben daſſelbe Wort überall von eben derſelben Sache gebraucht werde (wonach alſo *wiedergeboren werden* und andre eigenthümliche Tropen des neuen Teſtaments nicht würden uneigentlich verſtanden werden müſſen). Nur ſelten ſcheint M. Erneſti's Meynung miſsverſtanden oder ihr ohne Grund widerſprochen zu haben. So ſagt E. ganz recht: die Wörter hätten ihre Bedeutung nicht an ſich, denn ſie wären keine natürliche und nothwendige Zeichen der Sachen, ſondern die Verbindung gewiſſer Begriffe mit den Wörtern hänge von dem Belieben der Menſchen und der Gewohnheit ab. M. beſtreitet dies 1) damit, daſs es doch ganz natürliche Töne für gewiſſe Sachen gäbe, wie alle Ausrufungen und den Schall der Sachen nachahmende Wörter (ὀνοματοποιούμενα) beweiſen. Dies ſind denn aber doch nur einige wenige, und nur da, wo die bezeichnete Sache etwas Hörbares war; und ſelbſt bey dieſen wenigen war der Ton gewiſſermaſsen willkürlich, wie die verſchiedne Bezeichnung ebenderſelben Sachen in verſchiednen Sprachen beweiſet, wo *Heach; ουαι, ehen, o weh! helas!* eben daſſelbe ausdrückt, ſo wie נבח, *latrare, bellen* etc. ſehr verſchiedne Töne ſind, bey welchen ſich der Hebräer, der Lateiner und der Deutſche gerade eben die Sache denkt. 2) Es müſſe doch eine Urſache ſeyn, warum man bey Einführung einer Sprache dieſe und keine andre Benennung gebraucht habe. Aber dieſe iſt nicht gerade in der Natur der Sache zu ſuchen, ſondern in der Natur der Sprachorgane, oft auch in ſehr zufälligen Umſtänden, die bey der Erſcheinung der zu benennenden Sache vorkamen. So tadelt er ihn auch S. 251. daſs er die Zeugniſſe griechiſcher Kirchenväter gebraucht wiſſen will, die eignen Bedeutungen zu finden, welche die Schriftſteller N. T. mit gewiſſen Wörtern verbunden haben; denn dieſe, meynt M., bewieſen nur, daſs jene die Apoſtel ſo verſtanden hätten. Allein nach dieſer Erinnerung könnte man ja die Zeugniſſe der Gloſſatoren und Scholiaſten eben ſo wenig brauchen, die M. doch ſelbſt gelten läſst; und iſts dann nicht immer ſehr wahrſcheinlich, daſs wenn zumal ein Schüler der Apoſtel, wie der hier von E. angeführte *Clemens*, offenbar auf eine Stelle des N. T. anſpielt, und durch deutlichere Wörter den Sinn der dunkeln des N. T. ausdrückt, er gar wohl gewuſst habe, welche Idee den Apoſteln bey dem Gebrauch gewiſſer Wörter vorſchwebte. Eben ſo ſcheint er Erneſti's Erklärung der Emphaſis: *acceſſio ad ſolitum verbi ſignificationem, augendi vim habens in utramque partem*, nicht ganz aufgefaſst zu haben, wenn er das letzte in *utramque partem* überall erklärt: *vel in bonam vel in malam, vel cum laude vel cum vituperio.* Dies iſt nur eine beſondere Art der Emphaſis, nämlich die, von der E. ſagt: *pertinet ad ſignificationis gravitatem;* aber ſie kann auch, wie er es ausdrückt, eine bloſse *amplitudinem ſignificationis* hervorbringen, die Bedeutung *vermehren* ſolle (*augere*), und zwar *in utramque partem*, d. i. die gewöhnliche Bedeutung entweder weiter ausdehnen oder mehr einſchränken, in welchen beiden Fällen noch ein Begriff zu dem ſonſtigen hinzukommt. Wenn Paulus z. B. Apoſtelgeſch. 27. ſagt: heute iſts 14 Tage daſs ihr nichts *gegeſſen*, nichts *zu euch genommen* habt: ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daſs er *eſſen* und *zu ſich nehmen* nicht in der gewöhnlichen Bedeutung brauche, da ſie 14 Tage *ſo* nicht hätten aushalten können, ſondern er meynt: ſie hätten nicht *ordentlich* gegeſſen. Dieſer Zuſatz iſt eine Emphaſis, aber weder in *laudem* noch *vituperium:* der Sturm und Kummer hatte ſie dazu nicht kommen laſſen.

Uebrigens folgt M. ſeinem Autor in der Methode; ſtellt mehr Anmerkungen und Regeln hin, die aus fleiſſiger Beobachtung gezogen ſind, als daſs er ſie aus Begriffen herleiten ſollte, hält ſich mehr an das, was der ſchlichte Menſchenverſtand und die Natur der Sprache, in welcher das N. T. geſchrieben iſt, mit ſich bringt, als an die Natur der Sprache überhaupt. Mögen bey dieſer Art zu verfahren,

manche Mängel in der Hermenevtik bleiben, und es daher kommen, dafs E. und M. oft sagen müssen, sie begnügten sich nur mit *einigen* Regeln oder Anmerkungen: so hat sie doch das vor der eigentlich wissenschaftlichen Behandlung der Hermenevtik voraus, dafs sie keine Regeln giebt, die zwar wahr, aber in der Anwendung zur Entdeckung des Sinnes nicht zu brauchen sind, oder auf die besondere Sprache nicht passen, in der eine gegebene Schrift geschrieben ist. Durch diese empirische Methode können grofse Ausleger gebildet werden, sind zu allen Zeiten gebildet worden, und wir alle, die wir Bücher erforschen lernen, kommen dadurch zur Fertigkeit in der Interpretation; durch die eigentlich wissenschaftliche Anweisung gewifs keiner; wenigstens wird er durch diese schwerlich etwas entdecken, was ihn nicht schon der *bon sens* oder eine blofs fleifsige Beobachtung lehren konnte. Es ist ein Glück für diese Disciplin, dafs bey dem neuerlich theils wieder ausgebrochenen, theils erst entstandenen Eifer, die heilige Schrift nach vermeyntlich philosophischen Begriffen zu erklären, und namentlich die an sich sehr achtungswerthe kritische Philosophie da anzuwenden, wohin sie nicht gehört, wir meynen bey historischen Gegenständen, wohin auch philologische ihrer Natur nach zu rechnen sind, und Disciplinen in eigentliche *Wissenschaften* verwandeln zu *wollen*, dafs da, unsers Wissens, noch Niemand auch die Hermenevtik der heil. Schrift in eine Wissenschaft zu verwandeln unternommen hat. Nach manchen Proben der neuesten Art die Bibel zu erklären, hätte man uns wahrscheinlich wieder zu der exegetischen Barbarey, oder, wenn man will, Willkürlichkeit, zurückgeführt, wovon uns vornehmlich befreyt zu haben, Ernesti's und seiner ähnlichen Schüler unsterbliches Verdienst ist.

Allerdings hat indessen seit ihm und selbst noch in den letzten Lebensjahren des verewigten Morus die Erklärung der heil. Schrift so viel neues Land gewonnen, dafs man wohl wünschen oder erwarten konnte, dieser oder der würdige Herausgeber seiner hermenevtischen Vorlesungen, möchte diese Landkarte, wenn wir so reden dürfen, mit den neubebaueten Plätzen bereichert haben; es giebt auch der Letztere in seiner Vorrede S. XLVI f. so manche dieser Plätze an, dafs man daraus wohl sieht, es fehlte ihm an Kenntnifs derselben nicht, so wie aus einigen seiner Zusätze, auch nicht an Geschicklichkeit, diesen Abgang zu ergänzen. Dafs er es aber nicht gethan, kann ihm nicht zum mindesten Vorwurf gereichen. Es war schon Verdienst, uns die Vorlesungen von Morus selbst in einer so schönen Gestalt zu geben, worinn sie hier wirklich erscheinen; es würde sie ohne Noth vergröfsert und vertheuert haben, und Hr. Prof. *Eichstadt* wird gewifs alles dieses noch Fehlende viel ordentlicher, ausführlicher und gründlicher in besondern Untersuchungen sagen können, allenfalls in einem besondern Supplementenband, den er diesen Vorlesungen konnte nachfolgen lassen.

Vorjetzt bestehen seine Zusätze, die er mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bald gleich in dem Texte, bald unten auf jeder Seite, bald in einem Anhang zu den Paragraphen oder Kapiteln gesetzt hat, *theils* in literarischen Notizen, *theils* in wirklichen eignen Zusätzen und Verbesserungen. *Jene* machen dem Leser die Schriften bekannt, woraus er weitere Erläuterungen desjenigen, was M. gesagt hatte, schöpfen kann, z. B. S. 173. über die erläuterte Sprachenanalogie, S. 217. über die gelehrte Streitigkeit wegen der Reinheit oder Unreinheit des Griechischen im N. T., S. 242. über die Erläuterung dieses Griechischen aus den Apokryphen des alten Testaments, wo uns nichts vom Belang vorgekommen ist, was Hr. *E.* übergangen hätte. Zu den *Zusätzen von Sachen selbst* gehört vorzüglich; in der Vorrede, der bey aller Kürze doch sehr vollständige Entwurf einer Geschichte der biblischen Hermenevtik unter den Christen. Die Bemühungen derer, die dahin gehörige Regeln zu geben gesucht haben; werden sehr richtig gewürdigt; nur hätten wir *Glassens* berührtes Werk mehr hervorgezogen und als den Anfang einer glücklichern Epoche angegeben gewünscht; es ist sicherlich, den jungen Ausleger zu bilden u. nützlicher und hat mehr gewirkt, als Baumgartens Anweisung, die hier an die Spitze einer neuern glücklichern Periode gestellt wird. Von andern Zusätzen im Buche selbst zeichnen wir nur den S. 56 f. über den Unterschied der *Bedeutung* und des *Sinnes*, meistens nach Morus besonderer Abhandlung, die in seiner Diss. wieder abgedruckt ist, doch auch von Hn. *E.* eigens bearbeitet; den über den vorsichtigen Gebrauch der Analogie fremder Sprachen S. 182 f., über die Vorsicht beym Gebrauch des *sensus communis* in der Auslegung S. 191 f., über den sogenannten Hellenistischen Dialect 224 f. und über die Mythen in der Bibel 284 f., aus, weil sie die ausführlichsten sind, einer zahlreichen Menge anderer, meistens kleinerer, nicht zu gedenken. Von manchem hätten wir, wenigstens der Anfänger wegen, für die er eigentlich seine Zusätze beyfügte, auch noch wohl mit möglichster Kürze eine weitere Auseinandersetzung gewünscht, z. B. über die Schwierigkeiten bey der Interpretation des N. T. welche so wenige, selbst Aeltere, sich recht vorstellen können; über die sogenannten Typen S. 37. mit welchen so viel Unfug getrieben und wobey Mifsverstand noch so wenig bey Seite geräumt worden ist u. dgl. Aber hierüber läfst sich nicht wohl mit Jemanden rechten; weil, wenn jemand eine eingeschränkte Absicht bey seinen Anmerkungen hat, und, wie Hr. *E.* in diesem Fall war, haben mufs, man von ihm keinen *Commentarium perpetuum* fodern kann, sondern die Wahl lediglich seinem Gutbefinden überlassen mufs; und weil die Foderung um so unbilliger seyn würde, da er zu gar keinen Zusätzen verbunden war. Genug, was Hr. *E.* wirklich hinzugefügt hat, scheint uns fast durchaus zweckmäfsig und wohl gesagt. Nur ein paar Stellen wollen wir, um unsre Unparteylichkeit zu zeigen, anmerken, wo uns jener Zweck, oder

die Wahrheit, nach unſerer Einſicht etwas verfehlt ſcheint.

Morus bemerkt S. 212.: wenn die Schriften des N. T. die von jüdiſchen und ungelehrten Schriftſtellern herrührten, rein griechiſch geſchrieben wären: ſo würde man ihre Authentie bezweifeln. Eine Anmerkung des Herausgebers ſetzt hinzu: Paulus ſelbſt gebe es als ein Merkmal an, woran man falſche und betrügeriſche Lehrer erkennen ſolle, *quod eorum ſtilus ab Apoſtolorum ſimplicitate valde recedat.* Dieſe Warnung des Apoſtels iſt uns doch nie vorgekommen; wenigſtens geht ſie gewiſs ihren *Stil* und deſſen *Reingriechiſches* nichts an. Eben ſo wenig erinnern wir uns (wie es doch auf eben der Seite heifst), dafs und wer geſagt haben möchte: ſeit dem das Chriſtenthum unter die Heiden gekommen wäre, hätten die Apoſtel einen zierlichern und kunſtmäſsigern Vortrag (in ihren Schriften) gebraucht; welches Hr. E. vom Johannes zugiebt, dieſer ſey reiner von Hebraiſmen als Matthäus und Marcus, Lucas am reinſten, und Paulus Briefe hätten *ſpeciem elegantis, ſplendidae, et ab uſu intelligentiaque hominum indoctorum remotae orationis.* Hier wird wohl *Einfalt, Würde* und *Kraft* des Vortrags, nebſt jüdiſcher Gelehrſamkeit, die er dem Paulus mit Recht beylegt, mit einem *zierlichen* und *reingriechiſchen* Vortrag verwechſelt, wovon bey allen dieſen Schriftſtellern, einiges im Lucas ausgenommen, keine Spur zu finden iſt. — Die nämliche Bewandtniſs hat es mit einer Anmerkung S. 143 f. wo von dem ſchriftſtelleriſchen Charakter der Schriftſteller des N. T. die Rede iſt und gezeigt werden ſoll, worinn ſie einander ähnlich oder unähnlich wären, woher dies rühre und ob einer den andern nachgeahmt habe? Eine ſehr unterſuchungswerthe Sache, die ſich nur in einer Anmerkung von wenig Seiten nicht auseinander ſetzen läſst, zumal wenn man das Wichtigſte, den dogmatiſchen Charakter eines jeden, d. i. die Art angeben wollte, wie jeder die Lehre Chriſti nach beſondern Ideen und in eigenen Ausdrücken vorſtellt. Hr. E. findet die gröſste Aehnlichkeit zwiſchen Paulus und Johannes in der Wahl und dem Vortrag der Sachen, welche daher rühre, dafs beide für ſchon denkendere und aufgeklärtere Leſer ſchrieben. Dies mag von Paulus in einigen Briefen wahr ſeyn, wiewohl er ſelbſt in ſeinem nach jüdiſcher Art gelehrteſten Briefe ſeine Leſer für ſolche erklärt, die Milch und nicht ſtarker Speiſe bedürften; beym Johannes gründet er dieſe Aehnlichkeit mit jenem, auf die Anſpielung auf Cerinthiſche Lehren und Ausdrücke, ſo wie die Verſchiedenheit ſeines Evangelii von den andern Evangelien, darauf, dafs Johannes einen beſondern τρόπον παιδείας und Ausdruck aus der Zabiſchen Schule Johannes des Täufers mitgebracht, und ſich nach den Juden bequemt habe, die die Lehren der Platoniſchen und Zoroaſtriſchen Philoſophie mit ihren Volksmeynungen durch cabbaliſtiſche Kunſt ſo verbunden hätten, dafs eine neue γνῶσις daraus entſtanden ſey; daher Chriſtus in Joh. Evangelio einem alexandriniſch-jüdiſchen Lehrer ähnlicher als einem Lehrer in Paläſtina erſchiene, wie ihn die andern Evangeliſten erſcheinen lieſsen. Von dieſem allen geſtehen wir offenherzig im Johannes gar nichts finden, noch es mit deſſen edler Simplicität reimen zu können; beſorgen auch, dafs dadurch ſeine Schriften mehr in Schatten geſetzt als aufgeklärt werden möchten. Doch dergleichen einzelne Aeuſserungen ſchaden dem Ganzen dieſer Vorleſungen und Zuſätze *nichts*, die ſonſt allen Dank und gewiſs als eine gute Vorbereitung zur Bildung junger Ausleger empfohlen zu werden verdienen.

Noch iſt das ſchätzbare Buch in dieſem Bande nicht weiter als bis auf des Erneſtiſchen erſten Theils Sect. II. c. 5. gekommen, es ſind alſo noch die zwey letzten Kapitel und der ganze mehr hiſtoriſche Theil *de inſtrumento hermeneutico* zurück, wo Hr. E. ſich häufig veranlaſst und vermuthlich auch genöthigt ſehen wird, das Buch mit mehrern Zuſätzen zu bereichern, die gewiſs von dieſer Hand ſehr willkommen ſeyn werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Stendal*, b. Franzen u. Groſſe: *Betrachtungen über die drohendſten Gefahren der weiblichen Jugend. Für nachdenkende Töchter, von einer erfahrnen Mutter* (an ihre Tochter. 1795. 4½ B. 8. — Der ungenannte Herausgeber meldet im *Vorbericht*, dafs dieſe Schrift mit dem Auftrage ihm zugeſtellt worden ſey, ſie zu berichtigen, mit Zuſätzen zu vermehren und dann herauszugeben. — Dieſe Art von *Moral* iſt für Mädchen aus dem *Mittelſtande* von 15 bis 20 Jahren beſtimmt, und in dieſer Hinſicht ſo ziemlich vollſtändig. Sie enthält *Warnungen* gegen falſche Rückſichten bey der *Wahl des Gatten*, gegen *eheliche Untreue*, gegen den *Hang zur Klatſcherey und Verleumdung*, den *Geiz* und den entgegenſtehenden *unverhältnifsmäſsigen Aufwand*, ſammt den *Quellen* des letztern, als *Stolz*, *Eitelkeit* und *Vorurtheile des ſogenannten Wohlſtands*: und endlich gegen die *Geringſchätzung der Religion*. Durchgangig erblickt man in der Vfn. eine Frau von Welt: auch wüſsten wir nicht, warum dieſe mit einem Anſtand geäuſserten Bemerkungen und ans Herz gelegten Ermahnungen nicht auch für Töchter *höherer Stände* paſſend und nützlich ſeyn ſollten. In dieſem Falle müſste man vielleicht nur die Benennung *Klatſchereyen* mit der von *Mediſance* vertauſchen, indem die Sache ſelbſt die nämliche bleiben möchte. Den *Schluſs* macht von S. 62. an in ſchulgerechterm Tone eine hinzugefügte *Anmerkung* des *Correctors* über die *richtige Würdigung der weiblichen Erziehung*, wo manche ältere und neuere Fehler derſelben gerügt werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Induſtrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre oder der ſogenannten Philoſophie*, als Einladungsſchrift zu ſeinen Vorleſungen über dieſe Wiſſenſchaft, von *Johann Gottlieb Fichte* dеſignirten ordentlichen Profeſſor der Philoſophie auf der Univerſität zu Jena. 1794. 68 S. gr. 8.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre*, als Handſchrift für ſeine Zuhörer von *Johann Gottlieb Fichte*. 1794. 339 S. gr. 8.

3) Ebendaſelbſt: *Grundriſs des Eigenthümlichen der Wiſſenſchaftslehre in Rückſicht auf das theoretiſche Vermögen*, als Handſchrift für ſeine Zuhörer von *Johann Gottlieb Fichte*. 1795. 108 S. gr. 8.

4) Ebendaſelbſt: *Philoſophiſches Journal einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten*. Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* der Philoſophie Doctoren und Profeſſoren zu Jena. Fünften Bandes erſtes bis (incl.) ſechſtes Heft.

Rec. befindet ſich in dem ſeltenen Falle, dafs der Bericht, den er über die vor ihm liegenden Schriften abzuſtatten hat, eine *völlig neue*, von jeder bisherigen weſentlich verſchiedene, *Philoſophie* betreffen wird. Er glaubt daher, dem gröfsten Theile derjenigen Leſer, die er dabey vor Augen haben ſoll, nur dadurch verſtändlich werden zu können, dafs er von ſeiner gegenwärtigen, durch das Studium jener Schriften zwar nicht *veranlaſsten*, aber *genauer beſtimmten*, Anſicht der unmittelbar vorhergegangenen Philoſophie ausgehe. Die *Kantiſche Kritik* und die *Fichtiſche Wiſſenſchaftslehre* müſſen ſich durch die Vergleichung ihrer Eigenthümlichkeiten einander um ſo mehr aufhellen, da ſie, wie hier gezeigt werden ſoll, auch darin *einzig in ihrer Art* ſind, dafs durch *beide wahre Philoſophie*, und zwar *darum* und *inſoferne* aufgeſtellt wird, *weil* und *inwieferne* ſie einander weſentlich *entgegen geſetzt* ſind.

Reines, unbedingtes, von der Erfahrung unabhängiges Wiſſen, war von jeher das Ziel der Beſtrebungen der philoſophirenden Vernunft. Selbſt der *Empirismus* geht in dem einzigen ächt philoſophiſchen Verſuche, den er aufzuweiſen hat, in dem *Lockiſchen*, inſoferne *über* die wirkliche Erfahrung hinaus, als er dieſelbe zergliedert, in den angeblich *einfachen* Vorſtellungen, als den letzten Elementen, reines Wiſſen gefunden, und die Möglichkeit der Erfahrung erklärt zu haben glaubt. Der *Skepticismus*, welcher, mit Recht, jedes von der Erfahrung abhängige Wiſſen für *bedingt*, aber, mit Unrecht, jedes mögliche Wiſſen *für abhängig* von der Erfahrung hält, erklärt darum alles reine Wiſſen für *unmöglich*. Sowohl er, als ſein, vormals einziger, Gegner, der *Dogmaticismus*, verſtehen unter jenem Wiſſen die Erkenntnifs *der Dinge an ſich* als ſolcher, und die *Metaphyſik* wird von ihren dogmaticiſtiſchen Anhängern nur in der Eigenſchaft der *Wiſſenſchaft der Dinge an ſich* für die reine Realwiſſenſchaft angeſehen. *Reine Vernunft* iſt ihnen das Vermögen, die Dinge, *wie ſie an ſich ſelbſt ſind*, vorzuſtellen, und der *Empiriker* glaubt durch den Gebrauch dieſer Vernunft die Kenntnifs der Dinge an ſich *aus* der Erfahrung *geſchöpft*, — der *Rationaliſt* aber ſie *in* dieſelbe *hineingeſetzt* zu haben. Der *Kriticismus* unterwirft das reine Wiſſen einer Unterſuchung, die ſich von allen bisherigen vorzüglich *dadurch* unterſcheidet, dafs ſie weder ausdrücklich noch ſtillſchweigend *vorausſetzt*, dafs jenes Wiſſen Erkenntnifs der Dinge an ſich ſeyn müſſe. Das Reſultat dieſer neuen Unterſuchung behauptet, dafs Erkenntnifs der Dinge an ſich *überhaupt unmöglich*, wohl aber, ein von der Erfahrung unabhängiges, und inſoferne reines Wiſſen *möglich ſey*, dafs daſſelbe die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung *als ſolcher*, aber auch *nur ſie* allein, zum Object haben müſſe; dafs es als reines Wiſſen nicht durch die *Kritik*, ſondern durch eine *beſondere reine Vernunftwiſſenſchaft*, zu der ſich jene lediglich als *Propädeutik* verhalte, aufgeſtellt werden könne; dafs ſich die *Vernunft überhaupt* nicht als Vermögen, Dinge an ſich vorzuſtellen, denken laſſe; dafs derſelben nur *vermittelſt* der *Sinnlichkeit*, und des an die Sinnlichkeit gebundenen *Verſtandes*, *objectivreale* Erkenntnifs möglich, dafs durch *reine* Vernunft *unmittelbar* nichts als die *Nothwendigkeit des freyen Handelns*, welche das *moraliſche Geſetz* heifst, ſtatt finde; dafs *nur vermittelſt* dieſes Geſetzes ein, über die ſinnliche Erkenntnifs hinausgehendes, *Glauben* bedingt und beſtimmt ſey; dafs alſo die Vernunft nur in ihrer *praktiſchen* Function lediglich *für ſich* und *durch ſich* ſelbſt, als *reine* Vernunft, thätig ſey, und nur für die, durch unſer freyes Handeln hervorzubringende, *moraliſche Welt conſtitutiven* Gebrauch habe, während ſie in ihren *theoretiſchen* Functionen, auf das bloſse *Reguliren* der ſinnlichen Erkenntnifs beſchränkt, die Sinnenwelt als *gegeben* vorausſetze.

Die von dem Kriticismus als *ausgemacht angenommene Vorausſetzungen*, aus denen derſelbe jene

Resultate herleitet, konnten nur blosse *Thatsachen*, und keineswegs reine *Principien* seyn. Durch ihn sollte ja erst untersucht werden: ob und inwieferne *reines Wissen überhaupt* möglich oder unmöglich wäre. Wirklich leget er in der *Kritik der reinen Vernunft* den *natürlichen* Begriff der *äussern und innern Erfahrung überhaupt*, und in der *Kritik der Praktischen* — das *unmittelbare Bewufstseyn des Sittengesetzes zum Grunde;* und geht nie schlechthin, sondern immer nur insoferne *über* beides hinaus, als er *davon* ausgeht. In der Einen steigt er zu den *Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung* hinauf, die er in die *materialen* und *formalen*, und diese in die *constitutiven* und *regulativen* unterscheidet. Er stellt *Raum* und *Zeit* und die *Kategorien* als formale *Bedingungen* und die *äussere Empfindung* als die *materiale* auf, und zeigt, dafs und inwieferne sie nur *durch* ihren *Unterschied* und *Zusammenhang* die *objective Realität* der Erkenntnisse *constituiren.* Indem er bey seiner Deduction der Kategorien bis zur *ursprünglichen Einheit der Apperception* gelangt, und dieselbe einerseits als die Bedingung der *objectiven* Einheit des Bewufstseyns und folglich *der Kategorien* angiebt, stellt er andererseits die Kategorien selbst wieder als die Bedingungen *jener Einheit* und beides als blosse Bedingung der Erfahrung dar. Das Ich, als *reine Intelligenz*, folglich nicht als *blosse formale* Bedingung der Erfahrung gedacht, ist ihm nichts als ein *Paralogismus der Vernunft.* — Indem er in der *Kritik der praktischen Vernunft* das Eigenthümliche des *praktischen* Vernunftgebrauches entdeckt, die Unabhängigkeit desselben von den Bedingungen des *theoretischen* zeigt, und in den *Postulaten* der praktischen Vernunft Ueberzeugungen enthüllt, von denen man sich durch blofs theoretische Grundbegriffe keine Rechenschaft geben könne, und die entweder aufgegeben oder verfälscht werden müfsten, wenn die Vernunft nicht praktisch wäre — geht er dabey einzig von dem *natürlichen* und als *ausgemacht angenommnen* Begriff des *Sittengesetzes* aus, durch dessen sich unmittelbar ankündigende *absolute Nothwendigkeit* er sich aller weitern Nachfrage über die *Möglichkeit* dieses Gesetzes überhoben glaubt. Sein eigenthümliches Geschäft besteht also in der Zergliederung der *zwey Hauptbegriffe* des blofs *natürlichen* Vernunftgebrauchs (des gemeinen und gesunden Verstandes) und in der Anwendung des dadurch gewonnenen Resultats auf die Beurtheilung der bisherigen *metaphysischen* und *moralphilosophischen* Lehrgebäude. Die neue Lehre von den *übersinnlichen Gegenständen (Freyheit, Gott,* und *Unsterblichkeit)*, die er aus jenem, als *Princip* zum Grund gelegten, Resultat folgert, erhebt sich ihrem ganzen *Inhalt* nach keineswegs über die Ueberzeugungen der blofs *natürlichen* Vernunft, und verdankt der *philosophierenden* nichts als die Lauterkeit und Vollständigkeit ihrer *Form.* Desto höher mufste sich der Kriticismus bey diesem ganzen Geschäfte über die Vorstellungsarten aller *bisherigen* Philosophie emporschwingen. Der Entdecker der *synthetischen Urtheile* durfte nirgends als blofser *Analyst* der Gedanken seiner Vorgänger zu Werke gehn. Bey dem Zustande, in welchem er die Philosophie angetroffen hat, war das *Zurückgehen* zu den *natürlichen* Begriffen von *Erfahrung* und *Sittengesetz*, und das Entwickeln derselben in ihrer *ursprünglichen*, durch die *Künsteleyen* des Dogmaticismus unentweihten, Lauterkeit nicht nur nicht ohne einen *Grad der Gesundheit des Verstandes*, den vielleicht seit *Sokrates* kein Philosoph geäufsert hat, sondern auch nur durch die seltenste *Genialität*, und den geübtesten *philosophischen Geist* möglich.

Das *reine*, oder dasjenige *Wissen*, welches lediglich durch seine Wahrheit gewifs, und durch seine Gewifsheit wahr wäre, würde ein *unbedingtes* d. h. ein solches Wissen seyn müssen, welches nichts voraussetzte, als was es selbst, und durch sich selbst enthielte. In wieferne die *Erfahrung*, und ein durch sie *bedingtes Selbstbewufstseyn*, etwas enthalten, das kein Wissen, und durch kein Wissen da ist; insoferne können weder sie selbst, noch irgend ein anderes Wissen, wobey sie *vorausgesetzt* werden, reines Wissen seyn. Nichtsdestoweniger läfst sich das *Streben* nach reinem Wissen, das, inwiefern es sich Wahrheit und Gewifsheit um ihrer Selbst willen zum Endzweck macht, zwar nur *durch Freyheit möglich*, aber *durch Vernunft nothwendig* ist, auf *zwey wesentlich verschiedene Weisen* denken. Dasselbe geht entweder schon von einem erreichten reinem Wissen aus, und besteht *im Fortschreiten im reinen Wissen;* oder es geht von keinem schon erreichten aus, und besteht in der *blofsen Annäherung zum reinen Wissen.* Dieses letztere ist der gemeinschaftliche Charakter *aller bisherigen* Philosophie, der auch durch die Etymologie ihres Namens bestimmt genug angedeutet wird. Sie war nie ein *reines*, aber auch *kein gemeines*, sondern durch das Streben nach reinem Wissen mehr oder weniger *veredeltes Wissen.* Sie mufs so lange diesen Charakter behalten, als sie *wissentlich oder unwissentlich* aus der *Erfahrung* schöpft. Sie wird *dogmatisch*, wenn sie die *Natur* und den *Ursprung* der Begriffe, von denen sie ausgeht, verkennt, und reines Wissen aus reinem Wissen abzuleiten wähnt. Sie glaubt sich *über* die Erfahrung *hinaus*, bis zum *absoluten* Grunde derselben emporgeschwungen zu haben, indem sie von *einem Stücke* des *verstümmelten* Begriffes der Erfahrung ausgeht, das ihr seinem *empirischen* Charakter nach unkenntlich geworden ist, und welches sie als reines Princip annimmt, um aus demselben den Inhalt des noch übrigen Stückes herauszukünsteln. So legt der *transcendente Idealismus* das *Object* der *inneren* Erfahrung — das *blofse Vorstellen* — als das *Absolute* zum Grunde, woraus er die Objecte der *äufseren* Erfahrung — und der *transcendente Realismus* — das *Object der äufseren* Erfahrung — die Materie, — woraus er das *Vorstellen* — zu erklären strebt. Der Begriff von dem, was durch *Freyheit* geschehen *soll*, ist in beiden Systemen aus der Grundlage, und durch die Grundlage ausgeschlossen, und im Dogmaticismus überhaupt ist keine *praktische Philosophie* möglich.

Der Streit zwischen dem *Skepticismus*, der die *gesunderen* Begriffe von *Erfahrung* —, und dem *Dogmaticismus*

ficismus (der seinem Gegner gegenüber,) das durch Vernunft nothwendige *Streben* nach *reinem Wissen* — auf seiner Seite hat, führte allmählich die Epoche herbey, in der es der philosophirenden Vernunft gelungen ist, von dem *natürlichen*, die *äussere* und *innere Erfahrung* begreifenden, und im *Unterschiede* und *Zusammenhange* mit dem *sittlichen Selbstbewusstseyn* gedachten *Grundbegriffe* auszugehen. Dadurch ward es ihr erst möglich, ihr Problem in dem *ganzen Umfange* zu fassen, in welchem dasselbe während ihres, im *blossen Annähern* bestehenden, Strebens nach reinem Wissen gedacht werden kann und muss. Sie konnte und musste nun ihre Entwicklung der *Möglichkeit der Erfahrung* sowohl über das, was bey der *äussern* und *inneren Erfahrung überhaupt* in uns *ohne unsern Willen* vorgeht, als auch über das, was in derselben *durch unsern Willen* geschehen *soll*, ausdehnen. Aber eben darum konnte sie weder das Fundament, über welchem sie sonst im *Dogmaticismus* gebaut hatte, noch auch dasjenige, auf welchem sie ihr neues Gebäude aufführte, länger verkennen. Sie nahm den *kritischen* Charakter an, inwieferne sie den Anspruch auf den *reinwissenschaftlichen* aufgab, die Grundgesetze des *natürlichen Vernunftgebrauchs, soweit* sie durch Zergliederung desselben zu entdecken sind, aufstellte, und das Streben nach reinem Wissen, *von dem Standpunkte* aus, der nur blosse *Annäherung* zulässt, durch die *Entdeckung vollendete:* dass *durch die theoretische Vernunft kein reines Wissen, durch die im Sittengesetze praktische aber überhaupt kein Wissen möglich sey.*

Gleichwie nun die *kritische* Philosophie für keinen ihrer Beurtheiler, dem es durch seinen, es sey nun *idealistischen* oder *realistischen Dogmaticismus* unmöglich wird, in die *natürlichen Grundbegriffe* von *Erfahrung* und *Sittengesetz* einzugehen, verstanden und wahr befunden werden kann: so kann sie von allen denen, die in ihr das *reine Wissen* gefunden zu haben glauben, nur aus Missverständniss angenommen seyn. Sie hört auf, die *kritische* zu seyn, sobald man sie für die *wissenschaftliche* hält, und geht in einen Dogmaticismus über, der sich von dem bisherigen nur durch eine grössere Inconsequenz unterscheidet. Es fällt ihr dann völlig zur Last, dass sie für die *materiale* Bedingung der Erfahrung, die sie zur *objectiven Realität* der *formalen* Bedingungen fodert, keine andere als eine *solche Erklärung* übrig lasse, durch welche die von ihr verbannten *Dinge an sich* wieder herbey geführt werden müssen. Dieser, von den einsichtsvollsten Gegnern dieser Philosophie so oft wiederholte, Einwurf fällt von selbst, aber auch nur dadurch weg, wenn man weiss, und bedenkt, dass sie die Bedingungen der Erfahrung nur *insoweit* angeben konnte und musste, als dieselben in dem *natürlichen Begriffe von äusserer und innerer Erfahrung überhaupt* enthalten sind, dass sie eben darum in der Erklärung der *materialen* Bedingung über die *äussere Empfindung* als blosse *Thatsache nicht* hinausgehen *durfte*, dass sie durch den Erweis, dass der positive Begriff des *Dinges an sich* dem formalen Bedingungen der Erfahrung widerspreche, *dieses Ding* aus der Erklärung jener Thatsache hinlänglich ausgeschlossen habe, und dass ihr die *Deduction* der Empfindung nur dann obliegen würde, wenn sie das System der reinen Vernunft wissenschaftlich aufzustellen übernommen hätte.

Wenn reines Wissen möglich ist, so ist es zwar *nicht durch*, aber auch *nicht ohne* die *kritische* Philosophie möglich. Die Vernunft muss sich selbst erst in ihrem blos *natürlichen* Gebrauch kennen, und einsehen lernen, dass ihr *durch* denselben *kein* reines Wissen möglich sey, bevor sie mit *Bestimmtheit* an einen *künstlichen* Gebrauch denken kann, der von dem *natürlichreinen* darin verschieden ist, dass er kein *blosser praktischer*, und von dem *natürlichtheoretischen* — dass er ein *reiner Gebrauch* ist. Ohne vorhergegangene *entwickelte* Kenntniss des *natürlichen*, hätte der *künstliche*, wie bisher der Fall war, in die *Künsteley* des Dogmaticismus ausarten müssen. Endlich würde ohne die durch den Kriticismus festgesetzte *erste* und *vorläufige* Kenntniss des *Unterschiedes* zwischen theoretischem und praktischem Vernunftgebrauch, nicht daran zu denken gewesen seyn, diese *beiden Arten* des Vernunftgebrauches aus dem ihnen *gemeinschaftlichen* von dem Kriticismus keineswegs angegebenen *Princip* zu deduciren, und das wirkliche reine Wissen durch einen Vernunftgebrauch zu versuchen, der *keineswegs* wie der kritische, den *Begriff* der *Erfahrung* und des *Sittengesetzes voraussetzt*, sondern *beide* aus *jenem Princip ableitet.*

Diesen reinwissenschaftlichen Vernunftgebrauch hat nicht nur kein *Dogmaticismus* bisher versucht, und kein *Skepticismus* geahnet; auch der *Kriticismus weiss nichts* von ihm, und kann nichts von ihm wissen; weil sich die Möglichkeit desselben nicht vor seiner Wirklichkeit *anticipiren*, folglich auch nicht *kritisiren* lässt. Mit ihm und durch ihn müsste für die Philosophie und für alle Wissenschaften eine *neue Epoche* angehen, von der sich in der ganzen Geschichte des menschlichen Geistes kein Beyspiel aufweisen lässt. Das *Philosophiren*, wenn es anders diese alte Benennung beybehielte, würde eine *ganz andere*, von seiner bisherigen *wesentlich verschiedene*, Natur annehmen. Es würde nicht mehr blosse *Annäherung* zu dem unerreichten und unerreichbaren, sondern *Fortschreiten* ins Unendliche im erreichten reinen Wissen seyn. Die Philosophie (ohne Beynamen) würde nicht mehr eine *hypothetische*, von unerwiesenen, aber an sich erweislichen, Voraussetzungen ausgehende, sondern eine *absolute* in ihrem Fundamente vollendete, *strenge Wissenschaft* seyn. Sie würde nicht, wie *die kritische*, sowohl um in ihrer Grundlage aufgestellt, als auch um verstanden zu werden, die natürlichen Grundbegriffe in ihrer *gesunden Beschaffenheit* voraussetzen, *ohne diese Beschaffenheit als solche erweisen zu können;* sondern sie würde diese Begriffe selbst aus einer von ihnen *an sich* unabhängigen Grundlage herleiten. Eben darum aber würde sie auch, was der Kriticismus ohne Beweis aufstellt, beweisen, und *insoferne mit ihm denselben Inhalt haben.* Durch

sie würden endlich die philosophirenden Selbstdenker aus ihrem bisherigen *Naturstande* in den *Stand der Gesellschaft*, aus dem bey dem bisherigen Mangel reinwissenschaftlicher Principien unvermeidlichen Zustand der *gesetzlosen Freyheit* in den Zustand *freyer Gesetzmäfsigkeit* übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, auf Kost. d. Vfs.: *Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur* mit Beschreibungen von *Jacob Sturm*. II. Abtheilung. *Kryptogamie*. 1 Heft. 1797. 16 illum. Abbild. und eben so viele Textblätter in einem Umschlage. (16 gr.)

Den Beyfall, den diese Abbildungen gefunden haben, und den sie jedem beym ersten Anblicke abnöthigen, kann man sich sehr leicht erklaren. Denn hier haben sich Treue, Genauigkeit und Sauberkeit vereint, zu zeigen, welchen hohen Grad der Deutlichkeit sie in einem so beengten Raume zu erreichen vermogen. Da der schon als Insectenmaler rühmlich bekannte *J. Sturm* sich den Kreis der abzubildenden Pflanzen auf eine so zweckmäfsige Art abgesteckt hat, indem er nur von jeder Gattung, oder von jeder Familie einer Gattung eine und zwar die deutlichste Pflanze vorstellen will; so kann man der Vollendung sehr bald entgegen sehn, und sich auf einen so wohlfeilen, angenehmen und sichern Führer zur Kenntnifs der deutschen Gewächsgattungen im Voraus freun.

Bey den Kryptogamisten folgt der Vf. ganz dem Hoffmannischen Taschenbuche, das hier auch nur allein angeführt wird. Bey jeder Pflanze findet man die Zahlen der Classe und Ordnung, den systematischen lateinischen und deutschen Namen, die Differentia specifica und eine Beschreibung in deutscher Sprache. Jede Kupfertafel enthalt entweder die ganze Pflanze, oder einen Zweig, und die Darstellung der Fruchtwerkzeuge, gewöhnlich in natürlicher Gröfse. Oben steht die Numer der Classe und Ordnung. Sollte es nicht auch zweckmäfsig seyn, die Zahl des Hefts und des Blatts auf dem Kupfer und auf dem Textblatte anzuzeigen?

In Ansehung der Abbildungen hegt Rec. weiter keine Wünsche, als dafs die Schattenseite durch einen kraftigern, die Lichtseite durch einen leisern Umrifs angedeutet würde, und dafs der Pinsel die Natur, der er so getreu zu folgen gewohnt ist, auch in dem mannichfaltigen Grün nachgeahmt hätte, das in den bisher herausgekommenen Heften fast durchgehends dasselbe ist.

Die Namen der hier abgebildeten sechzehn Pflanzen übergehn wir.

Hannover, b. d. Gebrüder Hahn: *Bemerkungen über das Studium der kryptogamischen Wassergewächse*, von *A. W. Roth*. 1797. 8.

Dafs sich unser betriebsamer Vf. nun besonders auch mit den kryptogamischen Gewächsbewohnern der Gewässer beschäftigen werde, ist schon aus seinen *Catalectis* abzunehmen, wo er vornehmlich mit den *Conferven* einen, aber nicht gar zu sonderlichen Anfang gemacht hat. Nachdem er hier im ersten Abschnitte gezeigt hat, wie weit Linné, seine Vorgänger und Nachfolger in der Kenntnifs dieser Gewächse gekommen; ist er im zweyten bemüht, die Schwierigkeiten zu heben, wodurch vielleicht mancher Liebhaber bisher abgehalten wurde, ihnen eine hinlängliche Aufmerksamkeit zu widmen. Zu dem Ende bestimmt er erst den Hauptbegriff derselben, wodurch welche, manche Gattung, die Linné unter die *Algas* brachte, ausgeschlossen wird. Er zahlt nämlich zu den *Algis*, worunter allein diese Wassergewächse verstanden werden sollen, blofs folgende neun Gattungen: 1. *Fucus*. 2. *Ceramium* (sonst zu *Fucus* gerechnet). 3. *Batrachospermum*, wovon die Arten vormals unter der folgenden Gattung begriffen waren. 4. *Conferva*. 5. *Hydrodictyon (Conferva reticulata)*. 6. *Ulva*. 7. *Rivularia* (bereits in den *Catalectis* angegeben). 8. *Tremella*. 9. *Byssus*. Von allen sind die Charaktere umstandlich angegeben. Hierauf giebt der Vf. die Werkzeuge zur Einsammlung, dann die Hülfsmittel zur Untersuchung dieser Gewächse an; ferner wie man sie untersuchen soll, und worauf man bey der Bestimmung der Gattungen und Arten zu sehen habe. Nachgehends wie man eine solche Sammlung machen, die Arten eintragen und bezeichnen solle. Zuletzt auch eine Anweisung zur Abbildung. Dafs doch endlich auch in diesem hochst schwierigen Fach ein Anfang von dieser Art gemacht worden ist, mufs man dem Vf. allerdings Dank wissen. Der gute Fortgang wird auch dies in der Folge zu mehrerer Vollkommenheit und Reife bringen.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stande*. VII. Abtheilung. *Der Arzt*. 2—4 Heft. Auch unter dem besondern Titel: *Der Arzt, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Medicin für Nichtärzte aus den gebildeten Ständen*. 2—4 Heft. 1796. 252 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 303.)

Nürnberg, b. Grattenauer u. Leipzig, b. Fleischer: *Journal der bildenden Künste*. 3tes Heft. 1797. 272 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 89.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Induſtrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre oder der ſogenannten Philoſophie* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaſelbſt: *Grundriſs des Eigenthümlichen der Wiſſenſchaftslehre in Rückſicht auf das theoretiſche Vermögen* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaſelbſt: *Philoſophiſches Journal einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Hr. *Fichte* hat das durchaus originelle Problem einer ſolchen Philoſophie in der Abhandlung *über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre* vorläufig aufgeſtellt, und in der *Wiſſenſchaftslehre* ſelbſt durch die *Begründung* und *Vollendung derjenigen Wiſſenſchaft* aufgelöſet, durch welche und mit welcher die philoſophirende Vernunft ihren ins unendliche fortſchreitenden Gang des reinen und ſtrengen Wiſſens beginnt. Nur die erſte Abhandlung läſst einen Auszug zu, durch welchen Rec. ſeinen Leſern die kürzeſte und beſtimmteſte Auskunft über die nähere Beſchaffenheit jenes Problemes geben zu können glaubt.

§. I. *Hypothetiſche Aufſtellung des Begriffs der Wiſſenſchaftslehre.* Das *Weſen* der Wiſſenſchaft beſteht nicht blofs in ihrer *ſyſtematiſchen Form*, ſondern in der *Gewiſsheit ihres Inhalts*, zu der ſich jene Form wie *Mittel* zum *Zwecke* verhält. — Soll *dieſes Verhältniſs* wirklich ſtatt finden: ſo müſſen die *Sätze*, die den Inhalt der Wiſſenſchaft ausmachen, *nur* durch ihre *ſyſtematiſche Verbindung* die Gewiſsheit erhalten, die ſie *ohne* dieſelbe *nicht* haben würden. — Mehrere *an ſich nicht gewiſſe* Sätze können aber durch jene Verbindung nur inſoferne Gewiſsheit erhalten, als ſie *durch* dieſelbe mit einem *an ſich ſelbſt*, folglich von der Verbindung *unabhängig*, gewiſſen Satz verbunden werden. Die Wiſſenſchaft *muſs* alſo einen *Grundſatz*; und *kann* nur *Einen* Grundſatz haben. — Die Frage: *Iſt Wiſſenſchaft möglich?* zerfällt alſo in die Fragen: Giebt es *an ſich ſelbſt gewiſſe* Sätze? und: Giebt es einen *nothwendigen Zuſammenhang* anderer an ſich *nicht* gewiſſen mit dem Gewiſſen? Die Frage aber: *Wie iſt Wiſſenſchaft möglich?* enthält die Fragen: *Woher* die *Gewiſsheit* des Grundſatzes? und: *Woher* die *Nothwendigkeit des Zuſammenhangs* der übrigen Sätze mit ihm? — Nennt man das, was der Grundſatz in ſich *enthält*, und den übrigen Sätzen *mittheilt*, den *innern Gehalt*; die Art aber, wie er daſſelbe mittheilt, die *innere Form der Wiſſenſchaft*: ſo heiſsen die zuletzt aufgeſtellten Fragen: Wie iſt der *Gehalt*, und wie iſt die *Form* der Wiſſenſchaft möglich? — Der Inbegriff der Kenntniſſe, durch welche dieſe Frage beantwortet würde, könnte mit Recht *die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft*, oder noch paſſender, die *Wiſſenſchaftslehre* heiſsen. — Soll unſer Wiſſen einen *Grund in ſich ſelber*, d. h. einen Grund haben, *der ſich ſelber wiſſen läſst*: ſo muſs jene Frage beantwortlich, folglich die Wiſſenſchaftslehre möglich ſeyn. *Ob* ſie aber beantwortlich ſey, läſst ſich nicht *vor* der wirklichen Beantwortung wiſſen. Nur das iſt gewiſs, daſs unſer *wiſſenſchaftliches Wiſſen* ſo lange *problematiſch* iſt und bleiben muſs, ſo lange es keine wirkliche *Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft* giebt. — Die *Idee* einer ſolchen Wiſſenſchaft hat der philoſophirenden Vernunft von jeher mehr oder weniger beſtimmt vorgeſchwebt, in wieferne ſie nach *wiſſenſchaftlicher* Gewiſsheit *ſtrebte*. Mit der durchgängigen Beſtimmtheit, und der wirklichen Ausführung dieſer Idee, *hört* jenes bloſse *Streben auf*, und es tritt wirkliche *Wiſſenſchaft* an die Stelle deſſelben.

§. II. *Entwicklung des aufgeſtellten Begriffes.* Als die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft hat die Wiſſenſchaftslehre 1) die Möglichkeit der *Grundſätze überhaupt* zu begründen, und dabey zu zeigen, *was Gewiſsheit* ſey; *ob, wie, wodurch* und *in wieferne*, dieſelbe ſtatt finde; 2) die *beſonderen* Grundſätze *aller* möglichen Wiſſenſchaften, die *in* denſelben unerweislich ſind und ſeyn müſſen, zu erweiſen; 3) die *Beſchaffenheit* und *Gültigkeit* der *ſyſtematiſchen Form* für *alle* Wiſſenſchaften zu beſtimmen. — Um dieſes leiſten zu können, und um *ſelbſt Wiſſenſchaft* zu ſeyn, muſs ſie ſelbſt einen *Grundſatz* haben, der weder *in* ihr noch in irgend einer *andern* Wiſſenſchaft erweislich, der alſo ſchlechterdings keines Beweiſes fähig und bedürftig ſeyn darf. Er muſs alles andere Wiſſen begründen, und durch kein anderes begründet ſeyn. Er iſt der *Satz des Wiſſens*. — Soll dieſer Grundſatz *unmittelbar* durch ſich ſelbſt gewiſs ſeyn: ſo muſs *das*, *wovon* er behauptet, und *das*, *was* er behauptet, *durch ſich ſelbſt unzertrennlich vereinigt ſeyn*. Sein *Gehalt* muſs ſich aus ſeiner Form, und ſeine *Form* muſs ſich aus ſeinem Gehalt ergeben; dieſer einzig auf jene und umgekehrt paſſen, das heiſst, er muſs ſchlechthin

hin *durch sich selbst bestimmt seyn.* — Gäbe es aufser diesem noch andere Grundsätze der W. L.; so könnten dieselben nur *relativ*, das heifst, entweder nur dem *Gehalt*, oder *nur* der *Form* nach *durch sich selbst*, und also entweder dem *Gehalt*, oder der *Form* nach durch *jenen Ersten* bestimmt seyn. — Die W. L. kann also nur *drey Grundsätze* haben, worunter der *Erste* dem Gehalt *und* der Form, der *Zweyte* lediglich der *Form*, der *Dritte* lediglich dem *Gehalt* nach durch sich selbst bestimmt sind. Alle übrigen müssen der Materie und der Form nach durch den *Ersten* bestimmt seyn. — Giebt es keinen schlechthin unbedingten Grundsatz: so giebt es auch kein *unmittelbares* Wissen; das Wissen hat keinen *Grund*, *der* sich *wissen* läfst; und es ist nicht als ein *Einiges*, zusammenhängendes, Wissen möglich. Giebt es aber einen Satz, der darum die *inneren* Bedingungen eines solchen Grundsatzes in sich hat, weil er ein *schlechthin durch sich selbst bestimmter* Satz ist: so mufs der *Versuch* gemacht werden, ob sich alles, was wir zu wissen glauben, auf ihn zurückführen läfst. *Gelingt* es; so hat er auch die *äufsern* Bedingungen; und die Möglichkeit der Wissenschaft ist durch ihre Wirklichkeit erwiesen.

§. III. *Erörterung des Begriffes der W. L.* Die *wissenschaftliche* Erörterung eines Begriffes ist die bestimmte Angabe der *Stelle*, die derselbe im *Systeme* des menschlichen Wissens einnimmt. Da die Begriffe aller Wissenschaften ihre Stelle erst durch die W. L. erhalten sollen: so kann der *Begriff der W. L. selbst* seine Stelle keineswegs *in* dem Systeme derselben; er kann sie nicht *unter* ihnen, und nicht *neben* ihnen, sondern er mufs sie *über* ihnen haben. Die Erörterung dieses Begriffes ist also *die Angabe des Verhältnisses der W. L. zu den übrigen Wissenschaften.* — Sie hat zu zeigen: (A) in wieferne die W. L. *alle* übrigen Wissenschaften *begründe*; (B) in wieferne sie dem *Inhalt* nach von denselben *verschieden* sey; (C) in wieferne sie von der *Logik* verschieden sey; (D) in wieferne sie sich *als Wissenschaft* zu ihrem *eigenen Gegenstand* verhalte. —

(A) Die W. L. *begründet alle* übrigen Wissenschaften; wenn ihr eigener Grundsatz der *einzig mögliche*, und wenn derselbe *durch* die W. L. *erschöpft* ist. Das *Letztere*, oder die *Vollständigkeit* des auf den Grundsatz gebauten Systems, wird daran erkannt, dafs der Grundsatz auf *alle* übrigen Sätze *führt*, und alle auf ihn *zurückführen*; dafs also das System 1) keinen Satz enthält, der falsch wäre, wenn der Grundsatz wahr, und der wahr wäre, wenn jener falsch ist; 2) dafs es *weiter keinen* Satz enthalten kann, folglich der Grundsatz selbst wieder zum *Resultat* des Systemes wird, *Grundstein* und *Schlufsstein* zugleich ist, und das System *in sich selbst zurückkehrt.* — Dafs aber der Grundsatz der *Einzig mögliche* sey, läfst sich freylich nicht *unabhängig von ihm selbst* beweisen, oder er könnte nicht der *schlechthin Erste* seyn. Aber *aus ihm* läfst sich beweisen, dafs nur ein *Einziges* allbefassendes, System des Wissens möglich ist. Die Behauptungen: Es ist nur *Ein* System alles Wissens möglich: also giebt es einen schlechthin ersten Grundsatz — und: Es giebt einen *solchen* Grundsatz, also ist nur *Ein* System möglich — drehen sich in einem *Zirkel*, der aber kein *fehlerhafter*, sondern vielmehr *Bedingung* der *Gründlichkeit* des menschlichen Wissens ist.

(B) Die *Grenzbestimmung* zwischen der W. L. und den übrigen Wissenschaften kann und darf hier nur *hypothetisch* gegeben werden. Gesetzt also: der *Inhalt* der W. L. bestünde aus den *schlechthin nothwendigen*, *durch sich selbst bestimmten Handlungen* des menschlichen Geistes, die eben darum nur durch *absolute Freyheit*, oder das Vermogen *der absoluten Bestimmung*, aufgestellt werden, und keinen andern Erklärungsgrund als diesen haben können: — so würde der Inhalt jeder andern, besondern Wissenschaft, von der W. L. dadurch ausgeschlossen, und zum Inhalt der besondern Wissenschaften dadurch qualificirt werden, dafs er etwas wäre, das die W. L. *nicht als nothwendig* bestimmt, sondern *frey gelassen* hat, was daher erst *in* der besonderen Wissenschaft, und *durch* dieselbe, und zwar nur *dadurch bestimmt* werden soll, dafs der *Grundsatz der besondern Wissenschaft* jenes in der W. L. freygelassene, mit etwas in derselben *als Nothwendig* aufgestellten *verbindet*, und so das Unbestimmte bestimmt. In jeder *besonderen* Wissenschaft würde also das *Freye* (dasselbe sey nun das *Ich* — oder ein davon unabhängiges *Nicht-ich*) durch das *absolutnothwendige* bestimmt, während in der W. L. das absolutnothwendige *durch* Freyheit bestimmt, d. h. das lediglich *durch sich selbst bestimmte* aufgestellt wäre. — Weil die W. L. nichts als das *schlechthin*, folglich in jeder, und daher auch in der *quantitativen* Rücksicht, *durch sich selbst bestimmte* enthält: so ist ihr Inhalt auch seiner *Quantität* nach nothwendig begrenzt, folglich *erschöpft*; während die übrigen Wissenschaften, eben darum, dafs sie *das Freye*, in und *aufser* Uns, unter seinen Bestimmungen aufstellen, einen nie absolut zu begrenzenden, folglich *unerschöpflichen* Wirkungskreis haben. Die *Perfectibilität* des menschlichen Geistes wird also durch die W. L. nicht in Anspruch genommen, sondern vielmehr aufser Zweifel gesetzt.

(C) Die *Logik* hat die blofse *Form der Wissenschaften abgesondert* von allem Gehalt, die W. L. hingegen hat *Gehalt und Form* derselben in ihrer unzertrennlichen Vereinigung aufzustellen. Die Logik begründet daher nicht die W. L., sondern *wird durch sie* begründet; indem in der letztern gezeigt wird, dafs die Formen des Denkens, die die erste aufstellt, *wirkliche Formen* eines gewissen Gehaltes sind. — Die Wissenschaftslehre ist nur als *Wissenschaft*, aber keineswegs ihrem Inhalt nach, die Logik aber in beiden Rücksichten, durch einen blofs *künstlichen* Vernunftgebrauch möglich. — Der *Inhalt* der W. L. ist *Naturanlage*, der Logik aber *Kunstproduct* des menschlichen Geistes.

(D) Die W. L. hat das System der *nothwendigen Handlungen* des Geistes aufzustellen, die an sich keineswegs nothwendig als *von einander abgesondert*, *rein* und *unvermischt* zum Bewufstseyn gelangen; sondern

dern nur *durch Freyheit*, vermittelst der Reflexion und Abstraction, zum Objecte eines *besondern Bewufstseyns* werden können. — Dieses Geschäft kann der Freyheit nur *durch Versuche*, und nur *allmählich* gelingen. Es kann selbst nur *nach den Gesetzen* vorgehen, die in den, durch dasselbe *erst bekannt werdenden*, nothwendigen Handlungen des Geistes liegen; und es mufs erst hinterher, nachdem das Geschäft vorüber ist, sich zeigen lassen: ob jene Gesetze dabey beobachtet sind oder nicht. Es läfst sich also wissen, *dafs es nicht gelungen ist*, wenn sich bey der Vergleichung ein *Widerspruch* findet. Allein findet sich keiner; so ist dieses noch *kein* Beweis, dafs das Geschäft gelungen sey. Die *Uebereinstimmung* könnte sich allenfalls auch auf eine *doppelte Unrichtigkeit* gründen. Dafs es gelungen sey, kann also immer nur *wahrscheinlich seyn*. — *Ist* die W. L. eine *getroffene* Darstellung der nothwendigen Handlungen des Geistes: so ist sie selber *schlechthin gewifs*, und *infallibel*. Aber *dafs* sie eine solche Darstellung ist, läfst sich keineswegs streng beweisen. Der Philosoph ist nicht *Gesetzgeber*, sondern nur *pragmatischer Geschichtschreiber* des menschlichen Geistes. — Endlich, wenn auch eine *allgemeingeltende* W. L. aufgestellt werden sollte, wird die philosophirende *Urtheilskraft* an der fortdauernden Perfectibilität *der Darstellung* immer noch zu arbeiten haben.

Die *hypothetische Eintheilung der W. L.* in ihren *theoretischen* und *praktischen Theil* ist keines Auszugs fähig. Sie ist dem Rec. erst durch das Studium der W. L. selbst verständlich geworden; und er glaubt, dafs sie das Verstehen derselben bey vielen mehr gehindert als befördert habe.

Wir kehren wieder zu unserem *Standpunkte* des *Unterschiedes* zwischen der *kritischen* und der *reinwissenschaftlichen Philosophie* zurück, um von demselben aus den *Eingang* in die *Wissenschaftslehre* aufzusuchen.

Die Ueberzeugungen des blofs *natürlichen* Vernunftgebrauchs setzen das *Selbstbewufstseyn* und die *Erfahrung* als *Thatsachen* voraus; und lassen daher die *Möglichkeit* dieser Thatsachen, (die bey jenem Vernunftgebrauch aus der blofsen Wirklichkeit geschlofsen wird) *unbestimmt*. Der *philosophische* Vernunftgebrauch soll die *bestimmte Möglichkeit* aufstellen, und die durch die *Unbestimmtheit* im Denken jener Thatsachen entstandenen *Mängel* und *Fehler* in den *natürlichen* Ueberzeugungen aufheben. Die *kritische* Philosophie, welche ebenfalls jene Thatsachen *voraussetzt*, und die *ursprünglichen* und *natürlichen Begriffe* von denselben blofs entwickelt, stellt daher auch nur die *logisch-bestimmte Möglichkeit*, oder das *deutliche Bewufstseyn des bestimmten Inhalts jener Thatsachen* auf; und *diese* Philosophie ist eben darum, zwar ein in seiner *Form gereinigtes* und *ergänztes*, aber kein *seinem Inhalt nach reines* Wissen. Die *reinwissenschaftliche* Philosophie ist nur in soferne möglich, als sie die, von jenen *Thatsachen* und den *natürlichen Begriffen* derselben *schlechthin unabhängige* — folglich *durch sich selbst bestimmte Möglichkeit* derselben festsetzt. Sie kann dieses nur durch einen Vernunftgebrauch leisten, der von den Thatsachen, auf welche der *natürliche* als solcher unaufhörlich *reflectiren* mufs, gänzlich *abstrahirt*, und der eben darum nur ein *künstlicher* seyn kann. So lange dieses *Abstrahiren nicht völlig* gelungen ist: so lange die philosophirende Vernunft sich selbst unbewufst, dasjenige *voraussetzt*, was sie erst *durch* ihr Wissen aufzustellen wähnt; so lange sie dasjenige, was sie ableiten soll, unvermerkt *der* Ableitung zum Grunde legt; folglich empirisches Wissen für reines ansieht; so lange ist sie *dogmatisch* und *ihr* Wissen ist weder ein *empirisches* noch ein *reines*, weder ein *natürliches* noch *künstliches*, sondern ein *eingebildetes* und *verkünsteltes* Wissen.

Das zum reinen Wissen schlechthin nothwendige Abstrahiren von allen *Thatsachen*, als solchen, ist nur als ein besonderer Act der *Freyheit* denkbar, durch den die Vernunft von der Bedingung ihres blofs natürlichen Gebrauches befreyt, und als *reine Vernunft* constituirt wird. Der *reinwissenschaftliche* Vernunftgebrauch ist also nur *durch Freyheit* möglich. Seine Ueberzeugungen müssen nur durch sie hervorgebracht werden können. Das *reine Wissen*, oder die *durch sich selbst* wahre Gewifsheit und gewisse Wahrheit, ist nur als *Endzweck* denkbar, und mufs eben *darum* selbst nur ein *blofses Handeln* seyn. (Die Ueberzeugungen des *blofs natürlichen* Vernunftgebrauchs sind kein *blofses Handeln;* sie werden zu den *Handlungen des Willens* vorausgesetzt, und sind als *blofse Mittel* derselben denkbar.) Die *durch sich selbst bestimmte Möglichkeit*, die das Object der reinwissenschaftlichen Philosophie seyn, und lediglich *durch* freyen Vernunftgebrauch aufgestellt werden soll, kann nur *dieser Vernunftgebrauch selbst* in seinen *schlechthin nothwendigen Handlungsweisen* seyn. Beym Aufstellen der durch sich selbst bestimmten Möglichkeit durch freyen Vernunftgebrauch sind *Freyheit* und *blofse Vernunft* das Brauchende und Gebrauchte zugleich, erheben *sich selbst* zum Objecte eines *besondern* Bewufstseyns, und machen das *durch sich selbst Gewisse aus*. *Durch sich selbst* bestimmte Möglichkeit läfst sich nur als *Vereinigung der Freyheit mit der Nothwendigkeit*, und diese nur in soferne denken, als die Nothwendigkeit durch *Freyheit bedingt*, angenommen wird. *Reine Vernunft*, ist, wie aus der *Kantischen Kritik* derselben erhellet, *absolute*, aber *nothwendige*, *Selbstthätigkeit*. Die *Freyheit* ist *Vernunft*, in wieferne ihre Handlungsweise *bestimmt*, und *Vernunft* ist *Freyheit*, in wieferne ihre Handlungsweise *durch sich selbst bestimmt* ist. Die durch sich *selbst bestimmte Möglichkeit* aufstellen, heifst also die Functionen der sich selbst durch sich selbst bestimmenden Freyheit, oder die schlechthin nothwendigen Handlungen der blofsen Vernunft angeben. Diese Handlungen können nur in soferne vollständig entdeckt und aufgestellt werden, und das Object einer in sich selbst vollendeten Wissenschaft (der Wissenschaftslehre) ausmachen, in wieferne *Eine* unter ihnen enthalten ist, welche von allen übrigen vorausgesetzt

ſetzt wird, und alle übrigen vorausſetzt, folglich zugleich die *Erſte* und die *Letzte*, *Grundſtein* und *Schlufsſtein* des Syſtemes iſt. In wieferne ſie keine andere vorausſetzt, mufs ſie *durch blofse Freyheit* geſetzt werden; in wieferne ſie alle übrigen vorausſetzt, mufs *nichts als die blofse* Freyheit durch ſie geſetzt werden. In der *Erſten* Rückſicht mufs ſie die Freyheit aufſtellen, in wieferne *ſie ſich ſelbſt* als Bedingung der Selbſtbeſtimmung; in der *zweyten* Rückſicht abermal die Freyheit, aber in wieferne ſie die *Selbſtbeſtimmung* als Bedingung vorausſetzt. Um ſich die aus der Freyheit hervorgehende Selbſtbeſtimmung *mit Beſtimmtheit denken* zu können: mufs man ſich *erſtens* die *blofse Freyheit*, *zweytens* das *blofse Gegentheil* derſelben, *drittens* die *Vereinigung beider durch Freyheit* denken. Die *blofse* Freyheit, in deren Begriff von aller *Beſtimmung* abſtrahirt werden mufs, läſst ſich nur als *blofses Setzen durch ſich ſelber, durch blofses Setzen;* das *Gegentheil* davon nur als *blofses Entgegenſetzen*, ebenfalls durch ſich ſelber, d. h. *durch blofses Entgegenſetzen* denken. Die Tugend würde durch ihr blofses Gegentheil aufgehoben werden, wenn ſie nicht ſich ſelbſt *und* daſſelbe ſchlechthin, d. h. durch ſich ſelbſt *vereinigte* und durch dieſen Act ſich ſelbſt ſowohl als ihr Gegentheil *beſchränkte*. Sie ſetzt ſich *daſſelbe* nur in ſoferne entgegen als ſie ſich ſelbſt vorausſetzt, und ſetzt demſelben *ſich ſelbſt* in ſoferne entgegen, in wieferne ſie es vorausſetzt. Aus dieſer Vereinigung des ſich entgegengeſetzten *Unbeſtimmten* (Abſoluten) geht die *Beſtimmung*, und in wieferne die Vereinigung durch Freyheit geſchieht, — die *Selbſtbeſtimmung* hervor.

(Die Fortſetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Schulgeſangbuch für niedere Stadt- und Landſchulen nebſt einigen Schulgebeten.* Herausgegeben von M. *Fr. G. Haan.* 184 S. 8. (Pr. 6 gr. 10 Exempl. 2 Rthlr.)

Man könnte ſich nach und nach wohl mit den vorhandnen Sammlungen neuer Lieder begnügen; denn in der That giebt es der beſſern ſo viel, dafs die Wahl nicht ſchwer werden kann. Indeſs hat es doch immer ſein Gutes, wenn nur eine Schule nach der andern ein beſſeres Geſangbuch erhält, geſetzt auch, es zeichnete ſich nicht vor andern aus. Dies iſt hier der Fall. Der Vf. hat die neuern Sammlungen, aber keine ſo ſehr als die für die *Leipziger Freyſchule* benutzt. Hätte er viele Lieder, welche er aus dieſer abdrucken liefs, in ihrer erſten Geſtalt gekannt, oder aus andern Geſangbüchern als gerade dieſem, genommen, ſo würde er beſſer gethan haben. Denn nun ſind eine Menge Verſtümmelungen, zweckloſer Abkürzungen, höchſt matte und kraftloſe Veränderungen, deren ſich der Herausgeber jenes Geſangbuchs für die Freyſchule ſchuldig gemacht, auch in dieſes hinübergefloſſen. Viele Lieder ſind dadurch nichts als gereimte moraliſche Betrachtungen geworden. Die poetiſche Farbe iſt ſo gut als ganz weggewiſcht. Es iſt eine recht gute Sache um das *Licht*. Aber die *Warme* iſt doch auch nicht zu verachten. Das Lied ſoll die Andacht erheben. Bey ſo manchem kalten Vortrag iſt dies doppelt nöthig. Warum denn ſo gefliſſentlich Geiſt und Leben aus religiöſen Geſängen verdrängen, und Poeſie in Proſa verwandeln?

* * *

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Halle, in der Waiſenhausbuchh.: *J. C. Fabri's kurzer Abrifs der Geographie.* 6te verbeſſerte Aufl. 1797. 8. (6 gr. (S. d. Rec. A. L. Z. 1786. Nr. 304.)

Ebend., in Ebenderſelb.: *A B C. und Leſebuch für die untern Claſſen deutſcher Schulen.* 3te Aufl. 1797. 8. (2 gr.)

Ebend., in Ebenderſ.: *J. G. Hoffmanns Unterricht von natürlichen Dingen.* XIte ganz verbeſſerte Auflage. 1797. 252 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 37.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Schwalbach*, b. Mizler: *Statiſtiſche Ueberſicht der Königl. Preufsiſchen Staaten*, von *J. D. A. Heck*, Prof. der Kameralw. zu Erlangen. 1797. — Ein Foliobogen, worauf in Form einer Tabelle die Gröfse, die Zahl der Städte, Dörfer, Aemter und Einwohner, Ausſaat und Aernte, der Viehſtand, die Hufenzahl, die Menge der Mühlen verſchiedener Art, die Zahl der Theer-, Ziegel- und Kalkbrennereyen, der Hammerwerke und Glashütten, die Anzahl der Fabrikarbeiter, der Werth aller Fabrikwaaren, die Einkünfte und der Militäretat in den verſchiednen Provinzen des preufsiſchen Staats, wo auch nicht immer angegeben wird (wir finden noch einmal ſo viel leere Stellen als Zahlen), doch angegeben werden ſoll. Die Gewährsmänner ſind nicht aufgeführt; auch ſcheint der Vf. die Angaben ohne vieles Nachſuchen, und ohne genaue Prüfung hingeſetzt zu haben, denn es fehlen manche, die er ſich noch hätte verſchaffen können, und von vielen fällt es ſogleich in die Augen, dafs ſie unrichtig ſind. So z. B. von *Südpreufsen*, wo die Zahlen ſich auf den früher, nicht auf den ſpäter erworbnen Länderdiſtrikt beziehen, obgleich der Vf. Neuoſtpreufsen freylich ohne ein einziges ausgefülltes Fach mit aufführt; von vielen Volkszahlen, von der Angabe der Einkünfte, des Militäretats, der nur zu 190558 Mann berechnet wird u. ſ. f. Das Fürſtenthum Ansbach hat nach dieſer Tabelle 54 Q. M., 17 Städte, 28 Flecken, 1203 Dörfer und 143.670 Einwohner; das Fürſtenthum Bayreuth 72 Q. M., 18 Städte, 36 Flecken, 2175 Dörfer und 159892 Bewohner.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie*, von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaselbst: *Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaselbst: *Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Anschauung*, durch welche der Begriff der *Selbstbestimmung* ursprünglich *realisirt* wird, ist in dem *blos natürlichen* Selbstbewufstseyn enthalten, und macht in Verbindung mit *einer andern* ihr entgegengesetzten Anschauung das *Wesen* des Bewufstseyns aus. Sie besteht in dem *Zurückgehen in sich selber*, wodurch *das Ich* als solches im *Selbstbewufstseyn* sich vom *Nicht-ich* unterscheidet. Das Ich wird sich dabey *nur insoferne* zum *Objecte*, *inwieferne* es sich, von einem Andern, das für dasselbe *blos Object* ist, dem Nicht-ich, *unterscheidet*. Das *In sich zurückgehen* kömmt hier nur insoferne zu einem *besondern Bewufstseyn*, inwieferne es von einem, mit jenem *Zurückgehen* verbundenen, *Stehenbleiben* beym Nicht-ich unterschieden wird. Das *natürliche* Selbstbewufstseyn ist also, als solches, *empirisch-bedingt*. Der *Philosoph* erschafft sich *ein empirisch unbedingtes*, und insoferne auch allein *reinwahres*, aber *künstliches*, Selbstbewufstseyn, indem er sich durch *Freyheit* über das *blos Natürliche* erhebt; und er thut dieses, indem er, veranlafst durch das ihm eigenthümliche *Streben* nach dem *Unmittelbargewissen*, über das *blosse Zurückgehen unmittelbar reflectirt*, folglich von dem, im natürlichen Selbstbewufstseyn, die Unterscheidung des Ichs *bedingenden*, *Nicht-ich schlechthin abstrahirt*, und lediglich auf das (auch in jener Unterscheidung *zugleich Unterscheidende* und *Unterschiedene*) Ich zurücksieht. Diese *neue Reflexion* ist selbst ein *Zurückgehn*, aber kein empirisch bedingtes, sondern das *Absolute*. *In* ihr und *durch* sie wird das *Ich* zu dem, vom Ausgehn vom Nicht-ich, unabhängigen, empirisch unbedingten, von allem blofs gegebenen durch sich selbst losgerissenen, *reinem Ich*. Mit ihr geht der reinwissenschaftliche, d.h. derjenige Vernunftgebrauch *beym Wissen* an, der von der blofsen Freyheit abhängt, und der das Selbstbewufstseyn und die Erfahrung nicht voraussetzt, sondern die *durch sich selbst bestimmte Möglichkeit* von beiden aufstellt.

Jenes *absolute Zurückgehen*, oder das *reine Ich*, ist als *Handlung* absolut *frey*, als *Handlungsweise* absolut *nothwendig*, und beides ist an demselben und durch dasselbe unzertrennlich vereinigt. *An sich selbst* ist es ein *Wissen*, das im *Handeln*, und ein *Handeln*, das im *Wissen* besteht, *reines Anschauen*; — es ist weder ein *Denken* noch ein *Wollen*, weder ein *Seyn* noch ein *Werden*, sondern dasjenige, was *sich selbst durch sich selbst* diesem Allem *zum Grunde* legt. Durch dieses *reine Ich* wird das rein *wissenschaftliche*, das *philosophische*, Wissen *hervorgebracht*, in dem das absolute Zurückgehen *sich selber* in einem *besondern Bewufstseyn* (dem Bewufstseyn der *Philosophen*) durch sich selber *bestimmt*, sich durch bestimmte Begriffe seiner selbst bewufst wird, mit einem Worte, *sich selbst denkt*. Nur in diesem *sich selbst denken des reinen Ich* findet der Philosoph nach und nach die durch sich *selbst bestimmte Möglichkeit* des Selbstbewufstseyns und der Erfahrung. Um sich selbst *denken zu können*, und zum *blofsen Behuf dieser Denkbarkeit*, mufs das reine Ich durch sich selbst und in in sich selbst die *freye Handlung* des absoluten Zurückgehens von der *nothwendigen Handlungsweise unterscheiden*. In der letztern Rücksicht, die, weil sie das Zurückgehen als solches, *unmittelbar* betrifft, in der *Wissenschaft* des *reinen Ichs* die *Erste* seyn mufs, hat das reine Ich *dasjenige* im Bewufstseyn zu bestimmen, ohne welches sich dasselbe nicht als *absolut nothwendiges* Zurückgehen denken könnte. In der andern Rücksicht bestimmt das reine Ich alles *dasjenige* im Bewufstseyn, ohne welches sich dasselbe *nicht als frey* denken könnte.

Soll das *reine Ich* sich selbst in der Eigenschaft des *absoluten Zurückegehens* als durch sich selbst, absolut, und folglich durch blofse Freyheit, *nothwendig* denken: so mufs es (zum Behuf der Denkbarkeit der Nothwendigkeit durch Freyheit) seine *blofse Freyheit* von dem *blofsen Gegentheil* derselben unterscheiden, und *beides schlechthin* durch sich selbst als solches, ins Bewufstseyn *setzen*. Durch diese *beiden Acte* nöthiget die Freyheit sich selbst zu einem *Dritten*, nämlich der *absoluten Bestimmung ihrer selbst und ihres Gegentheils durch einander*. Dieser Act ist der gemeinschaftliche *aller Selbstbestimmung*, inwieferne er die beiden Vorigen, durch deren Vereinigung alle Selbstbestimmung

einzig denkbar ist, *in sich begreift*. Aber es ist ein *besonderer* Act der Selbstbestimmung, und zwar unter allen der *Erste*, inwieferne er *keinen andern* Act der *Selbstbestimmung voraussetzt*, und von jedem andern *im denken* desselben vorausgesetzt wird. Als *besonderer Act schliesst* er die beiden vorigen *aus*, die er aber als Act der Selbstbestimmung in sich begreifen soll. Dadurch wird der Freyheit ein *vierter* Act nothwendig, der die beiden ersten mit dem dritten *insoferne* vereiniget, als sie aus demselben *ausgeschlossen* waren. War der Ausdruck des Dritten, des Satzes der *Bestimmung: das Ich bestimmt sich selbst und das Nicht-ich durch einander:* so lautet der *Vierte:* das Ich bestimmt sich selbst, *inwieferne* es das Nicht-ich bestimmt und bestimmt das Nicht-ich, *inwieferne* es sich selbst bestimmt. (Der Satz der *Wechselbestimmung*). Dieser neue Act der Freyheit ist, inwieferne er *nur* durch den unmittelbar vorhergegangenen möglich wurde, ebenfalls ein *besonderer Act*, der die beiden ersten nur vermittelst des Dritten in sich begreift, und sie daher wieder insoferne aus sich *ausschliesst*. Er führt also wieder einen andern, die beiden ersten mit dem *Vierten* vereinigenden Act, und dieser wieder einen Andern herbey, bis der Freyheit endlich *derjenige Act nothwendig* wird, der die beiden *schlechthin absoluten* nicht blos voraussetzt, und sie *nur* in einer *gewissen* Rücksicht, sondern sie *schlechthin*, und folglich *dadurch vereinigt*, dass er den *Zweyten schlechthin ausschliesst*. Es ist dieser derjenige Act, durch welchen die *Freyheit nothwendig in sich selbst zurückgeht, nothwendig sich selbst* als blosse *Freyheit setzt*, und das *System* ihrer schlechthin nothwendigen Functionen dadurch vollendet, dass sie ihren *ersten Act* wieder aufstellt. Der Act, durch den die Freyheit sich *nothwendig* als Freyheit setzt, ist der *letzte* mögliche unter allen *besondren nothwendigen* Acten der Freyheit, weil die Freyheit *nach ihm* keinen Andern als den *Ersten* setzen kann, durch den sie sich *frey* als Freyheit setzte. Nennt man die Acte der sich selbst bestimmenden, und der *Handlungsweise nach* nothwendig handelnden Freyheit *Handlungen der reinen Vernunft;* so sind alle diejenigen, bey denen die Freyheit, um sich selbst zu bestimmen, das *Entgegengesetzte voraussetzte*, Handlungen der *theoretischen* Vernunft. Nur *in* dem Acte und *durch denselben*, durch welchen sie alles entgegengesetzte nothwendig ausschliesst, ist sie *praktische Vernunft*.

Aus der *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre*, und dem *Grundrisse des Eigenthümlichen derselben in Rücksicht auf das theoretische Vermögen* ist nicht nur kein *Auszug* möglich, sondern auch jede aus dem Zusammenhang gerissene Probe der *strengwissenschaftlichen* Ausführung ihres Inhalts würde unverständlich seyn. Wer sich auf die Beurtheilung der *Darstellung* als solcher, einlassen wollte, dürfte nicht vergessen, dass Hr. *F.* nicht nur „zunächst für seine Zuhörer schrieb, wo er es in seiner Gewalt hatte, mündlich so lange zu erklären, bis er verstanden war" (S. phil. Journal 1797. Erstes Heft. S. 2) sondern auch, dass er die zum Behuf seiner akademischen Vorlesungen unternommene und beschleunigte Ausarbeitung nur als *Handschrift für seine Zuhörer* drucken liess. Rec. hat gleichwohl von dieser Eilfertigkeit keine auffallenden Spuren, aber desto mehrere Veranlassungen gefunden, ein bey solchem Tiefsinne in der Speculation vielleicht beyspielloses Talent ästhetischer Klarheit und Deutlichkeit zu bewundern. Die Dunkelheiten, mit denen er auch beym wiederholten Lesen oft und viel zu ringen hatte, sind ihm aus dem Contraste zwischen der *völlig neuen*, der Wissenschaftslehre eigenthümlichen, und *jeder* ihm *bekannten* und besonders der *von ihm selbst gewohnten Weise zu philosophiren*, um so begreiflicher geworden, da sie ihm nach und nach fast durchgängig überwindlich wurden. Ob ihm die wenigen Stellen, bey denen dies nicht der Fall war, aus des *Verfassers* oder aus *seiner eigenen* Schuld unverständlich geblieben sind, würde er kaum zu entscheiden wagen, wenn es sich auch der Mühe verlohnte.

Nur sehr wenigen Lesern der Wissenschaftslehre dürfte durch ihre äussere Lage die *Musse* vergönnt seyn, welche Rec. dem Studium derselben widmen zu können das Glück hatte. Diesen *insbesondere* muss die *neue Darstellung* erwünscht seyn, die Hr. *F.* im *philosophischen Journale* zu geben versprochen, und zu der er bereits *zwey* verschiedene *Einleitungen* geliefert hat. Beide lassen durch ihre ganze Beschaffenheit keineswegs zweifeln, dass jene Darstellung *den ersten*, als Manuscript gedruckten, *Versuch* an Fasslichkeit übertreffen werde. Beide setzen das Eigenthümliche der Wissenschaftslehre aus zwey verschiedenen Standpunkten in ein sehr befriedigendes Licht, welches selbst noch in dem folgenden *Auszuge* aus der *Ersten*, und an *einigen Hauptgedanken* aus der *Zweyten* unsern Lesern auffallend und willkommen seyn wird.

Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre (Phil. Journal V B. 1 H.) Einleitung. §. 1. Einige unserer Vorstellungen sind von dem Gefühle *der Freyheit*, andere von dem Gefühle der *Nothwendigkeit* begleitet. *Phantasie* und *Wille* erscheinen uns als *frey*. — Es lasst sich nicht fragen: warum die von der *Freyheit* abhängigen Vorstellungen gerade *so* bestimmt sind und nicht anders? Aber wohl: welches ist der Grund des Systemes der vom Gefühl der Nothwendigkeit begleiteten Vorstellungen, und insbesondere dieses *Gefühles selbst*? — Das System der vom Gefühl der Nothwendigkeit begleiteten Vorstellungen nennt man auch die *Erfahrung*, die *innere* sowohl als die *äussere*. — Die *Wissenschaft*, welche jene Frage beantwortet, heisst *Philosophie*. Diese hat also den *Grund aller Erfahrung anzugeben*. — [Der hier aufgestellte *Begriff von Philosophie* unterscheidet sich von *allen* bisherigen dadurch, dass er das *Gefühl der Freyheit voraussetzt*. Da dieses Gefühl von den Dogmatikern und Skeptikern für *Täuschung* erklärt wird, so dürften sich dieselben, die *Erklärung* der Philosophie, von der sie um das übrige dieser Abhandlung *zu verstehen*, mit dem Vf. ausgehen müssen, schwerlich gefallen lassen. Allein wenn sie bedenken, dass sie jenes

nes Gefühl nur erst *durch ihre* Philosophie als Täuschung erkannt, und *diese* Erkenntniss also wohl nicht schon in dem Grundbegriff ihrer Philosophie als ausgemacht vorausgesetzt haben; so dürften sie sich wohl entschliessen, von derselben auch zum Vortheil des Fichtischen Begriffs von Philosophie zu abstrahiren, und ein Gefühl, dessen *Wirklichkeit* sie ohnehin nicht zu leugnen begehren, hypothetisch, und nur auf so lange als *zuverlässig* anzunehmen, bis sie das neue System, das sie doch einmal kennen und beurtheilen wollen, welches sich aber ohne jene Annahme durchaus nicht verstehen lasst, verstanden haben.] §. II. Nach einen Grund fragen, heisst: etwas anderes aufsuchen, aus dessen Bestimmtheit sich einsehen lässt, warum das Begründete unter den mannichfaltigen Bestimmungen, die ihm zukommen konnten, gerade diese habe, die es hat. Der Grund muss also zu Folge seiner Denkbarkeit *ausser* dem Begründeten liegen, und *Grund* und *Begründetes* müssen sich insoferne entgegengesetzt seyn. — Die Philosophie hat den *Grund der Erfahrung* anzugeben. *Darum* muss also ihr *Object ausser aller Erfahrung gelegen*, und Erfahrung kann nicht das Object der Philosophie seyn. §. III. Das *Ding* heisst dasjenige *in* der Erfahrung, was unabhängig von unserer Freyheit bestimmt seyn, und wonach sich unsere Freyheit *im Vorstellen* (bey der Erkenntniss) *richten* soll. — Unsere Freyheit, inwieferne sie sich *nach dem Dinge* in der Erkenntniss richten soll, das was in uns das Erkennende ist, heisst die *Intelligenz*. — Die Intelligenz und das Ding sind *in* der Erfahrung *unzertrennlich* verbunden. Aber wir können *durch* die *Freyheit* des Denkens von *Einem* von beiden abstrahiren, und dadurch abstrahiren wir *von der Erfahrung* selbst, und erheben uns *über* dieselbe. — *Abstrahirt* man von dem *Dinge:* so behalt man die *Intelligenz an sich*, d. h. abstrahirt von dem *Verhältnisse derselben* zur Erfahrung. — Abstrahirt man von der *Intelligenz:* so behält man das *Ding an sich*, d. h. abstrahirt von dem Verhältnisse desselben zur Erfahrung. — Die Intelligenz ist, wie in der Wissenschaftslehre gezeigt wird, keineswegs durch blosse Abstraction von der Erfahrung hervorgebracht; aber das *Bewusstseyn* derselben ist durch eine dem Menschen *natürliche* Abstraction bedingt. — In dem einem Falle ist die *Intelligenz an sich;* in dem andern das *Ding an sich*, das *ausser* der Erfahrung angenommene, was als *Erklarungsgrund* der Erfahrung gebraucht wird. Das erste Verfahren heisst der *Idealismus;* das Zweyte der *Dogmatismus*. Im Idealismus ist die Erfahrung ein Product der Intelligenz, im Dogmatismus — des Dinges an sich. Bey einem consequenten Verfahren im Philosophiren sind *nur diese zwey* Systeme möglich. Alle übrigen sind durch Inconsequenz veranlasste Mischungen von beiden. [Rec. glaubt hier bemerken zu müssen, dass Hr. F. die Worte *Idealismus* und *Dogmatismus*, das eine in einer *weiteren*, das andere in einer *engeren* Bedeutung gebraucht, als dieselbe in *jeder bisherigen* Philosophie gehabt haben und haben konnten. Er bedient sich dadurch eines unstreitigen Rechtes. Auch ist die ihm eigenthümliche Weise die Begriffe des Idealismus und Dogmatismus zu bestimmen eine *nothwendige Folge* des *höheren Standpunktes* seiner Philosophie. Bisher ist weder dem *Dogmatismus* noch dem *Idealismus diejenige Abstraction* gelungen, durch welche sich dieser über allen *Dogmatismus hinaushebt*, und jener allen *Idealismus ausschliesst*. Das Wesen *des bisherigen Dogmatismus* bestand darin, dass er von *aller* Erfahrung abstrahirt zu haben *wähnte*, während er eigentlich von der *Reflexion entweder* über die *äussere* oder über die *innere* Erfahrung ausging. Daher war er selbst entweder *idealistisch*, oder *realistisch*, je nachdem er entweder dem blossen *Subjecte der inneren*, oder den *Objecten der äussern* Erfahrung den Rang der Unabhängigkeit von aller Erfahrung, den Charakter des *Seyns an sich* beylegte. Der *Kantische Kriticismus* ist dadurch, dass er auf die *beiden innern* Bestandtheile der Erfahrung *wechselseitig* reflectirt, dem *Grundfehler* des bisherigen Dogmatismus entgangen. Er zeigt, dass und inwieferne von dem Dinge *in* der Erfahrung die Intelligenz, und von der Intelligenz *in* der Erfahrung das Ding vorausgesetzt werde, und *dass* und *inwieferne* die Erfahrung durch die unzertrennliche Vereinigung jener beiden Bestandtheile möglich sey. Allein eben darum ist der *Kriticismus* auch weder selbst *Wissenschaft*, noch ist *durch* ihn selbst Wissenschaft möglich. Er *beweiset* die von ihm aufgestellten Bedingungen der Erfahrung lediglich *aus* der Möglichkeit der Erfahrung, und *erklart* die letztere lediglich aus den Ersteren. Er lässt es unentschieden, ob nicht vernünftige Wesen *anderer Art* an ganz andere Bedingungen gebunden seyn mögen, als die dem menschlichen Geiste *gegeben* sind. Die Frage: warum *uns* nur *diese* und *keine andere* Form der Erfahrung möglich sey, wird von ihm als eine ganz bedeutungslose, unbeantwortliche Frage abgewiesen. Seine Erklärungen und Beweise drehen sich, mit einem Worte! in demjenigen Cirkel herum, der *für* den blos natürlichen Vernunftgebrauch *kein* fehlerhafter ist, und aus welchen man nur durch eine absichtliche *Abstraction* von *aller* Erfahrung, heraustreten kann, welche man *absichtlich* und *fortdauernd* beym Philosophiren *festhalten* muss, um nicht wieder in jenen Cirkel zurück zu fallen.] Im §. IV. wird sehr treffend gezeigt: dass das Object des *Dogmatismus*, das *Ding an sich*, keineswegs als etwas *Reales*, sondern nur als etwas durch *blosse Abstraction hervorgebrachtes* im Bewusstseyn vorkomme, während sich das *Ich an sich* als Object eines wirklichen Bewusstseyns aufweisen lasse. §. V. Der *Idealismus* und *Dogmatismus* können sich einander nicht widerlegen; weil sie über das *Erste Princip* streiten, und keine von ihnen gemeinschaftlich anerkannte Voraussetzung haben. — Nach dem *Dogmatismus* ist alles, was im Bewusstseyn vorkömmt, *Product des Dinges an sich;* die Freyheit ist in diesem Systeme eine blosse Täuschung, und der *consequente* Dogmatiker ist nothwendig *Materialist* und *Fatalist*. — Nach dem Idealismus ist das *Ding an sich* (welches auch selbst für den Dogmatiker *nur* als *Erklarungsgrund* der Erfahrung Realitat haben kann) ein

Unding, weil er einen *andern Erklärungsgrund* für die Erfahrung hat und aufstellt. — Da diese beiden Systeme weder *neben* einander *bestehen*, noch *einander verdrängen* können, noch auch sich in ein *Einziges zusammen schmelzen* lassen; so ist entweder nur die *skeptische Verzichtleistung* auf alle Philosophie, oder nur eine *Wahl* zwischen jenen beiden möglich, bey der man nicht durch *theoretische* Gründe, sondern durch ein blosses *Interesse*, bestimmt werden kann — Menschen, die sich nicht zum vollem Gefühl ihrer Freyheit erhoben haben, finden *sich selbst* nur im *Vorstellen der Dinge*. Sie haben nur jenes *zerstreute*, auf den *Objecten haftende*, und nur aus der Mannichfaltigkeit derselben zusammenzulesende Selbstbewufstseyn. Ihr Bild wird ihnen nur durch die Dinge aufser ihnen, wie durch einen Spiegel, zurückgeworfen. Werden ihnen die *Dinge* entrissen; so geht ihnen mit denselben auch ihr Selbst verloren. Sie sind also aus misverstandener *Selbsterhaltung* — Dogmatiker. — Was man für eine Philosophie wähle, hängt also auch sehr davon ab, was man für ein Mensch ist; und die *Freyheit* zeigt sich auch hier als das *Princip* der *wahren Philosophie*. — §. VI. Der *Dogmatismus* soll und will die *Vorstellung* als Product der *Dinge an sich* erklären. Aber dies ist schlechterdings unmöglich. Laut einem unmittelbaren Bewufstseyn, das er nicht ableugnen kann, *sieht die Intelligenz als solche sich selbst zu*. In der *unmittelbaren Vereinigung* von *Seyn*, und *Vorstellen* besteht ihre *Natur*. Sie ist für sich selbst; ist, was sie ist, für sich selbst, und inwieferne sie für sich selbst ist; und was sie nicht für sich selbst ist, ist sie nicht. In ihr ist eine *doppelte Reihe*, nämlich des *Seyns* und des *Zusehens*, des *Realen* und *Idealen*, und eben die *Vereinigung* dieser doppelten Reihe ist die Intelligenz. — Für die *Dinge* hingegen giebt es nur die *einfache* Reihe des *Seyns*. Was sie sind, sind sie *nicht für sich*, sondern *für* die Intelligenz. Was sie hervorbringen, bringen sie nicht *in sich*, sondern *in andern Dingen*, hervor. Eine *Vorstellung* in der Intelligenz können sie nicht hervorbringen, weil diese kein blosses Ding ist, und weil alles, was in ihr ist, nur insoferne ist, als es von ihr gesehen wird, und nur durch sie in ihr selber ist. — Im consequenten Dogmatismus ist die Intelligenz wirklich überhaupt *kein Ding*, sondern nur das Product *mehrerer Dinge*, ungefähr wie der Zusammenklang mehrerer Saiten. Aber durch die Zusammenwirkung mehrerer Dinge entsteht nichts von den Dingen *abgesondertes*, wenn nicht die Intelligenz hinzugedacht wird, die die Dinge beobachtet. — Alle *Einwirkung* ist *mechanisch*, und kann nur zwischen zwey *blofsen Dingen* statt finden. Wer die Vorstellung *bestimmt denkt*, kann sie unmöglich für ein Ding, und das Vorstellende für ein einer Einwirkung fähiges Ding halten. — §. VII. Der *Idealismus* erklärt die *Bestimmungen* des Bewufstseyns aus dem *Handeln* der Intelligenz. Diese ist ihm *nur thätig*, und *absolut*, durchaus *nicht leidend*, weil sie seinem Postulate zufolge Erstes und Hochstes ist, dem nichts vorhergeht, woraus sich *ein Leiden* erklären liefse. Ihr Wesen ist *reines Thun*. — Aus dem *Handeln* dieser Intelligenz sollen *bestimmte Vorstellungen* abgeleitet werden, und zwar insbesondere die von einer ohne unser Zuthun vorhandenen, im Raum befindlichen, *materiellen Welt*. Zu diesem Behuf mufs das Handeln der Intelligenz ein *bestimmtes*, und da die Intelligenz der höchste Erklärungsgrund ist, ein *durch sie selbst*, und ihr *Wesen bestimmtes* Handeln vorausgesetzt werden. — Denkt man sich die *nothwendige Weise* des Handelns, abgesondert von dem *Handeln* selbst, so heifst sie das *Gesetz des Handelns*. Die Intelligenz fühlt beym Gefühle der Nothwendigkeit nichts aufser sich selbst, keinen Eindruck von *Aufsen*, sondern nur die *Schranken* ihres eigenen Wesens, die durch die *Gesetze ihres Handelns*, folglich *durch sie selbst bestimmt* sind. — Inwieferne der Idealismus diese einzig *vernunftmäfsige*, bestimmte, und wirklich erklärende Voraussetzung von den Gesetzen der Intelligenz macht, insoferne heifst er der *Kritische* und *Transcendentale*. *Transcendent* würde derjenige Idealismus seyn, der die bestimmten Vorstellungen aus *freyen* und *unbestimmten* Handlungen der Intelligenz ableitete. —

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. d. Verlagsgesellschaft: *Die Unüberwindlichen. Ein Pendant zum Kettenträger.* Von Gabriel Stein. *Erster Theil.* 1797. 146 S. 8.

Hier sind einige Proben der Phraseologie, die sich aus diesem Romane sammeln lafst: Ein Herz, das keine Kunst *verstümmelt* hat, das für Gefühle *blüht*, die etc. — *wohligste* Gefühle — jede *Gefährde* ist überstanden — *Worte mit Flammenzügen in seine Bruft saugen* — ein kleiner Crystallenbach, der *schwatzend* vorüberrieselte — *Gebährungen* des Kopfs — *Feuer in Wünsche blasen*, — seiner Tugend das letzte *Urtheil machen* — *den Tag in Augenblicken zubringen* — ohne Freundschaft *gedeiht* die schönste Liebe *zum zögernden Einerley* — *einen mit dem Hafs eines Andern versöhnen* — seinen Gedanken *triftiger nachhängen* — eine *Kabale ungehindert luftwandeln lassen*. — Einem Schriftsteller, der sich so ausdrückt, kann man nichts rathen, als zuförderst die Sprache zu lernen, in welcher er schreibt. Bis dieses geschehen ist, kann von Zweckmäfsigkeit seiner Dichtung, Kunst der Anlage und der Ausführung, Kenntnifs der Charaktere und Gabe sie zu schildern, und Gefühle aus Gefühlen zu entwickeln, gar nicht die Rede seyn: dies sind Foderungen, für die der Vf. bey jenen Unvollkommenheiten, noch keinen Sinn haben kann, und wir würden daher eine fruchtlose Mühe anwenden, wenn wir diesen Roman, (an dessen Ende der Held in eine geheime Gesellschaft tritt, wahrscheinlich die Unüberwindlichen des Titels, die bis dahin nicht vorkommen) näher zergliedern, und dafs er selbst nicht einmal für mittelmafsig gelten könne, zeigen wollten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Induſtrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre oder der ſogenannten Philoſophie*, etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre*, etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaſelbſt: *Grundriſs des Eigenthümlichen der Wiſſenſchaftslehre in Rückſicht auf das theoretiſche Vermögen*, etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaſelbſt: *Philoſophiſches Journal einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Für den Standpunkt, den die philoſophirende Vernunft unmittelbar *vor* der Wiſſenſchaftslehre einnahm, folglich für den *Kantiſchen Kriticismus*, haben die Worte, *kritiſcher*, *tranſcendentaler*, und *tranſcendenter Idealismus* eine ganz andere Bedeutung. In derſelben iſt der *transcendente* Idealismus *dogmatiſch*, weil und in wieferne er das *Vorſtellende*, das er doch nur aus der *inneren Erfahrung* kennt, für das *abſolutexiſtirende*, das *Subſiſtirende*, annimmt, und die Vorſtellungen in einem *abſolutnothwendigen*, *ſchlechthin unerklarbaren*, Handeln der *vorſtellenden Subſtanz* beſtehen laſst. Derſelbe Idealismus iſt *tranſcendent*, weil und in wieferne er zwar *nicht* in ſeinem *Princip*, wie er ſollte, aber *wohl* in ſeinem *Reſultate*, wie er nicht ſollte, über *alle Erfahrung hinausgeht*, und in derſelben alles für bloſsen *Schein* erklart, was er ſeinem angeblich *nothwendigen Vorſtellen* widerſprechend findet. Der *Kriticismus* der, in ſeiner *theoretiſchen* Grundlage, von dem *beſtimmten*, aber bloſs *natürlichen*, *Begriffe* von der *Erfahrung*, und zwar der *innern* und *aufsern überhaupt*, ausgeht, tritt zugleich als *Idealismus* und *Realismus* auf, weil und in wieferne er die *gegenſeitige Abhängigkeit* des *Bewuſstſeyns der Vorſtellungen in uns*, und *des Bewuſstſeyns der Objecte auſser uns* für die Möglichkeit der Erfahrung ſichtbar macht. Er iſt *tranſcendentaler Idealismus*, weil und in wieferne er zeigt, daſs die *Form der äuſsern Erfahrung*, *ſoweit* ſich dieſelbe aus dem beſtimmten Begriffe der Erfahrung *überhaupt* entwickeln laſst, an ſich ſelbſt in innerlichen Bedingungen *des bloſsen Vorſtellens* beſtehe. — Er iſt *empiriſcher Realismus*, weil und in wieferne er zeigt, daſs das Vorſtellen in Rückſicht auf die objective Realität deſſelben *auſsere Empfindung* vorausſetze, welche als die in dem Begriffe der *äuſsern* Erfahrung enthaltene, und dieſer Erfahrung *eigenthümliche*, *materiale* Bedingung ſich aus dem *bloſsen Vorſtellungsvermögen* nicht begreifen laſst. Er laſst die *Möglichkeit* dieſer *materialen* Bedingung, ſo wie auch der *formalen*, des *Raums*, der *Zeit*, der *Kategorien völlig unbeſtimmt*; kennt ſowohl die *Dinge* als die *Intelligenz* nur durch die *Analyſe* des natürlichen Begriffes der *Erfahrung*, weiſs durchaus von keiner anderen Handlung der Intelligenz *auſser dem Sittengeſetze*, und auch von dieſer nur, in wieferne er ſie im *Selbſtbewuſstſeyn findet*, und ohne zu wiſſen, *wie* die Intelligenz dazu gelangt, und leitet durchaus nicht weder dieſes *Geſetz* noch die *Erfahrung* aus den durch ſich ſelbſt beſtimmten Handlungen der Intelligenz ab. Sollte es daher nicht rathſamer ſeyn, *dieſen* Idealismus den Namen des *kritiſch tranſcendentalen* zu überlaſſen, und den der Wiſſenſchaftslehre den *wiſſenſchaftlich tranſcendentalen* zu nennen? — Der oben beſchriebene Idealismus kann auf zweyerley Arten zu Werke gehen. Entweder leitet er das Syſtem der nothwendigen Handlungsweiſen der Intelligenz, und mit ihm zugleich die dadurch entſtehenden *objectiven Vorſtellungen* wirklich von den *Grundgeſetzen* der Intelligenz ab; oder er faſst dieſe Geſetze, *ſo wie ſie ſchon auf Objecte unmittelbar* angewendet werden, alſo auf ihrer tiefſten Stufe, auf welcher man ſie *Kategorien* nennt, auf; und *behauptet*, ohne ſie von den *Grundgeſetzen abgeleitet* zu haben, durch ſie würden die Objecte beſtimmt und geordnet. — Der Kritiker der letztern Art leitet die *angenommenen* Geſetze der Intelligenz keineswegs aus dem *Weſen* der Intelligenz, der einzig möglichen Quelle derſelben ab; er nimmt ſie alſo ohne ihren probehaltigen Grund an, und kann ſich ihrer Vollſtändigkeit nicht verſichern. Ein ſolcher Idealismus iſt unerwieſen und unerweislich; und iſt, (heiſst es in einer Note) von Hn. *Prof. Beck* in ſeinem *einzig möglichen Standpunkte* etc. aufgeſtellt worden. Hr. Fichte hält die angeführte Schrift „für das zweckmäſsigſte Geſchenk, das dem „Zeitalter gemacht werden konnte“ und glaubt, „dem „Manne, der aus der Verworrenheit des Zeitalters „ſelbſtſtändig ſich zur Einſicht erhoben, daſs die Kan„tiſche Philoſophie keinen Dogmatismus, ſondern ei„nen tranſcendentalen Idealismus lehre, und daſs nach „ihr das Object weder *ganz* noch *halb gegeben*, ſon„dern *gemacht* werde, die gebührende Hochachtung „öffentlich bezeugen zu müſſen.“ [Die Behauptung: *daſs das Object gemacht werde*, kommt in der *Standpunktslehre* aus ganz *anderen Gründen* und in *einem ganz andern Sinne* vor, als in der *Wiſſenſchaftslehre*, und

und Hr. F. dürfte der Erstern eine fast nur *wörtliche* Uebereinstimmung mit *seinem* Systeme wohl etwas zu hoch anrechnen. Rec. hält jene Lehre für einen *Versuch*, den Kriticismus *durch sich selber* zur Wissenschaft zu erheben, der sich von dem ähnlichen Versuch der *Theorie des Vorstellungsvermögens* vorzüglich dadurch unterscheidet, dafs dieser in seinem angeblich wissenschaftlichen Fundamente das *Empirische* stillschweigend *voraussetzt*, während jener in dem seinigen dasselbe auf eine *solche Weise ausschliefst*, dafs die *Erklärung davon*, die doch das Hauptgeschäft aller Philosophie ist, *schlechterdings unmöglich wird.*] — Der ächte Idealismus geht von einem einzigen *Grundgesetze der Vernunft* aus. Er nimmt einen Denkact vor, und unterscheidet dabey die *Freyheit*, mit der er vorgenommen ist, von der *Nothwendigkeit* der *Art* und *Weise*, wie er vorgenommen wird. Diese letztere ist freylich etwas *Gefundenes*; aber ein *Gefundenes*, dessen Finden nur durch *Freyheit bedingt* ist. — Blofse *Voraussetzung* ist; dafs jenes *Nothwendige das Grundgesetz* der ganzen Vernunft sey, und dafs aus ihm das ganze System unserer nothwendigen Vorstellungen nicht nur von einer *Welt*, wie ihre Objecte durch *subsumirende* und *reflectirende* Urtheilskraft bestimmt werden, sondern auch *von uns selbst* als freyen und praktischen Wesen unter Gesetzen sich ableiten lasse. Diese Voraussetzung hat er durch die wirkliche Ableitung zu erweisen, und hierin besteht sein eigentliches Geschäft. — Hiebey verfährt er auf folgende Weise: er zeigt, dafs das zuerst als Grundsatz aufgestellte, und unmittelbar im Bewufstseyn nachgewiesene nicht möglich ist, ohne dafs zugleich etwas anderes geschehe, und dieses andere nicht, ohne dafs zugleich ein Drittes geschehe, so lange bis die Bedingungen des zuerst aufgewiesenen vollständig erschöpft und dasselbe seiner Möglichkeit nach völlig begreiflich ist. — Ist die Voraussetzung richtig, und ist in der Ableitung richtig gefolgert worden: so mufs als letztes Resultat das *System aller nothwendigen Vorstellungen*, oder die gesammte *Erfahrung*, herauskommen. Aber, es versteht sich von selbst, dafs die Vergleichung des Gefundenen mit der Erfahrung nicht in der Philosophie — nicht bey jener Ableitung selbst, sondern erst *hinterher* angestellt werden müsse. — In wieferne man jene letzten Resultate des Idealismus ansieht, *als solche*, als Folgen des Raisonnements, sind sie das *A PRIORI* im menschlichen Geiste; und in wieferne man ebendasselbe, falls *Raisonnement* und *Erfahrung* wirklich *übereinstimmen*, ansieht, als in der Erfahrung gegeben, heifst es *A POSTERIORI*. Das *A priori* und *A posteriori* ist für einen *vollständigen* Idealismus gar nicht zweyerley, sondern ganz einerley. Es wird nur von *zwey Seiten* betrachtet, und ist lediglich durch die Art unterschieden, wie man dazu kömmt. — [Für den *unvollständigen* Idealismus der *kritischen* Philosophie ist es allerdings *zweyerley*; und jene Ausdrücke haben für ihn eine ganz andere Bedeutung. Da er die Bedingungen der Erfahrung keineswegs aus der *Intelligenz an sich*, sondern aus dem natürlichen Begriffe von der Erfahrung herleitet: giebt es für ihn *zweyerley* constitutive Bedingungen, unter denen er die *materialen* nebst allem, was von ihnen abhängt, *A posteriori*, und die *formalen*, nebst allen, was von ihnen abhangt, *A priori* nennt. Der *wissenschaftliche* Idealismus hingegen, der durchaus nichts aufstellt, und gelten lafst, was er nicht aus seinem höchsten Princip deducirt, mufs sich *alles*, folglich auch das, was für den kritischen nur *A posteriori* denkbar ist, z. B. die *Empfindung* — *A priori* denken können; während *für ihn Raum* und *Zeit* und die *Kategorien* und selbst das *Sittengesetz*, so *wie* dieses alles in der Kritik unter dem Charakter *A priori* aufgestellt ist, nur *A posteriori* heifsen können.] — Stimmen die Resultate einer Philosophie *mit der Erfahrung nicht überein*, so ist diese Philosophie *sicher falsch*; denn sie hat ihrem Versprechen, die gesammte Erfahrung abzuleiten, und aus den nothwendigen Handlungen der Intelligenz zu erklären, kein Genüge geleistet. [Die Erfahrung, mit welcher die Philosophie ihr Resultat *hinterher* vergleichen soll; und welcher dasselbe *nicht widersprechen darf*, kann nur in einer *Vorstellungsart* vorhanden seyn, die nicht weniger von der Vorstellungsart der Philosophie, als diese von jener *unabhängig* seyn, und die daher dem blofsen *natürlichen Vernunftgebrauch als solchen*, dem *gemeinen und gesunden Verstande*, angehören mufs. Sollten also wohl, wie neulich ein Freund des *wissenschaftlichen* Idealismus in diesen Blättern behauptete, diese beiden Vorstellungsarten, *unbeschadet ihrer Unabhängigkeit* von einander, nicht gleichwohl noch andere Ansprüche an einander haben, *als sich nicht um einander zu bekümmern?*]

Die *zweyte Einleitung in die Wissenschaftslehre* (im IV Hefte des philosophischen Journals,) ist zunächst für Leser bestimmt, *die schon ein philosophisches System haben*. Die Frage, welche die W. L. zu beantworten hat, ist wie bekannt, folgende: woher das System der vom Gefühl der Nothwendigkeit begleiteten Vorstellungen? Oder: wie kommen wir dazu, dem, was doch nur *subjectiv* ist, *objective* Gültigkeit beyzumessen? oder, da objective Gültigkeit durch *Seyn* bezeichnet wird; wie kommen wir dazu, *ein Seyn* anzunehmen? — Da diese Frage von der *Einkehr in sich selbst*, von der Bemerkung: dafs das unmittelbare Object des Bewufstseyns doch lediglich das Bewufstseyn selbst sey, ausgeht; so kann sie von keinem andern *Seyn* als einem Seyn *für uns* reden. — Diese Frage *abstrahirt* von allem Seyn (nämlich in dem Begriffe *des Grundes*, von dem das *Seyn* die *Folge* seyn soll.) das heifst: nicht etwa: sie denkt ein *Nichtseyn*, wodurch das Seyn nur *negirt*, nicht aber davon *abstrahirt* würde; sondern sie denkt sich das Seyn gar nicht weder positiv, noch negativ. — Sie fragt nach dem Grunde des *Prädicats Seyn*, dasselbe werde nun beygelegt oder abgesprochen. Der *Grund* liegt allemal *aufser* dem *Begründeten*; er ist demselben *entgegengesetzt*. Der Grund von dem *Prädicat Seyn* ist also etwas, das *aufser* allem Seyn und Nichtseyn gelegen seyn mufs. — Mit dieser *Abstraction*,

tion, deren Möglichkeit auch schon durch das *praktische Sollen* postulirt wird, geht das Geschäft des *Philosophen* in der W. L. an. — Das, worauf sich dieser hält, und woraus er das zu Erklarende zu erklären verspricht, ist das *Bewufstseyende*, das *Subject*, welches er sonach *rein* von aller Vorstellung *des Seyns* auffassen müfste, um in demselben den Grund alles Seyns, *für dasselbe*, aufzuweisen. — Aber dem Subjecte kömmt, wenn von allem Seyn desselben und für dasselbe abstrahirt wird, nichts zu, als ein *Handeln*. Es ist insbesondere in Beziehung auf *das Seyn* das *Handelnde*. In seinem *Handeln* müfste er es auffassen; und von diesem Punkte geht das *Object*, das der Philosoph beobachtet, an. [Das Ich, als Object des *gemeinen Selbstbewufstseyns*, *ist*, in wieferne es handelt, *und handelt*, in wieferne es ist. Das Ich, das der Philosoph ins Auge fafst, *ist nur allein*, in wieferne es handelt, und nur *dadurch*, *dafs* es handelt.] — Die Grundbehauptung des Philosophen, als *solchen* ist: „so wie das Ich nur *für sich selbst sey*, entstehe ihm *zugleich* nothwendig ein *Seyn aufser ihm*," der Grund des Letzten liege im Ersten, das Letzte sey durch das Erste bedingt. — Um diese Behauptung zu erweisen, nicht etwa durch ein *Raisonnement* als gültig für ein System der *Existenz an sich*, sondern durch *Beobachtung* des ursprünglichen Verfahrens der Vernunft, als gültig *für die Vernunft*, müfste er zeigen zuforderst, *wie das Ich für sich sey und werde;* dann dafs dieses Seyn seiner selbst für sich selbst nicht möglich sey, ohne dafs ihm zugleich ein Seyn aufser ihm entstehe. — Die erste Frage sonach wäre: wie ist das Ich für sich selbst? Das erste Postulat: *denke dich! construire den Begriff deiner Selbst, und bemerke wie du das machst!* — Jeder *der dies thue*, behauptet der Philosoph, werde finden, dafs im Denken jenes Begriffes *seine Selbstthätigkeit in sich selbst zurückgehe*, sich selbst zu ihrem Gegenfinnd mache. — Bey diesem Acte gehört dem *zu beobachtenden Ich* nichts an, als das *Zurückgehen in sich selbst;* alles übrige nur dem Philosophen. Das *Ich* ist ursprünglich für sich selbst *erst*, und *nur durch* diesen Act *als blofse Handlung;* und nur für den Philosophen ist es *vorher* als *Factum*, weil dieser die ganze Erfahrung schon gemacht hat, die das zu beobachtende Ich erst unter seinen Augen machen soll. — Dieses *Ich* ist kein Begreifen (das wird es erst *durch* den Gegensatz des *Nicht-ichs*;) sondern ein blofses *Anschaun*. Es ist auch *kein Bewufstseyn*, nicht einmal ein *Selbstbewufstseyn*, und lediglich darum, weil durch jenen Act kein Bewufstseyn zu Stande kömmt, wird fortgeschlossen auf einen andern Act, wodurch ein Nicht-ich für uns entsteht. Der angegebene Act ist blofs *ein Theil*, und ein *nur durch den Philosophen abgesonderter*, nicht etwa ein ursprünglich abgesonderter, Theil der ganzen Handlung der Intelligenz, wodurch sie ihr Bewufstseyn zu Stande bringt. — Der Philosoph, der den angegebenen Act des Ichs anschaut, kann dieses nur, in wieferne er ihn *in sich selber* anschaut, und um ihn anschauen zu können, mufs er ihn vollziehn. *Er* bringt ihn willkührlich und mit Freyheit hervor. — In diesem Acte, der für den Philosophen *als solchen willkührlich* und in *der Zeit*, für das Ich aber *ursprünglich* und *nothwendig* ist, sieht der Philosoph sich selbst zu; er schaut sein Handeln unmittelbar an; Er *weifs* was er thut, *weil* Er es thut. — Es entsteht *ihm* dadurch ein Bewufstseyn; denn *er* schaut nicht nur dabey an; sondern *er begreift* auch. *Er* begreift nämlich seinen Act als ein *Handeln überhaupt* (wovon *er* zufolge seiner bisherigen Erfahrung schon einen Begriff hat) und als diese *bestimmte* — die *in sich zurückgehende Handlung*. Was *Handeln* sey, *begreift er* im Gegensatz mit dem *Seyn;* kennt er aber an sich *nur durchs Anschauen*. — [Dieses Begreifen und Bewufstseyn gehört nur *dem Philosophen* als dem das reine Ich *beobachtenden* an. Das *beobachtete Ich* ist in dem *ursprünglichen* Acte des Zurückgehens noch keineswegs sich *bewufst*. Aber das *blofse Zurückgehen*, worin es besteht, ist die *Anschauung*, die auch *zugleich* dem Philosophen angehört; das *erste* und *gemeinschaftliche Glied*, von dem die doppelte Reihe ausgeht, die einerseits aus den Handlungen *des reinen Ichs* als des *beobachteten*, und den Handlungen *des Philosophen* als des *beobachtenden* besteht:] Das dem Philosophen angemuthete *Anschauen* seiner Selbst im Vollziehen des Actes, wodurch ihm das Ich entsteht, heifst *intellectuelle Anschauung*. Dafs es ein Vermögen zu einer solchen Anschauung gebe, läfst sich nicht demonstriren; jeder mufs es in sich selbst finden, oder er wird es nie kennen lernen. Aber jedem läfst sich eine solche Anschauung in seiner Erfahrung nachweisen. Jeder, der sich eine Thatigkeit zuschreibt, beruft sich auf diese Anschauung. In ihr ist die Quelle des Lebens und ohne sie ist es todt. — Diese Anschauung kommt aber nie *allein*, als ein vollständiger Act des Bewufstseyns vor; wie denn auch die *sinnliche Anschauung* nie allein vorkömmt, noch für sich das Bewufstseyn ausmacht, sondern *beide* müssen *begriffen* werden. Beide sind zum Bewufstseyn unentbehrlich. — Indem der Philosoph, was in dem gemeinen Selbstbewufstseyn *vereinigt* vorkömmt, *unterscheidet*, und das Ganze in seine Bestandtheile auflöst, *findet* er jene intellectuelle Anschauung als *Factum (Thatsache)* des Bewufstseyns. Für das ursprüngliche Ich, (und folglich auch für den Philosophen, *in wieferne* er selbst den Act, in welchem jenes Ich besteht, vollzieht) ist sie *Thathandlung*. — In dem Bewufstseyn des *Sittengesetzes*, welches ein unmittelbares Bewufstseyn ist, ist die *Anschauung der Selbstthätigkeit und Freyheit begründet*. Ich werde mir dabey durch mich selbst als etwas, das auf eine *gewisse Weise thätig seyn soll*, gegeben; Ich werde mir sonach durch mich selbst als thätig überhaupt gegeben; Ich habe das Leben *in* mir selbst, und nehme es *aus mir selbst*. Der *Glaube* an die *Realität* der intellectuellen Anschauung wird durch das *Gewissen* bewährt. — Die intellectuelle Anschauung ist der *einzige feste Standpunkt* für alle Philosophie; und *die auf sie gegründete* Denkart ist diejenige, in der die *Speculation* und das *Sittengesetz* sich innigst *vereinigen*. — Der Begriff des Han-

delns, der nur durch die intellectuelle Anſchauung des ſelbſtthätigen Ich möglich wird, iſt der einzige, der *beide Welten*, die für uns da ſind, vereinigt, die *ſinnliche* und die *intelligible*. Was meinem *Handeln entgegenſteht* — etwas *entgegenſetzen* muſs ich ihm; denn ich bin *endlich* — iſt die *ſinnliche;* — was *durch* mein Handeln *entſtehen ſoll* — iſt die *intelligible Welt*. — Es iſt daher gar nicht ſo unbedeutend als es einigen vorkömmt, ob die Philoſophie von einer *Thatſache* ausgehe, oder von einer *Thathandlung* (das iſt von reiner Thätigkeit, die kein Object vorausſetzt, ſondern es ſelbſt hervorbringt, und wo ſonach das *Handeln* unmittelbar zur *That* wird). Geht ſie von der *Thatſache* aus; ſo ſtellt ſie ſich *in* die Welt des *Seyns* und der *Endlichkeit*, und es wird ihr ſchwer werden, aus dieſer einen Weg zum *Unendlichen* und *Ueberſinnlichen* zu finden. Geht ſie von der *Thathandlung* aus: ſo ſteht ſie gerade auf dem *Punkte*, der *beide Welten* verknüpft, und von welchem aus ſie mit *Einem* Blicke überſehen werden können. —

(Der Beſchluſs folgt.)

GESCHICHTE.

BARBY, zu finden in den Brüdergemeinen: *Kurzgefaſste Lebensgeſchichte Nicolaus Ludwigs Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf*, von *Jacob Chriſtoph Düvernoy*. 1793. 138 S. 8.

Da *Spangenbergs* Leben des Grafen von Zinzendorf für viele Leſer zu weitläufig iſt: ſo hatte man gewünſcht, daſs eine kürzere Lebensbeſchreibung deſſelben aufgeſetzt werden möchte; und die im J. 1789 gehaltene Synode der Brüder-Unität gab Hn. *D.* den Auftrag, ſie zu ſchreiben. Er legte alſo dabey jenes Werk zum Grunde; benutzte aber auch andere noch ungedruckte Nachrichten. Nach ſeiner eigenen Verſicherung hat er hier nichts Neues ſagen wollen; und ſo haben wir es auch theils aus Bekanntſchaft mit der *Spangenbergiſchen* Biographie, theils durch Vergleichung einzelner Erzählungen des Hn. *D.* mit derſelben, gefunden. Aus guten Gründen, ſagt er, habe er keine Charakteriſtik des Grafen, nach dem Geſchmacke unſerer Zeiten ſchreiben wollen, weil man in ſolchen Schilderungen nicht ſowohl den Mann ſelbſt, als die Vorſtellung ſehe, die ſich der Verfaſſer derſelben von ihm gemacht hat; man ſehe ſein ſchlechter oder beſſer getroffenes Bild, je nachdem der Maler mit mehr oder weniger Fähigkeit, Fleiſs und Redlichkeit gearbeitet habe; oft lerne man aus dieſen Bildern nicht das Original, ſondern nur das Talent des Malers kennen. Hierinne geben wir Hn. *D.* vollkommen Recht. Uebrigens iſt freylich auch ſeine Erzählung ſo eingerichtet, daſs die Verehrung und Bewunderung des Gr. von Z. dadurch vermehrt und befeſtigt werden ſoll. Eine unpartheyiſche, und für jedermann lehrreiche Lebensbeſchreibung des auſserordentlichen Mannes wird wohl ſo bald noch nicht erſcheinen. Vorzüglich ſchwer ſcheint ſie auf der einen Seite zu ſeyn, weil er ſich unter ſo vielerley Geſtalten gezeigt hat, und ſo äuſserſt widerſprechend beurtheilt worden iſt. Aber viele Erleichterung findet auch ſein Biograph darinn, weil ſich wenige berühmte Männer ſo ſehr durch ihre Handlungen, Reden und Schriften ſelbſt der Welt vorgezeichnet haben, als er. Alles dürfte wohl auf die freyere Stellung ankommen, welche er nehmen wird; auf die Scharfſichtigkeit, mit welcher er, ohne den jetzt gewöhnlichen Aufwand von willkührlich erſonnenen Planen und *Muthmaaſsungen*, *Z.* ausgemachte Gaben, Fähigkeiten, Neigungen, Kenntniſſe und Schwächen in ihren Verhältniſſen gegen Religion, Frommigkeit und Kirchenverfaſſung, beſonders aber die unerſchöpfliche Nahrung zu beurtheilen, im Stande ſeyn wird, welche er in allen dieſen Gegenſtänden für ſeine feurige Einbildungskraft fand; endlich auch auf die kluge Maſsigung, die ſich von Miſsverſtändniſſen, erzwungenen Deutungen und Spöttereyen eben ſo weit entferne, als von der Vorliebe für alles, was einigen Anſtrich von Gottſeeligkeit hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Unter dem Druckort *Regensburg: Gerechtigkeit, Moralität und wahres Staatsintereſſe.* Eine Beruhigung für hanſeatiſche Bürger, über einige den Reichsfriedens-Congreſs betreffende Gerüchte. Zugleich eine Bitte an Fürſten und Staatsmänner. 1797. 2 Bog. 8.

2) *Hamburg*, b. Schniebes: *Die politiſche Wichtigkeit der Freyheit Hamburgs* und ihrer Schweſterſtadte *Lubeck und Bremen* für das ganze handelnde *Europa* in ein neues Licht geſtellt von *J. G. Buſch*, Prof. 1797. 1½ Bog. 8.

Ein noch vor dem Zuſammentritt des Raſtädter Congreſſes in Deutſchland, beſonders aber in deſſen nördlichem Theile ſich erhebendes, die Ruhe mancher guten Bürger beeinträchtigendes Gerücht, als ob es dort den Umſturz der Freyheit der Hanſeſtadte gelte, und der Glaube, den dieſe wahrſcheinlich ſehr ungegründete Sage in jenen Gegenden bey einigen gefunden hatte, veranlaſste dieſe Schriften. Mit der Wärme eines ächten Patrioten zeigt der Vf. von Nr. 1. ſeinen beunruhigten Mitbürgern die Grundloſigkeit jenes Gerüchts, und erinnert ſie an die wichtigen Gründe, deren mächtige Stimme von dem Oberhaupte und den Fürſten und Machthabern Deutſchlands ſo wenig als von den Regenten und Stellvertretern einer gröſsen Nation in dieſer Sache überhört werden kann noch wird. Die mit vieler Freymüthigkeit ausgeführten Gründe der Moralität und Gerechtigkeit kann man ſich im allgemeinen leicht denken; in der Ausführung derjenigen aber, die aus der Nothwendigkeit eines freyen dem Zwiſchenhandel zwiſchen dem Auslande und innern Deutſchlande gewidmeten Orts flieſsen, wird man manche belehrende und angenehme Bemerkung finden. — Die Gründe der letztern Art beſonders ſind in der Schrift Nr. 2. noch weiter und in mannichfaltigern Rückſichten ausgeführt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaselbst: *Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaselbst: *Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. Fichte hatte bey mehreren Gelegenheiten und insbesondere in der *ersten Einleitung* (1. Heft) behauptet: „dass sein System kein anderes sey als das Kantische, und dass es dieselbe Ansicht der Sache enthalte." Aufgefodert von Freunden und Gegnern seiner Philosophie lässt er sich im Verfolg der gegenwärtigen *Abhandlung* auf einen Beweis seiner Behauptung *ein*. Rec. hat in dieser Anzeige bereits seine *Gründe* angegeben, warum er die *Auslegung der Kantischen* Aeusserung über die *ursprüngliche Einheit der Apperception*, welche das *Hauptmoment* jenes Beweises ausmacht, und nach welcher *Kant* den *Begriff des reinen Ichs „gerade so* wie die Wissenschaftslehre aufgestellt" und als die *einzige* Bedingung alles Bewusstseyns und aller Erfahrung vorausgesetzt haben soll, nicht gelten lassen kann. Hr. F. behauptet bey dieser Gelegenheit: „nach *Kant* wäre die Anschauung nur *dadurch* möglich, dass sie gedacht und „begriffen werde, *indem* nach ihm die *Anschauung „ohne Begriff blind*, d. h. *gar nichts ist*." Es widerspricht nicht nur sehr vielen ausdrücklichen Aeusserungen, sondern dem ganzen Lehrgebäude *der Kritik*, *dass das Denken die Bedingung der Anschauung an und für sich selbst sey*. Nicht dass *Anschauung* ohne Begriff, sondern dass *Erkenntniss* durch Anschauung ohne Begriff unmöglich sey, wird an der Stelle behauptet, wo *Kant* die Anschauungen ohne Begriffe *blind*, *und* die Begriffe ohne Anschauungen *leer* nennt. Es ist *Kanten* so wenig eingefallen, die *reine*, und zumal *empirische Anschauung* als solche, aus der *ursprünglichen Einheit der Apperception* für erklärbar zu halten und auszugeben, dass er nicht einmal die *Synthesis des Verstandes* einzig und allein aus ihr ableitet, sondern auch sie selbst nicht weniger durch die *Kategorien*, als diese durch sie, bedingt seyn lässt. Eine *Hauptstelle* mag für alle andern hier stehen. (Kr. d. r. V zweyte Ausgabe §. 145.) „Von einem Stücke „konnte ich im obigen Beweise: dass die sinnlichen „Anschauungen unter den Kategorien als Bedingungen „gen stehen, unter denen allein das Mannichfaltige „derselben in ein Bewusstseyn zusammen kommen „kann, nicht abstrahiren, nämlich davon, dass das „Mannichfaltige *für* die Anschauung noch *vor* der „Synthesis des Verstandes und *unabhängig von „ihr gegeben* seyn müsse; *wie aber bleibt hier unbe„stimmt*" (und ist ausser den Behauptungen, dass es durch *Empfindung* gegeben sey, in der ganzen Kritik unbestimmt geblieben) „Denn wollte ich mir einen „Verstand denken, der selbst anschaute, wie etwa ei„nen göttlichen, der nicht *gegebne* Gegenstände vor„stellte, sondern durch dessen Vorstellung die Gegen„stände selbst zugleich gegeben, *oder hervorge„bracht würden;* so würden die Kategorien in Anse„hung eines solchen Erkenntnisses gar keine Bedeu„tung haben. Sie sind nur Regeln für einen Verstand, „dessen ganzes Vermögen im Denken besteht, d. i. in „der Handlung, die Synthesis des Mannichfaltigen, „welches ihm *anderweitig* in der Anschauung gege„ben worden, *zur Einheit* der *Apperception* zu brin„gen, der also für sich gar nichts erkennt, sondern „nur den Stoff der Erkenntniss, die Anschauung, „die ihm *durch das Object gegeben* werden muss, ver„bindet und ordnet. Von der *Eigenthümlichkeit „unseres* Verstandes aber, nur vermittelst der Kate„gorien, und nur gerade durch *diese Zahl* und *Art „derselben* Einheit der Apperception *zu Stande zu „bringen*, lässt sich eben so wenig ferner ein Grund „angeben, als *warum* wir gerade diese und keine an„dern Functionen zu urtheilen haben, *oder warum* „Raum und Zeit die einzigen Formen unserer mögli„chen Anschauung sind." — Gesetzt nun auch, *Kant* hätte wirklich geglaubt und behauptet, *dass* die Kategorien und die *Formen* der *Anschauungen* — (wir wollen hier von den *Empfindungen* ganz abstrahiren) — *im reinen Ich gegründet wären;* so hat er doch zugleich auch geglaubt und behauptet; dass *die Art und Weise*, *wie* sie in demselben gegründet sind, schlechterdings *unerklärbar sey*, und dadurch seiner vorigen Behauptung den Charakter einer *philosophischen* selbst abgesprochen; so dass wenigstens *in derselben* der *Charakter seiner Philosophie* keineswegs bestehen kann. Indessen ist das *Zurückführen* der *Kantischen Hauptlehren* auf einen Sinn, den sie aus dem Standpunkte

der *Wiſſenſchaftslehre* haben *müſſen*, aber den ſie aus dem Standpunkte der *Kritik nicht haben konnten*, freylich nicht ſchwer. Da *Kant* von denſelben *richtigen Begriffen* von *Erfahrung* und *Sittengeſetz* ausgeht, dieſelben *zergliedert*, und aus denſelben *folgert*, — die *nachmals* durch die *Wiſſenſchaftslehre* aus *dem reinen Ich deducirt* und probehältig befunden ſind: ſo muſs freylich ſeine Lehre nothwendig mit dieſer übereinſtimmen, und einen *Theil* des Inhalts derſelben ausmachen. Allein jene *Uebereinſtimmung* bleibt nur *dadurch* wahr und erweislich, daſs man ſowohl dem *Kriticismus* als auch der *Wiſſenſchaftslehre* ihre *eigenthümlichen Standpunkte* läſst, nach welchen dieſe fortwährend von der Erfahrung *abſtrahirt*, jener fortwährend auf dieſelbe *reflectirt*, und durch welche beide *weſentlich verſchiedene Anſichten von einer und derſelben* Sache, nämlich von der *Möglichkeit der Erfahrung*, beide *weſentlich verſchiedene Syſteme* ſind, und nur in ganz *entgegengeſetzten Bedeutungen Philoſophie* heiſsen können. Ungeachtet man alſo die *kritiſche* Philoſophie aus dem höheren Standpunkte der *wiſſenſchaftlichen* beſſer verſtehen, und *nur durch* ihn ihre *ſchlechthin letzten Gründe* kennen lernen kann: ſo kann dieſelbe gleichwohl auch *ſelbſt aus dieſem* Standpunkte *wieder miſsverſtanden werden*, wenn man über ihn *ihren eigenthümlichen* aus dem Auge verliert, jenen unmittelbar in ſie ſelbſt hineinträgt, und ſie nur durch ihn allein *überhaupt* für verſtändlich erklärt. Dazu kann man auf demſelben Wege gelangen, auf welchem der Mathematiker nicht ſelten über ſeine Algebra die Praxis der Zahlenrechnung verlernt. Nur daraus, daſs Hn. F. etwas ähnliches begegnet ſeyn müſſe, können wir uns ſeine Ueberzeugung erklären (Phil. Journ. 1. H. S. 2.): „daſs „Kanten ſein Vorhaben, die Denkart ſeines Zeitalters „über Philoſophie und mit ihr über alle Wiſſenſchaft „aus dem Grunde umzuſtimmen, *gänzlich miſslungen „ſey*, indem *kein einziger* unter ſeinen zahlreichen „Nachfolgern bemerkt, *wovon eigentlich geredet* wer„de" und — (S. 4.) „Kant iſt bis jetzt, einen neuerlich" (durch den Standpunktslehrer) „gegebenen Wink ab„gerechnet, ein *verſchloſſenes Buch*, und was man „aus ihm herausgeleſen hat, iſt gerade dasjenige, was „in ihm nicht paſst und was er widerlegen wollte."

Jede *neue Wahrheit* wird eine Zeitlang durch eben dieſelben Vorurtheile *widerlegt*, gegen welche ſie ſelbſt *gerichtet* iſt. Dies muſs mehr als je bey einer ganz *neuen Philoſophie* der Fall ſeyn, „deren gan„zer Bau und Bedeutung von dem Bau und der Be„deutung der philoſophiſchen Syſteme, die bisher „gäng und gebe waren, völlig verſchieden iſt," — die ſo ſchnell auf eine *andere*, welche nach einem zehnjährigen, faſt über alle deutſchen Univerſitäten verbreiteten, Kampf nun eben Beſitz zu nehmen anfing, — gefolgt iſt, — einerſeits mit derſelben ſo nahe verwandt iſt, daſs ſie von ihrem eigenen Urheber kaum davon unterſchieden wird, andererſeits ſo gänzlich von derſelben abweicht, daſs ſie nur durch ein *durchaus entgegengeſetztes* Verfahren der Denkkraft aufgeſtellt und gefaſst werden kann, und die gleichwohl (die allerdings höchſtwichtige aber mehr aus *genialiſchen* Winken als eigentlich *wiſſenſchaftlichen* Erörterungen beſtehende Abhandlung des Hn. *Schelling über das Ich als Princip der Philoſophie* abgerechnet) bisher nur erſt in einem *für Zuhörer gedruckten Manuſcripte* dargeſtellt iſt. *Einwürfe* waren und ſind alſo hier *unvermeidlich*, und ſelbſt zur *Aufklärung* und *Verbreitung* dieſer Philoſophie *unentbehrlich*. Diejenigen, welche Hr. F. im *Beſchluſſe der zweyten Einleitung im V. Hefte* aufſtellt, lehrreich prüft, und ſiegreich widerlegt, ſcheinen dem Rec. aus dem bisherigen Zuſtand der Philoſophie, der durch die Wiſſenſchaftslehre wohl *nicht plötzlich* gehoben werden kann, *ſehr natürlich* zu erfolgen. Es iſt keiner darunter, der nicht zu einer Beleuchtung des ſo leicht misverſtändlichen Fundamentes der neuen Philoſophie Gelegenheit gegeben hat. Hr. F. ſelbſt hat jeden derſelben einer Zurechtweiſung *durch Gründe* würdig gefunden, und wirklich durch Gründe zurechtgewieſen. Wie konnte er ſich doch entſchlieſsen, dieſe Gründe durch beygefügte harte Vorwürfe und bittern Spott herabzuwürdigen, indem er den Urhebern jener Einwürfe z. B. ſagt: „wie maſchinen„mäſsig und ſogar ohne innere Aufmerkſamkeit mö„gen ihre philoſophiſchen *Specimina* zu Stand ge„bracht werden!" — Es iſt zu erwarten, wenn der „kritiſche Idealismus fortfährt, ihnen *läſtig* zu fal„len, daſs ſie nächſtens ſich beym *Ariſtotele* Raths „erholen werden: ob ſie wirklich leben, oder ſchon „todt und begraben ſind." — „Soll man mit Ver„beugungen gegen den ſcharfſinnigen Mann ihm den „*Privatunterricht*, deſſen er bedarf, vor dem ganzen „Publicum geben, ohne dabey eine Miene zum Ver„druſs oder zum Lächeln zu verziehn?" — „Der „angeführte Einwurf zeigt ſomach nicht nur von ei„ner ungewöhnlichen Gedankenloſigkeit, ſondern „auch von einer groſsen Unwiſſenheit und Unbekannt„ſchaft mit der gemeinſten philoſophiſchen Litera„tur." Wer ſollte glauben, daſs dieſe Abfertigung gegen den Einwurf gerichtet iſt: daſs das Ich, nicht wie die Wiſſenſchaftslehre vorausſetzt, der *höchſte*, ſondern der *individuellſte* Begriff ſey? — daſs dieſer Einwurf nach einer ausführlichen und an neuen Aufſchlüſſen, die er veranlaſst hat, reichen Widerlegung jene Cenſur erhält: — und daſs endlich derſelbe, wie faſt alle übrigen Einwürfe von einem, noch in demſelben *Hefte genannten Manne*, herrühren und in den *Briefen über die neueſte Philoſophie* des Hn. Conrector *Forberg* enthalten ſind, welche laut einer Anmerkung des andern Herausgebers (von demſelben), noch dazu in der Abſicht aufgenommen worden ſind, um ein *Beyſpiel von der Unparteylichkeit des Journals* zu geben?

In einem andern Aufſatze des erſten Heftes, *Annalen des philoſophiſchen Tones* giebt Hr. F. den eigentlichen Grund an, warum er, wie er ſich ausdrückt, ſeine Gegner *nicht eben zart*, und wie wir ſagen müſſen, auf eine an einem Schriftſteller *rom-*

er-

erſten Range vielleicht beyſpielloſe Weiſe behandelt. „Dieſes Mittel, ſagt er, iſt das *Einzige*, dem Publi„cum die Augen zu öffnen, das einzige in die dicken „Ohren jener (ſeiner Gegner) Eingang zu erhalten, „und ſie wenigſtens zu erſchrecken.“ — Hr. *F.*, der für dieſe ſeine Meynung keine Gründe anführt, kann es uns nicht verdenken, wenn wir, ohne einen Beweis für nöthig zu halten, behaupten: daſs er durch dieſe Meynung, und durch das derſelben angemeſſene Betragen, demjenigen Theil des Publicums, mit welchem er als *philoſophiſcher Schriftſteller* und *Reformator ſeiner Wiſſenſchaft* allein zu thun haben ſoll, wirklich zu nahe trete; daſs die Philoſophie an allen denjenigen, denen *ſein Ton ſchreckbar* ſeyn kann, weder zu gewinnen noch zu verlieren habe; daſs er ſeinen Gegnern zu viel Ehre erweiſt, indem er ihre Denkart und ihre Sitten die *Denkart* und die *Sitten des Zeitalters* nennt, und daſs das *Publicum* über den *Werth* und die wahre Beſchaffenheit ſeiner Philoſophie durch die vereinigten Bemühungen *aller* ſeiner Gegner nicht halb ſo ſehr *verblendet* werden könne, als gerade durch das Mittel, wodurch er ihm die Augen öffnen zu müſſen glaubt.

Die allgemeine Ueberſicht der neueſten philoſophiſchen Literatur (1—6. Heft) enthält eine durchaus originelle Anſicht des *reinen Idealismus*, an welcher *Rec.* den *andern Urheber deſſelben* zu erkennen glaubt, deren Beurtheilung er ſich aber bis zur Anzeige des ganzen Jahrganges vorbehalten muſs.

Halle, in der Waiſenhausbuchh.: *Vermiſchte philoſophiſche Abhandlungen* aus der Teleologie, Politik, Religionslehre und Moral, von *Ludw. Heinr. Jakob*, ord. Prof. der Phil. zu Halle. 1797. XXIV u. 463 S. 8.

Des Vf. Talent, philoſophiſche Gegenſtände gründlich und dabey faſslich und allgemein verſtändlich abzuhandeln, iſt ſchon hinlänglich bekannt. Daher wird auch dieſe Sammlung von Aufſätzen, einem groſsen Theile des Publicums willkommen ſeyn, da ſie lauter wichtige Gegenſtände betreffen. Einige von denſelben ſind ſchon vorher gedruckt geweſen, ſie erſcheinen aber hier vermehrt und verändert. Dahin gehören Nr. 2) *Ueber die Religion*, eine philoſophiſche Abhandlung S. 118—160. Sie ſtand zuerſt in den philoſophiſchen Annalen. Der Titel iſt zu allgemein. Denn es wird über Orthodoxie und Heterodoxie, über die Art, wie beide Parthieen die chriſtliche Religion zu deduciren ſuchen, ihre beiderſeitigen Anſprüche auf Vernunftmäſsigkeit, und über die moraliſche Auslegung der chriſtlichen Religionsbücher geſprochen. Nr. 3) *Etwas über Freyheit.* Eine philoſophiſche Abhandlung S. 160—173. War zuerſt vor Kieſewetters Schrift: über das Moralprincip gedruckt. Nr. 5) *Ueber das moraliſche Gefühl.* S. 230—260. Nr. 4) *Nach welchen Grundſätzen ſoll man politiſche Meynungen und Handlungen beurtheilen?* S. 177—229. ſtand ſchon in dem Journale Deutſchland, iſt aber hier mit dem dritten Theile vermehrt worden. Politiſche Meynungen können aus einem dreyfachen Geſichtspunkt, nach der Klugheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit betrachtet werden. Vorzüglich verweilt der Vf. bey dem zweyten Punkte, und zeigt, nach welchen Rechtsgrundſätzen, Meynungen und Handlungen, von Privatperſonen und dem Staate beurtheilt werden müſſen, das letzte vorzüglich in Beziehung auf Revolution und Krieg. Eine intereſſante Abhandlung. Einiges dürfte aber wohl noch einer genauern Beſtimmung bedürfen. In einer Revolution, ſagt der Vf., ſtreiten zwey oder mehr Parthieen, die zum Staate ſelbſt als Glieder gehören, um die Oberherrſchaft. (Dieſer Begriff iſt nicht ganz richtig. Denn der gegebene Fall kann, ohne daſs eine Revolution wirklich iſt, ſtatt finden.) Der rechtmäſsige Oberherr, fährt der Vf. fort, kann mit Recht verlangen 1) daſs ſich kein Unterthan als Organ gebrauchen laſſe, ſeine Rechte zu verletzen; 2) daſs alle, welche die beſondere Verpflichtung haben, ſein Anſehen gegen widerrechtliche Angriffe zu ſchützen, ihre Pflicht erfüllen. Die erſte Foderung geht alle Unterthanen an, die zweyte aber nicht. — Wenn das *rechtmäſsige* Oberhaupt angegriffen wird, ſo wird auch der ganze Staat angegriffen; und daher muſs die Vertheidigung deſſelben eine allgemeine Foderung an alle Bürger ſeyn. — Ganz neu iſt die erſte und die letzte Abhandlung. 1) *Ueber die Lehre von den Zwecken.* Ein philoſophiſcher Verſuch S. 1—116. Der Vf. giebt eine vollſtändige Theorie der teleologiſchen Naturbetrachtung in folgenden Abſchnitten: von der Möglichkeit der Vorſtellung eines Zwecks überhaupt; von den wirklichen Zwecken in der Erfahrung; von den Grenzen der Erkenntniſs der Zwecke durch Erfahrung; über den Unterſchied der empiriſchen und tranſcendentalen Erklärung der Erſcheinungen; von den Gründen, welche uns beſtimmen, die Producte der Natur als Zwecke anzuſehen; von der einzigen möglichen Art, wie wir uns die Cauſalität einer durchgängigen Zweckverknüpfung vorſtellen können; von den Regeln nach welchen die beſtimmten Zwecke in der Natur aufzuſuchen ſind; von den beſtimmten Zwecken in der Sinnenwelt; von dem Gebrauche der Zweckenlehre in der Naturwiſſenſchaft, in der Moral, in der Theologie. — Der Vf. arbeitete dieſen Aufſatz, ſo wie Nr. 2 und 6) aus, als er ſein Werk, die allgemeine Religion bearbeitete, und entwarf in jener die Theorie, auf welche ſich dieſes, welches durchaus nur das Allgemeinfaſsliche und Praktiſchbrauchbare enthalten ſollte, gründet. Er iſt aber auch ohne dieſe Beziehung lehrreich, vorzüglich wegen der Regeln für die reflectirende Urtheilskraft. Der 5. Abſchn. ſcheint aber eines noch höhern Grades von Beſtimmtheit und Bündigkeit bedürftig zu ſeyn. Es wird daſelbſt gezeigt, daſs die Vernunft die Zweckverbindung der Natur nur als Product einer Intelligenz, der Gottheit denken könne. Die innern Gründe, welche die Vernunft beſtimmen, den Grund der Zweckmäſsigkeit zu beſtimmen ſind, 1) ihr Hang, alles vollſtändig zu erklären, und zu allen ihren Erklärungen einen abſoluten Grund zu den-

ken; 2) die Unmöglichkeit der moralischen Handlungsweise, wenn nicht durchgängig in der Welt eine moralische Ordnung herrscht, so dafs alles zuletzt sich auf die Moralität bezieht und zweckmäfsig für sie eingerichtet ist. Gegen den letzten Grund lafst sich einwenden, dafs Freyheit ihren Charakter im Kampf mit der Natur am unwidersprechlichsten beweise, dafs das Sittengesetz Gehorsam fodert, wenn er auch durch nichts in der Natur begünstigt ist, dafs es also auch möglich seyn müsse, moralisch zu handeln, ohne dafs eine vorher bestehende moralische Ordnung in der Natur anzunehmen ist. Bey dem ersten aber darf der Hang der Vernunft, der nur zu oft gezügelt werden mufs, wenn er nicht Faulheit der Vernunft und Schwärmerey begünstigen soll, noch nicht als rechtmäfsige Befugnifs gelten. Man kann hier immer auch das anwenden, was der Vf. S. 14. sagt. „Es bleibt daher immer denkbar, dafs aufser der Sinnenwelt (wir setzen noch hinzu, selbst in der Natur) eine grofse Menge von Ursachen übrig bleibe, die weder zu der einen noch zu der andern Classe (wirkenden Ursachen und Endursachen) gehören, ob wir gleich nicht im Stande sind, dieselben zu bestimmen. Zu behaupten, dafs wir da etwas anzunehmen berechtiget wären, wo uns das Gegentheil unbekannt ist, das hiefse die Unwissenheit zur Quelle der Wissenschaft machen. — Die ausgearbeitetste Abhandlung der ganzen Sammlung ist die sechste, *Aristäus, oder über die Vorsehung. Ein philosophisches Gespräch.* S. 262—463. Der Inhalt desselben ist eine Discussion der Gründe für und gegen die Vorsehung. Cineas vertheidigt sie gegen die skeptischen Angriffe des Cleanth und Philo aus theoretischen Gründen. Nachdem dieser Streit eine Zeitlang fortgeführt worden, ohne dafs eine Partey die andere zur Ueberzeugung bringt, zeigt Aristäus, der bisher ohne grofse Theilnahme die Debatten angehört hatte, dafs es noch moralische Gründe gebe, die zwar nicht zum Wissen, aber doch zum Glauben hinreichend sind, welche nun ausführlich entwickelt werden. Alle versuchte Wendungen und Künste, den theoretischen Gründen mehr Kraft zu geben, sind hier nicht vergessen worden. Auf den Stil und die dialogische Form hat der Vf. viel Fleifs gewendet. Die ganze Materie ist allgemein verständlich, auch ziemlich von aller Schulsprache entkleidet, abgehandelt. Etwas mehr Gedrängtheit und weniger Wiederholung könnte doch hie und da nichts schaden.

Nürnberg u. Markтareit: *Ueber den wahren Begriff von Freyheit.* (von) *Horn.* 1794. 542 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Freyheit ist Gebrauch der Vernunft, und ich bin also frey, wenn ich thue, was meine eigne Vernunft will, oder für gut erkennt. Wiefern nun meine subjective Vernunft mit der objectiven übereinstimmt, d. i. wiefern ihre Urtheile, wodurch meine Handlungen bestimmt werden, richtig sind; sofern ist meine Freyheit eine wahre, widrigenfalls eine falsche, eine Scheinfreyheit. Deshalb wird auch die wahre Freyheit dadurch nicht aufgehoben, dafs die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, unter öffentlichen Gesetzen leben, wenn diese nur, wie sie es sollen, Regeln der objectiven Vernunft sind, wofür sie alsdann geachtet werden müssen, wenn sie so beschaffen sind, dafs dadurch die Glückseligkeit aller möglichst befördert wird (S. 102 etc.). Solche Gesetze sind dann vielmehr die eigentlichen Grundpfeiler, worauf das Gebäude der wahren Freyheit ruhet, das ohne sie nur gar zu oft erschüttert wird, weil die subjective Vernunft des Menschen durch die sinnlichen Neigungen gar zu leicht verleitet wird, die Freyheit andrer zu beeinträchtigen.

Dies ist die Idee, welche in dem vorliegenden Werke ausgeführt werden soll. Die Ausführung selbst, die diese Idee freylich zuweilen ganz aus dem Gesichte verliert, ist sehr weitschichtig, und schweift auf Abwege aus, die nicht zum Ziele führen. Wir überlassen es z. B. unsern Lesern, zu errathen, wie es mit der Entwickelung des Begriffes der Freyheit zusammenhänge, wenn S. 414. die Criteria einer vollkommnen Religion untersucht werden; oder, wenn S. 316. vor der Gewohnheit gewarnt wird „Kinder sogleich bey ihrer Geburt aus dem warmen Schoofs der Mutter ins kalte Bad zu bringen.“ — Durchgängig aber findet man warme Theilnahme an dem Wohl der Menschheit und gute, praktische Bemerkungen über einzelne Verhältnisse und Situationen im menschlichen Leben.

In der Vorrede versichert der Vf., dafs er sein Publicum besser kenne, als die Rec. einer andern Schrift von ihm, die daran grade das getadelt haben, was von jenem mit dem meisten Beyfalle aufgenommen sey. Wir beneiden ihm dieses Glück nicht, und glauben, dafs für jenes Publicum auch das drolligte Gespräch über Geschlechtstrieb und Ehestand berechnet sey, was S. 327 etc. zwischen einem Kapuziner, der Frau eines evangelischen Landgeistlichen, einem Philosophen, und andern, sehr ungleichartigen Personen geführt wird. Man sieht darin den armen Kapuziner, durch allerley indiscrete Gewissensfragen aus dem erwähnten Kapitel, in grofser Verlegenheit, so dafs er zu einer Prise Toback seine Zuflucht nehmen mufs: man findet eine poetische Eintheilung der Mädchen in Rosen, Tulipanen, Nelken u. s. f. nebst dem unpoetischen Zusatze (denn die Poeten sind galant): dafs die Rosen zwar stechen, aber dafür auch leicht entblättert sind: man hört endlich auch medicinische Rathschläge für solche Ehegatten, die auf eine sichtbare Belohnung ihrer Umarmungen vergeblich hoffen. Kraft des Beyspiels von Vater Abraham wird — man denke! — die Beschneidung empfohlen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Januar 1798.

MATHEMATIK.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Anfangsgründe der Zahlenarithmetik und Buchstabenrechnung* zum Gebrauch bey Vorlesungen, von *Conr. Diedr. Mart. Stahl* Doct. d. Phil. u. Privatdocent zu Jena. 1797. 264 S. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. übergab dieses Werk dem Druck als Leitfaden zu seinem arithmetischen Unterricht, in welchem er, wie er sagt, von allen, die diese Wissenschaft vortragen, zu sehr abweicht, als dafs er ohne Unbequemlichkeit das Werk eines andern zum Grunde legen könnte. In der That finden wir in diesen Anfangsgründen viel Eigenthümliches, und eine sorgfältigere Bearbeitung als in den gewöhnlichen Compendien. Es leuchtet aus ihnen ein unverkennbares Streben nach Gründlichkeit, systematischer Ordnung und Allgemeinheit hervor, und man kann in dem Vf. einen denkenden Kopf nicht verkennen, der seinen eignen Weg zu gehn sucht, „überzeugt, wie er sagt, dafs er nur auf diese Weise den ganzen Nutzen stiften könne, welchen man sich selbst vom Unterrichtgeben verspricht, und dafs er blofs hierdurch in den Stand gesetzt werde, seinen Vortrag interessant zu machen."

Hr. *St.* belehrt uns nicht, ob sein Lehrbuch die *Arithmetik so enthalten* soll, wie sie in akademischen *Vorlesungen* über die reine Mathematik, oder so wie *sie bey Euler*, als Vorbereitung zur Algebra und Analysis, vorgetragen wird. Welches von beiden auch sein Zweck ist, (nach einigen Aeufserungen in der Vorrede scheint es der letzte zu seyn): so möchten *wir ihm* gegen die ganze Anlage und Ausführung folgende Einwendungen machen. *Erstens* scheint uns dieses Lehrbuch für beide Zwecke zu wenig und zu viel zu enthalten: *zu wenig* weil es sich lediglich mit Entwicklung der Regeln der Zahlen- und Buchstabenrechnung ohne alle Anwendung, weder auf die praktische noch auf die theoretische Arithmetik (die Natur der Zahlen und was davon abhängt) noch auf Algebra beschäftigt; *zu viel*, weil jene Entwickelung in einer Vollständigkeit geleistet worden ist, die den Anfänger überladet, und da sie selbst in Kleinigkeiten, die man sich leicht hinzudeukt, fast gar nichts für die eigne Einsicht übrig läfst, lebhaften Köpfen nicht wenig lästig werden mufs. — *Zweytens* kommt es uns vor, als habe der Vf. durch das Verlangen einen eignen Gang zu gehn, sich etwas von dem Zweck eines Lehrbuchs ableiten lassen, dabey zu wenig Rücksicht auf das Bedürfnifs des Anfängers genommen, und beym ganzen Vortrage mehr seine eignen Anfoderungen an ein System der Arithmetik als die des Lehrlings vor Augen gehabt; ein Umstand, der ihm bey jedem andern Werke als einem Lehrbuche zum Lobe gereichen würde. Der Anfänger, dem es oft schon alle Anstrengung kostet, den Sinn einzelner Behauptungen und ihres Beweises zu verstehn, vermag sich nur allmählich, durch Betrachtung und Verdeutlichung einzelner Fälle, zur Einsicht in das Allgemeine zu erheben, und das nirgends in der Mathematik mit mehr Schwierigkeit, als beym Calcul, bey dem es schon nicht wenig Uebung erfodert, mit den willkürlichen und ungewohnten Buchstabenzeichen den bestimmten Sinn, den man verlangt, erst zu verbinden, und nicht über das Zeichen das Bezeichnete ganz zu vergessen. Wer in dieser Bezeichnung und in den einzelnen Methoden und Sätzen keine Schwierigkeit mehr findet, für den wird freylich die Ansicht aus den höchsten Gesichtspunkten vorzüglich interessant, und für ihn wird die Darstellung in der gröfsten Allgemeinheit, Bedürfnifs. Allein sollten sich wohl Studirende, welche einen solchen arithmetischen Cursus hören wollen, auf diesem Standpunkt befinden? Und doch müssen sie das, nach unsrer Einsicht, um diese Anfangsgründe zu fassen, die sogleich mit allgemeinen Bezeichnungen von Gröfsen und Gröfsenverbindungen durch Buchstaben anfangen, die arithmetischen Methoden und Begriffe in einer Allgemeinheit aufstellen, welche es selbst dem Geübten manchmal schwierig macht, mehr als leere Töne aufzufassen, und die gewöhnlichen Regeln erst späterhin als besondere Fälle aus dem Allgemeinen entwickeln. — Nachdem Hr. *St.* einige Begriffe über Zahl, Zahlenschreiben und Aussprechen, und über Brüche vorangeschickt hat, wendet er sich sogleich S. 9 zu den *entgegengesetzten Gröfsen*, über deren Begriff (Gröfsen die man unter entgegengesetzten Bedingungen denkt) und den daraus folgenden Regeln des Setzens solcher Gröfsen, wir hier sehr viel Gutes, mehr als bey irgend einem andern gefunden haben, nur dafs es uns nicht an seiner rechten Stelle zu stehn dünkt. Er stellt hier + als das Zeichen des Setzens unter einer Bedingung, unter der schon etwas andres gesetzt worden ist, — als Zeichen des Setzens unter entgegengesetzter Bedingung auf, und leitet nun hieraus jene Regeln mit Hülfe des Satzes ab, „dafs, wenn wir gleiche Grofsen unter entgegengesetzten Bedingungen denken wollen, wir aufhören müssen auf sie zu reflectiren, sie uns verschwinden." Nun erst wird der Begriff der *vier Species* entwickelt, jedoch so, dafs er zugleich auf Rechnung mit negativen Gröfsen passen soll, wodurch Hr. *St.* gezwungen wird Erklarungen, die wenigstens nicht allge-

mein fafslich **find**, zu geben, z. B. „Es können zwey Zahlen A und B gegeben feyn, und nun kann verlangt werden, dafs man eine Zahl darftellen foll, welche *die Form* in Hinficht auf A hat, welche B in Hinficht auf die Einheit, als *fchlechthin gefetzte*, befitzt. Diefe Form der B in Hinficht auf 1, liegt in der Entftehung der B aus 1, alfo fagt jene Foderung, dafs man eine Zahl entftehn laffen foll, *eben* fo wie B entftand, nur dafs man bey der gefuchten die Zahl A *fo* zum Grunde lege, wie die Einheit bey B zum Grunde liegt. Die ganze Handlung wird *Multiplication* genannt, und da fie von dem Gefetz der B abhängt, fo fagt man, es wird A *nach dem Gefetz von* B *multiplicirt*, (diefes uns mifsfallenden Ausdrucks, der im ganzen Werke fortlauft, bediente fich, fo viel wir wiffen, bisher noch niemand). Darauf kommt unmittelbar die Rechnung mit *einfachen entgegengefetzten Gröfsen*, nach allen vorkommenden Fällen, wo denn bewiefen werden müfste, dafs die Zeichen +, —, nach dem obigen Sinn, auch Addition und Subtraction zu bezeichnen tauglich find. Dann erft folgt „die Anwendung der allgemeinen Regeln für die vier Rechnungsarten auf den *Calculus decadicus*" und zwar in eignen Kapiteln, *erft* auf ganze ungenannte und genannte Zahlen und auf Buchftabenverbindungen, *dann* auf gewöhnliche Brüche in Zahlen und Buchftaben, *endlich* auf zehntheilige und fechzigtheilige Brüche, alles fehr umftändlich. Nicht weniger ausführlich find die Lehren von den Verhältniffen und Proportionen, die ohne alle Anwendung auf die praktifche Arithmetik vorgetragen wird; die Potenzenrechnung, welche 27 S. füllt, und fich mit dem Begreiflichmachen des Binomialfatzes für ganze Exponenten endigt, bey der aber der gewählte Vortrag uns nicht gefällt; die Rechnung mit Wurzelgröfsen, felbft unmöglichen, nach allen vier Species, und befonders die Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln in Buchftaben und in Zahlen. Den Befchlufs machen die Summirung der Progreffionen und die Entwicklung der natürlichen und briggifchen Logarithmen als Exponenten, für welche der Vf. die bekannten Reihen giebt, und den Gebrauch der Tafeln umftändlich lehrt.

Das Eigenthümliche diefes Werks befteht alfo, wie man fieht, hauptfächlich darin, dafs der Vf., nicht wie die übrigen Mathematiker vom Rechnen ausgeht, und die feftgefetzten Regeln erft zuletzt auf Verbindungen entgegengefetzter Gröfsen ausdehnt, und diefen gemäfs modificirt, fondern dafs er mit den Regeln des Setzens entgegengefetzter Gröfsen anfängt, fpäthin erft auf das eigentliche (arithmetifche) Rechnen kommt, und diefes fogleich unter jene Regeln fubfumirt. Diefen ihm eignen Weg bahnt er fich mit Scharffinn, wiewohl zugleich mit einer läftigen Weitfchweifigkeit. Nur können wir diefen Weg, wie er von unferm Vf. dargeftellt ift, nicht als den wahren mathematifchen anerkennen. Unfrer Einficht nach hat er ganz befonders den Nachtheil, dafs er aus dem Conftructiven grofsentheils hinaus tritt, und uns in ein blofses Ableiten aus Begriffen (aus den Begriffen des Setzens entgegengefetzter Gröfsen) verfchlägt, wodurch der wahre mathematifche Geift verloren geht, und der Vortrag die Evidenz, die Leichtigkeit und das Intereffe, welches der Mathematik eigen ift, einbüfset. An ein Erweitern der urfprünglichen Bedeutung von Begriffen und der feftgefetzten Regeln kann man fich überdem in der Mathematik nicht früh genug gewöhnen, daher auch fchon aus diefer Rückficht der gewöhnliche Weg den Vorzug verdient.

Zum Befchlufs noch ein paar Bemerkungen, welche die Aufmerkfamkeit beweifen mögen, womit Rec. diefes Werk durchgegangen ift. Erhält nicht der Begriff der Zahl auf S. 1, dadurch, dafs der nicht erklärte Begriff des Zahlens mit hinein gezogen wird das Anfehn einer nichts fagenden Definition, und follte, wenn das Wefen des Zahlenfyftems „in die Anzahl der Zahlzeichen und den befondern Werth, den ihnen ihre Stelle giebt" gefetzt wird, Zahlenbezeichnung und Zahlenfyftem nicht mit einander verwechfelt feyn? Wenn nach S. 27 der Divifor nur eine *unbenannte* Zahl feyn könnte, wie liefse fich dann mit 5 Pfund in 10 Pfund dividiren. Und welche für einen Mathematiker anftöfsige Sätze ftehn ebendafelbft im dritten Zufatz, wo behauptet wird, es fey A : 0 = 0 (diefer Quotient ift ja unendlich grofs) und 0 : 0 = 0, (keineswegs, fondern diefer Quotient kann nach Umftänden jede Gröfse bedeuten; denn da a. 0 = 0, mufs auch a = 0 : 0 feyn). Ueber Irrationalgröfsen und deren Wefen finden *wir* hier nichts. Endlich können wir einige baftartige Kunftausdrücke, deren der Vf. fich bedient, nicht recht billigen, z. B. *decimaltheilige* Zahl (beffer zehntheilige, wiewohl das mehr eine Zahl die aus zehn Theilen befteht, als einen Decimalbruch bedeuten möchte); — *fummirende*, *fubtrahirende Zahl* für hinzuzufügende, abzuziehende; — *divifibel*, *Denominator* (Unterfchied beym arithmetifchen Verhältnifs), u. d. m.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchh.: *Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauch in Schulen und für Selbftlehrlinge.* Abgefafst von *M. A. v. Winterfeld*, preufs. Major. Th. 2. Abth. 3., welche den *Befchlufs der Arithmetik* enthält. 1796. 123 S. 8.

Der Vf. beendigt hiermit feine mit verdientem Beyfall aufgenommenen Anfangsgründe der Arithmetik, deren Anfang von einem andern Rec. in der A. L. Z. 1792. No. 164. angezeigt ift. Mit derfelben Klarheit und Umftändlichkeit wird hier in Form eines Gefprächs zwifchen Lehrer und Schüler, die Lehre von den Verhältniffen, Proportionen, Progreffionen und Logarithmen, meift nach dem Leitfaden und im Geifte des *Kaftnerfchen* Lehrbuchs (aus dem felbft viele der Exempel übertragen find) verhandelt. Auch wir müffen den deutlichen, richtigen und exempelreichen Vortrag loben; nur fcheint uns die Gefprächsform nicht die fchicklichfte zu feyn, bey der man, wie fie hier gebraucht ift, hin und wieder lächeln mufs. Mag fie immerhin *Michelfens* fokratifchen Gefprächen über die Arithmetik nachgebildet feyn; um in ihr *fokratifche*

ſche Methode zu finden, dazu wird ſehr viel Gutmüthigkeit erfodert, es ſey denn man wolle die ſokratiſche Methode darin ſetzen, daſs der Lehrer mitten in den Perioden abbricht, und der Schüler ſie vollends ausſpricht, wie das in dieſem Dialog meiſt geſchieht. — Die ziemlich überflüſsige Lehre von den arithmetiſchen Verhältniſſen und Proportionen behandelt unſer Vf. mit zu vieler Umſtändlichkeit; es wäre hinreichend geweſen ſie nur zu berühren. Den Exponenten eines Verhältniſſes als Quotient des vorhergehenden Gliedes durch das folgende darzuſtellen, iſt zwar den ältern, nicht aber den neuern Mathematikern gemäſs. Ein *verdoppeltes*, *verdreyfachtes Verhältniſs* ſagt niemand, und unſer Vf. lehrt S. 62 etwas falſches, wenn er auf dieſe Ausdrücke hindeutend, ſagt, 2 ſtehe gegen 1 im *doppelten*, hingegen 4 gegen 1 im *verdoppelten* Verhältniſs von 2 gegen 1. Das iſt eine Unterſcheidung, welche nur unſer Vf., nicht andre Mathematiker machen, die, wo ſie von doppeltem, dreyfachem, vielfachem Verhältniſs ſprechen, ſtets das darunter verſtehn, was unſer Vf. verdoppeltes, verdreyfachtes, vervielfachtes Verhältniſs genannt haben will. Wie ſollen wir das verſtehn, die Anwendung der Summation geometriſcher Reihen falle in die höhere Geometrie, und warum bezeichnet unſer Vf. überall den Logarithmen einer Zahl mit *l*, nicht wie alle andere mit log.? Daſs er die Berechnung der Logarithmen nach *Karſtens* Art vorträgt, müſſen wir ſehr loben. Auf dieſem Wege wird alles deutlicher, kürzer und leichter, und dieſer Vortrag hätte allerdings ſchon längſt verdient, in die andern Compendien aufgenommen zu werden.

Ob Hr. *v. W.* dieſe Anfangsgründe der Mathematik noch weiter fortſetzen oder hiermit beſchlieſsen werde, können wir unſern Leſern nicht ſagen. Wir finden zwar vor dieſem Werke eine Vorrede, allein ſie hat es gänzlich mit dem vorigen Rec. des Hn. *v. W.* in dieſer Zeitung, und mit den Einwendungen zu thun, die dieſer gegen ſeine Theorie der Parallellinien und des Addirens und Multiplicirens ſich erlaubt hat. Dieſer Streit iſt dem jetzigen Rec. ganz fremd, auch liegen die Acten nicht vollſtändig vor ihm. Was wird aber Hr. *v. W.* erſt zu uns und unſern Bemerkungen ſagen, wenn er ſchon mit jenem unzufrieden iſt, der doch ſogar ſeinen Dialog für etwas nach ſokratiſcher Methode ausgiebt. Daſs jener *Rec.* ſich darüber beſchwert, daſs Hr. *v. W.* in einem Geſpräche zwiſchen ſich und einem Recenſenten über die Theorie der Parallellinien, welches er drucken lieſs, dem Rec. allerley lächerliche Einwürfe gegen ſeine Theorie in den Mund legt, dazu hatte er doch wahrlich Recht, auch wenn Hr. *v. W.* ſich erklärt, daſs er unter Recenſenten jeden verſtehe, dem es über lang oder kurz einfallen könnte, ſeinen Beweis zu recenſiren. Und zwar um ſo mehr Recht, da die Einwürfe des Rec. in dem oben angeführten Stück unſrer Zeitung uns ſehr gegründet dünken (nur würden wir nicht auf Hn. *Voigts* Theorie der Parallellinien verweiſen) und da Hr. *v. W.* in dieſer Vorrede ſogar ſich ſelbſt etwas Sonderbares in den Mund legt, nämlich den Grundſatz: „zwey grade Linien, genugſam verlängert, ſtoſsen endlich zuſammen" ein Grundſatz der wohl nur von graden Linien *in einer Ebne, die nicht parallel ſind*, gemeynt iſt. Wenn jener Rec. anderswo ſagt, „man könne in der Geometrie bloſs aus ſolchen Grundſatzen ſtreng beweiſen, die aus Definitionen hergeleitet ſind" ſo glauben wir zwar eben ſo wenig als Hr. *v. W.* daſs dieſes die wahre Anſicht der Sache ſey; allein ſchwerlich möchte ſeine Anfoderung zu zeigen, aus welchen Definitionen die Euklideiſchen Grundſatze: zwey Gröſsen die einer dritten gleich ſind, etc. hergeleitet ſind, jenen Rec. auch nur einen Augenblick in Verlegenheit ſetzen. Sie flieſsen, würde er ſagen, aus dem Begriff der Gleichheit. Doch genug von dieſer gewaffneten Vorrede.

FÜSSEN, b. Mayr: *Die Grundlehren der Arithmetik und Algebra* aus den Lehrbüchern vorzüglich der H. H. *Käſtner* und *Lorenz* ausgezogen, und zum Gebrauch der Vorleſungen eingerichtet von *G. L. Reiner*, Kanonikus und Profeſſor in dem Prämonſtr. Collegiatſtifte Steingaden. 1796. 139 S. 4.

Aus der Zuſchrift an den Abt von Steingaden, Hn. *Gilbert*, ſehn wir, daſs dieſer würdige Prälat „aus Ueberzeugung, daſs keine Wiſſenſchaft eine gründlichere Religionswiſſenſchaft vorbereite, und mehr zur Bewunderung der Groſse, Weisheit und Güte Gottes führe, als das Studium der Moral und der Natur, es ſich ſeit Antritt ſeiner Regierung beſonders habe angelegen ſeyn laſſen, dieſe beiden Studien bey den ihm untergebenen Religioſen einheimiſch zu machen." Zu dem Ende übertrug er unſerm Vf. das Lehramt der Naturlehre, verſah die *Kloſterbibliothek* mit einem Schatz von phyſikaliſchen Büchern, den man in andern wohlhabendern Klöſtern umſonſt ſucht, legte ein *Muſeum* an, für welches Hr. Prof. *Späth* einen Apparat phyſiſcher Inſtrumente beſorgte, und erbaute ein *chemiſches Laboratorium*, das mit allen Geräthſchaften reichlich verſehn iſt. (Möchten doch mehrere Prälaten dem Beyſpiel dieſes in der That *würdigen* Mannes folgen, und die Kräfte der ihnen Untergebenen, die ſich nur zu oft in heiligem Müſſiggang und dem daraus entſpringenden Unmuth und Intriguen verzehren, auf ſo nützliche, unterhaltende und bildende Wiſſenſchaften lenken. Jedes Kloſter würde dann wieder eine Pflanzſtadt der Gelehrſamkeit, eine Akademie im kleinen, werden, und deſſen Bewohner ſich zu ihrem alten Ruhme empor erheben, und ſich vom Schimpf des Müſſiggangs befreyen, der immer ſchwerer auf ihnen laſtet.) Um den Abſichten ſeines Prälaten zu entſprechen, ſuchte unſer Vf. ſeine Zuhörer erſt mit den Grundlehren der reinen Mathematik vertraut zu machen, ohne welche man nicht weit in der Kenntniſs der Natur fortſchreiten kann, und bediente ſich dabey als Leitfadens der Elemente des Hn. *Lorenz*. Aus dieſen ſind die Grundlehren des Hn. R. wörtlich, mit einigen Abkürzungen ausgezogen. *Kaſtners* Lehrbücher ſcheinen nur Ehrenthalber mit auf dem Titel genannt zu ſeyn, denn

wir sehn nicht, dass der Vf. irgendwo von Hn. *L.* abgegangen und dafür Hn. K. Vortrag gefolgt wäre. Der Auszug, zu welchem Hr. *R.* wahrscheinlich durch örtliche Umstände veranlasst worden ist (denn sonst sehn wir nicht recht ab, warum nicht Hn. *Lorenz* Elemente selbst sind beybehalten worden) unterscheidet sich dadurch, dass manches zusammengezogen oder ganz übergangen ist, dass viele Sätze blos durch arithmetische Zeichen ausgedruckt sind, und dass Druck und Papier hier so splendid als im Lorenzschen Werke kärglich ins Auge fallen. Eigenthümlich sind unserm Vf. die Tafeln über alle Formeln zur Bestimmung einzelner Stücke und zur Summation arithmetischer und geometrischer Progressionen, für jede 20 an der Zahl. Aber da sie insgesamt aus der Erklärung dieser Progressionen und aus der einzigen Formel für die Summe folgen, so ist es in der That eine überflüssige, ja eine schadliche Mühe, so viel einzelne unmittelbar aus einander fliessende Formeln, unter denen das Gedachtniss erliegt, dem Lehrling vor Augen zu stellen.

NATURGESCHICHTE.

GIESSEN, b. Heyer: *Botanisches Wörterbuch oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter in der Botanik*, von Dr. *Moritz Balthasar Borkhausen*, Fürstl. Hessen-Darmstädtischem Oberforstamts- und Oeconomie-Deputations-Assessor. *Erster Band. A—L.* VIII u. 376 S. 1797. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit Recht entschuldigt Hr. *B.* sein Unternehmen durch die Einseitigkeit, die man in jedem Lehrbuche der Botanik antreffen werde. Es ist ganz natürlich, dass die Einheit des Ganzen, bey dem engen Raume, den Verfassern selten zulässt, sich in vielfache Erörterungen und Kritiken andrer Meynungen einzulassen, auch kann man von jedem wohl erwarten, er werde es nicht versäumen, jede Idee, die ihm vorzüglich scheint, oder die ein Resultat eigner mühsamer Untersuchungen ist, vor andern herauszuheben. Es ist also sehr löblich in Form eines Wörterbuchs, was weder jener Einschränkung noch dieser Rücksicht unterworfen ist, die verschiedenste Stimmensammlung auf einmal über gewisse Gegenstände zu liefern, die ihrer Natur nach zu dieser Verschiedenheit besonders geeignet sind. Wie der Titel schon besagt, so hat man hier kein Lexicon für Synonymen der Pflanzenarten zu suchen, sondern für die Bezeichnungen der Pflanzentheile und ihrer Lebensgeschäfte; der Vf. hat aber auch damit die Kenntniss einiger ihm vorzüglich der Bekanntmachung werth scheinender Systeme verbunden. Hie und da findet man nach Anleitung der alphabetischen Ordnung die Namen von Systemclassen und Familien erklärt. Von den künstlichen Systemen findet man ausser dem Linneischen, die von Necker, Wachendorf, und Mönch. Die natürlichen werden nach den Angaben von Linné, Jussieu, und Batsch durchgegangen. Zuweilen werden auch noch Benennungen anderer Botaniker erwahnt. Für die Terminologie der Organe, zum Theil auch für die Physiologie ist vieles fleissig gesammelt. Selbst der geübtere wird hier auf manches stossen, was ihm bey der Menge der Sachen so eben nicht geläufig und erinnerlich war. Die so verschiedenen Beurtheilungen z. B. über die Frucht und den Kelch, müssen diejenigen, die so gern nur nach dem zuerst angewohnten Gange fortwandeln mögen, überzeugen, dass noch gar viel zu thun und zu denken übrig, und die Entscheidung für den klügsten unter den klügern Forschern nicht sogar leicht sey. Jeder, dem die Quellen bekannt sind, weiss das ohnehin, aber Hn. B. Schrift, die vermuthlich von vielen um ihrer eignen Bequemlichkeit willen gesucht werden wird, kann diesen, die es sonst vielleicht weder erfahren, noch geglaubt hätten, es einleuchtend machen, dass das tiefere Eindringen in diese Wissenschaft nicht auf ersichen Formeln und Begriffen beruhen könne; und seine Schwierigkeiten habe, wie irgendwo anders. Von Personen, die zu ihrem Vergnügen Pflanzen und ihre Verhältnisse kennen lernen wollen, ist hier die Rede nicht; für solche ist dieses Buch nicht geschrieben. Es kann das Seinige dazu beytragen, die übertriebene Verehrung Linnés, die nur in Kleinigkeiten besteht, und meist eine Nichtkenntniss seiner übrigen wahren Grosse im Gefolge hat, bey jungen Freunden der Wissenschaft zu verringern. Die Schriften vorzüglicher Beobachter als Gärtners, Ehrharts, Medikus, Sprengels u. s. w. sind sorgfaltig benutzt worden. Der Nutzbarkeit des Ganzen schaden einzelne Fehler, Uebereilungen u. d. nicht. Jussieu's Bestimmung der Krone und des Kelches ist nicht besser, als die seiner Vorgänger, nicht mehr anwendbar, und zuweilen sich selbst und der Natur widersprechend. Seine letzte Zuflucht zur Analogie musste längst zuvor auch schon gelten, oder eigentlich, die Kritik der einzelnen Analogien scheint alles zu seyn, was das Genie hier vermag. Dorn und Stachel unterschied schon Oeder umgekehrt gegen die hier angegebene Bedeutung. Er sagt: „die Stacheln, welche durch die Rinde womit sie überkleidet sind, hervorragen —, die Dornen, welche nur in der Rinde sitzen, und mit derselben abgenommen werden können." Bey dem Artikel: Ciliatae, sind „Kronen und Blumenblatter" statt „Wurzelblätter" gesetzt worden.

* * *

Folgendes Buch ist als neue Auflage erschienen:

HALLE, in der Waisenhausbuchhandl.: *Unterweisung in gemeinnützigen Kenntnissen der Naturkunde zum ersten Unterricht der Jugend*, von *J. Ch. W. Nicolai.* 3te Aufl. 1797. 252 S. 8.
(Auch unter dem Titel: *J. G. Hoffmann's Unterweisung* etc.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) EDINBURG, b. Creech: *A Commentary on the Revelation of St. John.* by *Bryce Johnston*, D. D. Minister of the Gospel at Holywood. 1794. Vol. I. 423 S. Vol. II. 470 S. 8.

2) NEUSTADT a. d. Orla, b. Kathe: *Des Apostel Johannes Offenbahrung Jesu Christi*, als das von dem letztern verordnete und von beiden zum Lesen, Hören und Bewahren empfohlne allgemeine Hauptlehrbuch der Religion des N. Ts., *neu übersetzt und erklärt von M. Mich. Fr. Semmler*, Conr. zu Neustadt an d. Orla. *Ein Lesebuch für Jedermann* u. s. f. 1794. 793 u. C. S. 8.

Der *Johnston'sche* Commentar giebt zwar für die gesunde Exegese und für Deutschland keine Ausbeute, ist aber doch ein Kunststück, bey welchem man den Fleiss und die Kenntnisse des Vfs. schätzen, seine Gutmüthigkeit bewundern und vielen eingestreuten politischreligiösen Reflexionen Beyfall geben muss. Der Vf. hat seiner Gemeinde *Vorlesungen (a course of lectures)* über das ganze Neue Testament gehalten. Wie hätte er da die Apokalypse auslassen können, „das Buch, „*von welchem mehr*, als von irgend einem, *erwiesen* „*ist, dass es zum* heiligen Kanon gehöre!" Man sieht, *dass* bey Dr. J. die grosse Geschäftigkeit, etwas glaublich zu machen, eben den Eindruck bewirkt, den nur das Erweisen selbst hervorbringen sollte! Dies ist der Charakter seiner ganzen Schrift. Er fand bey *Vitringa*, Is. Newton, Lord Napier, Lowman etc. keine „auf feste, *vernünftige* Grundsätze gebaute" Erklärung der Apokalypse. Mit Recht suchte er sie selbst; und liest man S. III. so ist man geneigt, ihm Glück zu wünschen. Er fand beym Forschen nach charakteristischen Zeichen der Prophezeihungen: dass 1) sie alle eine *symbolische Sprache*, und zwar theils eine *hieroglyphische*, theils eine *eigentliche symbolische*, lieben, 2) gewisse *erklärende Winke eingemischt* enthalten, welche man als *Schlüssel* für das Ganze benutzen muss; wie Apok. XIII, 18. XVII, 9. Man liest gerne die Bemerkung: symbolische Sprache gelte für alle Zeiten und Länder. Und staunt man gleich bey der nächstfolgenden Entdeckung, dass die Symbole der Propheten vollkommner als alle seyen, aus denen die chinesische Sprache bestehe, und dass jeder Prophet in eben denselben Symbolen sich ausdrücke, so giebt man doch nicht alle Hoffnung auf. Bald aber verschwindet das Beste vor dem Zauberkreise der Zahlen, in denen auch Dr. J. Meister ist. Die Oeffnung der sechs Sigille geht bis auf das J. Chr. 325. Das siebente Sigill mit den sechs Trompeten bis 1090. Das 11. 12. 13 und 16 Kapitel enthüllt gleichzeitige Begebenheiten, welche neben einander fortlaufen zwischen 756—1999. Um hier schnell einer Hauptfrage unserer apokalyptischen Zeitgenossen entgegen zu kommen, so machen wir nach Vol. II. S. 220. kund und zu wissen: dass „*die päbstliche und römische Regie-* „*rung beide zugleich enden werden, aber erst — im J.* „1999, bis wohin also noch 202 Jahre volle Frist wa„re." Das päbstliche Gouvernement von Rom nämlich ist der unbekannte *Achte*, K. 17, 9—11. weil das Exarchat über Rom der *siebente* war. Die Sieben nämlich bedeuten nach dem Schlüssel (oder vielmehr nach der falschen Interpunction) K. 17, 9. sieben *βασιλεις*; das heisst — wer kann es rathen? — — sieben *Regierungsarten*. Die frühere Reihe derselben wird aus Tacitus Annal. I, K. 1. *erwiesen:* Rom wurde zuerst regiert von (1) Königen, dann (2) von Consuln, (3) von Dictatoren, (4) von Decemvirn, (5) von *tribunis militum consulari potestate*. Seit diesem nun, setzt der Vf. hinzu: (6) von Kaisern, (7) von Exarchen, und (8) vom Pabst. Jene fünfe waren zu Johannes Zeit „vorüber" der sechste, das Kaiserthum, war „jetzt", der siebente, das Exarchat, „war noch nicht und sollte, wenn es käme, nur kurze Zeit dauren;" nämlich 568 bis 752. (185 Jahre. Wie relativ doch die Zeitkürze ist!) Endlich das letzte Räthsel: das päbstliche Gouvernement ist „einer von den sieben" wenn man nämlich blos diejenige rechnet, deren Residenz Rom war; das Exarchat residierte zu Ravenna. Der Achte aber ist es, wenn man ohne Rücksicht auf die Residenz, alle verschiedene Regierungen von Rom (die Gothen und Longobarden admittirt der Vf. nicht) zusammen zählt. In Ernst wird man dieser Deutung vor vielen andern, die einmal, so wie der Vf. gleich von vornenher des rechten Wegs verfehlten, Leichtigkeit, Originalität und Kenntnisse nicht absprechen können. Und woher als aus den apokalyptischen Deutungen liessen sich je so reichlich Belege der Wahrheit zusammen häufen: dass für eine exegetische Hypothese die Cohärenz ihrer Bestandtheile noch gar nichts beweise, wenn sie nicht von hermeneutisch erwiesenen Grundsätzen ausgeht. — — Das *Weltende* wird bis über A. C. 3000, auf unbestimmte Zeit, hinausgesetzt.

Aufmerksam gemacht durch die Enträthselung einer apokalyptischen Hieroglyphe I, 20. hat der Vf. wirklich sehr wohl verstanden, dass auch in der übrigen dortigen Vision von dem Messias, welche Joh. nicht vor sich mit leiblichen Augen gesehen habe,

alles *Begriffe* bezeichne. Eben so glücklich und richtig legt er manche andere ähnliche Bilder aus, welche einzeln stehen. Aber auch hierin überschreitet er die Grenzen. *Juden* K. II, 9. sollen symbolisch seyn — *Christen!* Röm. 9, 6. Unvermerkt werden dagegen aus der *Satans Synagoge* III, 20. ganz bestimmt die *Muhamedaner;* da erst II, 8. jenes Symbol noch *jede* religiöse Secte bezeichnete. Philadelphia nämlich habe selbst gegen die Türken bis 1676 eine Christenkirche erhalten, heisse deswegen (?) noch jetzt Allah-Skeyr, *Gottesstadt* und so sey deutlich erfüllt: dass die Muhamedaner, des Satans Synagoge, zu ihren Füssen haben anbeten müssen III, 9.

In das unglückliche Berechnen verwickelt sich Dr. *J.* sehr bald. Schon die 4 Thiere K. 4. bedeuten ihm 4 Perioden der Wirksamkeit des evangelischen Lehrstands, wovon die erste bis ins fünfte Jahrhundert wie ein Lowe muthvoll, die zweyte bis ins 15te Jahrhundert wie ein *junger (!)* Stier geduldig gewesen sey. (Eine unbekannte Qualität *junger* Stiere.) Die Periode seit der Reformation „in deren *Mitte* wir leben" hat das Symbol des Thiers mit dem menschlichen Angesicht. Der Vf. findet in der Hieroglyphe: dass der evangelische Predigerstand in den noch kommenden 200 Jahren dieser Periode „durch Kenntniss und Urtheilskraft sich sehr auszeichnen" werde, da „in einem aufgeklärten Zeitalter niemand ohne strenge Evidenz die Religion annehmen wolle, welche „selbst von uns fodere, dass man Grund des Glaubens und der Hoffnung anzugeben wissen und an „nichts, als was gut ist, halten solle!" (Der Vf. scheint *pia desideria* in das Symbol einer Geschichterzählung einkleiden zu wollen!) — Endlich mit dem J. 2000 beginnt die Adlersperiode, zugleich der Anfang des tausendjährigen Reichs, ein Zustand anschaulicher Gotteskenntniss, welcher bis in die Ewigkeiten hinein dauere. In den Berechnungen liegt der transcendentale Calcul zum Grund, dass ein Tag bedeute ein Jahr, eine Stunde $\frac{1}{24}$ Jahr = 15 Tage. — Ein Monat 30 Jahre — 1 Jahr 360 Jahre. S. 311. K. IX, 13—21. Wohin die fünf übrigen Tage des Sonnenjahrs und der Schalttag kommen, ist dem Rec. nicht geoffenbart. Dagegen findet der Vf. in dieser Stelle selbst eine Vorhersagung von Erfindung des Schiesgewehrs. — Für jetzt noch die Hauptstelle K. XIII, 18. *J.* dringt darauf, dass nicht die Zahl des *Namens* sondern die Zahl *des Thiers* selbst, folglich die Zahl der Zeit seiner Entstehung versprochen sey. (Wer sieht nicht das precaire? Die Zahl des *Thiers* ist doch auch nicht sicher Zahl *der Zeit*. Und warum der *Entstehung?* Warum nicht, wenn von Zeit die Rede ist, des *Untergangs*. oder der *ganzen Dauer?*) Als *gewöhnliche*, nicht prophetische Zahl, bedeute 666 nicht mehr und nicht weniger als so viele gewöhnliche Jahre. Vgl. Jes. 8, 1. Apok. 22, 17. Nur auf Sonnenjahre müsse man diese 666 Jahre reduciren. Und der *Terminus a quo?* Dieser sey, weil nichts bestimmteres angegeben sey, die Entstehung der Apokalypse selbst. Als Verbannter (welches aber die Apok. selbst nicht sagt!) sey Johannes a. C. 95. auf Patmos gewesen; dies sey aber eigentlich das J. 99. nach Chr. Geb. vermöge des verbesserten Calculs. 99 und 657 (Sonnen-) Jahre geben das J. 756. In diesem Jahr investirte Pipin den P. Stephan II. mit der Regierung von Rom und mehrerer weltlichen Besitzungen, und das Symbol weltlicher Regierung ist, so weiss es der Vf., *a beast* d. i. nach S. 131. des I. Theils: *ein Raubthier*. Ueber die Rechnung ruft er sich selbst zu: wie zutreffend! Schade nur, dass der *Terminus a quo* so ungewiss und die Behauptung: Joh. rechne nach Mondenjahren, so willkührlich ist, und dass, wenn auch Jesus um vier Jahre früher, als die angenommene Zeitrechnung will, geboren war, dadurch aus dem Jahr 95. nach Chr. Geb. nicht das J. 99. wird, sondern vielmehr immer das Jahr 95. bleibt, weil, alsdann nicht Jahre *einzuschieben* sind, sondern blos die ganze christliche Chronologie um vier Jahre in den sogenannten Jahren der Welt hinauf oder zurück gerückt werden muss. — Nichts übrigens ist gewisser, als dass der Vf., so bald man ihm nur dergleichen *Beweise seiner mühsam gesuchten Daten* nachsieht, so gut rechnet und so passend die Erfüllungen aus der Geschichte heraushebt, als irgend ein apokalyptischer Calculator in Deutschland, ja besser, als sehr viele unter dieser Gattung unserer Landsleute.

2) Hn. Conrector *Semmler* stellen wir ohne Anstand dem D. D. (Doctor Theologiae) Johnston an die Seite. Auch jener ist ein apokalyptischer Rechner, an welchen man Fleiss, Kenntnisse, Guthmüthigkeit eben so sehr loben, als das Vertiefen in die *einmal* angenommene Hypothese unter die andere Phänomene zählen muss, mit denen der Gelehrtenstand die Psychologie, und zwar die Pathologie des Psychologen, eigenthümlich bereichert. Auch *S.* setzt sich über andere Erklärer weg, die über die Länge eines Chronus „geträumt" und denen so viele „nachgeträumt" haben. Dannoch giebt ihm die Apok. eine „zusammenhängende Zeitrechnung des ganzen N. T. von der Geburt des Erlösers bis auf das tausendjährige Reich," zugleich aber auch eine in das beständige Wunder erfüllter Weissagungen eingeflochtene vollständige christliche Religionslehre; weswegen er S. 713—793. eine allgemeine Glaubenslehre nebst besonderer Trost- und Sittenlehre des Buchs der O. anhängt. Auch bey *S.* ist ein prophetischer Tag ein Jahr; welches er aus XI, 3. XII, 6. (Johnston vornehmlich aus Ezech. 4, 4—6.) folgert. Dannoch soll $\frac{1}{2}$ Stunde 8, 1. seyn = 15 Tagen. Johnston rechnet richtiger 1 Stunde = $\frac{1}{24}$ des *prophetischen* Tags folglich $\frac{12}{24}$ oder 15 Tage! Eben so ist *J.* consequenter, wenn er 1 Monat = 30 prophetische Tage d. h. = 30 Jahre setzt. *S.* dagegen macht aus 42 Monaten K. XI, 2. nichts als 42 gemeine Jahre!? Doch genug: die Hauptsache seiner Calculationen ist, dass erstlich der römischjüdische Widerchrist, d. h. der Teufel, wirkend zu Rom durch die Kaiser auf die jüdischen fünf Könige und Landpfleger das Christenthum verfolgte, alsdann der römisch christliche Widerchrist d. i. abermals der Teufel, durch den Pabst eben dies Christenthum zerrüttet. Des letzten völlige Gröfse entstand

nach

nach *S.* im J. 731. Die 42 Monate ſeiner Dauer K. 13. 6. ſind dann 1260 Jahre. Mit dem J. 1991 (wie nahe die Seher und Deuter einander berühren!) fängt dann plötzlich ein Streit zwiſchen ihm und den Bibelchriſten zu Rom an, welcher noch in dieſem Jahre mit dem Untergang endigt, und bis 2991 dem tauſendjährigen Reiche Platz macht. Der falſche Prophet iſt die papiſtiſche Klerifey. — Die Zahl des Thiers iſt auch bey *S.* die Zeitzahl ſeiner *Entſtehung*. Aber wie? Vom (ungewiſſen) Todesjahr des Petrus „für deſſen Nachfolger ſich der Widerchriſt ausgiebt“ vom Jahr Chr. 65 bis 731. ſind = 666. — Genug!

Treten *wir* andere auf die Seite und laſſen die ihrer Sache ſo gewiſſen Calculatoren um ihre Evidenzen gegeneinander ankämpfen. Muſs gerechnet werden, ſo geſteht Rec., daſs Johnſton um ein gut Theil conſequenter iſt, als *Michael Friedrich Semmler*. Jeder in ſeinem Irrthum ſeelig!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Augsburg, b. Riegers: *Joh. Helfenzrieders*, vormal. Prof. d. Math. a. d. hoh. Schule zu Ingolſtadt, d. Theol. D., Geiſtl. Rathe etc. *Abhandlung vom Gebrauche der Erde und des Sandes, oder der Aſche, zur Löſchung der Feuersbrünſte, um ihnen Einhalt zu thun, und einigen andern darzu, oder wenigſt zur Verminderung der davon entſtehenden Schäden dienlichen Mitteln.* Nebſt einem kurzem Nachtrage zu ſeinen Beyträgen zur bürgerlichen Baukunſt. Mit III Kupfert. 1794. 9 Bog. gr. 8. (8 gr.)

Man wird dieſe Schrift von Anfang bis zu Ende *mit Aufmerkſamkeit* durchleſen, wenn man nicht bloſs für ausgemachte Verbeſſerung der Löſchungs- und Rettungsanſtalten, ſondern auch für dahin abzielende Vorſchläge und Einfälle von einigem Gehalte, den gehörigen Sinn hat. Eingeſtanden, daſs der Vf. hie und da mehr nach Einbildungskraft als Urtheil arbeitet, daſs er überhaupt die gute Sache etwas übertreibt, insbeſondere aber gar zu viele und mannichfaltige Geräthſchaft angewandt, auch in den öffentlichen Magazinen aufbehalten wiſſen will, und daſs man eben kein Satyr zu ſeyn braucht, um ſeinen Magazinen und ſeiner Privatfeuerverordnung in der Schlafkammer eine lächerliche Seite abzugewinnen: ſo wird doch jeder ſachbegierige Leſer ziemlich vieles von den hieſigen Vorſchlägen ſeiner eigenen genaueren Prüfung werth finden. Wir rechnen dahin vorzüglich gerade das, was in der That den eigenthümlichſten und neueſten Gehalt dieſer Schrift ausmacht, den Gebrauch der Erde in trockner Geſtalt, um die weitere Verbreitung des Feuers zu hindern. Da aber in vielen Gegenden keine Schindeldächer zu fürchten ſind, und von Strohdächern ſelbſt bey dem Vf. nicht die Rede iſt, auch für dieſe beiden Arten von Dächern die *äuſsere* Bedeckung mit Erde theils zu ſchwierig theils zu langweilig ſeyn würde; ſo nehmen wir dabey nur auf Ziegeldächer Rückſicht, und auch bey dieſen nur auf den *innern* Gebrauch der Erde, auf dem Boden unter dem Dache. Allerdings ſollte ja wohl ein Haus von oben her nicht leichte niederbrennen können, wenn ſein Dachboden mit Erde 2 bis 3 Zoll hoch vorſchriftmäſsig bedeckt, und dann die abgedeckten Ziegel allenfalls darüber gelegt werden. So viel Erde, als *dazu* erfodert wird, könnte allerdings auf jedem Boden immerfort bereit gehalten werden, wie es der Vf. fodert. Ferner iſt dieſer Erdgebrauch von vorzüglicher Wichtigkeit für ſolche Oerter und Zeiten, da es entweder an Waſſer überhaupt fehlt, oder doch deſſen Hinaufſchaffung auf die oberſte Gegend des Hauſes, aus Mangel an Arbeitern oder gehörigen Spritzen, allzu langſam von Statten geht. Wenn auch die Erde bey ihrer Aufbewahrung gegen Naſſe geſichert wird, ſo dürfte ſie ſelbſt bey dem ſtärkſtem *Froſte* ziemlich brauchbar bleiben, ob gleich der Vf. *darauf* nicht zugekommen iſt. — Die Freyleitern (freyſtehenden Leitern) und die Strickleitern glaubt er beträchtlich verbeſſert zu haben. Bey dem Glaſeriſchen Harniſch fand er durch Erfahrung, was freylich einem theoretiſchen Phyſiker gegenwärtig ſchon aus Gründen einleuchten müſste, daſs die Elephanten-Naſe deſſelben nicht lange friſche Luft verſchaffen kann. Man muſs durch *ſie* bloſs *einathmen*; die bereits benutzte Luft aber durch den frey gelaſſenen *Mund* wieder *von ſich geben*. — Lederne Eimer ſeyen gar zu theuer, auch während ihrer Aufbewahrung mancher Beſchädigung durch Ungeziefer und anderer Verderbniſs unterworfen, (die man überdies nicht recht zu entdecken weiſs; denn begreiflich darf man lederne Eimer nicht durch Waſſer von Zeit zu Zeit prüfen, weil ſie durch jede Benetzung und abermalige Austrocknung nur ſchlechter werden.) Statt der ledernen ſchlägt er holzerne vor, und wie man ſie vielleicht dauerhaft waſſerdicht machen könne! Alſo waren ihm die vortrefflichen Eimer von Kienwurzeln nicht bekannt, die bereits in einigen Gegenden, und (vielleicht vorzüglich gut geformt und verdichtet) auch im *Anhaltiſchen* zu haben ſind. — Ueber Spritzen hat er hier nur drey Bemerkungen beygebracht, die wir aber nicht vorbey laſſen können. 1) *Nicht gegen den Wind* zu ſpritzen, war ſchon eine langſt bekannte Regel; von der man indeſſen den Hauptgrund wohl nicht deutlich genug aufgefaſst hatte. Allerdings giebt der Vf. ihn an, und dieſer gründlichen Betrachtung hat man es ohne Zweifel zu danken, daſs hier richtiger als gewöhnlich die Regel alſo lautet, nach Möglichkeit *nur mit* dem Winde zu ſpritzen; indem auch bey Durchſchneidung deſſelben der Waſſerſtrahl in Tropfen zerſtiebt, und dadurch das Feuer mehr angefacht als gelöſcht wird. 2) In der Kälte pflegen beſonders die groſsen Spritzen mit *dicken gegoſſenen Röhren* unbrauchbar zu werden; daher in dem Waſſerkaſten ein hohler verticaler Cylinder anzubringen ſey, unten mit einem Roſte verſehen, um Kohlengluth darin zu unterhalten. (?) Rec. hat noch keine Spritzen, weder groſse noch kleine, mit dicken gegoſſenen Röhren verfertigen laſſen, ſucht auch ſelbſt an alten Spritzen wenigſtens die

dicke Wenderöhre gelegentlich gegen dünnere von geſchlagenen Kupfer zu vertauſchen, aus mehreren Gründen, allerdings aber auch deshalb, um das Einfrieren leichter verhindern zu können. 3) „Man „arbeitet faſt vergebens, wenn man das Feuer nicht „gleich anfangs in der Mitte faſst, wo die Glut am „ſtärkſten iſt: denn ſonſt fangt das, was man ausge„löſcht hat, ſogleich wieder zu brennen an, weil die „gewaltige Hitze aus der Mitte her alles hineinge„ſpritzte Waſſer ſogleich wieder in Dünſte auflöſet.“ Ein Rath, der eben nicht gewöhnlich aber doch ſehr richtig iſt, wenn man kraftige Spritzen hat, und *vermittelſt der Zubringer ununterbrochen* damit arbeiten kann. Dann iſt es auch rathſam, nicht nur nicht durch vorläufiges abgeſetztes Hinſpritzen auf die nahe Nachbarſchaft, das Feuer dorthin zu verſtarken, ſondern überhaupt etwas kaltblütig Kraft und Waſſer zu ſchonen, bis man nach angeſtellten Zubringern das Herz der Glut dauerhaft angreifen kann. Allein etwa erſinnlichen Miſsverſtande dieſer Aeuſserung ware nur durch umſtändliche Erorterungen zu begegnen, welche hier keinen Platz finden. Nur muſs Rec. noch mit dem Vf. anführen, daſs auch ein geringes Hinſpritzen auf die Grenzen des Feuers ſich wiederum rechtfertigt, wenn man incruſtirende Mittel dazu gebraucht.

* * *

Folgendes Buch iſt neu aufgelegt erſchienen.

Halle, in der Weiſenhausbuchh.: *C. W. A. Wolfram's* lateiniſches Leſebuch für untere Claſſen. 2te Aufl. 1797. 288 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 94.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. 1) *Göttingen*, b. Dietrich: *Kurze Darſtellung der Unrechtmäſsigkeit einer Ausſchlieſsung vom Landtage durch die bey der Ritterſchaftl. Curie eingeführte Ahnenprobe*, in einer bey dem K. Kam. Ger. von den *nicht aufgeſchworenen Mitgliedern der Paderborniſchen Ritterſchaft*, wider den Hn. Fürſt-Biſchof und die Ritterſchaftl. Curie angebrachten Klage von *D. J. F. Runde*. 1796. 43 S. 4.

2) *Wetzlar*, (ohne Benennung des Verlegers): *Aufklärung der Rechtmäſsigkeit einer Ausſchlieſsung vom Landtage durch die bey der Ritterſchaftl. Curie eingeführte Ahnenprobe etc.* (in einem Bericht über jene Klage.) 1797. 136 S. Fol. nebſt 4 Beyl.

Die Ritterſchaftliche Curie der Landſtände des Hochſtifts Paderborn beſchloſs, ihrem Angeben nach, im Jahre 1662 mit Genehmigung des damaligen Fürſtbiſchofs; daſs „allen Einge„ſeſſenen von Adel, die künftig den Landtagen beyzuwoh„nen und den Ritterſaal zu betreten gemeynet wären, bey Ver„meidung der Ausſchlieſsung obliegen ſolle, ſich binnen ei„ner gewiſſen Friſt, durch Nachweiſung acht ritterlicher Ah„nen von väterlicher, und eben ſo vieler von mütterlicher Sei„te, und durch förmliche Auffchwörung, behörig zu qualifi„ciren.“ Dieſe Verordnung ſoll durch öffentlichen Anſchlag bekannt gemacht, wie auch durch Anmeldung und Auffchwörung der verſchiedenen Mitglieder der eingeſeſſenen adelichen Familien, in Gegenwart des Fürſten und einer Landſtändiſchen Deputation, befolgt worden ſeyn. Die Nichtaufgeſchwornen Mitglieder der Ritterſchaft, welche anjetzt bey weitem die gröſsere Zahl der Gutsbeſitzer ausmachen, wollen von der Geſetzlichkeit und öffentlichen Bekanntmachung dieſes Beſchluſſes nichts wiſſen, achten ſich auch dadurch überhaupt nicht gebunden, weil das *Sitz- und Stimm-Recht* auf landſtandiſchen Verſammlungen, ein den Rittergütern anklebendes *dingliches Recht ſey*, welches durch einen ſolchen einſeitigen Beſchluſs nicht habe aufgehoben werden können; ſelbſt dann nicht, wenn ihre Vorfahren ausdrücklich oder ſtillſchweigend darein gewilliget hätten: denn es ſey ein unveräuſserliches *ex pacto et providentia majorum* herrührendes Recht. Die Ahnenprobe ſey ſelbſt bey den Domkapiteln erſt im 15ten Jahrhundert aufgekommen, und paſſe gar nicht auf die an dem Grundeigenthum haftende Landſtandſchaft. Ueberdies erfodere die Wohlfahrt des Landes eine mehr vertheilte Repräſentation, und die daſige Verfaſſung ſtehe in Gefahr, in eine Oligarchie auszuarten, da die Ritter-Curie ſich auf wenige Familien reducire. Aus dieſen Gründen ſucht der ausgeſchloſſene Theil der Ritterſchaft in Nr. 1. eine Citation gegen den Fürſtbiſchof und die Ritterſchaftliche-Curie bey dem Kam. Ger. nach.

Nr. 2. Iſt der darauf erſtattete Bericht, der wegen ſeiner ſyſtematiſchen Darſtellungsart und gelehrten Ausführungen den Klaglibell bey weitem übertrifft. Die Berichterſtatter ſuchen hauptſächlich darzuthun, daſs 1) das *adeliche Landſtandſchaftsrecht*, wegen ſeiner Beziehung auf Lehn- und Dienſtmannſchaft, urſprünglich *gemiſchter Natur*, und von uralten Zeiten her der Geſchlechtsadel dazu erfodert worden ſey (wobey eine ausführliche Erörterung über den Urſprung des Reichsadels, die verſchiedene Abſtufung und Schickſale deſſelben eingewebt iſt:) 2) daſs ſchon die älteren Normative eine *zweyſeitige Ritterburtigkeit* erfodert hatten, dergleichen auch in anderen Staaten noch jetzt vorhanden wären; 3) daſs jenes Statut alle geſetzliche Erfoderniſſe habe; daſs 4) die Ahnherren der Kläger ſelbſt darein gewilliget hätten; der Wille von Familienhäuptern aber den Deſcendenten ſogar ihr klares Succeſſions-Recht — um ſo mehr alſo ein bloſs acceſſoriſches Vorrecht — entziehen könne; daſs 5) die von der allgemeinen Landeswohlfahrt hergenommene Gründe unerweiſslich und übertrieben wären; aufserdem aber, als ein Gegenſtand der Geſetzgebung, nicht zur reichsgerichtlichen Cognition gehörten. Dieſe Streitfrage, worüber die Reichsgerichtliche-Entſcheidung noch zu erwarten iſt, muſs allerdings die Aufmerkſamkeit des Publicums erregen, da es auf ein Vorrecht ankommt, welches der heutige politiſche Reformationsgeiſt, als einen Eingriff in das allgemeine Staats- und Menſchen-Recht, verabſcheuet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Januar 1798.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Matzdorf: *Officier-Lesebuch, historisch-militärischen Inhalts*, mit untermischten interessanten Anekdoten. Von einer Gesellschaft militärischer Freunde. 1. *Th.* 1793. XII u. 240 S. 2. *Th.* 1794. X u. 246 S. 3. *Th.* 1795. VIII u. 186 S. 4 u. 5. *Th.* 1796. 224 u. 180 S. 6. *Th.* 1797. 268 S. 8.

Der Militärstand hat schon oft mit dem schönen Geschlechte das Schicksal gemein gehabt, dafs mancher seichte Kopf mit einem sehr geringen Aufwand von Geisteskräften ihm Unterhaltung gewähren zu können glaubte. Rec. nahm daher das vorliegende Werk eben nicht mit den grofsten Erwartungen in die Hande; aber er fand noch weniger, als er sich vorgestellt hatte. In 6 Banden sollte man doch wohl 6 gute Aufsätze antreffen; aber in diesem Lesebuche würde das auch der mildesten Kritik schwer werden, und man mufs in der That den Muth des Hn. Oberconsistorialraths *Küster* bewundern, der eine so geschmacklose Sammlung dem Prinzen Ludwig von Preufsen „als ein Mittel zur Beforderung des „wichtigen Zwecks, die Zahl junger Helden zu ver„mehren, in welchen Preufsens bewährte Tapfer„keit, vereint mit Edelmuth, sich auszeichnet," zuzueignen wagte.

Bey weitem der gröfste Theil der Aufsätze ist von Einer Hand, wahrscheinlich von Hn. K. selbst, dem man die Fertigkeit, viel aus dem Stegreife zu reden, nicht absprechen kann. Der unbedeutendste Umstand wird ihm zur interessanten Anekdote und zum Charakterzug, die er, mit einem *Exordium* und einem *Usus epanorthoticus* begleitet, seinen Lesern auftischt. Sein Vortrag ist eine seltsame Mischung vom Posaunenton des Zeitungsschreibers und dem Lehrton der Kinderschriften, ungefähr so wie in den Bauercalendern dem lieben Landmann die Weltbegebenheiten erzählt werden; und die verdienstvollen und aufgeklärten Officiere der preufsischen Armee, denen er vorzüglich sein Lesebuch widmet, können ihm weder für seine platten Lobpreisungen, noch für die so oft unrichtige Darstellung der Begebenheiten, oder für die abgedroschnen Lehren, die er ihnen giebt, verbunden seyn.

Als Beyspiel des Vortrags wollen wir von dem ersten besten dieser Aufsätze den Anfang und das Ende einrücken (Th. 2. S. 24 ff.): *Auf welche Art Friedrich II sich Menschenkenntnifs erwarb.* „Die frühe Er„werbung einer *sorgfältigen, gutmüthigen* Menschen„kenntnifs ist ein sehr wichtiges *Erfodernifs* ange„hender Officiere. Denn die Menschen, mit denen „sie leben, denen sie gehorchen oder befehlen sollen, „haben so mancherley Denkarten und Handlungswei„sen, dafs, wer mit diesem Studium nicht früh an„fangt, schwerlich sonderliche Fortschritte auf seiner „Glücksbahn machen wird. Der Kronprinz hatte „hierin an seinen Ober- und Unterhofmeistern sehr „geschickte Männer etc." — nun folgt die ziemlich magre Erzahlung der Art, wie dem jungen Friedrich Menschenkenntnifs beygebracht wurde, und zum Schlufs folgende Nutzanwendung: „so wird „auch ein Officier, der sich gehörige Menschenkennt„nifs erworben, um so mehr Achtung, Liebe und „Folgsamkeit von seinen Untergebnen erfahren; denn „bey aller nöthigen spartanischen Schärfe und Ernst „wird er doch nie ein Tyrann werden. Auch wird „er auf allerley Weise die Verbrechen bey seiner Com„pagnie zu vermindern wissen." Die Erziehungsgeschichte und das Privatleben Friedrichs des Grofsen sind für Hn. K. unerschöpfliche Fundgruben, woraus er seine Leser zu erbauen weifs. Wir können ihm unmöglich Schritt vor Schritt folgen, ob wir gleich die Kunst bewundern, womit er über den unfruchtbarsten Stoff wortreiche Abhandlungen schreibt. Nur von seiner Art zu philosophiren, müssen wir noch eine Probe hersetzen. „Es ist einer der charakteristi„schen Hauptzüge eines grofsen Genies," sagt er, (Th. 1. S. 1. im Eingang zu der Untersuchung: *Wie Fr. d. Gr. Mufse erübrigt und genutzt hat,*) „wenn es „sich in seinen müfsigen Stunden nützlich beschäf„tigt. *Nützlichkeit* ist das Gepräge, welches jede „Handlung des sittlich emporstrebenden Mannes „trägt. — — — Dem ganzen Umfange der *Thatig„keiten* sucht er Ersprieslichkeit zu geben. Krönen „nun Unschuld und Grazie *das Nützliche solcher Be„schäftigungen*, dann besitzt das Genie den höchsten „Grad asthetischer Schönheit." — Gleich nachher (S. 2.) belehrt er uns über die Pflichten des unparteyischen Geschichtforschers: „erst *schildert* dieser „das treue *Bild* der edeln Eigenschaften seines *Origi„nals;* dann entwirft er die eben so wichtige *Car„ricatur* des Fehlerhaften, und sein letztes Geschäft „ist Darstellung der Mängel und Vollkommenheiten." Von einem solchen Historiker ist denn freylich nicht viel zu erwarten; der einzige neue Zug in dem Gemälde des Königs, den wir hier finden, ist der, „dafs „Friedrich der Grofse bis zum siebenjährigen Kriege „seinen von *Regierungssorgen ermüdeten Geist dadurch* „*aufheiterte*, dafs er bey *verschlofsnen Thüren über ein* „*paar Stüle hin und her sprang* (S. 5.);" und unter den

den Nutzanwendungen lernen wir, dafs es nicht gut ist, die kleinen Jungen zu früh Beinkleider tragen zu lassen (S. 11.).

Doch unsre Leser sind gewifs der eignen Arbeiten des Hn. K. längst überdrüssig; wir erlassen ihnen daher die Rüge der häufigen historischen Unwahrheiten, von denen wir nur Eine anführen wollen, dafs nämlich im J. 1793 ein Theil der aus Maynz abmarschirten französischen Besatzung einige Mannschaft der preufsischen Escorte ermordet habe, „welchen „Frevel gegen das Völkerrecht billig mehrere mord„süchtige Franzosen mit ihrem Blut bezahlen, indefs „die Uebrigen das Gewehr strecken mufsten." An dieser ganzen Geschichte, obgleich Hr. K. sie zweymal vorbringt (Th. 2. S. 147 u. 149.), ist kein wahres Wort. Die Franzosen hielten eine musterhafte Kriegszucht, und der einzige Excefs, der bey diesem Transport vorfiel, wurde auf dem Vorposten Reichenbach unweit Baumholder durch einige preufsische Husaren veranlafst, welche die französischen Officiere beraubt hatten, wofür aber der Befehlshaber des preufsischen Posten dem französischen General Dubayet Genugthuung gab, und wobey weder Blut vergossen, noch das Gewehr gestreckt wurde. — Hr. K. sollte sich besser nach der Zuverlässigkeit seiner Gewährsmänner erkundigen, ehe er ihnen solche Mährchen nacherzählt; lustig ist übrigens die Anmafsung, mit welcher er hier, so wie bey vielen andern Gelegenheiten, über die im Kriege zu beobachtenden Vorsichtsregeln seinen Lesern Unterricht giebt, den wir nur, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen. Eben so wenig halten wir uns bey den häufigen Nachlässigkeiten des Stils, den Fehlern gegen die Grammatik, den unrichtigen Angaben in den vielen ohne Auswahl abgeschriebnen Aufsätzen über statistische Gegenstände, oder bey den hier in ihrer völligen Ausdehnung eingerückten königlichen Verordnungen über Werbung, Wittwencassen, Invaliden, Pensionen u. dgl., den ohne Geist und Kenntnifs abgedruckten Dispositionen zu Manoeuvres u. s. w. auf; nur der mit einer Karte begleiteten Anweisung zur Geographie der preufsischen Staaten müssen wir noch als einer Seltenheit erwähnen, weil der Vf. hier auf einmal vergifst, dafs er für Officiere schreibt, und seinen Lesern, die er Lehrlinge nennt, ein Recept mittheilt, „die Lage der 28 *preufsischen Länder*, „rechts, links, ober und unterhalb von Berlin, in „6 halben Stunden sich so gut einzuprägen," dafs „sie leicht mit *Kreide*, *Bleystift*, oder *Feder* die Gren„zen aus dem Kopf zeichnen, oder ihre Lage aus „dem Gedächtnifs beschreiben können (Th. 2. S. 237.)."

Unter den von Fremden, oder, wie Hr. K. sie nennt, von seinen Mitarbeitern gelieferten Beytragen zeichnet sich (Th. 6.) das *Campagne-Journal des Generals v. Blücher in den Jahren* 1793 u. 1794. als bey weitem der beste von allen in diesen 6 Bänden enthaltenen Aufsätzen aus. Officiere werden diese, mit Deutlichkeit und in einem anständigen Ton abgefafste Erzählung eines der thätigsten und glücklichsten Anführer leichter Truppen, die in dem gegenwärtigen Kriege bekannt geworden sind, mit Nutzen studiren, und Leser, die nicht zum Soldatenstande gehören, eine angenehme Unterhaltung dabey finden. Auch die Nachrichten von dem Gefecht bey Kirrweiler (Th. 5. S. 115.), von den französischen Kriegsgefangnen bey Homburg (ib. S. 133.), von dem edelmüthigen Betragen des preufsischen Majors von Marschall gegen die Stände der Niederlausitz (Th. 2. S. 106.) lassen sich recht gut lesen. Aber eine öffentliche Rüge verdient folgende (Th 3. S. 43 ff.), in dem Aufsatz: *Einige interessante Scenen aus der Insurrection in Südpreufsen*, von August bis November 1794, *von einem Augenzeugen*, ohne irgend eine Erinnerung des Herausgebers abgedruckte Anekdote. Nachdem von einem kleinen Gefecht, wodurch die Insurgenten aus dem Städtchen Kolo vertrieben worden waren, und von der Besitznehmung dieses Orts durch die Preufsen die Rede gewesen ist, fährt der Augenzeuge in seiner Erzählung fort: „während dieser Vor„fälle fing ein für todt gehaltener auf dem Markte „liegender Insurgent, der einen Schufs durch den „Leib und einen starken Hieb im Kopf hatte, wieder „an, sich zu wälzen. Der Rittmeister, den die Qua„len dieses Menschen *jammerten*, *befahl ihn vollends* „*todt zu schiefsen*, welches ein *Husar sogleich be*„*folgte*." (Also ohne zu untersuchen, ob dem Menschen nicht noch zu helfen sey? Und das geschah bey guter Mufse, nach beendigtem Gefecht, in einer Stadt, wo Hülfe nahe war! Doch man höre weiter.) „Unterdessen wurden noch mehrere gefangne *Sensen*„bauern eingebracht, und unter andern ein Edel„mann, den der Rittmeister sogleich *bey den Haaren* „*ergriff*" (eine edle Handlung für einen Anführer!) „und ihn mit dem Andeuten: „morgen sollst du auf „diesem Platze hängen," einigemal mit dem Gesicht „auf *den vermeynten Todten* stiefs, *der* aber zu Aller „Erstaunen *von neuem belebt*, plötzlich *aufstand* und „queer über den Markt in ein Haus lief, wo er erst „des andern Tags starb." — Die Schande einer so unmenschlichen That schwebt nach der Erzählung des Augenzeugen zwischen dem Rittmeister von *Leslwitz* vom Gettritzischen und dem Rittmeister von *Plothow* vom Prinz Eugen von Wirtembergschen Regimente; zur Ehre der preufsischen Waffen mufs man aber hoffen, dafs diese beiden Männer, einer so schändlichen Barbarey unfähig, zur Rettung ihrer Ehre den Hn. O. C. R. Küster auffodern werden, den unbekannten Mitarbeiter zu nennen, der ihre Namen durch diese kaltblütige Erzählung öffentlich ausgestellt hat.

Die Geschichte der *vom 15. April bis zum 31. May* 1793 *bey der Blokade von Maynz vorgefallnen Begebenheiten* (Th. 4. S. 197.) ist aufserst dürftig gerathen, und bey dem Ueberfall von Marienborn nicht einmal ganz richtig; Rec. glaubt diesen Bericht damals in irgend einer Zeitung gelesen zu haben, und man sieht es ihm auch gleich an, dafs er für die Zeitungen verfafst war. — Sehr mikrologisch und ohne Interesse beschreibt (Th. 1. S. 23 ff.) der Reichsfreyherr von Henneberg *das Feldprivatleben unsers unver-*

gefs-

geſslichen Friedrichs. Im Kriege gehört das Studiren der Karten zu den Amtsbeſchaftigungen eines Feldherrn, nicht zu ſeinem Privatleben. „Oft geſchah „dies in einer Hütte, wo kaum ſo viel Platz war, „die Karten aufzumachen. Sr. (Se.) Majeſtät gingen „ſogleich *dieſelbe*“ (die Hütte?) „genau durch, um „jeden Hügel“ (nichts als die Hügel?) „des ganzen „Terrains inne zu werden etc.“ in dem Ton geht's fort bis an Ende, der König wird durchgehends: Höchſtdieſelben, genannt. — Einen groſsen Theil des 4ten und 5. Bandes nehmen eine Menge unbedeutender, mit allen Fehlern gegen die Rechtſchreibung abgedruckter Briefe Friedrichs des Groſsen ein; vielleicht, damit junge Officiere daraus lernen ſollen ſchlecht zu buchſtabiren. — Auch aus den Schriften des Königs kommen Ueberſetzungen vor, unter denen aber vorzüglich die poetiſchen jämmerlich verunglückt ſind. Man ſehe z. B. in dem Gedicht, welches Hr. K. *erhabne Gedanken über Gott*, überſchreibt, und bey mehr als einer Gelegenheit anpreiſt, gleich anfangs (Th. 6. S. 186.) folgende Stelle:

„Die Erde zeigt, der Himmel preiſt ihn mir,
„In Allem ſpricht beſtimmter Zweck fur ihn.
„Verdauung wurde mir ertheilt“ etc. etc.

Unter der Menge von Gedichten, Standreden, Rhapſodien u. ſ. w., die in allen 6 Theilen zerſtreut ſind, findet man kaum Ein mittelmäſsiges, obgleich hier Gleim neben dem *Heldenliede* einer preuſsiſchen Dame, und dem *Freyheitsgeſange* eines Magdeburger Barden auftritt; und ſowohl die vielen Gelegenheitsgedichte, bey denen nur die Kunſt des Hn. K., alles anzupreiſen, was durch ſeine Hände geht, zu loben iſt, als die andächtigen Empfindungen, die er ſelbſt bey Salders *Urne* gegen ſeine Herren Söhne äuſserte, hätten doch ja ungedruckt bleiben ſollen.

Druck und Papier ſind gut; nur die Correctur iſt vernachläſſigt. Die Kupfertafel vor dem 1. Th. iſt — ſeltſam genug — ein Facherblatt, welches Ort, Datum, Stärke der Heere, Zweck und Nutzen, von Friedrichs Schlachten und Friedensſchlüſſen enthält; vor dem 3ten, 4ten und 6. Th. finden wir mittelmäſsige Abbildungen des Kurfürſten Friedrich Wilhelm, des Feldmarſchalls von Mollendorf und des Obriſten Szekuly, und vor dem 2. Th. eine kleine Karte von Deutſchland, worauf die preuſsiſchen Staaten illuminirt ſind.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Doll: *Neueſtes Gemälde von Wien.* 1797. 208 S. 8. (48 kr.)

Man muſs dem Vf. der gegenwärtigen Schrift, deren Aeuſseres nicht ſonderlich empfehlend iſt, das Zeugniſs geben, daſs er ſich unter den gewöhnlichen Schriftſtellern, welche in Wien über Wien ſchreiben, zu ſeinem Vortheil auszeichnet. *Pezzls* Skizzen ſchildern die Hauptſtadt unter der Regierung Joſephs II. Seit dieſer Zeit hat ſich überall ſehr vieles geändert. Der von dem Joſephiniſchen ſo ſehr verſchiedene Charakter der neuen Monarchen, der Krieg mit Frankreich und die Zeitumſtände überhaupt gaben manchen Dingen eine neue Geſtalt, und hatten auf die Einwohner einen entſchiedenen Einfluſs. Von dieſen Veränderungen giebt die gegenwärtige Schrift unter folgenden Rubriken Nachricht: Umfang, äuſseres Anſehen der Stadt, Volksanzahl und Sterblichkeit, Sanitätsanſtalten, allgemeines Krankenhaus, Gebähr- und Findelhaus, Tollhaus, Militärſpital, Kloſterſpitäler, Judenſpital, Preiſe der Lebensbedürfniſſe, Wirths- und Caffeehäuſer, Armenweſen, Induſtrie und Handlung, Zuſtand der Kunſt, Literaturweſen, Unterrichtsanſtalten, Landes- und Stadtcollegien, Reichshofrath, geheimes Cabinet, äuſsere Staatskanzley, italieniſche Hofkanzley, innerer Staatsrath, Directorium, oberſte Staatscontrole, ungariſche Kanzley, ſiebenbürgiſche Hofkanzley, Hofkriegsrath, oberſte Juſtizſtelle, Polizeydepartement, Magiſtrat, Schilderung der Einwohner. — Da auf 208 groſsgedruckten Octavſeiten von ſo vielen Gegenſtänden geſprochen wird, ſo kann man ſchon vermuthen, daſs an Vollſtändigkeit der abgehandelten Materien keineswegs zu denken iſt. Dieſe mangelhafte Seite des Buchs müſſen wir daher unſern Leſern vor allen Dingen darlegen. Zwar macht der Vf. nach der Vorrede ſelbſt keine Anſprüche darauf, und äuſsert, daſs er ſich begnügt habe, manches mit einem einzigen Strich anzuzeigen. Allein die meiſten Leſer werden ihm dafür keinen Dank wiſſen. Sehr viele Stellen tragen das unleugbare Gepräge einer eilfertigen, äuſserſt deſultoriſchen Art zu arbeiten, und hätten bey mehrerem Fleiſse, und ohne im Grunde um ein merkliches weitläuftiger zu werden, viel belehrender ausfallen können. Unter einer Menge Beyſpiele, die wir als Belege unſers Urtheils anführen konnten, verweiſen wir der Kürze wegen blos auf dasjenige, was S. 99. über Muſik geſagt iſt. Es fehlt dem Vf. keineswegs an Beobachtungs- und Darſtellungsgabe; auch ſind ſeine Urtheile zum Theil nicht unrichtig, und bisweilen freymüthiger, als man hatte erwarten ſollen. Unter die Urſachen, warum Gelehrſamkeit und Literatur in Wien ſo ſehr an Ausbreitung leiden, — welche Urſachen jedoch bey weitem nicht erſchöpft werden, — rechnet der Vf., auſser den groſsentheils ſchlechten Profeſſoren, S. 111. auch das Mitwirken einiger Wiener Schriftſteller. „Ich nehme keinen Anſtand, ſagt er, zu behaupten, daſs der Vf. des Magazins der Kunſt und Literatur (das einzige Journal in Wien!) der hieſigen Literatur den empfindlichſten Stoſs giebt. Welchem Manne, zumal wenn er Beamter iſt, und Privatrückſichten hat, iſt es gegeben, ſich bald auf eine verſteckte, bald offene Art, der politiſchen Ketzerey ſchuldig erklären zu laſſen! Wird nicht jeder gern alle Schriftſtellerey aufgeben, wenn er in Gefahr ſteht, aus jedem ſeiner Worte einen verbrecheriſchen, ſtrafwürdigen Sinn herausgeziffert zu ſehen! Wenn ſelbſt ein Hofrath Sonnenfels, dieſer helle Patriot, der in 15 Jahren mehrere tauſend Jünglinge zu vortrefflichen Staats-

bürgern bildete, in dieser Zeitschrift, welche den Geist des Publicums lenken will, nicht unangetastet bleibt; was hat jener zu gewarten, dessen bürgerlicher Charakter tief unter (dem Charakter) des ersten steht?" Eine andere merkwürdige Stelle ist S. 88. über den Wucher, der bekanntlich während des französischen Krieges in Wien so schrecklich über Hand nahm. Es heifst: „selbst der Monarch leidet, schränkt sich ein. Die Prinzen erhalten wenige Ducaten auf das (den) ganze(n) Monat, stehen selbst an den etikemäfsigen Kleidungen öfters an, (??) man möchte sagen, darben im Stillen, verhältnifsmäfsig zu ihrem Stande .... der Wucherer behilft sich hundertmale im Justizsenat, in welchem feile Volksfreunde seine Angelegenheiten zu drehen wissen, ehe er ein einzigesmal unterliegt, und wegen Truges der strafenden Gerechtigkeit übergeben wird." Es ist in einer Anzeige der A. L. Z. der Ort nicht, den Aeufserungen des Vf. Schritt vor Schritt zu folgen. Also nur ein paar Bemerkungen. Fehler in statistischen Angaben sind uns hin und wieder vorgekommen. Gleich die erste Rubrik in dem Verzeichnifs der Wiener Fabriksniederlagen, die sich nach der Berechnung des Vf. auf 366 belaufen, enthält eine Unrichtigkeit. Der gedruckten Cotton- und Zitzfabriken in der österreichischen Monarchie, welche in Wien ihre Niederlagen haben, sind nicht *sieben*, sondern *neun*. Es sind die Fabriken zu Schwechat, Kettenhof, Friedau, St. Pölten, Lettowitz, Grätz, Ebreichsdorf, Himberg und Althardt. Was S. 123 bis 152 von den Landesstellen gesagt wird, ist grofsentheils sehr dürftig. Man lese nur die Rubriken: Reichshofrath, innerer Staatsrath, Directorium u. s. w. Wegen ihrer *Wahrheit* verdient folgende Stelle S. 127. ausgehoben zu werden: „an der Spitze der äufsern Staatskanzley glänzt der Name *Thugut*, oder vielmehr wirkt der unermüdete Geist dieses Ministers: denn *glänzen* ist seine Sache nicht. Man wird vergeblich das bey ihm suchen, was der Genius des Zeitalters den Grofsen beyzulegen pflegt. Hang zur Bequemlichkeit, Prachtliebe, Spielsucht, Damenconversationen, eine unbestimmte Zahl von Günstlingen; — alles dieses liegt aufser der Sphäre dieses erhabenen Ministers. Er fährt in einem Lohnwagen von seiner Miethwohnung in das Bureau, und arbeitet bis 11 Uhr Nachts, läfst die wichtigsten Sachen einzig durch seine Hand laufen, und kennt keine Ruhe, wenn sie auf Kosten des Staats geschehen soll." Am ausführlichsten, zuverlässigsten und lehrreichsten ist der Vf., wenn er von Polizeysachen handelt. Wir empfehlen in dieser Absicht nicht allein, was S. 139 folg., sondern auch was gelegentlich von diesem Gegenstande unter andern Rubriken vorgetragen wird. Rec. vermuthet vielleicht nicht mit Ungrunde, dafs der unbekannte Autor in Diensten der Wiener Polizey steht. Ueber die Theaterdichter der Wiener Vorstädte wird ebenfalls ein gutes Urtheil gefällt. „Für das Wiener Theater, heifst es S. 101., ist die beständige, nie versiegende poetische Quelle, der Unternehmer selbst (Hr. Schikaneder), in dessen Schau-, Lust- und Singspielen für alles, nur für die schöne Kunst nicht, gesorgt ist. Murmelthiere, Löwen, Bären, Orangutangs, Katzen, Drachen, Schlangen sind seine Lieblingsparthieen, aus welchen er ein Gemälde formt, das in jeder Rücksicht mehr thier- als kunstreich ist.... Die zwey von Marinelli besoldeten Dichter des Leopoldstädter Theaters (Hensler und Perinet) sind im Grund noch weniger original. Sie nehmen Stoff und Personen aus Leipziger Romanen, aber freylich nur in *sofern* die letztern auf sinnliche Liebe, auf Efs- und Trinklust Bezug haben. Ihr Steckenpferd ist hausbackene Poesie." — Die letzte und stärkste Rubrik: Schilderung der Einwohner Wiens, ist ziemlich unterhaltend, und enthält hin und wieder viel Wahres. Nur schade, dafs die Sprache des Vf. so wenig correct, und so voll der gröbsten Provincialismen ist, und dafs er überhaupt auf die Vollendung seiner Arbeit so wenig Sorgfalt gewendet hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bayreuth*, b. Lübecks Erben: *Er kömmt! Er kömmt! oder die Vaterlandsliebe.* Ein ländliches Lustspiel in Einem Aufzuge. 1796. 82 S. 8. (6 gr.) — Abwechselung ist genug in den Charakteren der Personen, deren, den grofsen Haufen ungerechnet, nicht weniger als Zehn, aufgeführt werden, so wie in der Scene, die sich viermal verändert! aber Haltung und Handlung — an diese Foderung scheint der Vf. nicht gedacht zu haben. Auch sprechen seine Personen bald, als ob sie auf der Rednerbühne standen, bald fallen sie in das gar zu natürliche und selbst in Zweydeutigkeiten. Die bessern Situationen und selbst einige Tiraden verdankt der Vf. sehr sichtbar dem dankbaren Sohn. — Dafs er auch in andern Gattungen der Dichtkunst nicht viel verspreche, lehrt eine Anrede an seine Vaterstadt und Vaterland, die diesem Stück auf einem Quartblatte beygelegt ist. Ihr Schlufs lautet:

Jetzt noch ein Wort an Dich, verehrtes Vaterland!
Das sich mit weicher Rosenhand
Und selbst gewundnen Blumenketten,
Weit fester noch, als wie mit güldnen Ketten
An meines Herzens Schleifen band:
Mein Dank sey Dir geweiht! Geliebtes Vaterland!

Was mögen wohl des Herzens Schleifen seyn?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Entwurf einer wiſſenſchaftlich-praktiſchen Theologie*, nach Grundſätzen des Chriſtenthums und der Vernunft, von Dr. *C. F. Ammon*. 1797. 324 S. 8.

Da der achtungswürdige Vf. dieſer Schrift, S. XVI der Vorrede, ſie ausdrücklich den „*erſten Verſuch, einer ſyſtematiſchen Dogmatik nach den Principien des Offenbarungsrationalismus*“ nennt, welcher beſtimmt ſey, die verſchiedenen und ſo heterogenen Materialien unſrer Theologie zu ordnen und auf *ein feſtes moraliſches Princip* zurückzuführen; ſo wird es bey der Beurtheilung derſelben hauptſächlich darauf ankommen, das *Neue* einer ſorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, und beſonders zu unterſuchen, wieſern es ihm gelungen ſey, ein *Principium* ausfindig zu machen, aus welchem alle jene Materialien deducirt werden können. Dieſes höchſte Princip einer moraliſchen, einer wiſſenſchaftlichen Geſtalt fähigen, Theologie, iſt nach ſeiner Meynung der Satz: *es iſt eine moraliſche Natur des Menſchen; alſo iſt auch ein höchſter moraliſcher Weltregent* (§. 51.). „Aus dieſem, ſagt er, kann ein conſequentes Syſtem der Dogmatik hervorgehen. Wie? wird die Folge lehren.“ Der Rec. geſteht, daſs er nach dieſer Erklarung bey der Leſung des Ganzen auf nichts ſo aufmerkſam geweſen iſt, als auf den *Beweis* dieſes Satzes, und dies um ſo mehr, je weniger er ſich die Möglichkeit deſſelben *a priori* denken konnte. Sobald der Vf. eine *wiſſenſchaftliche Theologie*, nach Grundſätzen der *bloſsen Vernunft* aufſtellen wollte, ſo lieſs ſich wohl begreifen, wie, wenigſtens nach den Vorausſetzungen der neueren Philoſophie, jener Satz als Princip gewählt werden konne. Aber nicht nur auf dem Titel iſt ausdrücklich von *Chriſtenthum* die Rede, ſondern nach S. VII der Vorrede, ſtimmt auch Hr. *A.* „dem dogmatiſchen Supernaturaliſten vollkommen bey, wenn er „behauptet, daſs der Hauptinhalt der Bibel, beſonders „des N. T., *göttlich*, daſs Vieles in demſelben *unmittelbar von Gott geoffenbart* ſey, und daſs eine *geoffenbarte* Religionslehre *Geheimniſſe* haben konne, „welche die Vernunft mit Beſcheidenheit und Ehrfurcht, an ihre theologiſchen Erkenntniſſe anreihen „müſſe.“ Er erklärt ſich S. XI ſehr beſtimmt „gegen „die *theologiſchen Naturaliſten*, welche die ganze geoffenbarte Theologie in einen *bloſsen Deismus* auflöſen wollen.“ Er muſs folglich zu den Materialien einer wiſſenſchaftlichen chriſtlichen Theologie, auch alles das rechnen, was unmittelbar geoffenbart, und der Vernunft ſelbſt ein Geheimniſs iſt. Wie — muſs man alſo natürlich fragen — wie wird es möglich ſeyn, dieſe Reihe von Sätzen, aus dem Princip: *es iſt eine moraliſche Natur des Menſchen, alſo iſt auch ein höchſter moraliſcher Weltregent*, eben ſo herzuleiten, wie man etwa aus dem Leibnitziſchen, Wolfiſchen, Kantiſchen Moralprincip, die einzelnen Pflichten der Menſchen herleiten kann? Wie hängt z. B. die Lehre von Vater, Sohn und Geiſt, ſelbſt in *der* Form, worin ſie hier erſcheint; wie hängt die Lehre von der Verſöhnung, von den Mitteln der Heiligung, Taufe, Abendmahl, wie hängt alles, was von der Geſchichte Chriſti vorkommt, mit jenem Princip zuſammen?

Es konnte in der That nicht fehlen, daſs der Vf. dieſe Schwierigkeit in dem Verfolg ſeines Werks ſelbſt fühlen muſste. Denn ſo viel gedachtes und fruchtbares er über die einzelnen Lehren geſagt hat, ſo iſt er doch ihre Deduction aus jenem Princip, ſo gut als ganz ſchuldig geblieben. Dies machen wir ihm nur ſofern zum Vorwurf, als er das Gegentheil verſprochen hat; denn die Ausführung ſcheint uns mit der Natur der Sätze, aus welchen die *chriſtliche Theologie* zuſammengeſetzt iſt, und welche der Vf. ſehr richtig *heterogene Materialien* nennt, völlig unverträglich zu ſeyn. Ein Theil dieſer Sätze beſteht aus *Vernunftwahrheiten*; bey dieſen iſt eine Deduction aus Vernunftprincipien gedenkbar; ein andrer aus *Geſchichtsſätzen*, welche *res facti* vorausſetzen; ein dritter aus *Offenbarungslehren*, worunter nach dem Vf. ſich ſelbſt *Geheimniſſe* befinden konnen. Der Satz: „Chriſtus iſt „von Gott mehr als alle Lehrer vor ihm zum Wort„führer der Gottheit, oder zum göttlichen Geſandten „beſtimmt; ſeine Leiden, ſein Tod ſind Erklarungen „der Geſinnungen Gottes durch Thatſachen“ beruht zuforderſt auf etwas Geſchichtmäſsigen. Hat Chriſtus, haben die Apoſtel etwas Geheimniſsvolles gelehrt; ſo muſs wiederum geſchichtmäſsig bewieſen werden, daſs ſie ſich als göttliche Geſandten legitimirt. Gewiſſe Vernunftprincipien konnen höchſtens dazu angewendet werden, den *Inhalt ihrer Lehren* zu beurtheilen, weil etwas, was der Vernunft geradezu widerſpräche, unmöglich für göttlich geoffenbart gehalten werden könnte. Aber an eine *Deduction* ſolcher unmittelbar mitgetheilten Lehren aus Vernunftprincipien iſt gar nicht zu denken. Es iſt in dieſer Hinſicht weit conſequenter, wenn unſre kirchlichen Theologen ein doppeltes *Principium cognoſcendi* bey der chriſtlichen Theologie annahmen — die Vernunft und die Offenbarung; für jene *Erkenntniſs*, für dieſe *Glauben* foderten. So lange man an dem Begriff

Offenbarung, unmittelbare göttliche Belehrung knüpft, so lange man das Natürliche und Uebernatürliche in der Theologie unterscheidet, so müssen alle Vereinigungsversuche unter ein Vernunftprincip mifslingen.

Eine *praktische Theologie*, welche Vernunft- und Schriftlehren enthalten soll, kann schon aus diesem Grunde, wie uns dünkt, nie eine strenge Wissenschaft werden. Denn Lehren, welche theils auf Vernunft, theils auf Glauben an Autorität beruhen, bleiben *heterogene Lehren*. Sie läfst sich gleichwohl *wissenschaftlich* bearbeiten, und dann ist das Kriterium ihrer Materialien die Anwendbarkeit zu praktischen Zwecken, oder zur Beförderung des letzten Zwecks aller Religion, der *reinen* Sittlichkeit. Was *reine Sittlichkeit* sey, mufs dabey als Postulat vorausgesetzt werden, und so ist der Einwurf gehoben, dafs auch der gröfste Aberglaube zuweilen sittlich gute Gesinnungen bewirken könne. Reine Sittlichkeit bewirkt er nie.

Doch vielleicht hat sich der Vf. über den *Begriff der Offenbarung* auf eine Art erklärt, welche eine Vereinigung der heterogen scheinenden Materialien unter *ein* Principium zuläfst! Dies führt uns auf eine andere Hauptbemerkung bey seiner Schrift. Es glaubt der Vf. einen Weg gefunden zu haben, auf welchem man der Wahrheit, in der Bestimmung dieses so bestrittenen und auch in der That so schwierigen Begriffs näher kommen werde. Einer so ruhigen Prüfung wir uns bewufst sind, so hat er uns doch nicht überzeugt. Wir theilen unsre Zweifel einem Manne, welcher sich immer als einen Freund freyer und offner Untersuchung gezeigt hat, um so lieber mit, da er in der Vorrede zur Prüfung auffodert, und sich in Beylagen alsdann näher zu erklären verspricht.

In dem Lehrbuch selbst findet sich §. 17 u. 18 schon eine, obwohl kurze, Andeutung der Meynung des Vf. „Eine unmittelbare Offenbarung, — heifst es „da — sey nicht nur *möglich*, da wir gedrungen wären anzunehmen, dafs der geistige Theil des menschlichen Wesens eben sowohl unter der Leitung einer höheren Kraft stehe, als der sinnliche von Naturkräften abhänge; sondern sie sey auch *wirklich*, indem 1) sich Jesus selbst auf sie berufe (Joh. 8, 42. 7, 17.) — 2) jeder gute Mensch an sich wahrnehmen könne, *dafs ein Emporschwung seines Herzens in eine moralische Welt und eine Wirksamkeit Gottes auf ihn statt finde*, ob ihm gleich die *Art* und *Weise* gänzlich unbegreiflich sey." — Diese Idee wird in einem Anhang zur Vorrede noch weiter ausgeführt. „Eine *unmittelbare Offenbarung* sey *denkbar*, *wenn* Gott selbst auf die moralische Vernunft der Menschen wirke, sie stärke, erhöhe, belebe, dadurch Vorstellungen von sich erzeuge. (Heifst dies aber nicht im Grunde: „sie ist denkbar — wenn sie denkbar ist. Denn *ob Gott* so auf den Menschen wirken könne oder wolle? — das ist ja eben die Frage!) Doch die Art der Wirkung wird noch näher bestimmt: „durch die „von Gott selbst beforderte (aber *wie* beförderte?) „Wirksamkeit des Sittengesetzes werden in der Seele, „nach der *natürlichen* Einrichtung unsrer Seele, *göttliche* Vorstellungen, *göttliche* Gedanken, *göttliche* „Kenntnisse erzeugt." (Aber *in welchem Sinn* göttlich? Alles, was von Gott kommt, ist göttlich. Hat dies, im weiteren Sinne der theologische Naturalist je geleugnet?) Doch wir wollen weiter hören: „stellt „man sich nun vor, dafs ein Mann von aufserordentlicher Herzensgüte, von einer grofsen Energie seiner sittlichen Vernunft, auf *diese Weise* (auf *welche?* Dies ist durch das vorige noch gar nicht bestimmt) „von Gott geleitet, und *gleichsam afficirt* wird (*geleitet? afficirt?* Erklärt dies etwas? Haben die Mystiker nicht eben so gesprochen, ohne gleichwohl die Einwirkung Gottes dem Verstande im geringsten näher zu bringen?): „so ist es begreiflich, wie er „zu der lebhaftesten und deutlichsten Kenntnifs von „Gott gelangen, und wie er sie im Namen Gottes „seinen Zeitgenossen mittheilen *konnte* und *mufste*." Dieses nun nennt der Vf. eine *Deduction* der *unmittelbaren Offenbarung*. Als *Gründe* dafür giebt er an: „unsre Vernunft komme unmittelbar von Gott, — unser Gewissen sey ein unmittelbares göttliches Gesetz. Nun wirke aber Gott auf alles Geschaffne. Also — sey auch eine *unmittelbare Offenbarung* des göttlichen Willens durch das Gewissen gedenkbar, da es den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Willens enthalte." — (Entweder es werden hier die Worte in einer andern als der gewöhnlichen Bedeutung genommen, oder dieser Grund beweifst nicht, was er beweisen soll. Schon *Cicero* sagte, „*Memineris Deum te habere testem* — h. e. *conscientiam tuam!*" wird man daraus folgern können, *Cicero* habe an eine *unmittelbare* Offenbarung durch das Gewissen geglaubt? *Unmittelbare* Wirkung Gottes hat man bisher das genannt, was nicht durch Naturgesetze, Naturkräfte, Natureinrichtungen bewirkt wird. Nun gehört aber das Gewissen, so wie überhaupt das Moralische in uns, eben so wohl zu unsrer Natur als das Vermögen, Begriffe zu erhalten und auszubilden. Ich kann allerdings sagen: Gott offenbart sich dem Menschen in seiner Weisheit, sofern er ihm Verstand gab, um Ordnung und Zweckmäfsigkeit in der ganzen Natur wahrzunehmen. Aber niemand nennt dies eine *unmittelbare* Offenbarung. Eben so gut kann ich sagen: Gott *offenbart* dem Menschen, oder belehrt ihn über moralische Wahrheiten, durch sein Gewissen. Aber eben so wenig kann man wiederum diese Belehrung eine *unmittelbare* nennen, wenn man nicht mit Worten spielen, oder sich hinter zweydeutige Ausdrücke verstecken will. Auch der zweyte *Grund* dürfte schwerlich die Realität des Begriffes einer unmittelbaren Offenbarung beweisen. „Die Erfahrung," heifst es S. XXIII „lehrt, dafs durch Gebet und Andacht, ein „Emporschwung unsres Herzens in eine übersinnliche „Welt statt findet, wo uns der Gedanke an Gott — „in voller Klarheit und Gewifsheit erscheint. Die „innere moralische Kraft, die der Mensch hiedurch erhält, ist von der Kraft blofser intellectueller Vorstellungen ganz verschieden. Es ist also keine „Schwärmerey, dafs er sich dadurch moralisch gestärkt — glaubt." — Wir wollen dies alles zugeben. Aber was soll denn jener Emporschwung des Herzens

in

in eine überſinnliche Welt beweiſen? Die Realität einer *unmittelbaren* Einwirkung Gottes? So hat in der That der Schwärmer und Enthuſiaſt, deſſen Empfindungen durch Gebet und Andacht exaltirt ſind, eben ſo gut als der von Schwärmerey entfernte Fromme, das Recht, ſich höherer Offenbarungen zu rühmen, ſo lange nur die Erzeugniſſe dieſes Zuſtandes bey ihm nichts unmoraliſches an ſich haben. Aber ſind denn jene ekſtatiſchen Zuſtände, die, wie wir gar nicht leugnen, oft ſehr viel Gutes wirken können, nicht aus der *natürlichen Einrichtung* unſrer Seele vollkommen erklärbar? Und treten ſie nicht immer da ein, wo die Vorſtellungen der Seele mehr lebhaft als deutlich ſind; wo der Menſch mehr empfindet als denkt? — ihre Cauſalität in etwas *unmittelbar göttlichem* zu ſuchen, ſcheint doch eben ſo grundlos als bedenklich. — Der 3te *Grund*, „die Schrift lehre ausdrücklich, daſs „in uns ein geiſtiges Vermögen ſey, wodurch wir *mit „Gott eins werden* und *an ſeiner Natur Theil* nehmen „können; dieſen moraliſch-religiöſen Sinn nenne ſie „den *Geiſt*, den heiligen Geiſt; — ſelbſt *Paulus* und „*Jeſus* ſchienen ſich auf eine ſolche Wirkſamkeit zu „berufen" hätte, wie es dem Rec. vorkommt, gar „nicht gebraucht werden ſollen. Denn die Beweiskraft deſſelben ſetzt ja voraus, daſs die Schrift ſchon als eine untrügliche Offenbarung erwieſen ſey. Iſt *dies*, was bedarf es weiterer Beweiſe? Iſt dies aber nicht der Fall, ſo können ihre Ausſprüche in eigner Sache eben ſo wenig beweiſen, als *Paſcals* von unſerm Vf. auch angeführte Satz: „*Il n'eſt pas incroyable, que Dieu l'uniſſe a nous*" beweiſen kann, daſs *Paſcal* ſelbſt Erfahrungen von einer ſolchen Einigung mit Gott gemacht habe. — Ueberdies iſt auch in den angeführten Stellen, Joh. 10, 30. 17, 21, wie der Vf. als *einſichtsvoller* Exeget gewiſs zugeben wird, gar *nicht die Rede* von einem ſolchen *Einswerden* mit Gott, das auf unmittelbare Einwirkung führte. Chriſtus bittet ja, ſeine Schüler möchten eben ſo *eins unter ſich* werden; wie er mit dem Vater *eins* ſey. Das erſte erklärt alſo deutlich genug, daſs das letzte von einer *Gleichheit* der Geſinnungen zu verſtehen ſey. Und 2 Petr. 1, 3. 4 beſteht die *Annäherung an die göttliche Natur*, oder was ſonſt durch τέκνον εἶναι τοῦ Θεοῦ, ὑποτάσσεσθαι τῷ Θεῷ ausgedruckt wird, offenbar in einer Entfernung von den ſinnlichen Lüſten, τῇ ἐν κόσμῳ, ἐν ἐπιθυμίᾳ, φθορᾷ. Hr. *A.* nennt auch gleich ſelbſt jenes Vermögen den moraliſch-religiöſen Sinn, — der doch ganz etwas anders als Erleuchtung durch unmittelbare Offenbarung iſt. Bey dem 5ten *Grunde*, (welcher aber mehr eine *Folge* aus dem vorigen, als ein neuer *Grund*, iſt) bemerken wir nur, daſs, wenn die vorhergehenden Verſuche, die unmittelbare Offenbarung zu erklären, gleich beweiſen mögen, daſs nicht ſowohl groſse Verſtandesbildung, als feſte und ſichere Bildung der ſittlichen Vernunft unmittelbarer Belehrungen Gottes fähig machten, eben daraus eine neue Bedenklichkeit gegen die Offenbarungsurkunde hervorgehe. Denn unleugbar werden in ihr Männer, deren ſittliche Vernunft wenigſtens ſehr ſchwach und ungebildet war, z. B. *David*, als ſolche aufgeſtellt, welche vom heil. Geiſt getrieben wären; andrer dunklerer Erzählungen z. B. von Bileam nicht zu gedenken. Verdient nun die Schrift in einem ihrer Ausſprüche unbedingten Glauben, ſo muſs man ihn ihr in allen leiſten. Auch bezeugt nicht nur das Alte, ſondern auch das N. T. die jenen Männern widerfahrene unmittelbare Belehrung. Weit conſequenter war es *von dieſer Seite*, wenn unſre älteren Theologen die göttlichen Offenbarungen von dem moraliſchen Werth der Theopneuſten ganz unabhängig machten, und ſie als bloſse Inſtrumente betrachteten, deren ſich Gott zu ſeinen Abſichten bedient habe. Denn wie würde es wohl möglich ſeyn zu beweiſen, daſs alle, welche in der heil. Schrift als von Gott inſpirirt genannt werden, „ſich, wie der Vf. N. 5 ſagt, „ihr Herz rein erhalten hätten, um göttlicher Ein„wirkung fähig zu werden, oder ſich ſogar zu der „ſittlichen Höhe empor geſchwungen hätten, wo ſie „beſondere Wirkungen Gottes auf ſie erfahren „konnten."

Wir müſſen hier abbrechen, ſo viel ſich noch bey Nr. 6 ſagen lieſse, und ziehen nur aus allem dies Reſultat, daſs ſich wohl auf dieſem Wege nimmermehr die Realität des Begriffs einer unmittelbaren Offenbarung beweiſen, und die Art derſelben deutlich machen laſſe. Alles, was der Vf. nach der Einſicht des Rec. bewieſen hat, läuft darauf hinaus: je mehr ein Menſch ſeine moraliſche Natur ausbildet, deſto fähiger wird er dadurch, ſich von Gott, als einem moraliſchen Weſen, richtige, deutliche Vorſtellungen zu machen, über ſeine Verehrung würdig zu denken, und andere denken zu lehren. Die Männer, welche die reinſten und würdigſten Begriffe von der Religion, obwohl nach dem jedesmaligen Maaſs ihrer übrigen Ausbildung, mitgetheilt haben, verdienen aus dieſem Grunde Werkzeuge in der Hand der Vorſehung genannt zu werden." Wollte man ſie, wie der Vf. S. XXV *Geſandten Gottes* nennen, ſo würde der Ausdruck doch nur *uneigentlich* gebraucht werden, etwa ſo wie ein Mann, der einen von ſeinem Vater entfernten Jüngling auf den Weg des Laſters gerathen ſähe, ihm, von Humanität und Moralität gedrungen, ſagen könnte: „ich warne dich *im Namen* deines Vaters. Dein *Vater* ſpricht *durch mich* zu dir," ohne gerade eine beſondere Vollmacht davon aufweiſen zu können. — Der Vf. hat zwar noch beſonders die Merkmale eines göttlichen Geſandten angegeben. Aber halten ſie auch die Probe? Wir zweifeln! „*Er muſs von Gott aufgefodert ſeyn.*" — Wohl! — Aber was heiſst dies? Der Vf. antwortet: d. h. 1) er muſs einen *innern unwiderſtehlichen* Beruf erhalten, im Namen Gottes zu den Menſchen zu ſprechen. Er erklärt dieſen Beruf weiter: er könne liegen, theils in den Umſtänden und Verhältniſſen, wenn etwa das Vaterland in tiefer Unwiſſenheit und Immoralität verſunken wäre; theils in einem lebhaften und eminenten Gefühl ſeiner Kraft; theils in einem unwiderſtehlichen Antriebe der Pflicht. — Dies alſo iſt göttliche Auffoderung? Dann ſind *Wiclef*, *Luther*, *Egede*, *Whitefield* gewiſs göttliche Geſandten geweſen. Aber ha-

ben sie auch *unmittelbare* Offenbarungen empfangen? — Der Gesandte Gottes mufs 2) *den Menschen den Willen Gottes ankündigen.* Auf Angelegenheiten des Staats und gesellschaftliche Verhältnisse darf er sich aber nicht einlassen. Dadurch verliert er seine Würde als Gesandter Gottes. Das erste hatte denn der Gesandte Gottes mit jedem Religionslehrer gemein. Das andere thaten doch die Propheten, von denen die Offenbarungsurkunde auch im N. T., auf welche sich der Vf. selbst beruft, so ausdrücklich sagt, dafs sie im Namen Gottes geredet; dies that Jesus selbst, wenn er z. B. von dem Untergang Jerusalems sprach." — Auch begreift man nicht, welche philosophische oder theologische Gründe uns bewegen sollen, sobald einmal unmittelbare Einsprachen der Gottheit angenommen werden, ihr das Recht abzusprechen, über wichtige politische Gegenstände, welche oft das Wohl ganzer Generationen betreffen können, Orakel zu geben. Zu sagen „Gott kann nur über die und die Gegenstände den Menschen erleuchten, belehren" bleibt eine Anmafsung, die sich durch nichts rechtfertigen läfst. Man müfste höchstens sagen „es sey nicht wahrscheinlich. Das Creditiv, heifst es 3) ist die *Wahrheit* und *Göttlichkeit* ihrer Lehre. — „Wer mehr fodern wollte, „würde ein *Thor* oder ein *Unglaubiger* seyn." — Dies ist ein harter Ausspruch, aber, wie uns dünkt, eben so falsch, als hart. Ich soll, könnte man antworten, den *göttlichen* Gesandten an der *Wahrheit* und *Göttlichkeit* seiner Lehre erkennen? Die *Wahrheit* kann für sich kein Merkmal seyn. Denn wie viele Lehrer müfste ich danach für Gesandte Gottes halten. Also die *Göttlichkeit!* — Wohl! Aber *davon* möchte ich ja eben das *Merkmal* wissen! Ich komme dem Begriff, durch dies *Wort* nicht um einen Schritt naher. Denn „Göttlich" steht doch dem „Menschlichen" entgegen. Nun kann eine Lehre sehr wahr, sehr gottanständig, sehr moralisch wirksam seyn. Sie ist aber noch immer *menschlich*, d. i. durch die Wirksamkeit der menschlichen — intellectueller und moralischer Kräfte entdeckt und ausgebildet. Wenn ich also noch ein anderes Merkmal fodere, so schilt mich keinen Thoren. Ich habe ja die Autorität Christi, welcher wenigstens seine Zeitgenossen so unzweydeutig auf *seine Werke* verwiefs, und Gott um Kräfte zu solchen *Werken* bat, „auf dafs man glaubte, Gott habe ihn gesandt" (Joh. 11, 42). Ich fühle wohl die Schwierigkeit dieses Beweises für mich. Aber deshalb bin ich kein *Thor*, wenn ich glaube, er sey im N. T. vorhanden. Ich bin auch kein *Unglaubiger*, wenn gleich auch kein Leichtgläubiger. Ich ehre zwar die Wahrheit in dem Munde jedes weisen Menschen; ich glaube und unterwerfe mich ihren Vorschriften; aber ich bin sparsam mit dem Prädicat der *göttlichen*, so lange ich nicht unwiderlegliche Kennzeichen davon sehe. Meynst du wieder weiter nichts, als „alle Wahrheit, alles Gute komme von Gott;" so sind wir sogleich einig. In sofern fühle ich allerdings das *Göttliche* jeder religiösen Wahrheit. Aber du sprachst von *unmittelbar* göttlicher Offenbarung. „Und davon hat mich jenes Gefühl noch nicht überzeugt, wie denn Gefühle überall verdächtig sind."

Wir wüfsten nicht, was sich gegen ein solches Raisonnement mit Grunde sagen liefse, und es scheint uns daher klar zu seyn, dafs, wenn die älteren Beweise für das *Unmittelbare* unzulänglich waren, es wenigstens die neuen künstlichen Versuche um nichts weniger sind.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Braunschweig, in der Schulbuchhandl.: *The dramatic Works of Shakspeare, in eight Volumes; the last containing select explanatory notes.* Published by *Charles Wagner.* A. M. professor of the Carolinum at Brunswick. *Volume the sixt.* 1797. 28 Bog. 8. (Der Preis aller 8 Bände soll 7 Rthlr. seyn.)

Der schon oft gemachte Entwurf, Shakspeare's Werke in Deutschland Englisch zu drucken, wird hier, so viel wir wissen, zum erstenmal ausgeführt. Da der grofse Dichter immer mehr Freunde und Bewunderer unter uns findet, so ist es ein sehr nützliches Unternehmen. Die guten englischen Ausgaben sind theuer, und ob es gleich wohlfeilere Abdrücke des Textes, und compendiöse Ausgaben giebt, (unter andern eine in einem einzigen grofsen und starken Octavbande und eine andere in zwey Octavbänden von *Aiscough*); so hat man doch in Deutschland nicht überall Gelegenheit sich dieselben zu verschreiben. Wir freuen uns, dafs die Besorgung des Drucks einem so sprachkundigen Gelehrten anvertraut worden ist, wie Hr. *Wagner* sich schon durch andre Arbeiten gezeigt hat. Er scheint auf die so nothige, und doch bey Büchern, die da, wo sie gedruckt werden, nicht einheimisch sind, so seltne Correctheit, grofse Sorgfalt gewandt zu haben. Wir konnten bey der Vergleichung nur wenige Druckfehler entdecken; z. B. S. 29 *thee beginning* st. *the beginning.* S. 37 ist die Zeile: *This is a very scurvy tune etc.* als Vers gedruckt, da es doch Prosa ist. S. 40 *ridiculos* st. *ridiculous.* Der bedeutendste ist S. 15 durchgeschlüpft, wo die halbe Zeile: *And all the rest o' the fleet*, ausgelassen ist. Der Herausgeber hat sich an eine Londner Ausgabe nach *Malone* von 1786 gehalten, und nur eine oder die andre Lesart aus der Ausgabe von *Johnson* und *Steevens* aufgenommen. Rec. würde rathen, künftig lieber der neuesten Maloneschen Ausgabe von 1790 treu zu bleiben, in welcher der Text unstreitig die grofste kritische Authenticität hat. Wenn im letzten Bande ein *Shakespearisches Glossarium* nach den besten englischen Commentatoren kurz ausgearbeitet würde, so könnten dadurch viele Erläuterungen bey einzelnen Stellen entbehrlich gemacht werden: aber freylich hat solch eine Arbeit ihre grofsen Schwierigkeiten. — Da diese deutsche Ausgabe Shakspeare's sich auch durch Druck und Papier empfiehlt, so wird sie hoffentlich von Seiten des Publicums alle Unterstützung finden, und schnell fortgesetzt werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Entwurf einer wiſſenſchaftlich-praktiſchen Theologie*, nach Grundſätzen des Chriſtenthums und der Vernunft, von Dr. *C. F. Ammon* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Doch wir ſind unſern Leſern auch eine Rechenſchaft von dem *Plan* und der *Ausführung* des Ganzen ſchuldig. Nach einer vorangeſchickten Einleitung, über Theologie, Religion, Offenbarung, folgt die Abhandlung in drey Haupttheilen, unter den Ueberſchriften: 1) *Reine Theologie* — wobey von Gott — ſeinen Eigenſchaften — von Gott als Vater — Sohn und Geiſt. — 2) *Von dem allgemeinen Verhältniſs Gottes zu der Welt oder theologiſche Kosmologie* — von der Schöpfung — den Engeln — dem Urſprung des Böſen — von der göttlichen Vorſehung. — 3) *Von dem beſondern Verhaltniſs Gottes zu den Menſchen, oder theologiſche Anthropologie* — wobey von Jeſu — von der Berufung — dem Glauben — der Verſöhnung — der Rechtfertigung — Heiligung — den Mitteln der Heiligung als dem Worte Gottes — den Religionshandlungen, Taufe, Abendmahl — von der Kirche — von den Ausſichten in die Ewigkeit. — Ueberall haben wir die Geſichtspunkte, welche den Vf. bey dieſer Anordnung geleitet haben, nicht abſehen können. So ſcheint z. B. die Abhandlung vom Urſprung des Böſen, worin bloſs von dem Böſen in der menſchlichen Natur die Rede iſt, vielmehr zur *Anthropologie als zur Kosmologie* zu gehören. — Auch ſieht man nicht recht ab, wie z. B. die Lehre von der *Taufe*, unter den allgemeinen Titel: *Von dem beſondern Verhältniſſe Gottes zu den Menſchen paſst:* wie wir denn überhaupt lieber die *theologiſche Anthropologie*, als die Lehre von dem *Verhältniſs des Menſchen gegen Gott* beſchreiben möchten.

In der Ausführung aller jener Materialien hat der Vf. nicht nur ſo viele ſchätzbare Beyträge und Anſichten, welche in unſern Zeiten die praktiſche Theologie gewonnen hat, glücklich benutzt, ſondern auch manche ihm eigne treffliche Winke gegeben, wie der populäre Religionslehrer die dogmatiſchen Lehren zu ſeinem Zweck benutzen könne. Von dieſer Seite wird das Werk dieſer Claſſe von Leſern recht ſehr zu empfehlen ſeyn. Ueberall können wir ihm indeſs nicht beypflichten, indem manche ſeiner Erklärungen, für den gelehrten und philoſophiſchen Theologen nicht befriedigend, für den praktiſchen zu künſtlich ſind. Wir müſſen uns nur auf einige Beyſpiele einſchränken. So wird §. 77 bey dem Ausdruck „*Sohn Gottes* „bemerkt, er bezeichne, als Vernunftidee betrachtet, „das Bild der gottgefälligen Menſchheit, das höchſte „Ideal der Tugend für Menſchen.“ So weit iſt alles verſtändlich. — Aber weniger iſt es für den Rec. der Zuſatz „welches (Ideal) als ſolches nur aus der Fülle „der Gottheit hervorgehen kann, und deswegen auch „eine wahrhaft göttliche Würde behauptet.“ Was heiſst dies: Ein Ideal geht aus der Fülle der Gottheit hervor? Aus dem *Weſen* der Gottheit? Hört nicht dann das menſchliche gänzlich auf? Muſs dann nicht ſogleich der Menſch, der doch nie Gott werden kann, verzweifeln, dies Ideal zu erreichen? Und wenn dies Ideal eine *Vernunftidee* iſt, wie kann man dann von ihr — einer *Idee* — ſagen, daſs ſie eine wahrhaft göttliche Würde behaupte? — Vergleicht man hiemit §. 148., wo von der übernatürlichen Zeugung Jeſu die Rede iſt, ſo wird bemerkt, „ſie habe „zwar die Vernunft gegen ſich; allein wenn wir Jeſum „als den im Fleiſche erſchienenen Sohn Gottes be„trachteten, ſo habe die Idee, daſs er unmittelbar „aus Gott hervorgegangen ſey, ein ſo wichtiges „praktiſches Moment, daſs man die Art und Weiſe „ſeines phyſiſchen Eintritts in die Erde vergeſſe, und „nicht ſowohl an die Entſtehung des Menſchen Jeſu, „als an ſeine Vereinigung mit dem Ideale eines Soh„nes Gottes denke.“ In dieſer ganzen Vorſtellung folgt der Vf. zwar Kants Religionslehre. Aber was iſt nun mit dem allen geſagt? Iſt das geringſte damit ausgemacht? „Man *vergiſst* — heiſst es — über dem praktiſchen Moment die Art und Weiſe des Entſtehens?“ Aber der Theologe will ja dunkle Lehren nicht vergeſſen. Er will ſie wo möglich aufgeklärt, oder bewieſen, oder als unſtatthaft bey Seite gelegt wiſſen. Ein bloſses „man könne doch etwas gutes dabey denken“ genügt ihm nicht. Er will wiſſen woran er iſt, wie es um ihre objective Realität ſteht? Und das *wichtige praktiſche Moment?* Wir ſehen nicht ab, wie die Idee, das Ideal der gottgefälligen Menſchheit iſt unmittelbar aus Gott hervorgegangen, ein praktiſches Moment, das heiſst doch, einen wichtigen Einfluſs auf Geſinnungen und Handlungen der Menſchen haben könne, da wohl nur ſehr wenige einen deutlichen Begriff damit verbinden möchten. Wie viel fruchtbarer erſcheint dagegen der Ausſpruch des N. T.: „Jeſus wollte in allen Stücken ſeinen Brüdern gleich werden, auf daſs er konnte Mitleid haben mit unſrer Schwachheit; er iſt verſucht worden allenthalben, gerade wie wir, hat aber nie geſündigt. — Bey der Himmelfahrt Chriſti ſucht der Vf.

Digitized by Google

den

den neuerlich dagegen gemachten Zweifeln zu begegnen. Ob man seine Antworten allgemein befriedigend nennen könne, beurtheile man aus folgenden Beyspielen. „Man hat," sagt er S. 156, „eingewendet: der Begriff Himmel, als Wohnort Gottes habe keine Realität. Aber er ist doch der *Wohnort* höherer vollendeter Geister. — Der Himmel? Dieser Wolkenhimmel? Von dem doch ausdrücklich bey Lucas die Rede ist: er ward *emporgehoben* von einer Wolke? Dies kann unmöglich die Meynung des Vf. seyn. „Jesus, setzt er hinzu, verliefs *gewifs* nicht mit „einem groben, sondern mit einem Körper der Vol„kendeten diese Erde." Aber er hatte doch wenig Tage vorher mit seinen Schülern *gegessen*. Luc. 24, 41—43. Deutet dies nicht auf einen groben Körper? Und seine Wundenmale deuten sie nicht auf denselben Körper, welcher am Kreuz mifshandelt war?

Es scheint überhaupt, als wenn sowohl auf diese, als manche andre Stellen, Kants bekanntes Werk einen zu starken Einfluss gehabt hatte. Rec. hat sehr grosse Achtung, auch gegen diesen geistvollen Versuch, worin der berühmte Weltweise das kirchliche System von einer Seite darzustellen sucht, worin es, selbst in seinen härtesten Vorstellungen, allenfalls auch dem Naturalisten, oder dem blofsen Vernunftgläubigen ertraglich erscheinen könnte. Allein er ist fest überzeugt, dafs es ihm nicht eingefallen ist, dafs nun sogleich die Theologen ihre dogmatischen Systeme danach umformen sollten. Gewifs wird auch dadurch eben so wenig für gelehrte und wissenschaftliche als für praktische Theologie gewonnen. Nichts für die *gelehrte*, weil diese allein auf dem grammatischen und historischen Sinn der heiligen Urkunden beruhen und den Ursprung der Dogmen aus der Geschichte entwickeln mufs, wie Hr. *A.* so gut als Rec. überzeugt ist und Kant selbst deutlich genug erklärt hat; nicht für die *praktische*, weil jene moralischen Deutungen gröfstentheils viel zu künstlich und rafinirt sind, als dafs der Lehrer des Volks von ihnen Gebrauch machen könnte. Sobald der gelehrte Vf., welcher sich in so vielen seiner Schriften als einen hell denkenden und lichtvollen Schriftsteller gezeigt hat, seinen eignen Weg geht, so ist auch alles, was er vorträgt, hell, und fruchtbar. Eine Menge von Beyspielen liefsen sich aus dem, was über die göttlichen Eigenschaften, über die Wohlthaten Gottes durch das Christenthum, über den künftigen Zustand gesagt wird, anführen. Wo er diesen Weg verlafst, und jene Philosopheme aufnimmt, da wird er dunkel, und man bekommt oft Worte, statt klarer Ideen. In *Kants* Religion gehören diese Philosopheme zu dem Ganzen seines Systems. Hier stehen sie isolirt, weil der Vf. sehr wohl bemerkt hat, dafs er ihnen unmöglich überall folgen könne. Auch sind wir fest überzeugt, dafs er ohne jenen Einfluss viele Sätze und Vorstellungsarten der kirchlichen Dogmatik, welche als Zeitideen wohl billig nach und nach antiquirt werden sollten, nicht aufs neue in das Gebiet einer praktischen Theologie aufgenommen haben würde. Es wird uns freuen, wenn diese offnen Bemerkungen den Vf. veranlassen sollten, sich über manches noch bestimmter zu erklären und einzelne Abschnitte seines Werks einer abermaligen Prüfung zu unterwerfen.

Leipzig, b. Leupold: D. *Sam. Frid. Nath. Mori — Praelectiones exegeticae* in tres *Joannis* epistolas, cum nova earundem periphrasi latina. A. MDCCXVI (1796.) 7 Bog. 8.

Der Herausgeber, der Hr. Candidat *Carl Aug. Hempel* zu Lauchstädt, hat diese Vorlesungen nach dem letzten Collegium, das *M.* im Jahr 1788 hielt, und welchem er selbst beywohnte, herausgegeben. Sie bestehen aus einer freyen lateinischen Uebersetzung des Textes fast ganz aus seinem Munde nachgeschrieben, aus hinzugefügten Erklarungen und aus einem Paar Excursen; beyläufig hat Hr. H. die Stellen angegeben, wo *M.* in seinen *Dissertatt. theol. et Philolog.* und seiner *Epitome theol. Christianae* eben dieselben Texte erläutert hatte. An der Treue und Sorgfalt des Herausgebers ist nicht zu zweifeln; denn diese Vorlesungen tragen ganz das Geprage des verewigten Mannes; möchte nur der Abdruck etwas correcter seyn! denn selbst das vier Seiten lange Verzeichnifs von Druckfehlern liefse sich noch vermehren.

Die Uebersetzung nennten wir *frey*, in so fern der Sinn, frey von Johannis Idiotismen, deutlich und doch treu dargestellt ist. Sie zeigt, dafs *M.* in den Sinn seines Schriftstellers mehr als die meisten andern Ausleger eingedrungen sey. Wegen der Art seiner Erklarung konnen wir uns auf das beziehen, was schon anderwarts in diesen Blattern darüber gesagt worden ist. Die historische Interpretation *vermisst* Rec. hier weniger als bey andern Büchern *des N. T.*; vielmehr scheint dieser sonstige Mangel in *M.* Erklärungen hier, wenigstens zufalliger Weise, ihn vor dem sonst gewöhnlichen Fehler der Ausleger dieser Briefe bewahrt zu haben, manches in dem Johannes zu finden, woran er schwerlich gedacht hat, namentlich die Gnostiker oder Johannis des Täufers Schüler. Weniger hat sich der sonst treffliche Ausleger auch hier vor dem Fehler des blofsen Errathens gehütet; er würde es gewifs gethan haben, wenn ihm eben die Analogie der Sprache und der Parallelismus, der bey dem Johannes, wie bey jedem originellen Schriftsteller, das vorzüglichste Hülfsmittel der Interpretation ist, zu rechter Zeit beygefallen wäre. So würde er z. B. bey dem χρισμα εχετε απο του αγιου Kap. 2, 20 schwerlich an das Bild der Einweihung gedacht haben, da das οιδατε παντα, welches er doch endlich zu Hülfe nehmen mufste, und die αληθεια v. 21 ihm die Sache gleich zeigte, wenn er sich des Lateinischen *imbuere*, und schwerlich würde er den αγιον von *Gott* verstanden haben, wenn er sich der von dem Messias so gewöhnlichen Benennung des *Heiligen*, aus Offenb. 3, 7 oder anderwärts her erinnert hätte. V. 15 giebt er dem Κοσμος die ganz unerhörte Bedeutung des *mali moralis*, und übersetzt die Worte: *die Welt vergeht mit ihrer Lust: cupiditas prava caduca est*, ob gleich

gleich Johannes dieſes Wort nie anders als von der ſichtbaren Welt oder von den Ungläubigen in Gegenſatz gegen Chriſten oder gegen Gott und deſſen Willen braucht. In den v. 12 folg. wiederholten Worten τεκνια (παιδια), πατερες, νεανισκοι erkennt er ſelbſt S. 17 eine *paritatem membrorum*, die auch jedem in die Augen fallen muſs; lieſst ſelbſt deswegen am Ende des 13ten Verſes mit Recht ἐγραψα ſtatt γραφω; und doch ſolle γρ. ὑμιν τεκνια heiſsen: *cogitate quaeſo Cariſſimi*, als wenn nicht Johannes offenbar dreyerley Arten von Menſchen anredete. Kap. 3. v. 5 ſieht er recht wohl, daſs ἐκεινος *Chriſtus* ſey, und doch nimmt er ἐκεινου v. 3 von *Gott*, den Joh. von Gott (αὐτω) deutlich genug unterſcheidet. Doch dieſes ſind kleine Flecken, welche meiſtens die Gewohnheit des ſeel. Morus die Bedeutungen der Wörter durch eine Art von Deduction zu finden, verurſacht hat, und die durch das viele Treffende in dieſen Lectionen, ſelbſt durch manche von andern ganz überſehene Erklärung, ſehr überwogen werden. Ein Beyſpiel der letztern iſt in der Stelle Kap. 3, 20 wo er in ὁτι ἐαν, das ἐαν nicht für die Conjunction ſondern für die *particulam expletivam* nimmt: *quidquid demum* „was uns auch „unſer Herz für Furcht einjagen mag, weil Gott mehr „(Böſes) von uns weiſs als unſer Herz.“ — Die beiden Excurſus ſind kritiſch und betreffen die Leſeart ἐλθη oder καταλυσει Kap. 4, 3, welche *M.* daher leitet, daſs einige Kirchenväter Cerinthi Meynung vom Unterſchiede Jeſu und Chriſti ausdrückten: *Cerinthus ſolvit Jeſum*; und über 1 Joh. 5, 7. 8 worin man zwar nichts Neues, aber doch das Bekannte recht gut deutlich gemacht findet.

PHYSIK.

Wien, in Comm. b. Friſter: *Max. Joſeph Freyherrn von Linden* K. K. Temeswarer Adminiſtrationsraths, *Beyträge für Cattunfabriken und Baumwollenfärbereyen, worinn nicht nur das feſte Pflanzengelb, das engliſche Dunkelblau, das Farben des türkiſchen Garns, mit mehr andern neuen Entdeckungen bekannt gemacht werden, ſondern auch der ganze Umfang von der Wiſſenſchaft eines Koloriſten, in einem beſondern Werkchen abgehandelt wird.* 1796. 115 S. u. 14 S. Vorrede. 8.

Von den Grundſätzen, welche der Vf. über die Färberey der Baumwolle, in dieſer intereſſanten Schrift aufſtellt, bemerken wir nur folgende: Er nimmt an, *daſs ein ſchönes Roth, und eine alte geſattigte Eiſenbrühe*, das Hauptwerk der Kattunfärberey ſey — denn aus der Miſchung dieſer, mit dem Zuſatze einiger Metallauflöſungen, der Vitriol - Salpeter - Salz - und Eſſigſaure, werde man in den Stand geſetzt, alle ächte Farben, von der rothen bis zur ſchwarzen, durch alle Nüancen, in dem Krappkeſſel zu färben. Alle Sätze oder Beizen, wenn durch ſelbige lebhafte Farben hervorgebracht werden ſollen, müſſe man kalt zuſammen ſetzen — ſie würden durch fleiſsiges Rühren in eine Art von Gährung gebracht — dieſes ſey zur Entwickelung der Beſtandtheile nöthig — das Sieden der Farbenſätze ſey ſchädlich, denn dadurch werde ein groſser Theil der Salze, als das Weſentlichſte der lebhaften Farben, auſser Wirkung geſetzt, zu Kryſtallen gebildet, und aus der Flüſſigkeit abgeſchieden. Die *Gallirung* ſey nur noch bey ſchlechtern Gattungen von Waaren gebräuchlich — und bey der Kaltküpe erhalte man nur das lebhafte, ſatte und glänzende Blau dadurch, wenn man die Küpen vervielfaltige, und die zu färbende Waare, immer in friſche Küpen von gleicher Stärke, nach einander durchfärbe, u. ſ. w. Wir übergehen die übrigen Bemerkungen, weil ſie nicht viel Neues enthalten, und bereits allgemein angewendet werden. In einigen dieſer berührten Grundſatze liegt indeſſen eine gewiſſe Dunkelheit, welche um ſo mehr befremdet, da der Vf. auſserdem gute chemiſche Grundſätze zeigt. — Was er von einer Gährung der Beizen ſagt, läſst ſich bey den kaltbereiteten metalliſchen Auflöſungen, beſſer durch eine, mehr unvollkommene Verkalchung des Metalls, erklären. — Hierauf beruhet der Grund ſeiner gröſsern Lebhaftigkeit der Farben, welche man nie erhält, wenn allzuſtarke Hitze angewendet, und das Metall mehr oxydirt wird. Die Vorſchrift zur Bereitung der Eiſenbrühe, deſſen Nutzen der Vf. hier darlegt, iſt ganz den Geſetzen der Scheidekunſt gemäſs. — Sie wird folgendermaſsen bereitet; Gemeiner Eiſenvitriol wird mit reiner Eiſenfeile gekocht, die Auflöſung filtrirt — mit Pottaſchenauflöſung niedergeſchlagen, der Niederſchlag ausgeſüſst, und noch feucht, in gutem Eſsig aufgelöſst. — Zinn in Salzſäure aufgelöſst, hält unſer Vf. zur Beſtändigmachung der Farben geſchickter, oder angepaſster, als den Zinnſalpeter. — Unter die Pflanzen, welche ein feſtes Gelb geben, rechnet derſelbe vorzüglich den gehörnten Schotenklee (*Lotus corniculatus L.*) und die Quercitronrinde. Die angehangten Beyträge des kürzlich verſtorbenen Hn. *Zips*, über den nämlichen Gegenſtand, geben einen vortrefflichen Pendant zu dieſer Schrift ab.

Cassel, b. Griesbach: *Handbuch der Metallurgie nach den neuſten Grundſatzen* bearbeitet von *Carl Wilhelm Fiedler*, mehrerer gelehrten Geſellſchaften ordentliches (m) Mitglied. *Erſter Band.* Der theoretiſche Theil; *die Docimaſie oder Probierkunſt.* 1797. 260 S. 8. nebſt einer Tabelle.

Der Vf. bemerkt in der Vorrede dieſes Buchs, daſs das von Hn. Prof. *Gottling* neu bearbeitete *Cramerſche Probierbuch* alles enthalte, was er über dieſen Gegenſtand zu ſagen im Stande ſey, und es eben daher überflüſſig ſcheine, dieſes Buch dem Druck zu übergeben. Um die Herausgabe zu rechtfertigen, ſagt er: „zu nützlichen Sachen könne ja keine Anleitung allgemein genug werden.“ Rec. hat weder eine eigene neue Idee über den Umfang des zu behandelnden Gegenſtandes, noch eine faſslichere Zuſammenſtellung der Dinge gefunden. Dieſer Theil enthält vier Abtheilungen. In der erſten werden die chemiſchen Ar-

beiten beschrieben. Die zweyte handelt von den Hülfsmitteln zu den chemischen Zerlegungen. Sie werden nach der aus ältern chemischen Lehrbüchern hinlänglich bekannten Methode in wirkende und leidende abgetheilt, und nach eben dieser Methode sind die wirkenden: Feuer, atmosphärische Luft, Wasser, Erde und verschiedene künstliche Auflösungsmittel. Die dritte Abtheilung handelt die leidenden Hulfsmittel ab, wozu die Oefen und alle übrigen Geräthe und Instrumente gehören. Von den Waagen, Gewichten, Probierstein und Strichnadeln handelt die vierte Abtheilung — fast wörtlich aus dem Cramerschen Probierbuch abgeschrieben. Die beygefügte Tabelle über die Gewichte verschiedener Länder ist aus Weigels Grundriss der Chemie genommen. In den Benennungen ist der Vf. nicht consequent, bald nennt er z. B. die Kohlensäure fixe Luft, bald Luftsäure. Hie und da werden die phlogistischen und antiphlogistischen Erklärungen neben einander gestellt. Auch ist Rec. auf einige Unrichtigkeiten gestossen. Beym Aufbrausen werde die Luft, welche die Körper in ihrer Mischung enthalten, durch die auflösende Zertheilung entbunden: — die Luft wird hier nicht nur entbunden, sondern sie entstehet erst während der Auflösung. Die Metallkalke sind nach Lavoisier nicht Verbindungen der Metalle mit der reinen Luft, sondern sie sind Verbindungen der Metalle mit der Grundlage der reinen Luft oder dem Sauerstoff. Wenn es bey der Niederschlagung heifst: „nicht selten leiden die Körper durch die Niederschlagung keine Veränderung," wobey der aus den Säuren niedergeschlagene kohlensaure Kalk als Beyspiel aufgeführt wird; so liegt hierin der Begriff, dass sich die Kalkerde mit der Säure in kohlensaurem Zustande verbunden befinde. Dieses ist aber der Fall nicht, indem die Kalkerde die Kohlensäure erst von dem Niederschlagungsmittel wieder erhalten muss: sie ist also dabey allerdings einer Veränderung unterworfen. Mit den metallischen Niederschlägen verhält es sich eben so. Dass die Kohlensäure (hier fixe Luft) an der Krystallisation der Edelgesteine Theil habe, hat bekanntlich Achard auf einen von ihm angestellten Versuch gegründet. Diejenigen aber, welche diesen Versuch wiederholt haben, sind darin nicht glücklich gewesen. Die Körper, welche Sauerstoffluft liefern, enthalten solche nicht, wie hier behauptet wird, schon fertig, sondern sie entsteht erst während der Operation, wodurch man sie erhält. Bey den Eigenschaften dieser Luft sagt der Vf.: die Flamme des Lichts werde nach und nach kleiner darin, endlich verlösche sie, und ein angezündetes Licht brenne dann nicht mehr darin fort. — Dies ist nur der Fall, wenn die Sauerstoffluft nicht völlig rein war, oder das Wasser die entstandene Kohlensäure nicht eingesogen hat. Ob die phlogistisirte Luft (Stickluft) durch die Verbindung des Phlogistons mit der reinen Luft entstehe, bedarf jetzt keiner Frage mehr. Dass dieses nicht geschehe, ist durch die gänzliche Wegnahme der völlig reinen Luft bey der Verbrennung des Phosphors in derselben ganz ausser Zweifel gesetzt. Die Demantspath- und Australsanderde werden hier noch als eigene Erden aufgeführt, deren Nichtigkeit doch durch die neuen Untersuchungen von Klaproth hinlänglich dargethan ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Augsburg: Etwas über die neuere Philosophie, über Neuerungen und dergleichen.* Von einem Freunde der Wahrheit herausgegeben. 1795. 32 S. 8. (2 gr.) Der Herausgeber dieser elenden Broschüre hatte einem Geistlichen sein Bekenntniss über die neuere Philosophie abgelegt, der dafür aus Dankbarkeit dasselbe mit einem gelehrten Commentare aus der Schrift und den Kirchenvätern, den reinen Quellen der Wahrheit begleitet, zurückschickte. Das Bekenntniss bestehet aus vier Punkten: Dass Gottes Weisheit in dem Manne nicht wohne, der Weisheit verschmähet: dass uns armen Sterblichen nichts übrig bleibe, wenn unsere Philosophie derjenigen entbehren zu können glaubt, welche uns das Licht der Offenbarung zurückgelassen hat u. s. w. Der Commentar ist von einem der Kleriker, *die ihre vorzüglichen Kenntnisse aus den Büchern der göttlichen Schrift und der Kirchenväter herzuholen Berufs halber verbunden sind:* der daher auch mehr den Buchstaben dieser Schrift kennet als der neuern Philosophie, über welche er das Verdammungsurtheil spricht, die „*nichts* als eine Erneuerung der alten Gottlosigkeit," die dem „rechtschaffenen Manne ein Gegenstand der gerechtesten Verachtung und des Hasses ist." Schon das alte Testament hat uns Leute geschildert, welche unsern Philosophen ähnlich sind; Leute, welche das Daseyn so wie die Entstehung des ganzen Weltalls dem blossen Ungefähr zuschreiben, welche sinnlichen Genuss für den Zweck des Daseyns, und das Recht des Stärkern für wahres *Moralrecht* ausgeben, welche die Vorsehung Gottes leugnen und Gottes Weisheit förmlich schmähen. „Dergleichen Ungeheuer werden uns selbst von dem heiligen Geiste aus dem grauen Alterthume vorgestellt; zweifelsohne aus der Ursach, dass wir bey ähnlichen Erscheinungen auf dem Wege der Gerechtigkeit nicht verwirret, und irre gemacht würden. Der Herr hat diese Pest jederzeit von dem Erdboden vertilget; und sein Arm ist nicht abgekürzt, es auch heute zu thun. Glückselig derjenige, welcher sich als ein Werkzeug der Hand des Allmächtigen dazu brauchen lässt." Damit der Leser nicht etwa in Zweifel bleibe, welche Philosophie hier gemeynt sey, so setzt der Vf. am Ende hinzu, dass es die kantische sey, „aus der man nur zweifeln lernt, ob die Seele eine beharrliche Substanz sey; ob die Welt einen Anfang und Grenzen habe; ob die Erkenntniss Gottes nicht eine blosse Idealität sey; die die Erkenntnisskraft des Menschen blos auf das Sinnliche einschränke, und also der Vernunft die Einsicht nicht nur über das Factum Revelationis sondern auch über die Möglichkeit der Offenbarung absprechе." Muss man nicht einen Mann verachten, der bey so viel Unwissenheit so anmassend, absprechend und intolerant ist?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Januar 1798.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. Felisch: *Humphry Marshalls Beschreibung der Landwirthschaft in der Grafschaft Norfolk.* Aus dem Englischen übersetzt von dem *Graf* (en) *von Podewils* auf Güsow. *Ister Theil.* 1797. Mit Inbegriffe der beiden Vorr. 21¼ Bog. med. 8.

Der Uebersetzer hat zu grosser Bequemlichkeit der Leser die in dem Englischen Originale von ihren eigentlichen Gegenständen abgesonderten, und in einzelnen Aufsätzen zerstreueten Erfahrungen des Vf. jenen sogleich beygefügt, die in zwey Abfätze getrennten Nachrichten von den verschiedenen Arten des Düngers und seiner Anwendung, zusammen gestellt, und nicht allein eine Vergleichung des Englischen Geldes, Maafses und Gewichtes gegen das Preufsische vorausgeschickt, sondern auch das Verhältnifs des letztern gegen das erstere im Texte selbst bey jedem dahin gehörigen Falle angeführt.

Der gegenwartige erste Theil betrifft nur einige Gegenstände der Landwirthschaft in der Grafschaft Norfolk; von den übrigen, nämlich von dem dasigen Anbaue der verschiedenen Getraidearten, den Futterkräutern, den Wiesen, dem Rindviehe, den Schafen, und andern Wirthschaftsartikeln wird der zweyte Theil handeln. In jenem befinden sich, Beschreibungen und Nachrichten von der Districtseintheilung der gedachten Grafschaft, von den Erbgütern, von den Pachtungen, von dem Boden, von der Düngung, von den Pachtern insonderheit, von den Arbeitern, von den Pferden, von Ackerwerkzeugen, von den Auflagen, von der Bewirthschaftung der Landgüter, von den landwirthschaftlichen Gebäuden und ihrer Erhaltung, von den Thorwegen und Zäunen, von den lebendigen Hecken, von Pflanzungen, von Gemeinheitstheilungen, von besondern Wirthschaftsarten, von der Feldeintheilung, von der Bestellung, vom Säen aus der Hand, von den Arbeiten bis zur Ernte, von den Geschäften auf dem Hofe und von den Markten. Einige dieser Rubriken bezeichnen jedoch nicht richtig genug den Inhalt der Paragraphen. So handelt der §. 3. unter der Rubrik: *Pachtungen*, eigentlich nicht davon, sondern von der Beschaffenheit der verpachteten Güter überhaupt, der §. 11. unter der Rubrik: *Bewirthschaftungsarten der Landgüter*, eigentlich blofs von dem Verfahren bey ihrer Verpachtung, der §. 20. unter der Rubrik: *Säen aus der Hand*, nicht nur von dieser Methode, sondern auch vom Säepfluge, imgleichen vom Pflanzen des Getraides.

Es giebt in der Grafschaft Norfolk keine so grofsen verpachteten Landgüter, als in Deutschland: denn nur wenige von ihnen erstrecken sich höchstens auf 500 Acre (800 Morgen). Die Belehrung über den Mergel ist hier und da mangelhaft, auch zum Theil unrichtig. Zu den Düngungsmitteln kann er eigentlich gar nicht gerechnet, am wenigsten für eine Hauptdüngung geachtet werden: weil er bekanntlich dem Boden keine die Pflanzen ernährenden Substanzen mittheilet, sondern ihn nur zu dem Empfange und zur Zubereitung derselben geschickter, und den vegetabilischen, oder animalischen Dünger keinesweges entbehrlich macht. Hiernächst sind auch seine Bestandtheile durch deutsche Chemisten schon längst weit genauer und richtiger, als hier, bestimmt. Am wenigsten ist die Behauptung gegründet: *dafs nichts wahrer Mergel sey, was nicht weifs sey:* denn die Farbe ist gar kein allgemeines sicheres Kennzeichen seiner Nutzbarkeit, und ein weifser Kalk- oder Gypsmergel würde dem kiefigten und grandigen Boden äufserst nachtheilig seyn. Der haufige Wuchs der Huflattig *(Tussilago farfara)* auf einem Boden kann gleichfalls nicht für ein gewisses Merkmal des allda vorhandenen Mergels überhaupt, sondern blofs des Thonmergels, angenommen werden. Ferner ist es aller Erfahrung entgegen, dafs die Wucherblume *(Chrysanthemum segetum)* und die Quecken *(Triticum repens)* durch den Mergel ausgerottet werden. Die gewöhnlichste und ungemein wirksame Düngung in Norfolk, so wie in ganz England, bestehet in einer Vermischung des Viehmistes, mit guter Erde, Mergel und einigen andern Düngungsmitteln (S. 54.) In dem östlichen Norfolk, woselbst man wenige Schafe halt, werden die Aecker mit denselben in Hürden selten gedünget. Man rechnet, dafs 100 Schafe täglich 7 Englische Quadrat Ruthen (12 Rheinländische Quadrat Ruthen) düngen (S. 71.) welches mit dem Deutschen Anschlage, dafs von 1000 Schafen in einem Tage 1 Morgen Acker (von 120 Rheinländischen Quadrat Ruthen) gedünget wird, völlig übereinstimmet. Rufs wird zur Düngung haufig gebrauchet, als ein Hauptdüngungsmittel für den Weizen geachtet, und im Monate Februar und März darüber gestreuet (S. 72.). Man bedienet sich blofs der Pferde, nirgends der Ochsen, zum Ackerbaue (S. 91.) und hält einen Buschel (10½ Metze) Getraide zur wöchentlichen Fütterung eines Pferdes für hinlänglich (S. 96.). Hafer ist das gewöhnliche Futter, selten Gerste, und dieser wird nur alsdann gegeben, wenn er zuvor einige Tage angefeuchtet und ausgebreitet gelegen, und zu keimen angefangen hat (S. 97.). Durch diese

Zubereitung wird derfelbe ohne Zweifel den Pferden nahrhafter und ihren Zähnen unfchädlich gemacht. Der Norfolkfche Pflug hat etwas ftärkere Räder, als fonft gewöhnlich find, eine breite, flache und an der Spitze ftumpfe Pflugfchaar, einen nicht von Holze, fondern von gefchmiedeten, oder gegoffenen Eifen verfertigten Unterpflug, oder Pflugkopf, und nur einen Pflugfterz (S. 102. 103.). Der Vf. erkennt ihn im leichten fandigen Lehmboden für vorzüglich nutzbar, jedoch räth er mit Recht an, den zweyten Pflugfterz hinzu zufügen, und die Pferde nicht mit der Peitfche, fondern mit den Zügeln und der Linie zu lenken. Die Stachelwälze zur Zermahlung der Erdklofse ift wenig, und der ehemals fo fehr angerühmte und nachgeahmte Tullifche Saepflug gar nicht mehr gebräuchlich (S. 109. 276.). Ein der Grafffchaft Norfolk befonders eigenes Ackerwerkzeug ift der Schneefchlitten, der von fichtenen, oder andern Bretern in der Form eines gleichfchenklichten Triangels verfertiget wird, den Schnee auf einem Rübenfelde in Furchen auf jeder Seite in die Höhe treibt, und dadurch zwifchen diefen einen Strich Rüben folchergeftalt entblöfset, dafs demfelben dadurch nicht der geringfte Schaden zugefügt wird (S. 109.). Nirgends find in Deutfchland die Grundftücke mit fo hohen Auflagen befchweret, als in England. In Norfolk beträgt die Landtaxe $7\frac{1}{2}$ bis 10 Procent, und die Armentaxe theils $17\frac{1}{2}$ theils 20, theils $27\frac{1}{2}$ Procent der jährlichen Einkünfte (S. 114. 115.). Die Pachtzeit wird gewöhnlich auf 7 oder 14 Jahre feftgefetzt, und, mit Ausfchliefsung des Abtrages der öffentlichen Abgaben, für einen Acre (285$\frac{10}{16}$ Rheinländifche Quadrat Ruthen) mittelmäfsigen Landes 12 Schillinge (folglich für 1 Morgen 2 Thaler 9 Grofchen) vom fruchtbaren Boden aber 18 bis 20 Schillinge (folglich 3 Thaler 14 Grofchen bis 4 Thaler für 1 Morgen) jährliches Pachtgeld, und folchergeftalt offenbar weniger bezahlt, als in Deutfchland von vielen verpachteten Aeckern erfolget. Die gebräuchlichften Zahlungstermine des Pachtgeldes find Weihnachten und Johannis. Den erften mifsbilliget der Vf., und räth die Zahlungen auf den erften März und den erften Junius, wegen der befonderen Bequemlichkeit, die alsdann für den Pächter eintritt, zu beftimmen (S. 119 bis 124.). Sonderbar ift es, dafs der Pächter eines dafigen Landgutes fich verpflichten mufs, bey Vermeidung einer gewiffen Geldftrafe, den Acker *nie zweymal hinter einander* mit Getraide zu beftellen? ohne ihn dazwifchen ein, oder *zwey* Jahre brach liegen zu laffen, oder mit Rüben, zweymal behackt zu beftellen; imgleichen im letzten Pachtjahre eine beftimmte Morgenzahl Brache, wenigftens *dreymal* gepflüget und gehörig geegget, mit gutem Saamen von weifsen Rüben zu befäen, fie zur gehörigen Zeit zweymal wirthfchaftlich zu behacken, oder, wenn die vorgehende Aernte mifsrathen ift, die Brache ftatt zwey — *fünfmal* zu pflügen, und, beym Ablaufe der Pacht, die Rüben rein und im guten Wachsthume, bey einer beftimmten Strafe für jeden fehlenden Morgen, zu hinterlaffen (S. 129—137.). Das erfte gereicht gewifs der Norfolkfchen Landwirthfchaft nicht zur Ehre, und das letzte den abgehenden Pächtern zur grofsen Befchwerde. Auch find es feltfame Bedingungen, wenn der Pächter fich die Behütung des jungen Klees von der Aerntezeit bis Michaelis und den Gebrauch der Scheuren und Höfe zur Aufbewahrung des Sommergetraides bis zum erften May, und des Wintergetraides bis zum erften Junius, im letzten Pachtjahre, vorbehält (S. 134.): denn das mufs nothwendig dem neu angetretenen Pächter eben fo gewifs mancherley fchädliche Hinderniffe in feiner Wirthfchaft verurfachen, als es nur gar zu leicht zwifchen ihm und feinem Vorgänger Mifshelligkeiten veranlaffen kann und wird. Den Ziegeldachern verfchafft man dadurch eine vorzügliche Dichtigkeit, dafs man auf die angenagelten Latten Rohr ganz dünn ausbreitet, diefes mit Holzfpahnen unter den Latten befeftiget, alsdann mit einer Lage Mörtel bedeckt, und hierauf die Ziegeln legt (S. 167). Sehr unglaublich ift die Erzählung (S. 187.), dafs ein ftarkes, hitziges Pferd, indem es fich die Fliegen abwehrte, und mit dem Hinterfufse zwifchen zwey unten offene, oben aber enge Dornftämme fchlug, fo lange gearbeitet habe, *bis es fich den Fufs* (vermuthlich nur das Horn am Fufse) *abrifs, und ihn in der Oeffnung fitzen liefs.* Zur Anlegung lebendiger Hecken bedienet man fich aufser dem Weifsdorn (*Crataegus oxyacantha*) auch der Hülfen, oder Stechpalmen (*Ilex aquifolium*) (S. 215.). Um junge Eichen, ohne Nachtheil ihres künftigen Wachsthums, verpflanzen zu können, wird im 4ten oder 5ten Jahre ihre Pfahlwurzel mit einem fcharfen Meffer weggefchnitten (S. 217.). Die Getraidefelder werden im öftlichen Norfolk gewöhnlich in 19 bis 20 Schläge von beynahe gleicher Gröfse, und jeder von diefen in 6 regelmäfsige Felder fo vertheilet, dafs jedes aus 3 Schlägen befteht, und noch 1 oder 2 übrig bleiben, um darauf, nach Gefallen, Hafer, Erbfen, Wicken, oder Buchweizen zu fäen, oder fie brach liegen zu laffen. Bey diefer Eintheilung ift man fehr aufmerkfam darauf, die Felder fo von Norden nach Süden anzulegen, dafs die Sonne auf jeder Seite der fchmalen Beete, worin der Weizen faft allgemein gefäet wird, gleichen Einfluss habe. Die Beftellung gefchieht in folgender Ordnung: Weizen, Gerften, Rüben, Gerften, Klee und Raygrafs (S. 254. 255.). Bey dem Pflügen und Eggen pflegt man fo zu verfahren, dafs man das Brachfeld zum erftenmale flach, und das zweytemal tief pflüget, zuweilen dem erften Pfluge noch einen zweyten in derfelben Furche folgen, und die Pferde in den Eggen traben laffet (S. 265. 267.). Zum Baue des Weizens legt man den Acker in fehr fchmale Beete, zu dem übrigen Getraide hingegen in gröfsere von ungefähr 10 Schritten breit (S. 269.). Nach diefer Methode wird gewifs ein Theil der Früchte, durch den Mangel an Abfluss des Regen- und Schneewaffers um fo mehr eingebüfset, da man die Ziehung der Waffefurchen gar nicht kennt und anwendet (S. 170.). Es ift, wegen Trockenheit und Lockerheit des Bodens, herrfchende Gewohnheit, alle

alle Getraidearten, bey bequemer Witterung, unterzupflügen. Wenn der Boden nach einen Regenschauer dampfet, so hält man dies für die rechte Zeit zum Säen (S. 277.). Den Verlust, den Hasen und Fasanen daselbst verursachen, berechnet der Vf. von 500,000 Acren (750,000 Morgen) Getraidelande auf 23,000 Pfund Sterlinge (143,750 Thaler) welches für jeden Morgen über 5 Thaler beträgt (S. 283. 284.). Eine dem Norfolkschen Landwirthe nachtheilige Einrichtung ist es gewifs, dafs die Tagelöhner bey den Erntearbeiten ihre Bezahlung nicht nach der Anzahl der durch sie abgeärnteten Morgen Acker, sondern für die ganze Aernte, sie mag lange, oder kurze Zeit dauren, 35 bis 40 Schillinge (11 bis 12 Thaler 12 Groschen) nebst übermäfsig guter Kost erhalten, und solchergestalt zuweilen, bey ungünstiger Aerntewitterung, einige Wochen fast ganz müssig unterhalten werden müssen: da sie, nach einer alten Gewohnheit, jedes anderes Geschäft verweigern, und noch aufserdem mehrmals schlecht, und liederlich, auch gewöhnlich mit viel zu übereilter Geschwindigkeit arbeiten (S. 290—292.). Die dasigen Landwirthe finden es rathsam, keine grofsen Vorräthe vom gereinigten Getraide aufzubewahren, sondern dasselbe entweder lange unausgedroschen im Strohe, oder, wenn sie dessen bedürfen, in der Spreu bis zum Verkauf *liegen* zu lassen (S. 299.). Sie sind sehr sorgfältig, *ihr* Vieh von einander abzusondern, und machen deshalb für jede Art desselben, durch Strauchzäune, besondere Abtheilungen auf ihren Viehhöfen. Wenn unsere denkenden Landwirthe dem Uebersetzer für die Bemühung danken, womit er ihnen den Gebrauch eines Buchs erleichtert hat, das die vollständigste Belehrung über die englische Landwirthschaft giebt, und wenn sie daraus manches nützliche Verfahren kennen lernen, so werden die doch auch zugleich wahrnehmen, dafs in der häufig bis zur Uebertreibung angepriesenen englischen Landwirthschaft vieles offenbar fehlerhaft, und nichts weniger, als nachahmungswürdig, und dafs die deutsche Landwirthschaft jener in vielerley Betrachte vorgerückt sey.

1) Bremen, b. Wilmanns: *Der kluge und belehrende Hausvater*, oder *Sammlung bewährter Erfahrungen, Vortheile und guter Rathschläge zum Nutzen in der Haus- und Landwirthschaft*, nebst wohlfeilen, leichten und geprüften Mitteln in Krankheiten der Menschen und Thiere. Herausgegeben von *Joh. Wilh. J. Weissenbruch.* 1797. 11½ Bogen. 8.

2) Leipzig, b. Supprian: *Die gute Hauswirthinn* oder *weibliche Beschäftigungen in allen Monaten des Jahrs zur Bildung junger Frauenzimmer, welche ihre Oekonomie aufs vortheilhafteste zu führen wünschen*, nebst diätetischen Regeln, *von der Verfasserinn der Gartenökonomie für Frauenzimmer.* 1797. Nebst Vorr. 10½ Bogen. 8.

Nr. 1. enthält ein Gemengsel von allerley guten und schlechten Belehrungen und Rathschlägen; medicinischen, diätetischen, meteorischen und wirthschaftlichen Inhalts, aus allerley Schriften zusammen gerafft, und ohne alle Prüfung, Wahl und Ordnung durch einander gemischt. An einem solchen Product ist Zeit und Papier verschwendet: aber eine noch gröfsere Versündigung ist es gegen das Publicum, demselben Hülfsmittel in allerley Bedürfnissen als zuverlässig anzupreisen, von deren Richtigkeit der Sammler durch eigene Erfahrungen unmöglich überzeugt seyn konnte, von denen er sehr selten einen Gewährsmann anführet, und in denen sich sichtbare Irrthümer befinden, und solchergestalt manchen Leser in die Gefahr unnützer Ausgaben, und wohl gar schädlicher Erfolge zu setzen.

Ueberall ist Mangel an Ordnung. So wird ein Mittel gegen Motten und Milben zwischen zwey Recepte eingeschaltet, wovon das eine gegen das Faulfressen der Schafe, das andere gegen die Ruhr ist; eine Anweisung zum Gelbfärben des wollenen Garns findet ihren Platz zwischen einem Recepte gegen die vom Kleefutter entstandene Darmgicht des Viehes und einem Mittel zur Aufbewahrung der Zitronen; ein Mittel gegen die Raupen zwischen der Anweisung zur Verfertigung des Buchöls und einer andern zum Bezeichnen der Schafe mit einer schwarzen Farbe etc. Unrichtigkeiten finden sich in Menge. Dahin gehöret z. B. das Mittel zum geschwinden Stillen der Zahnschmerzen (S. 29. 30.): denn der, nach der Verschiedenheit der rechten, oder linken Seite des Kinnbackens, wo der Schmerz seinen Sitz hat, auf die Pulsader des rechten, oder linken Arms zu legende Merrettig kann und wird alle Arten dieser Schmerzen um so weniger in 5 bis 6 Minuten gänzlich vertreiben: da sie in sehr verschiedenen Ursachen, z. B. im stockenden Blute, rheumatischen Flüssen, Zahngeschwüren, hohlen Zahnen etc. ihren Ursprung haben. Eben so das für unfehlbar angegebene Recept zur Kur des von dem Frase des Klees mit der Darmgicht, oder Windsucht behafteten Viehes, *das schon gefallen ist und verloren zu seyn scheinet* (S. 64.): denn alter Käse ist überall kein Laxiermittel, am wenigsten ein solches, das so schnell wirket, als in diesem Falle erfoderlich ist. Offenbar unrichtig ist gleichfalls und so gar albern unter den Witterungsanzeigen (S. 94.) die Behauptung, dafs das Getöse des Feuers im Ofen im Winter nahe und starke Kälte anzeige: da solches Getöse gewöhnlich aus der Beschaffenheit des Holzes entstehet; und die abergläubische Prophezeyung aus dem Brustknochen der Gänse im Herbste, dafs ihre weifse Farbe einen harten, ihre rothe Farbe hingegen einen gelinden Winter vorbedeute etc.

Die Absicht der Vf. von Nr. 2. war, denjenigen Frauenzimmern, die schon ökonomische Vorkenntnisse besitzen, und überhaupt wissen, was sie als Hausmütter zu thun haben, einen hauswirthschaftlichen Kalender, zur Erinnerung an die im jedem Monate des Jahrs gewöhnlich vorfallenden Geschäfte, zu liefern. Sie hat daher ihren Vortrag nach der Folge der Monate geordnet, und für jeden zuerst eine umständliche Belehrung über einige einzelne sich darauf be-

sonders beziehende häusliche Angelegenheiten, dann diätetische Regeln, nebst einigen Hausmitteln, hierauf überhaupt ein Verzeichniss der alsdann gemeiniglich zu besorgenden Geschäfte, und zuletzt aus dem *allgemeinen Küchenlexicon* ein Verzeichniss der für solchen Monat, nach der Verschiedenheit der Jahrszeit, passenden Speisen angegeben, wegen ihrer eigentlichen Zubereitung aber auf jenes Buch verwiesen. Alles dieses hat sie in eine fassliche, auch die Aufmerksamkeit unterhaltende Schreibart eingekleidet; freylich manche schon längst bekannte Sache blofs wieder in Erinnerung gebracht, aber auch manchen minder bekannten nützlichen Unterricht mit einleuchtender Richtigkeit ertheilt.

Wenn also auch Hausmütter von ausgebreiteter Kenntniss dieses Büchlein füglich entbehren können, und es für diejenigen mit mangelhaften Kenntnissen in den ersten Anfangsgründen der städtischen Hauswirthschaft zu ihrer Belehrung nicht hinlänglich ist; so werden doch viele andere darinn mannichfaltige für ihre häuslichen Geschäfte brauchbare Anweisungen finden.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in d. Hoferschen Buchh.: *Kurzgefafste geographische Beschreibung aller Länder in der Welt.* Achte, viel verbesserte und mit dem fünften Welttheil vermehrte Auflage. 1797. 165 und 24 S. 8.

Dafs hier auf zwey Bogen, welche besonders paginirt sind, neue Titelblätter und eine sonst bey dem Schriftchen fehlende Beschreibung Australiens, geliefert sind, hat seine Richtigkeit. Auch ist diese Beschreibung so beschaffen, dafs, wenn die übrigen eben so gut wären, man alle Ursach hätte mit dem Werkchen zu frieden zu seyn. Allein dafs dieses eine neue viel verbesserte Ausgabe sey, ist eine grofse Unwahrheit, da der erste Blick in das Buch einen überzeugt, dafs die beiden neuen Bogen um die Bogen der vorigen Ausgabe umgeschlagen sind, die 1783 erschien, und wahrscheinlich Maculatur zu werden droht. Und dazu ist sie wahrlich eher als zu dem zweyten neuen Titel geeignet, unter dem die Hoferschе Buchhandlung sie an den Mann zu bringen sucht, und der sie für einen „*geographischen Katechismus zum öffentlichen und privat Gebrauch für Schulen, Leipzig* 1797." ausgiebt. Mit einem Katechismus hat sie freylich darin einige Aehnlichkeit, dafs man oft nicht recht weifs, wie die Antworten zu den Fragen kommen; auch ist das, was geantwortet wird, längst veraltete Waare. Europa wird noch in 3 Kayserthümer, 17 Königreiche, 7 Republiken und das papstliche Gebieth, dann wieder in 18 Landschaften eingetheilt, die Gröfse aller Länder nach Meilen in der Länge und Meilen in der Breite bestimmt, und die Fragen über jedes Land mit der nach der Beschaffenheit der Einwohner beschlossen, wo wir denn unter andern belehrt werden, dafs in Portugal beyderley Geschlecht sehr hitzig ist, und dafs die *Portugiesen* gute Kaufleute und Soldaten, die *Spanier* grofsmüthig, ernsthaft, bedachtig, aberglaubig in der Religion, hochmüthig und faul, und die *Brandenburger* höflich, geschickt, tapfer und getreu sind. „Die vornehmsten Regenten in Asien sind der türkische und russische Kaiser, der grofse Mogul, der Tartarchan und der König in Persien." „Die ordentliche Residenz des grofsen Moguls ist *Agra*, die grofste und volkreichste Stadt im ganzen Orient. Im Umfang hat sie 12 Meilen, und von den Einwohnern kann der Kaiser sehr leicht eine Armee von 200.000 zusammenbringen. Das kaiserliche Schlofs ist das prächtigste Gebäude in ganz Asien." „Die Hauptstädte der grofsen Tartarey sind im russischen Antheil *Jeniseskoy*, im chinesischen *Chyng-Tang*." Solche Sachen stehn fast auf allen Seiten.

Lemgo, i. d. Meyerschen Buchh.: *Handbuch der allgemeinen physikalischen Erdbeschreibung* für Schulen und Gymnasien. Herausgegeben von *J. F. C. Plesmann.* 1797. 156 S. 8.

Da der Vf. aufrichtig genug ist uns seine Quellen zu nennen (freylich nur ganz bekannte deutsche Bücher, vorzüglich die von *Forster*, *Mitterpacher* und *Klügel*, aber nicht einmal das Hauptbuch in diesem Fach von *Torbern Bergmann*) und ausdrücklich zu erinnern, dafs sein Werk nur als ein Auszug aus diesen Schriften, die er oft wörtlich benutzt habe, anzusehn sey, so mufs Rec. dem Vf. dagegen das Lob ertheilen, dafs sein Auszug gedrängt, wohl geordnet und gut geschrieben ist, und sich mit Vergnügen lesen läfst. Er bestimmt ihn für Jünglinge, die schon etwas gebildet sind, und für Schullehrer, die daraus leicht übersehn können, was sich Gemeinnütziges über unsere Erde in physikalischer Hinsicht vortragen läfst. Allein uns dünkt, für diese Classe von Lesern hatte der Vortrag ganz anders seyn, und nicht so viel physikalische, mathematische, mineralogische und geognostische Kenntnisse voraussetzen sollen, dergleichen wohl *Forster*, der für Männer schrieb, und *Klügel*, der sich dabey auf die vorhergehenden Theile seiner Encyklopädie beziehn konnte, voraussetzen durften, nicht aber unser Vf., der es mit der Jugend zu thun haben will. Unrichtigkeiten und schiefe Vorstellungen sind uns manche, besonders beym Geognostischen vorgekommen (wir rechnen dahin vorzüglich auch unsers Vf. Eintheilung der Gebirge.) Dennoch können wir nicht umhin das Werk denen zu empfehlen, die eine kurze und unterhaltende physikalische Beschreibung des Erdbodens zu lesen wünschen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, und einer kritischen Literatur derselben*, von *Joh. Gottlieb Buhle. Zweyter Theil.* 1797. 575 S. 8.

Der Vf. hatte anfänglich für dieses Lehrbuch drey Bände bestimmt. Wenn diese Berechnung auf einen bestimmten Plan sich gründete, so mufs dieser geandert worden seyn; denn dieser zweyte Band begreift nur das Platonische und Aristotelische System, und auch das letzte noch nicht ganz, sondern nur den theoretischen Theil. Es werden also wenigstens noch drey Bände nothig seyn, um das Ganze zu fassen. Für ein Lehrbuch zu Vorlesungen würde diese Weitauftigkeit nicht zweckmäfsig seyn. Der Vf. erklärt aber in der Vorrede zu diesem Theile, dafs es dazu, wie man nach dem Titel und der ersten Anlage schliefsen konnte, nicht bestimmt gewesen sey. Dann ist die gröfsere Ausführlichkeit bey Plato und Aristoteles, wegen der grofsen Verdienste beider Männer um die Philosophie, sehr zu billigen. Ihre Lebensbeschreibung und die kritische und literarische Notiz ihrer, Schriften, Commentatoren und anderer durch ihre Philosophie veranlafsten, Schriften nimmt einen grofsen Theil des Raums ein (bey Plato 43 S. bey Aristoteles S. 276—354.), ist aber als Resultat vieler Belesenheit und Untersuchungen eine schätzbare Arbeit. Besonders ist die Literatur der Aristotelischen Philosophie mit Fleifs ausgearbeitet. Die alten Commentare sind vollständig angeführt und mit Urtheilen begleitet, die nicht andern nachgeschrieben worden, sondern sich auf eigne Ansicht gründen. Das gilt auch von den beträchtlichern neuern Schriften. Selten wird man im Falle seyn, diesen Urtheilen nicht beyzustimmen, wie S. 278. 279. wo *Voigt's* Uebersetzung der Bücher von der Seele unbedingt *schätzbar*, und die der Ethik von *Jenische sehr fehlerhaft* heifst. Bey der Darstellung der Platonischen und Aristotelischen Philosophie hat der Vf. mit Beurtheilung die neuern Schriften benutzt, und in den Anmerkungen die abweichenden Erklärungen der wichtigsten Philosopheme angeführt und unparteyisch gewürdiget. Der erste Theil ist meistentheils ein zusammengedrängter Auszug aus *Tennemann's System der Platonischen Philosophie*, weil sie in diesem Werke, wie der Vf. in der Vorrede sagt, „so gründlich und „allseitig erörtert sey, dafs man auf die Hoffnung, „durch wiederholtes Studium der Quellen neue erhebliche Aufschlüsse über den Geist derselben zu finden und geben zu können, Verzicht thun müsse." Ohne dieses Urtheil anfechten zu wollen, wozu Rec. kein Recht hat, wünschte er doch, der Vf. möchte jene Philosophie nach eigner Ansicht aus den Quellen, unabhängig von jener Darstellung, entwickelt haben. Denn jeder Forscher bringt doch seine eigne Denkungsart und Ansicht mit zum Studium eines alten Philosophen, welche ihn zwar in Gefahr setzt, manches zu übersehen, und manchen falschen Zusatz in denselben hineinzutragen, aber auch den Vortheil verschafft, versteckte Eigenheiten desselben an das Licht zu bringen. Gewifs würde daher die eigne Bearbeitung der Platonischen Philosophie nicht nur neue Aufschlüsse über dieselbe gegeben, sondern auch den Vf. von dem Verdacht der Bequemlichkeit befreyet haben. Uebrigens ist dieser Auszug, wie es zu erwarten war, mit Einsicht, nicht ohne eigne Zusätze und manche genauere Bestimmung der Lehrsätze verfertigt. Auffallend ist es aber, dafs S. 402. behauptet wird, Plato habe drey Seelensubjecte angenommen, wovon S. 140—142. 176. nach Tennemann gerade das Gegentheil gesagt wird. Hatte Hr. B. eine andere Ueberzeugung, so hätte er sie mit ihren Gründen auch an den angeführten Stellen anstatt jener angeben sollen.

In der Aristotelischen Philosophie fand der Vf. weit weniger vorgearbeitet. Das meiste ist hier die Frucht seines eignen Nachforschens. Die Darstellung derselben ist daher um so verdienstlicher, da sie im Ganzen mit kritischer Strenge und philosophischem Geiste gemacht ist, und bey so vielen Schwierigkeiten, die bey weitem noch nicht alle gehoben sind, dennoch eine fast durchgängig richtige Ansicht von des Stagiriten Philosophie giebt. Indessen gesteht der Vf. in der Vorrede mit lobenswürdiger Bescheidenheit, „was ich hier in Beziehung auf das ganze „System geleistet habe, halte ich für nichts weniger „als erschöpfend und befriedigend; es liegen zu viele „Schwierigkeiten in den Aristotelischen Schriften „selbst, und die Kritik und die Auslegung haben in „Ansehung des Textes noch nicht genug vorgearbeitet." Der Geschichtschreiber hat bey dieser Philosophie auf zweyerley seine Aufmerksamkeit zu richten, auf das System selbst, und auf den Ideengang, dessen Erzeugnifs jenes ist. Indem der Vf. jenes darzustellen sucht, hat er zugleich auch mehrere Bemerkungen über das letzte eingewebt, vorzüglich in den Anmerkungen; aber von dieser Seite ist doch noch am wenigsten Genüge geleistet. Der Grundrifs des

Syſtems iſt §. 257. gezeichnet; in der Ausführung aber hat ſich der Vf. nicht ganz an denſelben gehalten, ſondern eine zum Theil willkürliche Ordnung ſich erlaubt. Zuerſt wird Ariſtoteles Begriff von Syſtem, Philoſophie und ihren Theilen, entwickelt, dann ſeine Theorie vom Erkenntnifsvermögen vorgetragen. Nun folgt die Logik, wobey der Vf. die einzelnen Theile des Organons zum Leitfaden wählt, die allgemeine Naturwiſſenſchaft nach der Folge der Materien der Phyſicorum, und zum Theil der Bücher vom Himmel, die höchſte Philoſophie oder Metaphyſik, und endlich die Pſychologie, die der Vf. als ein nothwendiges Supplement der Phyſik und Metaphyſik betrachtet. Die letzte ſollte aber doch als ein ſpecieller Theil der Phyſik noch vor der Metaphyſik ihre Stelle erhalten haben. Es iſt zweckmäſsig, dafs der Vf. Ariſtoteles Theorie des Erkenntnifsvermögens vorangeſchickt, und die dahin gehörigen Bemerkungen zuſammengeſtellt hat; allein er gehet offenbar zu weit, wenn er dieſelbe auch als eine Kritik des Erkenntnifsvermögens betrachtet. „Hätte irgend „ein Philoſoph vor Kant Anſprüche auf das Verdienſt, „eine *eigentliche Kritik des Erkenntnifsvermögens* unternommen zu haben, ſo hätte vielleicht Ariſtoteles „die erſten und die gerechteſten.“ Hätte Ariſtoteles die Idee einer Kritik des Erkenntnifsvermögens vollſtändig gefaſst, ſo hätte er gewifs als Syſtematiker dieſelbe in einem Syſtem vorgetragen. Es läſst ſich im Gegentheil zeigen, dafs er nach ſeiner Anſicht der Dinge, und bey ſeinem Empirismus nicht einmal das Hauptproblem einer ſolchen Kritik ahnden konnte. Wer überzeugt iſt, dafs der Verſtand nur ein blofses leeres Vermögen iſt, dem alle Materialien zum Denken gegeben werden, und dafs dieſer gegebene Stoff das Formale der Dinge ausmacht, der kann nicht erſt die Frage aufwerfen, wie die objective Einheit des Bewufstſeyns entſtehe, oder welche Grenzen dem Verſtande vorgeſchrieben ſind. Der Verſtand iſt eine *tabula raſa*, bey welcher der Analytiker nichts weiter zu thun findet. Was noch etwa den Stagiriten auf die Spur einer tiefern Erforſchung des Verſtandesvermögens führen konnte, war der Begriff des νους als thätigen Vermögens der Principien; allein man findet nicht, dafs er wirklich weiter über den Begriff deſſelben hinausgegangen ſey. Indeſſen kommen zuweilen doch Bemerkungen vor, die als Ahndungen eines Bedürfniſſes noch tieferer Unterſuchung überraſchen, z. B. dafs nur die Menſchen einer Vorſtellung der Zeit empfänglich ſind; die Frage, warum man nur in Zeit und Raum denken kann, wenn auch davon abſtrahirt wird u. dgl. Hr. B. hätte ſeiner Darſtellung der Ariſtoteliſchen Philoſophie noch einen höhern Werth dadurch geben können, wenn er dieſe Bemerkungen aufgefaſst und zuſammengeſtellt hätte, welches hier aber ſelten geſchehen iſt, oder doch nicht an dem Orte, wo man es erwartete. Jene Bemerkung über die Zeit findet man z. B. S. 505. 506. in der Phyſik. Dagegen fehlt ſie S. 385. §. 261. der von der Natur des Empfindungsvermogens handelt, wo es heifst: „den nothwendigen Zuſammenhang der Zeit mit dem innern Sinne ſah er nicht ein, er hielt auch die Zeit für etwas Objectives.“ Aus dem erſten Kapitel *de memoria* erhellet, dafs ihm jene Verbindung nicht ganz entgangen war. — Jene falſche Anſicht, als hätte Ariſtoteles ſchon an eine Kritik des Erkenntnifsvermögens gedacht, iſt übrigens nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben, indem der Vf. an mehreren Stellen eine Harmonie zwiſchen Ariſtoteles und Kant erkünſteln will, die ſich nicht behaupten läſst, und dadurch des Stagiriten Philoſophie zuweilen in Disharmonie mit ſich ſelbſt und ſeiner Darſtellung ſetzt. So wird z. B. S. 406. 407. behauptet, Ariſtoteles habe glücklich den tranſcendentalen Standpunkt getroffen, nur ſey er demſelben nicht treu genug geblieben; er habe die Erkenntnifs des Dinges an ſich geleugnet, (verglichen S. 384.) da doch S. 531. 533. die Unterſuchung des Dinges an ſich mit als ein Gegenſtand der *erſten Philoſophie* angegeben wird. S. 414. heifst es von den Kategorien: „die allgemeinen „Begriffe *deducirte* Ariſtoteles gewifs *aus der Natur* „*der Denkthatigkeit*, ungeachtet er die Deduction *nicht* „*förmlich vornahm*.“ Iſt in dieſen Worten nicht ein Widerſpruch? Widerſpricht ſich Hr. B. nicht abermals, wenn er S. 415. ſagt: „er entwickelte die Kategorien nicht aus dem *Begriff des reinen Denkens* „(Urtheilens) und der Formen deſſelben ſelbſt, *ſondern* aus dem *Begriffe des Dinges* unter den Formen „der Sinnlichkeit, oder aus *dem Begriffe der Erſcheinung überhaupt*.“ — Dieſes iſt aber auch das Einzige, was Rec. an dieſem Theile zu tadeln wüſste. Denn, einige Auslaſſungen und den Gebrauch einiger Schriften, die der Vf. für unächt oder zweifelhaft hält, — Fehler die bey einem ſolchen Unternehmen und bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit des Ariſtoteliſchen Textes verzeihlich ſind — abgerechnet, kann dem Vf. das Lob nicht ſtreitig gemacht werden, dafs ſeine Darſtellung der Ariſtoteliſchen Philoſophie alles übertrifft, was bisher darinn iſt geleiſtet worden. Es iſt nur Schade, dafs, um dieſen Band nicht zu ſtark zu machen, die praktiſche Philoſophie nicht zugleich mit abgehandelt werden konnte.

GESCHICHTE.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Hiſtoriſch genealogiſcher Kalender* auf das Jahr 1798. — *Deutſchland ein hiſtoriſches Gemälde.* 288 und 96 S. 12.

Der in der Recenſion des Jahrgangs 1797 nach Verdienſt dargeſtellte Werth dieſes Kalenders erhält ſich vollkommen in dieſer Forſetzung; nur dafs ſo wie in jenem der genealogiſche Abſchnitt hervorſtach, ſich in dieſem der *geſchichtliche* Theil nebſt den ſich darauf beziehenden zwölf Kupfern auszeichnet. Letztere ſind ſo intereſſanten Inhalts, ſo richtig gezeichnet, mit ſo reinem Geſchmacke ausgeführt und ſo ſauber und genau geſtochen, dafs der Name des Zeichners und Kupferſtechers, Hn. *Penzel*, neben der Auswahl des Vf. auf-

aufgeführt zu werden verdient. Vorzüglich paſſend iſt für den Augenblick die gaſtfreundſchaftliche Aufnahme der franzöſiſchen Religionsflüchtlinge vor 110 Jahren in Deutſchland, im *ſechsten* Kupfer dargeſtellt, und im ſiebenten die *Melacſche* Verheerung der Rheinufer. Im Kupfer der Inhaltsanzeige und in der 10ten, 11ten und 12ten Numer ſind viele jetztlebende und neuerlich verſtorbene Männer äuſserſt kennbar. Nur iſt *Buonaparte's* Bild und Stellung, zu ſeinem Nachtheile, dem Original nicht ganz getreu. In dem *Verzeichniſſe der vornehmſten Regenten* (S. 1—98.) war die Ueberſicht der hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen und politiſchen Verhältniſſe, vorzüglich des deutſchen Reichs, zum Hauptziel ausgeſteckt. Daher findet man darin bloſs die Häupter der regierenden Dynaſtien, und zwar nicht nach der Buchſtabenfolge, ſondern nach der politiſchen Verbindung gereihet. Ungeachtet der äuſserſten Kürze ſind die wichtigſten ſtatiſtiſchen Data zuſammengeſtellt und gleichen Schritts mit den Zeitbegebenheiten (S. 84 ff.) die *cisalpiniſche, ligüriſche* und *batavifche Republik* benannt; denn *Venedig* und *Modena* wurden erſt ſeitdem aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten vertilgt. Hin und wieder vermiſst man jedoch theils die ſo wichtige Genauigkeit in den Familiennamen, wie z. B. S. 17. bey Speyer *Wildandorff* ſtatt *Walderdorff* und bey Kempten *Richlin* ſtatt *Reichlin*, theils die Nachtragung der neueſten Veränderungen. Die hier als *Aebtiſſin von Lindau* S. 25. aufgeführte Gräfin Bretzenheim iſt längſt verheirathet und eine Freyin Ulm ihre Nachfolgerinn, das *Johanniter Meiſterthum* nicht mehr erledigt, aber wohl die gefürſtete Abtey Stablo und Malmedy, deren letzter Beſitzer im Julius 1796 zu Hanau ſtarb, und in *terra ſancta* zu Steinheim beſtattet wurde.

Den gröſsern Theil des Taſchenbuchs nimmt ein die *kurzgefaſste Geſchichte der Deutſchen ſeit der Abdankung des Kaiſers Karls des Fünften bis zum Kaiſer Franz dem Zweyten oder ſeit der durch Luthern veranlaſsten Kirchenverbeſſerung und der in Deutſchland gegründeten Religionsfreyheit — bis auf unſere Tage, wo die kritiſche Philoſophie ihre Wirkungen zu äuſsern anfangt und die Folgen jener Revolution immer mehr entwickelt und verbreitet werden, von* 1556 *bis* 1797. Es iſt ein meiſterhafter Verſuch, einen ſo langen thatenreichen Zeitraum in 288 Duodezſeiten mit ſo vieler Verſtandlichkeit zuſammen zu drängen. Reichhaltigkeit oder Umfaſſung aller auf das Schickſal und die Cultur der Nation Einfluſs habenden Umſtände, und ſtrenge Unparteylichkeit, ſelbſt in Erzählung des neueſten Zeitraums, ſind die beiden Hauptvorzüge dieſes hiſtoriſchen Verſuchs. Der ſo ſchwer zu treffende Mittelweg zwiſchen Fürſtenliebe und Volksliebe, vorzüglich ſchwer bey ſo freymüthigen Digreſſionen über die Staatsmängel, z. B. die Juſtizpflege, den Privatcharakter der Fürſten, als man hier findet und den bey Joſeph's II ſogenannten *Souveränitatsrechten* (ſ. S. 240.) viele Geſchichtsſchreiber gefliſſentlich umgangen haben, iſt von dem Vf. glücklich getroffen. Eben ſo die Miſchung der Thatſachen mit philoſophiſchen Beobachtungen, und des Hauptfadens mit würzenden Anekdoten, wie z. B. S. 66. mit der *Jülichſchen Ohrfeige* und S. 133. mit den *Malbouroughſchen Handſchuhen*, deren politiſche Wirkung nach vier und achtzig Jahren zu *Campo Formido* unter ſehr vergleichbaren Verhältniſſen gerächt wird. In der Einleitung ſind die Wirkungen der Reformation und im Texte der Einfluſs des dreyſsigjährigen Krieges auf deutſche Verfaſſung, ſo wie die neueſte Religionsgeſchichte, vorzüglich gut geſchildert. Zu letzterer iſt alles, Hontheims Buch, die päbſtliche Reiſe nach Wien, der Jeſuitismus, der Emſer Congreſs, *Baſedow's* und *Campe's* Erziehungstheorie und *Kants Philoſophie* auf eine geſchickte Weiſe herbeygeführt. Kant hat, wie ſchon der Titel vermuthen läſst, am Vf. einen warmen Lobredner. In der Würdigung der ſogenannten Aufklärung und der Schreckbilder der Propaganda (S. 277.) liegt auch viel Billigkeit; vorzüglich aber wird mit der Anſicht des Krieges gegen Frankreich (S. 275.) das unbefangene Publicum übereinſtimmen. Die Quinteſſenz davon liegt theils in einer Apoſtrophe an die Franzoſen, theils in der für die Deutſchen beygefügten Schlufsbemerkung. So heiſst es S. 275.: „Franken, blahet euch nicht, dafs ihr ſo den Frieden „ertrotztet! hätte das ganze deutſche Volk an dieſer „Fehde Theil nehmen können, hätte es auch für die „Vertheidigung ſeiner Ehre und Freyheit die Waffen „ergriffen, ihr würdet den Geiſt Herrmanns, der Germanien von dem Joche fremder Deſpoten befreyete, „in den tapfern Schaaren ſeiner Söhne empfunden „haben," und S. 287. am Schluſſe: „die *Deutſchen* müſſen ſich beſtreben, *die jetzt überall hörbar gewordenen Wünſche nach Verbeſſerung des Zuſtandes der niedern Volksclaſſen zu befriedigen, die in die praktiſche Politik eingeriſſene Unſittlichkeit zu vertilgen, den immer anſtöſsiger werdenden Streit einiger bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen mit dem Geiſte der Zeit, den herrſchenden Meynungen und Wünſchen der Völker nach den errungenen beſſern Einſichten, zu verſöhnen — und ſo die Bahn zur Erlangung der höchſten Glückſeligkeit, welche nur allein unter der Herrſchaft der Vernunft in richtigen Denken und Rechtthun beſteht — vorzubereiten.*

Dieſer kleine Auszug kann zugleich zur Probe von der Schreibart des Vf. dienen, welche gröſstentheils dem Gegenſtande nicht nur angemeſſen iſt, ſondern die beſten Anlagen verräth; jedoch weht nicht ganz *Schillers* Geiſt darin, und eine gleichmäſsigere und edlere Manier in einigen Schattirungen, wird vielen um ſo wünſchenswerther ſcheinen, als die Fortſetzung dieſes Taſchenbuchs dem leſenden Publicum gewiſs willkommen ſeyn wird. Das warme Gefühl, mit dem z. B. die fehlerhafte Erziehungspraxis des verfloſſenen Jahrzehends geſchildert wird, führte S. 230. ein Beyſpiel aus des Vf. eigenen Beobachtungskreiſe herbey, wobey die Nettigkeit und Rundung der Diction einigermaſsen aufgeopfert wurde. Das Ganze hat aber ein einförmiges angemeſſenes Gewand.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Ueber die zweckmäfsige vortheilhafte Benutzung der Domainen oder anderer Landgüter, mit Rückficht auf deren Vertheilung.* Etwas aus meiner Cameral-Praxis, von *Georg Ferdinand Fuhrer*, Fürftl. Lippifchen Kammerrath. 1797. 5 Bog. 8. — Nur für folche Leſer kann diefe kleine Schrift belehrend ſeyn, welche von den Grundſätzen des Verfahrens in Kammergeſchäften keine hinlängliche, und von ihrer zweckmäſsigen Anwendung gar keine Kenntnifs haben. Aber auch dieſen iſt der Weg, den ſie einſchlagen müſſen, hier nicht immer kenntlich und richtig genug vorgezeichnet worden. Was der Vf. von der Benutzung der Domänengüter lehret, betrifft ihre Vertheilung unter die Unterthanen, die Berechnung und Beſtimmung ihres jährlichen Pachtertrags, und die Anſetzung der Coloniſten auf Kammergrundſtücken.

Die Nützlichkeit jener Vertheilung hat man ſchon längſt nicht mehr bezweifelt, ſo lange ſie *blofs* aus *dem* Geſichtspunkte betrachtet wird, dafs dadurch der Vorrath an Ernährungsmitteln, hiedurch die Anzahl der Unterthanen nebſt ihrem häuslichen Wohlſtande, und zugleich das Staatsvermögen vergröſsert werden könne. Es bedurfte alſo dieſerhalb keines weitern Beweiſes. Aber vieles anerkannte Gute iſt oft gar nicht, oft nur zum Theile ausführbar. Wenn daher in einem Staate, dem an der möglichſt gröſsten Zuverläſſigkeit ſeiner Einnahme- und Ausgabeetats, an dem ſicherſten Erfolge ſeiner Einkünfte, an ihrer einfachſten Beſtimmung, an ihrer leichteſten Erhebung und Verwaltung gelegen iſt, einer ſolchen Vertheilung entgegenſteht, dafs dadurch jene Zuverläſſigkeit würde verrückt, die Sicherheit des Einkommens vermindert, und die Beſtimmung, Erhebung und Verwaltung vervielfaltigt und erſchwert werden, auch bey der Menge und Gröſse ſeiner Domänen noch die Unmöglichkeit hinzukommt, ihre vereinzelten Grundſtücke überall mit tüchtigen und ſichern Hauswirthen zu beſetzen: ſo kann ſie in einem ſolchen durchaus nicht allgemein — allenfalls nur in gewiſſen Gegenden mit einzelnen kleinen Landgütern — ausgeführt werden. Das haben auch Verſuche und Erfahrungen völlig beſtätigt. In ſofern iſt alſo der Rec. mit dem Vf. darüber völlig einverſtanden, dafs nur die Vertheilung kleiner, nach den Localumſtänden dazu bequemer Domänen, bey gröſsern aber blofs die Abſonderung der Frohndienſte, der Zehnten und der Malterzinſen von denſelben, und deren Verpachtung an die Unterthanen rathſam, und dann in beiden Fällen das Pachtgeld entweder in Naturlieferungen an Getreide für die Landesmagazine, oder auf baare, nach dem Steigen und Fallen der Getreidepreiſe zu beſtimmenden Zahlungen feſtzuſetzen ſey. In den zur Erläuterung angeführten Beyſpielen von der geſchehenen Vertheilung und Verkleinerung dreyer herrſchaftlicher Meyereyen (S. 29—41.) giebt es von der Richtigkeit der über ihre vorherige Verpachtung verfertigten Anſchlage keinen vortheilhaften Begriff, dafs bey der einen die Summe des jährlichen Pachtgeldes, gegen die Summe des Anſchlages zu 1300 Rthlr., um 400 Rthlr., und bey dem andern jene Summe, gegen die Summe des Anſchlags zu 1100 Rthlr., um 240 Rthlr. geringer war. Solche ſtarke Abweichungen müſſen billig gar nicht ſtatt finden können. Daher wird bey den königl. preuſsiſchen Kammern ein unter den Betrag des Anſchlags erniedrigtes Gebot ſofort gänzlich verworfen, auch auf ein höheres nur alsdann Bedacht genommen, wenn der Pachtcompetent überzeugend nachweiſen kann, in welchen Artikeln des Anſchlages und durch welches wirthſchaftliche Verfahren der angegebene gröſsere Ertrag zu erlangen ſey.

Der folgende Vortrag handelt, in Betreff der in ihrer Integritat beyzubehaltenden Verpachtungen groſser Domänen, von der hiezu zuförderſt nothwendigen Vorbereitung. Dahin gehören die Vermeſſung ihrer Grundſtücke und die möglich richtige Beſtimmung ihres jährlichen Pachtertrags. Nur mit dem letztern hat ſich der Vf. inſonderheit beſchäftigt, Hülfsmittel und Grundſätze zur Verfertigung ſolcher Anſchläge angegeben, und hierauf ein Muſter davon hinzugefügt. Die Belehrungen über die erſten beiden Gegenſtände ſind aber weder vollſtändig noch überall richtig. So mangelt z. B. unter den Mitteln zur Erforſchung des Ertrags der Aecker die Beurtheilung ihrer Beſchaffenheit aus den Arten der darauf häufig wachſenden wilden Pflanzen, die Durchſicht der Zehntregiſter und die Abhörung der Zehntmahler, Verwalter, Hofmeiſter und Ackervögte, die Vergleichung des Ertrags mit benachbarten Getreidelande von gleicher Lage und Güte etc. Ferner ſind in den zu beobachtenden Grundſätzen groſse Lücken ſowohl bey den Pachtſtücken überhaupt, als auch bey einzelnen Theilen davon. Im Betracht des erſtern finden wir auſser den abgeſetzten Beſtellungspoſten, keine Belehrung über die von dem ganzen Ertrage abzurechnenden übrigen wirthſchaftlichen Erfodernifſe und Ausgaben: Geſindelohn, Unterhaltung des Zugviehes, Unterhaltung der Ackerwerkzeuge, Arntekoſten, Lohn der Dreſcher und anderer Tagelöhner, Zinſen von dem auf die Annahme der Pacht zu verwendenden Capitale etc., ingleichen nichts von dem den Betrag der Einkünfte ſehr verändernden Unterſchiede zwiſchen zehntfreyen und zehntpflichtigen, nahe und beyſammen, oder weit und zerſtreut belegenen Lande, zwiſchen dem Betriebe des Haushalts mit eigenen Spannwerke und Dienſtleuten, oder ganz, oder zum Theile mit Spann- und Handdienſten, zwiſchen einem mit der Lage des Guts verbundenen, nahen, leichten und häufigen, oder entfernten, beſchwerlichen und ſparſamen Abſatze ſeiner Producte etc. So auch bey einzelnen Stücken: z. B. nichts vom Anſchlage der Privatweiden in Hinſicht auf Rinder, Schafe und Schweine; überall nichts von der Nutzung des Federviehes; nichts von der ſehr verſchiedenen Nutzbarkeit der Fiſchteiche nach ihrer Lage, entweder zwiſchen abſchüſsigen Getreidefeldern und an offenen Viehweiden oder zwiſchen Holzungen und öden Gebirgen: oberflächliche und ſehr mangelhafte Bemerkungen über die Verpachtung der Mühlen, Bierbrauereyen und Branntweinbrennereyen etc. Hiezu kömmt nun noch manche Unrichtigkeit, z. B. die gänzliche Wegwerfung des Weizens aus der Reihe der zu beſtellenden Getreidearten, mit der ungegründeten Behauptung, dafs deſſen Anbau weniger Gewinn, als der Rocken, gebe, auch jener das Land mehr als dieſer entkräfte: da doch die in Niederſachſen ſeit 50 Jahren ſo ſehr vermehrte Beſtellung des Weizens — offenbar wegen ſeines an Scheffelzahl gleichen Ertrags mit Rocken, aber ungleich höhern Preiſes und häufigen Verſendung ins Ausland — und der gute Wuchs der Gerſte nach dem Weizen, ohne nochmalige Düngung, gerade das Gegentheil beweiſen. Die Methode der Pachtanſchläge nach dem Körnerertrage beruht noch immer viel zu ſehr auf willkührlichen Sätzen, als dafs ſie mit dem Vf. für die beſte und fehlerfreyeſte geachtet werden könnte. Auch hat der Vf. bey ſeinem Tadel der gutsherrlichen Inventarien und der von ihm angerathenen gänzlichen Wegſchaffung derſelben nicht bedacht, dafs jeder vernünftige Pachter bey ſeinem Gebote nicht nur den zu erwartenden Ertrag, ſondern auch den zur Annahme der Pacht erfoderlichen gröſsern oder geringern Koſtenaufwand in Erwägung ziehet, und hiernach jenes erniedriget oder erhöhet, folglich die landesherrliche Kammer den Gewinn an Zinſen des von dem Pachter für das ganze Inventarium bezahlten Capitals durch die Verminderung des Pachtgeldes wieder verlieren würde; dafs durch ſolche Bezahlung der Inventarien mancher tüchtige, aber nicht reiche, Landwirth allerdings (ungeachtet des Vf. Widerſpruchs, wie Erfahrungen lehren, und in der Natur der Natur der Sache ſelbſt liegt) von der Erpachtung ſolcher Güter abgeſchreckt wird; und dafs gedachte Einrichtung für die landesherrliche Kammer beſchwerliche und nachtheilige Folgen hat, wenn ſie durch den Mangel annehmlicher Pachter, oder durch nöthige und wichtige, vor einer anderweiten Verpachtung des Guts, vorzunehmende Veränderungen in den Beſtandtheilen deſſelben, z. B. Gemeinheitstheilungen, Vertauſchungen, Urbarmachungen etc. in die Nothwendigkeit geſetzt wird, daſſelbe zu übernehmen, eine Adminiſtration anzuordnen, und dann das ganze Inventarium mit allen deſſen Meliorationen zu bezahlen.

Richtig ſind zwar die von dem Vf. zuletzt angehängten Urtheile über die Wahl der Coloniſten bey der Anlage neuer Dörfer und einige deshalb erfoderlichen Veranſtaltungen; aber für eine hinlängliche Belehrung über dieſen Gegenſtand ſind auch dieſe viel zu mangelhaft.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Januar 1798.

MATHEMATIK.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Principiorum Calculi Differentialis et Integralis Expoſitio Elementaris*, ad normam diſſertationis ab Acad. Sc. Reg. Pruſſica A. 1786 praemii honore decoratae elaborata, Auctore *Simone L'Huilier*, Acad. Sc. Pruſſicae et Londin. Socio. 1795. 28 u. 339 S. gr. 8. 9 Kupfertafeln.

Keine bloſse Ueberſetzung, ſondern eine ſorgfältig ausgefeilte Umſchmelzung der geſchätzten franzöſiſchen Preisſchrift des Vf. (*„tempore nimis brevi et loco minus commodo conſcriptae“*), welche in ihrem vorigen Gewande nur 216 S. und 2 Kupfertafeln füllte: und eine Frucht der Muſse und der literariſchen Hülfe, welche Hr. *L'Huilier* (damals durch die revolutionären Unruhen aus ſeiner Vaterſtadt Genf vertrieben) bey ſeinem Freunde Hn. Prof. Pfleiderer in Tübingen fand. Der Zweck der Preisſchrift war, zu zeigen, daſs *die Idee des Unendlichen* in der Mathematik entbehrt werden könne (*Matheſin infinito carere poſſe*) und daſs man mit der *Methode der Grenzen* oder der ſogenannten *Exhauſtionsmethode der Alten*, wenn ſie gehörig erweitert wird, durchgehends ausreiche. Daſſelbe bleibt Zweck bey dieſer neuen Ausarbeitung. Man muſs ſich daher durch den Titel und durch die mitunter vorkommenden Phraſen *in uſum tironum*, *ad captum tironum* nicht verführen laſſen, hier ein Leſebuch der Differential- und Integralrechnung zu erwarten, woraus ſich Anfänger mit dieſer Wiſſenſchaft auf eine neue und leichte Art bekannt machen könnten. Dazu hat dieſes Werk weder die nöthige Vollſtändigkeit, noch die Ausführlichkeit und den Reichthum an Anwendungen und Beyſpielen, welche dem Anfänger die *Euleriſchen* Schriften ſo klar und lehrreich machen. Es iſt vielmehr eine ſcharfſinnige und glücklich durchgeführte Zurückleitung und Begründung der ſogenannten Rechnung des Unendlichen in allen ihren Zweigen auf die Theorie der Grenzverhältniſſe und ihrer Exponenten, und zwar ſo, daſs die Idee des Unendlichen dabey ganz umgangen wird. Ein Ganzes, ein Syſtem macht es nur in ſo fern aus, als es alle die Materien aus der Infinitéſimalrechnung zuſammenſtellt, bey denen ſolche Begründung und Befreyung von der Idee des Unendlichen nöthig war, untermiſcht mit den dazu nöthigen analytiſchen Formeln. Die Anwendung des Erwieſenen wird theils abgewieſen (*„mihi ſufficiat eas (formulas) ad vera ſua principia revocaſſe et deductionem ipſarum ab indeterminata et obſcura infiniti notione liberaſſe“*) theils nur angedeutet und mit Vorausſetzung tiefer analytiſcher Kenntniſſe hingeworfen. (Wir würden daher einem Anfänger rathen, ſich dieſes Werks als eines Commentars zu *Eulers* Differentialrechnung zu bedienen, ſich beſonders bey *Eulers* Darſtellung des Weſens der Differentiale und des Unendlichkleinen nicht zu verweilen, ſondern die wahre Anſicht der Sache aus Hn. *L'H.* Schrift zu ſchöpfen, und das Studium beider fortſchreitend ſtets zu verbinden.)

Die erſten 28 S. ſind als eine *analytiſche Vorbereitung* in dieſer Umarbeitung neu hinzugekommen, und enthalten in 4 Kapiteln recht artige zum Theil neue Herleitungen analytiſcher Hauptformeln, die in dem Werke gebraucht werden: 1) einen Beweis des *Binomialſatzes* für alle Gattungen von Exponenten auf *Segners* Weg, doch ohne Hülfe der abkürzenden Bezeichnung und des ſchönen Satzes über die Relation der Binomialcoefficienten, wodurch ſpätere Schriftſteller den Beweis noch mehr vereinfacht haben. 2) Die bekannten Formeln über die *Differenzen überhaupt*, angewandt auf die Differenzen der Potenzen natürlicher Zahlen, der geometriſchen Reihen und der Sinus und Coſinus; Formeln, von denen unſer Vf. häufigen Gebrauch macht. 3) Die *Summation* der Potenzen natürlicher Zahlen, und 4) die bekannten Formeln für die *Sinus* und *Coſinus vielfacher Winkel* und für die *dreytheiligen Factoren* der Summen und Differenzen von Potenzen nach *Cotes* Lehrſatz, letztere ohne Beweis. In dieſen Formeln für die dreytheiligen Factoren finden ſich jedoch einige ſonderbare Irrthümer, die wir nicht unter den Druckfehlern aufgeführt ſehn, und auf die Rec. hier um ſo lieber aufmerkſam macht, je leichter ſie jemand, der die bequem gedruckten Formeln von hier entlehnen wollte, zu Irrthümern verleiten könnten. In jedem der dreytheiligen Factoren von $(a^{n+1}+b^{n+1})$ unter 2^n iſt nämlich der zweyte Theil, worin ein Coſinus als Factor vorkömmt, fälſchlich *negativ* geſetzt, da er doch *poſitiv* iſt. (Soll er negativ werden, ſo müſſen im Ausdruck des Coſinus im Zähler *nicht* wie hier die geraden Zahlen von 0 bis $2n$, *ſondern* die ungeraden Zahlen von 1 bis $2n+1$ geſetzt werden.) Deshalb muſs man auch S. XXVII. unter 2^0

ſtatt $\sqrt{2} = 2^n \cdot \text{ſin.} \frac{2}{2n+1} p \cdot \text{ſin.} \frac{4}{2n+1} p \ldots$

ſetzen $1 = 2^n \cdot \text{ſin.} \frac{1}{2n+1} p \cdot \text{ſin.} \frac{3}{2n+1} p \ldots$

oder $1 = 2^n \cdot \text{cof.} \frac{2}{2n+1} p \cdot \text{cof.} \frac{4}{2n+1} p \ldots$

Ueberdem ſteht S. XXVIII. unter 2^0 ſtatt $a^{2n+1} \cdot b^{2n+1}$ fälſchlich $a^{n+1} \cdot b^{n+1}$. Fügen wir hierzu noch ein paar

Digitized by Google

paar Druckfehler, welche S. 23. ſtehn geblieben ſind, (wo in Coroll. 2. die letzte Proportion wohl lim X : V = lim X' : V' heifsen ſollte, und wo in Coroll. 3. in den beiden letzten Proportionen CD mit BD verwechſelt worden iſt), ſo ſind das alle vom Vf. nicht angezeigten Druck- und Schreibefehler, welche Rec. aufgeſtofsen ſind, ſo dafs der ſchöne Druck in dieſer lateiniſchen Ausgabe ſich eben ſo ſehr durch Correctheit, wie der in der franzöſiſchen Ausgabe durch eine Menge von Druckfehlern auszeichnet.

Das *erſte Kapitel* von den *Grenzen der Gröſsen und der Verhältniſſe*, oder von der *Exhauſtionsmethode*, welches in der franzöſiſchen Preisſchrift gröſstentheils aus *Robert Simſons. Opera Poſthuma* entlehnt war, erſcheint hier zu einem vollſtändigen, ſtreng erwieſenen Lehrgebäude über die Methode der Grenzen in ihrem ganzen Umfange erweitert, und ſollte nach Hn. *L'H.* als Fundament des ganzen Syſtems höherer Rechnungen, den Lehrbegriffen der Mathematik in dieſer Form einverleibt werden. Hr. *L'H.* betritt hier ganz den Weg, den die Alten in arithmetiſchen Materien nehmen, und dazu müſſen ihm die aus *Simſon* übertragnen *Definitionen*, womit das Ganze anfängt, den Weg bahnen. Dieſe unterſcheiden ſorgfältig von einander die Fälle, wo die Grenze *ſtets gröſser*, oder *ſtets kleiner*, oder *abwechſelnd gröſser und kleiner* als die ſich ihr nähernde veränderliche Gröſse, oder das veränderliche Verhältnifs iſt, und vermeiden zugleich den Ausdruck *Näherung* (den letztern Fall hatte Hr. *L'H.* in der franzöſiſchen Preisſchrift überſehn, und für ihn baut er erſt hier das nöthige auf). So lautet z. B. die erſte Definition: „wenn eine veränderliche Gröſse *ſtets kleiner* als eine gegebne gleichartige Gröſse iſt, ſich aber ſo vermehren läſst, dafs ſie gröſser als jede gegebne Grofse wird, die kleiner als die erſte gegebne iſt, ſo iſt die erſte Grofse *die Grenze der wachſenden veränderlichen Gröſse;*“ und die dritte Definition: „wenn ein veränderliches Verhältnifs *ſtets kleiner* als ein gegebnes Verhältnifs iſt, ſich aber ſo vermehren läſst, dafs es gröſser als jedes gegebne Verhältnifs werde, das kleiner als das erſte gegebne iſt, ſo iſt das erſte Verhältnifs *die Grenze des wachſenden veränderlichen Verhältniſſes.*“ Dadurch zerſpaltet Hr. *L'H.* jeden Satz über die Grenzen in drey Fälle, für Grenzen des Wachsthums, der Abnahme und der ſchwankenden Veränderungen, und beweiſt für jeden dieſer drey Fälle beſonders, dafs, wofern man ſeinen Satz nicht zugeben wollte, ſich eine Gröſse müſste angeben laſſen, die im erſten Falle kleiner als die Grenze, dabey aber doch ſtets grofser als die veränderliche Gröſse wäre, *gegen die Definition*, und ſo mit den nöthigen Veränderungen für die übrigen Fälle. — Dabey ſchlieſst ſich ſeine *Beweisart* durchgehends aufs genaueſte an die Art an, wie die Alten in der Arithmetik verfuhren, und iſt eine Art arithmetiſcher Conſtruction, dem geometriſchen Verfahren ſehr ähnlich, dem auch häufig durch Verſinnlichung mittelſt der Linien nachgeholfen wird, und wobey, wie in der Geometrie, alle einzelnen Fälle einzeln durchgegangen werden. Dieſe Beweisart hat zwar eine eigenthümliche Eleganz, die anfangs überraſcht und ergötzt, führt dabey aber (ſelbſt abgeſehn von der Verdreyfachung jedes Satzes und Beweiſes) auf eine Weitſchweifigkeit, bey der man bald gänzlich ermüdet. Auch kann Rec. nicht glauben, dafs dieſes in arithmetiſchen Materien die rechte Methode iſt. Hier, wo wir es überall mit Zahl und Zahlbegriffen zu thun haben, von dem Eigenthümlichen dieſer Begriffe abzuſehn, und beſonders in dieſen Materien, wo alles auf Verhältniſſe, und folglich auf das, was das Weſen des Verhältniſſes ausmacht, auf den *Exponenten* ankömmt, dieſen Begriff, dieſe Hinſicht gänzlich aus dem Spiel zu laſſen, und ſich mit einer Art geometriſcher Darſtellung zu befriedigen; das iſt unmöglich der wahre Weg, ob ihn gleich die Alten betreten haben. Man verſuche nur Hn. *L'H.* Weg zu verlaſſen. Statt ſeiner ſechsfachen Definition von Grenzen halte man ſich lediglich an das allgemeine Merkmal von *Grenze*, dafs ſich ihr die veränderliche Gröſse oder das veränderliche Verhältnifs *ins Unendliche*, d. h. ohne Ende, ſo *nähert*, dafs ihr Unterſchied kleiner als jede angebliche Gröſse werden kann, und beurtheile dabey das *Gröſserſeyn der Verhältniſſe* nicht wie die Alten und hier Hr. *L'H.*, indem man Hinterglied mit Hinterglied und Vorderglied mit Vorderglied vergleicht, ſondern wie die Neuern, indem man ſich lediglich an die *Exponenten* der Verhältniſſe hält (und zu dieſen kömmt Hr. *L'H.* ſelbſt in den folgenden Theilen des Werks zurück, wo er die Vorſtellung von Differentialen auf die von Grenz-Exponenten als die einzig ſinnvolle zurückführt). Dadurch fliefsen ſogleich ſeine dreyfachen Beweiſe für die drey Fälle jedes Satzes in einen einzigen zuſammen, indem es bey dieſen Sätzen in der That nur auf Näherung ins Unendliche ankömmt, gleichviel ob ſie wachſend, abnehmend oder ſchwankend geſchieht, und überdem werden durch die Hinſicht auf den Exponenten ſeitenlange Beweiſe für einzelne Fälle nicht ſelten bis auf wenige Zeilen abgekürzt werden. Rec. möchte ſich ohne Bedenken anheiſchig machen auf dieſe Art, beſonders wenn man ſich dabey ſchicklicher Zeichen für Näherungen bedient, das was Hr. *L'H.* in dieſem Kapitel beweiſt, auf den ſechſten Theil des Raums zuſammen zu drängen, und zwar noch dazu lichtvoller für den Anfänger, der ſich hier durch Vorſtellung und Abwägung der *gröſsern* und *kleinern Verhältniſſe*, die durch einander durchlaufen (und auf die man weiter nicht zu ſehn hat, wenn man ſich an den Exponenten hält), nur zu leicht verwirren läſst. — Auch müſſen wir geſtehn, dafs wir es nicht ganz billigen können, wenn Hr. *L'H.* ſeinen Hafs gegen das Unendliche ſo weit ausdehnt, dafs er ſelbſt den Ausdruck *Näherung ins Unendliche* verbannen zu wollen ſcheint. Er braucht ihn nie; allein was hilft es den Ausdruck zu umgehn, wenn man doch die Idee ſelbſt nicht entbehren kann? Die Definition der Grenze ſelbſt ſagt dieſe Idee aus, welche den Begriff der Grenze überhaupt erſt conſtituirt, und allein der Methode der Grenzen Halt und Feſtigkeit giebt. Dieſe Idee einer Näherung ins Unendliche

endliche hat an sich auch nichts Dunkles, besonders wenn man sich darüber wie oben erklärt. Eben so wenig schwierig ist es zu beurtheilen, wenn eine solche Näherung statt findet, und was in jedem Fall Grenze ist, wobey man sich wiederum nur an das obige Merkmal zu halten braucht. Und zu mehrerem bedürfen wir dieser Idee in der Mathematik nicht.

Wir verbinden hiermit sogleich einige analoge Bemerkungen zum *neunten Kapitel* unsers Vf. *de infinito, quod vocant, mathematico*, dem Hauptkapitel des Werks, nächst dem ersten, welches hier gleichfalls ganz neu ausgearbeitet ist. Hr. *L'H.* fängt, mit Beyseitesetzung aller Polemik, die in der vorigen Ausgabe die Hauptsache dieses Kapitels ausmachte, damit an, mittelst einfacher geometrischer und arithmetrischer Aufgaben den wahren Sinn der Zeichen $\frac{1}{0}$, $\frac{1}{0^m}$ zu bestimmen, und darzuthun, dass sie einen unmöglichen Fall in der Aufgabe bezeichnen, und dass, wenn die Analysten, *nimio universalitatis studio seducti*, diese *impossibilitatis signa* so übersetzen, als werde die Bedingung der Aufgabe in diesem Fall durch einen *unendlichen Werth* einer Gröfse erfüllt, dieses nichts anders sagen wolle, als, sie könne dann gar nicht erfüllt werden. Sehr wahr! Nur muss man dabey nicht vergessen zu erinnern (was auch Hr. *L'H.* in den mehrsten Fällen ausdrücklich thut), dass *man* in diesen Fällen allemal auf *eine Grenze kömmt, zu der eine Annäherung ins Unendliche statt findet.* So deutet der Begriff von einem unendlichen Werth, einer unendlichen Gröfse, stets auf etwas Unmögliches, zugleich aber auf eine Grenze und eine Näherung ins Unendliche hin. Hat man sich darüber nur erst gehörig verständigt (und das deducirt unser Vf. hier sehr gut mit vielen Beyspielen belegt) so sieht Rec. nicht ab, wie man weiter die Idee des Unendlichen anstöfsig finden und darauf dringen kann, sie als eine *notionem indeterminatam et obscuram* aus der Mathematik zu vertreiben. Sie dient uns sogleich und ohne Umschweife auf Grenzwerthe, Grenzverhältnisse und deren Exponenten zu führen, und dadurch den Calcul abzukürzen, der sonst viel weitläuftiger und durch eine Menge langer Zwischenformeln unbehülflich werden würde, welches man schon an den Methoden sehn kann, derer sich unser Vf. (ein Meister in kurzer und eleganter Darstellung von Rechnungen und Beweisen) bedient, um ohne Hülfe dieser Idee auf Formeln zu kommen, die mittelst ihrer in wenigen Zeilen sich entwickeln lassen. Wir glauben daher, das wahre Verdienst Hn. *L'H.* nicht darin setzen zu müssen, dass er die Idee des Unendlichen zu verbannen strebt, und uns dazu Mittel und Wege an die Hand giebt, sondern *darin, dass er uns über diese Idee verständigt*, zeigt, wie es dabey stets auf Grenzwerthe ankömmt, und wie man, um die Redensarten vom Unendlichen in ihren wahren Sinn zu übersetzen, alles auf Grenzwerthe zurückführen muss. (Die sonderbar klingende Aussage, der Kreis sey eine gerade Linie mit unendlichem Halbmesser beschrieben, würden wir mit unserm Vf. §. 90. nicht so gradezu als Unsinn verwerfen, sondern vielmehr gezeigt haben, wie ihr wahrer Sinn nichts anders aussagt, als: der Kreis ist keine grade Linie, nähert sich aber der geraden Linie ohne Ende, wenn man den Halbmesser ohne Ende vergröfsert.)

Auf die entwickelten Sätze von den Grenzen gründet Hr. *L'H.* im *zweyten Kapitel* die Vorstellung und die Lehre von den *Differentialverhältnissen* algebraischer Functionen und ihrer Variablen, und von deren *Integralverhältnissen*. Hier dringt er besonders darauf, dass man sich überall an den *Differentialexponenten* als Grenzexponent der Veränderungen zweyer veränderlicher Gröfsen, und an die Differentialexponenten der Differentialexponenten u. s. f. als *höhere Differentiale* halten müsse; und das sehr mit Recht, sobald es auf das Verständigen ankömmt. Wenn er aber lehrt, man müsse das Zeichen der Differentialexponenten, z. B. in der Formel $\frac{dy}{dx} = x$, stets als unzertrenntes Symbol behandeln, nie als Bruch, aus dem die Gleichung $dy = x\,dx$ folge; so geht er hierin offenbar zu weit, und leugnet eine Befugniss, die durch langen Gebrauch erprobt ist. Freylich hat dann das einzelne dx und dy nur als Theil *eines* Zeichens $\frac{dy}{dx}$ Sinn, und *für sich* einen blofs abgeleiteten Rechnungssinn, dem im Bezeichneten für sich nichts entspricht; allein an dergleichen Zeichen ist man in der Analysis zu gewöhnt, als dass man fürchten dürfte, durch sie in sinnlose Rechnungen verwickelt zu werden. Hr. *L'H.* bleibt im Calcul durch das ganze Werk seinem aufgestellten Satze getreu, und trennt die beiden Theile des Grenzzeichens nie. Allein dadurch verlieren die Differentialformeln ihre sonstige Gleichförmigkeit, bekommen ein verwickelteres Ansehn, und müssen dem Gedächtniss unter einer neuen ungewöhnlichen Gestalt eingeprägt werden, was wahrlich nicht rathsam ist. — S. 43. vermissen wir den Beweis der Befugniss, die Differentialexponenten höherer Ordnungen auf die bekannte Art $\left(\frac{d^m P}{dx^m}\right)$ zu bezeichnen, da doch alles darauf ankömmt, ob auch dieses Zeichen im Geiste der Bezeichnung ist.

Für den so äufserst fruchtbaren *Taylorschen Satz*, der die Art der Abhängigkeit der Veränderungen einer Function $\varphi : x$ von den Veränderungen ihrer Variable x aussagt, giebt Hr. *L'H.* im dritten Kapitel den Pfleidererschen Beweis, den er seinen beiden frühern Versuchen, diesen Satz ohne Hülfe der Idee des Unendlichen darzuthun, vorzieht. Der Geist dieses scharfsinnigen Beweises ist folgender. Für $\varphi : (x + \Delta x)$ wird eine Reihe angenommen, die nach den Potenzen von Δx fortgeht, wodurch denn auch die Reihen für $\varphi : (x + 2\Delta)$ u. s. f. bestimmt sind. Indem man von diesen Reihen Schrittweise die ersten, zweyten und fernern Differenzen nimmt, bestimmen sich der erste, zweyte und die fernern Coefficienten der angenommenen Reihe, und zwar durch die constanten Differenzen der Quadrate, der dritten und der fernern Poten-

Digitized by Google

ten der natürlichen Zahlen. So elegant dieser Beweis auch ist, so fodert er doch gar zu viel Calcul und gar zu lange Formeln. Wir ziehn deshalb den gewöhnlichen Beweis ohne Bedenken vor, der, hat man sich nur erst über die Idee der Näherung ins Unendliche gehörig verständigt, bey seiner Kürze eben so deutlich und unbezweifelt, und in der That ganz im Geiste der Methode der Grenzen ist. — Aus dem Taylorschen Satze wird auf einem ähnlichen Wege der Werth von $\Delta^m \varphi : (x + n\Delta x)$ hergeleitet. (Statt des verwirrenden Zeichens $\Delta^m P^n$, welches Hr. *L'H.* für diesen Ausdruck braucht, würden wir uns lieber des Zeichens $\Delta^m \overset{n}{P}$ bedient haben.) Auch werden gerade auf demselben Wege im sechsten Kapitel die Reihen für die *Logarithmen* einer Zahl, und im siebenten die Reihen für den *Sinus* und *Cosinus* eines Winkels, auf eine neue und recht artige, doch langwierige Art hergeleitet, wobey Differenzen geometrischer Reihen und die Differenzen der Sinus und Cosinus vielfacher Winkel mit ins Spiel kommen. Aus diesen Reihen ergeben sich dann unmittelbar die Differentialexponenten logarithmischer und trigonometrischer Functionen.

Johann Bernoullis Integrationsreihe für $\int ydx$ und ihre Entwicklung für einzelne Fälle, die in der französischen Preisschrift als Anhang vorkommen, sind hier dem Werke in einem besondern Kapitel einverleibt. So auch, nach Anleitung einer Abhandlung unsers Vf. in den Schriften der Berliner Akademie die *Zerfällung der Summe und Differenz zweyer Exponentialgrößen in Factoren*, mittelst *Cotes* Satz; eine Materie, die in *Eulers* Einleitung nicht recht genügend, hier aber sehr deutlich dargestellt ist. Endlich findet man hier auch die Methode den Ausdruck $\frac{0}{0}$, als Werth einer Function, zu entwickeln, sammt ihrer Anwendung auf Materien, die in den letzten Kapiteln von *Eulers* Differentialrechnung behandelt werden. Ja Hr. *L'H.* hat in dieser Umarbeitung selbst in eignen Kapiteln die Differential- und Integralmethoden von Functionen zweyer von einander unabhängiger Variablen und die *Variationsrechnung* auf die Begriffe von Grenzwerthen und Differentialexponenten zurück zu führen versucht; Materien, welche in der französischen Preisschrift nicht berührt waren. — Was in dem Kapitel von den *größten* und *kleinsten Werthen* S. 281. als Druckfehler in einer Formel in *Eulers* Differentialrechnung angeführt wird, ist keineswegs Fehler *dieser* Formel, sondern Fehler *aller* Formeln, welche mit einem subtractiven Theile anfangen, sowohl in *Eulers* Differentialrechnung als in seiner Einleitung (auch in *Michelsens* Uebersetzung beider). Bey allen diesen Formeln steht das subtractive Zeichen so, als wenn es nicht auf das erste Glied, sondern auf die ganze Formel ginge; ein Fehler, den Rec. in den Exemplaren, die er studirt hat, durch eine blosse Verlängerung und Biegung des Strichs abgeholfen hat.

Rec. ist in der Anzeige und Beurtheilung des Neuen und Eigenthümlichen in diesem für die höhere Mathematik so interessantem Werke, schon zu weitläuftig geworden, als dass er noch seine Bemerkungen über die Art mittheilen dürfte, wie Hr. *L'H.* die Idee des Unendlichen in den Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf die Geometrie zu vermeiden sucht. Die dahin einschlagenden Kapitel, über Tangenten, Quadratur und Rectification der Curven, Inhalt und Oberfläche runder Körper, Guldins Regel, Linien doppelter Krümmung, Wendepunkte, Halbmesser der Krümmung und Evoluten sind insgesammt umgearbeitet und sehr beträchtlich erweitert worden. Doch wird dabey so vieles nur hingeworfen und angedeutet, dass ein Lehrling diese Kapitel schwerlich ganz verstehn möchte. Sie erregten in Rec. den Wunsch, dass doch ein Mann, wie Hr. *L'H.*, *Eulers* Differentialrechnung ergänzen, und uns mit dem fehlenden dritten Abschnitt dieses Werks, der den geometrischen Materien bestimmt war, in *Eulers* Geist, mit Eulers Klarheit, Ausführlichkeit und Fülle von Beyspielen entwerfen, beschenken möchte.

KINDERSCHRIFTEN.

MÜNSTER, b. Aschendorf: *Versuch der Geschichte der Apostel Jesu*, ein Lese- und Sittenbuch für Kinder, welche die Geschichte Jesu von Nazareth gelesen haben. Von *Herrmann Marx*. 1794. 15½ Bog. 8.

Die vorzüglichsten Ereignisse der Apostelgeschichte werden hier aus einen oder zwey Kapiteln zu einer Lection, die sich gewöhnlich mit einem Gebete in Versen oder in Prosa schliesst, ausgehoben, und mit praktischen Belehrungen und guten Ermahnungen begleitet. Selten stösst man auf Spuren einer veralteten Vorstellungsart, als S. 202., wo es nach erzähltem Schiffbruche Pauli heisst: „so beschützt und erhält der liebe Gott zu allen Zeiten noch viele Hunderte, ja Tausende von Menschen, *wegen eines einzigen Gerechten*." Oder S. 124. „das ist eben das *wahre*, das *ächte Kennzeichen der Liebe Gottes*, unsers besten Vaters, gegen uns, dass er uns, seinen Kindern, *Leiden* zuschickt." Obgleich der Vf. nie ausdrücklich von dem katholischen Lehrsystem abweicht, so finden sich doch nur selten einige, der römischen Kirche eigenthümliche Aeusserungen, als S. 17. bey der Erwähnung des gebrochenen Brodes, d. i. des heil. Abendmahls; oder S. 56. von dem Sacrament der Firmung; S. 95. von der 25jährigen Bischofsregierung des Petri zu Rom; und S. 116. von der Ehrerbietung gegen die Entscheidung der Kirche. — Dem Auszuge aus der Apostelgeschichte wird noch einige Nachricht vom Tode Petri und Pauli und andern Aposteln hinzugefügt, und dabey S. 216. noch die Fabel erzählt: *dass Johannes zu Rom in siedendes Oel geworfen, gesunder aber als zuvor herausgekommen wäre.* Den *Schluss* macht eine gutgemeynte und umständliche Auffoderung zu sittlich guten Werken.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Januar 1798.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der Mathematik* von *Gerh. Ulrich Anton Vieth.* Th. 1. *Arithmetik und Geometrie.* 1796. 341 S. 9 Kupfertaf. 8. Th. 2. *Statik, Optik und Aſtronomie.* 1796. 354 S. 7 Kupfertaf. 8.

Dieſes Lehrbuch, welches der Vf. für Jünglinge von reiferem Alter, die den Vortrag über ſeinen ſpäter erſchienenen erſten Unterricht in der Mathematik für Bürgerſchulen gehört haben, als *zweyten Curſus* beſtimmt, iſt, ſo viel wir ſehn, ein zweckmäſsiger Auszug aus den *Käſtnerſchen* Lehrbüchern der reinen und angewandten Mathematik, welches der Vf. zwar nicht ausdrücklich ſagt, uns aber durch die häufigen Verweiſungen auf dieſe Lehrbücher anzudeuten ſcheint. Es enthält in dieſen beiden Theilen die gewöhnlichen Anfangsgründe der reinen, und des Theils der angewandten Mathematik, den unſer Vf. mit mehreren die phyſiſche Mathematik nennt. Alle Anwendungen der Gröſsenlehre auf das gemeine Leben, ſind unter dem Namen der bürgerlichen Mathematik für einen dritten Band beſtimmt, der die praktiſche Rechenkunſt und Geometrie, die Maſchinenlehre, die Chronologie und Gnomonik, und die Bau- und Seewiſſenſchaften enthalten ſoll, wozu der Vf. aber nur entfernte Hoffnung macht. Das Käſtnerſche Werk ſcheint durch den Vortrag im Ganzen und im Einzelnen durch. Man findet hier dieſelbe Ordnung und Auswahl der Materien, und dieſelben Vorſtellungs- und Beweisarten wieder, nur ſind die häufigen Auswüchſe beſchnitten, manche Materien in beſſere Ordnung gebracht, mehrere ins Kurze zuſammengezogen, und alle praktiſchen ganz übergangen, z. B. alle Anwendungen auf die praktiſche Rechenkunſt, Geometrie und Maſchinenlehre, die für den dritten Band aufgeſpart werden; eine Abſonderung, welche Rec. am allerwenigſten bey einem Lehrbuche billigen kann, da ſich dieſe Anwendungen den allgemeinen Lehren als beſtimmte Beyſpiele ſo trefflich unterlegen laſſen, und der Lehrling gewöhnlich durch ſie aufs neue gefeſſelt und aufmerkſam gemacht wird. Die Eigenheiten der Käſtnerſchen Lehrbücher finden ſich gröſstentheils auch hier wieder: die nicht recht genügende Einleitung in die Mathematik, die nicht ganz richtige Erklärung der vier Species, der Vortrag über entgegengeſetzte Gröſsen, die Darſtellungsart der Geometrie, und faſt aller Theile der angewandten Mathematik; das gänzliche Vorbeygehn der Dynamik und ſelbſt die langwierige Art wie man auf Euklids Weg zu den Sätzen über das Meſſen prismatiſcher Körper geführt wird, welche die Anfänger zu ſehr ermüdet. Bey der Ausmeſſung der Kugel nehmen denn doch K. und unſer Vf. zum Verhältniſs der Durchſchnitte ihre Zuflucht, und wenn dieſe Beweisart bey *Wolf* und *Segner* weniger bündig als jene erſcheint, ſo liegt das nur an der Art, wie dieſe ſie vortrugen. Sie empfiehlt ſich unſers Bedünkens noch für ein Lehrbuch nicht bloſs durch gröſsere Kürze, ſondern auch durch die Ausſicht die ſie in die Methoden der höhern Mathematik gewährt. Wo Hr. *V.* vom Käſtneriſchen Vortrage abweicht, da müſſen wir ihm mehrentheils unſern Beyfall geben, nur nicht in der Abſonderung alles Praktiſchen, und in dem Grundſatze den er ſtatt des Euklidiſchen eilften einſchiebt, und der Erörterungen über das was Entfernung zweyer Linien heiſst, vorausſetzte. Wer den Käſtnerſchen Gang beybehalten will, ohne doch die Käſtnerſchen Lehrbücher ſelbſt zum Grunde zu legen, die in der That als Compendien manche Unbequemlichkeit haben, wird ſich mit Nutzen dieſes Werks bedienen können, beſonders wenn noch der dritte Band hinzukömmt, worin uns Hr. *V.* mehr Eignes liefern wird. Noch bemerken wir, daſs *Leonhard Fibonacci (Tilius Bonacci)* aus Piſa, einer der erſten Abendlander, der über die arabiſche Rechenkunſt ſchrieb, nicht, wie S. 17 fälſchlich nach Montucla angegeben iſt, gegen Ende des funfzehnten, ſondern zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts lebte.

1) Leipzig, b. Barth: *Erſter Unterricht in der Mathematik für Bürgerſchulen*, welcher das Gemeinnützlichſte und Faſslichſte aus der Rechenkunſt, Meſskunſt, Mechanik und Baukunſt enthält. Von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth* öffentl. Lehrer der Math. zu Deſſau. 1796. 186 S. 9 Kupfertaf. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Anfangsgründe der Naturlehre für Bürgerſchulen*, von *G. U. A. Vieth.* 1797. 427 S. 4 Kupfertaf. 8.

Das kleine *mathematiſche Lehrbuch* ſoll in der Kürze das Nothwendigſte enthalten, was ein künftiger Bürger, Handwerker und andere die keine gelehrte Erziehung genieſsen, von der Gröſsenlehre auf Schulen lernen müſsten. Anlage und Ausführung deſſelben findet Rec. ſo zweckmäſsig, daſs er es vor allen andern als Leitfaden beym mathematiſchen Unterricht in Bürgerſchulen empfehlen möchte. Es enthält nur Sätze und Methoden, und zwar nur ſolche, welche ſich unmittelbar anwenden laſſen, dieſe aber ziemlich vollſtändig. Die Einſicht in die Gründe derſelben, macht das eigentliche *Gelehrte* dabey aus, und wird

von unserm Vf. nicht mit Unrecht dem Unterrichte in Gelehrtenschulen vorbehalten. Bey jener Classe kommt es hauptsächlich darauf an, dafs sie die Sätze lernt und die Methoden sich aneignet, und es mufs billig dem Lehrer vorbehalten bleiben, wie weit er sich in Beweise einlassen, und auf welche Art er das was er lehrt begreiflich machen will. Nimmt er *Bussens* gemeinverständliches Rechenbuch, dessen kleine Geometrie für Kinder und *Büschs* Mathematik zum Nutzen des gemeinen Lebens zu Hülfe (Bücher, welche der Vf. vorzüglich benutzt hat): so kann es ihm, ist er auch in der Mathematik nicht sehr bewandert, doch nicht schwer werden, seine Zuhörer nach diesem Leitfaden mit dem Gemeinnützigsten aus der Gröfsenlehre bekannt zu machen.— Die Arithmetik ist ein kurzer Auszug aus *Bussens* angeführten Werke; die sogenannte Mefskunst enthält das nothdürftigste aus der praktischen Geometrie, und in der Mechanik findet man aufser einigen Begriffen aus der Statik eine kurze Maschinenlehre, welche uns vorzüglich gefiel. Die verschiednen Arten von Maschinen werden zwar kurz doch hinreichend deutlich beschrieben, mit unter auch beurtheilt, und sind in den Kupfern abgebildet, selbst die Mansfelder Feuermaschine.

Ausführlicher ist der *Unterricht in der Physik*, der sich in so fern an das mathematische Lehrbuch anschliefst, als er nur solche Kenntnisse, welche darin gelehrt worden sind, voraussetzt; also keine Buchstabenrechnung u. d. m. Und doch enthält er in einem sehr mäfsigen Raum nicht blofs eigentliche Physik, sondern auch das Nothdürftigste aus der physischen Mathematik (also das was im vorigen Lehrbuche von der angewandten Mathematik mangelt) aus der Chemie, Mineralogie und physischen Erdbeschreibung ungefähr in der Ordnung der Grenschen und Lichtenberg-Exlebenschen Lehrbücher, welche unser Vf. besonders vor Augen gehabt zu haben scheint. Die meisten Lehren und Entdeckungen sind dabey gehörig genutzt, die Erscheinungen recht gut zusammen gestellt, ohne dafs sich der Vf. auf Hypothesen über ihre Erklärung, „deren eine die andre verdrängt" tief einläfst, und der Vortrag ist so präcis und gut, dafs man die ausführlichern Materien mit Vergnügen liefst. Vorzüglich gefiel uns die Art, wie der Vf. die Astronomie behandelt, und die Resultate derselben begreiflich macht. Dafs von den schwierigen mathematischen Untersuchungen über Pendel, Centralkräfte, Wurfbewegung in widerstehenden Mittel u. d. m. wenigstens einige Resultate und Notizen mitgetheilt werden, müssen wir loben. Dafs aber der Vf. fast alle Kunstwörter, selbst veraltete, so viel er nur vorfand, mit aufführt, und manches nur hinwirft, was ohne weitläuftige Erklärung unverständlich ist, würde uns in Verwunderung setzen, wenn wir nicht glaubten seine Absicht sey dem Bürger mehr als ein blofses Lehrbuch, wo möglich ein Werk in die Hand zu liefern, woraus er auch in der Folge noch seine Kenntnisse erweitern, und wenn er bey Lesung chemischer Schriften auf unbekannte Kunstwörter stöfst, sich Raths erholen könne. In der Einleitung von der Naturlehre überhaupt und in den ersten Kapiteln über die allgemeinen Eigenschaften der Körper und die Cohasion vermifsten wir die Zweckmäfsigkeit und die Popularität des übrigen, und wünschten sie bey einer neuen Auflage umgearbeitet zu sehn. Der Vortrag ist hier zu gelehrt und nicht immer richtig, wenn gleich veralteten Lehren gemäfs. Sollte alles was wir durch unsre Sinne gewahr werden ein Körper seyn, und die Porosität allen Körpern zukommen? Und möchte wohl ein Ungelehrter die Sätze unsers Vf. über specifisches Gewicht, über Verhältnifs der durchlaufenen Räume und Zeiten etc. verstehn, die ganz in der Schulsprache vorgetragen werden, in der sie selbst denen, die in der Lehre von Proportionen und Verhältnissen recht gut Bescheid wissen, schwierig scheinen? — Als Probe des Vortrags diene der Anfang der Vorrede. „Das grofse Gebiet der Naturlehre ist von denen der Naturgeschichte, Chemie und Mathematik, wie ein Land von andern angrenzenden Ländern umgeben, mit denen es noch zu keiner genaueren Grenzberichtigung gekommen ist. In dem Innern jenes Gebiets selbst sind, besonders nach dem Gebiet der Chemie zu, Gegenden in einer Art von Revolution begriffen, deren Parteyen sich noch nicht vereinigt haben. Und endlich ein grofser Theil ist noch eine *terra incognita*. Nur ist freylich unter Kriegen, Revolutionen und Entdeckungsreisen nicht wohl eine gute Geographie zu schreiben. Man wartet lieber, bis alles berichtigt ist. In der Physik aber dürfen wir schwerlich hoffen, jemals ganz aufs Reine zu kommen, und das Gebiet der Wissenschaft ganz bekannt, ruhig und arrondirt zu sehn. Physikalische Lehrbücher werden wohl lange noch fragmentarische Berichte von dem gegenwärtigen Zustande der Sachen seyn müssen. — *In einem* Lehrbuche für Bürgerschulen kann man keine neuen Aufschlüsse, keine Erweiterungen der Wissenschaft, desto mehr aber zweckmäfsige Auswahl, Richtigkeit, Ordnung und Deutlichkeit erwarten." (Und diese hat Rec. hier allerdings gefunden).

Der Vf. widmet das erste dieser Lehrbücher seinem ehemaligen Lehrer in der Mathematik, dem Prediger *Victors* in Ostfriesland, das zweyte dem *Fürsten von Dessau*, welchem die Schulanstalt an der Hr. *V.* als öffentlicher Lehrer der Mathematik und Physik steht, ihren jetzigen Flor verdankt. Diese Anstalt hat allgemein den Ruf einer der ersten und vorzüglichsten Deutschlands, und wer könnte daran zweifeln dafs dieser Ruhm wohlgegründet ist, wenn ihr als Lehrer Männer wie die Hn. *Neuendorf*, *Funk* und *Vieth* vorstehn, deren Schriften und Lehrbücher den Vortheil der Popularität mit dem Verdienst zweckmäfsiger Gründlichkeit in so hohem Grade verbinden.

Frankfurt a. M., in der Andreäschen Buchhandl.: *Anweisung in den Anfangsgründen der Rechenkunst*, von *Joh. Heinr. Stricker*. 1797. XVI u. 216 S. 8. (12 gr.)

Dieses Rechenbuch trägt die Regeln der gemeinen Rechnungen deutlich mit vielen Exempeln vor. Uebrigens

gens hat es nichts auszeichnendes. Die Zuſammenſetzung der Verhältniſſe, Kettenregel, Anwendungen auf Handelsgeſchäfte u. m. fehlen darin. Soweit es reicht, iſt es Anfangern, die zu einem theoretiſchen Unterrichte viele Beyſpiele verlangen, zu empfehlen. Einige Stellen werden einer Berichtigung bedürfen. Von der Diviſion heifst es: ſie vermindert, und lehret, wenn man eine Zahl *in eine* andere, oder eine Zahl *durch eine* andere theilen ſoll, das heifst, eine Zahl finden, welche anzeigt, wie vielmal eine gegebene Zahl in einer andern gegebenen Zahl enthalten iſt. Allein theilen iſt eigentlich die Grofse der gleichen Theile finden, deren Anzahl der Diviſor anzeigt. Wenigſtens mufs bemerkt werden, dafs man dieſe durch das wiederholte Abziehen des Diviſors findet. Dafs die Diviſion vermindert, ſollte nicht ſo beſtimmt und gleich anfangs geſagt werden, da die Diviſion durch einen eigentlichen Bruch ja vergröfsert. Der Vf. macht einen Unterſchied des Dividirens in und durch eine Zahl. Der Ausdruck, eine Zahl A in eine B dividiren, wo A der Diviſor ſeyn ſoll, mufs gar nicht gebraucht werden, wenn man auch dadurch anzeigen wollte, dafs B in A gleiche Theile getheilt werden ſoll. — Die gewöhnliche Stellung der Glieder bey der Regel de Tri behalt der Vf. wie er ſagt, aus Liebe für unſere alten Rechenmeiſter. Allein dem Schlendrian mufs man nie etwas zu Gefallen thun. Es läſst ſich inzwiſchen damit rechtfertigen, dafs es bequem iſt, den Anſatz zu machen, wie er pflegt vorgeſagt oder gedacht zu werden. — Solche Aufgaben, wie den Fallraum eines Körpers aus der Zeit zu beſtimmen, glaubt er, können durch die Regel de Tri nicht aufgelöſet werden. Man ſieht hieraus, wie weit die Rechnungskenntniſſe des Vf. gehen. — Die Art, welche er (S. 135) angiebt, Brüche auf kleinere Zahler und Nenner zu bringen durchs Abſchneiden einer gleichen Anzahl Ziffern, iſt nicht genau. Ein Rechenmeiſter ſollte die Methode kennen, einen jeden Bruch durch eine gegebene Anzahl Ziffern im Zähler und Nenner mit der möglichſten Genauigkeit darzuſtellen.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: *Von den Nebengefäſsen der Pflanzen und ihrem Nutzen.* Von *Franz von Paula Schrank.* Mit drey Kupfertafeln. 1794. 94 S. 8.

In der erſten Abhandlung dieſer Schrift zählt der Vf. vorzüglich die Hauptarten der Nebengefäſse auf. Er verſteht unter ihnen die drüſigen und haarigen Ueberzüge der Gewächſe, deren Urſprung er ſowohl mit Malpighi von den querliegenden Schläuchen, als auch von den in die Länge laufenden Reihen der Saftgefäſse ableitet. Da es ihm darum zu thun war, mehr das Phyſkologiſche zu erörtern, ſo glaubte er ſeine Arbeit, ſelbſt nach Guettard's ungeheuerer Bemühung, nicht für überflüſsig anſehen zu dürfen. Zum Theil nach dem eben genannten Naturforſcher, zum Theil nach eignen Beobachtungen, führt er folgende Hauptarten von Nebengefäſsen auf. I. *Haare.* A. *Einfache*

1. *Pfriemenborſten. Pili ſubulati* (an den Blättern von *Sonchus oleraceus*, an Saamen und Hüllen von *Daucus Carota* u. d.). 2. *Ahlborſten. Pili aciculares* (Brennneſſeln). 3. *Bollenborſten. Pili bulboſi* (Blätter und Stengel der Kornblume). 4. *Sichelhaare. Pili falcati* (Scabioſa arvenſis). 5. *Sichelborſten. Pili uncinati* (Blattränder der Gräſer). 6. *Walzenhaare. Pili cylindrici* (Griffel von Silene noctiflora). 7. *Fadenhaare. Pili ſiliformes* (Stamm und andre Theile der Roſe.) 8. *Kräuſelhaare. Pili criſpi* (an *Tarchonanthus camphoratus*). 9. *Knotenhaare. Pili nodoſi* (Kelche von *Achyranthes Lappacea*). 10. *Hackenborſten. Pili reduncı* (Saamen und Blätter von *Galium rotundifolium*). 11. *Gliederhaare. Pili articulati* (Kronen der *Calendulae hybridae*, Kelche der weiblichen Blüthe des *Xanthii ſpinoſi*). 12. *Gliederborſten. Pili geniculati* (Blätter und Stengel der Kürbſe). 13. *Zwiſchenwandhaare. Pili valvulati* (Haare an den Blumen der *Vinca roſea*, *Calendula officipalis*, *Tagetes* u. ſ. w.) 14. *Knöchelhaare. Pili torulaſi* (Blätter des *Lamii albi*). 15. *Perlenſchnurhaare. Pili moniliformes* (Sonchus oleraceus). 16. *Gelenkhaare. Pili phalangiformes* (Staubträger der *Tradeſcantia virginica*). 17. *Seitenzahnhaare. Pili ſecundati* (Blätter der *Sigesbekia orientalis*). 18. *Höckerchen. Tubercula* (Saamen des *Hibiſcus Trionum*). B. *Zuſammengeſetzte.* 19. *Haarwarzen. Verrucati (pili?)* (Filz auf *Viburnum Lantana*, *Ciſtus Helianthemum*). 20. *Sternborſten. Pili ſtellati* (*Alyſſum*, *ſida mauritiana*). 21. *Gefiederte Haare. Pili pennati* (*Hieracium Piloſella*). 22. *Aſthaare. Pili ramoſi* (Blattſtiele der Groſſelbeeren). 23. *Gabelhaare. Pili furcati* (*Leontaedon*, *Lycium*). 24. *Hackenaſthaare. Pili frondoſi.* (*Verbascum Thapſus*). 25. *Zwiſchenknopfhaare. Pili gaglionei* (*Verbascum Lychnitis*, *Blattaria*). 26. *Schützenborſten. Pili fuſiformes* (an den Blattrippen, an den Ecken der Blattſtiele und Zweige des Hopfens). 27. *Gezähnte Borſten. Pili dentati* (Saamen von *Tordylium Anthriſcus*). 28. *Angelborſten. Pili hamati* (Saamen von *Myoſotis Lappula*). 29. *Gezähnte Angelborſten. Pili hamoſo-dentati* (Saamen von *Caucalis leptophylla*).

II. *Drüſen. Glandulae.* A. *Stielloſe.* 30. *Schlauchdrüſen Glandulae utriculae* (*Amaryllis formoſiſſima*, an den Blatträndern, *Meſembryanthemum cryſtallinum*, faſt überall). 31. *Hautdrüſen. Glandulae miliares* (an den Blättern der Tannen und der ſchönen *Amaryllis*). 32. *Fleiſchdrüſen. Glandulae ſubcutaneae* (an Blättern von *Dictam*, *Quendel* u. ſ. w.) 33. *Linſendrüſen. Glandulae lenticulares* (an *Pſoralea pinnata* und *glandulosa*). 34. *Schuppendrüſen. Glandulae ſquamiformes* (Saamen von *Ammi copticum*). 35. *Thränendrüſen. Glandulae lacrymaeformes.* 36. *Felſendrüſen. Glandulae ſalaegmiticae* (Narben des *Ricinus*). 37. *Napfdrüſen. Glandulae patellaeformes* (an Blättern von Weiden und Pflaumen: auch die ſchwarzen Drüſen am *Hypericum*). B. *Geſtielte.* 38. *Kugeldrüſen. Glandulae globoſae.* (*Chenopodium viride*). 39. *Beckerfadendrüſen. Glandulae hypoſtylae* (an den Kelchen von *Scabioſa ſtellata* und *atropurpurea*). 40. *Kolbendrüſen. Glandulae clavatae* (bey *Paſſeflora foetida*).

So wenig auch die hier angezeigte lange Abtheilung in Anſehung ſtreng anzugebender Grenzen der Verſchiedenheit, befriedigend ſeyn möchte, und ſo viel ſich auch in Anſehung des Ueberganges einer Art in die andre vermuthen läſst, ſo kann ſie doch zu vielen Vergleichungen Anlaſs geben, und in der Folge manche feſtere Punkte finden laſſen. Der Vf. ſieht die Ausdehnung der Pflanzentheile während des Wachſens als einen Hauptgrund an, warum jüngere Pflanzen oder Theile derſelben pubeſcirender ſind, als ältere, da die einzelnen Theile des Ueberzuges noch weniger aus einander gerückt würden. In rauhen Climaten, trocknen heiſsen Böden ſey es daſſelbe. Eben daher die Pubeſcenz der Blüthen überhaupt, der Gallgewächſe u. d. In der zweyten Abhandlung geht er die Vertheilung der Nebengefäſse über dem ganzen Pflanzenkörper durch. Er bemerkt hierbey und erläutert durch eine Menge von Beyſpielen. — daſs an einerley Pflanze mehrere Arten von Nebengefäſsen gewöhnlich vorkommen, — daſs einige Nebengefäſse gewiſſen Theilen der Pflanzen vorzüglich eigen ſind, andere hingegen ohne Ausnahme fehlen, — daſs die Wurzeln ebenfalls behaart ſind, — daſs einige Nebengefäſse offenbar einen Saft abſondern, — daſs es, einige kryptogamiſche Gewächſe ausgenommen, kein Landgewächs ohne Nebengefäſse gebe, — und, daſs Pflanzen die beſtimmt ſind, an dürren Standortern oder in heiſsen Erdſtrichen zu wachſen, faſt durchaus ſehr haarig, oder häufig mit Haut- und Schlauchdrüſen beſetzt ſind. In der dritten Abhandlung ſucht der Vf. die Frage über den Nutzen der Nebengefäſse zu beantworten. Er giebt mehrere Dienſte zu, die die Nebengefäſse den Pflanzen leiſten konnen, als die Bekleidung, die weitere Verbreitung, die Abhaltung von Inſecten, die Begünſtigung der Befruchtung u. d. Auſserdem aber, glaubt er, beziehe ſich der Hauptnutzen auf das Ausführen oder Einſaugen von Säften. Durch mathematiſche und durch leicht begreifliche Beweiſe ſucht er darzuthun, daſs die ſpitzigen Haare wenig zum Ausdünſten geſchickt, vielmehr zum Einſaugen beſtimmt ſeyen, hingegen die walzenförmigen dem Ein- und Austritt der Feuchtigkeiten weniger Hinderung in den Weg legten. Er bemerkt indeſs ſelbſt, daſs die verhältniſsmäſsige Stärke des innern Triebes ſelbſt in jenem Falle über den Erfolg entſcheiden müſſe, und vielleicht ſind ja alle kegelförmige Haare ſchon auſser Stand zu wirken, und geſchloſſen, da die walzenförmigen eigentlich, ſey es in Abgabe oder Annahme, nur noch thätig ſeyn können. Die von *Hedwig* beſonders ſchön dargeſtellten, und für Ausführungsorgane gehaltnen narbenartigen Bläschen der Oberhaut hält er auch für Einſaugungsmittel. Wenn man auch nicht überall der Meynung des Vf. folgen kann, ſo iſt doch dieſe kleine Schrift, wie jede, die er uns über Naturgeſchichte geſchenkt hat, voll von Ideen des ſelbſtdenkenden, und erfahrnen Mannes.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Frankfurt* u. *Leipzig*: *Georgi Friderici Kuinneth*, A. A. L. L. et Medic. Cultoris in Academia Altorfina, *Specimen Bibliothecae ſelectae Artis pharmaceuticae*, oder *Verſuch einer Bibliothek der Apothekerkunſt*. 1796. 48 S. 8. Ungeachtet des beſcheidenen Titels, welche dieſe Bogen führen, können wir doch nicht umhin zu erklären, daſs es dem Vf. noch ſehr an literariſcher Kenntniſs mangele, oder daſs es ihm wenigſtens an Fähigkeiten fehle, eine glückliche Auswahl zu treffen. Denn manche von den angeführten Schriften genieſsen unverdient die Ehre, in einer auserleſenen Bibliothek zu paradiren, dagegen eine groſse Menge anderer Schriften übergangen worden, welche eben ſo gut und mit noch mehrerm Rechte verdient hätten, aufgeſtellt zu werden. — Die ſämmtlichen hier verzeichneten Schriften ſind unter fünf Abſchnitte gebracht. Der *erſte* enthält allgemeine, in die Apothekerkunſt einſchlagende Schriften. Der *zweyte* §. ſollte die Aufſchrift: Almanache und Taſchenbücher haben — denn das *Bucholziſche* Taſchenbuch für Aerzte, enthält keinen Kalender. *J. J. Wallbaums* Verzeichniſs einer vollſtändigen Apotheke, mit einem Apothekerkalender. Leipzig 1767 u. 69 iſt hier nicht erwähnt. Eben ſo wenig iſt §. 5. *N. Lemery Pharmacopie univerſelle*, von welchem in wenig Jahren neun Auflagen veranſtaltet wurden — ingleichen *Jungken Lexic. chymico-pharmac. Norimb.* 1699. 1709. 16—32—38. in 8. *Sommerhofii Lexicon pharmac. Norimb.* 1701 in Fol. angeführt worden. Von *Fiedlers* allgem. pharmac. chem. mineralogiſchen Wörterbuche kam ſchon 1790 ein zweyter Theil heraus. — *Zweyter Abſchnitt*: Anleitungen zur Apothekerkunſt. Unter den ältern Schriften vermiſst man: *Joann. Fonteyn Inſtitut. pharmaceut. Amſtelod.* 1633. *J. J. Roſenſtengels* gründliche Anweiſung zur Apothekerkunſt. Frankfurt, 1718. Unter den neuern vermiſst man leider! auch nachſtehende, wahrhaft gemeinnützige Schriften als: *J. F. A. Gottling's* Einleitung in die pharmaceutiſche Chemie für Lernende. Altenburg 1778. *J. F. Gmelin's* Einleitung in die Pharmacie. Nürnberg 1781. *J. A. Weber's* kurze Anweiſung für einen Anfänger in der Apothekerkunſt. Tübingen 1785. *J. B. Tromsdorff's* kurzes Handbuch der Apothekerkunſt zum Gebrauche für Lernende. Stettin 1790. *Weſtrumb's* Handbuch für die erſten Anfänger der Apothekerkunſt. Hannover 1795 u. a. m. *Dritter Abſchnitt*: Von den Verzeichniſſen der Arzneyen und von den Apothekertaxen. Unter den allgemeinen Apothekerbüchern hätte gewiſs *C. G. Hagen's* Lehrbuch der Apothekerkunſt, Königsberg 1778 u. 1786 (jetzt die dritte Auflage) eine Stelle verdient. Unter den Apothekerbüchern beſonderer Länder und Städte fehlen: das *Diſpenſ. Boruſſo-Brandenburgicum. Erford.* 1758. *C. F. Schroders* ruſsiſches Apothekerbuch, nebſt der kl. Feld- und Schiffsapotheke. Kopenhagen 1776. Das *Diſpenſator. pharmac. Brunſwic.* 1777. *J. H. Pfingſten* deutſches Diſpenſatorium u. a. m. *Schlegels* und *Wieglebs* deutſches Apothekerbuch iſt von denen Hn. Herausgebern ſeit 1793 ſchon mehrmalen erſchienen — (wir haben jetzt ſchon die dritte Auflage) ſo wie von *Wilhelmi Pharmacopoea Herbipolitana* im vorigen Jahre wieder, eine neue Auflage erſchienen. *Vierter Abſchnitt*: Schriften von Apothekergewichten — von den Doſen der Arzneyen, und vom Verſchreiben derſelben. Bey erſtern hätte: *M. C. Hanow's* Aufſatz in den Abhandlungen der danziger Geſellſchaft: von der Ungleichheit des mediciniſchen oder Apothekergewichts, vorzüglich verdient mit angeführt zu werden. *Fünfter Abſchnitt*: Schriften, welche einzelne Materien und Gegenſtände der Apothekerkunſt enthalten. Auch in dieſem Abſchnitte hat manches ſchätzbare Werk einen unbedeutenden Nachbar erhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Januar 1798.

GESCHICHTE.

Bendissin, b. Menſe, und Zittau, in Commiſſion b. Schöps: *Briefe über Herrnhut und die evangeliſche Brüdergemeine;* nebſt einem Anhange. Von *Chriſtian Gottlieb Frohberger*, Pfarrer zu Rennersdorf. (1797.) 430 S. und der Anhang von 136 S. 8.

Noch immer, ſagt der Vf., wurde bey der Menge von Schriften, die über Herrnhut und die Brüdergemeine erſchienen ſind, eine vermiſst, worin die Leſer zuforderſt mit dem Urſprunge, der fernern Geſchichte, und der gegenwärtigen örtlichen Beſchaffenheit Herrnhuts; dann aber auch mit der daſelbſt erneuerten Brüder-Unität, mit dem Geiſte und Charakter ihres unvergeſslichen Erneuerers, und mit allen den zu ihrer Verfaſſung gehörigen Einrichtungen, Anſtalten und Eigenheiten bekannt gemacht würden, und ſolchergeſtalt das Weſentliche und Auszeichnende dieſer Gemeine in einem Buche beyſammen fänden. Dieſe Lücke hat der Vf. der in der Nähe von Herrnhut lebt, zwar kein Mitglied der Gemeine iſt, aber fünf und zwanzig Jahre hindurch Kenntniſſe, Prüfungen und Erfahrungen über dieſelbe geſammelt hat, mit aller Wahrheitsliebe hier auszufüllen geſucht.

Die Einleitung enthält auf 132 S. *Einzelne Züge und Nachrichten aus dem Charakter und Leben des Grafen von Zinzendorf.* Es iſt zwar hauptſächlich ein Auszug aus *Spangenberg*, *Cranz*, und Schriften des Grafen ſelbſt, aus welchen letzten auch S. 99—113. viele Bekenntniſſe und Grundſätze deſſelben mitgetheilt werden; doch hat der Vf. noch beſonders S. 114 fg. ſeine Charakterzüge zu entwerfen geſucht. Er bemerkt, daſs Z. wirklich ein Genie geweſen ſey; viel Witz, ein ungewöhnlich ſtarkes Gedächtniſs, und eine feurige Einbildungskraft beſeſſen habe; welche letzte daher oft die kaltblütige Ueberlegung verdrängt, und Uebereilungen erzeugt habe; ſeine Beurtheilungskraft ſey, nach *Lynars* Anmerkung, nicht ſo ſchlecht geweſen, als man insgemein glaube; der gröſste Mann könne ſich in ſeinen Urtheilen trügen; aber man werde doch finden, daſs er mehrentheils richtig geurtheilt habe, welches auch ſein guter Verſtand, ſeine vielen Sach- und Menſchenkenntniſſe, ingleichen ſeine mancherley Erfahrungen, erwarten lieſsen; den Ehrgeiz zur Triebfeder ſeiner Handlungen zu machen, das könnten nur ſeine unbeſonnenſten Feinde thun; dagegen ſey Liebe zur Religion, und beſonders eine zärtliche Zuneigung zu Chriſto, Hauptzug in ſeinem Charakter, und die eigentliche Triebfeder aller ſeiner Reden und Handlungen geweſen u. ſ. w. Daſs hier manche treffende Züge angegeben worden ſind, kann wohl nicht geleugnet werden; aber obgleich der Vf. kein vollſtändiges Bild hat entwerfen wollen; ſo iſt doch ſelbſt in dem was er mittheilt, noch viel Unbeſtimmtes; wie denn überhaupt mit einzelen, gleichſam abgeriſſenen Zügen eines ſehr merkwürdigen Mannes ſich nicht viel machen laſst.

Im *erſten Abſchnitte* (S. 133—222.) findet man *die Geſchichte von Herrnhut*, von dem erſten Anbaue des Orts an, zu welchem, nach einer umſtändlichen hier eingerückten Erzählung, der Informator *Marche*, nachher Buchhändler zu Görlitz, der im J. 1768 zu Herrnhut ſtarb, der eigentliche wahre Angeber geweſen iſt. Sonſt haben wir in dieſer Geſchichte nichts Erhebliches gefunden, das nicht in *Cranzens* Brüderhiſtorie zu leſen wäre.

Aber *die Topographie von Herrnhut*, im *zweyten Abſchnitte*, (S. 223—304.) iſt ganz des Vf. Arbeit, und wird als die erſte Beſchreibung dieſer Art, Leſern, die ſich mit einem ſo berühmten Orte wenigſtens auf dieſem Wege bekannt machen wollen, willkommen ſeyn. Lage, Straſsen, vorzügliche Gebäude, der Begräbniſsplatz, der Hutberg, der Nahrungsſtand der Einwohner, die Polizeyeinrichtungen, die Gebräuche des Orts, u. dgl. m. machen die Gegenſtände derſelben aus.

Im *dritten Abſchnitte* endlich, *über die Verfaſſung in den Brüdergemeinen*, (S. 305—430.) kömmt zwar vieles Bekannte vor, bey dem wir uns nicht zu verweilen brauchen. Doch hat der Vf. auch einiges beſonders in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen geſucht; weil er dabey ſeinen eigenen Bemerkungen folgen konnte. Betrachtet man, ſagt er S. 312, die Vereinigung der Brüder nur oberflächlich: ſo ſcheint es eine gewiſſe Anmaaſsung und geiſtlichen Stolz zu verrathen, daſs ſie ſich nicht bloſs auf ihre Religionsgeſellſchaft einſchränkten; ſondern auch Glieder der proteſtantiſchen Abtheilungen in ihre Gemeinſchaft aufnahmen. Aber ihre tadelfreye Abſicht dabey war, dieſe um ihr Heil bekümmerten Chriſten, die in ihren Religionsverfaſſungen keiner beſondern Seelenpflege genoſſen, und nicht zu wahrer Gemüthsruhe gelangen konnten, oder wohl gar aus Miſsverſtand gedrückt und verfolgt wurden, in eine ſolche Gemeine zu bringen, wo ſie eine ſpeciellere, ihren beſondern Bedürfniſſen angemeſſene Seelenpflege genöſſen, und mit gleichgeſinnten Chriſten auf einem Wege dem höchſten Ziele des Menſchen entgegen gehen konnten.

ten. Er widerſpricht S. 327. dem Vorwurfe, als wenn in den Brüdergemeinen nur theoretiſches, nicht auch praktiſches, Chriſtenthum gepredigt und getrieben würde; erklärt ſich aber auch gegen diejenigen, welche blofs moraliſche Predigten halten. Die Vertheidigung der ſinnlichen Ausdrücke *vom Blute und von den Wunden Jeſu*, (S. 341. fg.) iſt nicht ganz gelungen; und wenn geſagt wird, *den einen rühre die blofs ſinnliche Darſtellung einer Sache:* ſo müſſen vielmehr chriſtliche Religionslehrer dafür ſorgen, dafs ſolche Darſtellungen zur Ehre des Chriſtenthums nie überhand nehmen. Wenn am 13 November oder am Älteſtenfeſte von den Brüdern *dem Heilande für das zeither in der Gemeine geführte Regiment gedankt wird;* ſo macht der Vf. um Wortklaubereyen, Verdrehungen und Miſsverſtand zu verhüten, S. 351. fg. die Anmerkung: „es leuchte aus dem ganzen Geiſte der vereinigten Brüderunität der Hauptgrundſatz hervor, dafs ihre Gemeine dem innern Gange nach eine wahre *Theokratie* ſeyn, und von ihren Directoren und Vorſtehern, bey der Beſorgung ihrer innern Angelegenheiten, im Ganzen und in den Theilen nie anders, als nach dem erkannten Willen des Herrn, als des einigen Hauptes ſeiner Gemeine, gehandelt werden ſoll." Wir beſorgen nur, dafs jener dunkle Ausdruck, wie ihn der Vf. ſelbſt nennt, hier durch einen eben ſo dunkeln erklärt ſeyn möchte. An die jüdiſche Theokratie wird er doch hier nicht denken; und wenn eine Gemeine ſich einer mehr unmittelbaren Regierung Gottes als andere rühmen ſollte, ſo möchte das wohl nichts anders als geiſtlicher Stolz oder ſchwärmeriſche Täuſchung ſeyn.

Der *Anhang* iſt in *drey Abſchnitte* getheilt, wovon *der Erſte* die *Gemeinen, Colonieen und Miſſionen der Brüder* in mehrern Welttheilen beſchreibt; *der Zweyte* ein *Verſuch einer Charakteriſtik des Brüdervolks* iſt, und *der Dritte* noch *Nachrichten und Bemerkungen über Verſchiedenes* in ſich faſst. Der Vf. charakteriſirt die Brüder als eine Geſellſchaft *religiöſer, geſitteter, fleifsiger, geſchickter, froher und ruhiger Menſchen*, und erläutert dieſes S. 47—70. wozu er noch S. 76. *die vorzügliche Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung* hinzuſetzt. Die Zahl der wirklichen Gemeinglieder, ſo wohl in den deutſchen, holländiſchen, engliſchen und nordamerikaniſchen Gemeinen, Sarepta mit eingeſchloſsen, als auch in den aus den Heiden geſammleten Gemeinen, welche reichlich die Hälfte davon ausmachen, giebt er aus der Nachricht eines angeſehenen Mitglieds der Brüderunität, höchſtens auf 40000 Menſchen an; obgleich auch die Freunde, Verehrer und Anhänger ihrer Lehre und Verfaſſung, die es öffentlich und in der Stille wären, eine ſehr groſse Anzahl ausmachten. Vom *Gemeinſinn* und *Gemeingeiſt* unter den Brüdern geſteht er, dafs er in vielen ſein ehemaliges erſtes Feuer verloren habe, und in manchen wohl ziemlich gar erkaltet ſeyn möge; beſonders ſey dieſes der Fall bey vielen unter der aufwachſenden Gemeinjugend. Dieſes, glaubt er, (S. 104.) ſey für die Vorſteher, Aeltern und Erzieher in den Gemeinen ein deutlicher und belehrender Wink, ihre Kinder und Pflegbefohlnen nicht ſchlechterdings, für die Gemeine erziehen zu wollen, wenn ſie gewahr werden, dafs in ihnen ganz und gar kein Sinn für die Gemeine und deren Verfaſſung iſt. Alsdann ſollten ſie dieſelben Erziehern, Lehrern, geſchickten Künſtlern und Lehrherren aufser der Gemeine, deren chriſtlicher Sinn und Rechtſchaffenheit bekannt genug wären, zur Aufſicht und zum Unterrichte überlaſſen, und ruhig abwarten, ob ſich nicht jener Sinn mit der Zeit von ſelbſt finden möchte. Sehr ausführlich wird die Predigerconferenz zu Herrnhut beſchrieben, und mit günſtigen Urtheilen neuerer Schriftſteller über die Brüdergemeine geſchloſſen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Vertheidigung des verſtorbenen Herrn Herzogs Ludwig Eugen zu Würtemberg gegen den Genius der Zeit* (Auguſt 1797.) von *** 1798. 45 S. kl. 8.

Auch wer dieſen Regenten nicht ganz aus der Nähe beobachten konnte, wird doch mit Vergnügen ſich überzeugen können, dafs er, nach langer Beobachtung vorhandener Mängel, mit vielen guten Vorſätzen ſeine Regierung angetreten, und während ihrer kurzen Dauer in Befolgung ſeiner Grundſätze eine gewiſſe Stätigkeit gezeigt habe, die beſonders dem verfaſſungsmäſsigen Geſchäftsgang, alle Regierungsgegenſtände durch die Departements vorbereiten zu laſſen, einen Charakter zu geben anfing, welcher in dem Grade Vertrauen erzeugte, in welchem er gegen Machtſprüche ſicherte. Er war — als Fürſt ſo gut wie als Privatmann — eines auf Biederkeit, Güte und Urbanität gegründeten, wechſelſeitigen Zutrauens würdig und empfänglich. Das Andenken eines ſolchen Fürſten verdient, nicht Lobreden, nicht Apologieen, ſondern leidenſchaftloſe Darſtellung durch die *Geſchichte*, deren Lob um ſo glaubwürdiger und einleuchtender wird, je ruhiger ſie auch den Gründen des vorhandenen Tadels nachſpürt, und je lieber ſie, was von dem letzten ganz oder halb ſich beſtätigt, nicht verbirgt, ſondern pragmatiſch aus Umſtänden erklärt; wobey Alter, Religionsmeynungen, vorgefaſste Abneigungen oder Zuneigungen, auch unvorhergeſehene, aus dem vorgefundenen Zuſtand der Dinge entſpringende Hinderniſſe, Cabalen u. dgl. von jedem billigen Menſchenkenner gerne in Berechnung gezogen werden.

Die gegenwärtige kleine Schrift, die doch auch als Fragment zur *Regierungsgeſchichte* dieſes Fürſten angeſehen ſeyn will, iſt leider nur — Vertheidigung, und zwar Vertheidigung im Tone eines Sachwalters, welcher nicht nur einzig von der guten Seite ſeiner Sache zu reden für Pflicht, ſondern auch den Gleichmuth des Unparteyiſchen bey ſich zu erhalten für überflüſſig hält. Der Haupttadel, gegen der er die vorige Regierung vertheidigt, iſt die Aufhebung der Hohenkarlsſchule. „Hier war allerdings auf der einen Seite die Koſtbarkeit, und für Würtemberg unverhältnifsmäſsige Gröſse dieſer Anſtalt und ihre Colliſion mit

der

…gischen Universität anzuführen. Aber der …ische würde auch angeführt haben, dafs … durch das zu rasche Verfahren bey dieser Auf… ehe er die Anstalt mit einem Blick gesehen hat… dem Verdacht der Abneigung gegen dieses …nt seines Antecessors und gegen das darinn …nde Anpassen an moderne Lehrart und Zeit… …sse bey vielen ausgesetzt habe, und dafs, wenn …ser Verdacht ganz ungegründet war, wenig… Aufhebung einer für Cameralisten, Officiere …tiler aller Art in Würtemberg einzigen und …noch bey weitem nicht ersetzten Anstalt nur …erst durch landschaftliche *Gravamina* mit …on *L's.* Regentenklugheit hätte gefodert wer… …hen, wenn erst zweckmäfsige Einrichtungen …tz mehr als Project gewesen wären. Der …ische würde wenigstens als Zweifelsgrün… …äufig gemachten Fragen nicht verhehlt ha… man, was zu grofs ist, gerade zu Nichts ma… …sse? ob nicht die Collision mit der Landes… …t aufgehört hätte, wenn man alle Facultäts… …keit von der Stuttgarter Hohenschule ausge… und sie blofs den schon genannten Fächern …t hätte? ob nicht eine schon gangbare, ver… …talt für diese mit leichter Mühe wirksamer …macht werden können, als die nun theils …te, theils projectirte Zerstücklung in neue …ngen bey dem allzu kirchlich zugeschnitte… …fachverständiger, naher Inspection bedürfti… …nasium, bey der fast unsichtbar gewordenen …demie, bey dem jetzt unter Verpachtungen …kenden, einst zur Bildung des Geschmacks …wirksamen Theater? ob die projectirten An… wenn sie zur Wirklichkeit kommen sollten, …*cht eben* so viel als die schon gangbaren ko… …hten? ob man solche Pensionsanstalten blofs …n Umfange des Landes, worinn sie errichtet …zu schätzen und daher unverhältnifsmäfsig …n habe? Der übrige Ruhm *L's.* würde we… …beym minder unterrichteten Ausländer merk… …nnen haben, wenn der Vertheidiger gegen …l, in welchem der kritisirte Durchreisende …nicht „modernisirenden," geschmackvollen …kundigen RR. *Huber* übereinstimmt, nicht …e Schatten aufstellen wollte. Es bleibt den… …r, dafs *L.* für die meisten Lehrer der so eilends …en Hohenkarlsschule sorgte, wenn gleich …der Fremde gerufene freymüthige *Danz* da… …eschlossen wurde. Und so bleibt, um einige… …igere Punkte zu berühren, *L.* für Würtem… …noch unsterblichen Danks würdig, dafs er …esverderblichen Dienstverkauf sogleich ernst… …ob, ungeachtet er die dadurch emporge… …en Untauglichen unter den Beamten nicht, wie …r die Nachwelt abschreckenden Exempels und …Ganzen wegen nöthig und gerecht gewesen …r Untersuchung zog, und ungeachtet er dem …elle des Dienstverkaufens so natürlich sich …enden Nepotismus (S. 31.) nicht genug wi… …konnte, da freylich bis dahin entweder Dienstverkauf oder Diensterblichkeit in Würtemberg Erbübel gewesen waren. Eben so gebührt der Wirthschaftlichkeit seiner Gemahlinn vom ganzen Lande, und ihrer Wohlthätigkeit von den Armen *beider* Kirchenparteyen lauter Dank und segnendes Andenken, wenn es gleich notorisch ist, dafs die Frommelnden im Lande bey ihr vorzüglich Zutritt zu haben wähnten und ihr dadurch Nachreden zuzogen. Wenn nun die kaltblütige Geschichte, durch Bemerkung des Tadelhaften das wahre Lob *L's.* und seiner Regierung, wovon sie aus der Schrift des Vf's noch manches schöne Datum ausheben könnte, desto glaubwürdiger machen würde; so fallt dagegen der Vf. gar zu sehr aus dem Tone des Unparteyischen. Ein Durchreisender sah, dafs die nächtliche Beleuchtung der Residenz Stuttgart — mit dem December aufhörte. Einwohner gaben dies dem Regenten schuld. Das unwitzige, aber charakteristische Bonmot circulirte: so sehr sey der Herzog feind der Aufklärung. Der Durchreisende läfst dies, aber ausdrücklich als Stadtsage, drucken. Und dagegen hält es nun der Vertheidiger nicht für hinreichend, bekannt zu machen, dafs *L.* (im *zweyten* Winter seiner Regierung) an die *Illuminationscasse* (so nennt der schwäbische Canzleystil zu Stuttgart die Casse für nächtliche Beleuchtung!) 1000 Gulden habe bezahlen lassen. Er will, dieser Beytrag sey ohne alle Verbindlichkeit geschehen, da doch der Geber wahrscheinlich bedachte, dafs es unbillig seyn würde, wenn die Stadt allein bezahlen sollte, was der zahlreiche Hof mit genofs. Den Durchreisenden aber, welcher diese Berichtigung eines, wie Rec. selbst weifs, damals ausgebreiteten Stadtgerüchts einem der für statistische Freymüthigkeit gar nicht gestimmten Würtemberger abnöthigt, schimpft der Vertheidiger einen *Verläumder*, dem es *nicht um Wahrheit zu thun gewesen sey;* ja selbst der Herausgeber ist ihm ein Mann, welcher *Lügen* gegen Fürsten drucken lasse und den, welcher sie aufdecke, *wohl fähig sey mit Koth zu werfen.* Ungerne findet hier Rec. den Ton derer, welche jedes Versehen in der Publicität mit Feuereifer verfolgen, um jeden Schriftsteller durch die Furcht, dafs durch sie auch unrichtige Volksgerüchte öffentlich zum Wort gebracht werden möchten, von allem Gebrauch der Publicität so lange zurückzuschrecken, bis sie selbst alles actenmäfsig (und wären die Acten auch unter den Privatrechnungen eines Fürsten) zuvor untersuchen könnten. Würde es nicht des Vertheidigers und der Sache würdiger gewesen seyn, zu erklären, dafs ihm der Nacherzähler jener Stuttgarter Stadtsage, welchem er eine ernsthaftere Laune und besser unterrichtete Bekanntschaft zu Stuttgart wünschte, Anlafs gebe, die Ehre des Verstorbenen auch bey dieser kleinlichen Nebensache actenmäfsig gegen die Fortpflanzung jener Nachrede, die als Stadtgerücht vermuthlich unwiderlegt fortgedauert hätte, zu sichern? Warum findet sich aber vielmehr diese höchst reizbare Empfindlichkeit gegen fremde Beobachter gerade so sehr in einem Lande, wo man alle vaterländische Geschichtsachen noch immer, *so viel möglich*, geheim zu behandeln und da-

durch Neugierde und Erdichtung nur um so mehr zu reizen pflegt? In einem Lande, wo Männer, welche etwa wie Sattler, Breyer etc. actenmäfsige Aufschlüsse geben konnten und wollten, durch Revisionen so beschränkt waren, dafs sie nicht viel mehr als das allbekannte oder das vortheilhafte drucken lassen konnten, und dadurch bey andern, welche von solchem Censurzwange nichts wissen, sich noch nach dem Tode den Verdacht der Parteylichkeit zuziehen; wie dies erst neuerlich dem ehrlichen *Sattler* im III Bde. von *Meiners Lebensbeschreibungen berühmter Manner* S. 41. begegnet ist. Nichts ist wahrer, als die Sentenz des Vfs. „es ist eine Art von Feigheit, wenn man aus Furcht" (vor Einheimischen oder vor Auswärtigen) „zu allem schweigt, und der Wahrheit zu lieb nicht auch einige Unannehmlichkeiten zu erdulden im Stande ist. So bekommt endlich Unwahrheit und Lüge gewonnen Spiel." Mochte dagegen des Vfs. Bemerkung, dafs eine vollständige Geschichte von der Regierung Ludwig Eugens noch nicht so bald zu erwarten seyn dürfte, nicht eintreffen, und ihr höchstens noch die actenmäfsige und unstreitig äufserst lehrreiche Regierungsgeschichte des Herzogs Carls, zuvorkommen!

Erfurt, b. Keyser: *Neue Anti-Pandora*, oder *angenehme und nützliche Unterhaltungen über — Völker und Länder; auch über Gegenstände der Naturlehre, Geschichte und Technologie.* Herausgegeben von *G. E. Rosenthal. Zweyter Band.* 1796. VIII. 408 S. 8. (20 gr.)

Wieder ein buntes Allerley, nach der Schickung des Zufalls zusammengetragen. I. *Astronomie.* Von dem Sonnensystem, Fortsetzung. Es ist eine sehr unbestimmte Angabe des Abstandes der Sonne von der Erde, wenn man sagt, eine Kanonenkugel bringe auf derselben 25 Jahre zu. Abstand der Erde von der Sonne heifst nicht *Erdferne.* Die Vorstellungen des Vf. von Milchstrafsen sind noch etwas verworren. Woraus ist zu schliefsen, dafs der organische Stoff auf den Planeten um desto leichter, feiner und elastischer sey, und desto vortheilhafter verbunden werde, je weiter der Planet von dem Mittelpunkte seines Systems entfernt ist? Dieses soll auch von Sonnensystemen in Beziehung auf einen allgemeinen Mittelpunkt des Weltalls gelten. Was heifst es, dafs vielleicht ein Mittelpunkt vorhanden sey, worin eine mehr als irdische Sonne strahle, der nähere Sitz der Macht Gottes? II. *Naturlehre.* Sehr positiv wird hier behauptet, dafs das Licht zwar eine höchst feine, ungemein elastische, auflösende, allwirksamme und allbelebende Materie — völlig entwickelter (?) Feuerstoff sey, aber bey aller seiner Reinheit dennoch mit fremdartigen Theilen gemischt sey, und immer ein Phlogiston zum Bestandtheile habe. Hoffentlich wird diese Verunreinigung erst in unsern sublunarischen Gegenden geschehen. Der Vf. weifs aus chemischen Zerlegungen und Zusammensetzungen, dafs Schwefel aus Vitriolsäure und Phlogiston besteht. — Die Geschichte der Elektricität ist Wort für Wort aus Gehlers physikalischem Worterbuche abgeschrieben. Die Zusätze im 5ten Th. sind nicht benutzt. III. *Naturgeschichte*, neun Artikel. Vom Ameisenlöwen wird in allen Büchern über Naturgeschichte erzählt. In der Beschreibung des ägyptischen Bergfalken konnte die kunstmäfsige Beschreibung, die Hasselquist geben mufste, für die Leser dieser Schrift abgekürzt werden. Abkürzen ist freylich schwerer als Abschreiben, wenn man nicht blofs ausstreicht. Uebrigens ist dies ein zweckmäfsiger Artikel. IV. *Physikalische Erdbeschreibung*. vier Aufsätze. Die Beschreibung der Salzwerke in Galizien und Lodomirien nimmt drey Bogen und darüber ein. Die Namen der Tagesschachte sind einem deutschen Leser gar nicht nöthig zu wissen. — Auf Barbados habe man die Höhe des in einem Jahre gefallenen Regens 67 *Cubikzoll* gefunden. V. *Volkerkunde*, sieben Artikel. Die Beschreibung der Heirathsgebräuche morgenländischer Völker ist langweilig, war aber leicht aus geographischen Büchern abzuschreiben. Von den Bergschotten. Ihr Land wird sehr graufenvoll, ihre Bewohner als höchst armselig geschildert, vermuthlich von einem Engländer. Von einem Berge daselbst heifst es, dafs er von einer so erstaunlichen Höhe ist, dafs man anderthalb deutsche Meilen reisen mufs, bevor man, nicht auf die Spitze, sondern nur an die Gegend kommt, wo er anfangt unersteiglich zu werden. VI. *Geschichte* des Degentragens und des Brods bey alten Volkern. VII. *Technologie.* Das Verzinnen, die Verfertigung der Flintensteine, das Löthen der Metalle, die Verfertigung des Gypsmarmors. Der erste Artikel ist aus dem Macquer-Leonhardischen Wörterbuche der Chymie, der zweyte aus des Herausgebers Fortsetzung von Jacobsons technologischem Wörterbuche abgeschrieben. Auf diese Art läfst sich leicht ein Buch fabriciren. Bey chemischen Artikeln hat der Herausgeber etwas Aufmerksamkeit anzuwenden, weil in diesem Fache manches seit kurzem veraltet oder verbessert ist. Der Schlufs des Artikels vom Verzinnen aus Macquer hätte nicht weggelassen werden sollen, weil darinn die Schädlichkeit des gewöhnlichen Bleysatzes bemerklich gemacht wird. Die Erklärung des Verzinnens der Stecknadeln, die aus einer Anmerkung in der deutschen Ausgabe genommen ist, hätte aus Grens Chemie, zweyter Ausgabe berichtigt werden können, wenn es nöthig schien, Erklärungen des Verfahrens zu geben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Januar 1798.

PHYSIK.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchhandl.: *Phyſiſch-mathematiſche Abhandlung über Gegenſtände der Wärmelehre, welche mit der Ausübung in der nächſten Verbindung ſtehen*, von *Karl Chriſtian Langsdorf*, Kön. Preuſs. Rath. 1796. XXIV u. 314 S. 8. 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Nach der Erklärung des Vf. iſt der Hauptzweck dieſer Schrift denjenigen, die ſich nicht mit der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange beſchäftigen können, eine Schrift in die Hände zu geben, worin ſie die Wärmelehre, ſo weit ſie für das bürgerliche Leben von unmittelbarem Nutzen iſt, im Zuſammenhange vorgetragen finden, insbeſondere dadurch etwas zur Bildung gründlicherer Saliniſten beyzutragen. In Rückſicht auf dieſen Plan ſcheint doch der Vf. ſich zu weit in pyrometriſche Rechnungen zu vertiefen, welchen es zuweilen an Gründlichkeit, Nettigkeit und Verſtändlichkeit fehlen möchte; auch bringt er in die ganze Lehre mehr Speculationen hinein als überhaupt nöthig wäre. Von praktiſchen Bemerkungen aus Erfahrungen findet man weniger, als man nach jener Erklärung erwarten darf. *Lamberts* Pyrometrie und *Mayers* Abhandlung über den Wärmeſtoff ſind fleiſsig benutzt. In der That iſt in dieſen Werken ſoviel für die theoretiſche Pyrometrie geleiſtet, dafs es ſchwer hält, von dieſer Seite noch etwas von Wichtigkeit hinzuzufügen. Nach dieſem allgemeinen Urtheile iſt nun noch der Inhalt der Schrift mit einigen Bemerkungen anzuzeigen.

I. *Allgemeine Eigenſchaft der Wärme und des Wärmeſtoffs*, ganz kurz und dabey noch polemiſch gegen die Herrn *Werner* und *Mayer*. Der Vf. erklärt ſich die Entſtehung der Wärme beym Reiben als ein Auspumpen der Wärmematerie. Die Vorſtellung iſt wohl etwas zu grobſinnlich. Am Ende bemerkt er ſelbſt, dafs ſeine Betrachtung nicht ganz an ihrer rechten Stelle ſtehe, weil noch zu wenig vom Wärmeſtoff und ſeinem Verhalten geſagt ſey; Anfänger, die darin Dunkelheit finden, möchten ſie fürs erſte überſchlagen. Das iſt überhaupt nicht methodiſch; auch iſt es bey der Anwendung der Mathematik auf phyſikaliſche Gegenſtände ſehr nöthig, die Vorſtellungen davon recht ins Licht zu ſetzen, und zu zeigen, wie es möglich ſey, die Erſcheinungen der Meſſung und Rechnung zu unterwerfen, beſonders in dieſer Materie, wo der Stoff, deſſen Wirkſamkeit berechnet werden ſoll, nur hypothetiſch iſt, und ſich ſowohl gegen die chemiſche, als mathematiſche Behandlung ſchwierig erzeigt. Die Mathematik verlangt allenthalben feſten Grund, es ſey nun, dafs ihn die Natur gebe, oder dafs ſie ſelbſt ihn ſich verſchaffe. II. *Mittel, beſtimmte Wärmegrade anzugeben.* Zuerſt vom Luftthermometer. Leichter wäre es, von den andern Thermometern anzufangen. Bey dem Drebbelſchen miſcht der Vf. S. 16 u. 17 etwas hinein, was für das Fahrenheitiſche und andere Thermometer dieſer Art gehört. An jenem dient ja die Luft durch den Raum, den ſie einnimmt, zum Wärmemeſſer, nicht das ſie einſchlieſsende Fluidum. Gleich der Anfang der pyrometriſchen Rechnungen iſt undeutlich. Es heifst §. 11 „der Wärmegrad des frierenden Waſſers oder ihre Ausdehnungskraft heifse W.“ Das Pronomen bezieht ſich vermuthlich auf die im Sinne behaltene Wärmematerie. Aber was iſt die Einheit für W.? Grad und Kraft ſind ja keine ausgedehnte oder arithmetiſche Gröſse, ſondern werden nur durch eine ſolche dargeſtellt. Der Luftraum ſoll bey vermehrter Wärme vermindert werden. Dieſes iſt zwar bey hinlänglich vermehrtem atmoſphäriſchen Druck möglich: aber deutlicher und natürlicher wäre es doch, den Raum mit der Wärme zunehmen zu laſſen. Die Figur zu dem Amontonſchen Luftthermometer fehlt, obgleich der Platz dazu da iſt, und Bezeichnungen im Texte ſich darauf beziehen. Der Rechnungsfehler, deſſen Lambert S. 29 beſchuldigt wird, iſt nicht gemacht. Der Vf. verwickelt ſich, da er die Menge der Wärmetheilchen mit in Betrachtung ziehen will. Bey dem Luftthermometer iſt gar nicht die Frage von der Quantität der Wärmetheilchen, ſondern die Kraft der Wärme wird durch die Elaſticität der eingeſchloſſenen Luft gemeſſen, das iſt, durch eine Verhältnifszahl für das Product aus der Höhe des Drucks in die Gröſse des Luftraums. Noch eine Verwirrung findet ſich in §. 18 wo die Verfertigung eines Amontonsſchen Luftthermometers gelehrt wird. Den Froſtpunkt ſoll man nach Lambert mit 1000 bezeichnen, und die ganze Queckſilberſaule, ſo hoch ſie über dem Queckſilber in der Kugel ſteht, in 1000 gleiche Theile theilen. Allein des letzteren bedarf es gar nicht. Die Zahl 1000 zeigt hier nicht eine Temperatur über gänzlichen Mangel der Wärme an, ſondern iſt die Verhältnifszahl für den Druck beym Froſtpunkte, ſo wie 1370 (nach Lambert) für den Druck beym Siedpunkte. Es ſcheint, wie beſonders §. 38 zu erkennen giebt, der Vf. bey der Zahl 1000 die Vorſtellung von einer Verhältnifszahl für die Quantität der Wärme einzumengen. Er zieht das Lambertſche Luftthermometer den andern vor; allein die Unbequemlichkeit iſt doch dabey, dafs man drey Correctionen nöthig hat, um die

die Höhe des Drucks, oder die Elaſticität der eingeſchloſſenen Luft bey einem beſtimmten Raume anzugeben. Die Formeln zur Verwandlung der Grade eines Queckſilber- und Weingeiſtthermometers können bequemer gefunden werden. Es iſt hier nicht nöthig, eine Beſtimmung erſt wegzuwerfen, und ſie hernach unvollkommener Weiſe nachzuholen, da man ſie gar leicht gleich anfangs in Rechnung bringen kann. Lamberts Verfahren (Pyrom. §. 123) iſt viel leichter und hier hinlänglich genau. III. *Von den Wirkungen der Schwere auf den Wärmeſtoff.* „Wir wiſſen" heiſst es §. 47 „von der Schwere nichts weiter, als daſs auch das kleinſte Theilchen eines jeden Körpers ein Beſtreben gegen den Mittelpunkt der Erde hat, *oder der Schwere unterworfen iſt.*" Die Aſtronomen wiſſen doch etwas mehreres und richtigeres davon. Hr. *L.* ſcheint geneigt, einen *Schwerſtoff* anzunehmen, auſser welchem er auch noch einen *Leichtſtoff* vorſchlägt, der die Schwerſtofftheilchen zu binden fähig ſeyn ſoll. Ohne die bekannten Gründe gegen einen Schwerſtoff anzuführen, geben wir nur Hn. *L.* zu bedenken, wie vielerley Schwerſtoffe man in dem ganzen Erdkörper anzunehmen hätte, um die Schwere deſſelben gegen die Sonne, den Mond und jeden andern Weltkörper zu erklären. Die Maſſe eines Körpers würde bey der Verbindung mit einem Schwerſtoffe für die Höhe des Falles in einer beſtimmten Zeit nicht gleichgültig ſeyn, wie der Vf. es §. 50 annimmt. IV. *Von dem Einfluſſe der Expanſivkraft des Wärmeſtoffs auf Form und Temperatur der Körper.* Die Expanſivkraft verhält ſich umgekehrt wie die ſogenannte ſpecifiſche Wärme, und iſt in der That ein verſtändlicherer Ausdruck. Noch beſſer möchte man für ſpecifiſche Wärme die Dichtigkeit des Wärmeſtoffs ſetzen. Die Sache hätte wegen ihrer Wichtigkeit eine etwas deutlichere und umſtändlichere Ausführung verdient. Die Rechnung §. 65 iſt nicht verſtändlich. In dem citirten §. 64 iſt die angeführte Proportion nicht anzutreffen. Auch die Rechnungen §. 66. 67 ſind nicht deutlich. V. *Von der Dichtigkeit der Wärmetheilchen in beſtimmten Räumen.* Bey Dichtigkeit kommt es auf die Gröſse des Raums nicht an. Die Behandlung dieſer Materie hat den Rec. ermüdet, ob ſie gleich ſonſt für ihn gar keine Schwierigkeit hat. Die Berechnung der Menge der freyen Wärmetheilchen in Waſſer §. 78 iſt ganz unverſtändlich, und gar nicht vorbereitet. Bey der Berechnung des Wärmegrades in einer Miſchung von Vitriolöl und Waſſer, zufolge eines von *Gadolin* angeſtellten Verſuches, werden unnöthiger Weiſe die Grade der Celſiusſchen Scale in Grade für Lamberts Luftthermometer verwandelt. Es folgt ferner gar nicht, daſs das Verhältniſs der Menge der Wärmetheilchen für den Froſt- und Siedpunkt, welches nach einer gewiſſen Vorausſetzung durch das Luftthermometer gefunden iſt, auch für das Queckſilberthermometer zutreffen werde. Es wäre der Mühe werth geweſen, die Gadoliniſchen Verſuche alle oder groſstentheils zu berechnen, woraus ſich würde ergeben haben, daſs keine beſtändige oder wenig veränderliche Verhältniſszahl für die Menge der Wärmetheilchen bey dem Froſtpunkte Statt hat. Eine ſo ſchwankende Beſtimmung, als §. 82 und 83 gefunden wird, iſt gar nicht brauchbar. Es iſt kein mathematiſches Verfahren, eine Formel vorzuſchreiben, nach welcher man einſtweilen rechnen ſoll, bis die chemiſche Unterſuchung gröſsere Gewiſsheit verſchafft habe. Schwerlich wird ſie entſcheiden, ob der Wärmeſtoff gebunden werden könne oder nicht. Eine gröſsere Dichtigkeit bewirkt daſſelbe was Bindung. Die ganze Frage über den Abſtand der abſoluten Kälte vom Froſtpunkte möchte für die Phyſik von keinem Nutzen ſeyn. VI. *Geſetze der Bewegung des Wärmeſtoffs, und davon abhangende Erwärmung und Erkältung.* Die Mayerſche Formel für die Erkältung findet Hr. *L.* unrichtig. Sie iſt aber in der That dieſelbe mit der von Lambert gegebenen, nur im Aeuſsern verſchieden. Nach ihr iſt auch die Tafel berechnet, die aus Lamberts Pyrometrie *in extenſo* mitgetheilt wird. — Der Unterſchied, der S. 179 zwiſchen Ableitung und Fortleitung der Wärme gemacht wird, iſt ſehr gegründet. Der Vf. hätte nur etwas tiefer in die Sache eindringen ſollen. Die Begriffe von *Leitungskraft* der Wärme ſind noch nicht genugſam von den Phyſikern beſtimmt. Man muſs unterſcheiden das Vermögen in einem gegebenen Mittel ſich abzukühlen, das Vermögen verſchiedener Mittel Wärme zu rauben, das Vermögen Wärme durchzulaſſen, und das Vermögen eines Körpers die Wärme in ſeiner Maſſe fortzuleiten, Unterſchiede, die hier nur kurz angedeutet werden können. *Mayer* findet das Verhältniſs der Leitungskraft in Waſſer und Queckſilber wie 100:197; *Thomſon* wie 100:319, jener nach dem erſten, dieſer nach dem dritten Begriffe von Leitungskraft. Der Widerſpruch, den Hr. *Mayer* zu mindern ſucht, iſt alſo nicht vorhanden. Hr. *L.* redet S. 175 von wärmeleitender Kraft in der dritten Bedeutung, da er S. 149 u. 167 ſie in der erſten nimmt. Er findet S. 181 nach der erſten mittelſt einer theoretiſchen Formel (die bey Mayer §. 359. VI) das Verhältniſs der Leitungskraft des Waſſers und der Luft (hypothetiſch ganz richtig) wie 1:473, und wundert ſich, daſs Thomſon es wie 1000:157 gefunden habe. Die Thomſonſche Beſtimmung iſt ihm nur aus der zweyten Hand bekannt, und zwar mittelbar durch die Leitungskraft des Queckſilbers. Dieſe findet Th. in Vergleichung mit der des Waſſers anders als unſer Vf. ſie annimmt, in den *Philoſ. Tranſ.* 1786. Nach Thomſon iſt jenes Verhältniſs wie 313:80.41, das iſt, 1000:257. Er nimmt, wie geſagt, Leitungskraft in der dritten der obigen Bedeutungen. Was Hr. *L.* gegen Hn. *von Humbold* behauptet, daſs es nicht vortheilhaft ſey einen Herd hohl zu bauen, weil die Luft zu ſehr leide, beruht auf demſelben Miſsverſtande. Freylich, wenn die Luft unter dem Herde nicht eingeſchloſſen iſt, möchte es nachtheilig ſeyn; allein die Luft muſs, wie in Thomſons Verſuchen, eingeſchloſſen werden. Auf den Satz, daſs eingeſchloſſene Luft die Kälte (oder vielmehr die Wärme) ſchwer durchlaſſe, hat Hr. *Büſch* eine vortheilhafte Einrichtung, ein Zimmer warm zu erhalten, gegründet,

und

und auch ausgeführt (Bauwiff. Bd. I. S. 271). VII. *Wirkung des Warmeſtoffs bey Ausdehnung der Körper, vorzüglich des Waſſers und deſſen Verdampfung.* Das Waſſer ſoll ein in Warmeſtoff beynahe ganz aufgeloſeter und ſeines Zuſammenhanges beraubter Körper ſeyn. Daſs die Elaſticität der Dämpfe der Höhe der Queckſilberſäule, welche damit im Gleichgewicht iſt, proportional ſey, wird S. 138 bezweifelt. Allein wie kann man die Elaſticität anders meſſen? Da die Art, wie *Betancourt* ſeine Beobachtungen angeſtellt hat, dem Vf. nicht bekannt iſt, wie er ſelbſt ſagt, ſo konnte er darüber auch nicht urtheilen. Von der Rechnung über die Geſchwindigkeit der ausſtrömenden Dämpfe verſteht Rec. gleich die erſte Zeile nicht. Für die Länge *h* iſt gar keine Einheit vorhanden. — Vorſchlag zu einer neuen Siedmaſchine, in welcher die Dämpfe aus dem bedeckten Keſſel durch eine Röhre abgeleitet werden. Sie erfodert eine gegen 40 Fuſs tiefere Stelle als der Herd. Zum Sieden iſt es vortheilhafter die Dämpfe zuſammen zu halten. Zum Abdampfen einer Soole iſt die Einrichtung, wegen des verſchloſſenen Keſſels, nicht tauglich. Beſſer wird die Siedart ſeyn, die unter der Benennung der *Tavelliſchen* beſchrieben wird. Das Feuer wird zugleich auf die gewöhnliche Art und auch als Reverberirfeuer über einer untern Pfanne gebraucht. (Nur iſt die Frage, ob die Dämpfe aus dieſer untern Pfanne die Flamme nicht ſchwachen). Die erſte Regel für die wohlfeilſte Verdampfung iſt nicht genugſam beſtimmt. „Um eine gegebene Waſſermenge mit der geringſt möglichen (möglich geringſten) Menge von Brennmaterialien zu verdämpfen, ſoll man dem Waſſer eine ſo geringe Tiefe im Gefäſse geben, als andere Umſtände es verſtatten.“ Was ſind das für andere Umſtände? Die zweyte Regel iſt brauchbar. Man ſoll den Boden des Gefäſses nach hinten in die Höhe ſteigen laſſen. Die Vorſchrift §. 165 läſst ſich kürzer und deutlicher ſo faſſen: Man mache die Pfanne 32—36 Fuſs lang, über dem Heerde 15 Zoll tief; an dem Ende 7—8 Zoll tief, von der Oberfläche des Waſſers an zu rechnen. Bey dieſer Gelegenheit bemerkt Rec. daſs die achteckige Figur einer Pfanne nicht ſehr vortheilhaft ſey, ſondern daſs ſie am Ende ſchmäler werden müſſe. In §. 271 wird eine neue Art Soole zu gradiren vorgeſchlagen, wozu *Zieglers* Verſuche über die Verdampfung der Waſſertropfen auf heiſsen Platten Anlaſs gegeben haben. VIII. *Vom Feuer und Brennen.* Zuerſt von dem phlogiſtiſchen und dem antiphlogiſtiſchen Syſtem. Das erſte wird nach Hn. *Grens* Theorie in der zweyten Ausgabe ſeiner Naturlehre erklärt. (In dieſer wird der Brennſtoff aus Licht und Wärmeſtoff zuſammengeſetzt; in der dritten Ausgabe ſind Brennſtoff und Wärmeſtoff Beſtandtheile des Lichts. Das achte alte Stahliſche Phlogiſton iſt ein erdartiger, erhitzbarer und entzündlicher Grundſtoff). Die Zunahme der Metallkalke an Gewicht ſieht doch der Vf. auch als eine groſse Schwierigkeit des phlogiſtiſchen Syſtems an. Die Verſtärkung des Luftzuges gewähre in Rückſicht auf die Menge der gewonnenen Feuertheilchen keinen Vortheil, und befördere nur die Geſchwindigkeit des Verbrennens, auch nach dem antiphlogiſtiſchen Syſtem. Am Ende werden *Hartigs* phyſikaliſche Verſuche über das Verhalten der Brennbarkeit verſchiedener Waldbaumhölzer beurtheilt. Sie werden für unbrauchbar zur Vergleichung des Werthes der Hölzer erklärt. Doch hat Hr. *L.* über einen Bogen mit dem Verzeichniſs der angewandten Holzarten und der gemachten Verſuche angefüllt, da einige genügt hätten. So ganz unbrauchbar ſind inzwiſchen dieſe Verſuche nicht, wenn gleich bey der Berechnung des Hn. *H.* noch etwas zu erinnern ſeyn möchte. Es iſt nur um eine relative Schätzung der Preiſe zu thun.

Basel, b. Flick: *Verſuch über die erſte Bildung der Erde nach Moſes Bericht in phyſikaliſch-chemiſcher Rückſicht*, von *Ge. Wilh. Maier.* 1795. 208 S. 8. (14 gr.)

Man ſollte denken, daſs es gegenwärtig niemanden mehr einfallen könnte, die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte zur Grundlage einer phyſikaliſchen Erklärung von der Entſtehung und Ausbildung der Erde zu machen. Doch ſcheinet ſie faſt unſerm Vf. nur Gelegenheit zu ſeyn, deſto mehr von ſeinen, freylich noch ſehr mangelhaften und verworrenen, Kenntniſſen an den Tag zu bringen. Zuerſt etwas über das Planetenſyſtem; dann von der natürlichen Entſtehung der Erde nach dem Begriffe des Burnet, Whiſton und Leibnitz; nun ausführlich die älteſte Geſchichte der Erdkugel, aus einer Schrift von Koſche über den Charakter, die Sitten und die Religion aller bekannten Völker, eine apokalyptiſche Viſion, wie anfangs die Theilchen der Materie in dem Himmelsraume geſchwebt haben, ohne anziehende Kraft zu beſitzen, die ihnen durch das Wort des Schöpfers, es werde Licht, mitgetheilt iſt. Nun bildeten ſich die Sonnen. Durch eine elektriſche Kraft warfen dieſe groſse erdige Klumpen aus; die ſich einander anzogen, und zu Planeten wurden. So entſtand unſere Erde, und der Mond aus einem groſsen ſpäter ausgeworfenen Klumpen, der glücklicher Weiſe auf die Erde ſtieſs, ohne ihr ſonderlichen Schaden zu thun, und nun bey ihr bleiben muſste. Wie es nachher weiter mit der Bildung der Erde zugegangen, mag man bey dieſem oder unſerm Vf. leſen. Unſer Vf. nimmt nachher noch ſeinen eigenen Weg. Groſse Einſchaltungen aus der Phyſik und Chemie, lange Citate aus der Philoſophie der Alten und Neuern, halten ihn ſo auf, daſs man nicht wohl ſieht, was er herausbringt. Die phyſikaliſchen Begriffe und Sätze unſers Vf. bedürfen durchgehends vieler Berichtigung oder müſſen ganz verworfen werden. Bey der Bildung der Erde haben nach ihm die dephlogiſtiſirte und die entzündbare Luftart ſich zuerſt geſchieden, und vermöge ihrer auſserordentlichen Leichtigkeit und Emporſtrebungskraft den Grund zur Atmoſphäre gelegt. Der Vf. wirft die Frage auf, warum Moſes nichts von der Entſtehung der Körper in den Eingeweiden der Erde erzählt. „Warum ſchweigt der ägyptiſche Zögling

„ganz von der Ausbildung und Entwicklung mancher „entſtandenen Körper? er, der durch ſeine phyſika„liſchen Künſte an dem Hofe des Pharao Staunen und „Bewunderung erregte, warum führt er uns nicht in „die Gewölber und Hölen der Erde, und macht uns „auf manche Mineralien und Metalle aufmerkſam? „Darauf lieſse ſich manches antworten, welches zu „Ausſchweifungen Anlaſs geben könnte. Ob er viel„leicht ſelbſt nichts davon zu ſagen wuſste, laſſe ich „dahin geſtellt ſeyn.“ Nun wird eine Beantwortung gegeben, die mit der Frage ſelbſt erſpart werden konnte. — Daſs in dem J. 1713 auf dem adriatiſchen Meere, unweit Venedig, eine Inſel aus dem Meere, nach einem vorhergegangenen ſchrecklichen Brüllen, ſich erhoben habe, und bald darauf noch eine auf dieſe Art entſtanden, iſt eine arge Verwechslung. Daſs im J. 1590 ein groſser Theil von Frankreich von dem Meere abgeriſſen worden, wird ein Miſsverſtand ſeyn. Am Ende des Buchs wird ein zweyter Theil verſprochen, der ſo viel wir wiſſen, noch nicht erſchienen iſt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga, b. Müller: *Der Wilde, eine peruaniſche Geſchichte.* 1797. 228 S. 8. (16 gr.)

Die Geſchichte des Peruaners Azeb, der in der Entfernung, in welcher er von der Welt lebte, von jeder Seite glücklich war, und durch die Rückkehr in dieſelbe, die ein wollüſtiger Spanier bewirkte, um ſich Xuna's, der Gattin Azebs, zu bemächtigen, ſo wie durch die ihm aufgedrungene Annahme des Chriſtenthums, den Grund zu innern und äuſsern Qualen gelegt ſah, iſt nicht ohne Intereſſe, welches theils auf der Anordnung der Begebenheiten und der mit ihnen in Verbindung ſtehenden Empfindungen, theils auf dem Contraſte der aufgeſtellten Charaktere, theils endlich auf einer gefälligen Einkleidung beruht. Indeſſen bleiben noch viele Unwahrſcheinlichkeiten übrig, die jenen vortheilhaften Eindruck ſchwächen. So ſcheint die Rache einiger Spanier gegen den Helden der Geſchichte immer um deswillen nur halb vollendet zu werden, damit er wieder auftreten und weiter handeln könne. Wenigſtens ſieht man nicht warum er von der Inquiſition, der er in die Hände fällt, nicht aufgeopfert, warum er von Alfonſo, dem er ſo ſehr im Wege iſt, nicht ganz weggeräumt wird, ſtatt ihn in die Goldminen von Potoſi zu ſchicken! Auch ſchadet die Eintönigkeit, die in den Scenen und in der Zeichnung der Charaktere herrſcht; dieſe ſind entweder ganz edel, oder durchaus niederträchtig und wollüſtig und jene kehren oft ganz in derſelben Art wieder, wie z. B. der Angriff des Paters Anſelmo auf Mobilha, und der von Liſanjere auf Xuna's Tugend, — die Flucht Azebs aus dem Gefängniſſe der Inquiſition und ſein Entkommen aus den Feſſeln Alfonſo's. In jenen Angriffen, die viel zu unvorbereitet und unbehutſam geſchehen, liegt auch eine auffallende Inconſequenz, die zumal dem Jeſuiten Anſelmo übel anſteht! — Daſs man auf viele Reminiſcenzen aus den Lukas und ähnlichen Dichtungen ſtöſst, iſt eher angenehm als widrig: doch vermehren ſie das Verdienſt des Vf. nicht, der überhaupt die Ausſchmückungen ſeiner Scenen, um ſie local zu machen, zu ängſtlich ſucht, und die innere und höhere Wahrheit, die in Charakteren und Empfindungen liegt, darüber hintanſetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Augsburg*, b. Riegers: *Joh. Helfenzrieders*, vormal. Prof. d. Math. zu Ingolſt., der Theol. Doct., Sr. kurf. Durchl. zu Pfalzb. geiſtl. Rathes etc. *Abhandlung von den Fehlern der gewöhnlichſten Maſchinen, abſonderlich der Hebzeuge, und wie ſie zu verhüten ſeyen.* Ein Beytrag zur praktiſchen Mechanik für Baumeiſter, Ingenieurs, und andere Leute, welche Maſchinen anzugeben, oder damit umzugehen haben. Mit vier Kupfert. 1795. 8 Bog. gr. 8. (8 gr.) In den erſten Kapiteln, welche von dem idealiſchen und phyſikaliſchen Hebel u. ſ. w., von dem Mittelpunkte der Schwere u. dgl. die nöthigſten Begriffe beybringen ſollen, befürchtet man in ein abermaliges ſo genanntes Lehrbuch der Mechanik zu gerathen; auſser daſs man doch auch hier ſchon ein paar gute Bemerkungen über das Schwinden des Holzes und die Feſtigkeit der Materialien antrifft; z. B. daſs das ſprödeſte Eiſen wohl *zehnmal* leichter als das zäheſte zerbricht! Merkwürdig genug, und von wichtigen Folgen für die Wahl des Eiſens und ſeiner Bearbeitung! Die übrigen Kapitel enthalten dagegen nur ſehr weniges, was dem Titel nicht entſpräche, ob ſie gleich demſelben bey weitem nicht Genüge thun. Der Vf. ſcheint noch zu denen zu gehören, welche das Weſentlichſte der Maſchinenlehre glauben abgehandelt zu haben, wenn ſie die einfachen Maſchinen in ihrem ſtatiſchen Zuſtande nach einander vor Augen gehabt, und dann wegen ihrer Bewegung noch etwas von dem Schwungrade und der Friction hinzugefügt haben. Sonſt hätte er den Titel etwa ſo abgefaſst: Erörterungen, wie einige einzelne Theile der Maſchinen beſſer als gewöhnlich können eingerichtet werden; hauptſächlich von guter Einrichtung der Zapfen und Zapfenlagen, und von den Tragſcheiben und Tragrollen (Frictionrädern und Frictionsſectoren, den glatten und gezähnten.) — Wer irgend mit Maſchinenbau zu thun hat, wird dem Vf. für ſeine darüber mitgetheilten Bemerkungen Dank wiſſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Januar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Bayreuth: *Staatsarchiv der königlich preuſsiſchen Fürſtenthümer in Franken*, bearbeitet und herausgegeben von *Hänlein* und *Kretſchmann*. 1797. Zweyten Bands 1—4tes Heft. 495 S. Dritten Bands 1—2tes Heft. 214 S. 8.

Der Plan, die Abſicht und der Werth dieſes, für die Geſchichte und Staatsverfaſſung der königlich preuſsiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth, wichtigen Werks iſt ſchon aus der umſtändlichen Anzeige des erſten Bandes (A. L. Z. 1797. Nr. 231 u. 232.) hinlänglich bekannt.

Der *zweyte Band* enthält folgende Abhandlungen: I. *Staatsrechtliche Entwickelung des Landſaſſiats der Rittergüter, Truppach, Mangersdorf, Obernſees und Windiſchen Laibach.* II. *Vermiſchte adeliche Beſitzungen in dem Amte Bayreuth.* In dem 1. Bande dieſes Staatsarchivs Nr. 14. ſind die Verhältniſſe derjenigen Inſaſſen, welche ſich zur fränkiſchen Ritterſchaft bekennen, nur im Allgemeinen dargeſtellt worden. Es ſollen aber auch, der voranſtehenden Einleitung zu Folge, bey jedem Rittergute, welches der König unter die brandenburgiſche Landeshoheit reclamirt hat, *das Publicum* von der Rechtmäſsigkeit dieſes Verfahrens überzeugt, und demſelben die landſäſſigen Verhältniſſe der einzelnen Rittergüter, nach und nach diplomatiſch vorgelegt werden. Durch dieſe Arbeit bekommt alſo der Publiciſt ſowohl als der Geſchichtſchreiber manchen Stoff, in die individuelle Geſchichte und Verfaſſung dieſer fränkiſchen Lande mehr und mehr einzudringen, die Beſitzungen vieler, zum Theil anſehnlichen, Herrenfamilien genauer kennen zu lernen, und die ſucceſſive Ausbildung des ganzen Staats mit hiſtoriſcher Gründlichkeit zu entwickeln. Die vorhin bemerkten *zwey Abhandlungen*, worinn die brandenburgiſchen Hoheitsrechte über die genannten Rittergüter, durch die beygefügten Urkunden, erwieſen werden ſollen, liefern hierzu keinen ganz unwichtigen Beytrag; wir hoffen aber bey der Fortſetzung dieſes Archivs noch ungleich wichtigere Nachrichten aus dem diplomatiſchen Reichthum des pfaffenburgiſchen Archivs zu erhalten. III. *Landesvergleich zwiſchen dem königl. preuſsiſchen Fürſtenthum Ansbach und dem fürſtlichen Hauſe Oettingen-Spielberg*, von 17. Jul. 1796, wodurch die wechſelſeitigen Beſitzungen, Gerechtſame und Gefälle gegen einander ausgetauſcht, und die beiderſeitigen Territorien purificirt werden. IV. *Kurze diplomatiſche Nachricht von den Herrſchaften, Schlöſſern, Städten, Flecken, Dörfern und Gütern, welche weyl. Hr. Markgr. Georg zu Brandenburg im Königreich Ungarn beſeſſen hat; dann von den, daher rührenden, Prätenſionen des Hauſes Brandenburg auf einen Theil dieſer Güter, welcher demſelben von dem K. K. Haus bis auf den heutigen Tag unbilliger Weiſe vorenthalten worden iſt.* Markgr. Georg wurde bekanntlich bey ſeiner Mutter Bruder, König Wladislaus zu Ungarn erzogen, und führte nachher die Aufſicht über die Erziehung ſeines Sohns, des jungen Königs Ludewig. Für dieſe und andere dem königlichen Hauſe geleiſteten Dienſte ſchenkte ihm König Wladislaus, nach Inhalt der vorhandenen Originalurkunden vom J. 1510, viele hier namhaft gemachte ungariſche Schlöſſer und Städte mit ihren Zugehörungen, die aber dem Markgrafen in dem Kriege, zwiſchen K. Ferdinand I und dem ſiebenbürgiſchen Woywoden, Johann von Zapolia, der ſich zum ungariſchen König aufgeworfen hatte, um das J. 1530 weggenommen wurden. Da die Reſtitution dieſer Güter dem Markgrafen und ſeinem Sohne Georg Friedrich zu wiederholtenmalen, wiewohl ohne Erfolg, zugeſichert worden; ſo hat es das Anſehen, daſs das Kurhaus Brandenburg geſonnen ſey, jene alten Anſprüche, vermöge des Teſtaments vom J. 1580, wieder in Bewegung zu bringen. Uebrigens beſteht dieſer Aufſatz in einem ſehr magern Actenauszug, dem wir etwas mehr hiſtoriſche Darſtellung gewünſcht hätten. V. *Beleuchtung des, in der graflich Püklariſchen Debitſache von dem kaiſerlichen Reichshofrathe, am 15. Dec. 1796 wider die Ansbachſche Regierung erlaſſenen merkwürdigen Mandats.* Die Grafen von Püklar beſitzen in den Fürſtenthümern Ansbach und Bayreuth einige Rittergüter, welche, nach dem Zeugniſſe der hier angeführten Urkunden, von Litt. A. bis T. landſäſſig ſind; ſie wagten es aber dennoch, ſelbige für reichsunmittelbar zu erklären und, bey Gelegenheit ihres Debitweſens, dieſe landſäſſigen Güter der reichsgerichtlichen Jurisdiction zu übergeben. Bey dem Antritt der königlich preuſsiſchen Regierung in Franken wurden die Anſprüche der Inſaſſen auf die Reichsunmittelbarkeit geprüft, und als man ſich aus den Acten und Urkunden unter andern auch überzeugt hatte, daſs die Püklariſchen Güter unzertrennliche Pertinenzien des Ansbachiſchen Territoriums ſind, und daſs daher nur Territorialgerichtsbarkeit über ſelbige Statt finden könne; ſo fand ſich die Regierung bewogen, die kaiſerliche Debitcommiſſion aufzuheben und dadurch den bisherigen reichsgerichtlichen Eingriffen ein Ende zu machen. Hierauf erſchien aber am 15. December 1796 ein Reichshofrathsconclusum, worinn das Verfahren der

Ansbachischen Regierung etwas hart mitgenommen und als nichtig cassirt wurde. Dies war nun die eigentliche Veranlassung zu der gegenwärtigen *Beleuchtung*, wodurch die Regierung das Publicum von der Landsässigkeit der Grafen von Püklar und von der Zudringlichkeit des Reichshofraths zu überzeugen sucht. VI. *Ueber die Landsassigkeit der Leonrodischen Besitzungen im Amte Dietenhofen.* Auch in diesem, mit Urkunden belegten, Aufsatze, wird die brandenburgische Landeshoheit über Dietenhofen erweislich gemacht. VII. *Ueber die Staatsverhältnisse des Fürstenthums Ansbach gegen die angrenzenden bischöflich würzburgische Lande, im Allgemeinen, und über die brandenburgische Ansprüche an der würzburgischen Stadt, Burg und Kloster Kitzingen insbesondere.* Unter dieser Rubrik finden wir einen interessanten Briefwechsel, welcher zwischen dem Hn. Fürstbischof von Würzburg und dem königlich preussischen Hn. Staatsminister von Hardenberg, vorzüglich über die Kitzinger Angelegenheiten, geführt worden ist. Es gehören dazu verschiedene Beylagen und besonders (S. 317 — 370.) eine diplomatische Ausführung der brandenburgischen Ansprüche, an Stadt, Burg und Kloster Kitzingen. Sie enthält eine, aus den ältern im Druck erschienenen beurkundeten Deductionen sorgfältig gezogene, Darstellung der gegründeten und auf so mancherley Art gekränkten Gerechtsame des brandenburgischen Hauses, in Absicht der Ansprüche, die demselben auf einen Theil an der ehemals hohenlohischen Stadt und Burg Kitzingen zuständig gewesen sind. Nach dem Zeugniss der vorhandenen Urkunden, gelangten nämlich die Burggrafen von Nürnberg im J. 1390, nach Verlöschung des hohenloh-brauneckischen Mannsstammes, zum Besitz dessen ⅓ Theils an Kitzingen; die übrigen zwey andern hohenlohische Antheile hingegen gingen 1339 und 1406 durch Tausch und Kauf an das Stift Würzburg über, welches selbige zu verschiedenen Zeiten des 14ten und 15ten Jahrhunderts dem burggräflichen Haus um 39,000 Gl. unterpfändlich einräumte. Dem ungeachtet wollte Würzburg im J. 1627 die Reluition dieser Pfandschaft nicht nur auf die *ganze* Stadt Kitzingen, mithin auf den darunter begriffenen brandenburgischen Antheil, sondern auch auf andere Gerechtsame und Besitzungen ausdehnen, die die Markgrafen unter ganz besondern Titeln von andern Personen, keineswegs aber von Würzburg, erworben hatten. Der Hergang und die Beschaffenheit des hierüber entstandenen Processes, die Widerrechtlichkeit des von allen Seiten dabey beobachteten Verfahrens und die Nichtigkeit der 1652 erfolgten reichshofräthlichen Sentenz wird hierauf in bündiger Kürze und mit so triftigen Gründen dargestellt, dass dem unbefangenen Leser für die Gerechtigkeit der brandenburgischen Ansprüche an Kitzingen nicht der mindeste Zweifel übrig bleibt: und dennoch mussten sie unter dem damaligen Druck der Hierarchie erliegen. Der Vf. zeigt ferner, dass, obgleich jener Rechtshandel 1672 unter kurbrandenburgischer Ratification, verglichen und dem Stifte Würzburg die Stadt und das Amt Kitzingen für ein Aversionalquantum von 40,000 Rthlr. überlassen worden, dennoch der König von Preussen an jenem Vertrag um deswillen nicht gebunden sey; eines Theils, weil man würzburgischer Seits denselben, in Ansehung der, den evangelischen Religionsverwandten in Kitzingen *sub conditione resolutiva* vorbehaltenen Gewissensfreyheit, nicht in Erfüllung gebracht habe; andern Theils aber, weil von den erbverbrüderten Häusern Sachsen und Hessen nicht in obigen Vertrag gewilligt worden, und selbiger also auch in dieser Hinsicht keine Gültigkeit habe erlangen können. Zuletzt wird auch noch eine *Laesio enormissima*, welche bey den auf mehrere 100,000 Gl. zu berechnenden Werth des dritten brauneckischen Antheils an Kitzingen vorhanden sey, als ein beytretender Grund aufgestellt, welcher die Nichtigkeit des Vertrags bewirke. — Es kommt nun darauf an, ob das Hochstift Würzburg in Widerlegung der brandenburgischen Ansprüche und Beweisgründe, eben so glücklich seyn werde, als es im vorigen Jahrhundert in Behauptung seiner Ansprüche auf ganz Kitzingen gewesen ist. Aus sichern Nachrichten wissen wir, dass eine Widerlegung unter der Presse ist. VIII. *Beyspiel der brandenburgischen Entsagung unrechtmässiger Landeshoheitsansprüche gegen Limburg.* Königlich preussischer Seits hat man nämlich die, schon unter der markgräflichen Regierung gemachten, aber bey genauer Prüfung ungegründet befundenen, Ansprüche an der Landeshoheit bis an den Bühlerfluss aufgegeben, und selbige dem Hause Limburg zugestanden. IX. *Entwicklung der brandenburgischen Landeshoheit über Thurnau.* Nach diesem, mit Urkunden belegten, Aufsatze ist es klar, dass die ehemaligen Besitzungen der *Fürstlichen* von *Thurnau*, der brandenburgischen Landeshoheit unterworfen waren. Dieses Geschlecht starb 1566 aus und dessen Güter fielen, als bambergische Lehne, dem dasigen Stifte anheim, welches sie den Fortschischen Töchtermännern von Giech und Künsberg verkaufte. Unter der Regierung des Markgraf Christian Ernsts brachte zwar die Giechische Familie die Landeshoheit über Thurnau um 26,000 Gl. unter dem Titel eines Reichsafterlehns an sich. Da man aber vergessen hatte, von dem Kurhause Brandenburg, die nöthige Einwilligung auszuwirken; so foderte der König, als er zum Besitz der fränkischen Fürstenthümer kam, die Landeshoheit über Thurnau zurück. Diese Sache wurde 1796 zwischen dem König und dem Grafen von Giech verglichen, und dem letzten zwar der streitige Landeshoheitsdistrict mit gewissen Vergünstigungen, jedoch mit Vorbehalt der brandenburgischen Landeshoheit, ferner überlassen; dahingegen sollten die damals dafür bezahlten 26,000 Gl. der königlichen Casse verbleiben. Im Grunde sind die Grafen brandenburgische Landsassen, und die ihnen, im Vertrag zugestandene, Landeshoheit bleibt unter diesen Verhältnissen ein *non ens*. X. *Warum wollte die Reichsstadt Nürnberg sich der königlich preussischen Landeshoheit unterwerfen?* Mit dem Motto: *Pro conservatione sui — omnis honesta est ratio!* Die Absicht dieses Ver-

würdigen und mit patriotischer Wärme gefertigten Aufsatzes, geht dahin, um die im Werke gewesene Unterwerfung der Reichsstadt Nürnberg in den landeshoheitlichen Schutz des Königs in Preufsen, sowohl bey den Zeitgenossen als bey der Nachwelt zu rechtfertigen. Der ungenannte Vf. giebt zuförderst eine treffende Schilderung des traurigen Zustandes dieser Reichsstadt, deren gegenwärtiger Verfall nach seinen Ursachen und Folgen hier sehr einleuchtend dargestellt wird. Ihre Schuldenlast beläuft sich auf 14 Millionen Gl. und die jährlichen Staatsausgaben übersteigen die Einnahmen beynahe um eine Tonne Goldes. Bey der französischen Invasion schien die Noth dieser unglücklichen, vom Kaiser und Reich hülflos gelassnen, Stadt den höchsten Grad zu erreichen, und nur ihr mächtiger Nachbar, der König von Preufsen, war es, auf dessen Schutz sie in einer so misslichen Lage Rechnung machen konnte. Nach einer von dem königlichen Staatsminister, Freyherrn von Hardenberg, hierüber erhaltenen beruhigenden Versicherung, wurde die ganze Bürgerschaft, zur deshalbigen Erklärung, convociret, und beym Zusammenzählen der Stimmen, waren 61 mit Vorbehalt, 373 gegen die Annahme des königlichen Schutzes, 3242 hingegen für dieselbe, gefallen. Bey einer so überwiegenden Mehrheit der Stimmen, glaubte man von nürnbergischer Seits keinen Anstand nehmen zu dürfen, die bereits eingeleiteten Tractaten, ohne dadurch den Rechten und Befugnissen des Kaisers zu nahe zu treten, fortzusetzen und den bekannten Staatsunterjectionsvertrag vom 2. September 1796 zu schliefsen, welcher aber noch zur Zeit von dem König nicht ratificirt worden ist. — Ein wortlicher Abdruck dieses Aufsatzes stehet auch im siebenten Hefte des Häberleinischen Staatsarchivs S. 281.

Des *dritten Bands* erstes und zweytes Heft enthalten: I. *Nachricht von den neuesten Verhandlungen und Vorschritten zwischen den königlich preufsischen Fürstenthümern in Franken und dem deutschen Orden.* Ansbach den 7. Januar 1797. Brandenburgischer Seits habe man zwar gegen den deutschen Orden sehr oft den Wunsch geäufsert, die bisherigen Landeshoheitsirrungen, durch einen Purificationsvergleich beygelegt zu sehen; es erfolgte aber keine bestimmte Erklärung; vielmehr wurden nicht nur die zu Ellingen errichteten königlichen Landeshoheitszeichen, von durchziehenden österreichischen Truppen, unter Assistenz der Einwohner abgerissen, sondern auch von der Bürgerschaft ernstliche Vertheidigungsanstalten getroffen, um sich dem preufsischen Conscriptionsgeschäfte mit Gewalt zu widersetzen. Dies bewog den König ein Commando von einigen 100 Mann Husaren und Infanterie in Ellingen einrücken zu lassen, wodurch die Ruhe und Ordnung unter der Bürgerschaft, die wegen ihrer Widersetzlichkeit um Verzeihung bat, wieder hergestellt wurde. II. *Etwas über die Reizenfteinischen Reichsafterlehne im Fürstenthume Bayreuth.* In dem Amte Wunsiedel befinden sich verschiedene Bauergüter, welche vormals das Geschlecht von Sparnek, zwar als Reichslehen besafs, die aber dennoch der Landeshoheit des Fürstenthums Bayreuth unterworfen waren. Nach dem Aussterben dieser Familie wurden jene Güter 1769 dem Hn. von Reizenstein verliehen, die sich nun ein eignes Geschäfte daraus machten, den Besitzstand der brandenburgischen Landeshoheit zu stören, und sich unter andern dem preufsischen Enrollements ihrer Hintersassen zu widersetzen. Sie beschwerten sich deswegen bey dem Reichshofrath, und obgleich derselbe vormals (1772 und 1779) die brandenburgische Landeshoheit über diese Reichslehne öffentlich anerkannt hatte; so wurde dennoch (1794) mit einem Rescripte S. C. vorgeschritten, und ohne die preufsischen Einwendungen zu berücksichtigen, die *Paritoria* erkannt, auch sogar dem Fürstbischof zu Bamberg und dem Herzog zu Gotha die Executionscommission aufgetragen. Der Schlufs dieser Schrift erklärt die Verfahrungsart des Reichshofraths für widerrechtlich, weswegen auf dergleichen Befehle keine Rücksicht genommen werden könne. III. *Schritte des fränkisch-ritterschaftlichen Directorii gegen das brandenburgische Landeshoheitssystem in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth.* Sie sind schon aus andern öffentlichen Nachrichten bekannt, und bedürfen daher keiner ausführlichen Anzeige. IV. *Die behauptete Reichsunmittelbarkeit des Freyherrlich von Günderischen Ritterguts Heroldsberg*, diplomatisch geprüft von dem königl. preufsischen Archivar, *Karl Heinr. Lang* 1797. Die voranstehende Geschichte der Burg Heroldsberg wird hier eben in keiner lichtvollen Deutlichkeit vorgetragen. Bald war sie ein Zubehör der Dynastie Schlufsberg; bald wurde sie zur Reichsburg Kammerstein geschlagen; bald kam sie durch König Albrechts Verpfandung (1299) an das Haus Nassau, und gleichwohl soll sie *vor der Zeit* in burggräflichen Handen gewesen seyn, ohne dafs man weder hiervon, noch von der Ursache der verschiedenen Abwechselung ihrer Besitzer, eine gründliche Erläuterung findet. — Diplomatisch unrichtig ist es, wenn S. 123. diejenigen Erbgüter, die der Gemahlinn des Herzogs Swantibarn zu Pommern, Annen, einer burggräflich nürnbergischen Erbtochter, 1374 zugetheilt wurden, mit dem Namen *Leibgedingsgüter* belegt werden. Die Urkunde (sie steht *Heidenreichs Gesch. der Pfalzgr. von Sachsen* S. 192.) erwähnt dieser Eigenschaft nicht, sondern erklärt die, in jener Theilung begriffenen, Lande für eigentliche *Erbgüter*. Um so viel weniger dürfte man also mit dem Vf. (S. 124.) behaupten können, dafs die Burggrafen von Nürnberg schon damals, als Herzog Swantibar 1391 den Heroldsberg an die Günderischen Gebrüder verkaufte, berechtigt gewesen wären, den Kaufcontract umzustofsen, wenn sie ihn nicht für eine *Pfandschaft* (?) angesehen hatten, deren Wiederlösung dem Hause Brandenburg noch jetzt zustandig sey — Ganz neu war Rec. die Bemerkung (S. 133.), dafs unter dem, in jetzt erwähnten Kaufbrief (dessen Mittheilung wir ungern vermissen) befindlicher Ausdruck: „mit allem *Nutzen*" nur ein blofses Nutzniefsungsrecht (?) zu verstehen sey. Im übri-

übrigen ſucht der Vf. darzuthun, daſs die kaiſerlichen Lehnbriefe über den Heroldsberg, die Unmittelbarkeit deſſelben *nicht* beweiſen, daſs deſſen Beſitzer, die Hn. von Günder dem Hauſe Brandenburg, wie andere vom niedern Adel, gedient, und daſs daher die Günderiſche Hinterſaſſen dem König am 1. Jul. 1796 von Rechtswegen gehuldigt haben. V. *Etwas über einige neuerlich von Kurbrandenburg aufgeſtellten Maximen*, von *Guſtav Hallo* 1797. Dieſe anonymiſche Schrift, worinn die, im 1. Band des Staatsarchivs S. 225 f. aufgeſtellten Grundſätze des preuſsiſchen Hofs, in Abſicht des Verfahrens deſſelben gegen die benachbarten Staaten, mehr mit Bitterkeit als mit gründlicher Kenntniſs getadelt werden, haben die Hn. Herausgeber des Staatsarchivs hier wohl um deswillen wieder abdrucken laſſen, um dieſe Angriffe in der folgenden, Nr. IV. befindlichen, *Recenſion* zu widerlegen. VII. *Hiſtoriſche Nachricht von den Verhältniſſen des Ritterguts Auffeſs*, entworfen von dem k. geh. Archivar *K. H. Lang*. 1797. Das Reſultat dieſes, mit 11 Urkunden des 14ten und 15ten Jahrhunderts belegten Aufſatzes, geht dahin, daſs dem Burggrafen von Nürnberg auf dem Rittergut Auffeſs auſser dem Oberlehnseigenthum die Oeffnung und Militärgewalt, die oberſte Gerichtsbarkeit, die Malefiz und Steuerbarkeit zugeſtanden habe, und daſs das Haus Brandenburg berechtigt ſey, die Hälfte des Schloſſes, welches Markgraf Johann 1446 an Heinrichen von Auffaſs, mit Vorbehalt des Wiederkaufs um 1605 Goldgülden verkauft hat, zu jeder Stunde wieder an ſich zu löſen. Der, vom Vf. (S. 182.) angenommene, Satz: „daſs in mittlern Zeiten dem Lan„desherrn auf allen Schlöſſern ſeiner Landſaſſen das „Oeffnungsrecht *von ſich Selbſt* zugeſtanden habe" dürfte wohl noch manchen Zweifel unterworfen ſeyn; wenigſtens hat *Gerken* in ſeinen *vermiſchten Abhandlungen* Th. II. S. 25 f. diplomatiſch zu erweiſen geſucht, daſs dieſes Recht damalen noch für keinen Ausfluſs der Landeshoheit anzuſehen ſey, ſondern ſich gröſstentheils auf Verträge gründe.

Hamburg u. Kiel, b. Bohn: *Ueberſicht der Sicherungsmittel gegen Feuersgefahr und Feuersbrünſte, nebſt einigen Gedanken über die Beförderung ihrer Kunde, ihrer Anwendung und Vervollkommnung.* Ein Beytrag zur Beantwortung der Kopenhagener Preisfrage, von *Aug. Niemann*, Prof. zu Kiel. 1796. 7 B. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat ſich hier bloſs auf die phyſiſch-mathematiſchen Gegenſtände, auf die techniſchen Sicherungsmittel eingeſchränkt; wollte und durfte hierin bloſs Referent ſeyn; hatte lediglich die Abſicht, ein Repertorium alles deſſen zu liefern, was bis jetzt als Hülfsmittel in Vorſchlag gebracht wurde; hofft und wünſcht, daſs dieſes ſein Verzeichniſs gut geordnet ſey, auch an Vollſtändigkeit alles bisherige dieſer Art übertreffen möge: und Rec. hat für ſeine Perſon kein Bedenken, ihm mit Dank und Hochachtung zu verſichern, daſs er alles, was er hierin leiſten wollte, vortrefflich geleiſtet hat. Das übrige betrachten wir als eine bloſse Zugabe, die auch viel gutes enthält. Die politiſche Feuerſicherheitslehre und die Brandverſicherungsanſtalten ſind noch zurück. Dafür will er gemäſs ſeinem nähern wiſſenſchaftlichen *Berufe* umſtändlicher arbeiten, und mit mehrer eigenen *Beurtheilung* deſſen, was von andern darin geleiſtet iſt. Rec., der dieſe Lehren ſchon längſt von einem ſo fleiſsigen und vernünftigen Manne recht vollſtändig behandelt zu ſehen wünſchte, hat groſses Verlangen nach dieſem Werke, und wünſcht allenfalls (weil doch ſolche Schriftſteller nur langſam zu fördern pflegen), daſs er wenigſtens über *Mobiliena*ſſecuranz vorläufig und durch anſchauliche Beyſpiele ſich mittheilen möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Schwerin*, b. Bärenſprung *Ueber Popularität im Predigen*. Von *J. A. Uhlig*, Prediger zu Groſsen-Poſerin im Meklenburg. 1797. 32 S. 8. — Hr. *U.* gehört zu den Predigern, welche mit der Ordination nicht aufhören über die Beſtimmung ihres Amts nachzudenken, und ſich durch Fortſchritte in Kenntniſſen dazu immer geſchickter zu machen ſuchen. So kennen wir ihn ſchon aus mehrerern, wenn gleich nur kleinen, aber gedachten und gemeinnützigen Aufſatzen, und ſo zeigt er ſich auch in dieſen wenigen aber inhaltreichen Bogen. Er hat den Begriff der Popularität vollkommen richtig aufgefaſst: ſehr wohl bemerkt, daſs es dabey eben ſo wohl auf die *Wahl der Materien*, als auf ihre *Bearbeitung*, ihre *Einkleidung* in eine allgemeinverſtändliche Sprache und ſelbſt die *Art ihres mündlichen Vortrags* ankomme. Am ausführlichſten iſt er bey der Sprache. Faſt zu wenig ſagt er von dem Studium der Popularität bey der Erweiterung der Hauptſätze. Seine Beyſpiele ſind überall paſſend. Schade daſs die Grenzen einer Gelegenheitsſchrift ihn zu ſehr beengt haben. Seine Ideen, wie auf Akademieen die Popularität im Predigen befördert werden ſollte, ſind vortrefflich. Aber wenn Hr. *U.* die Studierart der meiſten Theologen, das geringe Intereſſe der meiſten zu praktiſchen Uebungen, den Dünkel, über ſo etwas weg zu ſeyn, bey der gröſsten Armuth des Geiſtes, endlich die Kürze des Aufenthalts genauer kennen ſollte, ſo würde er die Schuld weniger in den Lehrern und den Verfaſſungen, als in den Studierenden ſelbſt finden. — Einige Unbeſtimmtheiten ſind uns aufgeſtoſsen, z. B. wenn der *Begriff* Popularität ein Zweig von dem *Hauptbegriff* Homletik genannt wird. Jenes iſt eine Eigenſchaft einer Predigt; dieſe iſt eine Wiſſenſchaft, und als ſolche ein Zweig der Rhetorik. — Eine Ausführung der Skizze würde übrigens ein nützliches Werk geben, zumal wenn recht viel Beyſpiele geſammelt werden. *Pfennigers* Buch macht es gar nicht entbehrlich.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Januar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

GÖTTINGEN, auf Koſten des Vf.: *Topographiſch-Statiſtiſche Nachrichten von Niederheſſen*, herausgegeben von *Joh. Chriſtian Martin. Erſter Band*, 1—3 Heft, 1788 u. 1789. 349 S. HELMSTÄDT, b. Fleckeiſen: — — *Zweyter Band*, 1—3 Heft, 1791, 1792 und 1793; 388 S. CASSEL, b. Griesbach: — — *Dritter Band*, 1ſtes Heft. 1796. 150 S. 8.

Ein Werk von der Art, worinn die topographiſchen Nachrichten von jedem einzelnen und oft unbedeutenden Orte bis ins kleinſte Detail gehen, und das mithin mehr Locales als Gemeinnütziges in ſich faſst, hat zwar insgemein für den Ausländer wenig Intereſſe; aber mit deſto gröſserm Dank erkennet der Inländer und der Geſchäftsmann, dem es um genaue Kenntniſs ſeines Wirkungskreiſes zu thun iſt, ein ſo mühſames Unternehmen, wodurch ihm von der Geſchichte, Verfaſſung und dem politiſchen Zuſtand ſeiner Heymath ſo ausführliche und gründliche Nachrichten mitgetheilet werden. Der Vf. erwirbt ſich daher durch die gegenwärtige Arbeit ein deſto gröſseres Verdienſt um die Erweiterung der Heſſiſchen Landerkunde, da ſich ohnehin, ſeit der im J. 1778 erſchienenen Engelhardiſchen Erdbeſchreibung, kein Mann gefunden hat, der es hätte unternehmen mögen, dieſen Gegenſtand mit einer ſo rühmlichen Genauigkeit zu bearbeiten. Wir vermiſſen zwar eine allgemeine Einleitung zur Beſchreibung der Heſſiſchen Lande überhaupt; ſie lag aber wohl nicht mit in dem Plan des Vf. und ſchon der Titel zeigt, daſs es nicht ſeine Abſicht war, dieſes Werk ſyſtematiſch zu behandeln, ſondern nur *Nachrichten* von einzelnen Diſtricten und Aemtern zu liefern. Die Einrichtung deſſelben iſt dieſe, daſs jeder Band aus drey Heften beſtehet, deren jeder wieder in mehrere Abſchnitte eingetheilt iſt, welche den Zuſtand und die Verfaſſung der einzelnen Aemter mit ihren Städten und Ortſchaften betreffen.

Der *erſte Band* enthält eine ausführliche Beſchreibung des *Diemeldiſtricts*, als des nördlichſten Theils von Niederheſſen. Er iſt in 19 Abſchnitte getheilet, von welchen die 6 erſten ſich mit dem natürlichen, ökonomiſchen und politiſchen Zuſtand des Landes beſchäftigen. Dahin gehören: 1) Lage, Gröſse, Grenzen, Berge, Flüſſe, Waldungen, Bergwerke, Teiche; 2) Geſtalt der Einwohner, ihre Kleidung, Wohnung, Lebensnahrung, Sprache, Charakter; 3) Nahrungszuſtand, Ackerbau, Viehzucht, Producte, etc.; 4) öffentliche Abgaben und Frohndienſte, 5) Landeshoheit, Landesſtände, Juſtiz- und Cameralverwaltung, Steuern, Kirchenverfaſſung u. dgl. m. 6) Jüdiſche Einwohner, ihre Gerichtsbarkeit, Landrabbiner, Aufnahme, Abgaben und allgemeine Verſammlungstage. Alle dieſe Rubriken, welche den *erſten Heft* ausmachen, ſind mit der ſorgfältigſten Genauigkeit bearbeitet und zeugen von des Vf. gutem Beobachtungsgeiſt und von ſeiner vieljährigen Vertraulichkeit mit dem Zuſtande und der Verfaſſung ſeines Vaterlandes. Den Flächeninhalt des Diemeldiſtricts ſchätzt man auf 15 Quadrat-Meilen und die Zahl der Einwohner beträgt 36,000 Menſchen. Sehr beträchtlich ſind die Waldungen, unter welchen ſich der Reinhard- und Habichtswald, durch ihren groſsen Umfang auszeichnen. Bey letzterm befindet ſich ein ergiebiges Steinkohlenbergwerk, welches der ganzen Gegend ſehr zu ſtatten kommt und das Steigen der Holzpreiſe verhindert. Nach Caſſel werden allein jährlich über 1000 Fuder Steinkohlen verfahren. Unter der niedern Volksclaſſe herrſchet noch viel Aberglaube und eine faſt unvertilgbare Anhänglichkeit an die Gewohnheiten ihrer Voraltern in Abſicht auf ökonomiſche Verbeſſerungen. Der Ackerbau iſt daher eben nicht im beſten Zuſtande. Die Producte, die aus dieſer Gegend in andere Länder verführet werden, ſind: Eiſen, grünes und weiſses Glas, blaue Farbe, Salz, Linnen-Garn, Wolle und Schaffelle. Dieſer Exportenhandel erſetzet aber die Summe des baaren Geldes nicht, welches die auswärts eingeführten Waaren wegnehmen. — Der Steuerfuſs iſt nach der Einträglichkeit regulirt, ſo daſs 5 Gülden Einkünfte zu 25 Gülden Steuercapital angeſchlagen und von jedem Gülden monatlich 1 Heller Contribution bezahlt wird. Sogar Taglöhner werden nach ihrem gewöhnlichen Verdienſt geſchätzt. Sehr richtig urtheilt der Vf. S. 76. über die Schädlichkeit der Frohndienſte, die oft zu geringfügigen Zwecken verſchwendet werden, und die man zur Beförderung der Landökonomie in eine Geld- oder Fruchtabgabe verwandeln könnte. Die Realiſirung dieſes gutgemeynten Vorſchlags dürfte aber, beſonders beym Adel, manche Schwierigkeit finden. — Vortrefflich iſt die unter der Regierung Landgraf Friedrichs II. geſchehene Anſtellung gewiſſer Landräthe, die jährlich alle Ortſchaften des ihnen anvertrauten Diſtricts zu bereiſen, den Nahrungszuſtand der Einwohner zu unterſuchen und vorzüglich auf die Verbeſſerung der Landescultur Rückſicht zu nehmen haben. Im *zweyten und dritten Heft* liefert Hr. *M.* in zwölf Abſchnitten eine topographiſche, hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung der Städte und Aemter *Carlshof.*

fen, *Helmershauſen*, *Trendelnburg* und *Hofgeismar*. Die Stadt Carlshofen hat ihr Daſeyn dem Landgraf Carl zu verdanken, der ſie 1699 zu Beförderung des Handels in einer, mit Wald und Sumpf bedeckten, Gegend anlegen und zuvor den allda befindlichen See austrocknen liefs. Das daſige Salzwerk, welches zwar ſchon vor langer als 60 Jahren entdeckt, aber erſt im J. 1762 angebauet und in gehörigen Stand geſetzt wurde, liefert (nach S. 328.) jährlich ohngefähr 3600 Mltr. Salz. Die Sohle enthält, ſo wie ſie aus der Quelle kommt, 2¼ Loth, gradirt in dem untern Lek- und Gradierhaus bis zu 6, und in dem oberſten Gradierhauſe 20—24 Loth. — Umſtändlich beſchreibt der Vf. die Stadt und das Amt *Hofgeismar*, wozu ihm der daſige Geſundbrunn, in Anſehung des mineraliſchen Gehalts und der ökonomiſchen Einrichtung deſſelben, einen reichhaltigen Stoff darbietet.

Der *zweyte Band* handelt von den Städten und Aemtern, Vogteyen und Gerichten, *Liebenau*, *Grebenſtein*, *Immenhauſen*, *Sababurg*, *Ahne*, *Haſungen* und *Kalenberg*, mit Inbegriff der zu jedem Amtsbezirk gehörigen Ortſchaften. Ueberall wird aus den frühern und ſpätern Urkunden nicht nur die Geſchichte eines jeden Orts ſorgfältig entwickelt, ſondern es werden auch von deſſen Lage, Grenzen, Anzahl der Häuſer und Einwohner, von ihrem Nahrungsſtand und Abgaben, von der Gerichtsverfaſſung, von Kirchen- und Schulweſen, von den vorhandenen milden Stiftungen und Hoſpitälern, von dem Zuſtand der Landwirthſchaft u. dgl. m. umſtändliche Nachrichten mitgetheilet. Mit gleicher Genauigkeit beginnt auch der *dritte Band*, von welchem bis jetzt nur der *erſte Heft* erſchienen iſt. Es enthält derſelbe in 8 Abſchnitten die Beſchreibung des Amtes und der Stadt *Zierenberg*, des Adelichen Gerichts *Molsburg* und der Stadt *Wolfhagen*. Merkwürdig iſt das (S. 7.) angeführte Privilegium, welches Landgraf Wilhelm I. der Stadt Zierenberg dahin ertheilte, daſs die dortigen Bürger und ihre Kinder zu keinen Heyrathen gezwungen werden ſollten. Was es mit dieſem ehemaligen Zwang für eine Bewandniſs gehabt habe, hätte aus Lederhoſens kleiner Schriften 5tem B. S. 250. hier kürzlich bemerkt werden können.

BERLIN, b. Oehmigke d. Jüngern: *Anleitung zur mathematiſchen und phyſiſchen Erdbeſchreibung. Erſter Theil*, mit 2 Karten von Sotzmann und 2 Kupfern. 1797. 145 S. gr. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Aeuſsere dieſes Werks iſt ſehr anlockend; das Papier weiſs und feſt, der Druck groſs und ſcharf, und die beiden Planiſphärien von *Sotzmann*, obgleich nur in Quartformat, ſind doch zierlich und ſauber. Dieſem entſpricht das Innere völlig, in Rückſicht auf die Claſſe von Leſern, für welche das Buch beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Dieſe begreift, wenn wir uns nicht irren, das ſchöne Geſchlecht, und alle, welche es in gelehrten Kenntniſſen nicht weiter gebracht haben, als es das Frauenzimmer gewöhnlich zu bringen pflegt. Wenigſtens wüſsten wir kein Werk, welches wir einer Dame, die ſich über mathematiſche und phyſikaliſche Erdbeſchreibung belehren wollte, lieber empfehlen würden. Der Vf. der *mathematiſchen Geographie* hat ſich ſehr gut in die Seele eines Wiſsbegierigen, der auch nicht die mindeſte Kenntniſs von Mathematik hat, dem er erſt umſtändlich erklären muſs, was ein Winkel iſt, und worauf es dabey ankömmt, und der allenfalls noch in Verſuchung gerathen könnte, eine Fläche mit einer Linie ausmeſſen zu wollen, zu verſetzen gewuſst. Sein Vortrag iſt ſo popular und dabey doch ſo gründlich und präcis, daſs ein Leſer höchſtens bey einigen ſchwierigern, hier nur berührten Materien anſtoſsen wird (z. B. bey Fig. 9. die darthun ſoll, daſs die Grade des Meridians auf einem abgeplatteten Sphäroid nach dem Pol zu wachſen, und wo der Leſer nicht begreifen wird, was den Vf. bewegt, die Linien, durch welche die Winkel abgeſchnitten werden, nicht im Mittelpunkte zuſammenlaufen zu laſſen). Der Stil iſt ſo gut und lebhaft, wie ihn Damen in wiſſenſchaftlichen Materien nur verlangen können, und man findet keine ſolche Unbeſtimmtheiten und Unrichtigkeiten, an die man ſonſt in populären Werken auf allen Seiten anzuſtoſsen pflegt. Nur eine Stelle (S. 79.) müſſen wir davon ausnehmen, wo der Vf. meynt: „durchſchnitte die Sonnenbahn die Mittellinie in einem rechten Winkel, ſo würde der eine Angelpunkt der Erde, mit der ihm zugehörigen *Erd*fläche einen *immerwährenden* Tag, die andere *Erd*hälfte hingegen eine *immerwährende* Nacht auszuſtehn haben; die eine würde unter einer ſengenden Hitze, die andere unter einer erſtarrenden Kälte und *ewiger* Finſterniſs begraben liegen;“ auch iſt das Verhältniſs von 186—187. nicht das wahrſcheinlichſte zwiſchen den Durchmeſſern der Erde, ſondern das Verhältniſs von 300—301. Bey den obengenannten Vorzügen dieſes Werks können wir es dem Vf. (der, wie es an mehreren Stellen durchblickt, mehr Referent als Kenner iſt) immerhin zu gute halten, daſs ſeine Angaben über das Sonnenſyſtem bey den obern Planeten nicht ganz richtig ſind, daſs die Zahl der Saturnsmonde bey ihm noch immer 5, und die der Reiſen um die Welt noch immer nur 25. iſt, und daſs ſeine Verdeutſchungen mathematiſcher Kunſtwörter häufig miſsglückten, wenn er z. B. *Horizontal* durch *Waſſergleich*, *Polarſtern*, *Polhöhe* durch *Angelſtern*, *Südangelſtern*, *Angelhöhe*, *Sphaera recta*, *obliqua*, durch *gerade* und *ſchiefe Erdlage* überſetzt, oder ſich Kunſtwörter wie dieſe bildet: *Nachtgleichepunkte*, *Sonnenſtillſtandspunkte*.

Was ſollen wir aber zum Vf. der *phyſikaliſchen Erdbeſchreibung* ſagen (denn ſchwerlich können wir uns überreden, daſs es der nämliche iſt): deſſen ganze Arbeit von Anfang bis zu Ende, aus der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung in der neuen Ausgabe von Hn. *Klügels* geſchätzter *Encyklopädie*, ausgeſchrieben iſt, und dem wir das allenfalls könnten hingehen laſſen, wenn er es nur ſelbſt mit einem Wort geſagt hätte. So aber trägt er alles, ſogar Hn. *Klügels* eigen-

genthümliche Hypotheſen in ſeinem eignen Namen vor, z. B. die uns nicht wahrſcheinliche Vermuthung daſs der Baſalt unter dem Herde alter Vulkane gelegen habe. Die beſtimmten von Hr. *Klügel* angeführten Beyſpiele ſind hier mehrentheils weggelaſſen worden, auch die Beſchreibung des feſten Landes, ſtatt welcher unſer Vf. die etwas abentheuerliche Gattererſche Lehre von Bergmeridianen, Bergäquator etc. einſchiebt. Auch giebt er ſtatt Hn. *Kl.* Berghöhen andere nicht ſo richtige an.

Da bey dieſem Werke eine Vorrede mangelt, ſo iſt Rec. nicht im Stande mit Gewiſsheit den kleinen Widerſpruch auf dem Titel zu heben. Die mathematiſche und phyſikaliſche Erdbeſchreibung ſind hier ganz mitgetheilt, und doch ſoll dieſes Werk nur ein *erſter Theil* ſeyn. Wahrſcheinlich werden die folgenden Theile eine allgemeine Staatenkunde enthalten, über welche die Vf. in der Einleitung ſich folgendergeſtalt erklären, (welches zugleich als Probe des Stils gelten mag, der aber im Werke ſelbſt weniger überladen iſt): „ein groſser Theil von dem was wir jetzt auf der Erde finden, iſt nicht das Werk der *Natur*, ſondern des Menſchen. — — Wie ſollte alſo nicht der Erdbeſchreiber die Verſchiedenheiten des einzelnen Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaften, ſammt ihren mancherley Verhältniſſen, bey jedem Schritt zu dem vorzüglichſten Gegenſtand ſeiner Beobachtung machen! Nichts kann ihm willkommner ſeyn, als den Zuſammenhang zwiſchen den Eigenthümlichkeiten einer Gegend und ihrer Bewohner zu bemerken, und in jenen die Erklärung für dieſe zu finden. Nachrichten dieſer Art, der nützlichſte und anziehendſte Theil der Erdbeſchreibung, würden aber gar nicht verſtändlich ſeyn (?), wenn man nicht eine *Ueberſicht* von den weſentlichen Eigenſchaften und Vermögen des Menſchen, von ihrer Veränderlichkeit und Entwicklung und von den Urſachen derſelben, ſo wie von den menſchlichen Trieben, Regungen und Bedürfniſſen (bis hierher wäre alſo dieſe Ueberſicht *anthropologiſch*), und ihren *Befriedigungsmitteln* beſäſse, welche theils von der *Natur* dargeboten, theils von dem *Menſchen ſelbſt* durch gröſsere oder geringere Anſtrengung ſeiner geiſtigen oder körperlichen Kräfte, mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, ihrer Freygebigkeit abgewonnen, oder ihrem Widerſtande abgenöthigt ſind (das ſchlüge alſo in die *Producten- und Waarenkunde* und in die *Technologie*). Den Inbegriff dieſer Kenntniſſe kann man die *menſchliche*, oder, da ſich die menſchlichen Fähigkeiten und Anlagen nur in der Geſellſchaft entwickeln, die *geſellſchaftliche Erdbeſchreibung*, oder die *allgemeine Statenkunde* nennen.“ (Sollten dieſe Namen paſſend ſeyn?)

SCHÖNE KÜNSTE.

Pallenburg: *Empfindſame Reiſe von Oldenburg nach Bremen.* 1796. 110 S. 8. (10 gr.)

Der Reiſende hat ſelbſt in einem Anfall von luſtiger Laune verſchiedene Geſichtspunkte angegeben, aus welchen man dieſe Bogen betrachten kann; er wird es alſo dem Leſer nicht übel nehmen, wenn er bey einem derſelben ſtehn bleibt, und ſo können wir für unſer Theil nicht leugnen, daſs uns ſeine Aeuſserung: „er wiſſe nicht, worüber und was er ſchreiben wolle; allein er müſſe freylich das Handwerk „ſchlecht verſtehn, wenn er nicht einige Bogen füllen konnte, ohne eigentlich etwas geſagt zu haben;“ am ſtärkſten eingeleuchtet hat. Genug, daſs auf der Welt nichts weiter gegen die unſchädlichen Bemerkungen, Satyren und Anekdoten, welche ſie enthalten, einzuwenden, und die Geſchichte, womit ſie ſchlieſsen, ſogar recht artig erzählt iſt.

Berlin, b. Maurer: *Die Geſpenſter. Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit* von *Sam. Chr. Wagner. Erſter Theil.* 1797. XXIV und 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Um das Reich des Aberglaubens und der Vorurtheile zu untergraben, entſchloſs ſich der Vf. „eine „Reihe von groſstentheils unwiderſprechlichen That„ſachen, welche die verſchiedenen Arten des Be„trugs anſchaulich machen ſollen, den uns bald un„ſere eigne Sinne und Einbildungen, bald ein Zu„fall oder böſe Menſchen zu eben der Zeit ſpielen, „wo wir einen ſtarken Beweis von der Unleugbar„keit übernatürlicher Geiſtererſcheinungen in Han„den zu haben glauben,“ aufzuſtellen, und der Anfang, den er mit Ausführung dieſer Idee in dem vor uns liegenden erſten Theile macht, hat durch zweckmäſsige Auswahl des gröſsten Theils dieſer Erzählungen, und durch die glückliche Einkleidung derſelben, die gerechteſten Anſprüche auf den Beyfall Aller, denen jener Zweck in ſeiner Ehrwürdigkeit vorſchwebt. Nur wenige Erinnerungen bleiben übrig, die uns werth ſcheinen, daſs der Vf. bey der Fortſetzung ſeiner Sammlung ſie erwäge. Wir ſind ſchon mit der Beſtimmung nicht ganz zufrieden, durch welche er ſich ſelbſt erlaubt hat, auch Thatſachen aufzunehmen, die nicht völlig unwiderſprechlich ſind. Gerade die Claſſe, auf welche er vorzüglich zu wirken wünſchen muſs, iſt, ſo leichtgläubig ſie auf der einen Seite für alles iſt, was ihre Lieblings-Vorausſetzungen begünſtigt, eben ſo zweifelſüchtig in Anſehung aller Thatſachen, welche jene erſchüttern. Alſo muſs, wie auch wirklich bey den Erzählungen des Vf. faſt durchgehends der Fall iſt, wenigſtens der Name eines glaubwürdigen Mannes die Wahrheit des Vorganges verbürgen, oder ſie wird ſchwerlich Glauben finden. In dieſer Sammlung iſt vorzüglich eine Geſchichte, die uns in dieſer Rückſicht verwerflich ſchien: der Traum, S. 224., welcher durch äuſsere Einwirkung auf das Gehör des Schlafenden plannmäſsig hervorgebracht worden ſeyn ſoll. Wir zweifeln ſelbſt ſehr, ob dieſes mehr als ein nicht übel erſonnener Roman ſey: wenigſtens müſsten mehrere Erfahrungen uns überzeugen, daſs eine ſolche vorbereitete Wirkung ſo zweckmäſsig und vollſtändig, als ſie hier war, ſtatt hätte, und ſie bleibt daher

in ihren jetzigen Verhältnissen nur eine sinnreiche Hypothese zur Aufklärung der vorgeblichen Uebereinstimmung zweyer Träume von verschiedenen Personen. Eben diese Hypothesen aber sind ein zweyter Anstofs, den wir an einigen Stücken dieser Sammlung genommen haben. Sobald die Auflösung der Täuschung nicht so sprechend da liegt, als der Thatsache, die die Täuschung hervorbringt, selbst, — sobald sie blofs aus dem Reiche der Möglichkeit genommen ist, und also wie jede Hypothese, noch Zweifel gegen ihre Wirklichkeit erlaubt — sobald darf sie zur Schonung der Zweifelsüchtigen keine Stelle in einem Werke finden, das solche Täuschungen mit den siegreichen Waffen der Wahrheit bekämpfen soll. Zu den von dieser Seite uns anstöfsigen Kapiteln des Werks gehört die Rubrik vom wüthenden Heere und dem wilden Jäger, aus welcher nur wenige einzelne Thatsachen ausgehoben werden konnten, die wirklich die Täuschung mit Ueberzeugung entschleyern. — Dahin gehört ferner die Geschichte von der Prophezeihung Doctor Niezki's zu Halle, die dem Anschein nach, buchstäblich erfüllt wurde, und wenn der Vorfall selbst als wahr gelten darf, nur durch Spiel des Zufalls, der das wirklich machte, was möglich und zum Theil wahrscheinlich war, erklärt werden kann. Der Schwärmer wird dieses letzte wenig überzeugend, und die höhern Kenntnisse des weisen Chiromanten viel unverkennbarer als jenes, folglich vielmehr Bestätigung als Widerlegung seiner vorgefafsten Meynungen finden. — Alle diese Erinnerungen vereinigen sich in dem Punkte, dafs der Vf. die Classe seiner Leser, die diese Arbeit mit Frucht benutzen können, nicht bestimmt genug gedacht oder seinen Gesichtspunkt in dieser Rücksicht nicht fest genug gehalten hat. Wir wünschen, dafs er diesen auf den gröfsern Theil der niedern Stände, unter welchen die Macht der Vorurtheile mit der oft nur modischen Aufklärung und dem wirklichen Ringen des Verstandes jene Ketten zu brechen, im Kampfe liegt, berechnen möge. Für diese sind auch die eingestreuten gelegentlichen Belehrungen von den Mitteln gegen das Schrecken, Vorkehrungen bey Belebung der Scheintodten u. s. w. an ihrer rechten Stelle, dagegen sie für die gebildetere Classe, welche die von uns als zweckwidrig bezeichneten Hypothesen benutzen können, schon weit minder brauchbar sind, obwohl sonst diese Lectüre deshalb für sie nicht minder anziehend und selbst nützlich bleiben wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Landbeschreibung. *Görlitz*, b. Hermsdorf und Anton: *Aufsätze zur Geschichte und Beschreibung der Ober- und Niederlausitz*, herausgegeben *von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften*. Erster Heft. Auch unter dem besondern Titel: *Beschreibung von Königshayn* von *Ch. S. Schmidt*, Pfarrer daselbst. 46 S. 4. mit zwey Kupfertafeln. (roh 8 gr. in blauen geglätteten Papier geheftet 9 gr.) Zu den lobenswürdigen Zwecken, die sich die besonders durch die Herausgabe der nützlichen und noch immer mit dem besten Erfolg fortdauernden Lausitzer Monatschrift auch aufser ihrem nächstem Kreise bekannte Oberlausitzer Gesellschaft vorsetzte, gehört auch der, durch einzelne, fleifsig ausgearbeitete Topographieen die noch immer sehr eingeschränkte Kunde ihres Vaterlandes zu erweitern, und so nach und nach eine bis ins kleinste Detail vollendete Beschreibung der Lausitz zusammen zusetzen, wie sie vielleicht aufser Schottland, wo der edle Sir *John Sinclair* die Prediger einzelner Kirchspiele zu ähnlichen äufserst sorgfältigen Beschreibungen aufzumuntern wufste, und preufsisch Pommern von *Brüggemann* kein Land aufzuweisen hätte. Man hat nun schon einen beträchtlichen Vorrath solcher Monographieen einzelner Orte, und wird sie in einzelnen Heften unter dem oben angeführten gemeinschaftlichen Titel durch den Druck bekannt machen. Der *erste* Heft mufs ein günstiges Vorurtheil für das ganze Unternehmen erwecken. Er behandelt zwar nur ein Dorf mit seinen Umgebungen, das aber durch seine Besitzer, seine Naturmerkwürdigkeiten und verschiedene historische Umstände sich vor tausend weniger wichtigen in der *deutschen Dorfgeographie* auszeichnet. *Königshayn*, eine Meile von Görlitz, ist durch seinen vorigen Besitzer, den um Numismatik und Naturgeschichte verdienten Baron v. *Schachmann* schon in einen eigenen Werke, was seine merkwürdigen in parallelen und horizontallaufenden Schichten aufgethürmten Granitfelsen und pittoresken Schönheiten anlangt, beschrieben worden. Es war das erste Dorf in jener Gegend, wo durch die väterliche Gesinnung des Gutsherren die harte Frohne in ein Dienstgeld verwandelt wurde, dem dann mehrere benachbarten Herrschaften wenigstens mit einem Theile ihrer Unterthanen nachgefolgt sind. Von allen diesen findet man hier von einem verdienten, nun aber auch schon verstorbenen, Prediger dieses Orts befriedigende Nachrichten aufgezeichnet, ob man gleich wünschen möchte, dafs über das neue Dienstverhältnifs der Unterthanen zu ihrem Gutsherrn, über die kluge Clausel, dafs der Contract auf beiden Theilen wieder aufgehoben werden kann, und mehrere dahin einschlagende Punkte *zum Beyspiel für andere* noch etwas ausführlichere Nachricht ertheilt worden wäre. Interessant sind die S. 21 — 36. mit Verstande gefertigten Bevölkerungstabellen, die wirklich als Muster in dieser Art betrachtet, und zugleich als sprechende Belege von der Wahrheit der Süfsmilchschen allgemeinen Annahmen angesehn werden können. Zu einer Zierde gereichen diesem Hefte auch noch eine am Ende beygefügte Ferdinandeische Urkunde, ein Erbverwandlungsbrief von 1556, und die zwey gut gearbeiteten Prospecte von dem würdigen Künstler, Hr. *Nathe* in Görlitz, wovon das Titelkupfer in gr. 4. Schachmanns Monument auf dem Firstenstein, das dem zweyten Titel eingedruckte Kupfer aber das mit Inschriften versehene Denkmal in dem Schachmannischen Garten vorstellt. Selbst der Ausdruck, in welchem die Sachen vorgetragen sind, ist lebhaft und nicht so trocken, als er in solchen Nachrichten gewöhnlich zu seyn pflegt, ohne doch in die schwülstige, sogenannte *poetische* Prosa zu verfallen, womit dergleichen pittoreske Ortbeschreibungen so oft aufgedunsen sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Erfurt, b. Keyser: *Handbuch der biblischen Literatur*, enthaltend: I. Biblische Archaeologie. II. Geographie. III. Chronologie. IV. Genealogie. V. Geschichte. VI. Naturlehre und Naturgeschichte. VII. Mythologie und Götzengeschichte. VIII. Alterthümer. IX. Kunstgeschichte. X. Nachrichten von den biblischen Schriftstellern. Von *Johann Joachim Bellermann*, ordentl. Prof. der Theol. und aufserordentl. der Philosophie auf der Universf. zu Erfurt etc. *Erster Theil. Biblische Archaeologie.* Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 272 S. u. XX S. Vorbericht. 8.

Der Plan und der innere Gehalt dieses brauchbaren Handbuchs ist schon bekannt genug, und diese zweyte Ausgabe des ersten Theils ist ein deutlicher Beweis der guten Aufnahme desselben im Publicum. Auch ist die erste Ausgabe schon mit dem verdienten Beyfall in diesen Blättern (1787. IV. 115) von einem andern Rec. angezeigt worden. Nicht nur sammelnder, sondern auch prüfender Fleifs ist in diesem Buche nicht zu verkennen; der Vf. hat eine grofse Menge Materialien gesammelt, gesichtet, und gut geordnet. Und wenn gleich manches genauer gesagt und besser *ausgeführt*, anderes hingegen füglicher ausgelassen *werden konnte*; wenn auch nicht alle in so grofser Menge allegirten Schriftstellen das gerade beweisen, was sie beweisen sollen: so ist es doch immer ein grofser Gewinn für Anfänger, dafs sie hier das wichtigste in der Kürze, in guter Ordnung, mit treffenden Bemerkungen und mit ziemlich vollständiger Literatur beysammen antreffen. Rec. findet also nur für nöthig, das anzuzeigen, was diese zweyte Ausgabe vor der ersten voraus hat, und alsdann noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen beyzufügen. Schon die vermehrte Seitenzahl (die Vermehrung beläuft sich auf 86 Seiten) beweiset, dafs die gegenwärtige Ausgabe starke Zusätze erhalten haben müsse. Am sichtbarsten ist dies bey der ältesten Welt- und Menschengeschichte, wo die neuern Untersuchungen hier gehörigen Orts einregistrirt sind; z. B. von den verschiedenen Ansichten der biblischen Urkunden von der Schöpfung der Erde, §. 3—8 (erste Ausg. §. 2) von der Bildung des Menschen, §. 9. 10 (erste Ausg. §. 3) von der Entwickelung der Fähigkeiten der frühesten Erdenbewohner, §. 11—14 (erste Ausg. §. 4—6). Im dritten Kapitel hat besonders der 27ste §. (in der ersten Ausg. §. 18) wo die ältesten Spuren wissenschaftlicher Kenntnisse bemerklich gemacht werden; so wie im vierten Kap. die §. 45—48 (erste Ausg. §. 30) die den Spuren mechanischer Kenntnisse und Handwerke im Metall, Stein und Erde, in Holz und in andern Materialien, bestimmt sind; desgleichen §. 51. 52 (erste Ausg. §. 32) von den bildenden Künsten der Hebräer etc. mehrere Zusätze und Berichtigungen erhalten. Aufserdem sind noch viele literärische Notizen neu hinzugekommen. — In Ansehung der mosaischen Schöpfungs- und ältesten Menschengeschichte sind zwar, wie leicht zu vermuthen ist, *Gabler's* Einleitungen zu *Eichhorn's* Urgeschichte die Hauptquelle der Vermehrung; allein man trifft doch auch manches hier an in Absicht auf Classification der Meynungen, und auf Literatur, woraus jenes Repertorium ergänzt werden kann. Indefs möchte Rec. der Anordnung des Vf. nicht überall beytreten. Auch kommen einige Stellen vor, die noch einer Berichtigung, oder doch einer genauern Bestimmung bedürfen. S. 6 sagt der Vf.: „Dies alte „ehrwürdige Document 1 Mos. 1. 2, nimmt zur Um„schaffung der Erde *sechs Perioden* oder sogenannte „Tage an. Tage von 24 Stunden sind es *deshalb* nicht, „weil die Sonne, die diesen periodischen Zirkel ver„ursacht, erst im vierten Zeitraum ihre sichtbare Wir„kung auf die Erde äufserte.“ — Dies letztere ist wohl wahr; aber demohngeachtet müfsten wir *nach der gegenwärtigen Beschaffenheit* des Documents behaupten, dafs der alte Vf. an *ordentliche* Tage gedacht habe; denn er spricht von *Abend* und *Morgen*. Aus dem Argument des Vf. folgte also nur so viel, dafs der alte Dichter nicht consequent gedacht hätte. Allein auch dieser Vorwurf fällt nach *Gabler's*, S. 29 angeführtem, *neuern Versuch über die mosaische Schöpfungsgeschichte* weg; denn nach diesem sind die Tagbestimmungen spätere Interpolation, und der ältere Verfasser hat nur an sieben *unbestimmte* Schöpfungsperioden gedacht. — S. 23 bey der Frage: haben wir 1 Mos. I, 1—II, 3 und II, 4—III, 24 die *ganzen* Urkunden, oder nur *Excerpte* oder *Fragmente* gröfserer Werke? wird geantwortet: „Hr. Dr. *Gabler* u. a. m. „haben sich —— für *letzteres* erklärt; dagegen schei„nen doch die unter andern vom Prof. (jetzt, soviel Rec. weifs, Pastor im Hannöverischen, vormals Repetenten in Göttingen) *Heinrichs* —— angeführten „Gründe triftiger zu seyn.“ — Hier ist eine offenbare Verwechselung der Personen vorgegangen, *Heinrichs* und noch vor ihm *Pott* (in den S. 38 angeführten Schriften) haben sich für die *letztere* Meynung erklärt: „dafs 1 Mos. K. II. (von Kap. I. ist gar nicht die Rede) *nur Excerpt* einer gröfsern Schrift sey.“ *Gabler* hingegen neigte sich zwar anfangs zu dieser Meynung

(Einleitung zu Th. II. d. Urgeſch. S. 18 f.), aber nachher (S. 588. Anm. 219) widerlegte er ſie ausführlich; worüber er ſich auch in der *Vorrede* S. VII erklärt hat. — So kann auch Rec. nicht beyſtimmen, wenn der Vf. noch immer (wie ſchon in der erſten Ausgabe) die *Kantiſche* Auslegung der Urkunde K. II. III für den *wahren Sinn* derſelben hält (S. 32). Das behauptet wohl *Kant* ſelbſt nicht: es iſt nur eine *moraliſche Auslegung*; um den *hiſtoriſchen* Sinn bekümmert ſich der Philoſoph nicht; dieſen überläſst er dem Schriftgelehrten. Uebrigens aber iſt *Kant's muthmaſslicher* Anfang der Menſchengeſchichte (wie der groſse Mann ſeine treffliche Darſtellung beſcheiden nennt) ſicher *mehr*, als bloſse Muthmaſsung; der Menſch kann ſich wohl nicht anders entwickelt haben, als ſo, wie es *Kant* darſtellt. — S. 114 heiſst es: „*Plinius* XIII, 11 „fand in alten Schriften, daſs der Gebrauch der Leinwand zum Schreiben *über* die Zerſtörung von Troja „hinausgehe." Dies geht wohl auf die Stelle des Plinius: *Poſtea publica monumenta plumbeis voluminibus, mox et privata linteis confici coepta, aut ceris. Pugillarium enim uſum fuiſſe etiam ante Trojana tempora invenimus apud Homerum.* Allein theils kann dieſer letzte Satz auch bloſs auf die *Wachstafeln* gehen; und wahrſcheinlich zielt Plinius auf die Worte, Il. Z. v. 169. Γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ, wo aber die *tabulae complicatae* auch aus *bloſsen*, nicht einmal mit Wachs überzogenen, holzernen Täfelchen beſtanden haben können; theils, und hauptſächlich iſt's überhaupt noch ſehr zweifelhaft, ob die Griechen ſchon zur Zeit Homer's ſelbſt, geſchweige vorher, bequeme Schreibmaterialien gehabt haben (vergl. *Wolf's Proleg. ad Homerum*); weder Plinius, noch Homer in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt können hier etwas beweiſen. Daſs ſchon zu Moſis Zeit *bequeme* Schreibmaterialien unter den Hebräern bekannt geweſen ſeyen, und daſs Moſes ſeine Bücher auf Leinwand geſchrieben habe, wie der Vf. glaubt, iſt gar noch nicht ſo ausgemacht, um einen ſcharfſinnigen Gegner, wie S. 115, geradezu abzuweiſen. Die Sache verdient eine genauere Unterſuchung. *Wahrſcheinlich* iſt es zwar dem Rec., daſs man ſchon *vor* Moſe bequemere Schreibmaterialien, als bloſs Stein gehabt habe, vielleicht Baſt, kleine Holztafeln, Baumblätter, auch Leinwand, und dergl., da doch ziemlich deutliche Spuren von ältern Urkunden in dem erſten Buch Moſe vorkommen, die man ſich doch nicht alle — ohne groſse Unwahrſcheinlichkeit, — *auf Stein* eingegraben denken kann: eine kleine Schrift müſste da zu einer ungeheuern *ſteinernen Bibliothek* angewachſen ſeyn. Aber entſchieden iſt doch alles dies noch lange nicht. Sollte hingegen erwieſen werden können, daſs man noch zur Zeit Moſe keine andern Schreibmaterialien, als *Stein*, gehabt habe, wie Hr. Dr. *Ziegler* (*Henke's* Magazin B. 2. S. 79 ff.) u. a. behaupten: ſo müſste wohl *Eichhorn's* ſo ſcheinbare Hypotheſe von alten vormoſaiſchen Urkunden ganz aufgegeben werden. Es verlohnt ſich alſo allerdings der Mühe, genauere Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand anzuſtellen, da ſo viel von der Beantwortung der Frage abhängt. — Da der Vf. ſo viel Literatur über die Kunſtgeſchichte, z. B. S. 144 ff. beybringt: ſo hätten nicht nur zur Palaeographie *Rambachs* archaeologiſche Abhandlungen zu *Potters* Archaeologie (Th. III) angeführt zu werden verdient, ſondern Rec. hätte auch erwartet, daſs S. 263 die *neueſten* Schriften über die jüdiſchen Münzen den ältern beygefügt worden wären: z. B. *O. G. Tychſen refutacion de los argumentos* etc. 1786. und *Vindicatio refutationis* 1787. *Bayerii vindicatio numorum*, etc. 1790. *Tychſen diatribe de numis hebraicis*, 1791, vergl. *Eichhorn's Bibliothek*, B. VII. S. 534 ff.

Uebrigens iſt recht ſehr zu wünſchen, daſs der gelehrte und thätige Vf. durch ſeine vielen Amtsgeſchäfte an der ſchnellern Fortſetzung und glücklichen Beendigung ſeines nützlichen Werkes, das ſeit 10 Jahren nur ſehr langſam fortgeſchritten iſt, nicht zu ſehr gehindert werden möge. Nicht wenig würde dazu beytragen, wenn es dem Vf. gefiele, bey der Bearbeitung der ſieben auf dem Titel angegebenen Fächer ſich bloſs auf diejenigen Materialien einzuſchränken, deren Kenntniſs zum richtigen Verſtand der Bibel nothwendig iſt, und in den folgenden Theilen nicht ſoweit ausholte, als es in den drey erſten Theilen geſchehen iſt. Dadurch würde das Werk nicht nur an plannäſsiger Kürze und Brauchbarkeit für mehrere, auch weniger vermögende, gewinnen, und ſeine eigentliche Abſicht erreichen; ſondern wir würden auch die angenehme Hoffnung faſſen können, das Ende dieſes Buchs zu erleben. — Am Schluſs der neuen Vorrede gedenkt der Vf. noch der auffallenden, oft ganze Seiten hindurch wörtlichen, Uebereinſtimmung ſeines Buchs mit einem ſeit 1793 erſchienenen Werke (es iſt die in Gotha herauskommende *bibliſche Encyclopädie*). So wenig dieſe dem Vf. zur Laſt gelegt werden kann, weil die erſte Ausgabe ſeiner Archaeologie ſchon 1787 herausgekommen iſt; ſo ſchimpflich iſt es für jene Compilatoren, welche ſich ſogar *wörtliches Abſchreiben* aus andern Büchern erlauben, und dadurch der öffentlichen Rüge preis geben.

SCHÖNE KÜNSTE.

MAGDEBURG, b. Keil: *Erzählungen von Albert Klebe. Erſter Band. Scenen aus der polniſchen Revolution.*

Auch unter dem Titel:

Julie Kanowska und Alexander Wielenki. Eine Familiengeſchichte aus den Zeiten der letzten polniſchen Revolution. 1797. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieſes Romans hat ſeinen Geſchmack ſoweit gebildet, daſs ihm die gröbern Verſtoſse gegen die Geſetze des Schönen nicht zur Laſt fallen, welche man ſeinen Nebenbuhlern auf dieſem Felde der Dichtkunſt vorzuwerfen hat, und ob ihm gleich noch zu oft Nachläſsigkeiten entwiſchen, die ein correcter Stil nicht duldet, ſo ſchreibt er doch im Ganzen genommen, leicht und gefällig, und die Empfindungen und Scenen der Natur, die er ſchildert, tragen wenigſtens

nigstens das Gepräge der Wahrheit. Allein fast das Schlimmste von Allem, was ein Schriftsteller sich zu Schulden kommen lassen kann, hat der Vf. nicht vermieden — Er wird langweilig. Dieses liegt schon in der Anlage des Romans, welcher es im Ganzen sowohl als in den einzelnen Theilen durchaus am Reiz der Neuheit fehlt; man sieht hier abermals, was man schon tausendmal sah, einen Verliebten für seine Schone brennen, sie bald für andre vergessen, dann wieder zu ihr zurück kehren, durch äussre Verhältnisse beide nun von einander trennen, aber doch endlich alle Hindernisse glücklich besiegen: die Verzierungen dieses fürwahr sehr gewöhnlichen Fadens, auf die bey seiner Einfachheit alles ankam, sind nicht minder die alltäglichsten, welche sich denken lassen. Noch mehr aber ruht jener Mangel an Interesse theils in der Einförmigkeit der Charaktere, theils und wohl ganz vorzüglich in dem über das Ganze fast mit derselben Nüance verbreiteten gleichförmigen Kolorit. — Vielleicht sah der Vf., welcher einen grosen Theil der Nachrichten, die die bekannten Reisen eines Liefländers enthalten, in seine Arbeiten verwebte, dies als ein Mittel an, seine Dichtung unterhaltender zu machen. Konnte ihm aber unbemerkt bleiben, dafs theils jene Nachrichten unter seinen Lesern schon viel zu sehr verbreitet, theils in diesem Roman gar nicht an ihrer Stelle sind, und dafs daher diese Anwendung von ihnen eben so unpassend und unzweckmäfsig, als in jeder Rücksicht ärmlich ist, wenn auch die entlehnten Züge nicht so erzwungen herbeygeführt würden, als dieses an einigen Orten der Fall ist, z. B. wenn der Vf. um Wielenkis Charakter zu schildern, anführt, „er sey nicht im Stande gewesen, den strafbaren Muthwillen mit auszuüben, den „sich ein Haufen junger polnischer Edelleute durch „die Tödtung der schonen Federviehhaltung der Kronmarschallin Lubomirska erlaubte," — welcher nun umständlich nach Schulz erzählt wird: oder an einer andern Stelle, „Wielenkis Art zu reisen, sey keinesweges nach der Sitte vornehmer Polen eingerichtet gewesen," deren Schilderung dann gleichfalls folgt. — Diese Manier erinnert an die Chrieenform älterer Schularbeiten, in welchem immer das Thema auch contrario beleuchtet werden mufste, wenn es gleich auf dem graden Wege schon hell genug werden konnte! —

Lund u. Frankfurt: *Des Prinzen Gustav Friederich Adolfs von Hessenstein denkwürdige Schicksale und unerwartete Geburtsaufklärung. Aus sichern Urkunden.* 1796. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Rec. nahm das *aus sichern Urkunden* geschriebene auch mit Erwartungen in die Hände, die nicht erfüllt sind. Es ist kein Geschichtsbuch sondern ein historischer Roman, der aber sehr gut geschrieben ist, und den wir mit Vergnügen gelesen haben. Gustav Friederich, der Held desselben, ist der Sohn von Graf Julius von Wasaborg und der Baronesse Adolfine de la Gardie. Der Vater der letzten schlug seine Tochter dem Graf Julius ab, weil er ein nachgeborner Sohn und ohne Vermögen war. Die Verliebten entflohen mit einander, und ob sie gleich der Vater einholte, ehe sie sich nach den Gesetze der Kirche verbinden konnten, so war doch Gustavs Geburt die Folge dieser Flucht. Er kam insgeheim durch die Hülfe des Doctors Toll, der in dem Buche eine starke und ehrenvolle Rolle spielet, zur Welt, und wurde von einem vortrefflichen Geistlichen, Rosenstein, erzogen, ohne seine Abstammung zu erfahren. Seine Mutter wurde von ihrem Vater gezwungen, den Grafen Magnus von Schonen, einen Mann von niederträchtigem und verächtlichem Charakter, zu heyrathen, und wurde von demselben nach des Vaters Tode hart behandelt. Rosenstein verlor sein Leben durch einen Sturz mit dem Pferde, und Gustav wurde ohne Geld, ohne Freund, und unbekannt mit seiner Geburt in die Welt geworfen. So findet ihn Dr. Toll und nimmt ihn in seine Dienste ohne ihn zu kennen. Ein auf ihn gekommener Verdacht eines Mordes, und die Härte des schändlichen Justizamtmanns Lilienstirn, machen ihn in der Gegend bekannt, und die Gräfin Adolfine entdecket in ihm ihren Sohn, bringt aber ihren Gemahl auf den Verdacht, Gustav sey ihr Liebhaber. Die Stellungen, worin die handelnden Personen jetzt gerathen, sind anziehend und gut genützet. Zu romanenhaft ist Lilienstirns Vorhaben Gustav ermorden zu lassen, welches auf seinen Kopf kommt, und wobey er tödtlich verwundet wird; nicht wahrscheinlich, dafs der Graf Magnus gezögert haben sollte, einen schutzlosen Menschen wie Gustav war, bey einem so grosen, und auf das was er mit Augen gesehen hatte, gegründeten Verdacht, aus der Gegend wegzuschaffen, wozu so viele Anschläge und Maafsregeln, als hier genommen werden, nicht nöthig waren; dem Stande, den man bey Gustav voraussetzet, nicht angemessen, dafs der Graf von Wermeland ihn als seines gleichen in seinem Hause leben lässet, und ein Fräulein mit ihm vermählen will, die von altem Adel und reich ist; übertrieben endlich, dafs sich jedes Frauenzimmer, das Gustav erblicket, sich in ihn verliebt, von der betenden, und sich betrinkenden Frau Toll an, bis auf die edle Victoria des Grafen von Wermeland Tochter, ein vortrefflich gehaltener Charakter voll feiner weiblicher Zartheit, und ächter Tugend, ohne Prahlerey und Geziertheit. Sie, der ehrliche ungestüme, von seiner Wissenschaft bis zur Begeisterung eingenommene Toll, und vornehmlich der methodistische Layenprediger Sahlgreen, sind sehr anziehende Personen. Wir zweifeln, dafs irgend Jemand die einfachen, herzlichen, und eindringenden Predigten des letzten überschlagen wird, so gern er sie auch zur unrechten Zeit anbringt. Adolfine erliegt endlich unter der tyrannischen Behandlung ihres Gemahls, der ihr dennoch, da ihre Krankheit schon unheilbar war, eine Reise nach Frankreich, und vorher eine geheime Unterredung mit Gustav, man sieht nicht, in welchem Verhältnifs zu demselben, zugestehet. Gustav geht auf ein Kriegsschiff, auf welchem er so tapfere Thaten thut, dafs er bald nach seiner

Rückkunft zum Prinzen von Heſſenſtein aus dem Hauſe Waſaburg erklärt wird. Zu dieſen Thaten gehört auch die Befreyung ſeines Vaters aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft. Adolfine ſtirbt in den Armen deſſelben in Frankreich. Dieſes letzte iſt ſummariſch auf zwey Seiten erzählt. Die Standeserhöhung des neuen Prinzen wird nur noch einmal im Vorbeygehen erwähnt. Ueberall verliert das Buch an Werth nach Adolfinens Tode merklich, und der Leſer nimmt an dem Herumtreiben der in dem Buche vorkommenden Perſonen keinen wichtigen Antheil. Der Angriff des Räubers auf Victorien iſt unnöthig, und ein zu gewöhnlicher Romanvorfall; die Krankheit des Grafen Julius iſt unnütz, und Adelheidens Verbindung mit dem Grafen Magnus nicht vorbereitet. Das Buch endigt ſich mit Guſtavs und Victoriens Heyrath.

Meissen, b. Erbſtein: *Nonne und Aebtiſſinn im Wochenbette*, oder *die Frucht der Schwärmerey*, eine Geſchichte einzig in ihrer Art. Vom Mann im grauen Rocke. 1797. 504 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wer ſich von dieſer Geſchichte nach dem Titel nicht die erbaulichſten Begriffe machen ſollte, dem können wir verſichern, daſs er in jedem Sinne vollkommen Recht hat. Die Langeweile, welche man bey dem geſchraubten anmaaſslichen Vortrage des Vf's empfindet, überſteigt das Skandal bey weitem, und hält gleiches Maaſs mit dem Widerwillen, den ſeine pöbelhaften Scenen andrer Art, und die ſchmutzigen Charakterzeichnungen jedem halbweg geſitteten Menſchen einflöſsen müſſen. Bey dem allem thut er ſich nicht bloſs auf die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung, ſondern auch auf ſeine Moralität etwas zu Gute. Die vier erſten Bogen ſind mit einem naiv-empfindſamen Gemälde der Stimmung eines jungen Mädchens angefüllt, die von einem Traume erwacht, worin ihr der Pater Bernhardo, den ſie kürzlich in einem benachbarten Kloſter geſehn hat, erſchienen war. Es iſt durchgehends in folgenden ermüdenden Tone des Selbſtgeſprächs in der dritten Perſon abgefaſst. S. 14. „Vielleicht ſind ihm ſeine Heiligen und ſeine Meſſen „alles, und er hat wohl gar keinen Sinn mehr für „Weltfreude: Ja dann bedauert ſie ihn wirklich, „denn iſt ſein Geſchmack völlig verdorben, und da „iſt er auch gewiſs manches Guten gar nicht mehr „fähig; das hängt ja alles zuſammen wie eine Kette, „(ja wohl!) das eine kann ohne das andre nicht ſeyn. „Das ſieht ſich denn doch auch ſonnenklar ein, daſs „er denn überhaupt gar keinen Geſchmack hat: denn „wie könnte er ſonſt ſo ein einförmiges ſeelenloſes „Leben lieben u. ſ. w.“ „Nein, da paſst er wirklich „nicht zu ihr, ſie liebt wohl mit unter die Einſamkeit, aber ſie muſs auch damit abwechſeln können „u. ſ. w.“ S. 15. „O es iſt erſchrecklich, daſs er den „Stand gewählt hat; wenn ſie nur die Veranlaſſung „begreifen könnte: wie konnt' er denn je ſo unſinnig ſeyn, ſolch ein eingeſperrtes Kloſterleben zu „führen u. ſ. w.“ „Er iſt ja nicht immer eingeſperrt; „ſie iſt ihm ja ſelbſt auf freyem Felde begegnet, „u. ſ. w.“ Nachdem dieſe Expoſition auf die Seite geſchafft iſt, geht es an die Geſchichte, wo wir gleich die allerabſcheulichſte Mutter auftreten ſehn, ungeachtet einige Aeuſserungen im vorerwähnten Monolog, wo die Tochter von der glücklichen Ehe ihrer Aeltern ſpricht, etwas anders erwarten lieſsen. S. 205 heiſst es von ihr: „erbärmliches elendes Weib! rufen „hier gewiſs mehrere, und wünſchen daſs ein paar „Ruthenſtreiche, von dem Herrn Fähndrich abgeprallt, die Blöſse der Madame getroffen hätten.“ Daſs der Vf. ſolche Wünſche bey den Leſern vorausſetzt, zeigt genugſam, wie ſehr er überhaupt darauf rechnen darf, ähnliche zu erregen. Die *unſchuldige* Franziska flüchtet vor den Zudringlichkeiten der ſchlechten Perſonen, womit ſie zu thun hat, ins Kloſter; zugleich von der heiſseſten Begierde nach dem Pater Bernhardo getrieben, mit dem ſie endlich auch zuſammentrifft, und einen höchſt weltlichen geiſtlichen Vater in ihm findet. Ihre Unſchuld, giebt der Vf. vor, hält ſich noch eine Weile gegen ſeine niederträchtige Sinnlichkeit, bis denn der Ausgang das Wochenbett iſt. Wir halten uns aber gern nicht bey den näheren Umſtänden davon auf, und geben nur noch eine Probe von der lebhaften Manier des Vfs. S. 414 iſt Franziska halb im Schlaf aus ihrem Zellenfenſter geſtürzt, und in einem Baum hängen geblieben: „er (Bernhardo) muſs hinaufklettern; er verſucht, es „gelingt; noch nie hatte er ſich darin etwas verſucht; „ſeine Hände griffen ſich blutig in die Baumrinde ein, „dann faſst er einen Zweig — der bricht mit lautem „Krachen; er iſt in Gefahr, daſs der Schreck ihn hinunter ſtürzt; aber nun muſs er alles wagen, und „wenn das ganze Kloſter erwacht, er rettet Franziska, ſchwingt ſich itzt auf einen andern Zweig, von „da wieder auf einen andern immer höher und höher — „ha, nun iſt er Franziska ganz nahe ſchon, ſteigt „noch auf einen — dieſer bricht, er ſtürzt, Franziska „kann nicht mehr laut ſchreyen — bleibt aber ein „zehn Fuſs tiefer eben ſo wie Franziska zwiſchen den „Zweigen hängen, arbeitet ſich, ohne ſich zu erbeben, an einer andern Seite an ſtärkern Zweigen wieder hinauf, nun iſt er ſchon ſo hoch als Franziska; „aber noch dicht am Stamme, und Franziska hängt „zwiſchen weit vom Stamm hinausgewachſenen Zweigen u. ſ. w. und ſchon ſchwingt er ſich *ſchrittlings* „auf den einen — ach Gott! Hülfe! Hülfe! u. ſ. w.“ So geht es noch ein paar Seiten hindurch fort; aber des Abſchreibens müde, verlaſſen wir hier den Pater ſamt ſeiner Geſchichte, verdienter Maſsen zwiſchen Himmel und Erde hängend. Möge er ein Warnungszeichen vor der Leſung und Schreibung ſolcher Jammerlichkeiten ſeyn!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Januar 1798.

GESCHICHTE.

Heilbronn am Neckar u. Rotenburg ob der Tauber, b. Claſs: *Johann Rudolph Schlegels*, Rect. am Gymn. zu Heilbronn, *Kirchengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Dritter und letzter Band. Erſte Abtheilung.* 1796. 494 S. gr. 8. ohne die Vorrede von 12 S. — Auch mit der Aufſchrift: *Johann Lorenz von Mosheim vollſtändige Kirchengeſchichte des neuen Teſtaments*, aus deſſelben geſammelten gröſsern Werken und aus andern bewährten Schriften mit Zuſatzen vermehrt, und bis auf die neueſten Zeiten fortgeſetzt. *Siebenter Band*, welcher die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts enthält, von *J. R. Schlegel.*

Die Fortſetzung dieſes Werks iſt nach *Schlegels* Tode in recht gute Hände gekommen. Hr. M. *Johann Jacob Fraas*, Prediger zu Frankenbach bey Heilbronn, hat hier nicht bloſs Sammlungen aus guten Quellen mitgetheilt; ſondern auch neue Unterſuchungen angeſtellt oder veranlaſst. Unerwartet iſt es freylich, daſs, nachdem in *des ſechsten und letzten Bandes zweyten und letzten Abtheilung*, welche ſchon im Jahr 1788 erſchien, *der Reſt der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts*, wie es auf dem Titel heiſst, mit der Geſchichte der reformirten Kirche, der Brüderunität, der Mennoniten u. dgl. Parteyen mehr mitgetheilt worden war, nun erſt im *Siebenten Bande die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche* in jenem Jahrhunderte mit *der Miſſionsgeſchichte* angefangen wird, die vielmehr an der Spitze der übrigen hätte ſtehen ſollen. Unterdeſſen wird in einem ſo ausführlichen Werke dieſer Fehler gegen die Methode weniger läſtig. Eigentlich findet man auch ſchon im *fünften Bande* des Werks eine Miſſionsgeſchichte dieſes Jahrhunderts; aber in gegenwärtigen wird ſie viel vollſtändiger bearbeitet. Den Urſprung der Miſſionen in der römiſch katholiſchen Kirche ſucht der Vf. in dem Begriffe von einer allein ſeligmachenden Kirche, in deren Schoofs man alle Menſchen ſammeln müſſe; Päbſte und Mönche hätten dieſen Glauben beſtärkt, und ſchlaue Ordensobern hätten den Mantel der Religion gebraucht, um ihre merkantiliſchen und politiſchen Abſichten zu befördern. (Da die römiſch katholiſchen Miſſionen ſeit der Reformation mit ſo ungemeinem Eifer betrieben und verſtärkt worden ſind: ſo ſieht man auch wohl, daſs durch dieſelben dasjenige in auswärtigen Welttheilen erſetzt werden ſollte, was die Päbſte in Europa verloren hatten.) Weil die *Presbyterianer*, *Methodiſten* und andere *Diſſenters* in England, ſich mit weit mehr Begeiſterung, als die Geiſtlichen der *Epiſcopalen*, zu Glaubensboten gebrauchen laſſen: ſo glaubt der Vf. dadurch die Meynung beſtätigt zu ſehen, daſs es unter jenen weit mehr rechtſchaffene Männer im Predigtamte gebe, als bey der hohen Kirche, wo ſich gar viele fänden, denen es an Kenntniſſen, und noch mehr an Eifer und an Amtstreue fehle u. ſ. w. (Wir ſehen aber wirklich nicht, wie dieſes folge. Die Epiſcopalen werden ſagen, daſs die andern Parteyen nur mehr Proſelytenmachergeiſt beſitzen als ſie.) Von den vereinigten Miſſionsbemühungen der Römiſch-katholiſchen und Proteſtanten macht ſich der Vf. S. 9. die Hoffnung einer groſsen Aernte. „Kann nicht die groſse Veränderung, ſchreibt er, die in unſern Tagen vorgegangen iſt, und immer weiter um ſich greift, für die Ausbreitung des reinen ächten Chriſtenthums auf die entferntern Welttheile höchſt vortheilhaft wirken, da daſſelbe in unſerm allzu vernunftheilen Europa durch Philoſophen und Theologen verdrängt zu werden ſcheint? Viel kommt immer auf die Talente der Miſſionarien an, die ausgeſchickt werden. Sind ſie nicht ſehr gelehrt: ſo haben ſie wenigſtens Eifer; und dieſer Eifer für das Wohl der Menſchheit iſt wenigſtens achtungswerth, ja weit achtungswerther, als die eiteln Bemühungen mancher ſonſt reſpectabeln Gottesgelehrten, die im Brodgenuſs als Lehrer der chriſtlichen Religion auf nichts mehr bedacht ſind, als durch einen Aufwand der feinſten Gelehrſamkeit, und durch den Schein, als meynten ſie es auf das Beſte mit dem Chriſtenthum, den Stifter deſſelben von ſeiner ehrwürdigen Höhe zu verdrängen, und denſelben als ein Idol, das der bisherigen Verehrung nicht mehr würdig ſey, zu ſtürzen u. ſ. w. (So wie dieſer Ausfall, dergleichen man auch in der Vorrede lieſt, mehr in eine Dogmatik oder Polemik, als in eine Miſſionsgeſchichte gehört, ſo iſt auch die aus der neueſten Revolution geſchöpfte Hoffnung eine bloſse Möglichkeit; ja die Wahrſcheinlichkeit iſt vielmehr dagegen.)

Die *Miſſionen der römiſch katholiſchen Kirche* machen S. 11. den Anfang. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über dieſelben, beſonders über die Gewandtheit der Jeſuiten, in verſchiedenen Geſtalten dabey zu erſcheinen (welches durch das Beyſpiel des *Robertus a Nobili* aus dem 17ten Jahrhundert S. 18—25. erläutert wird), folgen ſie in dieſer Ordnung: I. *Tibet.* S. 26—40. Der Vf. hat hier aus den neueſten Nachrichten manches Brauchbare geſammelt; wiewohl ſie die Miſſion ſelbſt nicht betreffen. Ge-

orgi's Alphabetum Tibetanum kennt er nur dem Titel nach, den er S. 14. aus dem Katalog der Propaganda so anführt, als wenn der Vf. darin *Georgius Auguſtinus Antonius* genannt würde. Er heifst aber *Auguſtin. Anton. Georgi*; Rec. hat ſein Werk ehemals aus der Erneſtiſchen Bibliothek ſelbſt in Händen gehabt; einen ſehr vollſtändigen Auszug deſſelben aber findet man im 5ten, 6ten und 7ten Bande von *Gatterers hiſtor. Bibliothek*. II—V. *Tunkin*, *Cochinchina*, *Siam* und *auf der Halbinſel diesſeits des Ganges*. Auch zuverläſſige und nützliche Nachrichten, mit guten Erläuterungen begleitet. Richtig urtheilt der Vf. S. 106. „Man klage über die Jeſuiten wie man will, dafs ſie bey ihrer Bekehrungspraxi zu weit gegangen wären; ſie handelten dennoch dabey als Männer, die Weisheit und Menſchenkunde beſafsen.“ Die evangeliſchen Miſſionarien von Trankenbar haben, wie er zeigt, das Betragen der Jeſuiten in Oſtindien gegen die verſchiedenen Caſten, durch ihre Geſtändniſſe gerechtfertigt. Er billigt überhaupt die zu grofse Erbitterung nicht, mit welcher man gegen dieſen Orden geſchrieben hat; geſteht aber doch, „der Geiſt deſſelben mache immer eine zweydeutige Figur in der Dämonologie der Chriſten.“

Aber *die Miſſion von Sina*, „der Mittelpunkt der aſiatiſchen Miſſionen der katholiſchen Kirche,“ wird am weitläuftigſten beſchrieben (S. 121—306.). Der Vf. fängt mit der Charakteriſtik der Sineſen, ihrer Sprache, und den unter ihnen verbreiteten Religionen an; widerlegt des flüchtigen *Sonerats* Behauptungen über dieſelben, und erzählt darauf dieſe Miſſionsgeſchichte von ihrem Urſprunge an. Er überläfst ſich dabey der kritiſchen Führung des berühmten ungriſchen Abtes und Geſchichtſchreibers, *Georg Pray*, der, nach ſeiner Verſicherung, (S. 133.) in dem unter der Aufſchrift Peſt, Buda und Raſchau im J. 1789 herausgekommenem Werke: *Hiſtoria controverſiarum de ritibus Sinicis, ab earum origine ad finem compendio deducta*, einen ſo prüfenden Fleifs und eine ſo unparteyiſche Freymüthigkeit bewieſen haben ſoll, dafs er ſich auf denſelben verlaſſen konnte. Dadurch iſt er zur Aufdeckung mancher Fehler geleitet worden, welche proteſtantiſche Schriftſteller, auch *Moshein* in ſeiner Erzählung der neueſten ſineſiſchen Kirchengeſchichte, begangen haben. Es iſt allerdings erwünſcht, dafs auch einmal unter uns ein freyer Gebrauch von Schriften gemacht wird, deren Verfaſſer mit Einſichten und Urkunden in der Hand für die Jeſuiten die Feder geführt haben. Es ſcheint aber doch, als wenn der Vf. dem Hn. Exjeſuiten *Pray* zu unumſchränkt getraut hätte: und bey manchen Stellen, z. B. wo geleugnet wird, dafs die Jeſuiten in Sina Handel getrieben haben, ſind die Beweiſe nicht ganz befriedigend. Uebrigens war es nicht ſchwer, gewiſſen Schriftſtellern, die gar zu begierig alles aufnahmen, was den gedachten ſchwarzen Orden noch mehr verſchwärzen konnte, ziemliche Uebereilungen zu zeigen; und vieles zeigt ſich hier überhaupt in einem gewiſſermafsen neuen Lichte.

Japan wird zwar als ein für die Miſſionen verſchloſſenes Reich dargeſtellt; aber doch die ehemalige Miſſion daſelbſt und ihr Ende beſchrieben, ohne dafs der Vf. entſcheiden will, ob die bekannten Briefe, die ſo unglückliche Folgen hatten, ächt waren, oder nicht. Doch findet er es nicht ganz unglaublich, dafs die Jeſuiten in jenem Reiche eine für ſich günſtige Revolution zu bewirken geſucht haben. (S. 306 bis 326.) Es wird ferner vom Untergange der Miſſion in *Habeſſinien*, und den vergeblichen Verſuchen ihrer Wiederherſtellung; und von der neuen Miſſion auf *Madagaſcar* gehandelt; (S. 326—337.) und ſodann eine Nachleſe zu *den amerikaniſchen Miſſionen* gehalten. Hier hat ſich der Vf. tief in die Unterſuchung der von den Jeſuiten vorgeblich in *Paraguay* geſtifteten Republik, und des ihnen in Portugal Schuld gegebenen Königsmordes, eingelaſſen, und findet beſonders den letzten Vorwurf ganz erdichtet. Wie problematiſch beide Erzählungen ſind, weifs nunmehr jedermann; ob man ſich aber ſo entſcheidend über die letzte erklären könne, daran zweifeln wir doch. Zuletzt S. 415 fg. von dem *geheimen Miſſionsweſen des heil. Stuhls unter den Proteſtanten*, und ähnlichen Verſuchen mehr; worüber manches Merkwürdige beygebracht iſt.

Von S. 441 bis zum Ende des Bandes, folgen *die Miſſionen der Nichtkatholiken*, die zu *Trankebar*, *Madras*, und in andern engliſch-oſtindiſchen Beſitzungen, auch zu Ceylon angelegten. Wenn nicht bereits im fünften Bande von der däniſchen Miſſion, und ihren zum Theil beſtrittenen Anſtalten eine genauere Nachricht gegeben worden iſt: ſo wäre die hier vorkommende ſehr unzulänglich. Auch iſt überhaupt die Miſſionsgeſchichte in dieſem Bande noch nicht geendigt.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göſchen: *Die moraliſchen Wiſſenſchaften.* Ein Lehrbuch der Moral, Religion und Rechtslehre, nach den Gründen der Vernunft. Von *Friedr. Heinr. Chriſt. Schwarz*, Prediger im Heſſendarmſtädtiſchen. *Erſtes Lehrbuch, Katechismus der Vernunft.* 1797. XXIV u. 118 S. 8. *Vollſtändiges Lehrbuch für Schulen und Erwachſene zur Bildung des Verſtandes und Herzens. Erſter Band.* 1797. 388 S. *Zweyter Band.* 268 S. 8. (Der Katechismus 8 gr. das Lehrbuch 1 Rthlr. 16 gr.)

Die moraliſchen Wiſſenſchaften kamen das erſtemal 1793 auch als ein Theil von *Lorenz Leſebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker*, ohne Nennung des Vf., heraus, und die in vier Jahren erfolgte zweyte Auflage iſt ein Beweis, dafs Hr. *S.* einem wahren Bedürfniſſe der Zeit auf eine befriedigende Art abgeholfen hatte. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes, als ein moraliſches Lehrbuch für die Jugend iſt, die Schwierigkeiten bey der Ausführung und die Achtung gegen das Publicum, alles dieſes vereinte ſich, um den Vf., deſſen

fen edler Eifer für die Ausbreitung wahrer Aufklärung so rühmlich bekannt ist, zur verdoppelten Aufmerksamkeit bey Ausarbeitung der zweyten Auflage zu verpflichten. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er dabey verfuhr, ist musterhaft, und das gerade Gegentheil von dem Leichtsinn derjenigen Schriftsteller, welche die Verfertigung der Jugendschriften für das leichteste und am wenigsten Kopf erfodernde Geschäfte halten. Er versichert, dafs die Umarbeitung der zweyten Auflage ihm weit mehr Mühe und Arbeit gekostet habe, als die erste Ausarbeitung, weil „sich ein Ideal eines solchen Lehr- und Lesebuchs in seiner Seele gebildet hat, dessen Hauptzüge Gründlichkeit, Vollständigkeit, Präcision, Gedrangtheit und zugleich Popularität sind, und welches zu erreichen alle seine Kräfte gespannt waren." Der Vf. denkt zu bescheiden, als dafs er es für vollkommen erreicht halten sollte. „Dabey ist freylich der Gedanke, dafs etwas Vollendetes der Art auszuarbeiten selbst dem geschicktesten Meister jetzt noch schwer fallen dürfte, da die Materialien noch nicht alle ganz im Reinen sind, einigermafsen für den beruhigend, der ein solches Werk unternahm, weil es doch immer besser ist, einem der ersten geistigen Bedürfnisse unsrer Zeit, so gut man kann, abhelfen, als gar nichts dabey zu thun."

Die wichtigste Veränderung der zweyten Auflage ist die Abtheilung in zwey Cursus für niedere und höhere Classen, wodurch die Brauchbarkeit des Buches zu dem bestimmten Zwecke unstreitig viel gewonnen hat. Das erste Lehrbuch, der *Katechismus der Vernunft*, ist nicht etwa ein Auszug aus dem vollständigen Lehrbuche, sondern es enthält die Hauptwahrheiten der Moral, Religion und Rechtslehre, nur kürzer, fafslicher, anschaulicher, wie es die Fähigkeit der Jugend von 10—14 Jahren erfodert, und ist zugleich so abgefafst, dafs es als Vorbereitung sich an das vollständigere Lehrbuch genau anschliefst. Nach dem erstern wird der Unterricht katechetisch ertheilt, daher auch bis S. 14. jeder § in Fragen zergliedert ist; in dem zweyten soll der Lehrer seine Schüler immer mehr an den zusammenhängenden Vortrag gewöhnen. Das zweyte Lehrbuch ist für gebildetere Schüler in Bürgerschulen, für Gymnasien und zugleich für die Erwachsenen aus der unstudierten Classe, auch für gebildete Frauenzimmer bestimmt; und sollte die moralischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange, aus ihren ewig festen Gründen, nach ihrer vollständigsten Ausführung, und das alles ohne die Formeln der gelehrten Schulen (ausser da, wo sie leicht verstanden werden können und zur Verständlichkeit des Ganzen beytragen) darstellen; so dafs, wer nun Lust und Beruf hätte, tiefer in das Wissenschaftliche einzudringen, unmittelbar hierauf das eigentlich gelehrte System studieren müfste. — Aufserdem sind auch noch manche Zusätze hinzugekommen, ohne dafs die Bogenstärke vermehrt werden durfte. Der Vf. mufste daher manche Kunstausdrücke, als Persönlichkeit, und manche schwerere Sätze mit aufnehmen, ohne welche andere nicht so bündig und bestimmt vorgetragen werden konnten.

Der Vf. setzt beym Gebrauch des Katechismus der Vernunft voraus, dafs die Lehrlinge schon einige moralische Kinderschriften, z. B. von Salzmann, Rochow, Campe oder den Gutmann von Thieme durchgelesen, dafs Aeltern und Erzieher schon die sittlichen Begriffe gelegentlich in ihnen entwickelt haben. Denn, der erste Unterricht mufs nach der richtigen Bemerkung des Vf. mehr fragmentarisch als zusammenhangend seyn. Wenn dieses vorausgegangen ist, dann kann dieser Katechismus dazu dienen, ihnen eine zusammenhängende, dem Alter angemessene Kenntnifs zu geben. Es ist aber noch eine Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn der Vf. den systematischen Unterricht überhaupt erst für den zweyten Cursus verspart, und in diesem nur die sittlichen Begriffe sokratisch entwickelt, durch einzelne Beyspiele die moralische Urtheilskraft geschärft, das moralische Gefühl gestärkt, und von Pflichten nur diejenigen aber umständlich vorgetragen hätte, die auf das Verhältnifs der Kinder die nächste Beziehung haben. Uns scheint dieses der natürlichere Stufengang zu seyn, bey dem auch nicht nöthig war, etwas vorauszusetzen, was noch so selten gefunden wird. So sehr der Vf. die Gabe der Fafslichkeit besitzt, so zweifeln wir doch, ob Kinder von dem bestimmten Alter alles fassen werden, z. B. das erste Gebot der Selbstpflichten: *erhalte deine Würde. Entehre dich nicht selbst*, welches die höchste Abstraction enthalt, oder ob ihnen die Folgerung S. 21. wenn wir das Sittengesetz über alles achten, so sind wir jeder Person zu ihren guten und erlaubten Zwecken auch behülflich, einleuchten wird. Zweckmäfsig ist aber dieses, dafs der Vf. die Gebote und Verbote, nebst den Verpflichtungsgründen, kurz angiebt, und dann die Anwendung in einzelnen Beyspielen zeigt, die meistens aus der wirklichen Welt schicklich gewählt sind. (Nur S. 34. pafst das Beyspiel von Platos Reise nach Syracus nicht ganz als Beyspiel der Selbstveredelung.) Ungeachtet der Kürze, womit die Rechtslehre in diesem Cursus vorgetragen ist (S. 109—118.) gefallt sie Rec. doch weit mehr als die Religionslehre. Dort hat der Vf. auf eine leichte Art richtige Begriffe von dem gegeben, was Kinder wissen müssen und verstehen können; hier aber hat er, wie uns dünkt, nicht den rechten Weg getroffen, und daher war er in dem zweyten Cursus genöthigt, ihn zu verlassen. Es ist recht sehr gut, dafs die Kinder frühzeitig auf die Natur und ihre zweckmäfsige Einrichtung aufmerksam gemacht werden, und diese Betrachtungen können allerdings ihren Geist für die Religionswahrheiten vorbereiten und empfanglich machen. Aber offenbar geht der Vf. zu weit, wenn er aus der Naturbetrachtung Eigenschaften Gottes herleiten will. Sein Räsonnement gründet sich auf nichts, als auf die Verwechselung der Begriffe *Zweckmäfsigkeit* und *Zweck*. Wilhelm, heifst es S. 89., hatte nun einen ziemlich deutlichen Begriff von der

Zweckmäfsigkeit im Ganzen und in den einzelnen kleinſten Theilen der Welt erhalten, — da er nun wufste, *dafs, wo Zwecke ſind, auch ein Wille und Vernunft gedacht werden müſſe: ſo erkannte er in der ganzen Welt die Vollkommenheit des Geiſtes, von welchem das alles herkommt.* — S. 91. wird die *Einheit* Gottes aus dem Zuſammenhang aller Theile zu einem Ganzen geſchloſſen. „Wer das eine Ding gemacht hat, mufs nothwendig auf das andere Rückſicht genommen haben; und konnte er eins machen, ſo brauchte er auch zu dem andern nicht fremder Hülfe.“ Womit will der Vf. dieſe Schlufsart rechtfertigen? Vorher hiefs es: „freylich ſehen wir noch nicht alles ein, es ſcheint uns ſogar manches ſchädlich; allein wir können nicht das Ganze beurtheilen.“ Widerſpricht das nicht dem Erſten?

Das *vollſtändigere Lehrbuch* enthält, wie der Katechismus nach einer allgemeinen Einleitung 1) die *Pflichtenlehre*, welcher noch die moraliſche Klugheitslehre zur Abwechſelung des Vortrags in einem Briefe und einem Geſpräche beygefügt iſt; 2) die *Religionslehre*; 3) die *Rechtslehre*. Alle dieſe Theile ſind mit unverkennbaren Fleifse und ſteter Hinſicht auf ſein Ideal ausgearbeitet. Die Pflichtenlehre und Klugheitslehre nimmt den ganzen erſten Band ein. Die Pflichten werden eingetheilt in Selbſtpflichten und in Pflichten gegen andere; und beide auf die vier Hauptmomente, Achtung, Erhaltung, Veredlung, Beglückung zurückgeführt; in der zweyten Abtheilung wird ſodann auch von den Pflichten beſonderer Verhältniſſe gehandelt. Dieſer Theil der angewandten Moral iſt noch nicht vollſtändig bearbeitet; um ſo mehr Dank verdient der Vf. für das, was er hier darüber geſagt hat. Er verſpricht aber noch ein beſonderes Werk darüber in der Form eines moraliſchen Wörterbuchs. Einige Pflichten der Art, z. B. welche das Verhältnifs der Aeltern und Kinder, der Geſchwiſter und des Geſindes betreffen, hätten hier nach dem beſondern Zweck des Vf. noch ausführlicher behandelt werden ſollen. Die vier Hauptpflichten jeder Abtheilung ſind übrigens mit zweckmäfsiger Ausführlichkeit erörtert; der Verbindungsgrund, das Verhältnifs zu andern Pflichten, Umfang und Grenzen, Anwendung der Pflicht, die daraus herfliefsenden Tugenden und Scheintugenden, die Grade der Reinheit, Hinderniſſe, Bewegungsgründe, Hauptverſündigungen dagegen, ihre Verlarvung, Veranlaſſung, Entſchuldigung, Beſchönigung, nachtheilige Folgen werden dabey nach dem Muſter der Schmidiſchen Moral ſehr lehrreich entwickelt. Die Pflicht der Wahrhaftigkeit ſteht wohl nicht ganz paſſend S. 180. unter der dritten Hauptpflicht gegen andere, Veredelung. Dafs hier und da Stellen der Claſſiker und deutſcher Dichter an paſſenden Orten angeführt werden, iſt ſehr zu loben. So ſehr übrigens Rec. das Beſtreben des Vf., Popularität mit Gründlichkeit und ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit zu verbinden, ehret, ſo mufs er doch geſtehen, dafs eben daſſelbe ihn zuweilen zu einer gewiſſen Aengſtlichkeit und zur Ueberſchreitung der Grenzen des Jugendunterrichts verleitet zu haben ſcheint. Ein Beyſpiel von dem erſten iſt S. 62., wo der Gegenſtand des Moralgeſetzes, oder die Materie des moraliſch Handelns beſtimmt werden ſoll. Beyſpiele von dem zweyten ſind S. 25., wo der Vf. zeigen will, dafs die Handlungen aus einem doppelten Geſichtspunkte als frey und als nicht frey betrachtet werden können, um den Einwurf des Determiniſten gegen die Freyheit abzuweiſen, eine Sache, welche die Faſſungskraft derer, für welche das Lehrbuch beſtimmt iſt, unſers Bedünkens überſteigt, und daher, weil es doch nicht recht deutlich gemacht werden konnte, der wiſſenſchaftlichen Moral überlaſſen bleiben mufste; S. 252. §. 26. wo zum Beweiſe, dafs jeder Menſch ſeinen eignen, nicht blofs den allgemeinen Charakter der Menſchheit habe, der Satz der theoretiſchen Philoſophie, es gebe keine zwey völlig gleichen Dinge in der Welt, angeführt wird; ſo auch §. 27. die Unterſcheidung des Menſchen als Phänomenon und Noumenon. Sonſt haben wir nicht leicht eine Stelle gefunden, in der man Beſtimmtheit vermiſste.

Die Religionslehre und Rechtslehre macht den zweyten Band aus. In der letzten iſt der Vf. ganz Kants Anfangsgründen gefolgt; man kann ſie als einen populären Auszug dieſes Werks betrachten, welcher ſich durch ſeine Faſslichkeit empfiehlt. Durch viele eingeſchaltete Tabellen wird die Ueberſicht des Ganzen und der Theile ſehr befördert. Ueber die Religionslehre müſſen wir mehreres, das uns auf den Herzen liegt, zurückbehalten, theils, weil dieſe Anzeige ſchon etwas weitläuftig gerathen iſt, theils weil es überhaupt Schwierigkeiten betrifft, welche des Vf. Darſtellung mit andern gemein hat. Das Leben und die Charakterſchilderung *Gellerts* und *Morus* beſchliefsen dieſes nützliche Buch, welches zur ſittlichen Veredelung der Menſchheit gewifs ſehr viel beytragen wird, und daher aufser dem häuslichen Gebrauche in allen Bürgerſchulen und Gymnaſien eingeführt zu werden verdiente.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Januar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

b) Frankfurt am Main, in Comm. b. Macklot: *Sustentationsgeschichte der Kaiserl. und Reichskammer-Gerichtskanzley*, nebst einigen Verbesserungsvorschlägen. 1797. 124 S. 4.

a) Ohne Druckort: *Vorschläge wie dem Nothstand der Reichskammer-Gerichtskanzley abzuhelfen?* 1797. 31 S. 8.

Die Verbesserung der bisher sehr precären blofs von ungewissen Sporteln abhängenden Sustentation der Kammergerichtlichen-Kanzley war bekanntlich schon ein Berathungsgegenstand bey der letzten Visitation, worüber der Bericht des Kammergerichts durch den Reichs-Schluss von 1775 erfodert, auch nachher durch den ferneren Reichs-Schluss von 1788 erinnert ward. Dieser Bericht ist zur Zeit noch nicht erstattet. Immittelst ist der Nothstand der Kanzley, welche schon vorhin seit 1732, da die Besoldungen um ein Drittheil erhöhet wurden, beträchtliche, dermalen auf 48.324 Rthlr. angeschlagene, Rückstände zu fodern hatte, durch den letzten verderblichen Krieg aufs höchste gestiegen. Die jährliche Besoldung erfodert 6970 Rthlr. 70 Kr. und die anderen *Kanzley-Ausgaben* 800 Rthlr. — Die dazu bestimmte *Taxeinnahme* sank schon im Jahre 1794 auf 5358 Rthlr. und im Jahre 1796 auf 4600 Rthlr. — Die Kanzley wandte sich daher im Nov. 1796 an das Gericht, und bat, zu Abhelfung ihres dringenden Bedürfnisses, um den Vorschuss eines Capitals aus den alten Depositen, gegen Verschreibung der Taxgefälle. Weil aber hierauf keine Resolution erfolgte; so sah sie kein anderes Rettungsmittel, als sich an die gesetzgebende Behörde selbst zu wenden. Sie schickte den Protonotarius *Hoscher* nach Regensburg ab, um ihre Sache dort unmitelbar zu betreiben. Dieser Vorgang gab die Veranlassung zu den bemerkten beiden Abhandlungen.

Nr. 1. ist die von gedachtem Hoscher darüber verfertigte ausführliche Deduction, welche, nach Vorausschickung seiner vollständigen Susteutations-Geschichte, den gegenwärtigen Nothstand der Kanzley, und überhaupt die Geringhaltigkeit ihrer nicht verhältnismäfsig erhöheten Besoldungen, sehr lebhaft schildert, und a) als eine aufserordentliche Aushülfe zu Tilgung der Rückstände, die herrenlos gewordenen alten *Depositа* vorschlägt, demnächst b) für die Zukunft, zu einer verhältnismäfsigen Besoldungs-Zulage, zwey Mittel, nämlich die Einführung *neuer Sporteln in Extrajudicial-Sachen* und die alsbaldige *Eintreibung der Completur-Gebühren*, in Vorschlag bringt, wodurch die Taxeinnahme füglich bis auf 11,600 Rthlr. jährlich erhöhet, und — wenn die Reichsstände dazu noch jährlich einen milden Beytrag von 5000 Rthlr. — statt der bisher von den Anwälden meist unrichtig angesetzten sogenannten Martinigeschenke, hinzufügen wollten, — die Besoldungen bis auf das *Duplum* vermehrt werden könnten. Merkwürdig ist es, dafs der Kanzleyverwalter (der Repräsentant des Erzkanzlers), so lange das Gericht und die Kanzley aus einer Casse besoldet wurden, gerade eben so viel als ein Assessor an bestimmter Besoldung, nämlich 400 Gulden, überdies freye Wohnung in dem Gerichtshause, und, so wie heut zu Tage, auch Commissionsgebühren, bey den nicht selten vorfallenden Commissionen zu beziehen hatte, mithin noch besser als ein Assessor stand, daher in älteren Zeiten Beyspiele vorkommen, dafs Assessoren ihre Stelle resignirten, um Kanzleyverwalter zu werden. Ein *Protonotarius* hatte damals nur ein Viertheil weniger als ein Assessor; ein Notarius halb so viel etc. Die schon im J. 1530 erfolgte Trennung der Besoldungscasse aber brachte in der Zeitfolge das heutige grofse Unverhältnifs hervor, weil die der Kanzley angewiesene Taxeinnahme nicht beträchtlich erhöht werden konnte, weshalb selbst die von dem Herrn Erzkanzler im J. 1732 bewilligte Erhöhung der Kanzleybesoldungen um ¼ gröfstentheils idealisch, und die Veranlassung der seitdem so hoch angeschwollenen Rückstände war. Die Vorschläge des Vf. haben daher die gröfste Billigkeit für sich, wir wünschen nur, dafs sie bey den dermaligen traurigen Zeiten vollen Eingang finden. Die Schrift wird übrigens, wegen der genauen und vollständigen historischen Darstellung, woran es bisher fehlte, einen bleibenden Werth behalten.

Nr. 2. enthält die darauf sich beziehende Anträge des Oesterreichischen Directorial-Gesandten Freyherrn von Fahneberg. Darinn wird eine abermalige Erhöhung der Kanzleytaxe aus triftigen Gründen widerrathen, und statt derselben, zur Ergänzung des in Friedenszeiten etwa 2000 Rthlr. — jährlich betragenden *deficit*, ein *subsidiarischer Reichsanschlag* für ausführbarer angesehen, jedoch vor der Hand davon abstrahiret, weil eine bereite ergiebige Hülfsquelle in dem auf, 50.000 Rthlr. betragenden, auf Zinsen ausgelieheuen Ueberschufs der Kammergerichtlichen-Sustentationscasse vorhanden sey; daher, zu Abhelfung des gegenwärtigen dringenden Nothstandes, eine *provisorische Anweisung* auf diese Gelder in Vorschlag gebracht, hiernächst die durch den Krieg verarmten Co-

piſten und Kammerboten den Reichsſtänden zu einer milden Gabe empfohlen. Zu Tilgung des groſsen Beſoldungs-Rückſtandes werden nicht die alten *Depoſita*, ſondern die alten Kammerzieler-Rückſtände (ſogenannten alten *Ausſtandstermine*) für dienlich erachtet. Dem Vernehmen nach ſoll auch ſchon eine proviſoriſche Verfügung *in circulo* beſchloſſen worden ſeyn. Die Hauptentſcheidung iſt erſt nach Eingang des Kammergerichtlichen Berichts zu erwarten.

NÜRNBERG, in d. Steiniſchen Buchh.: Bemerkungen über den *Luxus*, *Luxusauflage und deren Gegenſtände*, vornehmlich *politiſchen* und *kameraliſtiſchen Inhalts*. Von D. *Johann Lorenz Dorn*, Advocat und Syndicus der Reichsſtadt Nürnberg. 1797. mit der Vorr. 10½ Bog. 8.

In wenig Bogen viel Wahres und Nützliches über einen das Wohl oder Wehe des häuslichen Zuſtandes und ſelbſt ganzer Staaten betreffenden Gegenſtand. Der enge Raum erlaubte nicht, denſelben in ſeinem ganzen Umfange und in allen ſeinen Theilen zu behandeln. Auch war dies nicht des Vf. Abſicht. Er wollte vielmehr einen richtigen Begriff des Luxus feſtſetzen, ſeine wahren Quellen aufſuchen, und bezeichnen, die ihm eigenthümlichen Wirkungen kenntlich, und auf einige nicht genug geachtete Hülfsmittel aufmerkſam machen. Dies alles hat der Vf. in ſeinen Bemerkungen ſo geleiſtet, daſs ſie unter den zahlreichen Schriften über den Luxus einen vorzüglichen Platz verdienen.

Von den drey Abtheilungen des ganzen Vortrages iſt der *erſte* allgemeinen Beſtimmungen des Luxus und ſeiner Gegenſtände gewidmet. Mit logiſcher Richtigkeit hat der Vf. zuförderſt ſowohl den objectiven, als ſubjectiven Begriff des Luxus feſtgeſetzet, und hieraus den Zweck, die directen und indirecten Mittel, und weſentlichen Eigenſchaften und Kennzeichen deſſelben entwickelt. Nach dem Vf. beſteht der Luxus „*in dem Aufwande auf Sachen, die „einen ſolchen Grad der Bequemlichkeit und des Lebens-„genuſſes bezwecken, der für unſere individuelle Lage, „und ohne Nachtheil unſerer phyſiſchen, bürgerlichen „und intellectuellen Exiſtenz, entbehrlich iſt;*“ die Dinge, die als Gegenſtände des Luxus betrachtet werden können, „*haben demnach einen gewiſſen Grad der „Entbehrlichkeit, der Seltenheit und der Feinheit; je-„doch nur allemal relativ, nie abſolut.*“ —

Die *zweyte Abtheilung* handelt von der Beſteurung des Luxus im Allgemeinen. Gründlich wird hier erwieſen, daſs Auflagen auf die Gegenſtände des Luxus überhaupt alsdann nur anwendbar und einem Lande zuträglich ſind, wenn ſie folgende Vortheile bewirken: daſs ſie nur den Ueberfluſs treffen, und den Armen nicht zur Laſt fallen, nach eines jeden Vermögen und Reichthume eingerichtet, und dadurch mit dem Grundſatze der gerechten Gleichheit vollkommen übereinſtimmend ſind; wenn ferner ihre Abtragung auf eines jeden Belieben und Willkühr beruhet, und ſie ſelbſt folglich vermeidlich ſind; wenn ſie auch den Verſchwender dem Staate nützlich zu werden zwingen, und theils denjenigen treffen, den ſie treffen ſollen, theils zu rechter Zeit, weder zu früh, noch zu ſpät, erfolgen. Nach Aufzählung dieſer aus dem Weſen der Luxusauflagen unmittelbar entſpringenden Vortheile, werden diejenigen bezeichnet, die durch die ſchickliche Art der Erhebung, mittelbar oder unmittelbar zu erlangen ſind; ſodann folgen über jene ſowohl, als über dieſe, nähere Beſtimmungen und nöthige Einſchränkungen; hierauf Beantwortung einiger Einwürfe dagegen; und zuletzt 7 aus der obigen Unterſuchung hergeleitete Regeln, welche in der Anwendung und Erhebung der Luxusauflagen beobachtet werden müſſen.

Eine hieher gehörige, aber nicht angeführte allgemeine Regel ſcheint Rec. dieſe zu ſeyn: daſs eine Sache um ſo mehr mit Impoſten zu belegen ſey, je mehr und leichter der häufige Gebrauch derſelben der Sittlichkeit, oder der Geſundheit zum Nachtheile gereichet; je mehr dadurch ein wohl geordnetes Verhältniſs der Stände des bürgerlichen Lebens gegen einander verrückt; je mehr ſie als ausländiſches eingeführtes Natur- oder Kunſtproduct, dem Nahrungserwerbe der producirenden Claſſe der Einwohner eines Staats ſchadet; je mehr endlich der Luxus dabey bloſs in dem verzehrenden Genuſs eines wahren oder eingebildeten Wohlgeſchmacks beſtehet.

Zur Erläuterung jener vorausgeſchickten Theorie durch einzelne Beyſpiele und Muſter wird dieſelbe in der *dritten* Abtheilung auf Sachen des Luxus, als Gegenſtände der Auflage, zuförderſt überhaupt, und hiernächſt in zwey folgenden beſonderen Abſchnitten auf einige einzelne Sachen des Luxus angewendet; und zwar zuerſt in Rückſicht auf mittelbare und dann auf unmittelbare Auflagen, jene durch Accíſe, dieſe durch Taxe, auch zum Theil durch Accíſe. Hierzu ſind im erſten Abſchnitte Caffee, Zucker, Thee und Taback, und im zweyten Spiel und Spielmaterialien, öffentliche Ergötzungen und Luſtbarkeiten, Landhäuſer und Luſtgärten, Hunde, Kutſchen und Pferde, Geſinde und Hageſtolzen gewählet worden. Alle dieſe Gegenſtände, beſonders aber den letztern, hat der Vf. mit groſser Behutſamkeit, mit Anführung und ſorgfältiger Prüfung der wichtigſten Gründe für und wider ihre Beſteurung, mit genauer Beſtimmung der Grenzen ſolcher Steuern, und mit hieraus gefolgerten zweckmäſsigen Vorſchlägen behandelt.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Magazin für das Jagd- und Forſtweſen* von M. *Friedrich Gottlob Leonhardi*. Erſter Heft. 1796. 28 S. gr. 4. mit VI Kupfern. Zweytes Heft. 59 S. VI Kupfern. (2 Rthlr.)

Die Veranlaſſung zu dieſer Zeitſchrift nahm Hr. L. zu Leipzig aus andern in die Forſtkunde in unſern Zeiten herauskommenden Zeitſchriften; und hat dabey die Abſicht, das Jagdweſen, als einen Zweig der Forſtwiſſenſchaft zu bearbeiten, zugleich aber dieſe, ſo weit

weit sie Einfluss auf die Jagd hat, mitzunehmen. Er giebt daher in dem ersten Heft vorlaufig eine kurze Geschichte der Jagd bey den Alten, und beschreibt sodann in Nr. II. einen Vogelheerd mit hohen Strauchwerk zum Fangen der Krammetsvogel, Drosseln, Ziemer, Amseln, Seidenschwänze und Gimpel etc. Dabey ist der Strauchheerd wie gewohnlich; nur stecken um denselben Stangen mit Kloben und numerirten Fahnlein, welche durch Schnüre, die über Rollen laufen, zugezogen werden können. Die Schnüre gehen 3 Ellen vom Boden ab, und laufen in der Hütte in einem Register auf, das die nämlichen Numern, wie die Fahnlein hat, damit man sich nicht im Ziehen irre. In der Gegend des Rec. fängt man alle oben genannte Vögel, in dem gewöhnlichen Strauchzeug; nur die kleinere Gattung der Singvogel wird mit Kloben gefangen. Nr. III. giebt eine kurze Naturgeschichte einiger den Laubhölzern schadlicher Raupen, und Nr. IV. betrachtet die weifsblühende Acacie. Nr. V. beschreibt einen Rückheerd auf Sauen in der Kursachsischen Wildbahn, und Nr. VI. schliefst das erste Heft mit der Beschreibung des Neufoundlandischen Jagd- und Haushundes.

In dem 2ten Heft giebt der Vf. zuforderst in gedrangter Kürze die ältere Geschichte der Jagd bey den Deutschen, und bemerkt in Nr. II. und Nr. IV. einiges über das Haasen- und Hauptjagen. Nr. III. erläutert den in Heft 1. Nr. V. beschriebenen Rückheerd auf Sauen, wenn bereits gerückt worden ist. Nr. V. und VI. behandelt die Naturgeschichte des Zucker-Ahorns und Silberfasans, wozu Nr. VII. noch die Erklarung des Fasanenfanges und einer Fasanen-Fütterung liefert. Den Beschluss dieses Hefts macht mit Nr. VIII. der Barbet oder Wasserhund. Die Kupfer zu diesen Heften sind alle deutlich gezeichnet und gut gestochen, und die Illumination gut ausgefallen.

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Preisschrift, über die von der Königl. Schwedischen Patriotischen Gesellschaft zu Stockholm aufgegebene Frage: welche sind die rechten und allezeit geltenden Regeln, die bey der Einführung der Circulation des Ackerbaues oder Koppelwirthschaft in Acht zu nehmen sind?* Herausgegeben von *J. C. Fischer*, Hannöverschem Cammer-Conducteur, welchem von der Gesellschaft der hochste Preis zuerkannt worden ist. 1797. 7 Bog. 8.

In der vorausgeschickten Einleitung befinden sich allgemeine Nachrichten von der Koppel- und Schlagwirthschaft in den Herzogthümern Holstein, Mecklenburg und Lauenburg, von ihrem Unterschiede und Ursprunge, Bemerkungen über den Nutzen solcher Wechselwirthschaft, vorzüglich in dem nordlichen Deutschland, und hierauf der Plan der Abhandlung. Dieser ist in 6 Kapitel, mit deren Vertheilung in 33 §§. ausgeführet.

Das *1ste Kap.* enthält die Regeln, die bey der Einführung einer Koppelwirthschaft von Seiten des Staats zu beobachten sind. Diese bestehen darin, dass, in Hinsicht auf die Bevolkerung, die Leibeigenschaft aufgehoben, die übermässige Vergrosserung der Höfe verhütet, und von den einzukoppelnden Grundstücken den Brinksitzern so viel, als zur Führung eines Haushalts nöthig, zugetheilet werde, auch ein anderer Theil zur Ansetzung neuer Anbauer bestimmet bleibe; dass, in Betreff der künftigen Benutzung der Koppeln, diese mehr auf die Vergrosserung des Getreidebaues, als der Viehzucht, gerichtet, jedoch diese mit jenem in ein richtiges Verhältnifs gesetzet, dass ferner, in Absicht der Cultur, deren moglichste Erhohung befordert, auf die Beybehaltung hinlanglicher Holzungen, auf die Abtheilung und Anlage der nothigen Wege, auch etwanigen Canäle, auf die Festsetzung der Abgaben in richtigen Verhältnissen, und auf die Wiedererstattung der von dem Staate für die Verkoppelung vorgeschossenen Kosten Bedacht genommen werde. — Das *2te Kap.* giebt die Regeln an, die sich auf das Interesse des Privatmanns beziehn. Dahin wird gerechnet: eine solche bequeme Eintheilung seiner Arbeiten zur Cultur der Koppeln, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, dass er dadurch einen reichlichen Ertrag mit wenigen Kosten erlanget, hierbey ein solches Verfahren, dass alljährlich eben so viel schlechtes, als gutes Land mit gehörigem Dünger bestellt, hiernach die Eintheilung der Koppeln gemacht, und auf diese Art ein möglichst gleichförmig bleibender jährlicher Ertrag bewirket werde; die Verhütung aller Hindernisse in der freyen Cultur zur Vergrosserung des Nutzens; die den steuerpflichtigen Unterthanen zu verwilligende 3 bis 6 jährige Befreyung von den öffentlichen Abgaben; und die im Anfange der Einführung der Koppelwirthschaft nöthige Beybehaltung der bisherigen Getraidearten und die deshalb anzuwendende Vorsicht. — Das *3te Kap.* beschreibt das Verfahren bey der Untersuchung der zu verkoppelnden Feldmark und der darauf folgenden Vermessung. Man soll zuforderst die Gemeinheiten und Servituten aufheben; sodann untersuchen, in welchen Verhältnissen der Ackerbau und die Viehzucht zu betreiben sey. Die bey den Städten gelegenen Getreidefelder, wenn sie immerfort bestellt worden, sollen nur alsdann, wenn sich grofse Gemeinheiten darunter befinden, verkoppelt werden. Vor allen sollen alle Grundstücke vermessen, darauf die Grenzen der verschiedenen Gemeinheiten bestimmt, und die Aequivalente dafür ausgemittelt werden. Es sollen, wo es nöthig, Canäle gezogen, die zu enge zusammenstehenden Wohnhäuser in den Dorfschaften aus einander gelegt, und auf die Anlage und Einrichtung der etwa nötzlichen Wiesenwässerung und auf die verhältnifsmässige Vertheilung der Abgaben Bedacht genommen werden. Das *4te Kap.* betrifft die Anzahl Koppeln. Hier wird zuerst angegeben, was von der in Koppeln zu legenden Feldmark abzusetzen, und zu andern Endzwecken vorzubehalten sey, und hiernächst in 15 Modellen gezeigt, wie die Feldmarken, nach der Verschiedenheit ihrer natürlichen Beschaffenheit und der

Abſicht ihrer Benutzung, auf mannichfaltige Art, von 5 bis zu 12 Koppeln, zu vertheilen ſind. — Nach den im 5ten *Kap.* ertheilten Regeln iſt die Vertheilung in die einzelnen Koppeln von einem nicht nur der Feldvermeſſung, ſondern auch zugleich der Landwirthſchaft kundigen Manne zu verrichten und jedem Intereſſenten ſein Antheil, in Gemäſsheit der darüber hinzugefügten Grundſätze, zu bezeichnen und anzuweiſen. — Den Beſchluſs macht das 6te *Kap.* mit noch ein paar allgemeinen, das Verfahren bey der Einführung einer Koppelwirthſchaft zu befolgenden Regeln: der erſte für die Inhaber der Koppeln, und der letzten für den Staat. Jene ſollen von dem Verhältniſſe ihrer bisherigen Ausſaat und von den von ihnen ſonſt beſtellten Getraidearten nicht ſogleich anfangs abweichen, und von ihren alten Aeckern die gehörige Folge der Saat vorerſt und bis zur Zubereitung ihrer Koppeln genieſsen. Dem Staate ſoll der Erſatz der zu verwilligenden Freyjahre und herzugebenden Koſten, theils durch jährliche Zahlungen in kleinen Summen von den Intereſſenten, theils durch einige Erhöhung der Abgaben zur Berichtigung der Zinſen, und theils durch die Anſetzung neuer Anbauer und die von denſelben zu erhebenden Abgaben erſetzet werden.

Alles dies gilt von dieſer Preisſchrift. Was in dieſer Schrift über die Aufhebung der Gemeinheiten und Servituten, die Antheilungen der landesherrlichen und Privatholzungen, das nach der Zahl der Morgen, oder der Tonnenausſaat füglich zu beſtimmende Verhältniſs der Viehzucht gegen den Ackerbau etc. geſagt wird, beſteht in flüchtig hingeworfenen Fragmenten von allgemein und längſt bekannten Grundſätzen. Nach der Rubrik des 3ten Kap. ſoll die Vermeſſung der zu verkoppelnden Feldmark *erſt nach ihrer vorgängigen Unterſuchung folgen*; in dem §. 18. hingegen wird ausdrücklich und richtiger feſtgeſetzt: „daſs bey der zur Verkoppelung beſtimmten Feldmark eine genaue Vermeſſung aller ihrer Theile *das erſte Geſchäfte* ſeyn — und darüber ein Regiſter verfertiget werden müſſe — damit *die darauf folgende Unterſuchungscommiſſion* ſogleich alles zur Hand habe.“ Fürwahr, ein ſehr auffallender Widerſpruch! Die bekannten Vorſchriften wegen der anzulegenden Canäle und Wege, wegen der vorerſt beyzubehaltenden bisherigen Ausſaaten, wegen verhältniſsmäſsiger Beſteurung etc. werden ohne alle neue und erhebliche Zuſätze, wiederholt. Dafür iſt jedem Kapitel ein mit trivialen Gemeinſprüchen angefüllter Paragraph als Einleitung vorgeſetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Erfurt*, b. Keyſer: *Ohnmaſsgebliche Vorſchläge zum allgemeinen literariſchen Frieden*, als Beförderungsmittel *zur Dauer und Sicherheit des bevorſtehenden politiſchen Friedens.* 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Der Vf. behauptet in ganzem Ernſte, weil der Einfluſs der Schriftſteller, auf die öffentliche Meynung unleugbar ſey, eine Claſſe derſelben, die *geſetzgebende Macht* zu ſeyn, ſich öffentlich rühme, und alle Volksſchriften jetzt politiſchen Inhalts wären, die Schriftſteller alſo *ein ſo groſses Wort* in den politiſchen Gang der Völker zu reden hätten; ſo folge von ſelbſt, daſs der literariſche Friede die *conditio ſine qua non* von der Dauer des politiſchen Friedens ſey und ſeyn müſſe. (Wie dieſes aus allen jenen unbeſtimmten und zweydeutigen Prämiſſen folgen ſoll, begreifen wir nicht.) Die Grundlage dieſes literariſchen Friedens ſoll ein *vorläufiger Waffenſtillſtand* ſeyn, bey welchem der Schriftſteller weiter nichts als das Ehrenwort zu geben brauche, *ſein Maul zu halten* über Dinge, die ihn nichts angingen; er ſoll der *Politik* entſagen, den Monarchismus ſeine Fehde mit dem Republicanismus ausmachen laſſen, ohne ſich dem einen oder dem andern als Alliirten aufzudringen, und aus literariſchen Fehden über Theſen keine *perſönlichen* Befehdungen machen. Er ermahnt die Schriftſteller, ſeinen Vorſchlag zu einem ewigen literariſchen Frieden bald von ſelbſt zu realiſiren, weil ſie ſonſt auf eine nicht ſehr ehrenvolle Art dazu genöthiget werden dürften. Er tadelt die Fürſten, daſs ſie ſich nicht eben der Zwangsmittel gegen die Schriftſteller bedienten, wie es unter Robespierre und noch jetzt der Fall in Frankreich ſey, und daſs ſie nicht auch, ſo wie die Franzoſen zum Behuf ihrer Republik, *Normalſchulen*, worin das Volk zur Monarchie gebildet und die *Lehrfreyheit* eben ſo, wie die *Preſsfreyheit* unſerer deutſchen Demokraten, *dieſem groſsen pädagogiſchen Gedanken untergeordnet* würde, errichteten. Gegen das Ende zwingt die geſunde Vernunft unſern Vf. etwas inconſequent zu werden, und es ſelbſt für ein edles Menſchenrecht zu erklären: Wahrheit laut, aber mit Decenz und Vorſichtigkeit im Ausdruck, mit Fürſten, Völkern und Privatperſonen reden zu dürfen; er verfällt aber bald wieder in ſeinen vorigen Ton und ſeine unbeſtimmte Art zu reden, wenn er unter andern hinzufügt, daſs weiſen und nützlichen Rath ertheilen, den Regierungen richtige Fingerzeige über weſentliche *Conſtitutionsgebrechen* zu geben, etwas anders ſey, als *an dieſen Conſtitutionen ſelbſt zu klippern* und ſie unter *ſtumpfe Meſſer* zu nehmen etc. Aus dieſer Darſtellung des Inhalts, bey welcher wir nichts weſentliches übergangen haben, ergiebt ſich von ſelbſt, daſs dem Vf. die Ausführung ſeiner Idee ganz verunglückt ſey. Es iſt in der ganzen Schrift nicht von *gegeneinander ſtreitenden* politiſchen Schriftſtellern, ſondern nur von ſolchen die Rede, die auf eine unanſtändige Art gegen unſere Fürſten und Regierungen ſchreiben. Dieſen aber Vorſchläge zur Stiftung eines literariſchen Friedens unter einander ſelbſt zu thun, iſt eben ſo abſurd, als einen ſolchen Frieden zu einer *Conditio ſine qua non* des bevorſtehenden politiſchen Friedens zu machen. Der Realiſirung dieſes übel ausgedachten Vorſchlags bedürfen die Frieden ſchlieſsenden Mächte nicht, um den Frieden dauerhaft zu machen, da ſie jedem indecenten politiſchen Marktſchreyer das Handwerk zu legen berechtiget ſind. Man ſieht aber wohl aus dem Tone und Geiſte des Ganzen, daſs es dem Vf. nicht ſowohl um eine ernſthafte, gründliche und geſchickte Ausführung ſeines Thema, als vielmehr bloſs darum zu thun war, den alten verlegenen Einfall, daſs die Denk- und Preſsfreyheit über Gegenſtände des Staatsrechts, der monarchiſchen Verfaſſung höchſt ſchädlich und daher einzuſchränken ſey, einmal in einer andern Form wieder an den Mann zu bringen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

JENA, LEIPZIG u. MARBURG, in der neuen akademischen Buchhandl.: *Grundriss der Logik*, von *Carl Christian Erhard Schmid*, Prof. der Philos. zu Jena. 1797. 310 S. 8. (20 gr.)

Dieses Lehrbuch, welches die allgemeine reine und angewandte Logik in sich fasst, ist von seinem Vf. eben so ausführlich als gründlich ausgearbeitet worden. Es ist ihm nicht genug gewesen, die bereits vorhandenen Lehrbücher der Logik in eine andere äussere Form zu giessen, sondern er hat das, was ihm eignes Nachdenken über die Formen des Denkens gelehret haben, von neuem zu Tage gebracht, wie aus sehr vielen Definitionen und Erklärungen, die er auf seine eigene Weise gebildet hat, und aus mehrern Sätzen, die man bey andern entweder gar nicht, oder doch nicht so ausführlich entwickelt antrifft, erhellet. Was insbesondere den Inhalt betrifft, so halten wir dafür, dass hier vieles in das Gebiet der Logik gezogen worden, das eigentlich nicht hinein gehöret, und dem Lehrer auch die bequeme und unübereilte Vollendung der halbjährigen Vorlesungen über diesen Theil der Philosophie sehr erschweren und vielleicht gar unmöglich machen möchte; obwohl es in anderm Betrachte den Anfängern in der Philosophie ganz nützlich seyn kann. Wir rechnen hierher *die Einleitung in die Philosophie überhaupt* und *die reine Theorie des Vorstellungs- und des Erkenntnissvermögens*, die, da sie es mit Objecten des Denkens und nicht mit dem Denken unmittelbar selbst zu thun haben, zur reinen materiellen Philosophie und insbesondere zur Kritik der reinen Vernunft gehören. Die Einleitung in die Philosophie überhaupt, kann dem Anfänger in der Logik nur insofern Hülfe leisten, als sie ihn diesen Theil der philosophischen Wissenschaften von den übrigen unterscheiden lehrt; dazu bedarf es aber keiner vollständigen Einleitung in die gesammte Philosophie, da er nur zu wissen braucht, wie sich die Logik, als reine formale Philosophie zur reinen materiellen überhaupt verhält, welches in der Einleitung zur reinen Logik selbst kürzlich gesagt werden kann. In wiefern Lehren aus den Theorien des Vorstellungs- und Erkenntnissvermögens etwa zur nähern Bestimmung eigentlich logischer Materien behülflich seyn könnten, (wiewohl wir, eben darum, weil die Gegenstände der formalen und materialen Philosophie, als solche, gar nichts mit einander gemein haben, nicht glauben, dass eine jener Lehren hierzu etwas beytragen kann) würden diese Bestimmungen, Erläuterungen, weiteren Ausführungen, bey aller ihrer Heterogenität mit dem vorliegenden Gegenstande der Logik, bequemer in Anmerkungen beyzubringen gewesen seyn. Die Anordnung der Materien der eigentlichen Logik ist die, dass der Vf. in der *reinen Verstandeslehre* die Lehre von den Begriffen, in der *reinen Vernunftlehre* die Lehre von den Ideen, und in der *reinen Theorie der Urtheilskraft überhaupt* das allen Urtheilen gemeinschaftliche, und in den beiden besondern Abtheilungen dieser Theorie, nämlich in der *Theorie der verständigen Urtheilskraft* die Lehre von den unmittelbaren Urtheilen, und in der *Theorie der vernünftigen Urtheilskraft* die Lehre von den mittelbaren Urtheilen oder Schlüssen; endlich in der *Theorie der Wissenschaft* das, was gewöhnlich die Methodenlehre genannt wird, vorgetragen hat. In der reinen Verstandeslehre sind die Begriffe nach ihrem Inhalte, ihrer Form und ihrem Umfange und nach den Verhältnissen ihres Inhalts, Umfangs und ihrer Form eingetheilt. Da die Eintheilungsgründe der Begriffsarten nicht von den Functionen des Denkens hergenommen sind, so ist man nicht gewiss, ob ihre Anzahl erschöpft ist. Man vermisst auch hier die klaren, verworrenen und deutlichen Begriffe. Auch sind nicht alle Begriffe, die hier durch ihren *Inhalt* bestimmt werden, solche, die lediglich nach diesem Eintheilungsgrunde sich bestimmen lassen, z. B. die positiven und negativen, absoluten, relativen, nothwendigen und zufälligen Begriffe, wovon die vier erstern zu den Relations-, die zwey letztern aber zu den Modalitätsbegriffen gehören, alle folglich nicht unmittelbar durch den Inhalt bestimmbar sind, welches nur bey den Begriffen der Quantität statt findet. Auch die Verhältnissbegriffe sind nach der Materie (Inhalt und Umfang) und der Form bestimmt. Dieses konnte aber natürlicher, einfacher und den Gesetzen des Verstandes selbst angemessener durch die hier allein möglich anwendbaren Verhältnissarten, Vergleichung (Einerleyheit und Verschiedenheit) und Verknüpfung, geschehen. Eigentlich ist es weder der Inhalt und Umfang noch die Form, aus welchen sich die Verhältnissbegriffe ursprünglich und unmittelbar herleiten lassen, da diese, als solche, lediglich durch die Natur des Verhältnisses selbst bestimmt werden müssen. Von Begriffen, deren Verhältniss ihre Form beträfe, im Gegensatz mit solchen, bey welchen ein Verhältniss blos in Ansehung der Materie einträte, wissen wir uns keine klare Vorstellung zu machen; das Verhältniss ist schon eine Begriffsform und die Form einer Form zu denken, quält sich der Verstand vergeblich. Auf diese Art der Ein-

theilung der Begriffe nach Inhalt und Umfangt ſcheint der Vf. durch den §. 133 ſelbſt ausgedrückten Satz geleitet zu ſeyn: „*die Form der Begriffe* gründet ſich, als Verknupfung *überhaupt*, in dem Grundgeſetze des Denkens. Allein die beſtimmte *beſondere Form* der Begriffe iſt nach Verſchiedenheit ihrer Materie, d. h. ihres Inhalts und ihres Umfangs verſchieden.“ Dieſe letztere Behauptung dürfte ſich aber ſchwerlich rechtfertigen laſſen. Was es immer für Begriffe ſeyn mögen, entweder ſolche, die die Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes durch ſich ſelbſt darbieten, oder ſolche, die aus der Anwendung der reinen Verſtandesbegriffe auf reine oder empiriſche Anſchauungen gebildet werden; ſo bleibt doch das, was an dieſen Begriffen bloſse Form iſt, immer dieſelbe Form, ohne dafs ſich dieſelbe durch die Verſchiedenheit der Materie auch verſchieden modificirte. — Die reine Vernunftlehre, die die Natur der *Idee* ſowohl überhaupt, als in ihren beſondern durch die Vernunft möglichen Formen unterſucht, iſt kein Gegenſtand der Logik; dieſer ſind die Begriffe von formal und material wahren Ideen, die Unterſchiede der Ideen nach ihrem Inhalt und Umfange, in ſynthetiſche und analytiſche Vernunftbegriffe, abſolute und comparative Ideen, reine und empiriſche Vernunftbegriffe, ganz fremd, da ſie ſich bloſs mit den Formen des Verſtandes im weitern Sinne, wodurch derſelbe Begriffe, Urtheile und Schlüſſe zu Stande bringt, beſchaftiget. Jene Eintheilung der Logik nach den beſondern Vermögen des Verſtandes überhaupt, Verſtand, Vernunft und Urtheilskraft in engerer Bedeutung, hat das Nachtheilige, dafs ſie zu dem Gedanken verleitet, als ob jedes dieſer beſondern Vermogen bloſs auf ſeine ihm eigne Handlungsweiſe eingeſchränkt und bey den Handlungen der übrigen ganz unthatig ſey. — Die Ordnung der Materien in der reinen Wiſſenſchaftslehre würde noch ſtrenger und vollſtändiger ausgefallen ſeyn, wenn der Vf. dieſen Theil der reinen Logik erſtlich in die Lehre von der Behandlung der Gegenſtande überhaupt zu Erreichung einer vollkommenen Erkenntniſs, zweytens in die Lehre, ſolche Erkenntniſſe in ſyſtematiſchen Zuſammenhang zu bringen und drittens in die Lehre des ſyſtematiſchen Vortrags dieſer Erkenntniſſe eingetheilt hätte. — Bey der *angewandten allgemeinen Logik* iſt wieder die Ordnung der reinen befolgt. Es ward dadurch ſchwer zu vermeiden, dafs nicht manches ſchon in der einen Abtheilung Geſagte in der andern wiederholt worden wäre. So wird z. B. von der Deutlichkeit, Klarheit und Dunkelheit in der angewandten Theorie des Vorſtellungsvermögens, des Erkenntniſsvermögens, der angewandten Verſtandes- und Vernunftlehre und der Theorie der Urtheilskraft gehandelt; ſo auch die Lehre vom Irrthum, wovon auch ſchon in der reinen Logik die Rede war. Was ferner von dunkeln, klaren und deutlichen Begriffen, von Erklärungen, Definitionen und Diviſionen, von Urtheilen *a priori* und *a poſteriori*, von mittelbar und unmittelbar gewiſſen Sätzen u. ſ. w. geſagt wird, gehört eigentlich zur reinen Logik. Die Eintheilung des Erkenntniſsvermögens in ſeine Gattungen und Arten in der angewandten Theorie des Erkenntniſsvermögens und die Eintheilung der Begriffe nach ihrer Materie in der angewandten Verſtandes- und Vernunftlehre gehört weder hieher noch überhaupt in die allgemeine Logik. So gründlich übrigens die Ausführung der Materien ſelbſt gerathen iſt, und ſo wenig auch ein Lehrbuch dadurch, dafs es mehr aufnimmt, als es zu enthalten braucht, und manches Vorhergegangene in verſchiedener Rückſicht wiederholt, an ſeinem innern Werthe verliert: ſo halten wir doch dafür, dafs das gegenwärtige wirklich an ſich ſchätzbare Buch für andere Lehrer brauchbarer und zur Vollendung ihrer Vorleſungen in halbjahriger Friſt bequemer geworden wäre, wenn ſich ſein würdiger Vf. dabey bloſs auf die eigentlichen logiſchen Lehren eingeſchränkt, und unter andern auch bey der angewandten Logik bloſs auf die Einſchränkungen des menſchlichen Erkenntniſsvermögens und die Mittel, die daraus entſtehenden Nachtheile zu heben, Rückſicht genommen hätte. Was das menſchliche Erkennen überhaupt einſchränkt, ſchränkt auch die Thätigkeit und Aeuſserungen der beſondern Erkenntniſsvermögen ein; es bedarf alſo keiner beſondern Eintheilung jener Einſchränkungen nach Maafsgabe der beſondern Vorſtellungs- und Erkenntniſsvermögen; und da ſchon die Elementarlehre und Methodenlehre der reinen Logik die Vorſchriften und Erfoderniſſe zum richtigen Begreifen, Urtheilen und Schlieſsen, um aus den Erkenntniſſen eine Wiſſenſchaft zu Stande zu bringen, enthält; ſo wird es bey der angewandten Logik ſchon genug ſeyn, wenn wir bloſs auf die Fehler, die uns bey Erlangung einer möglich vollkommenen Erkenntniſs hinderlich ſind, und die Mittel dieſelben zu heben, aufmerkſam gemacht werden.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Wien, b. Rehm: *Chriſtkatholiſcher Religionsunterricht* nach der Anleitung des für die kaiſ. kön. Erblander vorgeſchriebenen Normal-Katechismus. Zum beliebigen Gebrauche der Schul- vorzüglich aber der Kirchenkatecheten, und aller, die den Katechismus zu erklären haben. Allen Seelſorgern, Lehrern, wie auch jenen Hausvätern gewidmet, welche ſich, und die Ihrigen daraus unterrichten, und zum Guten ermuntern wollen. Von *Andre Reichenberger*, Cooperator und Katechet an der landesfürſtl. Pfarrkirche zu Roſchitz im V. U. M. B. *Erſter Band.* 1795. XVI u. 380 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Leipzig, b. Barth und Wien, b. Doll: *Katholiſche Katecheſen. Erſter Theil* über das Gebet überhaupt, und das Vater unſer insbeſondere. Nach dem Katechismus des Herrn Abts Felbiger und den Bedürfniſſen unſerer Zeit eingerichtet für Kirchen- Schul- und Privatlehrer. 1797. Nebſt der Vorrede 242 S. 8. (14 gr.)

Wer über das Verhältniſs der Religion zum höchſten Zweck des Menſchen ernſtlich nachgedacht hat, und

und dadurch zur deutlichen Einsicht dessen, was ihr Wesen ausmachen muss, gekommen ist, der wird gestehen müssen, dass die gewöhnlichen Katechismen unter allen Religionsparteyen noch sehr unvollkommen sind, und der Absicht, vermittelst der praktischen Religion unter den Menschen Moralität zu befördern, nur wenig entsprechen. Es herrschet in denselben noch immer zuviel positive Dogmatik und Polemik, die nichts zur Besserung und Beglückung des Menschen überhaupt, am allerwenigsten des gemeinen Mannes beytragen; sondern nur Sectengeist, Intoleranz und Selbstdünkel verbreiten. Allein es ist der Zeitpunkt noch nicht da, wo das Christenthum in seiner ganzen Reinheit, nach der Foderung der praktischen Vernunft, insofern es blos als Beförderungsmittel der Moralität gedacht wird, dem Volke dargelegt und beygebracht werden kann. Dieses hängt noch zuviel an statutarischen und kirchlichen Lehrsätzen, die wenn sie gleich dem aufgeklärten Religionsfreunde entbehrlich sind, dennoch bey vielen weniger Unterrichteten die Stelle der Gründe des Rechtverhaltens, der Beruhigung und Religiosität noch vertreten. Man darf also die eingeführten, und einmal beliebten Religionsbücher dem Volke nicht gewaltsam aus den Händen reissen, und denselben solche aufdringen, die der Fassungskraft und dem Grad der Cultur des gemeinen Mannes nicht angemessen sind, wenn sie auch sonst dem Zweck der Religion noch so vollkommen entsprächen. Aber für den Religionslehrer ist es Pflicht, sich zum Ideal der blos moralischen und vernunftmäsigen Religion zu erheben, um zu wissen, wie er die öffentlichen Religionsbücher zum Unterrichte des Volkes benutzen, was er in denselben als wichtig dem Verstand und Herzen nahe legen, und was er entweder mit Stillschweigen übergehen, oder wenn er doch davon sprechen muss, nur als Veranlassung zu fruchtbaren Belehrungen gebrauchen, und auf solche Art auch das Volk von Stufe zu Stufe zu immer reineren und vernunftmäsigeren Begriffen von der Bestimmung des Menschen und seinem Verhältniss gegen die Gottheit empor heben soll. Nur dadurch wird es möglich, dass die mangelhaften Religionsschriften, die ihr Ansehen blos schädlichen Vorurtheilen zu verdanken haben, ohne gefahrliche Bewegungen des Volkes nach und nach abgeschafft, und immer bessere an ihre Stelle gesetzt werden können. Denn die Menschheit ist gewiss auch in ihren roheren und ungebildetern Individuen in einem immerwährenden Fortschritte begriffen, und es ist ein eben so thorichter, als schädlicher Grundsatz gewisser Politiker, dass man das Volk, um gewaltsamen Revolutionen vorzubeugen, in seiner religiösen Unwissenheit lassen, und auf den gemeinen Lehrbegriff, der freylich für die Zeiten der Barbarey befriedigend war, halten müsse. Dies wurde gewiss in keinem Lande pünktlicher befolgt, als in Frankreich, wo die Geistlichkeit selbst in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, im Punkt der Moralität und Religion äusserst unwissend, einzig dahin strebte, jeden wohlthätigen Lichtstrahl besserer Belehrung von dem Volke zu entfernen, und die alte Nacht religiöser Vorurtheile zu erhalten. Mochte doch der traurige Erfolg davon jedem Freunde der Volksfinsternis die Augen öffnen und eines besseren belehren!

Rec. freuet sich recht sehr, hier zwey Schriften anzeigen zu können, deren Inhalt und Form so beschaffen ist, dass durch dieselben auch unter dem Volke religiöse Aufklärung sehr zweckmäsig befördert werden kann. Es leuchtet aus beiden deutlich hervor, dass die Verfasser den noch herrschenden katholischen Lehrbegriff, wie er in dem Katechismus des Abts *Felbiger* aufgestellt wird, nur als Vehikel benützten, um der moralischen Religion und dem praktischen Christenthum auch unter dem Volke Eingang zu verschaffen. Der genannte Katechismus hat bey allen den Vorzügen, die ihm von vielen andern Schriften dieser Art eigen sind, doch noch grosse Fehler. Die christliche Lehre ist auch hier noch zu viel mit dogmatischen und polemischen Sauerteig vermischt. Sehr oft sind Bibelstellen unrichtig erkläret, und unschicklich angebracht. Aber diese Mängel sind durch die vorliegenden katechetischen Erklärungen, so viel, als thunlich war, gehoben.

Nro. 1 empfiehlt sich durch eine reine, herzliche und gemeinfassliche Sprache, durch lauter fruchtbare, auf Beförderung des praktischen Christenthums, auf Vertilgung schädlicher Vorurtheile, auf Verbreitung menschenfreundlicher und toleranter Gesinnungen abzweckende Betrachtungen. Besonders gefiel es Rec., dass der Vf. gleich anfangs der von dem katholischen System beynahe unzertrennlichen Intoleranz vorbeugte. Kein Religionslehrer hat mehr Ursache, diesem schädlichsten aller religiösen Vorurtheile entgegen zu arbeiten, als der katholische. Denn in allen katholischen Katechismen wird die Lehre, dass die katholische Kirche *die allein wahre, die allein seligmachende sey*, unter die Fundamentalartikel gerechnet. Der katholische Religionslehrer kann nicht darüber hinweg gehen. Es gehört viel Klugheit und Einsicht dazu, diese an sich höchst schädliche und mit dem katholischen System innigst verwebte, Lehre unschädlich zu machen, und den ersten giftigen Keim der Intoleranz in jungen Gemüthern zu ersticken, ohne sich bey dem Volke der Ketzerey verdächtig zu machen. Dies hat der Vf. S. 23 auf eine vortreffliche Art geleistet. Der Religionslehrer muss sich auch vorzüglich hüten, mit den Sectennamen, wenn er sich derselben bedient, z. B. *Lutheraner*, *Calvinist* etc. keine gehässigen Nebenvorstellungen zu verbinden, wie dies so häufig unter dem Pöbel geschieht. Dies giebt der Intoleranz vorzüglich Nahrung. Rec., der ein Katholik ist, weiss dies aus eigener Erfahrung. Noch immer hat der Name *Luther*, *Lutheraner* etwas widerliches für ihn, und erreget in ihm eine Empfindung der Abneigung, obschon er aus Ueberzeugung schon seit langer Zeit sehr toleranten Grundsätzen zugethan ist, und fern von allem Sectengeist den Glauben an eine allein seligmachende Kirche aufgegeben hat. Der Grund davon liegt blos darin, weil er in seinem Jugendunterricht den Namen *Lutheraner* selten gehört

hört hat ohne gehäſſige Nebenvorſtellungen. Hingegen iſt dem Rec. der Name *Proteſtant*, *Calviniſt* nicht widerlich, weil in ſeiner Gegend keine Calviniſten waren, gegen welche ſeine Erzieher loszuziehen Urſache gehabt hätten, und der Name *Proteſtant* ihm erſt ſpäter hin bekannt wurde, als er ſchon beſſer zu denken anfieng. — Auch iſt es ſehr zu loben, daſs der Vf. in ſeinen katechetiſchen Unterweiſungen häufige Beyſpiele aus der Naturgeſchichte anführt. Denn nebſt andern groſsen Vortheilen gewahrt dieſe Methode auch den Nutzen, daſs, da ſie nach und nach eine allgemeine Liebe zu der ganzen Natur einflöſset, die Sucht, überall nach dem Uebernatürlichen zu haſchen, niederſchlägt, und daher dem religiöſen Aberglauben auf die wirkſamſte, und zugleich unſchädlichſte Art ſteuert. — Um nicht zu weitläuftig zu werden, will Rec. nur eine Stelle als Beweis von dem klugen Streben des Vf., beſſere Religionsbegriffe in Umlauf zu bringen, anführen. „Viele Menſchen glauben, ſagt „der Vf. S. 42, wo er von den Eigenſchaften Gottes „handelt, daſs der liebe Gott, wenn er uns die böſen „*(ſchlimmen)* Folgen unſerer Handlungen empfinden „läſst, aus *Zorn* ſtrafe, um ſich da an uns zu rächen, „weil wir ſeine Gebote übertreten haben. Glaubet „nicht, meine Lieben, daſs Gott, wie ein Menſch „zürnen, oder böſe werden könne. Der Zorn iſt ja „*(unter gewiſſen Umſtänden, wenn er z. B. auf Rache „ausgehet)* etwas unerlaubtes: Sollte alſo Gott, der „alles Böſe verabſcheuet, eine Sünde begehen? Wenn „euch z. B. jemand beleidiget, und ihr würdet böſe „werden, und gleich zuſchlagen: wäre das ſchön „und anſtändig? Könnte euch das Ehre machen, „wenn ihr euch da rächen wolltet? Gewiſs nicht. „Könnt ihr nun von dem gütigen und heiligen Gott „glauben, daſs er zürne und ſich räche? Wenn dem„nach der liebe Gott das Böſe beſtraft, ſo thut er es „nicht aus Rachſucht, oder weil er ein Vergnügen „daran hat, uns wehe zu thun; ſondern er ſtrafet „aus Liebe zu uns, damit wir in uns gehen und uns „beſſern, das iſt, unſere böſen Geſinnungen ändern, „und Gutes thun ſollen. Denn wenn wir ihm nicht „gehorchen, ſo ſind wir mit uns ſelbſt unzufrieden, „und unwerth, die Glückſeligkeit zu erhalten, nach „der wir trachten; und wir können es ja von Gott „nicht fodern, daſs er ein Wohlgefallen an uns habe, „da wir uns ſelbſt miſsfallen und verachten müſſen; „wir können von ihm nicht verlangen, daſs er uns „glücklich mache, da wir uns ſelbſt als Menſchen an„ſehen, die es nicht verdienen, glücklich zu ſeyn. „Aber eben dies iſt dem guten Gott, der uns gern gut „und glückſelig ſehen will, miſsfällig; er läſst es „uns alſo auf eine unangenehme Art fühlen, daſs wir „gefehlt haben, damit wir dadurch auf unſere Feh„ler aufmerkſam gemacht werden, und uns beſſern" u. ſ. w. Schade daſs der Vf. auf ein materiales Moralprincip, nämlich auf das Princip der Glückſeligkeit, bauet; daher kommt manche Unbeſtimmtheit und Verwechslung der Begriffe. So ſind ihm *glücklich*, *glückſelig*, *gut*, *fromm* Wechſelbegriffe.

Nro. 2 verdient noch mehr Beyfall, als die eben angezeigte Schrift. Der Vf. iſt dem reinen Moralprincip ergeben, und legt es in ſeinen katechetiſchen Unterweiſungen durchgehends zum Grunde. Er zeigt durch die That, daſs dieſes Princip mehr, als jedes andere, geſchickt ſey, die Lehren der Religion und Moral auch Kindern verſtändlich zu machen, wovon auch ſchon andere Katecheten, beſonders der vortreffliche *Mutſchelle*, muſterhafte Beweiſe gegeben haben. Der Vf. bedient ſich der *ſokratiſchen* Methode auf eine ſehr vortheilhafte Art. Er führt ſeine Lehrlinge von Stufe zu Stufe fort, bis der Begriff von dem, worüber er ſie belehren will, auf das genaueſte beſtimmt und gänzlich erſchöpfet iſt. Eine ähnliche Methode erinnert ſich mit Vergnügen Rec. zu Leipzig in der Freyſchule, welcher der verdienſtvolle Herr Schuldirector *Plato* vorſtehet, bemerkt zu haben. Der Vf. verſtehet die Kunſt vortrefflich, bloſs kirchliche Lehren, die nach und nach das Anſehen weſentlicher Dogmen erſchlichen haben, und daher als Beſtandtheile des Religionsunterrichtes in den eingeführten Katechiſmen vorkommen, zu benützen, um reine und durchaus vernünftige Religionsbegriffe zu verbreiten, oder wenigſtens die Gemüther derſelben empfänglich zu machen. Der Vf. legt überhaupt mit bewunderungswürdiger Klugheit einen ſo guten Grund, daſs alles, was in Abſicht auf Volksreligion zu wünſchen iſt, darauf gebaut werden kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Leo: *Die beiden Antone oder der Name thut Nichts zur Sache.* Eine komiſche Oper in zwey Acten. Nach dem ungedruckten Schikanederſchen Originale, mit Beybehaltung der Muſik von Schack, bearbeitet. 1797. 83 S. 8. (6 gr.) Eine Oper, worin es des proſaiſchen Dialogs ein wenig zu viel giebt, als daſs Muſik und Geſang ihre fade Zuſammenſetzung überſehen laſſen könnten. Die liebeſchmachtende Gräfinn nimmt ſich beſonders etwas albern aus; ungefähr wie folgende Arie die ſie ſingt:

Auch im Schlaf erblick' ich dich,
Trauter Jüngling, ſtets vor mir;
Anton, ganz umſchwebſt du mich,
Meine Seele ſpricht mit dir! —
Wie verhaſst iſt dieſer Stand,
Der dich mir auf ewig raubt,
Und die *hochgeborne* Hand
Dir zu gehen nicht erlaubt.

Es iſt zu vermuthen, daſs die erſte Schikanederſche Arbeit in ihrer Unſchuld immer noch beſſer dazu dienen möchte, einen luſtigen Eindruck hervorzubringen, als obige angeblich veredelte Bearbeitung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Verſuch einer compendiariſchen Darſtellung der Philoſophie zur Erleichterung ihres Studiums*, von *Göttlieb Ernſt Auguſt Mehmel*, öffentl. Lehrer der Philoſ. und Aeſthet. etc. zu Erlangen. *Erſtes Heft: Theorie des Vorſtellungsvermögens, als elementare Grundlage der Philoſophie.* 1797. XVI u. 138 S. nebſt 12 S. Regiſter. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat ſich vorgenommen, die geſammte Philoſophie in einzelnen Heften, von dem Umfange des gegenwärtigen, zu bearbeiten, und macht hierzu in dem vorliegenden den Anfang mit der *Theorie des Vorſtellungsvermögens* im weiteſten Sinne, als vollſtändigen Inbegriffs aller Geiſtesvermögen, die auf irgend eine Weiſe zu irgend einer Art menſchlicher Erkenntniſs wirkſam ſind. Er nennt dieſe Theorie die *elementare Grundlage* der Philoſophie; nicht, wie er ſich S. 114. beſtimmter als in der Einleitung ausdrückt, als ob ſie alle Philoſophie begründe und möglich mache, ſondern nur in ſofern, als mit derſelben der Anfang des Studiums der Philoſophie gemacht werden müſſe; weshalb denn auch, wie er ſehr richtig ſagt, der Begriff einer Elementarphiloſophie in einer wiſſenſchaftlichen Eintheilung der geſammten Philoſophie ganz überflüſſig ſeyn würde. Die Schrift ſelbſt beſteht aus zwey Theilen. Der *erſte* ſtellt in zwey Hauptſtücken die Theorie des *bloſſen* Vorſtellungsvermögens und des Bewuſstſeyns auf. Der *zweyte*, oder die Theorie des Erkenntniſsvermögens, faſst folgende acht Hauptſtücke in ſich: I. Theorie der Sinnlichkeit; II. der Einbildungskraft; III. des Verſtandes; IV. der Vernunft; V. der Urtheilskraft; VI. von den ſubſidiariſchen Vermögen des erkennenden Ichs bey dem Geſchäfte der Erkenntniſs: 1) das Vermögen der Beſonnenheit, 2) der Reflexion, 3) der Determination, 4) der Combination, und 5) der Abſtraction; VII. Theorie der Erkenntniſs; VIII. von der Wahrheit der Erkenntniſs und der Philoſophie, als der Quelle ihrer Begründung: 1) von der Wahrheit, 2) von dem Begriff der Philoſophie. Man muſs dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daſs er ſeinen Vorgängern nicht ſklaviſch nachgetreten, ſondern ſeinen eigenen Weg gegangen iſt und die vorgefundenen Materialien auf ſeine eigne Weiſe abgehandelt und geordnet hat. Nur der Theorie des ſogenannten *bloſſen* Vorſtellungsvermögens hat Rec. ſeinen Beyfall nicht ſchenken können. Unter dem *bloſſen Vorſtellungsvermögen*, das der Vf. auch Vorſtellungsvermögen im *engſten Sinn* und *urſprünglichen* Vorſtellungsvermögen nennt, verſteht er das Vermögen der Handlung des Vorſtellens und der damit verbundenen nothwendigen Vorſtellungsweiſen. Wir müſſen aber geſtehen, daſs wir uns von einem *bloſſen* oder *urſprünglichen Vorſtellungsvermögen*, in wiefern es von dem Vorſtellungsvermögen überhaupt, als Gattung verſchieden ſeyn ſoll — und das müſste es doch wohl, weil man ſonſt keinen Grund hatte, von der gewöhnlichen Benennung abzugehen — keinen Begriff machen können. In jeder Vorſtellung unterſcheiden ſich, nach dem Vf. die *Handlung des Vorſtellens*, die Form der Vorſtellung, das Vorgeſtellte oder das Object und die Vorſtellung ſelbſt. Die *Handlung* des Vorſtellens (das Vorſtellen) äuſsert ſich ihm *urſprünglich* durch den *Trieb*, einen Punkt zu fixiren, oder ein Object der Vorſtellung zu ſetzen, (dies heiſst doch wohl ſchwerlich etwas anders, als: ſich etwas vorzuſtellen?) und dieſer Trieb beſteht in der *Handlung: urſprünglich vorſtellen.* Iſt dieſes nicht eben ſo viel als: *a priori* anſchauen, denken und urtheilen? und beſteht das urſprüngliche Vorſtellen und der Act deſſelben wohl in etwas anderm, als in dem Vorſtellen der Formen der Vorſtellungen ſelbſt? Wozu bedarf es alſo jener Umſchweife, daſs die Handlung des urſprünglichen Vorſtellens ſich durch den *Trieb* einen Punkt zu fixiren äuſsere, und dieſer Trieb in der Handlung des urſprünglichen Vorſtellens beſtehe, wodurch das, was ſchon deutlicher geſagt iſt, nur trüber gemacht und Verwirrung angerichtet wird? Alles übrige, bis auf einiges, das für Anfänger verſtändlicher hätte ausgedrückt werden können, iſt gründlich und in bündiger ſyſtematiſcher Ordnung vorgetragen, und man ſtöſst nicht ſelten auf eigene eben ſo ſcharfſinnige als wahre Bemerkungen, weshalb wir denn auch der Fortſetzung dieſer nützlichen Arbeit mit Vergnügen entgegen ſehen.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Ueber Eigennutz und Undank*, von *Adolph Freyherrn von Knigge*, etc. Ein Gegenſtück zu dem Buche: *Ueber den Umgang mit Menſchen.* 1796. 438 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. betrachtet die in dieſem Buche gelieferten zwey Abhandlungen über zwey ganz verſchiedene Gegenſtände als ein Ganzes, und theilt dieſes in zwey *Hauptabtheilungen* ein, ohne daſs etwas vorausgeht, das einer Abtheilung fähig wäre. Er macht den Uebergang von der erſten zur zweyten Abhandlung auf folgende Art. Nachdem er ſich in jener gegen das moraliſche Geſetz der kritiſchen Philoſophie als gegen ein ſolches, das die Freyheit der Menſchen ver-

nichte und sie zu Leibeignen und Sklaven mache, erklärt hat, stellt er die Dankbarkeit als eine von den Tugenden auf, die gänzlich wegfallen würden, wenn jenes *despotische* Gesetz die Quelle aller guten Handlungen wäre, weil man demjenigen keine Verbindlichkeit schuldig sey, der etwas hergäbe, das er, dem strengen Gesetze nach, unbedingt andern zu geben verpflichtet sey. Und so hätten uns dann, fährt der Vf. nach diesem Funde fort, die vorigen Betrachtungen auf den Gegenstand geleitet, der in der zweyten Hauptabtheilung beleuchtet werden soll. Der Aufsatz *über den Eigennutz* handelt in 2 Abschnitten: 1) von den Bewegungsgründen, welche den Menschen zu moralischen Handlungen bestimmen und in wiefern dabey die Beförderung seines eigenen Nutzens und seiner Glückseligkeit die Haupttriebfeder sey und seyn dürfe. 2) Von dem verwerflichen Eigennutze. In einem *Anhange* dazu theilt der Vf. eine Beurtheilung dieses Aufsatzes von einem Freunde und Bekenner der kritischen Philosophie mit, und begleitet sie mit vertheidigenden Anmerkungen. Der Eigennutz ist dem Vf. so viel als die Beförderung eigner Glückseligkeit und seine Theorie darüber ist kürzlich diese. Das einzige von der Natur uns eingepflanzte allgemeine Gesetz ist: der Vernunft nach Maasgabe der Erfahrungen und Verhältnisse zu folgen. Mit der Veränderung der Erfahrungen und Verhältnisse müssen sich auch die Motive zu unsern Handlungen verändern. Die Vernunft handelt nach Zwecken; ein vernünftiges Wesen wird also nur solche Handlungen mit Ueberlegung begehen, die zu etwas nützen, irgend eine Art von Vortheil bringen. Hieraus wird gefolgert, dass unsere jetzigen Begriffe von Tugend und Pflicht gar keine allgemeinen, ewigen, unwandelbaren Wahrheiten, sondern nach den verschiedenen Erfahrungen und Verhältnissen auch verschieden sind und seyn müssen, und dass dieselbe Handlung unter andern Umständen gut, gleichgültig und strafflich seyn könne. Um tugendhaft, d. i. so zu handeln, dass der Mensch seine Glückseligkeit befördere, müssen vier Triebfedern *zugleich* wirken, das Gefühl oder der Instinct, wodurch der Mensch unwillkürlich zu gewissen Handlungen hingezogen wird; die Vernunft, die den Instinct auf bestimmte Zwecke leitet und seinen Verhältnissen anpasst; die Uebereinkunft mit andern Menschen, die sich gegenseitig Vorschriften und Gesetze aufgelegt haben, und endlich religiöse Motive. Diese Triebfedern zusammen genommen bewirken die höchste Moralität. Das sogenannte reine Moralprincip passt gar nicht für Menschen; vielmehr handeln wir nach den reinsten moralischen Grundsatzen, wenn wir den Zweck jeder Handlung, ihre Folgen und den Grad ihres Nutzens, den sie bey Beförderung unserer Glückseligkeit gewähren, vor Augen haben. — Dass der Vf. die Vernunft in ihrer praktischen Gesetzgebung von der Erfahrung abhängig macht; dass er eigene Glückseligkeit zur moralischen Triebfeder unserer Handlungen erhebt, und statt sie als blossen Zweck zu betrachten, sie zum Moralprincip erhebt; dass er das, wie der Mensch sich gewöhnlich empirisch zu Handlungen bestimmt, zum Gesetze macht, wie er handeln *soll*, und die Moralität in ein Chamäleon verwandelt, das alle Augenblicke die Farben wechselt; alle diese Dinge sind lauter Verirrungen und Begriffsverwirrungen, die man einem Manne wohl zu gut halten muss, dem das Studium der Kantischen Philosophie nie Bedürfniss gewesen ist. Aber ein Kennzeichen der Wahrheitsliebe und des Verlangens nach Berichtigung seiner Einsichten, war es eben nicht, wenn er offenherzig gesteht, dass er von der Beurtheilung, die er sich von einem, wie er selbst sagt, einsichtsvollen, redlichen und gelehrten Manne erbat, und die er hier im Anhange mittheilt, *schon zum voraus* nicht erwartet habe, durch die Gründe derselben von seiner Ueberzeugung zurückgebracht zu werden. Gleichwohl ist diese Beurtheilung, ungeachtet sie noch mehr ins Detail hatte gehen können, das Beste im ganzen Buche, dahingegen die Antworten des Vf. darauf sehr schwach und unbehülflich sind. Nur eine Stelle zur Probe. Wenn der Vf. S. 5. behauptet, dass sich die Entschliessungen der Vernunft nur auf Erfahrungen erstrecken, und sein Freund dagegen erinnert: dass doch die Vernunft deswegen, weil sie auf in der Erfahrung vorkommende Falle angewandt werde, nicht von der Erfahrung abhänge; dass sie sich nicht nach dem, was gewöhnlich geschehen, richten dürfe, sondern das, was sie für recht erkenne, uns zu thun gebieten müsse; so antwortet unser Vf. darauf: „nicht nach dem, *was gewöhnlich geschieht*, soll sie, ohne zu untersuchen, wie und warum es so geschieht, sich richten, wohl aber nach dem, was möglicher und wahrscheinlicher Weise, bey gehörig angewandten Mitteln, *geschehen wird*, und zu erwarten steht, und das lehret die Erfahrung." Wenn ein vernünftiger Sinn in den Worten liegen soll, *dass die* Erfahrung lehre, was möglicher und wahrscheinlicher Weise erfolgen werde, so muss doch wohl das, was möglicher und wahrscheinlicher Weise erwartet werden soll, schon ein oder mehreremale erfolgt seyn, weil, wenn es noch nicht erfolgt wäre, man nicht sagen könnte, dass Erfahrung so etwas lehre. Es ist also mit jener Antwort so viel als nichts gesagt und von dem Inhalte des Einwurfs nichts widerlegt. Die Abhandlung *über den Undank* verbreitet sich über folgende Gegenstände: natürliche Anlage zur Dankbarkeit; gegen die Philosophen, welche die Dankbarkeitspflicht leugnen; Werth und Vorzüge der Dankbarkeit; Quellen des Undanks; von dem Verlangen sich andere Menschen durch Wohlthaten zu verbinden; von den Arten sein Dankgefühl zu erkennen zu geben; vom Undank gegen Gott, und gegen religiöse Gefühle und Meynungen; vom Undank gegen Aeltern, Pflegeältern, Lehrer, Hofmeister, Freunde, Aerzte und solche, die uns aus Elend und Gefahr errettet haben, der Dienstboten gegen ihre Herrschaften, der Regierungen gegen treue Staatsdiener; vom Undank an Höfen, gegen wohlthätige Verfügungen der Regenten, gegen ganze Nationen und Stände, des deutschen Publicums gegen grosse Männer und Verdienste.

dienste. — Was Dankbarkeit ist, wird nirgends bestimmt gesagt; bald wird sie eine Pflicht, bald ein Gefühl genannt, aber in wiefern sie beides ist, nicht angegeben. Dankbarkeit gegen Gott läfst sich noch denken, aber *gegen religiöse Gefühle* gar nicht; was auch der Vf. darüber gesagt hat, ist so dürftig, als was §. 13. von den verschiedenen Arten sein Dankgefühl auszudrücken, vorgebracht wird. Den gröfsten Theil dieser Abhandlung nehmen die Personen und Gegenstände ein, gegen welche der Mensch dankbar seyn soll. Sie hätten gar leicht noch mit mehrern Objecten der Dankbarkeit vermehrt werden können; da es aber immer Wohlthaten sind, von welcher Art sie auch seyn mögen, gegen welche man dankbar seyn soll, und auch die Dankbarkeit immer dieselbe bleibt, man mag sie gegen diesen oder jenen Wohlthäter äufsern; so können diese Betrachtungen wohl dazu dienen, eine Abhandlung über die Dankbarkeit dem Umfange nach zu erweitern, aber nicht sie selbst gründlicher zu machen.

Leipzig, in d. Höferschen Buchh.: *Volksmetaphysik für alle Stände.* 1797. XXII u. 548 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Eine Volksmetaphysik für alle Stände, das heifst, die sich zu der Fassungskraft jedes Menschen, auch aus den niedrigsten Ständen herabläfst, ohne jedoch den Charakter als Metaphysik; als Wissenschaft aus den höchsten Principien der Vernunft zu verlieren, scheint ein sehr gewagtes Unternehmen zu seyn, was auch der Vf. für die Ausführbarkeit und den Nutzen desselben gesagt hat. Es ist freylich wahr, dafs Freyheit, Gott, Unsterblichkeit Gegenstände von dem gröfsten Interesse für jeden unverdorbenen Menschen sind; dafs sie so innig in die Natur des menschlichen Geistes eingreifen, dafs sie sich bey allen Menschen, wenn gleich bey den meisten nur im unentwickelten Bewufstseyn, finden; es ist ferner wahr, dafs der Gelehrte vor dem Ungelehrten in Rücksicht auf die Anlage und Fähigkeit zu diesen Ideen nichts voraus hat. In dieser Rücksicht mufs man freylich eine allgemeinfafsliche Belehrung über diese Gegenstände, welche diese Ideen aus der Vernunft entwickelte, belebte, stärkte, und von allem falschen Zusatz reinigte, nicht allein für möglich, sondern auch zur Veredlung der Menschheit für wünschenswerth halten. Dieses ist aber, oder sollte doch der Zweck jedes moralisch religiosen Unterrichts seyn, ohne dafs dazu eine Volksmetaphysik nöthig ist. Allein der Vf. rechnet nicht allein diese Ideen, den Zweck aller Metaphysik, sondern auch die Lehren von der Seele und der Welt mit in den Umfang seiner Volksmetaphysik, nicht um ein Ganzes von Erkenntnissen darüber zu lehren, sondern um den Schein der Erkenntnifs aufzudecken und zu zernichten. Wir zweifeln, dafs der Vf. reiflich über den Umfang und den Inhalt einer Volksmetaphysik nachgedacht, und die Grenzlinie zwischen den Bedürfnissen aller Menschen und der Gelehrten scharf genug gezogen hat; sonst würde er den Unterschied einer wissenschaftlichen von einer Volksmetaphysik nicht nur in das Formelle der Behandlung, sondern auch in das Materielle gesetzt, oder vielmehr gefunden haben, dafs von der Metaphysik nichts als die Resultate populär behandelt werden können; nicht allein die ganze Ausführung, sondern auch die Vorrede beweiset es, dafs er keinen festen Plan entworfen hatte. Er hatte dieses Werk, nach seinem eignen Geständnisse S. X. dem ersten Entwurfe nach blofs für Gelehrte bestimmt, um für diese eine Metaphysik als Wissenschaft zu liefern. „Aber nicht nur die allgemeine Wichtigkeit dieser Gegenstände, sondern auch die Nützlichkeit, die das ganze Publicum aus einer deutlichen Belehrung dieser Art ziehen kann, bestimmten den Vf., seinen ersten Plan noch auf einige Zeit aufzuschieben, und eine blofse Volksmetaphysik als Vorbereitung zu einem gröfsern Werke zu schreiben, von schon bekannten Wahrheiten, Vorstellungen, Begriffen und Grundsätzen auszugehn, und so immer stufenweise in der natürlichsten Ordnung bis zu den höchsten Begriffen und Grundsätzen fortzuschreiten, so weit es ihm zu dieser Absicht nöthig schien. „Er gesteht S. XI. seine Idee nicht völlig erreicht zu haben, wegen überhäufter Geschäfte und wegen des unnöthigen Dringens auf Ablieferung des Manuscripts; er macht auf mehrere Theile seiner Schrift aufmerksam, die zu weitläuftig gerathen, oder so abgehandelt sind, dafs sie blofs für angehende Gelehrte passen, und von Nichtgelehrten überschlagen werden müssen, z. B. die Lehre von den Kategorien S. 207 — 223. „Eine neue Auflage würde die *richtige* Idee von einer Volksmetaphysik völlig erreichen und ganz das werden, was dieser erste Versuch werden sollte, und unter andern Umständen werden konnte." Dieses, in Verbindung mit dem Meisterstücke der typographischen wider Wissen und Willen des Vf. getroffenen Einrichtung dieses Werks (was der Vf. damit habe sagen wollen, ist uns rathselhaft, wir haben zum wenigsten nichts gefunden, was diese Bemerkung veranlassen konnte, einige unbedeutende Druckfehler ausgenommen, die aber auch angezeigt sind), bestimmte den Vf., sich diesmal nicht zu nennen." Es wird uns daraus sehr wahrscheinlich, dafs der Vf. den ersten Entwurf nicht sehr geändert, sondern nur etwa die kurze Vorbereitung zur Metaphysik überhaupt für nichtgelehrte Leser hinzugefügt hat. Dieses hat nun aber die Folge gehabt, dafs diese Metaphysik weder als wissenschaftliche noch als populäre Bearbeitung sehr befriedigend ist. Aufser der Vorbereitung, welche eine populäre Logik enthält, besteht das Werk aus zwey Hauptheilen; Metaphysik der Natur, oder vom Umfange alles Wissens, und Metaphysik der Sitten, oder vom Umfange des vernünftigen Glaubens, und ist im Grunde nur eine populäre Darstellung von Kants Kritik der reinen und der praktischen Vernunft. Der Vf. hat also gröfstentheils keine Metaphysik, sondern nur Propädeutik derselben geliefert, die im ganzen Umfange nie populär werden kann. Indessen müssen wir gestehen, dafs einige Abschnitte, z. B.

über Zeit und Raum, und vor allen Dingen die Sittenlehre nach Kantischen Ideen sehr faslich und einleuchtend abgehandelt sind; dies ist aber nicht durchgängig der Fall. Oft wo der Vf. faslich seyn will, wird er geschwätzig, dreht sich in tautologischen Wiederholungen herum, ohne ein Ende finden zu können. Gründlichkeit kann man dem Werke nur in sofern zugestehen, als der Vf. Kanten gefolgt ist, und auch da ist nicht alles richtig gefasst und dargestellt, z. B. wenn gesagt wird, die reinen Anschauungen lägen gebildet aber unentwickelt in dem Gemüthe; der Mensch habe einen Grundtrieb nach Glückseligkeit und einen nach Sittlichkeit; es gebe analytische und synthetische Begriffe. Viele Sätze, die der Vf. von dem Seinen hinzugefügt hat, erfodern noch viele Berichtigungen. Wir würden uns viel zu lange bey diesem nach keinem durchdachten Plane ausgearbeiteten Buch aufhalten, wenn wir alles Fehlerhafte rügen wollten. Wir setzen nur noch hinzu, dass die Schreibart sehr ungleich, meistentheils schlicht und gut, aber doch auch zuweilen holpricht, trocken und in zu lange Perioden ausgesponnen sey.

TECHNOLOGIE.

ZITTAU U. LEIPZIG, b. Schöps: *J. G. Geisler Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke für Liebhaber und Künstler, in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung, nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften.* 8. Theil. 1797. 144 S. gr. 8. V. Kupf. (18 gr.)

Ausser der Wiesenmannschen Segelwindmühle, und einigen Barometern von Cavendisch, welche Hr. G. hier aus den englischen *Transact.* und *Repertor. of Arts* ... voranschickt, findet man hier die Bemühungen der Hn. Blake, Cooke, Francois, Thompson, Maura, Fizgerald, über Dämpfe und Dampfmaschinen zusammengestellt. In Combination mit diesen sind ferner Amontons Feuerrad, Hales und Fizgerald Destillation mit Luft und Feuer, Hutton's Versuche, über den Widerstand der Luft auf die Oberflächen der Körper, und die von de la Hire über die Vervielfachung der Bilder bey flachen Gläsern, und Concentrirung derselben hier beygebracht. Den Beschluss dieses Theils macht Hr. Prassens Weise und die Prüfung astronomischer Ringe von Hn. Grafen von Brühl.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Breslau*, mit Universitätsschriften: *Aphorismen von der Lehre über die Electricität für meine Zuhörer.* Von Prof. *Jungnitz.* 29 S. 8. — Diese wenigen Blätter enthalten in 90 kurzen Paragraphen das Wesentlichste aus der Elektricitätslehre. Da sie zu Vorlesungen bestimmt sind, so sind die Sachen nur angedeutet, und Erklärung und Ausführung dem mündlichen Vortrage vorbehalten. Wahrscheinlich um alles so kurz als möglich zusammen zu drängen, sind die Elektrophore mit den Elektrisirmaschinen, als Werkzeuge zur Hervorbringung der künstlichen Elektricität, in *eine* Classe geordnet, unerachtet beide dem Wesen nach ganz verschieden sind, und die Wirkungsart des Elektrophors ohne Kenntnis dessen, was man *Vertheilung* nennt, nicht verstanden werden kann. Von der *Vertheilung* aber wird überhaupt unter den Erscheinungen oder Wirkungen der Elektricität gar nicht, sondern erst bey der *Theorie*, die doch nur die Erklärung der Erscheinungen seyn soll, gesprochen. — Die Körper werden in Absicht auf die Elektricität in *idioelektrische* und *symperielektrische* eingetheilt — eine Eintheilung, die sich doch auf eine unrichtige Voraussetzung gründet, und für welche längst die bessere, in Nichtleiter, Leiter und Halbleiter eingeführt ist. Von der letztern Classe von Körpern, den Halbleitern, wird hier nichts erwähnt. *Symperielektrische* Körper werden durch solche definirt, denen nur ein schwacher Grad von Elektricität *eigen* ist. An und für sich aber ist ihnen, so wenig wie der andern Classe von Körpern, irgend ein Grad von Elektricität *eigen*, sondern die Elektricität muss in beiden erst *erregt* werden, und dann kann sie in jenen so stark wie in diesen werden; sollte jener Ausdruck aber heissen, dass sie von Natur weniger elektrische Materie besässen, als die idioelektrischen Körper, wie man sonst geglaubt hat, so ist das ebenfalls unerwiesen. — So heisst es auch im 3. §. „alle Körper in der Natur *haben* einen gewissen Grad von Elektricität" — anstatt: *sind* eines gewissen Grades derselben *fähig*. — Die Elektricität theilt der Vf. in Rücksicht auf ihren Ursprung in die *künstliche* und in die *natürliche*, und rechnet zu dieser auch die *theoretische* Elektricität, gleichwohl ist es noch nicht erwiesen, ob das, was man mit diesem Namen belegt, wirklich Elektricität, und dann, ob es nicht blos eine *künstliche* ist, die durch die dabey angewandten Körper erst hervorgebracht wird. — Die Dichtheit der elektrischen Atmosphäre (Athmosphäre wird hier immer geschrieben) soll im umgekehrten Verhältnis der Biquadrate der Entfernungen vom geriebenen Körper stehen, und aus einer äusserst subtilen, elastischen flüssigen Materie bestehen. — Als *Experimente* mit dem verstärkten Funken werden zuerst *Lähmung oder Betäubung von Menschen* angeführt — ob dieses Experiment auch in den Vorlesungen angestellt wird? — Aus den Erscheinungen des Elektrophors und der Beschaffenheit der Elektricität der einsaugenden Spitzen an dem Conductor folgt noch nicht, dass die symperielektrischen Körper, wie es §. 39. heisst, nicht durch *Mittheilung*, sondern durch *Vertheilung* elektrisirt werden. — Die positive Elektricität nennt er *Säure*-Elektricität und die negative *phlogistische*. — Dass die Donnerwolken die Verstärkungsbatterien und der Blitz deren Entladung gleicht, ist wohl eben so unwahrscheinlich, als dass es bey jedem Blitze einen doppelten elektrischen Strom in entgegengesetzter Richtung gebe. — Im 63sten §. nimmt er eine *Region der brennbaren Luft* in der Atmosphäre an, in der die Elektricität viel leicht von ausserordentlicher Stärke wäre. — Unter der Aufschrift: *thierische Elektricität*, wird des *Bernsteins*, *Turmalins* und anderer elektrischer *Steine* gedacht. — Von den Einsichten des Vf. lässt es sich erwarten, dass die Mängel, die diesem kurzen Entwurf ankleben, durch den mündlichen Vortrag weggeraumt werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Januar 1798.

GESCHICHTE.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Friedrich Eberhard Boyſens*, der heiligen Schrift Doctors, Ihr. Königl. Hoheit der Prinzessinn von Schweden Oberhofpredigers, Consistorialraths im Reichsstifte Quedlinburg. *Eigene Lebensbeschreibung. Erster Theil.* 1795. 270 S. *Zweyter Theil.* 1795. 338 S. 8.

Hr. *Boyſen*, ein Mann von mannichfaltigen und nicht gemeinen Kenntnissen; der als Lehrer und Schriftsteller immer sehr thätig gewesen ist; mit vielen gelehrten und hervorragenden Männern in Verbindung gestanden hat, und dem es auch nicht an Beobachtungsgeist fehlt, verdient allerdings Dank dafür, dafs er in seinem vier und funfzigsten Amtsjahre den Gang und die Erfahrungen eines so vollbrachten Lebens beschreibt. Wenn auch schon der Greis von fünf und siebzig Jahren bisweilen zu sehr *laudator temporis acti se juvene* seyn sollte; wenn er auch gleich auf alles was ihn betrifft, auch auf die kleinsten Umstände, einen ausnehmenden Werth legt; nicht selten zu weitschweifig schreibt; in viele, unerwartete und lange Digressionen verfallt; in seinen Urtheilen über Gelehrte und gelehrte Methoden, nicht durchgehends Beyfall finden möchte, u. s. w. so lafst sich doch auch das *meiste* von diesem benützen: und überhaupt verspricht uns ja Hr. B. authentische Züge zu seinem Bilde, die wir also willig annehmen müssen.

Seine *Schuljahre* füllen die ersten 88 Seiten an. Er ist zu Halberstadt am 7 April des J. 1720 gebohren. Von seinem Vater *Peter Adolf*, der zuerst Prediger zu Aschersleben, sodann Rector der Domschule zu Halberstadt, endlich Königl. Preufs. Consistorialrath und Pastor an der Obercollegiat-Stiftskirche zu U. L. F. eben daselbst war, rühmt er, dafs er einer der ersten gewesen sey, der die classischen lateinischen Schriftsteller auf eine bessere Art mit deutschen Noten herausgegeben habe, als sie zu derselben Zeit von Lehrern und Lernenden benutzt werden konnten. Seinen Grofsvater hingegen schildert er als einen eifrigen Orthodoxen, Polemiker und Vertheidiger der ihm heiligen Symbolik. Bey Gelegenheit seiner Erziehung, breitet er sich (S. 24—33.) über die Mangel der ehemaligen, über *Basedows* Verdienste um dieselbe, u. dgl. m. aus, bemerkt aber auch, dafs er lange vor diesem Reformator, im J. 1742 in einem Programma, *Monita generalia de educatione doctrinaque puerili*, solche Verbesserungsvorschläge gethan habe, und einer der ersten gewesen sey, der das unleugbare Verdienst der Franzosen um die Erziehung der Welt, angezeigt habe. Zu solchen Verbesserungsvorschlägen führte ihn die Erinnerung an den schlechteren Unterricht, den er von dem Conrector *Prillmeyer*, (S. 36—45.) und an den weit besseren, den er von seinem Vater in der Latinität und philosophischen Geschichte empfangen hatte. (S. 49—55.) Mit dieser letzten bekannt, konnte er sich auf der Universität in die verschiedenen philosophischen Systeme besser finden, und erinnert sich noch in seinen letzten Tagen des *Aristoteles* mit Vergnügen „den *Thomasius* in seiner Monatsschrift, zu seiner ewigen Schande, *pasquillantisch* und noch *mehr als pasquillantisch* herunter zu setzen, *frech* genug gewesen ist. Wie *Thomasius* bey seiner schwankenden, eklektischen Philosophie, die gar keine Philosophie, sondern eine Art von Vernunft ist, die dazu gleichsam privilegirt seyn soll, dafs sie nicht gründe, nicht baue, nicht befestige, sondern nur ausscheure, niederstofse und schimpfe, habe beynahe allgemein vergöttert werden können, ist ihm unbegreiflich." (Der arme vergötterte *Thomasius!* Zwar von seiner Vergötterung ist uns eigentlich nichts bewufst; und wenn er ja das Unglück gehabt haben sollte: so kann es nicht lange gedauert haben. Aber sehr begreiflich ist es uns, dafs die Nachwelt einen Mann dankbar geehrt hat, der die Freyheit zu philosophiren, zu denken und zu schreiben, überhaupt so glücklich beförderte. Was aber seine pasquillantische Frechheit gegen den *Aristoteles* anlangt: so bestand sie in einem satyrischen Roman gerade von dem Schrot und Korn, wie er nun das Jahr 1690 unsere steifen scholastischen Aristoteliker erschüttern konnte und mufste.) Hr. B. setzt hinzu: „ich beziehe mich bey dieser Aeufserung auf den grofsen *Kant*, den der bald vergötterte, bald auf das tiefste erniedrigte *Aristoteles*, wie nun klar ist, zum Flor des allgemeinen Denkens, welches von der formellen zur reellen Erkenntnifs führen soll, gleichsam herausgeschaffen hat." Das Uebrige von den Schuljahren des Vf. betrifft besonders den sehr gerühmten Rector *Walther* zu Magdeburg, seinen Lehrer, den Herodotus, Justinus, u. dgl. m.

Von seinem *akademischen Leben* handelt er S. 89 bis 173. In Halle wurde seit dem Anfange seines 17ten Jahres, *C. B. Michaelis* einer seiner vornehmsten Lehrer; und da er von diesem unter andern lernte, was für eine *herrliche Uebersetzung* die *Vulgata* sey, wunderte er sich nicht mehr, dafs die katholischen Prediger zu Halberstadt in ihren Predigten den Eingang und den Text aus derselben hersagten: (als wenn sie das wegen ihrer Vortrefflichkeit thäten!) Lernte auch in der Folge noch mehr das *herrliche Ver-*

dienst des Hieronymus um dieſe Ueberſetzung kennen, und ſie gebrauchen; S. 92—98. (als wenn wir an der Vulgata ſo gewiſs die Arbeit jenes Kirchenlehrers hätten!) Bey Gelegenheit der von dem Vf. gehörten Vorleſungen, bringt er allerley über die Alexandriniſche Ueberſetzung, über welche das *Bieliſche* Wörterbuch keine einzige ganz genugthuende Bemerkung an die gelehrte Welt abgegeben haben ſoll, über die andern griechiſchen Bibelüberſetzer, die rabbiniſchen Schriftausleger, den Talmud, den Koran, beſonders viel über ſeine Ueberſetzung deſſelben, die ſyriſche Ueberſetzung des N. T. und die hebräiſche Bibelkritik bey. S. 98—142. Er nennt es S. 137. eine Hypotheſe des Hn. *Eichhorn*, und vor ihm *Hardts*, daſs *Hiob* keine wahre Geſchichte ſey; aber nicht allein *Michaelis* in einer Abhandlung beym *Lowth;* ſondern auch ſeit vielen Jahrhunderten chriſtliche und jüdiſche Ausleger haben eben dieſes behauptet. Hierauf ſpricht er von andern ſeiner Lehrer, dem Theologen *Baumgarten*, von dem er ſagt, er habe nie eine Schule geſtiftet und gehabt; (aber in einem gewiſſen Verſtande läſst ſich das gar wohl ſagen;) von deſſen Bruder, *Alex. Gottl.* den er den erſten Eklektiker unter den Wolfianern nennt; (aber *Reinbeck* und *Bülfinger* waren es eben ſo zeitig;) vom Kanzler *Ludwig* (deſſen Erläuterung der güldenen Bulle *Olenſchlager* nur ſo ſecirt haben ſoll, daſs das gelehrte Publicum doch durch *Ludwigen* gewonnen habe; ein nur halbwahrer Begriff von Olenſchlagers ſchätzbarem Werke,) auch viel von der Geſchichte der Diplomatik, (S. 159—171.) wo doch *Conring* nicht hätte übergangen werden ſollen.

Zunächſt folgt S. 174—270. des Vf. *Beruf ins Schulamt*, und ſein Leben in demſelben. Er hatte kaum ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt, als er Hofmeiſter eines Herrn von Grollmann zu Oſterburg wurde, dem er dergeſtalt in der Philoſophie Unterricht gab, daſs er *eine* von ihm ſelbſt ſkizzirte, nicht trockene, ſondern *vom Baumgartenſcher äſthetiſcher Salbung tingirte Philoſophie* vorzutragen, und die Abneigung gegen die *Wolfiſche* überall zu beſiegen anfing; in der Geſchichte aber nach einer Methode, deren Urheber er ſelbſt war, indem er mit Kreide die Epochenjahre an eine Tafel zeichnete; darauf die Denkwürdigkeiten dieſes chronologiſchen Abſchnitts deutlich und vernehmlich, unter beſtändigem Hinweiſen auf die Jahrzahl erzählte; ſodann die Anweſenden aus ſeinem Vortrage befragte, ferner einen ſeiner Zuhörer mit ſeinem eigenen Ausdrucke nacherzählen lieſs, und endlich dieſe Nacherzählung in Hinſicht auf Stil und Sache kritiſirte; ſo wie ſeine eigene Erzählung. Aber ſchon nach wenigen Wochen machte eine Predigt, die er aus dem Stegreif für den kranken Oberprediger von der Erhörung des Gebets hielt, und worinn er mit einer Art von Begeiſterung deſſen Geneſung vorausſagte, die auch erfolgte, daſs er in Seehauſen predigen, und bey dieſer Gelegenheit Conrector daſelbſt werden muſste. Auch hier währte es nur vier Wochen, als er zum dritten Prediger an der Johanniskirche zu Magdeburg gewählt wurde; ob er gleich ſolches ſelbſt zu hintertreiben ſuchte; zumal da er noch nicht das kanoniſche Alter hatte. Doch blieb er noch, weil die Diſpenſation des im Feldzuge begriffenen Königs nicht ſogleich erlangt werden konnte, bis zu Ende des J. 1742 in Seehauſen, und beſchreibt daher ausführlich die Methode, nach welcher er daſelbſt Geſchichte, Rhetorik, Grammatik, Kenntniſs der alten Schriftſteller, u. dgl. m. gelehrt hat. Er verſichert, (S. 223.) „ohne allen „Eigenruhm, der ſeine etwanigen guten Eigenſchaften nie vergiftet hat, und den er gegenwärtig, da „er in dem Gefilde des Todes mehr wandelt, und ſich „den heiligſten Sonnenſtrahlen der Wahrheit nähert, „noch weniger ausſtehen könnte, daſs er in den anderthalb Jahren ſeines Daſeyns zu Seehauſen für die „Wiſſenſchaften und Humanität in der Schule ungleich „mehr gethan habe, als ſein Nachfolger im Conrectorate, der mit Recht in der gelehrten Welt hochgeſchätzte *Winkelmann*, in ſieben Jahren.“ Wenn er aber S. 228. ſchreibt: „wer ſollte es glauben, daſs „ich vor zwanzig Jahren über den Satz, daſs die „Wahrheit das Weſen oder die Baſis der Geſchichte „ſey, öffentlich habe leiden müſſen?“ ſo muſs wohl hierbey ein kleines Miſsverſtändniſs von der einen oder andern Seite obgewaltet haben.

Der *zweyte Theil*, welcher die Geſchichte der kirchlichen Amtsverwaltung des Vf. zu Magdeburg bis zum J. 1760, da er den Ruf nach Quedlinburg bekam, enthält, kann mehr gefallen, als der erſtere. Er iſt zwar noch mehr mit Abſchweifungen aller Art angefüllt, beſonders mit hiſtoriſchen, theologiſchen und homiletiſchen; allein die Veranlaſſung dazu iſt hier natürlicher; und auch die vielen Kleinigkeiten aus der Lebensgeſchichte des Vf. ſtehen doch, nach dem einmal von ihm gemachten Plane, an ihrem Orte. Zuerſt viel von dem Senior des Magdeburgiſchen Miniſterium, *Struve*, ſeiner Apoſtaſe und Rückkehr in die evangeliſche Kirche, ſeiner ſtrengen Orthodoxie, auch im äuſserlichen Cerimoniel, u. dgl. m. ſodann von des Vf. glücklichen Beſchäftigung mit Separatiſten; auch von ſeinem Studium der Kirchenväter. Nach S. 54. fg. „fand er in den reichlich ausgeſtatteten Ausgaben derſelben, von den franzöſiſchen Benedictinern, (wie aber eben in dieſen?) den ſcharfſehenden *Pfaffen*, den eleganten *Mosheim*, (der war wohl nicht bloſs elegant; ſondern in Kirchenvätern und Kirchengeſchichte viel ſcharfſehender als *Pfaff*.) den tiefdenkenden *Baumgarten*, (dieſer gehörte hierher eigentlich gar nicht; der ſcharfſinnige Mann hatte Verdienſte von einer ganz andern Art) und das aufmerkende treue Gedächtniſs des um dieſe Zeit mit der Kirchengeſchichte eifrig beſchäftigten *Semlers*, (wer dieſem bloſs Gedächtniſs und Fleiſs, nicht auch einen tiefeindringenden Forſchungsgeiſt, zugeſteht: der muſs ihn wahrhaftig nicht kennen,) der den Lehrbegriff der katholiſchen orthodoxen Kirche der Welt zur Schau auszuſtellen, mit allen Kräften arbeitete, und in den Journalen Deutſchlands eine Menge Bewunderer und Lobredner, zum Theil auf *Baumgartens* und *Mosheims* Koſten, erhielt.“ (*Baumgarten*

garten in der Kirchengeschichte zu übertreffen, war für *Semlern* nicht schwer; dass er auf einigen Seiten auch weiter gesehen habe, als *Mosheim*, wird allgemein zugestanden; aber eben so gewiss ist es auch, dass er die ächte historische Methode nicht immer mit so festem Schritte beobachtet hat, als man es von jenem grossen Muster rühmen kann; zu fruchtbar an Hypothesen und Muthmassungen, die er zu geschwind in Thatsachen verwandelte, gewesen ist, u. dgl. m. Rec. sagt dieses desto unparteyischer, da er übrigens gesteht, von *Semlern* viel in der Kirchengeschichte gelernt zu haben, und selbst mit der Freundschaft des vortrefflichen Mannes beehrt wurde. Allein Hr. *B.* scheint beynahe sich einem bekannten sehr schön geschriebenen, aber auch sehr panegyristischem, Elogium des seligen *S.* entgegenstellen zu wollen, indem er behauptet, dieser Gelehrte habe in der Kirchengeschichte mehr geschimmert als geleuchtet; seine so reichhaltigen Vorreden vor *Baumgartens* Dogmatik verwirrte Collectaneen nennt, u. dgl. m. was wir nicht gern abschreiben mögen.) Dagegen wollen wir unsere Leser, unter einer grossen Anzahl individueller Umstände, die in diesem Bande vorkommen, nur noch auf dasjenige aufmerksam machen, was der Vf. S. 85. fg. von dem Grafen *von Zinzendorf*; S. 99. fg. von den Moralpredigern; S. 104. fg. *über die jetzt komisch genannte Opfertheorie*; S. 129. fg. über die christliche und philosophische Zubereitung zum Tode; S. 147. fg. über die Kraft des göttlichen Worts; S. 166. fg. über die stellvertretende Genugthuung Christi; S. 181. fg. aus seinen moralischen Predigten S. 198. fg. über sein Verhalten gegen Missethäter, die zum Tode vorbereitet wurden, S. 267. fg. über die Magdeburgische Geschichte, u. dgl. m. beygebracht hat.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen berühmter Männer* von *G. F. Palm. Erster Band.* 1796. 280 S. ohne die Vorrede von 12 S. 8. — Auch mit dem Titel: *Gallerie merkwürdiger Männer aus der ältern und neuern Geschichte. Drittes Bändchen.*

Da diese Schrift und ihre Absicht schon unter der letzten Aufschrift bekannt sind: so dürfen wir nur den Gehalt der in diesem Bande enthaltenen Lebensbeschreibungen angeben. I. *Gustav Wasa*, Schwedens Retter. S. 1—24. Der Eingang über den Zustand von Europa, ist etwas zu allgemein declamatorisch, und kann daher an einigen Stellen missverstanden werden. Was *Gustav* zur Rettung seines Vaterlandes gethan hat, bis er selbst König wurde, ist gut genug erzählt; (S. 17. ist wohl das J. 1527 nur ein Druckfehler an statt 1521.) aber von seiner langen und rühmlichen Regierung ist so viel als nichts gesagt; und die Einführung der Reformation, bey der er eben so viel Klugheit als Muth bewies, wird kaum mit einigen Worten berührt. Das ist also weder eine Lebensbeschreibung, noch eine Charakterschilderung. So muss man grosse Männer nicht behandeln, wenn man sie der Nachwelt zur Verehrung und Belehrung darstellen will. II. Leben und Thaten *Luthers*, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg und Hochmeisters des Deutschen-Ordens in Preussen. S. 25 bis 48. Besser als das vorige Leben: und hier nennt der Vf. auch seine Zeugen. Aber wie konnte er zuletzt sagen: *mitten unter Gebet und Flehen starb er wie Antonin?* III. *Menzikof.* S. 49—88. Woher diese nicht übel gerathene Biographie, die noch aus *Mansteins* Nachrichten hätte bereichert werden können, genommen sey, davon sagt der Vf. nichts. Die Jahre der Verweisung und des Todes *M.* sind nicht angezeigt. An statt der *Rathsherren*, zu welchen der Graf von *Ostermann* gegangen seyn soll, (S. 67.) müssten wohl ganz andere Leute stehen. IV. *Thomas Masaniel*, oder die Empörung der Neapolitaner im J. 1647 S. 89—141. Die Neapolitaner, sagt der Vf. S. 90. nennen ihn *Massanello; (eigentlich Masaniello) wir wollen ihn Masaniel nennen.* Wozu denn diese willkührliche Veränderung? Uebrigens ist diese ganz angenehm und treffend abgefasste Zeichnung vermuthlich aus der *Histoire de la revolution du Royaume de Naples par Mlle. de Lussan* gezogen. V. *Cn. Julius Agricola.* S. 142—156. *Tacitus* ist ziemlich gut benutzt worden. VI. *Der heilige Ansgarius.* S. 157—169. Ein vollkommener Panegyrikus. An statt blos der Rechtschaffenheit, der eifrigen Anstrengung und Klugheit des guten, aber schwärmerischen *Ansgars* Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, verwandelt ihn der Vf. in einen Geist der ersten Grösse; spricht von seinem *vortrefflichen sanguinisch-cholerischen Temperamente; von dem Glanze seiner hervorstechenden Talente, und seines tief durchdringenden und alles umfassenden Verstandes*, von seiner *wahren Gelehrsamkeit; von* welchem allem sich *der Ruf bald in den christlichen Staaten ausgebreitet* habe, und *bis zu dem Throne der Fürsten gedrungen sey; Ludwig der Fromme* soll ihn daher, *wegen seiner grossen Verdienste*, aus der Dunkelheit des Klosters hervorgezogen, zum Apostel der Nordischen Völker gemacht, und ihn dem *Olaus*, Könige von Schweden, nachdrücklich empfohlen haben, u. s. w. Die wahre Geschichte weiss von diesem allem nur so viel, dass *Ansgar* eine Zeitlang Lehrer der Klosterschule zu *Corbie* (welches der Vf. mit *Corvey* vermischt,) gewesen ist; nachmals im Kloster *Corvey* auch als ein solcher Lehrer gelebt, und sich angeboten hat, mit dem Jütländischen Könige *Harald* zur Ausbreitung des Christenthums, in dessen Reich zu reisen, als der Kaiser *Ludwig* sich beynahe vergebens umsah, einen Geistlichen zu dieser Absicht zu finden; dass er eben deswegen auch einige Jahre darauf nach Schweden unter der Regierung des Königs *Biorn* gekommen ist; aber einen Schwedischen König *Olaus* gab es um diese Zeiten gar nicht. Hr. *P.* muss die Quellen dieser Geschichte gar nicht kennen; sondern nur irgend einen Neuern copirt, durch willkührliche Schilderungen und Exclamationen dessen Erzählung verschönert haben. So sagt er z. B. „Ein jeder, der ihn hörte, wurde gerührt, und von der Stärke seiner Beweisgründe dergestalt überzeugt, dass er mit

Freuden die chriſtliche Religion annahm. *Seine Reden waren nicht im Menſchenton abgefaſst;* (deſto ſchlimmer für ihn, und noch ſchlimmer für die armen Jütländer und Schweden!) Keine ſeichte Moral, kein Schulwitz, täuſchten das Herz ſeiner Zuhörer. In einer kunſtloſen, männlichen Beredſamkeit u. ſ. w. O göttliche Beredſamkeit! Wie groſs iſt deine Stärke! u. ſ. w. VII. *Johann Jacob Barthelemy.* Aus dem Franzöſiſchen des *St. Croix.* S. 170 — 198. Eine bekannte Lobſchrift, der aber ein Deutſcher nicht *Boustrophedon und Paleographie* hätte nachſchreiben ſollen. VIII. *Albrecht von Haller.* S. 199 — 213. Allem Anſehen nach auch ein fremder Aufſatz, der viele richtige Züge, aber lange nicht alle, enthält. Von ſeinen Gedichten wird gleichſam nur im Vorbeygehen geſprochen. Nicht *Amtmann*, ſondern *Amman* hieſs die Bedienung, welche er in der Schweiz erhielt. IX. *Ritter Linné.* S. 214 — 237. Aus guten Quellen geſchöpft. X. *Nicol. Boileau Deſpreaux.* S. 238 — 249. Eine deſto mittelmäſsigere Biographie. Voran Gemeinplätze, daſs man das Andenken ſehr verdienter Männer nicht in Vergeſſenheit kommen laſſen müſſe, weil dieſes Undank ſey, und weil man den Undank verabſcheue. Es iſt falſch, daſs *B.* Vater eine Bedienung am Franzöſiſchen Hofe gehabt habe; er war *Greffier à la Grande Chambre du Parlement.* Sehr dürftig iſt der Begriff, der von den Werken dieſes Dichters gemacht wird; oder gar ſchief. Luſtig iſt es, (S. 244.) daſs ihm und ſeinem Gedichte *le Lutrin, die Spuren der Satyre, die hie und da hervorſtechen,* die gröſste Ehre machen ſollen. Von ſeinem ſo vorzüglichen Gedichte, *l'Art Poetique,* wird weiter nichts geſagt, als daſs es bald nachher erſchienen ſey, und ihm eine Penſion verſchafft habe. XI. *Georg Friedrich Händel.* S. 250 — 264. Kenner der Muſik werden hier wohl errinnern, daſs nicht tief genug in die Vorzüge der Händelſchen eingedrungen ſey. XII. *Thomas Paine.* Aus dem Engliſchen. Seine Lebensumſtände ſind freylich genau erzählt, aber von ſeinen Grundſätzen iſt zu wenig geſagt.

SCHÖNE KÜNSTE.

MEISSEN, b. Erbſtein: *Alix Gräfinn von Toulouſe.* Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen nebſt einer Vorrede über unſere Ritterromane. 1797. XXXVI. und 160 S. 8. (12 gr.)

Die Vorrede betrifft mehr noch unſere ſogenannten hiſtoriſchen, als unſere Ritterromane; was über die letzten hier geſagt, ſehr gut geſagt wird und nicht oft genug wiederholt werden kann, zeugt indeſſen mehr von dem gereinigten Geſchmack des Vfs., als ſeine Bemerkungen über die erſten beſtimmte und feſte Begriffe verrathen. „Hiſtoriſche Wahrheit, unverfälſchte, wahre, richtige Darſtellung der Thatſache," läſst ſich von dem *geſchichtlichen Romanſchreiber*, ſelbſt nach dem hier entworfenen Ideal, nicht erwarten. Einige hauptſächliche Thatſachen unverändert zu laſſen, reicht zur hiſtoriſchen Wahrheit noch nicht hin; ſoll er aber „bekleiden, herausheben, Farben vertheilen" dürfen, „Leidenſchaften reden laſſen, und mit Herz und Phantaſie bey Stellen verweilen, bey denen der Geſchichtſchreiber mit ein paar ruhigen Federzügen „kalt vorübergeht:" ſo leidet das Gemälde ſchon nothwendig eine Verfälſchung, und es iſt zu fürchten, daſs eine weit ſchädlichere Anſicht der Geſchichte dadurch befördert werde, als die gänzlich romantiſche iſt, nämlich eine empfindſame. Derjenige Irrthum, welcher der Wahrheit am nächſten zu kommen ſcheint, läſst ſich immer am ſchwerſten ausrotten; wir haben allerdings Werke ſolcher Art, denen man theils dieſen Vorwurf, theils den Vorwurf der Langweiligkeit machen kann. Was der Vf. aber ſonſt von dem *poetiſchen Geſchichtſchreiber* begehrt, das geht den Geſchichtſchreiber, im höchſten Sinne des Wortes, überhaupt an, und wüpde jede andere Darſtellung der Geſchichte als die ſtrengſte und lauterſte ausſchlieſsen, die ebenfalls Poeſie in der Seele ihres Schreibers erfodert, wenn man unter Poeſie nicht bloſse Erdichtung verſtehn will. — Der Vf. ſcheint auch in ſeinem Urtheil über einzelne Beyſpiele nicht ganz conſequent zu ſeyn. Wie könnte er ſonſt im *Alf von Dülmen*, aus dem er den Stoff zu dem nachſtehenden Trauerſpiel gezogen hat, die noch ſo gut ausgedachte Rechtfertigung des Otto von Wittelsbach wegen der Ermordung Kaiſer Philipps ſo lebhaft billigen, da doch offenbar „eine Erdichtung „in den Triebfedern und Veranlaſſungen dieſer oder „jener Handlung" dabey Statt findet.

Das Trauerſpiel ſelbſt iſt ein nicht minder lobenswürdiger Verſuch gegen die Barbarey unſerer Ritterſtücke anzukämpfen, als die vorhergehende Abhandlung, obgleich unter ähnlichen Einſchränkungen. Denn freylich erinnert es noch zu ſehr an ſeinen Urſprung: es iſt mehr nur dialogiſirt als dramatiſch behandelt; der ganzen Darſtellung fehlt es an Leben und mehr noch an Klarheit, ſowohl was die Perſonen als die Geſchichte betrifft, deren Faden höchſt verworren durch einander laufen. Sprache und Geſinnungen tragen den eignen Vorſchriften des Vfs. zuwider (wie man denn nicht immer macht was man will) einen ganz und gar modernen und oft trübſinnigen Charakter an ſich. Es iſt nicht möglich, das mindeſte Intereſſe für Alf von Dülmen zu faſſen, den eine ſo eingebildete Leidenſchaft umhertreibt, und die Theilnahme an Alix ſchmachtet wie ſie ſelber dahin. Für ſich ſelbſt genommen bleibt alſo noch viel zu wünſchen übrig: allein die Vergleichung mit unzähligen Stücken dieſer Gattung kann dieſem freylich nicht anders als ſehr vortheilhaft ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GOTHA, b. Ettinger: *Bibliſche Encyklopädie oder exegetiſches Realwörterbuch über die ſammtlichen Hülfswiſſenſchaften des Auslegers, nach den Bedürfniſſen jetziger Zeit.* Durch eine Geſellſchaft von Gelehrten. *Dritter Band* M bis R. 1795. 557 S. gr. 4.

Dieſer Band enthält 478 Artikel. Von dem Mitarbeiter L. ſind 210 geliefert worden, und zwar grammatiſchen, kritiſchen, rhetoriſchen und geographiſchen Inhalts. 110 antiquariſche, mythologiſche, artiſtiſche und naturhiſtoriſche gehören dem H*ſt zu. Die hiſtoriſchen, genealogiſchen, biographiſchen, archäologiſchen, an der Zahl 150 ſind vom R. Und bey 8 Artikeln, nämlich *Machaneh-dan*, *Melonen*, *Mifthor*, *Myndus*, *Myra*, *Nagel*, *Nebucadnezar*, *Numalia*, iſt die Unterſchrift vermuthlich blofs vergeſſen worden. Die weitlauftigſten Artikel von L. ſind: *Prediger Salomo's*, *Pentateuchus*, *Richter*, *Pſeudepigrapha*, *Pſalmen*, *Polyglotten*, *Parallelſtellen*, *Paläſtina*, *Paläographie*, *Origenes*, *Nazarener*, *Nahum*, *Micha*, *Maſora*. Von H*ſt: *Monat* und *Pferd*. Von R. Rom, *Paulus*, *Petrus*, *Poeſie*, *Opfer*, *Pfingſten*, *Prophet*, *Regen*, *Maccabäer*, *Markus*, *Matthäus*, *Menſchenopfer*, *Meſſias*, *Moſe*, *Mythus*, *Noah*, *Oſterfeſt*, *Philoſophie*, *Prieſter*, *Proſelyt*. Unter dieſen 478 Artikeln finden ſich 95, welche in *Hezels* Reallexicon nicht ſtehen. Dagegen hat aber auch das Reallexicon 32, welche zum Theil ſehr ungern in dieſer bibliſchen Encyklopädie werden vermiſst werden z. B. *Melchiſedek*, *Mitylene*, *Nikolaiten*, *Perle*, *Polygamie*, *Richthauſs* u. ſ. w. und in beiden Werken fehlen noch viele Artikel, nach welchen man vergebens ſuchen wird, z. B. *Naphtha*, *Praxapoſtoli*, *Mandelbaum*, *Marder*, *Maulwurf*, *Meerdrach*, *Molch*, *Morgenwache*, *Münze*, *Münzweſen*, *Nachteule*, *Nuſswald*, *Ohim*, *Orion*, *Pappelbaum*, *Pardel*, *Platzregen*, *Potaſche*, *Büffel*, *Pyramide*, *Ranken*, *Ratz*, *Raupe*, *Reh*, *Rehziege*, *Reiger*, *Reis*, *Manuſcripte*, *Menſchenſohn*, *Monogramm*, *Nashorn*, *Perikopen*, *Planeten*, *Pol*, *Randgloſſen*, *Reim*, *Rennthier* u. ſ. w. Die Mitarbeiter haben ſich alſo bisher wenig darum bekümmert, was ihnen in dieſer A. L. Z. ſowohl, als in andern Journalen und gelehrten Zeitungen über dieſen Punkt geſagt worden iſt, und ſcheinen die Vermuthung zu beſtätigen, dafs ſie zwar die Abſicht gehabt haben, das bey ihrem Werke zum Grund liegende Hezelſche bibliſche Reallexicon hier und da zu verbeſſern, und ihrem Realwörterbuche durch aufgenommene neue Artikel einen Vorzug vor jenem zu ertheilen, keinesweges aber daſſelbe entbehrlich zu machen, ſondern vielmehr deſſen fortwährende Brauchbarkeit zur Ausfüllung der in ihrem neuen Werke vorſetzlich gelaſſenen Lücken ſtillſchweigend zu empfehlen. So ſehr man daher die Thätigkeit und den Eifer, mit welchem die Vf. manche liberale Grundſätze zu verbreiten und viele nützliche Kenntniſſe in Umlauf bringen zu helfen, rühmen muſs: ſo ſehr hat man auch Urſache, ſowohl in ökomiſcher Rückſicht, weil man auf dieſe Art ſtatt eines vollſtändigen Hülfsbuches zwey unvollſtändige — theuere Werke zu kaufen genöthiget iſt, als wegen der Unbequemlichkeit, welche in Zukunft durch nothwendige Supplemente entſtehen muſs, zum Voraus unzufrieden zu ſeyn. Ohne aber dieſes und noch aufserdem das Unverhältnifsmäſsige in den bearbeiteten Artikeln weiter zu rügen, woran vielleicht die kleine Anzahl der Mitarbeiter, welche nur da, wo vieles vorgearbeitet war, auch ohne groſsen Aufwand der Zeit vieles geben konnten, und nicht immer Muſſe genug gehabt zu haben ſcheinen, über einen Gegenſtand mehrere Schriftſteller nachzuleſen, Schuld ſeyn mag, wollen wir hier blofs einiges aus dem vorliegenden Bande ausheben, welches die liberale Denkungsart der Vf. begründen und überhaupt die Behandlungsweiſe, deren ſie ſich bey den ihnen zugeſchriebenen Artikeln bedient haben, einigermafsen charakteriſiren kann. In dem ausführlichen Artikel *Pfingſten* zeigt R. recht gut, dafs man bey dem, was Apgſch. II. erzählt wird, an kein eigentliches Wunder zu denken habe, ſondern das Brauſen und fürchterliche Getöſe in der Luft von einem heftigen Sturm, welcher gewöhnlich ein majeſtätiſches Gewitter anzukündigen pflege, erklären könne. Auch die Gabe der fremden Sprachen, in welchen die Apoſtel geredet haben, ſieht er nicht als die Wirkung eines Wunders an, ſondern erklärt ſie auf eine leichte und neue Art, indem er annimmt und es auch ſehr wahrſcheinlich vorzuſtellen weifs, dafs Jeſus bey ſeinem Plan, alle Volker des Erdbodens mit ſeiner wohlthätigen Religion zu beſeeligen, es ſeinen Jüngern ohne Zweifel zur Pflicht gemacht haben werde, ſich nicht allein, und zwar vornehmlich, mit der griechiſchen, ſondern auch mit einer oder der andern ausländiſchen Sprache bekannt zu machen, als wozu es ihnen zu Jeruſalem, wegen des Zuſammenfluſſes von Ausländern an hohen Feſten, an guter Gelegenheit nicht habe fehlen können. In dem Artikel *Moſe*, welcher nach Hezel und Bahrdt vom R. weitläufig ausgeführt worden iſt, wird mit Hinweglaſſung der aus dem zweyten Buche Moſis ſchon bekannten Lebensgeſchichte deſſelben blofs

I. *von den Spuren der Fürſehung in ſeiner frühern Lebensgeſchichte;* II. *von ſeinem Amtsberuf;* III. *von ſeinen Wundern*, und IV. *von ſeiner Geſetzgebung* geredet. Die Wunder werden ganz natürlich erklärt und *die Erklärung der Moſaiſchen Geſetzgebungsgeſchichte* mit folgenden Worten geſchloſſen: *wem dieſe Erklärung nicht Genüge thut, der mag dann lieber, wenn er ſich beſſer dabey beruhigen zu können glaubt, noch fernerhin annehmen, daſs ſich das höchſte Weſen in eigener Perſon 40 Tage lang auf die Spitze eines Berges hingeſetzt und einem Menſchen die Spielwerke des Pomps in der Stiftshütte vorgeſagt, die Zahl der Glöckchen, und Schellchen und Quäſtchen u. ſ. w. die an den Teppichen und an der Kleidung des Oberprieſters hangen ſollten, vorgerechnet, und die zehen Gebote, welche die bekannteſten Anfangsgründe der rohen Menſchenmoral enthielten, ſelbſt aufgeſchrieben habe* u. ſ. w. Ohnerachtet aber nun dieſer Vf. eine ganze Geſchichte des wichtigen Mannes unter dieſer Rubrik darzuſtellen für ein *zweckloſes* und *überflüſſiges Geſchäft* hielt, und ſich daher nur auf die vornehmſten Schwierigkeiten und wichtigſten Thatſachen einlieſs, die in ſeiner Geſchichte vorkommen: ſo war doch der Mitarbeiter L. andrer Meynung, und glaubte dem von ihm ſehr gründlich bearbeiteten Artikel *Pentateuchus* einige Vorerinnerungen über Moſis Leben vorausſchicken zu müſſen; ſo daſs man doch die Nachrichten davon, welche ſich im 2 B. Moſis und im Pentateuch hin und wieder zerſtreut finden, kurz beyſammen überſehen kann. Der Artikel *Meſſias* iſt vom R. nach Hezels Schriftforſcher zweckmäſsig bearbeitet worden, und giebt I. *die Bedeutung des Worts Meſſias* nach jüdiſcher und chriſtlicher Vorſtellung an. II. Den *Urſprung der jüdiſchen Volksidee von einem Meſſias;* wovon wir nur die Hauptgedanken auszeichnen wollen. Das iſraelitiſche Volk ward als das Lieblingsvolk der Gottheit früh durch weiſe Geſetze und Einrichtungen gebildet und nicht allein an Einſichten weit über andre Völker erhaben, ſondern auch fähig, zu noch vollkommnern Religionskenntniſſen erhoben zu werden. Von der Vorſehung war es zu erwarten, daſs ſie einſt einen Mann würde auftreten laſſen, der die Religionskenntniſſe dieſes Volks veredeln und dadurch wahres und dauerhaftes Glück auf Erden verbreiten werde. Propheten ahndeten dieſe groſse Anſtalt Gottes; und göttlicher Befehl, dem Volke zu einem wohlthätigen neuen Geſetzgeber der Nation und der Welt, d. h. zu einem *Meſſias*, Hoffnung zu machen, erhob dieſe Erwartung zur Gewiſsheit. Der erſte Begriff von ihm, noch ehe er wirklich verheiſsen war, entſtand — wenigſtens in den Propheten — durch die Beherzigung der wichtigen Worte 1 Moſ. XII, 3. (Hierbey verdient auch der von ebendemſelben Vf. beſorgte Artikel *Protevangelium* verglichen zu werden.) Die Verheiſsung erfolgte; und nun war die Lehre vom Meſſias eine Haupt- und Lieblingslehre des Volks. Hierauf zeichneten die Propheten jene erhabene Perſon, durch welche die vollkommnere Aufklärung und Beglückung des Volks und der Welt vollendet werden ſollte, als einen erhabenen König. Und da man ſich nun unter dem Joch barbariſcher Völker einen irdiſchen König wünſchte, welcher der tiefgeſunkenen Nation wieder Freyheit verſchaffen könnte: ſo war man ſo ſchwach, den von den Propheten geſchilderten Meſſias zugleich auch für das Werkzeug zu halten, wodurch das Volk auf dem politiſchen Schauplatz der Volker zu einer furchtbaren Hoheit gelangen würde. Daher entſtand nach und nach durch buchſtäbliche Deutung der majeſtatiſchen Schilderung der Propheten das leere Traumbild eines blofs irdiſchen Königs, welches noch dazu in der Folge durch allerley fabelhafte Vorſtellungen entſtellt ward. III. *Meſſianiſche Weiſſagungen* findet man in den Büchern Moſis, aufser in der ſchon erwähnten Stelle, (1 Moſ. XII, 3 wo Gott ſelbſt dem Abraham in einem Traumgeſicht das erſte Evangelium verkündigt, keine, weil Moſis Zeitalter für dieſe Idee noch bey weitem nicht reif war. Eben dies gilt auch von den Zeiten Davids. Wenn alſo demohngeachtet im N. T. Stellen aus den Büchern Moſis und aus den Pſalmen auf den Meſſias gedeutet werden, ſo hat man ſich dieſes theils überhaupt aus der Gewohnheit der Juden, Stellen des A. T. in ganz andrem Sinn, als ſie in dem Original vorkommen, zu brauchen; theils daraus zu erklären, daſs die damalige jüdiſche Kirche dergleichen Stellen von ihrem Meſſias erklärte, Jeſus aber nebſt den Verfaſſern des N. T. ſich derſelben als ihrer eigenen Waffen, um die Juden von ſeiner Meſſiaswürde zu überzeugen, bediente, ohne gerade alle Stellen, welche die Juden auf den Meſſias deuteten, im buchſtäblichen Verſtande von ihm erklären zu wollen. Die Stellen Luk. XXIV, 27, 44. VIII, 10 in welchen Jeſus ausdrücklich zu ſagen ſcheint, daſs in Moſis Schriften und in den Pſalmen Weiſſagungen von ihm zu finden ſeyen, ſind dieſer Behauptung nicht entgegen, weil man ſeit dem Urſprung des altteſtamentlichen Kanons bald nach dem babyloniſchen Exil das ganze alte Teſtament nach der dreyfachen Abtheilung in die Bücher Moſis, in die Propheten und in die Pſalmen zu benennen pflegte. Erſt unter den Propheten, hauptſächlich unter denen, welche nach dem Salomo auftraten, als die hebräiſche Nation in eine ruhigere politiſche Lage verſetzt und durch mancherley Schickſale ſowohl, als durch beſſern Unterricht zu einem gewiſſen Grade geiſtiger Verfeinerung erhoben war, fand es die Vorſehung für zuträglich, dem Volk vom Meſſias einige Nachricht und Belehrung zu geben. Dahin gehören die Stellen Jeſ. 52—66. Jer. 23. 5. 6. 33. 15. Ezech. 34. 23. 37. 24. Dan. 9. Joel 3. Amos 9. 11. Mich. 5. 1. Zeph. 3. 9. Hagg. 2. 10. Zach. 3. 8. 6. 9—15. 8. 21. 9. 9. 11. 4. 12. 10. 13. 1—7. Mal. 3. 1. 14. — IV. *Jüdiſche Meſſiasträumereyen* ſchreiben ſich von den Zeiten nach den Propheten her, als nämlich die bildlichen Zeichnungen derſelben buchſtäblich ausgelegt und die Juden dadurch auf die ſinnliche Erwartung eines irdiſchen Königs und Weltbezwingers geleitet wurden. Es werden einige dergleichen aus *Eiſenmengers* entdecktem Judenthum mit der Bemerkung angeführt, daſs ſich Jeſus und ſeine Apoſtel als kluge Lehrer eines dummen Volks nach denſelben, weil

weil sie damals schon herrschend gewesen, hätten bequemen müssen. Der Artikel *Poesie* von R. enthält einen sehr weitläufigen Auszug aus *Herzels* Anleitung zur Bildung des Geschmacks. Hingegen hat eben dieser Mitarbeiter über den Artikel *Offenbarung* weiter gar nichts gesagt, als dass die Feststellung des Begriffs und der Charakter einer übernatürlichen — unmittelbaren — göttlichen Offenbarung, so wie die Untersuchung und der Beweis, ob eine solche möglich, wahrscheinlich und wirklich vorhanden sey, nicht dem Exegeten, sondern theils dem Philosophen, theils dem Theologen und Apologeten der christlichen Religion zugehore, und also in diesem Werke keinen Platz finde. Allein wenn nicht geleugnet werden kann, dass dem Ausleger viel daran gelegen seyn müsse, zu wissen, was der Philosoph oder Theolog von der Offenbarung urtheile und glaube: so dürfte wohl die angeführte Ursache von der unterlassenen Bearbeitung dieses Artikels nicht hinlänglich seyn, und hätte wenigstens den sonst freymüthigen Vf. nicht abhalten sollen, die neuesten Schriften und Meynungen davon anzuführen; zumal da sonst in diesem Werke manche Artikel aufgenommen worden sind, die weit weniger hieher gehören, und gewiss nicht vermisst worden seyn würden, wenn sie ganz wären übergangen worden; z. B. *Nod*, woraus L. einen Flüchtling, und *H'ft.* eine Art von Gefäss macht; und die hebräische Benennung von dünnen Kuchen *Rakik*. Im Artikel *Pferd* hat H'st. einen getreuen Auszug aus Michaelis geliefert. Eben dieses hat er auch im Artikel *Monat* gethan; hingegen im Artikel *Narde* Schleusners Lexicon und das, was in Hezels Reallexicon viel weitläufiger davon gesagt worden ist, nicht benutzt. Wir wünschten nunmehr auch noch die Manier des Mitarbeiters *L.* angeben zu können; müssen aber, um nicht noch weitläufiger zu werden, uns mit der blossen Versicherung begnügen, dass die von ihm bearbeiteten Artikel von Fleiss und Gründlichkeit zeugen, und nur hier und da, wo der Vf. in seinem Lieblingsfach sich befunden zu haben scheint, ohne Noth allzu ausführlich gerathen sind, z. B. *Praefixa*, *Römer*, *Prediger Salomo's*, *Psalmen* u. s. w.

Augsburg, in der Joseph-Wolffischen Buchh.: *Die heilige Schrift erklärt aus den heiligen Vätern und andern bewährten Schriftstellern der Kirche*, von Herrn *le Maistre de Sacy*, Priester etc. nach der neuesten französischen Ausgabe übersetzt durch einige Benedictiner in Banz. Mit Noten und Beylagen. Des neuen Bundes sechster Band. Geschichte der Apostel. 1797. 678 S. Vorr. 26 S. 8.

Die Anmerkungen, welche der Uebersetzer diesem Buche beygefügt hat, sind etwas zahlreicher, als in den vorhergehenden Bänden, und zeugen abermals von dem zweckmässigen Gebrauch, den er von protestantischen Schriftstellern dabey gemacht hat. Einige derselben z. B. Michaelis, Walch, Lang, Schöttgen, Meiners, findet man sogar namentlich angeführt. Daher findet auch Rec. weiter nichts dabey zu erinnern, und ist übrigens sehr weit davon entfernt, es dem Vf. zu verdenken, wenn er hier und da den Lehrsatzen seiner Kirche treu geblieben ist, und sogar an einem Orte, (S. 571) vielleicht um nicht wegen seiner Belesenheit in dergleichen Schriften bey seinen Glaubensgenossen verdächtig zu werden, sich etwas starker, als es sonst wohl nöthig gewesen wäre, über seine Orthodoxie erklären zu müssen geglaubt hat. Da nämlich, wo Sacy am gedachten Orte von der Kraft und Wirkung des Todes Jesu redet und unter andern sagt: *dies Blut ist Gottes Blut wegen der Vereinigung der göttlichen Person mit der geheiligten Menschheit Jesu:* setzt der Uebersetzer dazu: „so hart auch „dies für gewisse Ohren klingen mag, so ist und bleibt „es doch nach (*der*) Lehre der katholischen Kirche „wahr, und nicht ein katholisches Schulkind, das „nur in dem Katechismus unterrichtet ist, wird sich „daran ärgern können; nur ein blosser Ignorant in „den katholischen Glaubenslehren kann es. Wehe „mir! wenn ich hier wider das Beyspiel des grossen „Apostels, von dem die Rede ist, die Wahrheit des „Glaubens verstecken oder umgehen wollte, *um nach „dem Beyfall eines Recensenten zu haschen!*" Eben dahin kann man auch noch rechnen, dass der Uebersetzer bey Apgsch. X, 36 und XIII, 26 denjenigen Auslegern, welche unter λόγος σωτηρίας *die heilsame Lehre*, oder *die Lehre des Evangeliums* verstehen, eine Gewaltthätigkeit gegen den Text Schuld giebt, und dabey vielmehr an *das selbstständige oder eingefleischte Wort, an die zweyte Person der Gottheit, Jesum Christum*, denken zu müssen glaubt.

Frankfurt an d. Oder, in der akademischen Buchhandl.: *Johann Gustav Hermanns*, aufserord. Prof. der Philosophie und Predigers in Frankfurt an d. O., *Wörterbuch des Neuen Testaments, Griechisch und Deutsch für angehende Griechen.* 1797. 422 S. Vorr. u. Reg. 1 Bog. 8.

Dieses Wörterbuch hat grosse Vorzüge vor dem griechisch deutschen Handwörterbuch über das N. T. zum Gebrauch für Studierende; (Berlin 1796) dessen Fehler in dieser A. L. Z. 1796. Nr. 349 angezeigt worden sind. Denn es setzt angehende Griechen, wenn sie sich nur mit den nöthigen grammatikalischen Vorübungen bekannt gemacht haben, in den Stand, die Bücher des N. T. dem Wortverstande nach lesen zu können, und wird ihnen, wenn sie auch schon grössere Fortschritte gemacht haben, noch immer in Ermangelung des Schleusnerschen Lexicons nutzen können, weil in demselben alle Stellen, wo und wie oft jedes Wort im N. T. vorkommt, mit der grössten Genauigkeit angeführt sind. Unterdessen müssen wir unsern Lesern sagen, dass dieses Wörterbuch kein neues Buch, ja! nicht einmal ein neuer Abdruck eines altern Buchs, sondern schon im J. 1781 bey Strauss zu Frankfurt an der Oder — wie es ist — herausgekommen und nunmehr nach 16 Jahren blos mit einem neuen Titelblatt von der veränderten Buchhandlung, welche diesen Verlagsartikel an sich gekauft haben

mufs, als ein neues Product auf die Oftermeffe diefes Jahr's gebracht worden ift.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Zefsler: *Das Petfchaft.* Eine abentheuerliche Gefchichte. Zwey Theile. 1797. 1ter Th. 207 S. 2ter Th. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ob Schreibfehler wie folgende, von denen das ganze Buch wimmelt: *Stubenthier* für Stubenthür, ich *flüchte* ihnen bey, die Männer *verfchweren* fich gegen ihn, eine *weifse* Staatsverfaffung, über*wänden*, *können* ftatt kennen, fie *verbürgt* ihr Geficht ftatt verbirgt, fie *nur zahrt* fich, u. f. w. blofse Druckfehler find, laffst fich nicht mit Sicherheit fagen, da fie wenigftens nicht angemerkt worden, und die innere Befchaffenheit des Romans keine Entfcheidung darüber an die Hand giebt. So viel ift gewifs, dafs man dergleichen fchreiben kann, ohne es bey Führung der Feder bis zur Orthographie gebracht zu haben. Der Unwahrfcheinlichkeiten giebt es hier fo viele wie der Druckfehler, wogegen fich freylich von wegen *der Abentheuerlichkeit* der Gefchichte nichts einwenden laffst, als dafs diefe weder romantifch noch auf irgend eine Weife anziehend dadurch geworden ift. Ein Unbekannter (Armenier) fpielt nebft feinem *Petfchaft* die Hauptrolle darin; zur Abwechfelung ift es einer von der wohlthätigen Claffe diefer grofsen Zunft. Aufserdem giebt es noch einen leidlich einfältigen Helden, eine Marquife die ihren Liebhaber, einen deutfchen Prinzen, umgebracht hat, und einige Böfewichter, denen man recht fehr verbunden feyn würde, wenn fie ihren letzten Streich, womit der zweyte Theil fchliefst, fo ausgeführt hätten, dafs von dem Herrn Guftav und feinen Begebenheiten nie wieder die Rede wäre.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Eifenberg:* b. Hempel und zu haben bey dem Vf.: *Einige Predigten zum Beften gewiffer Hulfsbedürftigen*, herausgegeben von M. *Gottlob Renatus Friedel*, Prediger zu Crofsen im Stifte Zeitz. 1797. (89 S. mit Vorr.) (4 gr.) Rec. kann diefe Predigten freylich nicht für Muller erklären, aber er kann fie auch nicht fchlecht nennen. Die Materialien, welche man in ihnen verarbeitet findet, find gröfstentheils gut, und Hr. *F.* zeigt fich in mehrern Stellen derfelben, als einen denkenden Mann. Ihr gröfster Fehler liegt jedoch im Vortrag, wohin Rec. fowohl die Anordnung als den Ausdruck rechnet. Schon der Stil des Vf. ift gar nicht anziehend, denn die ewigen Wiederholungen, insbefondere ein und eben deffelben Worts, in dem nämlichen Perioden, können unmöglich, beym mündlichen Vortrag, einen guten Effect machen. Man lefe (S. 24) „Er ftarb für uns, und *fehet*, *fehet* er *lebet* — und „*wir*, *wir* follen auch *leben*. Er *lebet* nicht allein, er ift auch „*eingegangen* in das Heiligfte, *eingegangen* in den Himmel, „und angethan mit Ehre und Macht, herrfcht und regiert er „nun daffelbft über alles mit feinem Vater, und geniefst einer „unausfprechlichen ewig dauernden Seligkeit. — Und *wir*, *wir* „follen auch mit ihm einft zur Herrlichkeit erhoben werden. „Aber *wenn*, *wenn nur? Nur* dann, meine Lieben, wenn wir „*uns beftreben*, ihm, unferm Jefu, recht ähnlich zu werden: „*uns beftreben*, durch treuen Gebrauch aller unfrer Kräfte und „Fähigkeiten, die uns der gütige Schöpfer fchenkte, ja, folls „fo feyn, *durch Aufopferung* des Liebften unferer irdifchen „Güter, *durch Aufopferung* des Lebens felbft, fo wie er, das „Wohl unferer Brüder befördern zu helfen" u. f. w. Nicht weniger, wie gegen den Ausdruck, läfst fich auch gegen die Themata und Dispofitionen einwenden. Die erfte Predigt handelt: *Von den Vortheilen, welche ein gemeinnutziges Leben für uns felbft hat.* Hier wird abgetheilt, I. *Laffet uns an dem Beyfpiel Jefu fehen, was ein gemeinnutziges Leben fey*, und alsdann II. *die Vortheile angeben, die ein folches Leben uns felbft gewährt.* Aber da im Thema *die Vortheile* der Hauptgedanke find, fo kann unmöglich auf diefe Art abgetheilt werden. Redete der Vf. von einem gemeinnützigen Leben und feinen Vortheilen, fo wäre fie richtig; da er aber blofs von den Vortheilen fpricht, fo dürfen auch diefe nur die Dispofition geben. Er mufs abtheilen, *erfter* Vortheil, *zweyter* Vortheil u. f. w. Was zur Erklärung des Begriffs von einem gemeinnützigen Leben zu fagen nöthig wäre, müfste entweder im Eingang, oder bey den einzelnen Theilen als Nebenerinnerung beygebracht werden. Einen eignen Hauptheil, kann man darüber bey diefem Thema gar nicht machen. Eben fo wenig gefällt Rec. der Hauptfatz der zweyten Predigt: *die diesjährigen Gnadenerweifungen unfers Gottes, als eine neue Ermunterung für uns, ein recht feftes und unwandelbares Vertrauen auf ihn zu fetzen.* I. *Auf die diesjährigen Gnadenerweifungen unfers Gottes aufmerkfam machen.* II. *Diefelben als Ermunterung vorftellen, Gott recht ftandhaft zu vertrauen.* Denn wenn gleich in der Abhandlung felbft gefagt wird, dafs der erfte Theil nur auf die leiblichen und unter diefen nur auf die vorzüglichften und allgemeinften Gnadenerweifungen aufmerkfam machen foll: fo ift doch offenbar die Materie zu reichhaltig, und für eine Aerntepredigt, welches diefe der Ueberfchrift nach ift, zu allgemein. Viel befser und fpecieller hätte Hr. *F.* bey dieffer Gelegenheit predigen können, wenn er fich blofs auf die S. 21 genannten befondern Glücksfälle, „dafs fchwere Gewitter ohne „Schaden vorübergingen, dafs von denen, die zum Kriege aus„zogen, keiner geblieben ift," u. f. w. welche feine Gemeinde in diefem Jahr erfahren hat, verbunden mit dem Segen einer reichen Aernte, eingefchränkt, und auf fie, als Wohlthaten des Höchften, aufmerkfam gemacht hätte. — Unter allen fechs Predigten hat Rec. die *dritte* am beften gefallen, über Matth. XXII, 15—22. *Von der genauen Verbindung der Religion mit der Glückfeligkeit des burgerlichen Lebens.* Sie ift genau mit derfelben verbunden, weil fie I. *Die Ordnung.* II. *Den Frieden und die Sicherheit.* III. *Die Gefelligkeit*, und endlich IV. *den Wohlftand im burgerlichen Leben befördert.* Ein Beweis, dafs Hr. *F.*, wenn er will, auch gut predigen kann. Uebrigens wünfcht Rec. diefem Buch, befonders wegen der auf dem Titel genannten menfchenfreundlichen Abficht, in der es zum Druck befördert worden, recht viele Käufer.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in der Bibelanſtalt: *Ueber die göttlichen Offenbarungen, vornehmlich die, welche Jeſus und ſeine Geſandten empfangen haben.* Von D. *George Friedrich Seiler*, Königl. Preuſsiſchen Geheimen Kirchen- und Conſiſtorial-Rath u. ſ. w. 1. Th. 1796. 402 S. 2. Th. 1797. 411 S. ohne Vorr., Inhaltsverzeichniſſe und einem Anhange. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieſes Werk iſt ſchon in ſofern intereſſant, als man daraus erſieht, was Hr. *S.*, der unter den Freunden des ältern Syſtems der lutheriſchen Kirche eine ehrenvolle Stelle einnimmt, bey den Fortſchritten unſers Zeitalters in der Philoſophie und in der hiſtoriſchen Erklärungsart der heiligen Schrift, für nöthig erachte, von ſeinen Behauptungen aufzugeben, in der Darſtellung und den Beweiſen der einzelnen Lehren zu ändern und von neuen Entdeckungen aufzunehmen. Es iſt dabey in einem ſo ruhigen, der Wichtigkeit des Gegenſtandes ganz angemeſſenen friedliebenden Tone geſchrieben, dafs es in dieſer Rückſicht muſterhaft genannt zu werden verdient. Nirgends werden denen, welche von den hergebrachten Meynungen abweichen, ſchlimme Abſichten angedichtet, nirgends ihre Verdienſte verkannt; vielmehr die erregten Zweifel und Einwürfe immer als vortheilhaft für die Entdeckung deſſen, was dem Vf. als wahr vorkömmt, dargeſtellt. Ueberall erkennt der Vf. bereitwillig, dafs auch er ſich in ſeinen Meynungen irren könne, aber es für ſeine Pflicht halte, ſo zu ſchreiben, wie er denke, und ſeine Meynungen mit allen Gründen, welche ihm ein fortgeſetztes Studium an die Hand gäbe, zu vertheidigen. Ja man könnte beynahe ſagen, er habe ſich durch ſeine Billigkeit gegen Andersdenkende hier und da verleiten laſſen, etwas mehr zuzugeben, als er, um in ſeinem Syſteme conſequent zu bleiben, hätte thun ſollen. Wir werden zu Ende unſerer Anzeige ein Beyſpiel davon anführen. — Wir wollen den Inhalt des vorliegenden Werks, ſo viel möglich, mit des Vf. eignen Worten ausziehen, und unſere Bemerkungen oder Zweifel, beſonders beym zweyten Theile, der uns der wichtigere ſcheint, einſchalten, ohne uns in eine eigenthümliche Widerlegung einzulaſſen, für welche der Raum in dieſen Blättern nicht hinreicht, und die auch nicht möglich iſt, ſo lange man ſich nicht über die erſten Grundſätze vereinigen kann. — „Sollen Chriſten," heifst es in der Vorrede zum erſten Theile, „nach den ihnen in der Jugend ertheilten Unterrichte fortfahren, eine auſserordentlich geoffenbarte Religion neben der Vernunft-Religion zu glauben: ſo muſs bewieſen werden, dafs auſserordentliche göttliche Offenbarungen nicht nur *logiſch* und *real*, ſondern auch *moraliſch* möglich, dafs ſie an gewiſſen Kriterien *erkennbar*, dafs ſie durch ſichre Gründe *erweisbar*, dafs ſie in *ächten Schriften* vorhanden, dafs ſie *unverfälſcht* auf unſere Zeiten gekommen ſeyen, und dafs wir die auſserordentlichen Offenbarungen, die Jeſus und ſeine Apoſtel von Gott erhalten haben ſollen, nicht als eine bloſse *Bequemung* nach ſchon vorhandnen Grundſätzen, für bloſse *Herablaſſung* zu jüdiſchen Meynungen halten dürfen, ſondern ſie als *wahre, von Gott ihnen mitgetheilte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege von ihnen ſelbſt ausgedachte Erkenntniſſe neuer Wahrheiten anzuſehen und beyzubehalten haben.*"

Dieſem kurzen Entwurfe gemäfs handelt die erſte Abtheilung von der Möglichkeit und Wirklichkeit auſserordentlicher Offenbarungen Gottes. Kap. 1. Vom Verhältniſs der Vernunft zu den göttlichen Offenbarungen überhaupt. Die Vernunft iſt die nothwendige Bedingung aller göttlichen Offenbarung, ſie erkennt, ſie prüft, ſie legt ſie aus, ſie iſt das Mittel zur Entſcheidung über wahre und falſche Offenbarung, ſie beweiſt die Aechtheit der wahren. Nur die Vernünfteley, nicht die Vernunft wird 2 Kor. 10, 5. getadelt." Kap. 2. Von den allgemeinen Offenbarungen Gottes. Gott offenbaret ſich den Menſchen dadurch, dafs er ihnen in moraliſch-religioſer Abſicht etwas von ſich bekannt macht. Das geſchieht durch die eigne freye Natur des Menſchen, dann auch durch die Körper- und Sinnenwelt. (Wenn der Vf. hier behauptet, man könne dieſes, dafs ſich Gott durch ſeine Wirkungen in und auſser der Sinnenwelt zu erkennen giebt, ganz eigentlich *Offenbarung* nennen, und diejenigen zu widerlegen ſucht, welche dieſen Namen nicht davon gebraucht wiſſen wollen, weil die menſchliche Vernunft durch Nachdenken über die Welt und unſre moraliſche Natur Gott *aufſucht* und *findet*; ſo können wir ihm nicht beyſtimmen, und werden vielmehr durch ſein ferneres Räſonnement ſelbſt überzeugt, dafs es nicht gleichgültig ſey, ob man das Gelangen zur Erkenntniſs Gottes durch den Gebrauch der Vernunft, *Offenbarung* nenne. Gerade dieſe Benennung verführt auch den Vf. (S. 47.) von allgemeinen und beſondern auſserordentlichen Offenbarungen ſo zu reden, als beſtünde der Unterſchied nur darin, dafs jene allen Menſchen zu Theil werden können, dieſe nur wenigen; da doch die allgemeinen auf Schlüſſen unſerer Vernunft, die beſon-

dern und aufserordentlichen auf unerklärlichen Einwirkungen Gottes beruhen.) In einem Anhange zu diesem Kapitel spricht der Vf. auf eine sehr zu beherzigende Art von der Vereinigung der theoretischen und praktischen Vernunft in der Feststellung der Glaubensgründe für die Existenz Gottes. Kap. 3. Von den besondern und aufserordentlichen Offenbarungen. „Wenn die *allgemeinen* Offenbarungen (S. 49.) mehrere tausend Jahre vor den Augen der Menschen da standen, und in ihren Seelen fortwirkten; wenn dem allen ungeachtet nur sehr wenige unter den Sterblichen zur rechten Erkenntnifs der Vernunftreligion, und zur gewissenhaften Ausübung der Vernunftgesetze gebracht werden konnten; wenn der gröfsere Theil des Menschengeschlechts von Jahrhundert zu Jahrhundert, in ein immer tieferes Sittenverderben herabsank, und sich aus diesem Abgrund zu retten, vergeblich bemühte; so scheint es der Weisheit und Güte des Vaters aller Menschen gemäfs gewesen zu seyn, dafs er ein gewisses Volk auswählte und unter demselben gewisse Männer mit vorzüglichen Gaben versah, auch sich ihnen auf eine aufserordentliche Weise zu erkennen gab, damit die Grundlage zur bessern Erkenntnifs seiner unendlichen Vollkommenheiten, zur reinern, ihm gefälligern Tugend und gröfsern Geistes wohlfahrt des Menschengeschlechts gelegt würde. Dies sind denn die besondern aufserordentlichen göttlichen Offenbarungen." Diese werden nun Kap. 3. 4. 5. nach ihrer *Beschaffenheit* und *Möglichkeit*, nach ihrem *Inhalte* und *Zwecke* näher betrachtet. Der Begriff der besondern und aufserordentlichen Offenbarungen ist aus der Schrift zu nehmen. Nach dieser ist besondre göttliche Offenbarung (S. 53.) „eine solche Wirkung Gottes, durch die er auf eine aufserordentliche Weise nur gewissen Personen etwas von sich, sonderlich von seinen Rathschlüssen und seinem bestimmten Willen, bekannt machte, in der Absicht, dafs diese Personen dasselbe andern Menschen wieder mittheilen sollten, um eine vernünftige Gottesverehrung, die im Gehorsam gegen ihn und sein Gesetz, und in williger Tugendübung besteht, zu befördern und auszubreiten." Gott wirkte dabey oft *mittelbar*, und immer erfolgten die besondern Offenbarungen der Natur der menschlichen Seele und aller natürlichen Dinge gemäfs; sie wurden mit den *natürlichen* Gedanken des Menschen in die *genaueste Verbindung* gesetzt, angeknüpft an die vorigen Ideen und brachten ihre Folgen wie andre natürliche Gedanken in der Seele hervor. — Von S. 67. an sucht der Vf. zu zeigen, die neuern Weltweisen, namentlich Fichte, Riem, Krug und der Vf. der kritischen Theorie der Offenbarung wären einen falschen Weg eingeschlagen, dafs sie, ohne von Erfahrung auszugehen, blofs durch Hülfe der Vernunft den Begriff der Offenbarung und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit derselben hätten beweisen wollen. „Wir müssen (S. 77.) in die Geschichte des menschlichen Geschlechts zurückschauen — wir lesen in den Urkunden der glaubwürdigen Geschichte Jesu, dafs er behauptet habe, er hätte göttliche Offenbarungen empfangen, um sie den Menschen mitzutheilen; wir finden, dafs seine Lehre die glücklichste Revolution in der religiösen Denkungsart bewirkt hat u. s. w. Der bescheidne Weise fragt billig bey solchen Dingen, die er in der wirklichen Welt findet, ob sie *das auch sind*, für was man sie hält? Ob nicht Gott durch *natürliche* Kräfte zwar, aber doch auf eine ganz eigne aufserordentliche Art dabey sich wirksam bewiesen habe? und wenn dafür *historische hinlängliche Glaubensgründe* vorhanden sind, so giebt er zu, dafs die Sache geschehen sey; unternimmt es aber nicht, die *innere* Möglichkeit und das *Wie* sie geschehen sey, zu beschreiben. Doch ist es ihm erlaubt, über die Art und Weise dieser aufserordentlichen Wirkungen nachzudenken und *mögliche Wirkungsarten*, *mögliche Ursachen*, *mögliche Endzwecke der besondern Offenbarungen* aufzusuchen." Nun werden also die *möglichen* Wirkungsarten angegeben. Sie können seyn innerlich, z. B. Ekstase, Traumgesicht; äufserlich, doch mit innerlichen Wirkungen verbunden: Erscheinungen durch das Auge, durch das Gehör, durch beide Sinnen zugleich, durch ein geschaffnes, vernünftiges, übermenschliches Wesen, durch eine Erscheinung, worinn Gott seine Gegenwart unmittelbar äufsert. (Wenn nun aber der Leugner der besondern göttlichen Offenbarung auch in die Geschichte unsers Geschlechts zurückschauet, und aus der kindlichen Sprache und Darstellungsart der alten Welt, aus der lebhaften Einbildungskraft der Orientalen, aus dem Vorgeben aller Völker, auf den ersten Stufen ihrer Cultur: Offenbarungen erhalten zu haben u. s. f. zu erkennen glaubt, dafs man ohne Unterschied neue Ideen, worauf man kam, glückliche Einfälle, lebhafte Entschliefsungen, sehr klar und deutlich werdende Vorstellungen u. s. w. der Gottheit und ihrer besondern Einwirkung zuschrieb, ob sich gleich die Entwicklung derselben in der Seele nach den uns bekannten Gesetzen der Denkkraft sehr leicht erklären lafst; wie wenig wird es ihn geneigt machen, die Arten, wie Gott auf die Menschen aufserordentlich *könne* gewirkt haben — mögen auch jene Wirkungsarten nach Hn. S. Meynung physisch noch so *möglich* seyn — für *wirklich* anzusehen?) Kap. 4. soll die *moralische* Möglichkeit zeigen, oder die Gründe der besondern göttlichen Offenbarung aus der Natur Gottes und der Menschen, wie auch die Zwecke derselben darstellen, und die Zweifel gegen die reale und moralische Möglichkeit heben. „Der Vielgötterey mufste entgegengearbeitet, der Mensch von seiner wahren Freyheit überzeugt werden u. s. w. Kap 5. Von dem *möglichen Inhalte* der aufserordentlichen göttlichen Offenbarung. „Sie sind (S. 145.) nicht bestimmt, die allgemeinen Wahrheiten der Vernunftreligion und Moral erst zu entdecken. Diese machte Gott allen Völkern bekannt. Doch setzten sie manche erst ins rechte Licht, gaben ihnen Bestätigung und versinnlichten dieselben. Ihr Inhalt (S. 154.) sind vielmehr *besondere* Erkenntnisse solcher Wahrheiten, welche die menschliche Vernunft nicht ausdenken konnte; Rathschlüsse Gottes, Verheifsungen, Drohungen, Bestimmungen gewisser Personen

zu

zu gewiſſen Werken, Beſtimmung der Zeit, des Orts, die Art unſerer künftigen Exiſtenz u. ſ. w. Dieſe Theorie wird von S. 165. mit der Theorie der oben angeführten Philoſophen verglichen, und Hr. *S.* bemüht ſich zu zeigen, daſs jene eine unrichtige Anwendung von den philoſophiſchen Principien gemacht hätten. Richtig angewendet beſtätigten ſie vielmehr die reale und moraliſche Möglichkeit beſondrer göttlicher Offenbarungen, machten die Wirklichkeit derſelben *wahrſcheinlich*, und wenigſtens *wünſchenswerth*. Kap. 6. handelt von dem Unterſchiede zwiſchen Theopneuſtie und der aufserordentlichen göttlichen Offenbarung. „In der heil. Schrift ſind aufserordentliche göttliche Offenbarungen enthalten; S. 201. allein die meiſten Theile der Bibel beſtehen aus ſolchen Nachrichten von Dingen, welche die Vff. dieſer Bücher theils geſehen, theils von andern gehört und gelernt, theils aus andern Schriften genommen haben. Bey Aufzeichnung derſelben findet blofs Theopneuſtie ſtatt.“ Dieſe erklärt der Vf. (S. 202.) „als eine ſolche Wirkung Gottes, vermöge welcher er gewiſſe Perſonen in religiös-moraliſcher Rückſicht, auf eine ganz beſondere, von der gewöhnlichen Art der allgemeinen Weltregierung verſchiedne Weiſe, dermafsen geleitet hat, daſs ſie eben auf dieſe und keine andere Gedanken, eben in dieſen Affect geriethen, ihre Gedanken und Gemüthsbewegungen eben ſo und nicht anders mit Zeichen und Worten ausdrückten, auch bey gewiſſen Handlungen ſich eben ſo und nicht anders verhielten.“ Es werden ſodann die Gründe dafür und ihre Verſchiedenheit von der *Offenbarung* auseinandergeſetzt. Kap. 7. Von den Kriterien einer aufserordentlichen und beſondern göttlichen Offenbarung. Die Vernunft kann keine andern *als allgemeine*, theils *poſitive*, theils *negative* angeben. Die Wahrheit hiſtoriſcher Sätze kann aber nicht aus Vernunftprincipien und Moral allein bewieſen werden. Hiſtorie beruht auf Zeugniſſen und muſs Facta in der Sinnenwelt für ſich anführen können. Um die achten Kriterien einer wirklichen Offenbarung zu beſtimmen, werden folgende Punkte auseinandergeſetzt: (S. 222.) 1) woran erkannten diejenigen Perſonen, welche die göttliche Offenbarung zuerſt empfingen, daſs es in der That Offenbarungen waren? 2) Woran erkannten dies ihre nächſten Zeitgenoſſen? 3) Woran erkennen wir, daſs dies und jenes, was ſich als eine göttliche Offenbarung ankündigte, in der That eine ſolche geweſen, auch jetzt noch, und ſtets dafür zu halten ſey? — Die allgemeine Antwort darauf iſt: aus dem Erfolge. In Rückſicht der Offenbarungen durch Jeſum: aus ſeinem Zeugniſſe von ſich ſelbſt; aus der Erfüllung deſſen, was er vorher verkündigt hat; aus ſeinen Wundern. (Hierbey beruft ſich Hr. *S.* auf ſein Buch: *der vernünftige Glaube an die Wahrheit des Chriſtenthums*, wohin wir ihm nicht folgen können. Wir können es aber auch nicht billigen, daſs der Vf. bey einem ſo wichtigen Punkte, als nach ſeiner Theorie die Wunder ausmachen, und wenn er conſequent ſeyn will, auch ausmachen müſſen, auf ein andres Werk verweiſt, das er doch nicht gerade in den Händen eines jeden Leſers von dieſem vermuthen darf. Wir hätten hier lieber die Hauptbeweiſe für die Wunder geleſen, und ihm dafür einen groſsen Theil der künftigen Abtheilung erlaſſen.) Da ſich der Vf. nunmehr blofs auf die Unterſuchung der Offenbarungen einſchränkt, welche Jeſus und ſeine Geſandten erhalten haben, ſo handelt er in der 2ten Abtheilung des 1ſten Th. von der Authentie der Urkunden, in denen die aufserordentlichen Offenbarungen enthalten ſind, welche Jeſus und ſeine Apoſtel empfangen haben. Kap. 1. Entwicklung der hiſtoriſch-moraliſchen Glaubensgründe für die Authentie der Schriften des N. T. Der Hauptgedanke, welcher hier ausgeführt wird, iſt dieſer: es iſt kein Profanſchriftſteller aus dem Zeitraum von Auguſt bis Antonin, der für ſeine Authentie ſo viele und ſtarke Gründe hatte, als das N. T. (Das Eigenthümliche des Vf. iſt hier ſowohl, als in mehrern vorhergegangenen und nachfolgenden Kapiteln, daſs er mit den hiſtoriſchen Beweiſen einen moraliſchen verbinden will; dieſen nämlich: es iſt Entzweck Gottes, die groſste mögliche Sittlichkeit und Glückſeligkeit unter den Menſchen zu befördern. Daraus ſchlieſst der Vf., wie wir ſchon oben angeführt haben: alſo muſste Gott dem geſunknen Menſchengeſchlechte durch aufserordentliche Offenbarungen zu Hülfe kommen; ſo ſchlieſst er in dem gegenwärtigen Kapitel: alſo muſste Gott die gegebenen Offenbarungen in ächten Schriften erhalten. Hr. *S.* glaubt ſo die von der kritiſchen Philoſophie aufgeſtellten Grundſätze zur Prüfung einer jeden Offenbarung zum Beweis von der Wirklichkeit der chriſtlichen anzuwenden. Wie wenig er dieſes im Geiſte der kritiſchen Philoſophie thue, ſieht jeder ohne unſer Erinnern. K. 2. enthält eine Prüfung der Aechtheit der N. T. Schriften nach Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik. Sie wird nach zehn Regeln des Clericus und andrer Kritiker durchgeführt. Endlich Kap. 3. widerlegt die wichtigſten Einwendungen gegen dieſe Gründe für die Aechtheit der Schriften des N. T. (Wir halten uns bey dieſer Abtheilung nicht auf, da ein Auszug daraus ohne groſse Weitläuftigkeit nicht gut möglich iſt; da ferner die Gründe *gegen* die Aechtheit der N. T. Schriften im Allgemeinen nicht ſehr ſtark und oft genug widerlegt ſind, und auf ſolche Einwendungen: ob nicht gerade die Schriften, welche das N. T. enthält, in der Mitte des zweyten Jahrhunderts deswegen ſind allgemein angenommen worden, weil ſie dem Kirchenglauben gemäſs waren, die bis dahin durch mündliche Lehre gebildet worden war; andere hingegen als unächt verworfen, weil ſie damit weniger übereinzuſtimmen ſchienen? ob nicht ſchon in die allererſten Abſchriften manche Zuſätze von fremder Hand mögen gekommen ſeyn, als vielleicht die erſten Kapitel im Matth., der Anfang des Evangelium Johannis? — nicht genug Rückſicht genommen iſt; und da am Ende daraus, daſs die Schriften des N. T. ächt ſind, noch nicht mit Gewiſsheit geſchloſſen werden kann, daſs wir die Lehre Jeſu und ſeine Geſchichte unvermiſcht mit den Vorſtel-

ſtellungen und Meynungen der Schriftſteller des N. T. haben, und ohne Einfluſs der einem jeden eigenthümlichen Art, das auffaſſen, was Jeſus lehrte und unternahm. Es kömmt hier mehr darauf an, wie ſtark die Gründe für die Theopneuſtie der Evangeliſten und Apoſtel ſeyen. Und hier ſcheint uns die ſchwache Seite des Buches zu ſeyn. Was oben über die Theopneuſtie geſagt iſt, betrifft nur den Begriff, die Möglichkeit und Gottanſtändigkeit derſelben.' Die Gründe, welche hier und da in dieſem und dem zweyten Theile für die *Wirklichkeit* der Theopneuſtie bey den Apoſteln und Evangeliſten angeführt ſind, ſind die gewöhnlichen, in der That ſehr ſchwachen. — Oder giebt es keine ſtärkern? Das könnte auch wohl ſeyn!)

(Der Beſchluſs folgt.)

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Forſt-Journal*, von *F. L. Medicus*. Erſten Bandes erſter Theil. 1797. 215 S. 8. (16 gr.)

Der Zweck dieſes Journals iſt, auſser kleinen eingeſchalteten forſtwiſſenſchaftlichen Abhandlungen, vorzüglich die Prüfung der Forſtſchriften, welche ſeither herausgekommen ſind und künftig herauskommen werden. — Diesmal giebt der Vf. nur zwey ſolcher Aufſätze; in dem einen werden einige Zweifel über die Eichenpflanzungen der Holländer aufgeſtellt, und in dem andern wird über die Verpflanzung einheimiſcher zu Hochwaldungen beſtimmter Bäume, und über den Graswuchs in Wäldern einiges bemerkt. Von dieſem geht er in Nr. 11. auf die Forſtordnungen über, wobey er des Freyherrn von Moll fortgeſetzte Mühlenkampfiſche Sammlung der Forſtordnungen verſchiedener Länder, und die königl. preuſs. und kurfürſtl. brandenburgiſche Forſtordnung vom Jahr 1719 beleuchtet. Bey der alten Forſtlitteratur kommen die Preisſchriften von *Jacobi* und von *Brüels*, über die rechte Art Eichbäume zu ſäen, zu pflanzen und zu erhalten, nebſt den von Brokſchen Schriften vor; die neuere Literatur aber enthält *W. Forſyth* über die Krankheiten der Obſt- und Forſtbäume, Hr. *Hennerts* Bemerkungen auf einer Reiſe nach Harbke, v. *Sierſtorpf* über einige den Fichten vorzüglich ſchädliche Inſectenarten, und *Du Roy* Harbkiſche Baumzucht, nebſt Anzeigen des *Gattererſchen* neuen Forſtarchivs, oder Repertoriums der forſtwirthſchaftlichen Literatur.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Berlin*, b. Peiſch: *Fortgeſetzte Nachricht von der Berliniſchen Handlungsſchule und der mit derſelben verbundenen Erziehungsanſtalt.* 1797. 6 Bog. 8. — Die Anſtalt wurde vom Vf., dem Hn. Dr. *Schulze* in Berlin, und mit ruhmwürdiger Theilnehmung mehrerer edelmüthigen und einſichtsvollen dortigen Kaufleute, vor etwa 6 Jahren begründet. Nachdem ſie dieſe Zeit hindurch mit unermüdetem Eifer bearbeitet iſt, auch nach mancherley wohl benutzten Erfahrungen nunmehr einen hohen Grad eines völlig zweckmäſsigen Zuſtandes wirklich erreicht, und bereits gute Früchte geliefert hat; ſo fand ſich Hr. *S.* als Director der Anſtalt veranlaſst, durch die gegenwärtige Schrift auch das entferntere Publicum mit dem Daſeyn und der Einrichtung des Ganzen bekannt zu machen: da hingegen die bisherigen hin und wieder erwähnten kleinen Nachrichten hauptſächlich nur für die bisherigen Theilnehmer und das nähere Publicum ſcheinen geſchrieben zu ſeyn. — Man wird ſich bey Leſung dieſer Schrift ſehr überzeugt finden, daſs Hr. *S.* von einem männlichen Enthuſiasmus für ſeine gute Sache beſeelt iſt, daſs er alle ſeine Kräfte mit dem edelſten Eifer ihr aufopfert, daſs er ein Mann von eiſernem Fleiſse und feſter Rechtſchaffenheit ſeyn muſs, und daſs er viele und gründliche Einſichten beſitzt, um in das Bedürfniſs einer ſolchen Anſtalt auf das genaueſte einzudringen, und zugleich ihren *erſten* und *wichtigſten Lehrer ſelbſt abzugeben*. „Es giebt vielleicht wenig Schulanſtalten, deren ſämmtliche Lehrer ſo einmüthig nach dem gemeinſchaftlichen Ziele ihres collegialiſchen Vereins trachten, und zur Erreichung deſſelben die dienlichen Mittel ſo *gleichförmig* in Ausübung bringen," ſagt er S. 26.; und wir trauen dieſer ſeiner Verſicherung um ſo mehr, da es ihm bereits gelungen iſt, die jetzigen Lehrer gröſstentheils aus jungen wackern Männern ſelbſt in ſeiner Anſtalt gebildet zu haben. In dieſer und in anderer Hinſicht iſt auch die Anſtalt zugleich eine Handlungs*akademie* bisher ſchon geweſen, und ſoll es ferner bleiben: aber die Handlungs*ſchule* iſt die Hauptſache, welcher deshalb jene, als Nebenſache, tief untergeordnet bleibt. Das Hauptziel einer Handlungsſchule iſt nun allerdings dahin abzuſtecken, daſs ſie *tüchtige Kalligraphen*, *ſprechfertige Briefſtiliſten*, *geübte Rechner* und *Buchhalter* bilden muſs. Wenn man aber hier geleſen hat, in welchem reichhaltigen, wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange Hr. *S.* auf jenes Ziel hinleitet; ſo wird man ihm gerne einräumen, daſs ſeine Anſtalt nicht bloſs für künftige Kaufleute, ſondern auch für anderweitige künftige Geſchäftsmänner; eine ſehr ſchickliche vorläufige Bildung darbietet. — Rec. will nicht verhelen, daſs er für ſeinen Theil den Vf. nicht erſt aus dieſer Schrift brauchte kennen zu lernen, ſondern ſchon längſt den herzlichen Wunſch gehegt hat, daſs ein ſo braver Mann ſein jetziges Unternehmen mit dem beſten Erfolge möge gekrönt ſehen. Indeſſen iſt doch dieſer Wunſch gerade bey Leſung dieſer Schrift auf das lebhafteſte erneuert worden, und wir hoffen, daſs auch jeder andre Leſer derſelben unſere obigen Verſicherungen bewährt finden wird; beſonders wenn man hie und da, in Abſicht auf Ausdruck und Anordnung noch bedenkt, daſs der Vf. zur genauern Ausfeilung ſolcher Schriften, und zu einer behutſamern Darſtellung ſeiner etwa gereizten Empfindlichkeit, keine Zeit übrig hat; wie es ebenfalls aus der Schrift ſelbſt ſchon zur Genüge einleuchtet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in der Bibelanstalt: *Ueber die göttlichen Offenbarungen, vornehmlich die, welche Jesus und seine Gesandten empfangen haben.* Von *D. George Friedrich Seiler, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Theile soll nun untersucht werden, ob Jesus wirklich behauptet habe, aufserordentliche göttliche Offenbarungen empfangen zu haben? Und welche diese waren? Kap. 1. Vom Ursprunge der Religionsideen und moralischen Kenntnisse in der Seele Jesu. „Wenn wir behaupten, heifst es S. 1. dafs Jesus als Mensch betrachtet, wahrhaftig göttliche Offenbarung empfangen habe: so behaupten wir damit nicht, dafs ihm eine jede Einsicht in die Religionswahrheiten unmittelbar von Gott mitgetheilt worden, sondern nur, dafs gewisse Ideen, Wahrheitskenntnisse und Ueberzeugungen in seiner Seele nicht entstanden seyn würden, wo Gott nicht ungewöhnliche Wirkungen auf eine uns unbegreifliche Art in derselben hervorgebracht hätte." Der Vf. giebt demnach zu, dafs Jesus durch den Unterricht seiner Aeltern und einiger Lehrer in Nazareth, noch mehr durch das Lesen des A. T. und den Gebrauch der damals vorhandnen Hülfsmittel dazu, selbst durch das Lesen einiger Apokryphen und die unter seinen Zeitgenossen gewöhnlichen Gebete, viele Religionskenntnisse erlangt habe, und dafs er durch seine Bildung und Erziehung zum Bewufstseyn der sittlichen Gebote, die ihm, wie allen Menschen ins Herz geprägt waren, gekommen sey. Es wird dabey auf eine sehr einleuchtende Weise gezeigt, dafs in den Schriften des A. T. eine weit reinere Moral und Vernunftreligion enthalten sey, als man gemeiniglich glaubt, und allerdings auch, als unter den Zeitgenossen Jesu angetroffen ward; und dafs man folglich nicht anzunehmen brauche, dafs Jesu die Wahrheiten der natürlichen Religion und die Vorschriften der Moral durch aufserordentliche Offenbarung zu Theil worden wären. Kap. 2. Von den aufserordentlichen Offenbarungen Gottes, die Jesus empfangen hat. (Der Vf. sucht hier nur erst aus den Aussprüchen Jesu zu erweisen, er habe von sich behauptet, dafs er aufserordentliche Offenbarungen von Gott erhalten habe. Hr. S. beruft sich deswegen auf Joh. 7, 16. 17. 8, 26. 28. 38. 12, 49. und ähnliche Stellen, wo Jesus sagt, er rede, was er von dem Vater gehört und gesehn, was ihm dieser aufgetragen habe. Aber ist denn hier von *aufserordentlichen Offenbarungen* die Rede? Bestimmt Jesus, *wie* seine Lehre von Gott sey? Konnte er sie nicht Gott zuschreiben, wie alle Weisheit, Erkenntnifs und Tugend, ja wie alle vorzügliche Geschicklichkeiten in den Schriften des A. T. und auch z. B. im Buche der Weisheit von Gott hergeleitet werden? Ja giebt nicht Jesus deutlich zu erkennen, wie der Ausdruck: ich rede, was ich von meinem Vater gesehn habe, zu verstehn sey, indem er hinzufügt: ihr thut, was ihr von euerm Vater (dem Satan) gesehn habt. Joh. 8, 38. Hatten die Juden auch vom Satan aufserordentliche Offenbarungen? Wir bedauern sehr, dafs der wahrheitliebende Vf. für dieses und die folgenden Kap. noch nicht die Briefe über das Evang. Joh. im 6ten St. des 7ten B. der *Eichhornischen Bibliothek für biblische Literatur* hat benutzen können; er würde sich wahrscheinlich über manche Punkte anders geäufsert haben.) Kap. 3. Von der Theopneustie und Untrüglichkeit Jesu in dem Ausdruck und dem Vortrage der göttlichen Offenbarung. Auf dieselbe Art bewiesen, wie das vorige. Von Kap. 4—12. sind die einzelnen Offenbarungen angeführt, welche Jesus, nach des Vf. Meynung, von Gott auf eine aufserordentliche Weise empfangen hat. Es sind folgende: die Ueberzeugung, dafs er durch Wahrheit die Menschen zur Frömmigkeit, Tugend und Glückseligkeit leiten sollte; die Vorstellung, dafs er als ein Armer auf Erden leben und doch ein allgemeines Gottesreich stiften sollte; dafs das Reich des Messias kein weltliches Reich seyn sollte, was er nicht in sichtbarer Gestalt beherrschen, sondern, im Himmel erhaben, durch unsichtbare Kraft, regieren würde; dafs Gott ihn dazu verordnet habe, für die Menschen zur Vergebung der Sünden einen schmerzlichen Tod zu sterben; dafs Gott ihn am dritten Tage im Grabe wieder lebendig machen werde; dafs er nach seinem Hingang zum Vater hier auf Erden auf mancherley Weise verherrlicht werden würde; dafs er die Seelen seiner Verehrer, wenn sie im Sterben von ihren Leibern getrennt werden, sogleich zu sich in seine himmlische Herrlichkeit aufnehmen könne und werde; dafs er die Todten, ohne Unterschied ihres hier auf Erden geführten Wandels auferwecken, und endlich, dafs er an einem bestimmten Tage das allgemeine Gericht einst über die Menschen halten werde. — (Wir sehen in der That nicht ein, wie der Vf. bey manchen dieser von Jesu vorgetragenen Ideen und Lehren, wenn er sie auch wirklich so vorgetragen hat, annehmen könne, dafs sie ihm durch besondere Offenbarung mitgetheilt worden seyen. Da Hr. S. behauptet, dafs sich in den Propheten die Idee finde: es solle ein Mann von aufserordentlichen Geistesga-

Digitized by Google

ben alle Völker durch Erkenntniſs, Weisheit und Tugend zu höherer Glückſeligkeit führen; da er alles, was in den erſten Kap. des Matthäus und Lucas erzählt wird, für wirkliche Facta anſieht und ſie als ſolche vertheidigt; was waren bey Jeſu noch für beſondere Offenbarungen nöthig, daſs er der verheiſsene Gottesgeſandte ſey, daſs er, obgleich unter keinen glänzenden Glücksumſtänden geboren, das Gottesreich ſtiften, daſs er nicht als ein weltlicher Regent herrſchen ſollte. Fühlte Jeſus ſeine vorzüglichen Geiſtesfähigkeiten, fieng er an, den Zuſtand der Religion und Moral unter ſeinem Volke und die Lage der Dinge zu überſehen, wurde er ſich ſeines innern Berufes zum Reformator bewuſst, ſo konnte er nach dem, was, wie der Vf. annimmt, bey ſeiner Geburt u. ſ. w. vorgegangen iſt, über ſeine Beſtimmung nicht zweifelhaft ſeyn. Wenn aber der Vf. meynt, es ſey ein viel zu kühner Gedanke, den Opfer- und Ceremoniendienſt unter den Juden und den Götzendienſt unter den Heiden ſtürzen zu wollen, als daſs ihn der Menſch Jeſus ohne göttliche Offenbarung hätte faſſen ſollen; ſo fragen wir billig, ob ſich Jeſus, beſonders die Aufhebung des Götzendienſtes ſobald verſprach? Ob dieſer ſobald, als Hr. *S.* und andere zu glauben ſcheinen, geſtürzt worden ſey? Und ob nicht jeder einſichtsvolle Mann, der den Zuſtand der Religion unter den Heiden kannte, überzeugt werden muſste, es werde über kurz oder lang das ganze Gebäude des Aberglaubens zuſammenſtürzen? — Bey andern Ideen Jeſu, welche dieſer nach des Vf. Meynung nur durch göttliche Offenbarung könne erhalten haben, ſcheint uns eine ganz irrige Vorausſetzung zum Grunde zu liegen. Daſs die Seelen der Verehrer Jeſu nach ihrem Abſcheiden in den Himmel verſetzt werden würden — nicht wie die Juden meynten, in die Unterwelt, in ein Schatten- oder Todtenreich — hält der Vf. S. 160. flg. für eine ſo neue Idee, daſs ſie Jeſus nur aus Offenbarung habe wiſſen können. Kein jüdiſcher Schriftſteller habe dieſelbe jemals vor Jeſu geäuſsert. — Und doch erklärt Hr. *S.* den Schluſs des 16ten Pſalms von der Auferſtehung, nach welcher Erklärung die Worte: *vor dir iſt Freude die Fülle*, wohl nichts anders, als die Aufnahme in den Himmel anzeigen können. Ueber dieſes giebt es in den Apokryphen allerdings, wie der Vf. mit Unrecht leugnet, Stellen, wo von dem künftigen Aufenthalte der Abgeſchiednen *im Himmel* die Rede iſt. (Tob. 3, 6. B. d. Weish. 3, 14. man vergleiche einen Aufſatz in Eichhorns Bibliothek der bibliſchen Literatur B. IV. St. 4. S. 667. 670.) Und am Ende, iſt denn die Lehre: wir kommen *in den Himmel*, ſo wichtig, daſs ſie eine beſondere Offenbarung nöthig machte? Was gewinnen wir dadurch mehr als eine würdigere Beſchäftigung der Einbildungskraft? Denken wir uns etwas Deutliches beym Aufenthalt im Himmel? — So iſt es ebenfalls unrichtig, wenn S. 169. flg. behauptet wird: Jeſus habe *zuerſt* gelehrt, daſs nicht blos die Gerechten, ſondern alle Menſchen ohne Unterſchied auferſtehen würden; und folglich iſt es auch falſch, wenn daraus geſchloſſen wird, Jeſus habe ſeine Auferſtehungslehre aus einer beſondern göttlichen Offenbarung. Das 2te B. d. Macc., dem es der Vf. ableugnet, lehrt ausdrücklich: Kap. 7, V. 36. Σὺ δὲ (nämlich: ὦ ἀθέμιτε, V. 34.) τῇ τῶ θεῶ κρίσει δίκαια τὰ πρόσπιπτα τῆς ὑπερηφανίας ἀπολογῆ. Im 14ten V. worauf ſich der Vf. beruft, iſt ζωὴ, wie ſo oft im N. T. ein *glückliches Leben*. Die ganze Vergleichung zwiſchen der Auferſtehungslehre Jeſu und der jüdiſchen vor ihm iſt nicht treu (ſ. den angeführten Aufſatz in Eichhorns Bibliothek S. 708. ff.). — Daſs ſich Jeſus aus einer beſondern Offenbarung die phyſiſche Auferweckung der Todten zueigne, iſt aus Joh. 5, 19. ff. bey weitem nicht ſo gewiſs zu erweiſen, als der Vf. glaubt. Der 21ſte V. (beſonders die Worte ὃς θέλει.) iſt ungleich entſcheidender für die *moraliſche*, als V. 28. 29. für die phyſiſche Auferweckung; denn dieſe beiden Verſe ſind blos ein Allegat aus Dan. 12. wodurch ſich Jeſus als Meſſias legitimirt. Und iſt doch im Daniel ſelbſt nicht von eigentlicher Todtenerweckung die Rede. — Iſt es aber wahrſcheinlich, daſs ſich Jeſus eine moraliſche Auferweckung zuſchreibt; ſo fällt auch das Urtheil über das allgemeine Weltgericht durch Jeſum ganz anders aus. Es bleiben demnach keine Behauptungen Jeſu übrig, wozu eine beſondere göttliche Offenbarung nöthig geweſen wäre, als dieſe: daſs er zur Vergebung der Sünde ſterben ſollte, daſs er ſelbſt am dritten Tage wiederauferſtehen, daſs er ſichtbar gen Himmel fahren werde (daſs das letztere erfolgt ſey, hält der Vf. für ein eben ſo gewiſſes Factum, als die Auferſtehung Jeſu; worin Rec. durchaus nicht mit ihm übereinſtimmen kann, da kein Apoſtel der Himmelfarth Erwähnung thut, und das hin und wieder von dem Tode Jeſu gebrauchte, ἀναβαίνειν ſchon um deswillen nicht von einem *ſichtbaren* Aufſteigen verſtanden werden kann, weil es dem καταβαίνειν entgegengeſetzt wird, das nicht ſichtbar war) und die Lehre von Vater, Sohn und Geiſt. Wer aber den Auslegungsregeln des Vf. nicht folget, wird in ſeinem Urtheile über dieſe Lehren von ihm ſo weit abweichen, daſs er auch ſie nicht aus einer beſondern göttlichen Offenbarung ableiten zu dürfen, glauben wird.) — Kap. 13. Von den göttlichen Offenbarungen, welche die Apoſtel zur Verbeſſerung und Erhöhung ihrer religiös-moraliſchen Ideen unter der Leitung Jeſu empfiengen. (Nur von Petrus, Paulus, Johannes (in der Offenbarung) glaubt der Vf. behaupten zu können, daſs ſie beſondere göttliche Offenbarungen erhalten haben; alle aber waren θεόπνευστοι). Kap. 14. Von der Darſtellung der göttlichen Offenbarungen und der Herablaſſung Gottes zur Gedenkungsart und den Meynungen der Menſchen. (Sehr viel Gutes; ob es gleich nach des Rec. Urtheil auch dem Vf. nicht gelungen iſt, feſte Principien aufzuſtellen, nach denen genau zu beſtimmen wäre, was Jeſus und ſeine Apoſtel aus Herablaſſung zur herrſchenden Denkart geſagt haben. Noch weniger wird man mit Hn. *S.* in allen den Stücken übereinſtimmen, wobey er keine Bequemung annehmen will. Auf der andern Seite wird er den Anhängern der ältern Theologie zu viel

zuzuge-

Digitized by Google

zuzugeben scheinen, wenn er eingesteht, Jesus und die Apostel könnten unbeschadet der guten Sache wohl in manchen historischen, metaphysischen und physischen Gegenständen irrig gewesen seyn. Besonders wird ihnen das Beyspiel von den metaphysischen Gegenständen auffallen.) Kap. 15. Sind gottliche Offenbarungen durch Engel den Menschen mitgetheilt worden? (Der Vf. ist geneigt, es zu bejahen; erklärt aber diese Untersuchung für nicht zum Wesen der Religion gehörig.) Kap. 16. Ist die Lehre von Vater, Sohn und Geist, eine eigenthümliche Lehre Jesu, die er als Mensch betrachtet, durch Offenbarung erhalten hat? (Hr. *S.* bejahet dieses und muss es auch nach seinen Auslegungsregeln bejahen. Zugleich macht er einen neuen Versuch, die Vernunftmäsigkeit der Lehre von der Trinität zu zeigen. Zur weitern Ausführung von dem allen dient auch Kap. 20. welches wir übergehen, da es in diesem Werke nur Nebensache ist.) Kap. 17. Haben Jesus und seine Apostel auch neue Offenbarungen moralischer Lehren empfangen? (Die Beantwortung dieser Frage erhellet schon aus den vorher angeführten Aeusserungen des Vf. Mit diesen stimmt Rec. vollkommen überein. „Die Lehre Jesu von den Pflichten der Menschen (heisst es S. 370.) ist durchaus die Sittenlehre der Vernunft und kann keine andere seyn, weil die Moralgesetze ewig und unveränderlich sind.") Kap. 18. Von der Auslegung der heiligen Schriften, in welchen die göttlichen Offenbarungen enthalten sind. (Auch dieses Kap. enthält nach des Rec. Einsicht viel Richtiges und Gedachtes. Es wird Rücksicht auf die vorgeschlagene moralische Interpretation genommen. Der Vf. glaubt mit Recht, dass man der Religion einen schlechten Dienst erweisen würde, wenn man unmoralischen Stellen der heiligen Schrift, und Irrthümern, welche hier und da angeführt werden, eine solche Deutung zu geben suchte, dass etwas Moralisches und Erbauliches herauskäme; oder wenn man lasterhaften, Unwillen erregenden Handlungen einen mystischen Sinn zur Beforderung der Frömmigkeit unterlege; oder wenn man Dogmen, welche nicht so ausgedrückt sind, wie die Lehrer der Vernunftreligion damit zufrieden seyn können, so behandelt, dass man die Worte, womit sie in der Schrift vorgetragen sind, zwar beybehält, aber in solcher Bedeutung, dass sie nun mit unserm philosophischen Systeme harmoniren. Der Vf. sucht sodann S. 397. den Streit über die Zulässigkeit der moralischen Interpretation durch einen Vorschlag beyzulegen. „Man unterscheide, sagt er, *Wort*- und Sach-Erklärung. Worterklärung ist, und bleibt *Eine*. Sie ist die Entwicklung des historisch-grammatischen Sinnes." Die Sacherklärung ist zweyerley: 1) „muss gezeigt werden, wie der Redende oder Schreibende, und seine nächsten Zuhörer oder Leser von der Sache gedacht, was sie sich damals für Vorstellungen von diesen und jenen Gegenständen gemacht haben. Diese waren nun freylich öfters sehr unvollkommen. Was mögen selbst die Apostel bey den Worten gedacht haben: Vater unser, der du bist im Himmel! Gottes Zorn werde vom Himmel offenbaret! Christus ist in das Allerheiligste eingegangen, und hat eine ewige Erlösung gestiftet! Er ist die Versöhnung für unsere Sünden. In solchen und andern übersinnlichen Gegenständen waren ihre und der ersten Christen Begriffe sehr unvollkommen." Sollen wir es nun dabey lassen, wenn wir die Schrift zum Nutzen der christlichen Gemeinen anwenden wollen? Der Vf. antwortet mit: Nein! Aber man soll nicht die Worte anders interpretiren, sondern die Materien und Gegenstände dem Inhalte nach besser erklären. Denn es ist 2) Sacherklärung: „die Objecte der grammatisch ausgelegten Stellen vernünftiger zu beschreiben, richtiger darzustellen und eben dieselbe Wahrheit, welche jene Worte enthalten, auf eine unsern Zeiten angemessene Art auszudrücken, gründlicher zu beweisen, und zur moralischen Besserung geschickt anzuwenden." Dieser Vorschlag führt den Vf. sehr natürlich noch auf eine Untersuchung: (Kap. 19.) von der Perfectibilität der geoffenbarten Religion. (Wenn Rec. nach seinen Grundsätzen bey den darin gezogenen Resultaten, so wie in der, in obigen Vorschlage aufgestellten Meynung wenig Bedenkliches findet; so kann er doch auch nicht bergen, dass es ihm scheine, als ob Hr. D. *S.* hier entweder nachgiebiger, oder vom Gefühl der Wahrheit mehr hingerissen worden sey, als er bey der Consequenz seines Systems wird verantworten können. Er giebt nämlich Perfectibilität der christlichen Religion zu. „Das Christenthum, heisst es S. 406. ist perfectibel, d. i. die eigenthümlichen Lehren Jesu und der Apostel können *objective* betrachtet, besser erklärt, erläutert, bewiesen, vertheidigt und moralisch angewendet werden; viele einzelne Menschen aber, und ein grosser Theil ganzer Nationen, können *subjective* eine bessere Erkenntniss von diesen Wahrheiten nach und nach erhalten, dergestalt, dass wir in Ansehung gewisser Einsichten in Religionssachen selbst die Apostel und alle vor uns lebende Christen übertreffen, und vielleicht von unsern Nachkommen einst wieder übertroffen werden." Der Vf. giebt ferner zu, dass die heiligen Schriftsteller bey Erzählung der Begebenheiten das *dass*, und das *wie* eine Sache geschehen sey, nicht immer genug unterschieden haben, und wir oft richtiger über eine Begebenheit urtheilen können. „In so fern nun" sagt er S. 411. „diese Geschichten, weil sie auch Dogmen in sich fassen, mit zur Grundlage der Religion gehören, in so fern kann die Religion auch immer vollkommner vorgetragen, und die Erkenntniss der Christen von derselben zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit gebracht werden." S. 413. „Bey den eigenthümlichen Lehren Jesu haben wir das ὅτι und das πῶς zu unterscheiden. Das erste bleibt immer dasselbe. Aber es ist z. B. sehr wahrscheinlich oder vielmehr moralisch gewiss, dass die Apostel (oben S. 298. wird dieses sogar von Jesu zugegeben) in Gott eine innere Veränderlichkeit dachten, wenn sie davon redeten, dass ihn Christus mit den Menschen ausgesöhnt habe. Von der Liebe Gottes zu uns Menschen, von seiner Gnade

und Erbarmung mögen sie wohl ebenfalls gar sinnliche Vorstellungen sich gemacht haben. Von der Sendung des Sohnes und des heiligen Geistes mögen sie wohl nicht alle räumliche Bewegungen ausgeschlossen und eine eigentliche Sendung gedacht haben. In der Lehre von den Wirkungen des heiligen Geistes, von der Wiedergeburt, von der Einwohnung Gottes in den Seelen der Menschen hatten sie ohne Zweifel sehr unvollkommene, an das Sinnliche grenzende Begriffe." — Wie wird Hr. *S.* diese Behauptungen bey seinem Systeme verantworten können? Stellt man die Meynung auf: Jesus und seine Apostel mögen wohl bisweilen mit den vorgetragenen Lehren nicht ganz richtige Vorstellungen verbunden haben; so setzt dieses voraus, dass man so etwas in den Schriften der Apostel und den Erzählungen der Evangelisten von Jesu gefunden habe. Giebt man dem zufolge zu, dass die subjectiven Einsichten und Vorstellungen der heiligen Schriftsteller von Religionslehren, welche sie hier und da äufsern, unrichtig sind, wie will man in ihren Schriften das objectiv Wahre von der blofs subjectiven Einsicht unterscheiden? Wo ist die Grenze, über welche hinaus man keine Stelle ihrer Schriften für eine unrichtige Erklärung, die sie gegeben haben, ansehen darf? — Sind unsere Begriffe von der Aussohnung Gottes durch Christum, von der Vergebung der Sünden u. s. w. richtiger als die in den apostolischen Schriften vorgetragenen; so kann nach unserm Bedünken das N. T. keine zuverlässige oder hinlängliche Quelle der Religionskenntnifs für uns seyn; so haben wir kein sichres Anhalten, was wir in den Schriften der Apostel für wahr halten sollen oder nicht; so wissen wir auch nicht, was die Apostel von den göttlichen Offenbarungen und der Lehre Jesu recht oder unrecht mögen aufgefafst und dargestellt haben. —

Wir könnten mehrere Consequenzen ziehen, die wahrscheinlich Hr. *S.*, so wenig wir sie auch für gefährlich halten, nicht für seine Meynungen erkennen würde. Doch genug! Das Buch verdient, besonders in manchen Theilen, wiederholt gelesen, und das redliche Forschen des Vf. nach Wahrheit gerühmt zu werden. Auch wer von ganz andern Grundsätzen ausgeht und in der Hauptsache ganz anderer Meynung ist, wird auf Manches aufmerksam werden, was von seinen eignen Meynungen einer genauen Prüfung und Befestigung bedarf, und am Ende wenigstens zugeben, dass der Vf. seine Sache so gut geführt habe, als sie sich führen lafst.

SCHÖNE KÜNSTE.

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Der Steinbruch. Eine Geschichte.* Von der Vf. der Jacobine. 1797. 334 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Titelkupfer, welches den beiden Helden der Geschichte nicht schmeichelt, — die Wolken, die gleich auf der ersten Seite derselben, *sich selbst dichter verschleyern*, und die *knorrigten Aeste*, die die Grosmutter in den Ofen schiebt, machten uns vor dieser Lectüre billig etwas bange: allein wir fanden diesmal mehr, als wir erwarteten. Zwar keine musterhafte in allen ihren Theilen vollendete Dichtung, keine ausgezeichnete Anlage des Ganzen, keine künstliche Verwicklung und Auflosung und noch zu viele müfsige Scenen und Züge; aber dagegen erhalt diese Erzählung von der Wahrheit in den Empfindungen und ihrer Darstellung ein Interesse, das diese Eigenschaft immer giebt, so bald der Schriftsteller nicht in dem alltäglichen Kreise abgenutzter Romanen-Ideen sich herumdreht, sondern selbst zu beobachten und neue Seiten der Gefühle des menschlichen Herzens, die in ihren Modificationen unerschöpflich bleiben, zu fassen, oder schon benutzten Erfahrungen durch seine Schilderung ein neues Licht zu geben versteht. Mit diesem Vorzuge, der in den Werken dieser Gattung immer seltner sich findet, vereinigt sich ein guter und fliefsender Vortrag, und eine sorgfältige Schonung des moralischen Gefühls, dessen Befriedigung doch keinesweges bis zur Langenweile verfolgt wird. Das *Für* und *Wider* auf diese Art gegen einander gewogen, glauben wir diesen Roman vor tausenden, die alle seine Mängel und keinen seiner Vorzüge besitzen, mit Recht auszeichnen zu können. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Bachmann und Gundermann: *Anhang zu den Hamburgischen Denkwurdigkeiten. Nachweisung aller Gassen, Märkte, Plätze, Twieten, Gänge, Kirchen, Stadtgebäude, gemeinnutziger Anstalten und anderer Merkwurdigkeiten in Hamburg, wie solche nach dem Grundrisse dieser Stadt leicht aufzufinden sind.* 1796. 3 Bog. 8. Ein vollständiges alphabetisches Register über das auf dem Titel benannte in Nr. 79. der *A. L. Z.* in J. 1795. angezeigte gemeinnützige Handbuch für Reisende. Der beygelegte nach den fünf Kirchspielen mit absondernden Farben lavirte Grundrifs der Stadt, ist, zur Erleichterung des Auffindens der Gassen etc. in 88, mit Zahlen und Buchstaben bezeichnete Quadraten getheilt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Januar 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GOTHA u. ST. PETERSBURG, b. Gerstenberg u. Dittmar: Dr. *Christoph Elias Heinr. Knackstedt's*, öffentl. Lehrers am medicin. chirurg. Institute in St. Petersburg, *anatomisch-medicinisch-chirurgische Beobachtungen, welche vorzüglich im öffentlichen medicinisch-chirurgischen Clinico daselbst gesammelt worden.* 1797. 264 S. 2 Bogen Vorrede und 1 Tabelle. 8. (18 gr.)

Im Vorberichte gibt der Vf. Nachricht von der genannten Krankenanstalt, so wie sie in den Jahren 1791—1793 war, als er ihr als Lehrer der Chirurgie und Hebammenkunst vorstand. Weil ihre musterhafte Einrichtung wenig bekannt ist, theilt Rec. im Kurzen das Wesentlichste mit. Das Clinicum enthält 28 Betten, gute Einrichtung zu warmen und kalten Bädern, auch ein elektrisches Zimmer, bey welchem selbst ein eigner Elektrisirmeister angestellt ist. Der leider! verstorbene Dr. *Reineggs* hatte die Direction im gelehrten Fache. 32 Eleven wurden angenommen, die nicht nur den Unterricht unentgeldlich genossen, sondern auch freye Wohnung, Holz, Licht, Bedienung, Papier und Federn, selbst auch noch eine Pension von 4—8 Rubel monatlich. Für Schwangere und Kreisende waren 10 Betten bereit. Niemand durfte nach ihren Namen fragen, viel weniger nach dem des Vaters, es war ihnen selbst erlaubt, sich verschleyert zu halten. Bey dieser Anstalt wurden Schülerinnen der Hebammenkunst angenommen. — Bey der Wahl der Eleven wurde keine Rücksicht darauf genommen, ob sie Eingeborne oder Ausländer waren, auch wurden sie nicht gezwungen, sich nachher im Lande niederzulassen.

Der *erste Abschnitt* dieses Buches enthält 83 *clinische* Beobachtungen, die aus den Krankheitsgeschichten der in dem angegebenen Zeitraume aufgenommenen 134 Kranken ausgewählt sind. Obgleich nur interessante Kranke aufgenommen wurden, so ergiebt sich doch schon aus dem Verhältnisse der angegebenen beiden Zahlen, dass manche Beobachtung mit unterlaufen muss, die für das grösere Publicum zu wenig Interesse hat, wie der erste Ueberblick auch zeigt, z. B. manche geheilte Geschwüre, Ausschlagskrankheiten, Beinbrüche. Dagegen kommen aber auch sehr interessante Beobachtungen vor, von welchen wir einige ausheben. Ein Melancholischer schnitt sich das mannliche Glied grade am Leibe weg samt dem vordern Theile des angezogenen Hodensackes, so dass beide Hoden blos lagen. Darauf schnitt er sich in den Hals so tief, dass Luftröhre und Speiseröhre verletzt wurden. In 40 Tagen waren die Wunden fast gänzlich geheilt. Die Ernahrung geschah durch Klystiere; am 12ten Tage konnte er schon etwas Flüssiges herunter bringen, ohne dass es in die Luftröhre kam, oder aus der Wunde herausfloss. (Wurde kein Röhrchen in die Speiseröhre gelegt, um durch dieses nährende Suppen in den Magen zu bringen?) — Ein Mann fiel von einem hohen Boden und bekam eine Kopfverletzung. Es entstand ein aufgetriebener Leib und Harnverhaltung. Des Katheter drang leicht in die Blase, es floss aber kein Harn ab. Am 3ten Tage starb er, und die Section zeigte, dass die Harnblase einen 3 Zoll langen Riss bekommen hatte. — Vom Ueberfahren eines Wagens entstanden Fissuren bis in die Basis des Schädels, selbst das Felsenbein wurde mitten durch getrennt, dass man die Gehörknöchelchen konnte liegen sehen. Erst am 8ten Tage nach der Verletzung erfolgte der Tod. — K. sah einen Mann, dem ein vor mehreren Jahren entstandener Riss des Kniescheibenbandes so schlecht geheilt war, dass bey gebogenen Kniee sie so stark heraufgezogen war, dass man das ganze Kniegelenk, auch das Ende des Schenkelbeins, blos mit dem Felle bedeckt fühlte; der Kranke konnte dennoch gehen. — Die Behandlungsart ist sehr umständlich bey den meisten Fällen beschrieben. Die Zusammenstellung ist nicht nach den Krankheiten, sondern nach der Zeitordnung der Aufnahme der Kranken geschehen. Man darf deshalb dies Buch nicht aus dem Gesichtspunkte betrachten, als sollte es durch Zusammenreihen ähnlicher Krankheitsfälle und durch daraus gezogene Folgerungen über dunkle Gegenstände Licht verbreiten, sondern man muss es mehr als einen bey Gelegenheit einzelner Falle gegebnen praktischen Unterricht für anfangende Wundärzte betrachten, und in dieser Hinsicht ist die genaue Beschreibung der einzelnen gewöhnlichen Handgriffe, Verbandarten u. dgl. zweckmässig. Die Behandlung selbst findet Rec. meistens gut, doch stiess er hie und da noch auf Reste der altern zu reizenden Behandlung. Dahin gehört z. B. der Gebrauch der Schmuckerschen Fomentationen bey reinen Hiebwunden (Beob. 17), der lange fortgesetzte Gebrauch knochentödtender Mittel beym Beinfrass. S. 51 heisst es: „der sehr carieuse Knochen wurde theils durch den Bellostischen Liquor, „theils auch durch die Anbohrung mit dem Perfora„tiv sehr gut exfoliiret, so dass er nun wieder (?) „mit *ol. sabinae* und *liquor. anodyn. H.* verbunden „wurde.“ Diese Mittel müssen schadlich seyn, wenn das Todte „sehr gut exfoliirt“ ist, also nun der Anwuchs

wuchs des neuen Fleiſches zu befördern iſt. So iſt Hr. K. auch noch zu freygebig mit den Namen Krebs und Faulniſs. S. 264 wird ein Gemiſch aus *balſam. arcaei* und *ungu. de ſtyrac.* ℥ beſonders empfohlen, das nicht blofs erweichte, ſondern auch zugleich der Fäulniſs widerſtände. — Einen halben Scrupel *belladonna zum Anfange* alle Abend gegeben, möchten wir doch nicht mit Hn. K. (S. 34) eine aufserordentlich kleine Dofe nennen. Hingegen iſt (S. 39) der Zuſatz von *vier* Tropfen *Tinctura thebaica* zu einem Augenwaſſer von 8 Unzen, wovon täglich einigemal *einige Tropfen* eingetröpfelt werden, doch gar zu klein. — In den Anmerkungen zu den einzelnen Krankheitsgeſchichten ſind ähnliche Fälle beygebracht und manche nützliche kleine Bemerkungen mitgetheilt. Die *Alandwurzel*, als Decoct innerlich, mit Butter zur Salbe gemacht äuſserlich, that gegen Krätze, Flechten und andere chroniſche Ausſchlagskrankheiten die trefflichſten Dienſte. Den *mercur. ſolub. Hahnem.* fand er bey friſchen veneriſchen Krankheiten von ausnehmenden Nutzen, hingegen in veralteten gar nichts helfend, oder nur ſcheinbar, dafs ohne neue Anſteckung Rückfälle entſtanden.

Abſchn. 2. Beobachtungen aus meiner Privatpraxis. Auch unter dieſen ſind intereſſante, z. B. die gute Verheilung der abgebrochnen Epiphyſe des Schenkelbeinhalſes bey einem vierjährigen Mädchen; ein Nierengeſchwür mit Beinfraſs der Wirbelbeine; zwey Beyſpiele durch den innern Gebrauch der *Thedenſchen Antimonialtinktur* glücklich geheilter Krebsknoten.

Abſchn. 3. Anatomiſch-mediciniſch-chirurgiſche Kleinigkeiten. Beſchreibung eines Kretinenſchadels und ruſſiſcher Schädel. — Ein paarmal ſah Hr. K. vom Einſchleichen des *Gordius aquaticus* unter die Haut beym Baden der Füſse heftige Entzündungen. Durch umgeſchlagene feuchte Erde wurden ſie gehoben, den Wurm konnte er aber nicht finden. (Sollte er wirklich noch unter der Haut geſteckt haben?) — Eine Auflöſung des arabiſchen Gummi liefs ihn bey aufgeſprungenen Bruſtwarzen nie im Stiche. — Zum *ſuſpenſorium ſcroti* ſchneidet er eine Flaſche von *reſina elaſtica* zurecht, und befeſtigt ſie auf die gewöhnliche Art. — Vom Aufſtreuen des gebrannten Alauns und trocknem Verbande fand er bey Nagelgeſchwüren ganz aufserordentlich grofsen Nutzen.

KÖNIGSBERG, b. Faſch: *Carol. Sam. Anderſch Tractatio Anatomico-phyſiologica de nervis humani corporis aliquibus*, quam edidit *Erneſt. Philip. Anderſch.* Pars prior c. tab. aen. II. 1797. 178 S. 8.

Der Herausgeber dieſer neuen und vollſtändigen Ausgabe der mit ſeltenem Fleiſse verfaſsten Inauguraldiſſertation des Vf. iſt deſſen Neffe. Er giebt in der kurzen Vorrede hinlänglich befriedigende Gründe an, welche ihn bewogen, die Diſſertation, welche dieſen erſten Theil ausmacht, wieder auflegen zu laſſen, und ſo wie Rec. wird ihm gewifs jeder Verehrer der Zergliederungskunde dafür danken, weil der erſte Abdruck dieſer ſehr brauchbaren Schrift nur bis zur 184 S. vollendet wurde, indem der Buchhändler *Luzac* damals mit der götting. Societ. in einen Proceſs gerieth, wobey alle ſeine Verlagsartikel in Beſchlag genommen und 1776 öffentlich verſteigert wurden. Hier gieng das unvollendete Werk meiſt als Maculatur fort. Der Vf. hat es nachher verbeſſert, vermehrt und vollendet. Jenes Fragment findet man in Ludwigs *Opuſc. neurolog.* T. II abgedruckt, auch ſchon eine Erklärung der Kupfertafeln in den *Comment. Soc. Gotting.* von *Haller*, welcher ſie ſehr beſcheiden nur *Divinatio tabulae* nennt. Nach der Vollendung des Werkes verfiel deſſen Vf. in eine Melancholie und ſtarb zu Königsberg 1777, welche Nachricht der Herausg. zur Erganzung der den Diſſertationen gewöhnlich angehängten Lebensbeſchreibung, in der Vorrede liefert. Warum der Bruder des Vf. dieſe Schrift nicht ſchon längſt herausgab, darüber will ſich der jetzige Herausg. nicht erklären. Dieſer kündigte ſie ſchon vor einigen Jahren auf *Metzgers* Zurathen, welcher ſie durchgeſehen hatte, den Buchhändlern öffentlich, aber vergebens, zum Verlage an; erſt in dieſem Jahre fand er einen Verleger und das ganze wird nun, wie es allerdings verdient, der Vergeſſenheit entriſſen.

Einen Auszug geſtattet dieſe Schrift um ſo weniger, da ſie nicht durchaus neu iſt. Rec. begnügt ſich daher, die Anzeige der Kapitel anzuführen, damit auch unerfahrnere Leſer wiſſen, was ſie hier zu ſuchen haben. Kap. I. Vom neunten Paare der Kopfnerven oder dem Empfindungsnerven der Zunge *(n. ſenſorius ling.)* es iſt der Zungenſchlundnerve der neueren; jene Benennung iſt doch nicht ganz paſſend, weil auch Zweige von ihm offenbar zu Muskeln, nämlich zum Zungenmuskel *(lingualis)* und zum Kinnzungenmuskel gehn, bis S. 18 incluſ. Kap. 2 vom zehnten Kopfnerven oder dem grofsen harmoniſchen Kopfnerven *(nervus harmonicus capit.)* bis S. 53. Kap. 3. Abſchn. 1 vom eilften Kopfnerven oder dem Bewegungsnerven der Zunge (dieſer Name ſcheint dem Rec. paſſender als Zungenfleiſchnerve) bis S. 90. Abſchn. 2. Vom herabſteigenden inneren Nerven des Halſes oder vom inneren Bewegungsnerven des Halſes, und vom äuſseren herabſteigenden Nerven des Halſes oder dem äuſseren Bewegungsnerven der Halsmuskeln (äuſseren Muskelnerven) bis S. 101. Dieſe Nerven ſind der herabſteigende Aſt des Zungenfleiſchnerven, welcher in der Gegend des zweyten Halswirbels vom Stamme nach hinten und aufsen abgeht, und der Zweig des dritten Halsnerven, welcher mit dieſem eine Schlinge macht. Kap. 4. Abſchn. 1. Vom grofsen Nerven des Stammes, oder vom grofsen harmoniſchen Nerven des Stammes *(magn. nerv. harmonic. corpor.)* dies iſt der grofse Mitleidungsnerve *(ſympathicus magnus ſ. intercoſtalis)*; der Vf. zählt ihn als den letzten Nerven des ganzen Körpers nämlich den fünf und vierzigſten, denn der Beinnerve iſt bey ihm der zwölfte Nerve des Kopfs, er nennt ihn *duodec. nerv. motorius capitis.* Abſchn. 2. Von den Herznerven der rechten Seite, oder von den Nerven, welche die Muskeln der rechten Herzſeite bewegen. — Die ganze Schrift iſt voll von eigenen Bemerkungen, und zeigt den unermü-

ermüdeten praktischen Zergliederer, welcher leider! viel zu früh für die Wissenschaft starb.

Die Kupfertafel ist von *Kaltenhöfer* 1753 in Göttingen nach der Natur gezeichnet und von *Heuman*, zwar nicht vorzüglich sauber, aber doch sehr deutlich gestochen. Diese hat auch *Haase* in seiner *anatom. cerebri et nervor.* schon copiren lassen. Die Erscheinung des zweyten Theiles wird gewiss jedem Anatomen sehr willkommen seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Julchen Grünthal.* Dritte durchaus veränderte und mit einem zweyten Band vermehrte Ausgabe. 1798. kl. 8. *Erster Theil.* 426 S. *Zweyter Theil.* 360 S. Mit Titelkupfern und Titelvignetten. (2 Rthlr.)

Schon vor Jahren hat dieses treffende Gemälde aus dem wirklichen Leben die allgemeine Aufmerksamkeit an sich gezogen, und wir können annehmen, dass es nicht leicht einem unsrer Leser, der sich für die Sittengeschichte seiner Zeit interessirt, unbekannt geblieben seyn wird. Die Aechtheit der ursprünglichen Farben würde es schon genugsam vor der Gefahr des Verbleichens geschützt haben; aber freylich hat es durch die neue Bearbeitung des nämlichen eben so kraftigen als feinen Pinsels noch sehr an Frische und Umfang gewonnen. Die ausgezeichnete Vorzüglichkeit desselben beruht besonders darauf, dass die Abhängigkeit von einem edlen Zwecke der Belehrung und Warnung mit unabhängiger Kunst vereinbart ist, und dass die Vielseitigkeit eines hellen Verstandes die Einseitigkeit, welche immer mit einer entschieden bestimmten Richtung verbunden seyn muss, so überlegen darin gemildert hat. Es gleicht von dieser Seite dem vor einiger Zeit erschienenen Werk eines grosen Meisters, der *Nonne* von Diderot, mit dem es ja auch, was den Gegenstand betrifft, Aehnlichkeit hat. Wenigstens lässt sich wohl behaupten, dass die Pensionen in grosen Städten Einzelnen eben so verderblich werden können, wie die Klöster. Die Verfasserin führt uns aus dem Schoose einer einfachen Existenz, wo man die reinste mildeste Luft athmet, zu den bethörenden Kreisen der Eitelkeit, der Sinnlichkeit und der besondern Verderbniss, die meistens in jenen Anstalten Statt findet, wo Mädchen in Haufen gebildet werden sollen: Wesen, die es am wenigsten ertragen, fabrikmäsig behandelt zu werden, und denen man Unterricht und Bildung nicht unmittelbar genug aus den Händen der Natur, der augenblicklichen Ereignisse und der innigen Erfahrungen zukommen lassen kann. Selbst die leiseren Nachtheile solcher Institute überhaupt werden berührt, wie z. B. die Entwöhnung von häuslicher Stille und Einförmigkeit, und dagegen die Gewöhnung an ein unaufhörliches Geräusch und Thun und Treiben unter einander, die allerdings sogar bey ganz jungen Geschöpfen oft bis zur Leidenschaftlichkeit steigt, und sie mit dem unnatürlichsten Gefühl von Langerweile bekannt macht. Und wer würde bey der Schilderung der ungeheuern Misbräuche und Ausartungen, denen sie vollends in grosen Städten unterworfen sind, gleichgültig bleiben können? Ein so individuelles Ansehn der hier aufgestellte Fall hat, so kann er doch für Tausende gelten. Die betäubenden Einflüsse der Eitelkeit, des bösen Beyspiels, der Furcht vor dem Lächerlichen, auf ein junges, nur durch unschuldige Beschränktheit gewaffnetes, Gemüth müssen überall die nämlichen seyn, und die Veranlassungen dazu finden sich sicher in jeder öffentlichen Anstalt, die schon dadurch das Schild der Unzuverlässigkeit und des Leichtsinnes aushängt, dass sie einen schlüpfrigen Boden zum Schauplatze wählt, wo alles zu blosem Glanz und Schein hinreisst; wo eine so wichtige und zarte Angelegenheit, wie weibliche Erziehung, der Gefahr hingegeben wird, als flimmernder Putz behandelt zu werden. Alle diese Wahrheiten hat die Vfn. in Handlung und Leben gekleidet, oder vielmehr sie lässt sie aus Leben und Handlung hervorgehn. Sie hat sich keines fremden Hülfsmittels bedient, um ihre Dichtung anziehender zu machen, nicht des Hebels einer Theilnahme erregenden Leidenschaft, oder sonstiger, die Einbildungskraft anlockender, Beywerke. Das Interesse entspringt allein aus der Hauptsache, und hält dennoch durch die Gewalt einer beseelten Darstellung und einer fortreisenden Schreibart bis an das Ende fest. In dem hinzugekommenen zweyten Theile glauben wir beide noch in einem höhern Grade vortrefflich zu finden, so wie er sich überhaupt als noch freyere Dichtung zeigt. Er bewegt sich in weiterem Umfange und besänftigt den schmerzlichen Eindruck des ersten, ohne in eine weichliche Wiederherstellung aller geschehenen Uebel zu verfallen. Julchen rettet zwar aus ihren Verirrungen den Vorzug einer höheren Ausbildung, und so vergütet sich auch oft die menschliche Natur den zugefügten Schaden: aber ihre Thränen werden nicht rein getrocknet, was ja selbst das freundlichste Schicksal nicht immer vermag. Es ist eine liebliche Idee, Julchen so wie wir sie zu Anfang sahen, als Aerntekönigiinn im weisen Kleide mit halbgrünen Bändern, geschmückt mit Blumen, zwischen ihren Brüdern gehend und den Kranz tragend, zuletzt wieder erscheinen zu lassen. Die Bahn, die sie durchlaufen, steht in diesem Moment noch einmal zusammengedrängt vor unsern Augen da, und diese Uebersicht erweckt das Gefühl, dass sich die Wiederkehrende zwar mit Blumen schmücken darf, aber dass diese doch mehr festliche Kränze für ihre Freunde, als für sie selbst sind.

Es wurde vorhin erwähnt, dass in diesem Werke keine schmeichelnden Nebensachen ausgestellt sind, um den Hauptzweck gleichsam zu verzieren. Aber dadurch ist keinesweges das reizende Detail und eine nicht auf das Bedürfniss beschränkte Charakteristik aller Mithandelnden und der umgebenden Gegenstände ausgeschlossen worden. Das erste ist vielmehr durchgehends glücklich und bedeutend gehalten, und genau mit der Weise und dem Stil der Vfn. verwebt. Wie hätten sich auch die leisen Anfänge der Verderb-

nifs, welche das Gemüth zuerst nur unmerklich von der graden Bahn abziehen, und deren Fortschritte immer reifsender werden, so wie es sich dem Mittelpunkte des Strudels naht, anders angeben lassen konnen? Hier ist es eben, wo die Vfn. ihre Kunst bewährt, wo uns manche komische und satyrische Züge überraschen, wo sich überall die feinste Wahrnehmung äufsert. Hier wird auch das Verdienst der Schreibart, einer einfachen und ausdrucksvollen Prosa, in der nichts Schmuck und alles fortgehende Malerey ist, recht sichtbar. So scheint sie uns besonders in Minna's Bekenntnissen. Es ist schwer, Stellen zum Beweise anzuführen, wo nur das Ganze ein Urtheil vollständig bestätigen kann. Doch heben wir hier, um einigermafsen eine Vorstellung davon zu geben, gern einige aus. Th. II. S. 60. „Das Wohnzimmer der Dame, in welches man uns eintreten liefs, war kalt und unfreundlich, und noch nafs vom Scheuern, weshalb uns auch das Mädchen die Weisung gab, uns ja auf den von Leinwand gelegten Fufssteigen aufzuhalten. In diesem unwirthlichen Zimmer sah man keine Spur einer weiblichen Niederlassung, aufser einem mit Büchern bepackten Sopha, und einem mit Visitenkarten eingefafsten Spiegel. — Mein Stiefvater schien über den seltsamen Empfang betroffen zu seyn. In der That machten wir, jeder auf seinem Leinwandstreifen dem andern gegen überstehend, eine possierliche Gruppe; er auf den Fufstritt seiner Schwester lauschend, ich, in mich gekehrt, meine Colombine im Arm, den Blick vom gegen überhängenden Spiegel abwendend, aus Furcht, die Figur zu erblicken, die im Hause schon Lachen erregt hatte.“ — S. 86. „Von dieser Zeit fing ich an auf den Ton auszugehn, und alles dafür zu halten, was von dem Gewohnten abstach. Das Geräusch der Kokette, womit sie aller Augen auf sich zu ziehen suchte, die Pedanterie der Anspruchvollen, die mit studirtem Ausdruck ihre Belesenheit auskramte; jede Besonderheit hielt ich für das rechte. So wurde ich immer ungewisser in dem, was ich eigentlich seyn müfste; und erst lange nachher, als ich zu vergleichen Gelegenheit und Reife genug hatte, fand ich, dafs ich einem Phantom nachgejagt war; dafs es in der charakterlosen Menge keinen bestimmten Ton giebt noch geben kann; dafs alles Beginnen und Treiben nur Convenienz und Laune des Augenblicks ist, und dafs auf schwankendem Grunde nie etwas Festes und Dauerndes aufgeführt werden kann.“ —

Jene Bekenntnisse sind überhaupt ein vorzüglicher Theil des Werkes, was Charakteristik und allgemeine Anwendbarkeit betrifft. Sie enthalten scharfe Beobachtungen, wie sie der feste gesunde Sinn auffindet. Ein andres Zeugnifs von unbestechlichem Beobachtungsgeist, der seiner eignen Lieblinge nicht schont, und zugleich von reiner Darstellung, giebt der Spott, welchen die Vfn. dem leichtsinnigen kreise, worinn die fromme Karoline lebt, über diese auszuschütten erlaubt, ohne sie unmittelbar in Schutz zu nehmen, und sie uns dennoch ehrwürdig zu erhalten weifs. Oft darf sie uns nach ihrem Zwecke widrige Eindrücke nicht ersparen, dergleichen z. B. die angeblich philosophische Erzieherinn Brenneid hinterlafst; dafür entschadigt sie aber durch so angenehme Bildnisse wie das der Fürstin Eudoxia, wie denn die Auftritte im Hause des russischen Liebhabers alle sehr gefällig ausgeführt sind.

Dem Publicum, wofür gewöhnliche Romanenschreiber arbeiten, wird durch die Strenge der moralischen Tendenz, welche durch das ganze Buch herrscht, keinesweges geschmeichelt; doch wenigst der immer herrschender werdenden Denkart des Zeitalters durch die Abhangigkeit, worin das Sittliche im Menschen von seinem religiösen Glauben vorgestellt wird, und die, um gegen Einwendungen gesichert zu seyn, nur als Thatsache der Beobachtung verstanden werden darf: nämlich dafs die meisten Menschen eines aufser sie hingestellten Gesetzes bedürfen, nicht als ob alle dessen bedürfen sollten. Aber gewifs wird *Julchen Grünthal* jeden denkenden Leser interessiren, so lange es weibliche Erziehungsanstalten, grofse Städte, und überhaupt künstlich-sittliche Verhältnisse giebt.

ZÜRICH, b. Füfsli Sohn: *Friedrich Mathisons Gedichte.* Vierte Auflage. 1797. 8. Grofsere Ausg. auf Schweiz. Pap. mit Titelkupfer und Vignetten. 189 S. Kleinere Ausg. 164 S. 8. (12 gr.)

Diese doppelte neue Auflage, wovon die eine mit zierlicheren und gröfseren lateinischen Lettern gedruckt, und mit einem Kupfer aus dem berühmten Gedichte *Psyche*, nach Angelica Kaufmann von Lips gestochen, nebst einigen Vignetten von demselben Grabstichel geschmückt ist, giebt einen angenehmen Beweis, dafs es nicht immer eines leidenschaftlichen Interesse bedarf, um unsrer Lesewelt ein Buch zu empfehlen, und dafs Empfanglichkeit für die sanfte Verschmelzung landschaftlicher Gemälde, für zarte Harmonie des Ausdrucks und auserlesenen Wohlklang nicht selten unter uns sind. Uebrigens ist die Sammlung nach der dritten Auflage vom J. 1794 unverändert geblieben; nicht einmal die seitdem einzeln in den *Horen* und im Schillerschen *Musenalmanach* erschienenen Gedichte sind hinzugekommen. Wir wünschen, dafs bald eine neue Ausgabe mit beträchtlicheren Vermehrungen zu erwarten seyn möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. Januar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Schneider: *Grundriſs der reichsgerichtlichen Verfaſſung und Praxis*, von G. H. v. Berg. 1797. 463 S. 8.

Dieſer Grundriſs iſt, wie der Vf. in der Vorrede ſagt, zu ſeinen Vorleſungen beſtimmt, und zeichnet ſich vor anderen Lehrbüchern in dieſem Fach durch die gewählte neue Darſtellungsart aus. Zu deren beſſeren Beurtheilung mag folgende kurze Ueberſicht dienen. I. Buch. *Von der Geſchichte, den Geſetzen und der Literatur der Reichsgerichte.* II. Buch. *Von der Verfaſſung und Verfahrungsart der Reichsuntergerichte.* 1) Abſchn. *von den kaiſerl. Hof- und Landgerichten.* 2) Abſchn. *von der Austrägalinſtanz.* 3) Abſchn. *von dem Austrägalproceſs.* III. Buch. *Von der Verfaſſung der höchſten Reichsgerichte.* 1) Abſchn. *von den höchſten Reichsgerichten und ihren Amtsobliegenheiten überhaupt.* 2) Abſchn. *von den reichsgerichtlichen Perſonen;* in fünf Hauptſtücken: α) *von den Richteramtsperſonen* β) *von den Fürſprechern und Sachwaltern* γ) *von den Kanzley- und übrigen reichsgerichtlichen Perſonen* δ) *vom Unterhalte und Wohnſitz der höchſten Reichsgerichte; den beſondern Vorzügen, Rechten und Freyheiten der reichsgerichtlichen Perſonen* ε) *von der perſönlichen Verfaſſung der Reichsvicariatshofgerichte.* 3) Abſchn. *von der Gerichtsbarkeit der höchſten Reichsgerichte*, und zwar α) *von der gemeinſchaftlichen*, und β) *von der eigenen ausſchlieſſenden Gerichtsbarkeit.* 4) Abſchn. *von den verſchiedenen rechtlichen Verhältniſſen der höchſten Reichsgerichte.* IV. Buch. *Von der Verfahrungsart der höchſten Reichsgerichte.* 1) Abſchn. *von der Verfahrungsart überhaupt* in fünf Hauptſtücken: α) *von der Geſchäftshandlung im allgemeinen;* β) *von dem Vortrage der Parteyen im allgemeinen;* γ) *von dem Extrajudicialproceſſe;* δ) *von dem Judicialproceſſe;* ε) *von der Verfahrungsart in Anſehung allgemeiner proceſſualiſcher Gegenſtände und Geſchäfte.* 2) Abſchn. *Von der Verfahrungsart in Anſehung der beſondern Proceſsarten;* in folgenden acht Hauptſtücken: α) *von dem Citationsproceſs;* β) *von dem Mandatsproceſs;* γ) *vom Reſcriptsproceſs;* δ) *vom Communicativproceſs;* ε) *von den auf beſondere Reichsconſtitutionen ſich gründenden Proceſſen;* ζ) *vom Appellationsproceſs;* η) *von der Nichtigkeitsklage;* ϑ) *von der Klage über verzögerte, verweigerte, oder parteyiſche Rechtspflege.* 3) Abſchn. *von der Vollſtreckung reichsgerichtlicher Erkenntniſſe.* 4) Abſchn. *von den Rechtsmitteln gegen reichsgerichtliche Erkenntniſſe;* und zwar α) *von den Rechtsmitteln gegen auſsergerichtliche Decrete;* β) *von dem Erklärungsgeſuche;* γ) *von der Reſtitution;* δ) *von der Reviſion;* ε) *von der Syndicatsklage;* ζ) *von dem Recurs an die Kammergerichtsviſitation;* η) *von dem Recurs an den Reichstag.* 5) Abſchn. *von dem Verfahren bey Rechtsſachen reichsgerichtlicher Perſonen;* und zwar α) *der Cameralperſonen;* β) *der reichshofräthlichen Perſonen.* 6) Abſchn. *Von der Praxis der willkürlichen Gerichtsbarkeit bey den höchſten Reichsgerichten.* 7) Abſchn. *Von der Regierungs- und Lehnspraxis des Reichshofraths.*

Das Eigenthümliche dieſes Syſtems beſteht vorzüglich darin: 1) daſs die Verfaſſung und Verfahrungsart des Reichshofraths nicht beſonders abgehandelt, ſondern immer mit der kammergerichtlichen zuſammengeſtellt werden. Dies hat einen doppelten Nutzen: die Eigenheiten der beiden Gerichtshöfe werden dadurch deutlicher und beſtimmter, und es wird auch am Raum etwas gewonnen. 2) Daſs hiebey die Verfaſſung und Verfahrungsart der Reichsuntergerichte vorausgeſchickt werden, anſtatt ſolche, wie bisher, entweder einzuſchalten, oder als einen Anhang beyzufügen. Unter den *Reichsuntergerichten* verſteht aber der Vf. nicht nur die *kaiſerl. Hof- und Landgerichte*, ſondern auch die *Austrägalinſtanz*, ſcheint alſo anzunehmen, daſs die Austräge eine *ordentliche* Gerichtsbarkeit ausüben, da ſie doch nur eine *übertragene* Gerichtsbarkeit *(jurisdictionem delegatam)* haben, daher auch die Vollziehung der geſprochenen Urtheile nicht anordnen können. Der Vf. hat aber doch dieſes für ſich, daſs die geſetzlichen Austräge ſich auf einem *beſtändigen kaiſerlichen Auftrag* gründen, und bey jedem vorkommenden Fall ſich ohne weiteres Zuthun der Obergerichte bilden, mithin in dieſem Betracht als beſtändige Untergerichte gelten können. Es iſt übrigens viel bequemer, die Lehre von den Austrägen auf dieſe Art vorausgehen zu laſſen, als ſolche, nach der bisherigen Methode, in den Abſchnitt von der Gerichtsbarkeit der höchſten Reichsgerichte einzuſchalten. 3) Daſs im 4 Abſchn. III B. *von den verſchiedenen rechtlichen Verhältniſſen der höchſten Reichsgerichte*, ganz ſchicklich die Lehre *von der Viſitation*, als einer Wirkung der Verhältniſſe gegen Kaiſer und Reich, erortert wird, welche man bisher, zugleich mit der Reviſion, bey den Rechtsmitteln gegen reichsgerichtliche Urtheile, einzuſchalten pflegte: 4) daſs im 5 Hauptſt. IV B. *alle allgemeine proceſſualiſche Gegenſtände, welche bey jeder Proceſsart eintreten können*, beſſer und vollſtändiger zuſammengeſtellt werden, als es ſonſt in den bisherigen Lehrbüchern geſchehen iſt. So viel von der Darſtellungsart im Allgemeinen, wodurch ſich dieſes Werk als ein aka-

demiſches Lehrbuch ſehr empfiehlt. Bey der Darſtellung der einzelnen Theile iſt der Vf. von ſeinen Vorgängern weſentlich nicht verſchieden, konnte auch keine neuen Zuſätze machen, da ſeit dem vor zwey Jahren erſchienenen Danziſchen Lehrbuch und der im v. J. neuaufgelegten Pütteriſchen *Epitome*, die Geſetzgebung und Praxis der höchſten Reichsgerichte ſich nicht merklich geändert hat. Die Art des Vortrags iſt übrigens dem Endzweck ganz angemeſſen: man findet durchgehends Vollſtändigkeit mit Kürze und Deutlichkeit vereiniget. In den Noten werden die geſetzlichen Quellen nebſt den beſten Schriftſtellern angeführt, und zwar mehrentheils die neueſten, mit Weglaſſung der alten, wo dieſe durch jene ſchon erſchöpft und entbehrlich geworden ſind. Nur einige wenige Stellen ſind dem Rec. vorgekommen, welche einer Berichtigung bedürfen. So hatte S. 216 bey der nochmaligen Requiſition des Berichts und der Erkennung *in contumaciam*, der Unterſchied bemerkt werden ſollen: ob der Berichtserſtatter als Richter oder als Partey anzuſehen? und ob der Bericht auszulöſen, oder unentgeldlich zu erſtatten ſey. — S. 298 wird gar zu allgemein angenommen; „daſs die „Rechtsmittel zur Erlangung des Beſitzes unbedingte „Mandate veranlaſſen können, wenn nur die Vorenthaltung des Beſitzes von der Art ſey, daſs auf ſie „einer der vier Falle paſſe.“ Der Vf. verſteht hierunter *remedia adipiſcendae poſſeſſionis:* bey ſelbigen pflegen aber nur bedingte Mandate erkannt zu werden, weil die vier Falle, nach dem wahren Zweck des Mandatsproceſſes, ſich darauf nicht anwenden laſſen. Selbſt *ad poſſeſſionem recuperandam* laſst ſich nur wegen gewaltſamer Beſitzentſetzung ein unbedingtes Mandat erkennen, da die K. G. O. Th. I. tit. 8. §. 1. die einfache Spolienklage an die Austräge verweiſet. — S. 366 heiſst es: „Die Berechnung der privilegirten Appellationsſummen wird entweder nach „eines jeden Landes erweislichen Herkommen gemacht, oder die Goldgulden werden zu 2 Fl. rheiniſch gerechnet.“ Allein das erweisliche Herkommen jedes Landes hat beym Kammergericht noch nie zur Richtſchnur gedienet, würde auch mit groſsen Schwierigkeiten verbunden ſeyn; ſondern man hat immer den Goldgülden zu 2 Fl. rheiniſch gerechnet.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Louis: *Hiſtoire des chiens célèbres*, entremêlée de Notices curieuſes ſur l'hiſtoire naturelle etc. Par *A. F. J. Fréville*, auteur des nouveaux Eſſais d'éducation. *Ornée de gravures.* Tom. I. 216 S. Tom. II. 208 S. 1796. 8. (18 gr.)

Leipzig, b. Heinſius: *A. F. J. Freville Geſchichte berühmter Hunde.* Ein Beytrag zur Beurtheilung über die Thierſchöpfung. Nebſt einem Anhange intereſſanter Bemerkungen und Nachrichten aus der Naturkunde. Aus dem Franz. Mit 6 Kupfertafeln. 1797. X u. 182 S. 8. (16 gr.)

Der franzöſiſche Sammler wird ſeinen Zweck gewiſs nicht verfehlt haben, Kinder mit ſeinen 52 Geſchichtchen merkwürdiger Hunde und mit andern eingeſtreuten Merkwürdigkeiten des Thierreichs und der Natur überhaupt angenehm zu unterhalten. Was die Glaubwürdigkeit und Wahrſcheinlichkeit eines Theils dieſer Erzählungen anlangt, ſo ſcheint der Vf. ſelbſt geahndet zu haben, daſs ſie Zweifeln unterworfen ſeyn würde, welche er aber durch folgenden Trumpf Bd. 2. S. 61 niederſchlagt: „Kritiker, oberflächliche Beobachter werden vielleicht die meiſten Geſchichten dieſes Buches für Fabeln anſehen. Ein ſolches Urtheil würde keinen hohen Begriff von ihrer Bekanntſchaft mit den Werken der Natur geben.“ Dieſes Urtheil müſſen wir dem Vf. zurückgeben und geſtehen, daſs uns ſeine ganze Sammlung keine hohe Vorſtellung von ſeiner Bekanntſchaft mit den Werken der Natur und von ſeiner hiſtoriſchen Kritik beygebracht hat. Häufig giebt er die Quellen an, welchen er nacherzählt. Die fabelhaften Anekdoten, welche bey den Alten, namentlich beym Plutarchus, vorkommen, giebt er ungeſchwächt, aber wohl verſchönert und ausgeſchmückt, zum Beſten. Einmal muſs er ſelbſt bekennen, man würde das, was von einem gewiſſen Hunde erzählt wird, ſchwerlich glauben, wenn es nicht von dem glaubwürdigen Geſchichtſchreiber, Plutarchus, verſichert würde (Bd. I. S. 87). Wie ſehr er die Glaubenskraft der Leſer auf die Probe ſetzt, davon kann man ſich unter andern Bd. I. S. 107 ff. überzeugen. Seinen Abſcheu gegen die Revolutionsgreuel giebt der Vf. bey mehr als einer Gelegenheit ſehr lebhaft zu erkennen, und ſtellt oft die Hunde den Menſchen zum Muſter vor. Man könnte dem Vf. hier wohl aus dem Seneca zurufen: *Quid autem eſt, cur hominem ad tam infelicia exempla revoces, quum habeas mundum deumque, quem ex omnibus animalibus, ut ſolus imitetur, ſolus intelligit?*

Da die hier zuſammengetragenen Beyſpiele von der Treue, Anhänglichkeit, Klugheit, Gewandtheit, Gelehrigkeit, Tapferkeit etc. einzelner Hunde wirklich viel Anziehendes haben: ſo war eine Bearbeitung dieſes Büchleins für die deutſche Leſewelt und inſonderheit für die deutſche Jugend kein verwerflicher Gedanke, vorausgeſetzt, daſs der Ueberſetzer mit Kritik dabey zu Werke gehen, das Romanhafte wegſchneiden, manche ſeichte Reflexionen und Urtheile vertilgen, dagegen manche andre eben ſo merkwürdige Züge aus dem Hundegeſchlecht ausheben würde. *Bechſtein* würde vielleicht ein vortreffliches Taſchenbüchlein daraus verfertigt haben! Das können wir nun freylich von der vor uns liegenden Dolmetſchung nicht rühmen. Der Vf. derſelben, (welcher ſich hinter der Zueignung *Gruber* unterzeichnet,) hatte ſeine Kräfte durch angeſtrengtes Studium der ernſteſten Wiſſenſchaften, „*aller ſiloſofiſchen Syſteme, Mathematiken und Fyſiken*“ erſchöpft, als er zur Erholung anfing aus fremden Sprachen zu überſetzen. Von dieſer Erſchöpfung trägt denn auch dieſes Werkchen gar manche Spur an ſich. Die Hundegeſchichten ſind alle, ohne Ausnahme, getreulich der deutſchen Jugend wieder aufgetiſcht worden. Die übrigen Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte, welche der fran-

französische Vf. durch sein Buch zerstreut hat, sind hier anhangsweise (und das billigen wir) beygefügt: doch scheint es, als wenn der Vf. bald bey Uebertragung derselben ermüdet wäre: denn, nachdem er eine Anzahl davon übersetzt hat, bricht er auf einmal ab. Die Urschrift enthält also mehr als die Uebersetzung. Doch das mag immer seyn. Die Hauptsache war die Geschichte merkwürdiger Hunde, und alles übrige Beywerk würde man nicht sehr missen. Allein, dass der Vf., wiewohl seine Uebersetzung im Ganzen lesbar ist, so manchen groben Verstofs gegen den Sinn seines Schriftstellers sich zu Schulden kommen lassen und Unkunde der französischen Sprache an mehr als einer Stelle bewiesen, das können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Belege zu diesem Tadel dürfen wir nicht lange suchen. Wenn die Urschrift Th. I. S. 52 sagt, der arme Lazarus sey in seinen heftigsten Schmerzen auf Händen und Füfsen zu dem hoffärtigen Reichen hingekrochen *(se traînant, au fort de ses maux, sur les pieds et sur les mains, il alloit implorer le riche dédaigneux)*; so giebt dies der Uebersetzer also: „Mit aller dieser seiner Plage an Fufs und Hand, fleht er den unwürdigen Reichen an." Ein lächerliches *Qui pro quo* begeht der Uebers. S. 47. Die Urschrift erzählt hier Th. I. S. 97 ff. ausführlich von dem Hunde eines Verurtheilten nach dem Solinus, der sie (c. 15) doch nur in *ein* paar Zeilen zusammenzieht. Hätte der französische Vf. doch den Plinius (8. 40. n. 61) lieber nachgeschlagen, so würde er genauer erzählt, auch erwähnt haben, dass dieser seltnen Hundestreue in den öffentlichen R. Urkunden rühmliche Erwähnung geschehen. Den Verurtheilten nennt der Vf. *Sulpitius*, wir wissen nicht, auf wessen Ansehen. Solinus nennt seinen Namen gar nicht; beym Plin. heifst er Titius Sabinus. Doch zu dem lustigen Versehen des Uebersetzers. Der Hund ward wüthend, als er seinen Herrn enthaupten sah. Man besänftigte ihn. Man gab ihm zu fressen. „Der trostlose Hund, heifst es hier im Deutschen, nahm die Stücken, die man ihm gab, wendete dann sich gegen den Körper seines Herrn, und wendete alles an, sie *in die Schnautze* zu kriegen, und da er das nicht bewerkstelligen konnte, hob er ein klägliches Geschrey an." Was mufs der Uebers. dabey gedacht haben, wenn er anders etwas dabey gedacht hat? Nahm der Hund das Brod etwa zuerst mit der Pfote an, und hatte er etwa die Maulsperre, weil er es nicht in die Schnauze bringen konnte? Auch ohne die Urschrift einzusehen, sieht man sogleich, dass vom Munde seines Herren die Rede ist. Auch Solinus sagt: *cum ex miseratione populi R. potestas ei cibi fieret, ad os defuncti escam tulit.* Eine gleiche Gedankenlosigkeit beweifst folgender Fehler S. 59. Ein gewisser Dryden wird im Holze von Räubern angegriffen. Er weifs nicht, ob er sich wehren soll. „Die Partien waren so ungleich; fünf gut bewaffnete Menschen gegen einen Wehrlosen! *Und dann konnte nicht hinter ihm ein grofser Eichbaum stehen.*" Wer war denn der hiese, der mit seiner Person etwa einen grofsen Eichbaum verdeckte, der hinter ihm stehen mochte? Und was wäre denn von dem Eichbaum zu fürchten gewesen, etwa, dass er zu Gunsten der Räuber den armen Dryden erschlagen möchte? Man wird aber leicht auf die Vermuthung kommen, dass von Hülfstruppen hinter einer Eiche die Rede sey. Und so ist es auch. Th. I. S. 129 *D'ailleurs ne pouvoit-il pas y avoir de la garnison derrière quelque gros chêne?* Nicht minder widersinnig ist folgendes S. 111. Ein Hund begleitete die Familie, der er angehört hatte, und welche auf einmal an der Pest dahin starb, zu Grabe, und verliefs ihre Graber nie wieder als um von Zeit zu Zeit sich in der Wohnung seiner ehemaligen Gebieter satt zu fressen. „Auf dem Lande ist die Gewohnheit, dass jeder Verstorbene sein besondres Grab hat. Sieben Jahre lang, als (so lange als) das Leben dieses armen Thieres noch dauerte, blieb er beständig auf dem Hügel seiner Herren liegen. *Wie er seine gute Bewirthung erhalten hatte, verzehrte er sie nach und nach bey ihren Ueberreste*, unter redlicher und aufrichtiger Trauer." Gleich vorher hiefs es, er sey von Zeit zu Zeit in sein altes Haus gelaufen, wo man ihn noch fütterte, und so bald er gefressen, habe er sich wieder zu den Gräbern begeben. Und hier soll er *die gute Bewirthung bey den Ueberresten seiner Herren verzehrt* haben!? Der französische Schriftsteller wollte sagen: da er von jedem der hier Begrabenen Wohlthaten genossen, so habe er sich auch die Reihe herum bald auf dieses, bald auf jenes Grab gelegt, gleichsam um allen seine Dankbarkeit und Trauer zu beweisen. Um zu zeigen, wie arg der Vf. das Französische missverstanden, setzen wir die Worte hieher: *Comme il en avoit reçu de bons traitemens, il partageoit tour-à-tour à leurs restes ses pieux et sincères regrets.* Nur noch ein einziges Beyspiel. S. 181 wird eine besondere Art von Blitzableiter *des revidirenden* (residirenden) *Canonicus Divischs* (Divischs) *zu Prenditz in Morau* (Mähren) beschrieben. Er leitete das Gewitter in die Nachbarschaft. Zu Prenditz fiel blofs ein sanfter Regen *„bis das Gewitter vorüberzog."* Man halte mit den letzten Worten die Urschrift Th. II S. 182 zusammen: *tandis que le tonnerre renversoit plus loin les arbres, les hameaux et les clochers.* Gewifs müssen diese und ähnliche Stellen halb im Schlafe oder bey ähnlichen Abwesenheiten des Geistes übertragen und hingeschrieben worden seyn! Die letzte steht zumal in einem seltsamen Verhältnisse mit des Vf. obenerwähnten Studium aller *Fysiken!*

Gotha, b. Ettinger u. Paris, b. Barrois d. j.: *Muscologia recentiorum seu analysis, historia, et descriptio methodica omnium Muscorum frondosorum hucusque cognitorum, ad Normam Hedwigii.* Auctore *Sam. Ed. Bridel.* T. I. 1797. 23 Bog. 4.

Ein schöner Beytrag zu besserer Anordnung der unglaublich zahlreichen Familie der Laubmoose, in der bisher immer noch grofse Ungewifsheit und Verwirrung herrschte. Dieser erste Theil enthält eigentlich nur die Grundlehren von diesen Gewächsen und

der Eintheilung ihrer Arten in Gattungen, die er in eilf Hauptstücke eingetheilt hat. Im ersten stellt er den Begriff von Moos fest. Im IIten handelt er von den Theilen der Mooſe und ihren Nutzen, mithin der Wurzel, dem Stamm und den Blättern sehr umständlich. Im IIIten von den Zeugungstheilen oder der Blume. Unter den Theilen der männlichen werden nicht ganz ohne Grund die Saftfaden als Nectarien angegeben; wie auch bey der weiblichen, unter deren Theilen der Vf. ebenfalls wie Hr. *Hedwig* ehemals, das Mützchen für die Krone dieſer annimmt. Das IVte handelt von der Frucht; mithin von ihrem Stiel, von ihrer Richtung, Geſtalt, Farbe, Einrichtung, Mündung. Bey dieſer letzten geht er ihre verſchiedenen Beſatzungen *(periſtomia)* durch. Dieſen hat er das Deckelchen der Frucht, den Ring, das äuſserſte Säulchen und die Saamen folgen laſſen, und beſchlieſst mit dem Nutzen der Mündungsbeſatzung. Das Vte Hauptſtuck enthalt etwas von der Phyſiologie der Mooſe. In Anſehung ihres inneren Baues, mochte es wohl ſchwerlich zu behaupten ſeyn, daſs ihre Hauptgefäſſe eben ſo, wie die der groſsern holzigten Gewächſe gewunden ſind. Beweisbarer iſt ihre Reizbarkeit. Dann werden auch ihre chemiſchen Eigenſchaften kürzlich durchgegangen; beſonders in Anſehung der Luftarten. Im VIten iſt die Rede von der Oekonomie der Laubmooſe: ihrem Wohnort, ihrer Geſelligkeit, ihrer Fortpflanzung, ihrer Blühezeit, ihrer Befruchtung, ſogar in Waſſer, ihrem Wachsthum, ihrer Lebensart und Lebensdauer. Im VIIten Hauptſt. kommen die Vortheile der Mooskenntniſs und der Nutzen dieſer Gewächſe in der weitumfaſſenden Haushaltung der Natur, im Ackerbau, in der Heilkunde und den Künſten vor. Umſtändlich wird im VIIIten Hauptſt. die Geſchichte der Mooskenntniſs von Bauhin an bis auf Hedwig, und eines jeden Methode, ſie in Gattungen einzutheilen vorgetragen. Dann kommen im IXten Hedwigs Verdienſte um die Mooskenntniſs, nebſt deſſen Methode und ihrem Schickſale vor. Der Vf. ſtellt hier verſchiedene Fehler dieſer Methode auf, nachdem er ſie pünktlich durchgegangen hat, und giebt eine Eintheilung der Laub- und Lebermooſe, nach den Geſchlechtseinrichtungen an unter dem allgemeinen Titel einer XXIVſten Claſſe *Kalyptrogamia*. Am Ende auch etwas von den Verächtern der hedwigiſchen Methode. Die Ueberſicht ſeiner eigenen giebt er im Xten Hauptſtück. Er theilt die ſämmtlichen Arten in folgende vier Claſſen. Cl. 1. *Aperiſtomati; Phaſcum.* Cl. 2. *Gymnoperiſtomati; Sphagnum, Hedwigia, Gymnoſtomum.* Cl. 3. *Aptoperiſtomati*, erſter Abſchnitt a) mit ganzen freyen Zähnen; *Tetraphis, Octoblepharum, Leerſia, Grimmia, Pterigynandrum, Weiſſia;* b) mit ganzen oben eine Haut faſſenden Zähnen; *Polytrichum;* c) mit ganzen paarweis geſtellten Zähnen; *Splachnia, Swartzia, Didymodon;* d) mit geſpaltenen Zähnen; *Trichoſtomum, Fiſſidens, Dicranum.* Zweyter Abſchnitt mit wimperartiger Mündungsbeſatzung; *Tortula, Barbula.* Cl. 4. *Diploperiſtomati;* erſter Abſchnitt, mit gezahnt und winzerigter innern Mündungsbeſatzung a) die Zähne an ihren Spitzen frey; *Necke-ra, Orthotrichum, Leſkia, Hypnum, Bryum, Mnium;* b) die Zähne mit den Spitzen verbunden; *Kaelreuteria.* Zweyter Abſchnitt mit gezahnter und häutiger Mündungsbeſatzung; *Webera, Bartramia, Pohlia, Buxbaumia, Timmia.* Dritter Abſchnitt, gezahnt und gegitterte Mündungsbeſatzung; *Fontinalis, Meeſia.* Von allen dieſen Gattungen, werden endlich im XIten Hauptſt. die Definitionen in linneiſcher Manier aufgeſtellt. Am ſonderbarſten kann uns hier vor, daſs der Vf. die Fortſätze der innern Mündungsbeſatzung der *Leſkia*, Wimpern nennt und dieſe unter eine Rubrik mit dem *Hypnum* gebracht hat; da ſich dieſe Gattung von jener lediglich dadurch unterſcheidet, daſs ſich zwiſchen den Fortſätzen der innern Mündungsbeſatzung auch noch Wimpern befinden, und in Anſehung dieſes generiſchen Merkmales *Leſkia* und *Pohlia* einander vollkommen gleich ſind.

Im zweyten Theil, den wir begierig erwarten, wird der Vf. alle bisher bekannt gewordene Arten mit ihren Synonymen, nach dieſer Gattungseinrichtung aufſtellen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KONSTANTINOPEL: *Die Philoſophen aus dem Uranus. Freymüthige Bemerkungen über den politiſchen, moraliſchen und literariſchen Zuſtand von Deutſchland.* 1796. 235 S. 8. (16 gr.)

Zwey Philoſophen, die der Vf. aus dem Uranus auf die Erde herabſteigen läſst, erſtatten ihrem Könige Bericht über das, was ihnen in Deutſchland merkwürdig vorgekommen iſt, und dieſer Bericht wird hier mitgetheilt. Sein Inhalt betrifft den Soldatenſtand, die öffentliche Gottesverehrung und die Religion, die Aufklärung, das Lotto, die Preſsfreyheit, den Dienſthandel, den Deſpotismus, und andere Gegenſtände, die ſich auf den politiſchen, moraliſchen und literariſchen Zuſtand von Deutſchland beziehen. Alles iſt unter XXIII Rubriken gebracht. Die von dem Vf. gewählte Form iſt ſchon ſehr verbraucht und zu roh gearbeitet, um dem gebildeteren Geſchmacke gefallen zu können; über dieſes führt ſie auch die Unbequemlichkeit mit ſich, daſs dem Berichterſtatter Dinge, die uns ſchon lange bekannt ſind, oft weitläuftig beſchrieben werden müſſen, um ſie verſtehen und ſeinem Könige begreiflich machen zu können. Eigne neue Anſichten haben wir an dieſen ſchon oft gemachten Bemerkungen nicht gefunden, und der Bericht über viele, ſelbſt die wichtigſten Gegenſtände iſt ſo einſeitig und mangelhaft, daſs er dem, an welchen er gerichtet iſt, oder der ſich daraus unterrichten ſoll, nur einen eben ſo einſeitigen und unvollſtändigen Begriff ſowohl von dieſen Gegenſtänden ſelbſt, als von dem politiſchen, religiöſen, moraliſchen und literariſchen Zuſtande von Deutſchland gewähren kann. Die Schreibart iſt an mehrern Stellen nachläſsig und von Provincialismen entſtellt, die Erzählung und Darſtellung aber noch ſo ziemlich natürlich und flieſsend.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. Januar 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, HAERLEM u. HAAG, b. Allart, van der Aa und Scheurleer: *Verhandling waar in de Voortreffelijkheid der Evangeliebediening en derzelver belangrijke invloed op het waare welzijn van Kerk en Staat wordt aangeprezen, mede ingericht om Lieden van goeden huize aan te moedigen, dat zij hunne Zoonen niet te rug houden, maar gewillig aan ten dienst der Kerke overgeven; en om veel belovende Jongelingen daar toe op te wekken, en tegen ontmoedigende zwaarigheeden te versterken door Alb. Brink en Th. Hoog.* (1796) 126 S. 8.

Schon vor mehreren Jahren zog in Holland der immer mehr zunehmende Mangel an Subjecten, um die erledigten Predigerstellen zu besetzen, die Aufmerksamkeit der Regierung und Geistlichkeit auf sich. Bey näherer Untersuchung der Sache fand man, dafs der Hauptgrund, warum die Anzahl derer, die sich dem Predigtamt widmen, immer geringer werde, darin liege, dafs Leute von Ansehen und Vermögen ihre Kinder von solchen Stellen zurück zu halten suchen. Die Haagische Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion setzte daher in ihrem Programm vom J. 1791 einen Preis von 50 Ducaten auf die beste Abhandlung, worin die Vortrefflichkeit des Predigtamts angepriesen, und der wichtige Einfluss desselben auf das Wohl der Kirche und des Staats besonders in der Rücksicht gezeigt würde, um Leute von Ansehen und Vermögen zu bewegen, ihre Kinder von solchen Bedienungen nicht abzuhalten, sondern sie vielmehr dem Dienst der Kirche zu widmen. Die von den beiden Predigern *Brink* und *Hoog* eingesandte Abhandlung wurde in der Versammlung im J. 1793 des Preises würdig erkannt, und diese ist nun unter obigem Titel im Druck erschienen.

Die Abhandlung besteht, wie es die Aufgabe erfoderte, aus zwey Theilen. In dem ersten zeigen die Vff. die Vortrefflichkeit der Predigerbedienung und ihren Einfluss auf die Kirche und den Staat; und in dem zweyten Theil bemühen sie sich alle Bedenklichkeiten zu entfernen, wodurch Leute von Ansehen und Vermögen abgehalten werden, entweder ihre Kinder oder sich selbst einer solchen Bestimmung zu widmen.

Gleich anfangs wird bestimmt, was unter Bedienung des Evangeliums oder Predigtamt begriffen ist, nämlich alle diejenige Bemühungen, welche ein Lehrer der christlichen Kirche, dem entweder allein oder zugleich mit andern die Aufsicht über eine Gemeinde anvertraut ist, erfüllen mufs, um Menschen, welche seiner Sorge übergeben sind, zum Gehorsam des Glaubens zu bewegen, sie dazu zu ermuntern und darin zu befestigen. Ganz richtig wird bemerkt, niemand müsse sich einbilden, dafs das ganze Geschäfte darin bestehe, dafs man die Kanzel besteige und eine gut ausgearbeitete Predigt halte, sondern es gehöre auch dazu der besondere Unterricht der ältern und jüngern nach ihrer verschiedenen Fassungskraft, ein aufmerksames Achthaben auf das Betragen aller; zu rechter Zeit angebrachte, schickliche treue und wohlmeynende Anreden, Warnungen und Rathschläge, nach dem verschiedenen Zustand, worin sich Menschen befinden, eingerichtet; öfters angestellte Untersuchungen über die sittliche Beschaffenheit der Hausgenossen und der einzelnen Glieder; wachsame Vorsorge für das ewige Glück unsterblicher Menschen, welche vieles in sich begreift — allerley Versuche und Bemühungen, um die Menschen gegen das herrschende Verderben der Welt zu schützen, zu einer bessern Denk- und Lebensart zu bringen und das Ziel, die Vervollkommnung und Beglückung der Menschen, zu erreichen.

Die Vortrefflichkeit des Predigtamts wird zuerst im allgemeinen gezeigt. 1) Schon dieses erweckt einen hohen Begriff, wenn man bedenkt, dafs Jesus selbst es angeordnet und mit seinen Aposteln verwaltet hat. Freylich sind die jetzigen Prediger nicht unmittelbar angestellt, aber der Hauptsache nach verrichten sie doch dasselbe Werk, worauf Jesus selbst einen so hohen Werth legte, und ihm haben sie es zu verdanken, dafs sie in diesen Wirkungskreis sind versetzt worden. 2) Das Amt selbst zeugt von seiner Vortrefflichkeit. Viele andere und zum Theil erhabene Bedienungen haben nicht den mindesten Einfluss auf die Verbesserung des Verstandes und des Herzens, aber bey diesem Geschäfte ist eine Abwechselung von verschiednen und wichtigen Beschäftigungen, die alle auf die Ausbildung des Verstandes, die Veredlung des Herzens und die Uebung ächter Tugend hinleiten. Alles hat Bezug auf die Religion; und indem der Lehrer derselben für andere arbeitet, so vervollkommnet er sich auch selbst und wird zu frommen und menschenliebenden Gesinnungen erweckt. 3) Der Endzweck und das Ziel sind grofs, woran sich alles bey diesem Geschäft anschliefst. Der Nutzen, den andere Bedienungen haben, schränkt sich vornehmlich auf äufsere Umstände und die kurze Dauer dieses Lebens ein. Sie dienen dazu, um uns vor Unglück zu bewahren, aus Gefahren zu retten und zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben zu lei-

ten; aber bey dieſem allem kann dennoch der Menſch noch immer unglücklich ſeyn. Der Religionslehrer ſucht aber den Menſchen innerlich zu beſſern, ſeinen Verſtand von ſchädlichen Vorurtheilen zu reinigen, ſein Herz von der herrſchenden Macht verderblicher Fehler zu befreyen, ſeine Neigungen und Begierden richtig zu lenken und die unglücklichen Folgen abzuwenden, die aus dem einen oder andern unausbleiblich entſpringen — ja er arbeitet für die Ewigkeit.

Noch näher zeigt ſich aber die Vortrefflichkeit dieſes Geſchäftes in dem groſsen und wichtigen Einfluſs, welchen es auf die Kirche und den Staat hat. Die Kirche befindet ſich alsdann in einem blühenden Zuſtand, wenn Reinheit der Lehre und Heiligkeit des Wandels mit einander verbunden ſind. Beides wird aber durch das Predigtamt ungemein befördert. Was die Lehre betrifft, ſo wird die Kenntnifs derſelben eben dadurch unter alle Stände der Menſchen verbreitet, reiner erhalten, und zugleich gegen den Unglauben und deſſen Vertheidiger geſichert. Wie leicht wird es eben dadurch den Menſchen gemacht, die ohnehin bey ihrer Trägheit Aufmunterung nöthig haben, und gröſstentheils ſo wenig zur eigenen Unterſuchung im Stande ſind, um zu der Kenntnifs der wichtigſten und heilſamſten Wahrheiten zu gelangen? Sehr leicht könnten aber auch die ſchon erlernten richtigen Begriffe von Religion wieder verloren gehen, wenn ſie nicht auch in der Folge lebendig erhalten würden. Eben die Urſachen, welche Schuld daran ſind, dafs man insgemein ohne beſondre Ermunterung anfänglich wenig Mühe anwendet, um zur Kenntnifs der Religion zu gelangen, werden es auch bewirken, dafs man aus eigener Bewegung die geſammelten Kenntniſſe mühſam und kümmerlich unterhält. Ueberdem iſt es offenbar, dafs Mangel an Kenntnifs der Religion und ihrer Gründe eine der vornehmſten Urſachen iſt, warum der Unglaube ſo leicht Eingang findet. Dieſem wird aber von dem Religionslehrer durch gründliche Unterſuchungen, durch Darſtellung der Gründe und der Kraft der Beweiſe vorgebeugt. Die Religion mufs aber den Menſchen nicht allein aufklären, ſondern auch ſein Herz beſſern, und dazu trägt wieder das Predigtamt ſehr vieles bey. Wird dieſes recht ausgeübt, ſo bekommt die Kirche nicht allein im allgemeinen ein viel heiligeres Anſehen, indem die wiederholte Einſchärfung der Heiligung des Wandels nicht wohl ohne Segen bleiben kann, und die genauere Aufſicht des Lehrers auf das Betragen der Mitglieder dazu mitwirkt, ſondern die wahre Heiligkeit wird auch richtiger erkannt, erweckt und belebt.

Auch befördert das Amt des Religionslehrers das Wohl des Staats. Betrachtet man den Staat als eine Geſellſchaft von Menſchen, die alle in einer gewiſſen Beziehung mit einander ſtehn, ſo wird das Wohl deſſelben alsdann beſtehen, wenn gewiſſe Untugenden vermieden und im Gegentheil die entgegengeſetzten Tugenden ausgeübt werden; wenn ein jeder in dem Kreis, worin er geſetzt iſt, wirkſam bleibt; wenn keiner dem andern in ſeinen heilſamen Abſichten entgegenſtrebt, ſondern ein jeder vielmehr dazu behülflich iſt, und alle mit vereinigten Kräften wirken, um bey den allgemeinen Angelegenheiten des Staats thätig zu ſeyn. Hier ſchreibt nun das Evangelium allen ſeinen Bekennern eine ſolche Lebensregel vor, wodurch ein Volk wahrhaftig glücklich werden kann, und dieſe wird durch die Religionslehrer unter allen Ständen verbreitet und mit den ſtärkſten Bewegungsgründen angedrungen. Dem Fürſten, dem Richter, dem Gelehrten, jedem in ſeinem Stande und Beruf werden die ihm obliegenden Pflichten eingeſchärft, und Leute vom niedrigſten Stande und verwahrloſter Erziehung wieder zu beſſern Geſinnungen erweckt.

In dem zweyten Theil der Abhandlung werden zuerſt die Aeltern, die durch ihr Anſehen und ihren Rath ſehr viel auf den Entſchluſs und die Beſtimmung ihrer Kinder wirken können, angeredet. S. 79. heifst es unter andern: „Aeltern von Anſehn und Vermögen, wir bitten auf das ernſtlichſte, dafs ihr, wenn ihr Söhne habt, bey welchen ihr einen überwiegenden Hang zum Predigtamt entdeckt, durch keine falſche Vorurtheile euch beherrſchen laſst, gleich als wenn dieſes Amt für Kinder von ſolcher Geburt und ſolchem Stande zu niedrig wäre, und darum ihnen entgegenwirkt und ſie auf alle Weiſe deswegen zurückhaltet. — Wir bitten euch, betrachtet doch dieſes einmal ohne Vorurtheil, erwägt doch, was vorhin von der Vortrefflichkeit dieſer Bedienung an ſich und ihrem unbeſchreiblich groſsen Nutzen für das Wohl der Kirche und des Staats iſt geſagt worden, und bedenkt zugleich, wie viel eure Kinder noch vor andern voraus haben, um zu einer ſo herrlichen Bedienung geſchickt zu werden.“ Die Vf. machen darauf auf die Gründe aufmerkſam, wodurch ſolche Aeltern ſollten bewogen werden, ihre Kinder dem Dienſt der Kirche zu widmen. 1) Ihr Beyſpiel würde groſsen Einfluſs auf andre haben. Der Geringſchätzung des Predigtamts, die nothwendig immer mehr zunehmen mufs, wenn Aeltern von Anſehen ihre Kinder davon zurückhalten, würde dadurch nicht allein vorgebeugt, ſondern andere würden durch das Beyſpiel auch ermuntert werden, ſich dieſem Amt zu widmen. 2) Auf dieſe Weiſe würden ſich mehrere geſchickte Subjecte zu ſolchen Bedienungen finden: denn ohne Zweifel finden ſich unter den Kindern ſolcher Aeltern mehrere, die gute Anlagen und auch Neigung zu einem ſolchen Amt haben, und eben dieſe befinden ſich in der Lage, dafs ſie ſich dazu recht vorbereiten können, da andere, die in Anſehung ihres Vermögens eingeſchränkt ſind, eben dadurch gehindert werden und ſich öfters nur oberflächliche Kenntniſſe erwerben können. 3) Bey der Verwaltung des Predigtamts kommen auch Umſtände vor, in welchen ein Lehrer der Vermögen beſitzt, vor andern vieles voraus hat. Er kann z. B. die Jugend durch Belohnungen und Preiſe ermuntern, Kranke und Elende unterſtützen, und dadurch ſehr viel Gutes bewirken. 4) Kinder ſolcher Aeltern, die Anſehen und Vermögen haben, ſind auch insbeſondere

dere geschickt, mit Personen von Ansehn und Rang so umzugehen, wie es ihr Stand erfodert, und sich auch diesen nützlich zu machen.

Zuletzt werden die Jünglinge angesehener Aeltern, die natürliche Anlage und Neigung haben, solche Stellen zu bekleiden, ermuntert, sich durch keine Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die sich ihrer Neigung entgegenstellen könnten, zurückhalten zu lassen. Die Bedenklichkeit, dass das Geschäft sehr mühsam sey und viel dazu gehöre, so grosse und wichtige Pflichten zu erfüllen, wird dadurch zurückgewiesen, dass sich überhaupt niemand durch Mühe und Arbeit, die mit jedem Geschäfte verbunden zu seyn pflegen, müsse zurückschrecken lassen; dass alle Arbeit und Beschwerlichkeit bey diesem Amt auch wieder durch grosse Freuden versüsst würden, und dass der redliche Diener der Religion sich auch wieder gestärkt fühlen werde. Darauf werden die Umstände in Erwägung gezogen, wodurch mancher, besonders in unsern Tagen, kann abgehalten werden, ein solches Amt zu wählen, dass nämlich der Religionslehrer wenig Achtung in der Welt erwarten dürfe; dass er stets mit den niedrigsten Menschen umzugehen habe; dass er viele Vergnügungen des Lebens entbehren müsse; dass ihm keine Zeit übrig bleibe, sich mit andern nützlichen Künsten und Wissenschaften zu beschaftigen; dass er oft von seinen Freunden und Bekannten weit entfernt werde und wohl gar eine Gemeinde bekomme, deren Denkart und sittlicher Charakter ihm viele Unannehmlichkeiten verursache. Ueber alles dieses wird viel Gutes und Zweckmäfsiges gesagt, um solche Einwürfe zu widerlegen und edeldenkende Jünglinge zu ermuntern, sich dem Dienst der Kirche zu widmen. Ueberhaupt reden die VIf. eine herzliche und eindringende Sprache, und es ist zu wünschen, dass ihre gutgemeynten Vorstellungen und Ermnnterungen bey vielen Eingang finden mögen. Inzwischen betrachten sie doch auch manches zu einseitig, und es wird immer ein Hauptbinderniss bleiben, dass meistentheils mit solchen Stellen gar zu wenig äussere Vortheile verknüpft sind.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. dem Vf. u. in Comm. b. Grattenauer: *Predigten über die sonn- und festtaglichen Episteln des ganzen Jahrs.* Von *Valentin Carl Veillodter*, Mittagsprediger an der Kirche zum h. Kreutz bey Nürnberg. 1797. I. B. 327 S. II. B. 462 S. 8. (2 Rthlr.)

„Diese Predigten, sagt Hr. *V.* in der Vorrede, wurden vor einer gänzlich gemischten, aus Stadt- und Landbewohnern bestehenden Versammlung, und zu einer Stunde des Tages gehalten, wo Kürze des Vortrags unumgänglich nothwendig, dadurch aber auch Unvollständigkeit in der Ausführung wichtigerer Gegenstände unvermeidlich war.“ Nach dieser Anzeige und Versicherung erwartete Rec. Predigten, die, im Ganzen genommen, für ein unaufgeklarteres Auditorium pafsten, und sich durch mindere Ausführlichkeit und vorzügliche Kürze vor andern auszeichneten. Allein er fand alles ganz anders. Er fand diese Predigten, theils in Ansehung der darin behandelten Materien, theils der Art dieser Behandlung, und dem Vortrage nach, so beschaffen, dafs sie mehr für die denkende und gebildetere Classe von Zuhörern zu seyn scheinen. Auch sind sie nichts weniger, als kurz, da fast jede beynahe einen ganzen ziemlich eng gedruckten Bogen füllt. Ueberdies scheint uns so manches andere der Beschaffenheit eines solchen Auditorium, als der Vf. zu haben versichert, keinesweges zu entsprechen. Seine Texte, selbst die freyen und selbstgewahlten, sind immer wenig, oder gar nicht benutzt, wie z. B. der Text zur Reformationspredigt 1 Cor. VII, 23. der doch wohl, bey gemischten Zuhörern, einiger Erläuterung bedurfte, auch hier und da in der Predigt selbst eine ungezwungene und schickliche Anwendung gestattet hätte, wodurch dem Zuhörer das Verstehen und das Behalten der Sachen ungemein erleichtert wird. Hiernächst ist seine Exegese nicht immer richtig und genau genug, sondern oft blofs dem Bedürfnisse des Vf. angepafst. So übersetzt er z. B. I Thess. V. 21 πάντα δοκιμάζετε· τὸ καλὸν κατέχετε „Prüfet alles, und *nur das, was euch gut dünkt*, behaltet.“ S. 113. Welchem Misbrauch würde aber eine solche Vorschrift ausgesetzt seyn, wenn sie der Apostel wirklich gegeben hätte? — So würden wir auch in dem Text zur Predigt am Pfingstfeste: Jo. I, 17. χάρις καὶ ἀλήθεια nicht durch *die wahren, höhern Güter*, wie es der Vf. giebt, sondern durch: *die recht wohlthätige Wahrheit*, d. i. die evangeliche Lehre, im Gegensatz des νόμος übersetzen. S. 110. Eben so möchte Rec. wissen, wie Hr. *V.* in 1 Thess. 2, 13. den Sinn finden könnte: nehmet unsere Predigt nicht auf als Menschenwort, sondern *glaubet sie nur dann, wenn ihr sie als göttliche Wahrheit erkannt habt.* S. 114. Paulus sagt: παραλαβόντες, λόγον ἀκοῆς παρ' ἡμῶν τοῦ θεοῦ, ἐδέξασθε οὐ λόγον ἀνθρώπων, ἀλλὰ (καθώς ἐστιν ἀληθῶς) λόγον θεοῦ. Wenn der Vf. in eben dieser Pfingstpredigt die Vorzüge der christlichen Religion vor der Mosaischen darin setzt, dafs sie 1) wahre Aufklärung zu verbreiten fähig ist; so hätte er richtiger sagen sollen, dafs sie *einen höhern Grad* von Aufklärung, als die mosaische, zu verbreiten geschickt ist. Denn die alttestamentliche Lehre war ja auch fahig, Aufklärung zu verbreiten, und verbreitete sie wirklich, in so weit die Menschen jenes Volks und jener Zeiten derselben empfänglich waren. Aber freylich verbreitet das Christenthum ein ungleich grösseres Maafs der Aufklärung, weil es eine grösere Freyheit des Selbstdenkens und Prüfens gestattet, als das Judenthum. Den andern Vorzug der Lehre Jesu vor der mosaischen, setzt Hr. *V.* in *ihren schönen Inhalt*, und scheint sich denselben so wenig deutlich gedacht zu haben, dafs er ihn bald durch einen *erhabenen*, bald durch einen mildern kindlichen Geist athmenden, bald noch anders erklärt.

Auch ſpricht er hier ganz in dem gewöhnlichen, die Sache übertreibenden Modetone S. 115.: „die Gottheit erſcheint bey Moſe *immer* unter dem Bilde des verſchloſſenen mächtigen Regenten und Gebieters; kündigt ſich bey ihm *ſtets* durch Sturm und Wetter an; daher werden *ſtets* ihre ſtrenge Gerechtigkeit und ihr Eifer geprieſen; daher wird verſichert, daſs Gott das Böſe noch an Kindeskindern räche u. ſ. w.“ — Aber werden wohl ſolche Behauptungeu, ſelbſt wenn man das Wort: moſaiſche Religion in einem ungewöhnlich engen Sinne nimmt, nicht ſchon durch die einzige Stelle Exod. 33, 19. 34, 6. und durch die Vorſtellung widerlegt, daſs ebendaſelbſt, wo geſagt wird, Gott ſtrafe das Böſe an *Kindeskindern*, auch zugleich verſichert wird, er thue denen, die ſeine Gebote halten, *in tauſend Glied* wohl, und erzeige ihnen Barmherzigkeit? Man muſs nichts auf Koſten der Wahrheit, und mit unverdienter Herabſetzung des andern erheben. Beym dritten Vorzuge, deſſen der Vf. erwähnt, gedenkt er auch der Taufe und des Abendmals der Chriſten, und ſpricht S. 119.: „durch jene ſollen die Chriſten — *freylich eigentlich erſt die Erwachſenen.*“ — Dies vor einer vermiſchten Verſammlung, vor einer Chriſtengemeinde, wo die Kindertaufe, ohne allen Anſchein oder Hoffnung ihrer Abänderung, eingeführt iſt, ſo nackt hinzuſagen, dünkt Rec. zum wenigſten *unvorſichtig* zu ſeyn, und nur dazu zu dienen, eine Religionshandlung in der Achtung des Volks herabzuſetzen, die ihm vielmehr ehrwürdig erhalten werden muſs, ſo lange es ſie hat; wenn zumal für ihren Urſprung und Zweck noch ſo viel gutes geſagt werden kann, als es bey der Kindertaufe der Fall iſt. — Dieſe wenigen Bemerkungen haben übrigens keineswegs die Abſicht, dieſe Predigten des Hn. *V.* um den Anſpruch zu bringen, den ſie, unſerer obigen Verſicherung nach, auf den Beyfall denkender und aufgeklärter Leſer, ihres Inhalts und Vortrags wegen, mit Recht machen. Sie ſollen ihm nur zum Beweis der Aufmerkſamkeit dienen, womit Rec. ſein Buch geleſen hat; wohin auch noch der Wunſch gehört, daſs Hr. *V.* ſein Lieblingswort *ſchön*, welches wir zuweilen in *einer* Predigt etliche 20mal gefunden haben, hier und da mit einem andern paſſendern vertauſcht haben möchte!

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Ohne Druckort: *Praktiſche Vorſchläge und Bemerkungen, auch Unterſuchung von Klagen über verſchiedene Gegenſtände aus der Forſtwirthſchaft und dem Jagdweſen.* 1797. 38 S. kl. 8. (4 gr.) Dieſe kleine Schrift iſt eigentlich die Replik eines Ungenannten, welcher das würtembergiſche Forſtperſonale gegen einige auf dem letzten Landtage gegen daſſelbe aufgeſtellte Klagen zu vertheidigen ſucht; er unterſucht dabey zugleich einige wichtige Forſtgegenſtände und Gebrechen: zeigt deren Grundurſachen und giebt die Mittel an, ihnen abzuhelfen. Vortrefflich abgehandelt iſt die erſte Frage, wie können die ſeit einigen Jahren ſo ſehr geſtiegenen Holzpreiſe wiederum vermindert werden? Nicht weniger lehrreich iſt die Beantwortung der zweyten Frage, welche die Etablirung einer guten Forſtverwaltung in Würtembergiſchen zum Gegenſtande hat.

So wichtig und intereſſant dieſe Fragen für das Würtembergiſche ſeyn mögen; ſo ſind ſie es nicht minder auch für andere Gegenden; da die hier angeführten Gegenſtände ganz unverändert auch für mehrere gelten können. Es verdient deswegen dieſe kleine Schrift um ſo mehr geleſen zu werden, da ſie auſserdem einen Vf. hat, der ohne Zweifel ein Mann von Metier iſt, und das Locale ganz kennt.

Mathematik. *Zittau u. Leipzig*, b. Schöps: *Neue arithmetiſche Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen.* Erſtes und zweytes Stück. 36 S. kl. 8. (8 gr.) Dieſe Unterhaltungen ſind, zufolge des Vorberichts, eine Fortſetzung der ehedem in drey Bänden herausgekommenen arithmetiſchen Beſchäftigungen. Der Herausgeber unterſchreibt ſich *Goldberg* aus Rennersdorf bey Herrnhuth. Das Werkchen iſt eine einfältige Compilation aus alten und neuen Rechenbüchern, worin wenig Brauchbares vorkommt. Einiges iſt Unſinn, als der Abſchnitt von hieroglyphiſchen Rechnungen für forſchende Rechner. „Wer die arithmetiſchen Zahlen,“ heiſst es, „mit Nachdenken betrachtet, der wird in der ſonderbaren Eigenſchaft mancher Zahl ſehr viel Wunderliches und Unerklärbares finden, wozu noch kein Arithmetiker den Schlüſſel gefunden hat. Z. B. die Eigenſchaft der Zahl 11, der Zahl 37, der Zahlen 8. 3. 6, die, wenn ſie mit beſondern Zahlen multiplicirt werden, gar *ſeltne* und *unerklärbare Reſultate* nach immer gleichen Verhältniſſen geben. In den *Myſterien* der Hebräer wurden die Zahlen nach ihrer Progreſſion alſo geſetzt (hier ein gewiſſes Schema), ſelbſt der Tempel Salomonis ſoll nach dieſer Skizze erbaut worden ſeyn.“ Nun etwas Unverſtändiges von arithmetiſchen und geometriſchen Symbolen. Weiterhin noch etwas von der Zahlenwiſſenſchaft der Hebräer. In dieſer befaſsen, nach dem Vf. oder ſeinem Autor, die Hebräer ſolche Geheimniſſe, die unſer Jahrhundert gar nicht mehr kennt. Nun eine Reihe cabbaliſtiſcher Benennungen. Die ſammtlichen Abtheilungen der cabbaliſtiſchen Wiſſenſchaft conſtituiren die Theile der höhern Mathematik. Eben ſo unſinnig in einer andern Gattung iſt was über muſikaliſche Verhältniſſe gleich darauf folgt. — Es iſt nicht der Mühe werth, Erinnerungen über die vorgetragenen Rechnungen zu machen. — Ein gutes Excerpt findet ſich in inzwiſchen S. 126. aus *Petrus Apianus* Rechenbuch, von dem Gebrauch der Kettenregel zu Wechſelrechnungen. Unſer groſse Literator *Käſtner*, ſagt in ſeiner Geſchichte der Mathematik I. S. 54. daſs er Zuſammenſetzung mehrerer Proportionen, wie die Kettenregel, bey den Rechenmeiſtern des 16. Jahrhunderts nicht finde. Des Apianus Unterweiſung aller Kaufmannsrechnungen hat er in dieſem Werke nicht angeführt. In der Fortſetzung der Rechenkunſt S. 30. bemerkt er, daſs *Grammann* gewöhnlich für den Erfinder der Kettenregel, (d. i. der äuſsern Form) angegeben werde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

FRANKFURT und LEIPZIG: *Die mosaische Geschichte des Menschen, von seinem Ursprunge bis zum Entstehen der Völker.* Von Dr. *J. L. H.* 1793. 132 S. 8.

Abermals ein *allegorischer* Versuch über die mosaische Urgeschichte, aber doch mit Sprach- und Sachkenntnifs unternommen! Kann gleich dieser Versuch, nach welchem die mosaische Urgeschichte ein *Gemische von wahrer Geschichte und hieroglyphischen Bildern* seyn soll, bey protestantischen Gottesgelehrten in unsern Tagen nach so vielen tief eindringenden Untersuchungen sein Glück nicht mehr machen: so ist doch der Scharfsinn des Vf., welcher nach mehrern öffentlichen Nachrichten Hr. Dr. *Hug* in Freyburg seyn soll, nicht zu verkennen; und so manche schöne Spracherläuterung aus dem arabischen und syrischen macht wirklich einem katholischen Theologen Ehre. Einzelne Parthien des Buchs verdienen sogar an sich, aufser ihrer Verbindung mit der Hauptidee des Vf., allen Beyfall, und sind auch bey der besten, *mythischen* Behandlung der Urgeschichte sehr sehr wohl zu gebrauchen. — Wir wollen nun zuerst die Hauptgedanken des Vf. aus dieser Schrift ausheben. Wir haben zwar, sagt der Vf., hier keinen Obelisk vor uns, aber grofse Trümmer der ägyptischen Weisheit, Bruchstücke von der Erkenntnifs der Vorwelt. Die Aegyptier und Phönicier sind nach dem einmüthigen Zeugnifs der Geschichte die ersten Menschen, welche sich zu dem Grade der Bildung emporschwangen, dafs sie Wissenschaften und Künste hatten. Alles was von den Begebenheiten älterer Zeiten sich aus der Vergessenheit gerettet hat, nahm seine Zuflucht zu den ersten, und fand ein heiliges Asyl in den Tempeln ihrer Götter, wo es die Priester sorgfältig pflegten und erhielten. Da wurden alte Traditionen von der Schöpfung der Erde und des Menschen, von seiner Entwickelung und Fortpflanzung aufbewahrt. Und dies geschah aus Mangel der Buchstabenschrift in Hieroglyphen. Diese kannte Moses, denn er war in allen Wissenschaften der Aegyptier unterrichtet. Gleiche Quellen hatte *Sanchuniaton;* denn dieser borgte, nach Eusebius (*Praepar. Evang.* l. 1.) seine ältesten Nachrichten aus den Tempel-Denkmälern Aegyptens, aus den Schriften, welche in den Gewölben des Jupiter Ammon aufbewahrt wurden. Daher die grofse Uebereinstimmung beider Urkunden, dafs eine aus der andern erläutert werden kann, (welches auch ein Hauptgeschäft des Vf. in gegenwärtiger Schrift ist; wobey er aber *Fulda's* Vergleichung Mosis und Sanchuniaton's über Kosmogonie, Androgonie etc. in *Paulus Memorabilien* St. 2. S. 102. ff. gar nicht zu kennen scheint). Nur bezieht Sanchuniaton alles auf sein Vaterland, so wie Moses auf seine Nation; daher wandeln beide nur so lange mit einander, als von den ersten Generationen der Menschen die Rede ist, und trennen sich, wo sich die Stammväter ihrer Völker trennen. Ist nun ägyptische Hieroglyphik die Quelle der Nachrichten bey Moses und Sanchuniaton, so haben wir hier *lediglich Allegorien und Philosophumena* zu suchen, welche sich wegen der Gleichförmigkeit des Vortrages von Facten nur schwer unterscheiden lassen. Es liegen oft frühe Versuche des Forschungsgeistes unter Allegorien verborgen; die Figurschrift und Einbildungskraft gab ihnen Personification, und die Personification machte sie den Thatsachen ähnlich. *Daher ist ein grofser Theil des ägyptischen Mythus nichts als ein Gewebe allegorisirter Theoreme der Naturlehre.* So ist demnach die Geschichte Mosis eine Geschichte der Menschheit: sie erzählt nicht blofs den Ursprung unseres Geschlechts, und seinen ersten Zustand, sondern sie verfolgt auch die Entwicklung seiner Anlagen, Triebe und Fähigkeiten. In einem Werke dieser Art waren mannichfaltige *speculative Betrachtungen* nothwendig, die nach dem Geschmack der Zeiten, in denen Moses sein schriftstellerisches Talent gebildet hat, *in allegorischer Einkleidung* auftraten. Moses fand also entweder eine Beschreibung der Hieroglyphe in Buchstabenschrift schon vor; oder er verfafste selbst eine Beschreibung des Gemäldes, so wie es vor seinen Augen stand (S. 45.). — Aus diesen Gründen betrachtet nun der Vf. die ganze mosaische Urgeschichte in einem allegorischen Gesichtspunkte, wo freylich Witz, und Einbildungskraft einen weiten Spielraum haben. — Die Schöpfungsgeschichte der Welt und des Menschen versteht der Vf. eigentlich; die allegorische Deutung fängt er mit der Bildung der Frau aus der Rippe, oder Seite des Adams an. Die Seite des Mannes war nach der Vorstellung der Aegyptier die Quelle seiner Fruchtbarkeit. Das Weib ist aus der Seite oder Lende des Mannes gebaut, heifse also: *es hat die nämliche Kraft zur Generation in sich, so wie sie der Mann in seinen Hüften trägt.* Daher die wechselseitige Sehnsucht beider Geschlechter. — Die verbotenen Bäume sind, da die Dialogen nicht wirklich im Paradiese vorgefallen seyn können (S. 40—50.), nur Anordnungen Gottes, Anstalten, die er bey der Einrichtung der menschlichen Natur traf. Und das Ganze kann nichts ande-

res seyn, als ein *allegorisches Theologumenon* über irgend eine wichtige Erscheinung in der menschlichen Natur. Es soll uns vielleicht die Ursache enthüllen, woher der Mensch mit so vielen Leiden umgeben ist, und ein mühevolles Leben mit dem bittersten aller Leiden, mit dem Tode endet. Die Schlange hat, als Symbol, zweyerley Haupteigenschaften, *Leben* und *Einsicht;* so sind auch zweyerley Bäume, *Baum des Lebens*, *Baum der Einsicht.* Vielleicht waren es also die Schlangen, welche ihre Wirkungen ausdrückten, ihre Früchte bildlich anzeigten. An einem war die Schlange als Sinnbild des Lebens, an dem andern als Sinnbild der Erkenntnifs in der hieroglyphischen Zeichnung vorgestellt, und *daher* waren die *Namen* der Bäume, Baum des Lebens, Baum der Erkenntnifs. Der Geschichtschreiber erzählt zwar nur von *einer* Schlange am Erkenntnifsbaum; aber hier gieng die Haupthandlung vor; vom andern Baume redet er gleichsam nur im Vorbeygehen, er berührt ihn nur, er schildert ihn nicht. Die Bäume tragen also zur Hauptidee des Ganzen unmittelbar nichts bey, sie sind *nur des Gartens wegen* da; aber die Symbole, die daran hiengen, waren voll Bedeutung; an ihnen hieng Gutes und Böses, Frucht des Verderbens und des Lebens. Die Schlange am *Erkenntnifsbaum* ist die Verführerinn. Erkennen (יָדַע) hat zweyerley Bedeutung: *einsehen*, und *erzeugen.* Die Schlange symbolisirt also beides, Einsicht und Erzeugung; hier die Erzeugung, denn der Geschichtschreiber sagt: sie bemerkten ihre Blosse. Ihre Verführung bestand also in der *Entwickelung ihres Geschlechtstriebs;* das Weib verführt den Mann. Sehr natürlich; denn das Weib reifet eher, und macht die Empfindungen bey dem Manne rege. Aus der Befriedigung des Geschlechtstriebs erklärt nun der heilige Schriftsteller den Ursprung alles Uebels. Die Menschen hatten die Wahl, sie hatten den Baum des Lebens neben dem verführenden Baume. Sie konnten den Trieb beherrschen, und glücklich leben, ohne kommenden Enkeln durch den Tod Platz machen zu müssen. Allein das thaten sie nicht, daran ist Jehova *unschuldig* (und doch hat Gott den Fortpflanzungstrieb in die Menschen gelegt!). Er mufste sie nun zum Glück der Menschheit von dem Baume des Lebens entfernen, dafs sie nicht unsterblich würden, und dadurch ihr Elend unendlich vermehrten. Nicht von Gott stammt also das physische Böse, sondern von den Urmenschen selbst. Dieses ist demnach der erste philosophische Versuch der Urwelt die Gottheit zu rechtfertigen, *die erste Theodicee in Hieroglyphen.* — Die Schlange, als Verführerinn, als Sinnbild des Zeugungstriebes, mufste nun auch gestraft werden. Die Schlange kriecht an der Erde, verfolgt die Verführten, welche mit ihren Ferfen an ihr Rache üben. Der *Zeugungstrieb*, der so viel Unheil über die Menschen gebracht hat, ist der niedrigste der Triebe, kriechet im Staube; indessen liegt er doch mit den Nachkommen des Weibes in einem ewigen Kampfe; tausendmal wird er in ihnen rege, und sie dürfen ihn nicht befriedigen; sie müssen kämpfen, den Kopf der Hydra zertreten, oder unterliegen. Die Urmenschen mufsten nun den Lustgarten verlassen, d. h. sie bufsten nun ihre reinen unschuldigen Freuden ein; es wurde ein Hüter des Gartens, ein Cherub oder Sphinx, hingesetzt, dafs sie nicht wieder zurückkehrten, und zu ihrem eigenen gröfsern Unglück sich an der Frucht des Lebens vergriffen. Aber der Cherub hat in der Hieroglyphe noch eine andere Bedeutung. Auch vor den Tempeln der Götter in Aegypten standen Sphinxe; diese bedeuteten, dafs die Lehre von der Gottheit dunkel und räthselhaft, und die Weisheit und Theologie, die hier gelehrt werde, symbolisch sey. Mit dieser Bestimmung stand auch der Sphinx am Thore des Gartens am Ein- und Ausgange der Steinzeichnung, um es anzukünden, dafs dieser Aufsatz der Figurschrift tiefe theologische Speculationen, Lehren von der Gottheit enthalte; er sagt es jedem, dafs hier *nicht Geschichte*, sondern *theologisches aenigma* zu suchen sey. — So ist auch, sagt der Vf., zur Ehre der Menschheit Kains Brudermord keine Thatsache; der erste, der vom Weibe geboren wurde, war noch nicht so lasterhaft, dafs er Bruderblut vergofs; noch lange nachher hatte man keinen Begriff vom Tode. Die Erzählung ist vielmehr, wie die Geschichte der verführenden Schlange, ein *speculativer Versuch*, irgend einen Gegenstand in der *moralischen Natur* des Menschen aufzuklären. Der Ursprung des *physischen* Uebels ist die Zeugung, die Vermehrung unserer Gattung: dies war mit Recht mit der Geschichte des *ersten* Menschenpaares verknüpfet; denn sie waren die ersten, welche zeugten. Der Ursprung des *moralischen* Uebels war eine Frage, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit der ersten die nächste Verbindung mit derselben foderte; sie wurde darum mit der Geschichte des *zweyten* Menschenpaares verbunden. Der Ursprung des Sittlichbösen ist im Menschen vorgestellt. Der Mörder ist Kain; und Kain heifst Besitzung; der habsüchtige wurde ein Mörder. Das zum Grunde liegende Philosophem ist also: *die Begierde viel zu haben, die ersten im Menschengeschlechte aufsteigenden Begriffe von Eigenthum sind die Ursache seines sittlichen Verderbens.* Damit stimmen auch die dem Kain dictirten Strafen überein. So wie den Kain die Todesfurcht rastlos umhergetrieben, so treibt das böse Gewissen den Lasterhaften mit seinen Geifselhieben in einer ewigen Unruhe umher. Das sittliche Böse beunruhigt den Menschen von innen, während ihn das physische von aufsen bestürmet. Die Urgeschichte ist also nicht eigentlich eine Geschichte *einzelner* Menschen, sondern Geschichte der ganzen *Menschheit.* — So bezeichnen auch die folgenden Geschichten die Fortschritte der menschlichen Cultur, die Erfindung der Künste, und das Anwachsen des sittlichen Verderbens. Doch nimmt der Vf. darunter auch manches eigentlich historische an, z. B. bey dem babylonischen Thurmbau. Nur denkt er sich die Sache so, dafs die schon vorher durch weite Entfernung der einzelnen Familien von einander entstandene Verschiedenheit der Sprachen, hauptsächlich in *Bedeutungen* der Wörter, sich erst nach der gewalt-

samen

ſamen Zuſammentreibung dieſer Familien und Stämme zum gemeinſchaftlichen Thurmbau durch den deſpotiſchen *Ninus*, der deswegen *Nimrod* heiſse, bey dieſer Gelegenheit geoffenbaret habe, wodurch der ganze Plan des Ninus vereitelt worden ſey. — Dies mag zur Darſtellung der Hauptgedanken des Vf., und der Tendenz ſeiner Schrift genug ſeyn! —

Unmöglich können wir uns hier in eine genaue Prüfung dieſes neuen allegoriſchen Verſuchs über die Urgeſchichte einlaſſen; aber einige allgemeine Bemerkungen werden ſchon hinreichen, den Werth deſſelben zu beſtimmen; übrigens verweiſen wir auf *Gabler's* Einleitung zum 2ten Theil der Eichhorn'ſchen Urgeſchichte, wo der *hieroglyphiſche* und *allegoriſche* Geſichtspunkt der Urgeſchichte ſchon von allen Seiten ausführlich geprüft worden iſt. Der Vf. ſtellt keinen neuen dort unberührten Grund auf, wodurch die hier gelieferte allegoriſche Erklarung gerechtfertigt werden könnte. — Man giebt dem Vf. gern zu, daſs Moſes mit den ägyptiſchen Hieroglyphen bekannt geweſen ſey; man leugnet aber mit Grunde, daſs dieſe eine Geſchichte der Urmenſchen enthalten haben, und daſs Moſes, der die übrigen Theile der Geneſis aus alten *Semitiſchen* Sagen ſammelte, gerade *dieſe* älteſte Geſchichte aus Hieroglyphen geſchöpft habe; wozu noch der Gebrauch des Namens אלהים und יהוה kommt, der den Aegyptiern unbekannt war; dieſer weiſet vielmehr auf jene alten Urkunden, welche ſich dadurch von einander unterſcheiden, und woraus überhaupt die Geneſis zuſammengeſetzt iſt. Mit Recht nimmt ſich zwar der Vf. S. 8. ff. der Fragmente des *Sanchuniaton's* an, die allerdings ehrwürdige Reſte des Alterthums enthalten, die offenbar phöniciſchen *Urſprungs* ſind, und nicht die Verachtung verdienen, welche ſie von manchen erfahren muſsten; wenn gleich nicht zu leugnen iſt, daſs ſein ſpäter Ueberſetzer *Philo* aus Byblus ihm manches angedichtet habe, wozu noch manche Miſsverſtandniſſe und Interpolationen im *Euſebius* kommen. Allein daſs Sanchuniaton ſeine Geſchichte aus den ägyptiſchen Tempeldenkmälern erborgt habe, iſt bloſs Sage des *ſpätern* Zeitalters, das alle Weisheit, ſelbſt die griechiſche, aus Aegypten entſtehen lieſs. Euſebius kann hier gar nichts beweiſen. Man ſieht aber leicht ein — und es erhellt noch mehr aus dem geſchickt durchgeführten Parallelismus des Vf. — daſs die Fragmente des Sanchuniaton's mit den moſaiſchen Fragmenten aus derſelben Hauptquelle gefloſſen ſind. Nur kommt der Vf. mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, wenn er in der Urgeſchichte des Sanchuniaton's noch allegoriſche Gemälde findet, und ſich doch auf Euſebius beruft, der in der S. 16. angeführten Stelle ausdrücklich den Sanchuniaton ſagen läſst: er habe die ägyptiſchen Hieroglyphen *von ihrem allegoriſchen Gewande* entkleiden müſſen. So dürfen wir alſo nicht mehr Allegorien in dem Sanchuniaton ſuchen; er hat ſie ja ſchon entkleidet. — Auch iſt ein Hauptfehler dieſes allegoriſchen Verſuchs, daſs die Erzählungen der Geneſis ſo *ungleich* gedeutet werden, halb hiſtoriſch, und halb allegoriſch. Dies iſt gegen die erſte Grundregel der richtigen Behandlung alter Urkunden: „man „darf nicht das eine hiſtoriſch, und das andere allegoriſch, noch weniger einiges hiſtoriſch und allegoriſch *zugleich*, oder gar *doppelt* allegoriſch (wie „der Vf. zuweilen thut), erklären; ſondern *überall* „muſs in den beiden Kapiteln, dem 2ten und 3ten, „*Einheit des Geſichtspunkts und der Auslegungsart herr*„*ſchen*." So ſoll der Cherub nach dem Vf. erſt Hüter des Paradieſes ſeyn, damit die Menſchen nicht durch ewiges Leben noch unglücklicher würden, alſo Symbol der wohlthätigen Sterblichkeit der durch Zeugung unglücklich gewordenen Menſchen; dann ſoll aber auch der Cherub ein Emblem ſeyn, daſs hier eine Hieroglyphe zu ſuchen ſey! Wie kann er beides *zugleich* ſymboliſiren? — Schon nach dieſen allgemeinen Betrachtungen kann dieſer allegoriſche Verſuch nicht haltbar ſeyn; doch wollen wir noch eine kurze Kritik der Hauptidee des Vf. beyfügen. — Zeugung ſoll nach der Hieroglyphe die Quelle alles Uebels ſeyn; und doch hält der Vf. dieſe Hieroglyphe für eine Theodicee. Wie iſt dies möglich? Gott hat ja — ſelbſt nach der Deutung des Vf. — den Zeugungstrieb in die Natur des Menſchen gelegt; das ſoll ja der Sinn des Satzes ſeyn: Gott bildete die Frau aus der Seite des Mannes. Wie konnte überhaupt je der Gedanke in die Seele eines Menſchen kommen, daſs Gott das erſte Menſchenpaar bloſs um ſein ſelbſtwillen auf die Welt geſetzt habe, ohne daſs ſie ſich fortpflanzen ſollten, da ja doch alle übrige Geſchöpfe ſich fortpflanzen, woraus die Abſicht des Schöpfers offenbar erhellet. Und warum ſchuf er denn Menſchen von zweyerley Geſchlecht, und ſetzte ſie dadurch ſelbſt der Verführung aus? Sollte ſich das Menſchengeſchlecht nicht fortpflanzen, ſo hätte ja Gott Perſonen einerley Geſchlechts ſchaffen können. Menſchen, die ſchon über eine Theodicee ſpeculiren, konnten unmöglich ſolche Betrachtungen entgehen. Eine ſo ſonderbare und unnatürliche Theodicee konnte ihnen alſo auch nicht einfallen; abgerechnet daſs in der erſten Urkunde die Fortpflanzung gerade als *Abſicht* der Schöpfung aufgeſtellt wird. Noch ſonderbarer aber iſt es, daſs der Vf. dieſe falſche und unnatürliche Theodicee S. 67. ſelbſt in Schutz zu nehmen ſcheint, wenn er ſagt: „die Menſchen fühlen ein anderes Geſetz in ihren Gliedern, *ein anderes hält ihnen der Geiſt vor;* die Schlange (der Zeugungstrieb) ſticht." Dieſe Worte muſs der Vf. vom Zeugungstrieb *überhaupt* verſtehen, wenn ſie nicht ohne alle Verbindung da ſtehen ſollen. Der *Geiſt* ſollte alſo das Heirathen verbieten!? Traurig wäre es, wenn das willkürliche und unnatürliche Geſetz des Cölibats des katholiſchen Klerus ein *Geſetz des Geiſtes für alle* ſeyn ſollte! — Wir wollen alſo lieber glauben, daſs der Vf. entweder vor lauter Begierde, die Urkunde allegoriſch zu deuten, und dieſe Deutung theologiſch zu rechtfertigen, ſich hier vergeſſen habe, oder, daſs er hier nur an den *ungezügelten* Zeugungstrieb denke; freylich ohne allen Zuſammenhang mit dem vorhergehenden, und mit ſeiner eige-

nen allegorischen Deutung der Fallsgeschichte überhaupt. —

Aber auch aufserdem haben sich noch manche andere Unrichtigkeiten in diese Schrift eingeschlichen. Gekünstelt ist S. 27. die Erklärung des *Orients* (קדם) *Gesicht der Erde*, als hätte sie das erstemal hier ihren Scheitel aus den Fluten emporgehoben. S. 65. äufsert der Vf. die unwahrscheinliche Vermuthung, dafs dem ägyptischen Naturforscher zur Symbolisirung des Bösen durch einen Baum der schauerliche *Bohan-Upas*, der Giftbaum Ostindiens, Anlafs gegeben habe; aber neuern Forschungen zu folge ist dieser Baum, wenigstens seine schreckliche Wirkung, eine Fabel. S. 74. Wird Jabal nach 1 Mos. IV, 20. zum Erfinder von Besitz und *Eigenthum* (אבי מקנה) gemacht; allein nicht nur ist der Begriff von Eigenthum wohl weit höher hinauf zu setzen; sondern es ist auch hier offenbar vom *Nomadenleben* die Rede, und מקנה bedeutet hier, wie gewöhnlich, eine *Heerde*. S. 78. übersetzt der Vf. die Worte 1 Mos. V, 24. ויתהלך חנוך את אלהים, „Hanoch wandelte zu Elohim;" das doch die Partikel את nicht bedeuten kann; der wahre Sinn der Worte, der sich auf die Vorstellung von vertrautem Umgang *mit* Gott bezieht, ist bekannt. S. 92. ist der Vf. geneigt, mit *Perizonius* anzunehmen, dafs 1 Mos. IV, 17. עיר nach dem arabischen غار (nicht غار) eine *Höle* bedeute; allein Kain bauete das Feld an, und war kein Troglodyte; עיר bedeutet hier wohl eine Reihe armseliger *Hütten*. Aber *Jabal* soll nach dem Vf. der erste seyn, der die Menschen lehrte in Hütten zu wohnen 1 Mos. IV, 20. (אבי יושב אהל)? Allein אהל heifst ja nicht Hütte, sondern *Zelt*; das Nomadenleben wird also von Jabal in der Stelle abgeleitet, nicht der Aufenthalt in Hütten. Was daher S. 93. von dem Vorzug des Ackerbau's, ganz richtig gesagt wird, pafst gerade umgekehrt auf Kain, und nicht auf Jabal. S. 117. stimmt die Vorstellung des Vf. von der Sprachverwirrung bey dem babylonischen Thurmbau (die schon oben angeführt worden ist) weder mit der Erzählung selbst, welche die Verschiedenheit der Sprachen als *Folge* einer übernatürlichen Sprachverwirrung aufstellt, überein, noch auch mit der Natur der Sache; denn theils ist es an sich höchst unwahrscheinlich und ganz gegen die Analogie der folgenden semitischen Sprachen, dafs die Dialekte der einzelnen Stämme sich schon so weit von einander entfernt haben sollen, dafs sich die verschiedenen Familien nicht mehr verstanden hätten; theils würden sie sich doch bey diesem Bau, ohngeachtet aller Sprachverschiedenheit, leicht haben verständigen können. Die richtige Erklärung dieses Mythus, welche *Eichhorn* gegeben hat, ist bekannt. —

Doch sind wir weit entfernt, dieser Schrift ihren Werth abzusprechen; denn der Vf. hat nicht nur seine Idee mit Scharfsinn ausgeführt; sondern wir sind auch auf so manche treffende Bemerkungen gestofsen, welche auch bey der *mythischen* Behandlung der Urgeschichte ihren Werth behalten. — So wird S. 48. sehr richtig bemerkt, dafs die Dialogen 1 Mos. III. nicht so gehalten seyn können, wie sie hier stehen, weil sie Begriffe aufstellen, die in dem Tagen der menschlichen Kindheit noch nicht vorhanden waren. Nur zieht der Vf. daraus eine unrichtige Folge, dafs sie also eine *Hieroglyphe* über wichtige Erfahrungen in der menschlichen Natur enthalten müfsten. Weit leichter und natürlicher findet man darin einen alten *Mythus* über den Ursprung des physisch Bösen. S. 23. und 74. ff. kommen sehr gute Bemerkungen vor über den *spätern* Ursprung der significanten Namen in der Genesis. So heifst der zte Sohn Adams Abel oder eigentlich Hebel (הבל) *Verwelkung*, von seinem *frühe verblühenden* Leben. S. 94. ff. wird gut gezeigt, wie eigentlich alle die 1 Mos. IV. angegebenen Generationen nur aus späterer Reflexion über den *Ursprung der Künste* entstanden sind; wie diese sich nach der Meynung der alten Welt aus einander entwickelten, so folgen auch hier die Generationen auf einander. Das Ganze war ohnehin ein Gedicht, wie der Schlufs von Lamech zeigt. Wie kann man noch Chronologie auf solche *Mythen* bauen, deren Ursprung und Absicht *so deutlich* angegeben werden können? S. 100. wird eine artige Parallele zwischen den hebräischen Nephilim und Gibbosim, und zwischen den griechischen Titanen und Giganten gezogen. Kinder Gottes scheinen auch im Zusammenhange mehr *Gottbegünstigte*, als eigentliche Gottesverehrer, wie man gewöhnlich glaubt, zu seyn; der Vf. vergleicht sie mit den Cyclopen. S. 129. wird gut gezeigt, dafs Nimrod kein eigentliches *nomen proprium*, sondern nur ein *Beyname* gewesen sey, und einen *Eroberer*, *Bezwinger* (vom ar. نمر) bedeutet habe; der eigentliche Name sey *Ninus* gewesen, daher Ninive, *Ninusruhe* (נין־נוח) — Wenn man also auch dem Vf. in seiner Hauptidee nicht beypflichten kann, so verdient doch seine Schrift gelesen, und seine Meynung in das grofse Ideenmagazin über die mosaische Urgeschichte eingetragen zu werden. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. Januar 1798.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

BIRMINGHAM, b. Swinney: *A practical inquiry on disordered respiration, distinguishing convulsive asthma, its specific causes and proper indications of cure*, by *Robert Bree* M. D. late of university colledge Oxford, and the university of Edinburgh etc. etc. 1797. 420 S. und XVI S. Vorrede u. Inhalt. 8.

Der Vf. litt selbst lange Zeit am krampfigen Asthma, und scheint daher diese Schrift, als das Resultat eigener und theurer Erfahrungen bekannt gemacht zu haben. Er scheint überdem ziemlich bekannt mit den Schriften der deutschen Aerzte, wenigstens der älteren, welche in lateinischer Sprache schrieben, und sein Werk ist voll von gelehrten Citaten, welche man sonst eben nicht bey den englischen praktischen Aerzten suchen darf. Vielleicht hat seine erwähnte Belesenheit mit dazu beygetragen, dass er wider Erwarten mehr zur Humoralpathologie sich neigt als seine übrigen Landsleute; er sucht daher auch die Ursache des Uebels nicht etwa zunächst in einem Nervenreize, sondern in der durch eine gewisse Schlaffheit der Constitution auf gewisse Reize bewirkten Ergiefsung der feinen Schlagadermündungen in den Lungenzellen, welche bey dieser Krankheit eine grofsere Schleimabsonderung als gewöhnlich, ja selbst eine Absonderung krankhaft verdorbener Flüssigkeit verstatten. Wenn der Vf. unter seinen Landsleuten mehrere Nachfolger in der Art zu erklären findet, so wird die Nervenpathologie, welche wir Deutschen nun recht zu beherzigen anfangen, bey ihren ersten Lehrern eher wieder verschwinden, als sie bey den deutschen Schülern völlig festen Fuss gefafst hat. Das Ganze scheint überhaupt mehr auf Theorie als auf Praxis gegründet zu seyn, woher denn auch die dritte praktische Abtheilung des Buches erst S. 353 anfängt.

Der Vf. nimmt überhaupt nur zwey Arten von Hauptübeln an, welchen die Respirationswerkzeuge unterworfen seyen, nämlich Phthisis und krampfiges oder convulsivisches Asthma. Erstere entstehe in reizbaren Körpern, wenn irgend eine Ursache die kleinsten Haargefafschen der Lungenzellen entzünde, wodurch denn die Haut derselben trocken werde, zusammenklebe und nur wenigen Zufluss von Serum enthalte, welches überdem durch die Saugadern sogleich wieder resorbirt werde; der trockne Husten, der hier entstehe, könne die Zellen gar nicht von Schleim entleeren, denn es werde keiner abgesondert, er sey blofs eine Folge des Entzündungsreizes. Das Asthma entstehe hingegen bey gleichen Ursachen und schlaffen weniger reizbaren Gefafsen, welche blofs zur vermehrten Absonderung, nicht aber zur völligen Verschliefsung und Trockenheit gereizt werden können, woher also die Lungenzellen mit Schleime ausgepfropft werden, nicht gehörig zusammenfallen, auch nicht die gewöhnliche Menge Luft beym Einathmen aufnehmen können. Aus dieser Ursache entstehe die ängstliche Empfindung in der Brust, das Spannen, und die convulsivische Zusammenziehung der Respirationsmuskeln, welche durch Mitleidung zu verstärkter Wirkung angereizt werden, um vermöge eines heilsamen Bestrebens der Natur die Brust zu erleichtern. Nachdem der Vf. in vorhergehenden Abschnitten verschiedene andere meist organische Fehler angegeben hat, welche Asthma verursachen können, ferner *Flayers* und *Cullens* Meynungen von dieser Krankheit überhaupt erzählt und die Gegenwart gelinderer Ursachen, welche nur Dyspnöe bewirken, berührt hat, giebt er im fünften Abschnitte die Symptome des convulsivischen Asthma an, welches gewöhnlich gegen Abend und allemal vor Mitternacht sich einstelle, ein paar Stunden währe, dann nach einem erleichternden Husten und Schlafe, gegen Morgen ziemlich nachlasse, so dass während des nächsten Tages der Anfall selbst völlig vorbey zu seyn scheine, jedoch jede Anstrengung des Körpers, ja jede Veränderung der Lage beschwerlich werde, und am zweyten und dritten Abend der Anfall doch wiederkomme, und sich erst nach dem dritten Male, durch einen häufigeren Schleimauswurf mit Husten auf längere Zeit völlig lege; während des Anfalles geschehe das Athemholen immer mit einem zischenden Geräusche, oder keichend *(wheezing)*. Der Vf. hält *Millars* Kinderkrankheit, welche *Cullen* unter *Cynanche trachealis* gesetzt hat, für Asthma, die Entzündung, welche dabey nach *Millar* allemal Statt finde, könne bey den bekanntlich mehr reizbaren Kindern leicht erklärt werden S. 127 u. f. Die Gegenwart des Schleimes erklärt der Vf. besonders schon im sechsten Abschnitte, und führt von Hippokrates an bis auf unsere Zeiten Autoritäten dafür an.

Die Reize, welche diese Krankheit hervorbringen können, liegen entweder in der Lunge selbst, und seyen dann wieder von doppelter Art, erstlich in deren Zellen ergossenes Serum, zweytens eine feine Schärfe, deren Natur nicht immer in die Augen falle, welche mit der atmosphärischen Luft in die Lungen gelange (das müsste ja wohl ein epidemisches und endemisches Asthma geben?), diese letzte Art unterscheide sich vorzüglich durch Mangel an häufigem

Schleime und eben deswegen fehlendes Keichen beym Athmen, *(Asthma siccum autorum)*; oder der Reiz liege in einem Eingeweide des Unterleibes, im Magen, in der Gebarmutter oder in einem anderen Theile, *Floyers* fymptomatifches Afthma zum Theile, oder das Afthma daure felbft nach gehobenem Reize in der Bruft oder im Unterleibe, blofs durch Gewohnheit fort. Wenn der Reiz im Unterleibe liege, fo entftehe gewöhnlich die Flatulenz des Magens, welche einige als ein beftändiges Symptom der Krankheit angenommen haben, woher auch die Benennung *Asthma flatulentum* entftanden fey; diefe ift aber nach dem Vf. ein aufserwefentliches Symptom. Die Symptome werden im zehnten Abfchnitte einzeln erklart, fo wie im eilften die pradifponirenden, im zwölften die Gelegenheitsurfachen. Im praktifchen Theile zeigt fich der Vf. ziemlich als englifcher Arzt: dafs die ftärkende Methode einen Hauptheil der Cur ausmache, wird man nach der als Urfache angegebenen Schlaffheit des Syftems leicht erwarten. Vorzüglich aber hält der Vf. bey dem aus dem Magen entftehenden Afthma auf abforbirende Erden. An fich felbft hat derfelbe mitunter ziemlich empirifch blinde Verfuche gemacht, welche hier als negativ nützlich mit angeführt werden. So recht ächt praktifchen Beobachtungsgeift darf man in diefer Schrift doch nicht fuchen; es find zwar einige Fälle mit angeführt, die aber nicht den durchdringenden Blick eines ruhigen, fehr erfahrenen Beobachters verrathen; man kann den jugendlichen Vf. nicht leicht verkennen, der aber allerdings bey einem ausgebreiteten Fleifs gar nicht ohne Fähigkeiten ift, und für die Folge viel verfpricht. Am Ende des Werkes giebt der Vf. noch im 17 Abfchn. einen Behandlungsplan während dem Paroxysmus jeder befondern Art der Krankheit, nebft der gehörigen Diät, und im letzten 18 Abfchn. die Nachcur, um die Rückkehr der Krankheit gänzlich zu verhüten; wobey Eifen, kalte Bäder und China vorzüglich empfohlen werden.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Verfuch über die Kunft Scheintodte zu beleben, und über die Rettung in fchnellen Todesgefahren.* Ein tabellarifches Tafchenbuch, von Dr. *Chriftian Auguft Struve* 1797. XVI u. 159 S. 8.

Die menfchenfreundliche Gefellfchaft *(humane fociety)* zu London fchenkte kürzlich dem Vf. ihre fämmtlichen Schriften, für feine bekannten Tabellen; er benutzte die Veranlaffung durch Herausgabe diefer Schrift der Gefellfchaft, welcher er fie zueignete, zu danken. Durch *Hufelands* Pathogenie wurde der Vf. auf die Anwendung der Idee von der Lebenskraft, bey der Behandlung Scheintodter geleitet. Das darauf gegründete Verfahren ftimmt mit *Colemans* Behandlungsart der Scheintodten — (S. die deutfche Ueberf. davon Leipzig 1793) — überein, welches, wie der Vf. glaubt, diefem Verfahren zum Lobe gereichen könne. Allerdings liefs es fich auch erwarten, dafs geläuterte Ideen über Lebenskraft und ihre verfchiedenen Modificationen, in Fällen, wo gerade diefe Lebenskraft allein und vorzüglich leidet, auch bey dem Heilverfahren von unendlichem Nutzen feyn mufsten. Etwas Neues hat der Vf. aber doch gerade nicht in dem vor uns liegenden Werke geliefert; das Studium der englifchen Schriften ift ihm offenbar von gutem Nutzen gewefen, und er liefert eine brauchbare Ueberficht der neueften Grundfatze bey der Belebung der Scheintodten.

Da der Vf., wie er felbft fagt, vorzüglich in praktifcher Rückficht fchrieb, fo hätte die Gefchichte der Rettungsanftalten wohl wegbleiben können, um fo mehr, da man folche Nachrichten fchon in mehreren Werken findet. Diefer folgen allgemeine Ideen über Rettungsanftalten, kurz und zweckmäfsig; dann eine Erklarung des Scheintodes ganz nach Hufelands Idee; ferner Ueberficht der Lebenszeichen und der Zeichen des Todes, wo leider noch das Refultat ift, dafs fich aufser der gänzlichen Faulnifs, welche man doch nicht immer abwarten darf, kein ficheres Mittel finde, den wirklich erfolgten Tod zu beftimmen. Nach diefem giebt der Vf. die äufserlichen Zeichen der verfchiedenen Scheintodten an, geht dann zu den allgemeinen Grundfatzen der Behandlung, und zur näheren Beftimmung der Rettungsmittel über, und befchliefst den theoretifchen Abfchnitt mit Aufzählung der allgemeinen, und auf einzelne Arten des Scheintodes zu nehmenden Rückficht en. Der praktifche Theil enthalt das Bekannte in tabellarifcher Form, nachdem einiges allgemeine vorangefchickt ift; diefen Tabellen folgen einige Bemerkungen und Beyfpiele glücklicher Rettungen meift aus andern Werken. Der dritte Abfchnitt begreift die fchnellen Todesgefahren, wohin der Vf. die Vergiftung, den Bifs toller Hunde, das Verfchlucken fchadlicher Körper, Verbrennung und den Schlagfluss rechnet. Auch hier Tabellen über die Heilmittel. Dem Zuvorkommen des Tollwerdens beym Biffe toller Hunde ift noch eine eigene Abhandlung gewidmet. Der Vf. führt auch gegen das Ende ein Verzeichnifs der Giftpflanzen mit den Trivialbenennungen an, und fchliefst mit einer Anzeige der Hülfsmittel in den verfchiedenen Fällen von Scheintod und Lebensgefahr.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, STRALSUND u. GREIFSWALD, b. Lange: *Magazin für Freunde der Naturlehre und Naturgefchichte* etc. herausgegeben von *Chrift. Ehrenfr. Weigel. Dritten Bandes erftes Stück.* 1795. *Zweytes St.* 1796. *Vierten Bandes erftes St.* 1796. 8.

Die Einrichtung diefes nützlichen Magazins ift aus der Anzeige der erften Stücke deffelben (A. L. Z. 1796. No. 149.) bekannt. Die 5 erften Numern *des erften Stücks des dritten Bandes* enthalten die Vorfchläge des Sanitätscollegiums an die königl. fchwedifche Regierung wegen der im Lande anzuftellenden Hebammen, und der Errichtung einer Hebammenfchule, nebft dem darauf erfolgten königlichen Refcript, und der *abfchlägigen* Antwort der Landftände. Es ift wohl fehr zu wünfchen, dafs die

die fernern Vorschläge des Collegiums in einer so äusserst wichtigen Landesangelegenheit einen günstigern Erfolg haben mögen. Nr. VI. *Auszug aus dem allgemeinen Register über die im greifswaldischen Lazareth aufgenommenen Kranken.* Nr. VII. *Leichte entworfene Gedanken über die königlichen Waldungen und wie solche forstmässig zu verbessern.* Ob die *Leichtigkeit* der Gedanken das Fassliche und Einleuchtende derselben, oder ihre leichte Ausführbarkeit bezeichnen soll, lassen wir dahin gestellt seyn; man sieht wohl, dass der Aufsatz von einem Manne herrührt, der besser mit dem Holz, als mit der Feder umzugehen wusste, und seine Vorschläge, die sich ganz speciell auf die Forste in dem schwedischen Pommern beziehen, verdienen beherzigt zu werden. — Nr. VIII. *Von einheimischen Gewächsstoffen, welche zum Lohgerben, anstatt der Eichenrinde, gebraucht werden können.* — Fortsetzung der Abhandlung im zweyten Stück des zweyten Bandes über diesen Gegenstand — vom Herausgeber selbst. *Eine* kurze Anzeige von ein paar Büchern, und einige *kurze Nachrichten* machen den Beschluss dieses Stücks.

Das zweyte Stück des dritten Bandes fängt mit der Beschreibung der Einrichtung des königlichen *Lazareths* an, und enthält 1) die Lazarethordnung; 2) die Instruction für den Lazarethchirurgus; 3) die Instruction für den Lazarethwärter; und 4) eine Angabe der Speisen, welche den Kranken gereicht werden. Es ist für 20 Kranke eingerichtet und hat fünf Zimmer. Anfangs waren 5 Freystellen; allein wegen der sich vermehrenden Ausgaben musste diese Zahl bald eingeschränkt, und ins Künftige dürfte sie wohl nur bis auf eine einzige reducirt werden. — Nr. II. Beschluss des Aufsatzes im vorigen Stück *über die königlichen Waldungen* — wozu zwey Risse, die die Eintheilung eines Forsts vorstellen, gehören. — Nr. III. *Auszug aus dem Register über die im Lazareth aufgenommenen Kranken.* — Nr. IV. Beschluss der Abhandlung *über die einheimischen Gewächsstoffe, die zum Lohgerben anstatt der Eichenrinde, gebraucht werden können.* So gross die Menge der hier vorgeschlagenen zum Gerben dienlichen Gewächse ist, so, erinnert der Vf., könnten doch leicht noch mehrere der Art angegeben werden; indessen wäre es nöthig, erst mit diesen gehörige Versuche anzustellen, um auszumachen, welche unter ihnen am wirksamsten und in Rücksicht ihres Preises am vortheilhaftesten zu gebrauchen wären. — Nr. V. *Beyspiele von selbst geheilter Knochenbrüche bey Thieren.* Es werden zwey Beyspiele von Beinbrüchen erzählt, die die Natur, zwar nicht ganz gerade, aber doch fest geheilt hatte — das eine von einem Huhn, das andere von einer wilden Ente. — Nr. VI. *Nachricht von Hn. von Aken's fortgesetzten Bemühungen um die Feuerlöschung* — aus einem Schreiben desselben an den Herausgeber. Hr. *v. A.* beklagt sich über die vielen Cabalen, die gegen seine Erfindung erregt würden. Mehrere Gemeinheiten in Schweden hat er mit einem Vorrath von seinen Feuerlöschungsstoff versehen müssen, und um alle Nachfragen und Bestellungen befriedigen zu können, hat er bereits eine Mühle zur Bereitung dieses Stoffes angelegt. Es ist sehr zu wünschen, das die von *van Marum* gemachten Einwürfe gegen diesen Löschungsstoff (S. *Neues Journ. der Phys.* III, 2) von deutschen Chemikern geprüft werden möchten, um so mehr da man auch in Deutschland Versuche mit dem schwedischen Mittel angestellt hat, die dem Ansehen nach sehr vortheilhaft ausfielen. — Nr. VII. *Wehrlanders* Feuerlöschungsprobe mit der von ihm erfundenen Composition. — Aus den hamburg. Addreſs-Comtoir-Nachrichten. 1795. 18 St. — Nr. VIII. *Bemerkungen über Hn. Alpy's Sammlung lebendiger vierfüssiger Thiere und Vögel.* Ein Hr. *Alpy* aus Parma liefs eine in der That merkwürdige Sammlung seltener Thiere und Vögel in Greifswalde sehen, die hier vom Herausgeber mit ihren Linneischen Namen benannt und kurz beschrieben werden. Dieses Stück enthält nur den Anfang des Aufsatzes. Die darin beschriebenen Thiere sind 1) *der grüne Affe (Simia Sabaea).* 2) *Der Fuloffe (Sim. Aygula).* 3) *Der Capuzineraffe (Sim. Capucina).* 4) Die *Mangufte*, eine Art von Ichneumon. 5) Der *Waschbar, (ursus lotor).* 6) eine Art *Stachelschwein*, auf dem Anschlagzeddel *Leſtri Serenater* genannt, wovon das erstere, wie der Vf. vermuthet, wohl *Phyſtrix* heifsen soll, und das letztere vielleicht aus *criſtata* corrumpirt ist, denn es kam dem gemeinen Stachelschwein sehr nahe. 7) *Ein nacktes Pferd* — hatte eine ganz glatte, wie Sammet anzufühlende Haut, ohne ein einziges Haar, und wurde für ein Amphibium ausgegeben, das sich den ganzen Tag im Wasser, und in Sümpfen aufhielt. Die Farbe war aus dem Grauen ins Schwarze fallend und spielte, wenn man sie verschob, etwas mit bunten Farben. Viele Personen waren der Meynung, dass es ein gemeines, durch Kunst enthaartes Pferd sey; dieses ist dem Vf. nicht wahrscheinlich; doch, meynt er, wäre es auch als Kunstproduct merkwürdig. Rec. hat gerade ein ähnliches Pferd, vielleicht dasselbe, nur nicht in der nämlichen Suite, gesehen; es wurde auch für ein wildes Pferd aus Asien, das als Amphibium lebte, beschrieben. Betrachtete man aber seinen Bau, die Haltung des Kopfes, die Beschaffenheit des Hufes, und sein ganzes Betragen und Wesen, so konnte man sich unmöglich des Gedankens erwehren, dass es ein ganz gemeiner Bauernklepper sey.

Vierten Bandes erstes Stück. Nr. I. *Neuere Nachricht von dem Gesundbrunnen zu Sagard auf der Insel Rügen* — von Hn. Dr. *von Willich*, demselben, von dem wir ein eigenes Werk über diesen Brunnen zu erwarten haben. Die Anlagen sind zwar erst im Entstehen, aber von der Beschaffenheit, dass dadurch für das Bedürfniss, die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Brunnengaste vollkommen gesorgt wird. Dies ist um so eher möglich, da die Natur schon so viel für den Ort gethan hat, und die Gegend daselbst zu den vorzüglichsten gehört. Im Sommer 1795 betrug die Anzahl der Brunnengäste über 300. Das Wasser gehört in die Classe der Stahlwasser, und hat seine Heilkräfte schon sehr gut bewährt. Man ist auch darauf bedacht, mit den dortigen Badeanstalten

Seebäder auf Jasmund zu verbinden, deren Heilsamkeit schon allein hinreichen könnte, dem Brunnen zahlreiche Gäste zu zuführen. Nr. II. *Nachtrag zu Nr. IV des 2ten Stückes im 2ten Bande von den Jasmundischen Alveolengebäuden.* — Nr. III. *Specification der im Lazareth befindlichen Mobilien, nebst Berechnung der dazu verwandten Kosten.* Die letzten betragen zusammen 449 Rthlr. 19 ßl. Nr. IV. *Beschluss der Bemerkungen über Hn. Alpy's Sammlung von Thieren und Vögeln.* Zuerst noch einiges von dem nackten Pferde, das der Vf. wie die türkischen nackten Hunde, als eine besondere Abart *(equus Caballus nudus, absque pilis)* anzusehen geneigt ist. Wegen der Aussagen des Besitzers wäre doch wohl die Frage, woher er es denn wüsste, dass dergleichen Pferde in der Gegend um Babylon zu Hause wären, da man doch sonst nichts davon gehört hat? 8) Zwey *Geierkönige (vultur Papa)* angeblich Männchen und Weibchen. 9) Ein *grosser Geier*, der angeblich mit ausgebreiteten Flügeln 10 Fuss spannen und von dem calabrischen Gebirge seyn sollte — passte zu keiner Linneischen Art ganz. 10) Ein sogenannter *Gänseadler (Vultur Alcibilla)*. 11) Ein *Goldadler (falco chrysaëtos)*. 12) Ein *Uhu (Strix Bubo)*, wobey merkwürdig, dass das vorgebliche Weibchen keine Federohren hatte. 13) Ein *Macao-Papagey, (Psittacus Macao)*. Viel Aehnlichkeit mit diesem hatte ein anderer, den der Vf. 14) den *unächten Macao, (Psitt. Pseudo Macao)* nennt. 15) Der *Ararauna (Psitt. Ararauna)*. 16) Der Papagey, die *indianische Krähe* — passte nicht zu den Linneischen Arten. 17) Der *Papagey von Manilla*. 18) Der *Sonnenstands Papagey (Psitt. solstitialis)*. 19) *Alexanders Papagey (Psitt. Alexandri)*. 20) Der *rothköpfige Papagey (Psitt. erythroceph.)*. 21) Der *gelbhaubichte Papagey*. 22) Der *rothhaubichte Papagey (Psitt. moluccensis)*. 23) Der *Pap. das Fräulein (Psitt. Domicella)*. 24) Noch ein Papagey, den der Vf., *(Psitt. eximius)*, den *trefflichen Pag.* nennt. 25) Der *Sommerpap. (Psitt. aestivus)*. 26) *Amazonischer Pap. (Psitt. amazonicus)*. 27) Der *Küchlein-Pap. (Psitt. pullarius)*. 28) Der *grosse Paradiesvogel. (Parad. apoda)* — war todt. 29) Eine *türkische Gans (anas Cygnoides)*. 30) Die *chinesische Ente (anas galericulata)*. 31) Ein *Kranich (Ardea grus)*. 32) Der *schwarze Storch (Ardea nigra)*. 33) Der *Sichelreiher* oder *Ibis (Tantalus Ibis)*. 34) Ein *Goldfasan (Phasianus pictus)*. 35) Ein *Perlhuhn (Numida Meleagris)*. 36) Der *Gimpel (Loxia Pyrrhula)*. 37) Der *Reisfressende Kernbeisser (Loxia oryzivora)*. 38) Der *gestreifte senegalische Kernbeisser (Lox. Astrild)*. 39) Der *Fink, Amandava (Fringilla Amandava)*. 40) Der *braune Amandava (Fring. Amand. β.)* — Bey der Beschreibung aller dieser Thiere und Vögel findet man eine Menge Schriften nachgewiesen, und grösstentheils solche, die in *Gmelins* Ausgabe des Linneischen Systems nicht angeführt sind. Nr. V. *Ueber den Stoff der Fruchtbarkeit, in Rücksicht auf den Anbau der Gewächse* — vom Herausgeber. Die Gewächse erhalten ihre Nahrung theils aus dem Boden, theils aus dem Wasser, theils aus der Luft - auch das Licht hat einen Einfluss auf sie. Ist nun die Frage, welcher Boden gewissen Gewächsen am vortheilhaftesten sey, oder wie man ihn für gewisse Gewächse am passendsten bereiten müsse; so kommt es zuerst darauf an, die Bestandtheile der Gewächse zu kennen, und zu wissen, welche sie aus dem Boden ziehen, oder welche das Wasser und die Luft liefern. Man hat sich daher seit langer Zeit mit Zerlegung der Gewächse beschaftigt; diese Bemühungen aber haben wenig Nutzen in Rücksicht auf die zweckmässigste Behandlungsart der Gewächse gehabt, weil man sie immer in ihre ersten Bestandtheile zu zerlegen suchte, wobey man weder im Stande war die Bestandtheile selbst, noch ihr Verhaltniss, noch die Art ihrer Verbindung mit Sicherheit zu bestimmen. — Es war nothwendig, erst die nähern Bestandtheile der Gewächse kennen zu lernen, und dann erst diese wieder in ihre weitern Bestandtheile zu zerlegen. Dieser Weg der Untersuchung wurde auch wirklich eingeschlagen; aber aus Mangel an Mitteln und Werkzeugen ist man noch nicht weit darauf gekommen, und nur mit sehr wenigen Körpern dahin gelangt, dass man sie aus ihren Bestandtheilen wieder zusammen setzen könnte. Auch mit Lavoisier's Bemühungen hierin ist der Vf. nicht sehr zufrieden, und zweifelt an der Genauigkeit vieler Angaben desselben, wie z. B. in den Tafeln über die Bestandtheile der Gährungsstoffe bey Zentnern noch einzelne Grade berechnet sind, und auf mehr als fünf Zentner noch nicht ein Gran Verlust gestattet ist. — Hier ist also noch ein weites Feld für die Scheidekunst offen. — Indessen trifft man doch in allen Gewächsen gewisse Stoffe, nur in verschiedenen Verhältnissen an, z. B. Wasser, Luft, Säure, Oel u. a. m. und diese verdienen in der oben angegebenen Rücksicht eine besondere Betrachtung, die im nächsten Stücke folgen soll. Nr. VI. *Kurze Bemerkungen über einige leuchtende Körper* — ebenfalls vom Herausgeber. Zuerst eine Anfrage, ob jemand in der Gegend des Herausgebers ein ähnliches Leuchten bey Regenwürmern bemerkt habe, als Hr. *Bruguiere* auf einer Reise von Lyon nach Avignon. Dann eine Beobachtung, die der Vf. verschiedentlich gemacht hat, dass Eingeweide von einem Lachs, an denen kein fauler Geruch zu verspüren war, mit einem sehr lebhaften, zum Theil blendenden Lichte leuchteten. An leuchtendem Holze hat er öfters, aber immer vergebens, nach einem Leuchtmoose gesucht. Zuletzt schlägt er einige chemische Versuche mit dergleichen leuchtenden Körpern vor.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Februar 1798.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in d. Wolfischen Buchh.: *Annalen der Botanik.* Herausgegeben von Dr. *Paulus Ufteri.* Ein und zwanzigstes Stück. 137 S. Mit einer Kupfertafel. Zwey und zwanzigstes Stück. 137 S. Mit vier Kupfertafeln. 1797. 8. (Oder *neue Annalen der Botanik.* Funfzehntes und sechszehntes Stück.)

Eigne Abhandlungen und Aufsätze in beiden Stücken: *Observationes botanicae, auctore Cajetano Savi.* Aufser einigen kurzen Beobachtungen von gewöhnlichem Schlag, findet man eine *Conferva alpina* und *Athamanta pisana.* Was der Vf. bey einigen Monadelphisten und Tetradynamischen Gewächsen als Saamenlappen beschreibt, wären wohl eher Saamenblätter zu nennen. Ueber eine noch unbeschriebene deutsche Pflanze, von *F. G. Hayne.* Diese Pflanze: *ornithogalum spathaceum*, wird auch vorgestellt. Vielleicht eine dritte Spiel- oder Halbart von *Ornithogalum luteum! — Observationes botanicae ab Alb. Guil. Roth.* Unter andern Bemerkungen liefert der Vf. mehrere Kennzeichen, wodurch *Crataegus monogyna* von *Crataegus Oxyacantha*, *Schkuhria abrotanoides* von *pectis trifida* zu unterscheiden sind. Er zeigt die Uebereinkunft seiner *Conferva funiformis* mit der linnéischen *conferva rivularis* und bestimmt zuletzt die Kennzeichen von *Stemonitis*, *Craterium* und *Trichia. Lettre à l'Editeur des Annales, sur la Végétation des Moissures, par Senebier.* Schimmelartige Gewächse zeigen keine Neigung gegen das Licht *(photoklinie).* Stickluft scheint dadurch bey ihnen nicht zersetzt zu werden. Aber Wasserstoff geben sie von sich, und Sauerstoff saugen sie ein. Gährende Körper begünstigen überhaupt ihre Hervorbringung, wozu der Luftwechsel nothwendig ist. — *Spicilegium novarum aut in dariorem lucem revocatarum plantarum Florae Germanae Examini Floristarum subjecit J. A. C. Hose.* In der Gegend um Crefeld glaubt der Vf. einige neue Pflanzen gefunden zu haben: *orchis ana latifolia; carex compressa, dubia, pratensis; Sisymbrium intermedium, Erucastrum; Polygala serpillifolia; Conferva implicata.* Bekanntlich ist bey solchen Neuigkeiten nicht sowohl von der individuellen Glaubwürdigkeit die Frage, als von der scharfen Prüfung einer vergleichenden Untersuchung mehrerer. — *Beyträge zur geographischen Geschichte des Pflanzenreichs*, vom Prof. C. L. *Wildenow.* In den Ebenen finden sich wenigere eigenthümliche Pflanzenarten, als am Fuss der Gebirge; oder auch hier zeigen sich allezeit die Pflanzen der Ebenen wieder. Aus übereinstimmender Vegetation ergiebt sich der ehemalige Zusammenhang der Länder. Eigenthümlichkeit der Vegetation eines jeden Welttheils. (Man kann sagen, einer jeden Gegend, wenn von Mischung der Arten die Rede ist.) Eigenthümliche Pflanzen um Berlin fand Hr. *W.* nur drey, nämlich *Silene chlorantha*, *Carex aspera* und *Leskea marchica.* (Wie wohlfeil könnte dadurch das Studium der einheimischen Gewächskunde gemacht werden, wenn unsere Floristen nur die *eigenthümlichen* Pflanzen ihrer Gegend anzeigten!) Vielleicht dafs auch noch diese anderswo in Deutschland gefunden werden. Vergleichende Aufzählung der Pflanzen von südlichen oder nördlichen Gebirgen in der berliner Flor. Zuletzt ein Register der Aehnlichkeit zwischen den nördlichen, asiatischen und nordamerikanischen Sträuchen und Bäumen. Dieser letztere Aufsatz ist der einzige im 16ten Stück. Es folgen die Auszüge ausländischer und seltner Schriften. Wörtliche Abdrücke von *Ant. Jos. Cavanilles praefatio ad tertium Icon. et descript. plant. Hispan. Volumen, Etat de la Vegetation au sommet du Pic du Medi, par le cit. Ramond* (aus *Decade phil. pol. et lit. 4e. année.* Eben daher an. 5.) *Extrait d'un rapport sur la culture des arbres a epiceries a la Guiane française — par Desfontaines; Stapeliae novae — by Francis Masson* 1796. Fol. (erste Lieferung, von Nr. 1—10.); *Catalogue des Especes de Vegetaux spontanées observés en Tauride* (aus *Pallas Tableau physique et topogr. de la Tauride.* 1795. 4.); *Figures de la Flore de Pyrenées, avec des descriptions, des notes critiques et des Observations, par Ph. Picot Lapeyrouse.* Tom. I. Cah. I 1795. fol. (von S. 34—74. Wegen der Neuheit sehr merkwürdig, aber ohne die Kupfer nicht befriedigend); *systematische Sammlung kryptogamischer Gewächse*, herausgegeben von *H. A. Schrader.* Zweyte Lieferung. 8. 1797. (Der Herausgeber denkt zufolge seiner Ankündigung ungefähr 320 getrocknete kryptogamische Gewächse für 4 Ducaten an die Liebhaber abzugeben, von seinen Arten aber noch an einem andern Ort zu reden. In diesem Text zur zweyten Lieferung laufen die Numern bis 174. Von 124 bis 164 gehen die Lichenen. Er bringt aus dieser natürlichen Familie seine wenigen Arten, nach der ehemaligen Methode unter ein Genus. Nur mit Ausnahme von *Umbilicaria*, *Peltigera* und *Sphaerophorum.* Die Abtheilungen heben mit *trunco foreo* an, und endigen mit *trunco crustaceo! Opegrapha Wild. Calicium Pers.* u. a. stehen dabey. Eine Methode, die gegen alle schärfere Beobachtungen verstöfst, auch gegen seinen Plan, von *allen* bis jetzt in der Kryptogamie

gamie festgesetzten Gattungen dem *Anfänger* eine Uebersicht zu verschaffen.) Handschriftlich ist von *Ventenat* ein Auszug über die Gattung *Phallus* eingerückt. Unter 13 Arten ist der *Phallus indusiatus* am merkwürdigsten und ausführlichsten beschrieben. Die angehangten Beurtheilungen sind öfterer wörtliche Inhaltsverzeichnisse; oder sie betreffen das Lob derjenigen Vf., welche Beyträge liefern; aber die kürzern Nachrichten enthalten manchen Stoff zur Erinnerung aus der aufmerksamen Lectüre des Herausgebers.

PARIS, b. Reynier: *Principes de Mineralogie ou Exposition succinte des Caractères Extérieurs des fossiles* d'apres les leçons du Professeur *Werner*, augmentées d'additions manuscrites fournies par cet auteur. Par *J. P. Vanberchem — Berthout* chef de la division des mines à la Comission des armes, poudres et exploitation des mines; et *Henri Struve*, Professeur d'Histoire naturelle à Lausane. L'an III. de la Republique françoise. 176 S. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung unterscheidet sich wesentlich von der Wernerischen Abhandlung über die äusern Kennzeichen der Fossilien, welche von der Madame *Picardet* in das französische vor mehreren Jahren übertragen wurde; denn die Vff. haben alle neue Entdeckungen ihres Lehrers, des Hn. Bergcommissionsrath *Werners* in Freyberg zu ihrer Arbeit benutzt, und sie dadurch in gewissem Betracht weit vollständiger als jene Uebersetzung gemacht. Ueberhaupt haben sich die Hn. *Berthout* und *Struve* bey dieser Arbeit als selbstdenkende Männer gezeigt, indem sie das Wernerische Kennzeichensystem hie und da durch zweckmäsige Zusätze bereichert und sich nicht zu ängstlich an ihren Lehrer gehalten haben; sie sagen daher auch in der Vorrede: „*Malgré notre éstime pour ce savant (Mr. Werner) nous ne nous sommes pas dissimulé les defauts de sa methode; nous avouons qu'elle pourroit être plus simple, et etablie sur des principes plus sevères; mais jusqu'à ce que le tems et l'experience nous ayent fait connoitre le degré de perfection dont elle est susceptible, il semble qu'on ne puisse mieux faire que de la suivre, et avec d'autant plus de raison qu'elle est indispensable pour l'intelligence des ouvrages mineralogiques allemands.*" Diese freymüthige Aeusserung gereicht sowohl dem Lehrer als den würdigen Schülern desselben zur Ehre. Denn ungeachtet die Wernerische Methode und Grundsätze noch nicht den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht haben, so giebt es wenigstens gegenwärtig keine bessere, und das ganze Publicum dankt Hn. *Werner* für das Viele, was er bis jetzo in der Mineralogie geleistet hat.

Die erste Abtheilung dieser mineralischen Grundsätze enthält das Wernerische Kennzeichensystem, mit den französischen, deutschen und lateinischen Benennungen; die Vff. haben es besonders durch Aufzählung der verschiedenen Gattungen von Versteinerungen sehr erweitert, welches uns zweckmäsig zu seyn scheint; nur würden wir die *Belemniten* nicht zu den versteinerten *Seesternen* und den *Encriniten* gestellt haben, denn jene gehören unstreitig zu den Schnecken, eben so gut wie die *Orthoceratiten*; auch würden wir die *Echiniten* nach dem Beyspiel mehrerer neuerer Naturforscher, nicht zu den vielschaaligen Conchylien geordnet, sondern lieber eine eigene Ordnung aus ihnen gemacht haben. Bey dem Kennzeichen der *Schwere* haben die Vff. eine Beschreibung von dem, nun auch in Deutschland bekannten *Nikolsonischen* Instrument, die specifische Schwere der Körper zu bestimmen, von dem Abbé Haüy, nebst einer Tabelle dieses Gelehrten über die specifische Schwere verschiedener Fossilien nach Brisson eingerückt.

Von S 99. folgen die von *Werner* aufgestellten Regeln, welche bey den äusern Beschreibungen der Fossilien beobachtet werden müssen; sodann werden einige Beschreibungen von Fossilien, nach *Werner* und *Karsten*, zum Beyspiel mitgetheilt. Den Beschluss dieser Abhandlung macht das Wernerische Mineral- oder *oryktognostische* System, vom J. 1791. Die Vf. theilen nach ihrer Aeusserung dieses System nicht deswegen mit, weil sie es für vollkommen halten, sondern blos, weil man in Frankreich, wo Hr. *W.* noch nicht so bekannt sey, als er es verdiene, das oryktognostische System mit dem System der äusern Kennzeichen verwechsle. Indessen ist begreiflich, dass seit 1791 Werners Mineralsystem viele wesentliche Berichtigungen und Erweiterungen erhalten hat, welche man vorzüglich den mühsamen und scharfsinnigen chemischen Untersuchungen des Hn. Prof. *Klaproth* in Berlin verdankt. Rec. hätte gewünscht, dass die Vff. auch der Vollständigkeit wegen, hier eine kurze Uebersicht über die Wernerische Classification der Gebirgsarten mitgetheilt hätten. Uebrigens haben sich die Hn. *Berthout* und *Struve* durch diese Arbeit ein wahres Verdienst um ihre Landsleute erworben; denn jeder, der nur ein wenig mit der mineralogischen Literatur bekannt ist, wird zugeben müssen, dass eine bestimmte mineralogische Sprache den französischen Naturforschern bisher noch sehr gefehlt hat, und dass dies die Ursache ist, warum mehrere wichtige Beobachtungen von den vorzüglichsten französischen Mineralogen für die Wissenschaft verloren gehen. Es ist daher sehr zu wünschen, dass die Vff. durch ihre Arbeit den Zweck erreichen mögen, und dass nach und nach auch die Wernerische mineralogische Sprache in Frankreich angenommen werde.

LONDON, b. Vf.: *Syllabus of Lectures on mineralogy by G. Schmeisser.* 1794. 148 S. mit dem Register.

Es ist in der That zu bewundern, dass die Engländer in der Mineralogie und selbst im praktischen Bergbaue, noch so weit hinter den Deutschen zurück sind, da ihr Land ihnen zu beiden so viele Gelegenheit darbeut. Man fängt indessen jetzt mehr an, sich um die Mineralogie zu bemühen, und die Lieb-

habe-

haberey nimmt sogar schon überhand. Rec. sah in Auctionen zu London Mineralien zu ungeheuren Preisen verkaufen, welche mit dem, selbst relativen, Werthe derselben in gar keinem Verhältnisse standen. Bey diesen erst aufkeimenden Kenntnissen der Engländer war es dem deutschen Chemisten und Mineralogen Hn. *S.* leicht, dieser Nation in seinem *Syllabus*, etwas Neues und allenfalls auch Interessantes zu liefern, welches uns Deutschen längst bekannt ist. Der Vf. folgt nämlich dem Wernerschen Systeme und macht also die Engländer mit einer ganz neuen Darstellungsart der Gegenstände bekannt; zugleich giebt er auch bey den meisten Mineralien deren chemische Bestandtheile an. Uebrigens ist er bey weitem nicht vollständig genug. So vermisst z. B. Rec. unter den Farben: *Gelblichweifs*, *Grünlichgrau*, *Dunkelschwarz*, *Eisenschwarz*, *Lazurblau*, *Nelkenbraun*, *Tombakbraun*, *Leberbraun*, *Haar- und Holzbraun*. Er hat *Chokoladebraun*; soll dies vielleicht das *Nelkenbraun* ersetzen? — Bey dem Grün fehlen mehrere wichtige Schattirungen, eben so bey der gelben und rothen Farbe. Auch vermisst Rec. die Farbenzeichnung, welche doch oft sehr charakteristisch wird. Bey den andern äufsern Kennzeichen herrscht ebenfalls noch grofse Unvollständigkeit. Nach den äufsern Kennzeichen geht der Vf. sogleich zu den Gebirgsarten im Allgemeinen über: dies scheint Rec. sehr übelgethan zu seyn; denn die Zuhörer des Vf. hören nun schon von Granit, Sienet, Gneis u. s. w. sprechen, ohne noch die Natur der einzelnen Bestandtheile dieser gemischten Fossilien zu kennen. Dann erwähnt der Vf. den verschiednen Zustand, in welchem Metalle in der Natur vorkommen, als: gediegen, vererzt, in Kalkgestalt u. s. w. Von den Erden spricht er in dieser Rücksicht nur ganz im Allgemeinen, von Salzen und brennbaren Substanzen gar nicht; aber auch diese können ja wenigstens auf verschiedne Art mit andern Dingen gemischt vorkommen. Hierauf folgt die Darstellung der unterscheidenden, meist chemischen Kennzeichen, der verschiedenen Geschlechter jeder Classe von Mineralien, wobey die Entdeckung jedes Geschlechts angegeben ist, und nun zuletzt von S. 43. an, die Aufzählung der Arten. Demantspath ist noch nicht als eignes Geschlecht angeführt, sondern unter dem Thongeschlechte beschrieben? obgleich es heifst: er enthalte 64 Theile Thonerde (*alumina*) und 22 *coranda*, welches doch wohl Demantspatherde heifsen soll, und wenn Hr. *S.* diese für eine eigne Erde anerkennt, warum machte er denn nicht auch so wie beym Zirkon, ein eigenes Geschlecht daraus? — Uebrigens sind die Beschreibungen nur sehr kurz, welches sich bey einem blofsen *Syllabus* wohl entschuldigen lafst, oft aber doch zu sehr beschnitten. Es wäre zu wünschen, dafs in unsern deutschen, sonst sehr schätzbaren, mineralogischen Handbüchern die vielen unnöthigen Wiederholungen bey der Beschreibung der einzelnen Arten nach äufsern Kennzeichen, vermieden würden. Hn. *S.* bleibt, unerachtet mancher Unvollkommenheit dieses kurzen Umrisses doch das Verdienst, die Wernersche Lehrart unter den Engländern zuerst bekannt gemacht zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Dokimion, oder praktischer Versuch über ein reales Verhältnifs der Geister der Verstorbenen zu den hinterbliebenen Ihrigen. Erster und zweyter Theil.* Von *Gustav Ernst Wilhelm Dedekind.* 1797. XVI u. 168 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. macht in dieser Schrift Anstalten, seine Lieblingsmeynung von dem fortdauernden Verhältnifs zwischen Verstorbenen und Lebendigen auf Gründe zurück zu führen, und sie dadurch der Mittheilbarkeit empfänglicher zu machen. Der erste und zweyte Theil, die wir vor uns liegen haben, enthalten die Prämissen zu dem Beweise, und der dritte wird endlich das Resultat aufstellen. Warum der Vf. diesen nicht sogleich mit jenen lieferte, können wir, zumal bey einer so kleinen Schrift, nicht errathen, und enthalten uns daher aller übrigen, noch so natürlichen Vermuthungen, um dem Vf. keine Gelegenheit zur Unzufriedenheit über Recensenten, mit denen er so schon gespannt ist, zu geben. Ungeachtet der Vf. in der Schlufsanmerkung S. 165. sagt: „wer sich durch dieses Resultat — durch welches wir mit Zuziehung des Begriffs von einem, die höchste Regel der Sittlichkeit unwandelbar befolgenden, mithin sich selbst gleichbleibenden höchsten moralischen Urheber zu unserm Ziele, einem durch den Tod nicht aufzuhebenden thätigen Einflufs der Geister der Verstorbenen auf die noch Lebenden praktisch zu erweisen, in der künftigen Fortsetzung dieses Werks zu gelangen hoffen — noch überrascht fühlen sollte, den wird ein bedachtlicher Zurückgang zu dem letzten festen Standpunkte, von welchem aus wir zu diesem Resultate übergingen, bald versichern können, dafs es nicht nur aus den gültigsten theoretischen, sondern auch zugleich aus höchst gewissen praktischen Principien sich auf das unverdächtigste ergeben habe;“ so müssen wir doch gestehen, dafs wir noch gar nicht einsehen können, dafs sich die Folgerung *auf das unverdächtigste aus den Prämissen* ergeben *habe*, noch weniger, dafs sie sich etwa noch künftig ergeben *werde*. Deswegen wollen wir die ganze Schlufsreihe mit des Vf. eignen Worten hersetzen. Er fährt S. 166. so fort. „Dafs wir nämlich künftig als Naturwesen auf Naturwesen nach Naturgesetzen wirken, und umgekehrt Einwirkungen von Naturwesen nach Naturgesetzen wiederum erfahren müssen, welche analog den Gesetzen sind, nach welchen gegenwärtig eine Caussalität oder Dependenz zwischen uns und ihnen gegenseitig statt findet, dieses folget nämlich offenbar, wenn eine *Analogie* in der künftigen Erscheinungswelt vorausgesetzt oder angenommen werden mufs, dafs die künftigen Verhältnisse aller uns zu gebenden Erscheinungen (zu welchen wir als Erschei-

mungen mit gehören) zu einander und zu uns durchgängig, d. i. in Abſicht ihrer ganzen phyſiſchen Natur, welcherley Veränderungen die Erſcheinungen an ſich ſelber immer auch erleiden mögen, dieſelben bleiben müſſen. Dieſe Analogie in der künftigen Erſcheinungswelt muſs aber darum angenommen und vorausgeſetzt werden, weil ſie (jene künftige Erſcheinungswelt) die *Sinnlichkeit*, als welche, was ſie recipirt und reflectirt, mit Ausſchluſs aller Spontaneität nur nach einer Regel geben kann — uns geben muſs, wenn ſie gegeben werden ſoll. Gegeben werden muſs ſie aber uns, wenn ein *Bewuſstſeyn unſerer Perſönlichkeit* — als welches theils ohne ein reflectirtes zweytes Ich, theils ohne ein Bewuſstſeyn einer ſittlichen Freyheit, die eine Natur, eine Erſcheinungswelt nothwendig macht, ſchlechterdings nicht Statt finden kann — *auch nach dem Tode fortdauern ſoll.* (So weit nach theoretiſchen Principien.) Die Fortdauer dieſes Bewuſstſeyns unſerer Perſönlichkeit, d. i. Unſterblichkeit muſs aber von der praktiſchen Vernunft ſchlechthin und unbedingt gefodert werden; mithin müſſen alle jene ſie weſentlich bedingenden Bedingungen, wie wir ſie nach den gültigſten Principien der theoretiſchen Vernunft jetzt kennen lernten, mit einer praktiſch-theoretiſchen Zuverſicht von uns gefodert, mit einer praktiſch-theoretiſchen Gewiſsheit von der Zukunft nach dem Tode, von uns erwartet werden.“ Dieſe Gewiſsheit gründet ſich alſo auf die Analogie der Erfahrung, welche der Vf. als von der Sinnlichkeit unzertrennlich, und dieſe als Bedingung der Unſterblichkeit betrachtet. Dieſe iſt aber auch nicht erwieſen, wie ſie auch nicht erwieſen werden kann, ſondern mit allen Folgerungen nur bittweiſe angenommen. Analogie heiſst hier die Beharrlichkeit einer durchgängigen Gleichförmigkeit oder Proportion in den Relationen aller Erſcheinungen unter einander, zufolge welcher die Zuſtände der Dinge immerhin verändert dargeſtellt werden mögen, ihre Verhältniſſe zu einander hingegen dieſelben bleiben müſſen. Denn die Sinnlichkeit giebt nur das und ſo wieder, was und wie ſie es empfängt; ſie iſt nur ein reflectirender Spiegel. Eine Veränderung der *Dinge an ſich*, als tranſcendentaler Urſachen der Erſcheinungen anzunehmen, iſt ein klarer Widerſpruch, weil ſie alle ſinnliche Formen, alſo auch Veränderung ausſchlieſsen. — Man ſieht, wie der Vf. ſich in das Tranſcendente verliert, und einem Gegner ſelbſt die Waffen in die Hände giebt. Denn nach dieſer Behauptung dürfte ein Gegenſtand nie in einer andern Geſtalt erſcheinen. Und wie kann er etwas von den *Dingen an ſich* wiſſen? Zuletzt kommt alles auf den nichtsſagenden Satz hinaus: unter Vorausſetzung derſelben Eindrücke und derſelben Beſchaffenheit der Sinnlichkeit entſtehen dieſelben ſinnlichen Vorſtellungen. Was läſst ſich aus dieſem beweiſen? Etwa dafs keine andere Art oder Modification der Sinnlichkeit auſser der unſrigen möglich, oder dafs in einem andern Zuſtande der Exiſtenz keine andern Gegenſtände, keine andere Einwirkung derſelben auf die Seele denkbar ſeyn? Womit ſollte dieſe Folgerung gerechtfertigt werden? Wie folgt alſo der Satz S. 163. dafs ſich die künftige Erſcheinungswelt zu uns, wie wir uns nach dem Tode ſelbſt erſcheinen werden, einſt eben ſo verhalten müſſe, wie ſich die gegenwärtige Erſcheinungswelt zu uns, wie wir uns jetzt erſcheinen, jetzt verhalt. Und endlich auch dieſes zugegeben, ſo iſt nicht abzuſehn, wie daraus ein *reales* Verhältniſs zwiſchen den Geiſtern (?) der Verſtorbenen und den Lebendigen ſich folgern laſſe. Denn geſetzt, dafs die Verſtorbenen in eine andere Welt, in Verbindung mit andern Gegenſtänden kämen, ſo kann man dem Vf. immer ſeine Analogie zugeben, ohne dafs daraus folgt, was er will. — Wir müſſen mehrere Bemerkungen über einige andere Sätze des Vf., z. B. über die Identität der Sittlichkeit und der moraliſchen Glückſeligkeit, über den Begriff der Sittlichkeit, über die Beurtheilung des Kantiſchen und Jakobſchen Beweiſes für Unſterblichkeit u. ſ. w. übergehen, damit unſere Anzeige die Grenzen nicht überſchreite. Aber wünſchen müſſen wir, dafs der Vf. der ſich hier als Denker gezeigt hat, und deſſen Eifer für Moralität alle Achtung verdient, einen andern Gegenſtand ſeines Nachdenkens möchte gewählt haben, der nicht auſser den Grenzen des menſchlichen Wiſſens und Glaubens liegt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Erfurt*, b. Vollmer: *Ferdinand Sternheim.* Zur Lectüre für junge Leute in den Muſeſtunden. 1796. 112 S. 8. — Der Held des Romans, ein wohlgearteter Knabe, wird in ſeiner Aeltern Hauſe von einem braven Lehrer erzogen, beſucht eine benachbarte Schule; geht auf die Univerſität; wird Lehrer bey einem Dorfpfarrer; verliebt ſich und wird von dem Gegenſtande ſeiner Neigung getrennt; erhält einen Dienſt und erfährt den Aufenthalt ſeiner Geliebten, die er, wie natürlich, heirathet. Dies iſt der vollſtändige Inhalt eines Buches, deſſen Vf. alles Romantiſche, Poetiſche und Geiſtreiche *tanc pejus et angue* gefloh zu haben ſcheint. Er iſt einer der harmloſen Autoren, von denen Johnſon ſagt: *as they do no good, they do little ha*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Februar 1798.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Fleischer: *Johann Georg Scheyers praktische Baukunst ökonomischer Gebaude, oder Unterricht, wie man stehende Gebaude unterhalten, sie vor Feuersgefahr sichern, bey Feuersbrünsten Löschungsanstalten treffen, holzersparende Feuerstätte anlegen, und wie man von verschiedenen Materialien neue Gebaude aufführen kann* für Rittergutsbesitzer, Beamte, etc. etc. *Erster Theil.* Mit 8 Kupfertafeln. 1797. XXIV u. 295 S. 8.

Schon der weitläuftige Titel dieses von einem erfahrnen Praktiker, einem hohenlohischen Ingenieurhauptmanne und Baudirector, geschriebenen Buches zeigt, dass es zu keinem systematischen Lehrbuche der ökonomischen Baukunst, sondern nur zur rhapsodischen Behandlung einiger Gegenstände dieser Kunst angelegt ist. Aus diesem Gesichtspunkte hat die Kritik es anzusehen, wenn sie den Mangel an methodischer Ordnung, die oberflächliche Kürze bey vielen Kapiteln, und die oft weitschweifigen nicht zur Sache gehörigen moralisirenden Digressionen des Vortrages nicht tadeln will. Denn übrigens findet bey diesem Buche, wie bey so viel andern seiner Brüder, die Bemerkung statt, dass der Vf. desselben weiser gehandelt hätte, wenn er nur seine eigenen Erfindungen und Erfahrungen auf wenigen Bogen allein bekannt gemacht, und nicht sie unter längst bekannten, in tausend Büchern schon stehenden Dingen verstreuet und gewissermaßen ihren Werth dadurch verdunkelt, und ihre allgemeinere Beherzigung erschweret hätte. Dass übrigens in diesem Buche viel gutes und lehrreiches, was zu weiterm Nachdenken und nützlichen Anwendungen führen kann, enthalten sey, dies wird schon aus folgender beurtheilenden Inhaltsanzeige erhellen.

Das *erste* Kapitel empfiehlt gute Mittel die Beschädigungen der Gebäude durch gehöriges Nachsehen und Vorkehren zu verhüten; zur Reparirung verfaulter Schwellen; zur Reparirung schadhafter Kellergewölbe. Hr. *S.* liess eichene Keile in die Risse eintreiben und die Räume zwischen den Keilen mit Steinen und Mörtel verzwicken, räth auch, die rissigen Brückengewölbe so zu behandeln — werden aber die mit Kalk eingemauerten eichenen Keile nicht mit der Zeit verwesen, und würden daher nicht eiserne Keile längere Dienste gewähren? Ferner wird umständlich und mit erläuternden Zeichnungen gelehrt, wie Hr. *S.* mehrmals abgewichene Mauern an Wohnhäusern, Thürmen und Kirchen wieder dauerhaft angeankert hat. Seine Methode ist einfach, leicht, hinreichend und wohlfeil, verdient daher Nachahmung, kann aber hier ohne Zeichnung nicht deutlich beschrieben werden. Eben das gilt auch von seinen gebrauchten Mitteln, übergewichene Hof- und Gartenmauern wieder in die lothrechte Stellung zu treiben, bis auf die eichenen Keile, mit denen die Mauern am Fusse verspannet wurden, denen aber Rec. in dieser Lage, wo abwechselnde Nasse und Trocknis sie trifft, keine sehr lange Dauer zutrauet, und dafür lieber Keile von harter Steinart oder von Eisen nehmen würde. Endlich wird den Obrigkeiten Aufmerksamkeit auf die Unterhaltung der Gebäude empfohlen; die Vorschläge des Hn. *S.* gehören aber meistentheils für eine Baupolizey ins Reich der Phantasie. Das *zweyte* Kapitel lehret, *wie man die Gebaude vor Feuer sichern könne.* Die meisten hier gegebenen Vorschriften gehen nicht die Baukunst, sondern die öffentliche und häusliche Polizey, an. Das *dritte* Kapitel betrifft diese Polizey noch eigentlicher. Es giebt auf eine sehr wortreiche Weise mit etwas Declamation, die man in Büchern dieser Art am wenigsten finden sollte, Vorschriften, *wie bey Feuersbrünsten die Löschanstalten zu machen seyn*, welche gehörig befolgt allerdings helfen können. Und sie zu wissen ist immer etwas, das man von einem vollkommnen Baumeister eher fodern mag, als astronomische Kenntnisse, die Vitruvius verlangt. In dem *vierten* Kapitel, welches davon handelt, *wie man bey dem immer mehr zunehmenden Holzmangel die in der Haushaltung unentbehrlichen Feuerungen auf Koch- und Kesselherden und in Oefen zur Holzersparung einrichten kann*, findet man vornehmlich sehr ausführliche Beschreibungen und Abbildungen von Kochherden und Stubenofen, in denen gleichfalls gekocht werden kann, ingleichen von Holz sparenden Kesselherden mit richtigen und gründlichen physikalischen Einsichten vorgetragen, Gegenstände, die hier im Auszuge sich nicht wohl mittheilen lassen und daher im Buche selbst nachgesehen werden müssen. Das *fünfte* Kapitel, mit welchem die zweyte Abtheilung dieses ersten Theiles anfängt, handelt *von der Prüfung und der Auswahl der Baumaterialien.* Dies ist einer von den Gegenständen, die man zum Ekel oft fast in allen Bauschriften, natürlich mit blossen oft wörtlichen Wiederholungen antrifft, und von dem blos das ganz neue geschrieben werden sollte. Vielleicht verdient in diesem Kapitel allein die Anführung der Ursachen, warum wir jetzt mit schlechterm Holze bauen als die Vorfahren, vorzüglich bemerkt zu werden. Das *sechste* Kapitel ist ungemein kurz über die *Verbindungsmaterialien.* In dem *siebenten* wird *die Anordnung der Gebäude*

bäude und die Anwendung der Materialien gelehret. Allgemeine Regeln der Zusammenstellung der Zimmer in einem Gebäude und ganzer Gebäude in einem Gehöfte. Von Untersuchung des Grundes einige gute Bemerkungen, aber nichts Vollständiges. Wenn man mit dem Keller nicht tief genug in die Erde gehen kann, so wird empfohlen, die Seitenwände des Kellers von Steinen über der Erde hoch genug aufzuführen, auf sie starke eichene Balken, auf diese Bohlen, und auf diese 1 Fuss hoch Lehm oder Thon, und darüber einen Estrich zu legen. Dies würde doch wohl nur bey schmalen Kellern, über welche die Balken nur kurz frey liegen, so gemacht werden können. Auch würde die Reparatur, wenn einzelne Balken schadhaft werden und mit neuen verwechselt werden müssen, viel Mühe, Zeit und Kosten verursachen. Die vorzuziehenden Kappengewölbe scheinen dem Vf. nicht bekannt zu seyn. Von der Stärke der Widerlagen und von der Construction der Gewölbe nichts Gründliches und Vollständiges. Mit einemmale sieht man §. 182 sich mit Beantwortung der Frage: *Was sind für Mittel einzuschlagen, um in einem Lande sowohl in den Dörfern als in den Städten gute Handwerksleute zu erhalten?* überrascht. Viel gute Vorschläge, von denen aber wohl wenige ausgeführt werden möchten. Das *achte* Kapitel, welches überschrieben ist: *Wie der Raum der wirthschaftlichen Gebäude nach der Gröfse der Grundstücke für alle Bedürfnisse muss eingetheilet werden*, handelt ziemlich verworren von der Ausrechnung der Gröfse der Wirthschaftsgebäude und von deren Zusammensetzung, von der Zubereitung des Mortels, von Absteckung und Aufführung der Gebäude, und von den Dächern. Obgleich hier viel gutes und richtiges vorkommt, so haben wir es doch in andern Büchern schon besser, vollständiger und ordentlicher. Hr. *S.* meynt der Kalk verliere bey der gewöhnlichen Löschung in der Pfanne durch die Verdunstung viel von seiner Bindungskraft und hält folgende Löschung für besser: in einer tiefen Grube wird eine 3 Fuss hohe Schicht Kalk geworfen, eine hinlängliche Quantität (?) Wasser aufgegossen, eine Schicht reinen Sandes aufgeschüttet. Sodann dieses alles so oft wiederholt, bis die Grube voll ist. Das *neunte* Kapitel: *Von dem inwendigen Bau eines Hauses.* Zuförderst einige recht gute in andern Baubüchern nicht anzutreffende Bemerkungen und Vorschriften, z. B., dass alle Lehmarbeit, wenn sie vor Winters (in Deutschland) trocken werden soll, im Monat Julius fertig seyn müsse; dass man, um das Ueberrauchen der Rauchfänge in den Küchen zu hemmen, um den Rauchfang einen Canal von Bretern oder Blechen, 8 Zolle weit, dessen unterste Wand mit vielen Löchern versehen seye, legen und in denselben einen andern solchen 1 Fuss weiten Canal, dessen eines Ende durch die Wand der Küche ins Freye sich öffnet, führen solle, damit die kalte von aussen zum Feuer herbeyströmende Luft den Rauch zurückdränge; u. s. w. Aber falsch ist die Bemerkung, dass es gut sey, die Schornsteine in der Mitte ihrer Höhe zu erweitern oder auszubauchen, dann wieder zu verengen, und trichterförmig erweitert bis übers Dach hinaus zu führen. Wenn solche Schornsteine nach des Hn. *S.* Erfahrung gut gezogen haben, so ist dieses der letzten trichterförmigen Erweiterung, nicht aber dem Bauche in der Mitte, zuzuschreiben. Hiernächst von der Verputzarbeit, zu kurz. Von der Küche, wo die Canalherde, die so viel Töpfe verderben, dass dadurch die ganze Holzersparung drauf gehet, aber auch noch ein neuer Herd, der wohl gut seyn dürfte, empfohlen werden. Von Brat- Stuben- und von Backöfen, von Flachsdarren, von Rauchkammern, von der Tischlerarbeit, Glaser- Schmiede- Schlosser- etc.- Arbeit, von Abtritten, der Mistgrube, von Viehschwemmen, von Brunnen ist zu kurz gehandelt. Endlich folgen noch Bemerkungen vom Baue der Scheune nach dem Risse, und von Verfertigung und Ausbesserung der Scheuntennen. Das *zehnte* Kapitel: *Von einem Gebäude, das man von Holz verfertigt und was man zur Dauerhaftigkeit desselben zu beobachten hat.* Wieder ziemlich verworren: einiges Gute, nichts Vollständiges, überhaupt nichts, was nicht anderwärts schon besser gelehrt ist. Das *eilfte* Capitel: *Von Lehmwänden zu wirthschaftlichen Gebäuden, nämlich Wohngebäuden, Scheuern und Schaafställen.* Die Verfertigung sogenannter Welierwände aus vermischtem Stroh und Lehm wird ausführlich beschrieben. Hierauf schildert Hr. *S.* sein Verfahren bey Erbauung der Strohdächer, um diese feuersicher zu machen. Die Sparren wurden zehn Zoll weit belattet, die Latten mit Zöpfen aus Lehm und Stroh vom Forste an bis auf die Aufschieblinge hernieder dergestalt umschlungen, dass die ganze Dachfläche zugedeckt ward; wo Gruben blieben, wurden diese mit Strohlehm ausgefüllt; dann ward die ganze Dachfläche ½ Fuss dick mit Strohlehm, der mit Rindsblut angemacht worden, überzogen und dieses fest geschlagen. Alsdann wurden in einem Abstande von 1 Fuss von diesem Lehmdache von unten bis oben hinauf dünne Sparren gelegt, im Forste zusammen geschleift und unten auf holzerne Untersätze gestellt, auf welche sie mit holzernen Nägeln an die Aufschieblinge befestigt wurden. Dieses zweyte Gesparre ward dann wie gewöhnlich mit Stroh gedecket, und der Zwischenraum zwischen beiden Dächern auf den Giebeln mit Lehmsteinen zugemauert. Da eine solche Bedachung aus einem doppelten Dache, einem Stroh- und einem Lehmstrohdache, bestehet; so muss sie theils das Gebäude ansehnlich belasten, theils starkes Holz zu dem Sparrenwerke und Dachstuhle erfodern, theils beträchtlich mehr kosten, als ein gewöhnliches Strohdach; aber freylich ist es ungleich feuersicherer. Das *zwölfte* Kapitel: *Wie Gebäude von Lehmbacksteinen aufzuführen sind.* Gut. Insbesondere wird ein 60 Fuss langes und 36 Fuss breites Wohngebäude von zwey Stockwerken; welches Hr. *S.* vor 20 Jahren auf einem Landgute des Hn. *von Tüngen* hat erbauen lassen, umständlich beschrieben. Diese Beschreibung wird denen, welche sich noch von Lehmpatzen zwey Stockwerk hohe Mauern aufzuführen fürchten, alle Zweifel benehmen. Hierauf eine Anweisung, Lehmschindeldächer zu bauen, wiewohl

nicht so deutlich, als Hr. *Gilly* sie gegeben hat. Dann noch etwas von Dunstzügen oder Brodenfängen, vom Estrich und Gipsgusse, und zum Beschluss ein paar Worte über den zweckmäfsigsten Gebrauch der Baumaterialien.

Leipzig, b. Crusius: *Der Uhrmacher*, oder *Lehrbegriff der Uhrmacherkunst*, aus den besten englischen, französischen und andern Schriften darüber zusammen getragen, nebst eigenen Bemerkungen und Mittheilung deutscher Künstler, von *J. G. Geisler*. *Siebenter Theil.* (Auch unter dem Titel: *Lehrbegriff der höhern Uhrmacherkunst*, Theil I.) 1797. 154 S. gr. 4. mit VIII Kupfern. (1 Rthlr. 6 gr.) *Achter Theil.* (Auch unter dem Titel: *Lehrbegriff der höhern Uhrmacherkunst*, Theil II.) 1797. 154 S. mit VIII Kupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)

Von den Landuhren geht der Vf. im siebenten Theil auf die Seeuhren über, und giebt hier nach Berthoud zuforderst die Theorie der See- und Längenuhren, und vorläufige Begriffe über die Bauart derselben nebst Reibungen und Wirkungen des Oels auf solche Uhren. Er handelt ferner von der Unruhe, dem Isochronismus ihrer Vibrationen, und dem Mechanismus der Compensation, und beschreibt endlich einige Seeuhren des Hn. Berthoud, nebst einigen mechanischen Hülfsinstrumenten des Uhrmachers, die insbesondere dem Künstler von Metier äufserst angenehm seyn werden.

Im achten Theile, welcher zuförderst die Fortsetzung jener mit rühmlichem Fleifse bearbeiteten Theorie enthält, giebt der Vf. die Theorie der Hemmung, des Räderwerks, der bewegenden Kraft der Seeuhren, und bemerkt das nöthige über das Aufhängen derselben, und die dabey nöthigen Aequationstafeln. Ob nun wohl dergleichen Dinge für Uhrmacher des festen Landes weniger nützlich als die bisherigen Bemühungen des Vf. in diesem Fache zu seyn scheinen; so haben doch auch die hier gröfstentheils nach Hn. Berthoud vorgetragenen Theorien zunächst auf die Verfertigung der Landuhren und insonders der neuern Chronometer Einfluss. Der 2te Abschnitt enthält die Muster von 8 Berthoudschen Seeuhren, unter welchen derselbe Nr. 8 für seine beste hält.

SCHÖNE KÜNSTE.

Warschau, b. Wilke: *Aller guten Dinge sind drey.* Ein Lustspiel in zwey Aufzügen von *Karl Albrecht.* 1797. XVI u. 158 S. 8. (10 gr.)

„Die Hauptabsicht, in der ich dies Stück schrieb, „war die, dafs ich den Schauspielern ein Lustspiel in „die Hände liefern wollte, dessen Aufführung man „beywohnen könnte ohne schamroth zu werden;" so sagt der Vf. in der Vorrede. Wenn er uns grade das Gegentheil versicherte, so würden wir ihm vollkommen glauben dürfen. Fast möchte es scheinen als triebe er, so zu sagen, Ironie mit dem werthen Publicum, wenn er fortfährt seinen Abscheu vor „Zweydeutigkeiten" und „schmutzigen Einfällen" zu bezeugen, hätte er das nämliche Lustspiel nicht den beiden jungen Grofsfürsten von Rufsland gewidmet. Er weifs also wirklich selbst nicht, bey welchen Gelegenheiten man schamroth zu werden pflegt. Sollte er aber wohl jemals, in Berlin zum Beyspiel, (woher er seine Vorrede datirt) ein Stück haben vorstellen sehen, in welchem es so schamlos wie in dem seinigen zuginge? Eine Frau, die ihren schwachen alten Mann bis zum Wahnsinne quält; gegen ihre Hausgenossen das pöbelhafteste Betragen beobachtet; den Männern auf die Stube läuft, um sich ihnen anzubieten, da sie gesonnen ist sich scheiden zu lassen; sich die ärgsten Beleidigungen gefallen läfst; sich zuletzt mit ihrem Gelde wirklich noch einen Elenden erkauft, und nun nebst zwey andern Pärchen die gleiche Ehre geniefst, die Schlufsscene gruppiren zu helfen; dann ihre Schwester, ein niederträchtiges Geschöpf, das von der Gnade andrer lebt, und der am Ende ein Bedienter auf die Frage: „*Par bleu*, wo soll ich denn bleiben?" zuruft: „Kaufen Sie sich ins Spittel!" worauf die ganze Gesellschaft im Chor einfällt: „Ins Spittel! ins Spittel!" — Wo mag Hr. *A.* gelernt haben, dergleichen Dinge für *feine* Ergötzlichkeiten zu halten? Wie sehr *er* sie in diesem Lichte betrachtet, erhellet freylich auf eine merkwürdige Weise aus dem lächerlich weitläuftigen Artikel der *Charaktere und Kleidungen der handelnden Personen*, wo er jenes freche Weib „*eine Frau von vielem Verstande* und — *feurigem Temperamente*" nennt, „durch das sie bey ihren Liebesavantüren zu manchen unbedachtsamen Schritten verleitet wird." Mit eben so vielem Grunde könnte man das Unternehmen des Hn. *A.* Schriftsteller zu werden, nur ein unbedachtsames nennen, und behaupten, er habe es mit vielem Verstande ausgeführt.

Cassel, in der Griesbachschen Hofbuchhandlung: *Gedichte. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Geschmacks*, von *W. J. C. G. Casparson*, Fürstl. Hess. Rath, u. s. f. — 1797. 358 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey aller Strenge, welche nicht nur die Erinnerung an das Horazische: *Mediocribus esse poetis etc.* sondern vornehmlich die gegenwärtige Ausbildungsstufe unsrer Poesie dem Beurtheiler angehender junger Dichter zur unerläfslichen Pflicht macht, wird er doch gern so billig seyn, bey dem Urtheile über die poetischen Arbeiten eines Mannes, dessen Geschmack, seinem eignen Geständnisse nach, vor etwa funfzig Jahren seine erste Bildung, und, wie es scheint, seine bleibende Richtung, erhielt, einen andern Gesichtspunkt zu fassen. *Opitz* blieb das vornehmste Muster unsers Vf. ob er gleich den fortschreitenden Geschmack und das Vorbild der spätern wirklich classischen Dichter, nicht aus der Acht liefs, oder gar verachtete. „Aber, setzt er hinzu, so „viel Genie glaubte ich nicht zu haben, mich durch „Empfindeley, Künst- und Witzeley, von irgend einer „Mode hinreifsen zu lassen. Im Gefühl von diesem Al„lem, sehe ich jedem Tadel, auf alles gefafst und ruhig „entgegen." Rec. will sich indefs lieber alles Tadels enthalten; vornehmlich zwar darum, weil Tadel bey

den meisten dieser Gedichte gar zu leicht seyn würde; aber auch darum, weil der Vf. nicht auf den Beyfall des grösern Publicums Anspruch macht, sondern sich damit begnügen will, „wenn nur das gute und liebe Hess„sen diese Sammlung seiner Gedichte jetzt und künftig „als ein Denkmal der Verehrung seiner huldreichsten „Fürsten, der dankvollen Hochachtung seiner Gönner, „und der Liebe seiner genannten und nicht genannten „Freunde, so wie der für die Seinigen, betrachtet.“ Von den unverkennbar guten und edeln Gesinnungen eines in mancher Rücksicht, besonders auch durch seine Bemühungen für das Armenwesen, verdienstvollen Mannes, kann der Inhalt dieser Gedichte allerdings ein rühmliches, und von dieser Seite achtungswerthes Denkmal abgeben; und da er nun einmal Gefallen daran fand, diese Gesinnungen in Sylbenmaass und Reime zu kleiden, so mag sie denn zugleich auch ein Denkmal von der *Art* seyn, wie er dies that, und wie es ihm gelang. Auch die Bestimmung *als Beytrag zur Geschichte des deutschen Geschmacks* ist ja bescheiden genug. Zwar würde sich ein künftiger Geschichtforscher deutschen Geschmacks irren, wenn er der Beyträge nicht mehrere vor Augen hätte, oder wenn er glaubte, alle Zeitgenossen des Vf. in der Geschmacksbildung wären mit ihm beym *Opitz* stehen geblieben, oder keiner von ihnen, der, gleich ihm, diesen Dichter ehrte und liebte, und in seiner Art für musterhaft erkannte, habe ihn vollkommen erreicht, oder, durch die grosen Fortschritte unsrer Sprache und unsers Geschmacks begünstigt, eben so wenig übertroffen, als unser Vf., der bey ihm — vielleicht nicht allzu nahe — stehen blieb, und vorsetzlich nicht weiter wollte. Doch, wie gesagt, keinen Tadel; sondern lieber das letzte, und vermuthlich das neueste Gedicht dieser Sammlung zur Probe:

Der Dichter, ein Cameralist.

Mich bat ein braver Mann
Um meiner Jugend Lieder;
Ich sah den Schreibpult an,
Und fand da manches wieder.
Ob man es drucken kann?
Das muss der Setzer wissen,
Der Geld dadurch erwirbt;
Wird er doch sorgen müssen,
Dass er nicht Hungers stirbt.
Mir ists dann gnug der Ehre,
Dass meines Theils im Staat
Ich Brod dem Mann gewähre,
Der was gelernt doch hat.
Auch gab ich es zu essen
Dem, der Papier gemacht;
Selbst den nicht zu vergessen,
Der Lumpen ihm gebracht.
Merkts, ihr Cameralisten!
Empfehlt als gute Christen
Es ist wohl werth der Müh,
Dem Staat die Poesie.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Rein: *Gründliche Anweisung für Landwirthe zu wohlfeilen und feuerfesten Bedachungen ökonomischer Gebäude und Landhäuser, nebst kurzen Bemerkungen über Ziegel- und Kalkbrennereyen.* 1797. 64 S. 8. In dieser kleinen Schrift werden die Lehmschindeldächer und deren Verfertigungsweise nach einem Auszuge aus Hn. *Gilly's* bekannter Abhandlung über diese Bedachungsart beschrieben und umständlich gelehrt. Da aber keine Zeichnungen beygefügt worden, so ist der hier gegebene Unterricht bey weitem so nützlich nicht, als der Gillysche. Indessen ist es auch nicht eigentlich die Absicht des Vf., durch diese Schrift zur Befolgung und Anwendung der gedachten Bedachungsart aufzumuntern. Er bemerkt vielmehr ein Haupthinderniss, das jedem, der solche Dächer bauen lassen will, in Gegenden, wo sie noch nicht üblich sind, aufstösst. Nämlich: „es würden zur Erbauung eines „solchen Daches Leute, die darin schon sehr geübt sind, erfodert, und er getraue sich unter 30 Bauern keinen einzigen „zu finden, der mit dieser Arbeit umzugehen wisse.“ Ueberdem schickten sich solche Dächer nur auf Ställe, Scheunen, Bauerwohnungen, und nicht auf Häuser des Edelmanns, Predigers, u. s. w. Dieserhalb beschreibt und empfiehlt er eine andere Dachart, die ein besseres Ansehen haben, feuersicherer, dauerhafter und wohlfeiler noch seyn soll. Allein dies ist wenigstens so lange zu bezweifeln, bis der Vf. die Beweise davon durch eine umständliche und comparative Berechnung der Kosten, durch einige angestellte Feuerproben, und durch die Ausführung einer wenigstens funfzigjährigen Erfahrung wird geliefert haben. Sein neuer Vorschlag ist kürzlich: die Sparrenfelder, wie die Balkenfelder, auszustaken und die Staken mit Lehmstroh zu umwickeln und abzugleichen, so dass auch die Sparren mit Lehm überzogen werden, bis das ganze Dach inwendig eben wie eine Scheunentenne werde. Auf dem *Forsten* kommen gewöhnliche Forstziegeln zu liegen, (die aber auf dem Lehme nicht lange fest liegen werden, und daher aufgenagelt werden müssen, indem auch Kalkmörtel auf dem Lehme nicht lange haftet). Um nun dieses feuersichere *Lehmstakendach*, wie man es zum Unterschiede von andern nennen kann, vor dem Abspülen durch Regen und Schnee zu sichern, so erfand der Vf., nach fehlgeschlagenen Versuchen mit dem Dahlbergischen und mit dem Schmidtischen Ueberzuge, folgenden besser gelungenen Ueberzug: ungelöschter Kalk pulverisirt und gesiebt ward mit eben soviel Käsequark, dem Gewichte nach, bis zu einem Brey zusammen gerieben. Zu dem Brey ward guter Leinölfirniss, auf zwey Pfund Brey eine Theeasse voll, halb so viel Russ und eine Handvoll Flachsaaven gemengt. Diese Masse ward mit einer Mauerkelle eines Messerrückens dick aufgetragen und mit der Hand glatt gestrichen. Zuletzt ward dieser trocken gewordene Ueberzug noch mit schwarzer Leimfarbe überpinselt. Fünf Monate lang hatte dieser Ueberzug sich gut gehalten. Gewiss eine zu kurze Zeit, um von der Dauerhaftigkeit richtig urtheilen zu können; überdem wird nicht gesagt, ob unter diesen fünf Monaten auch Wintermonate waren. Aber auch an einen Hauptpunkt hat der Vf. noch nicht gedacht, nämlich: wie sich ein solches Dach leicht repariren lasse? Denn bey allen Bauwerken muss immer auf künftige leicht mögliche Reparatur gedacht werden. Er räth das Dach auch inwendig zu überziehen, und giebt Vorschriften dazu. — Die beygefügten Bemerkungen von Ziegel- und Kalkbrennereyen enthalten nichts neues.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, in Verlag des Waisenhauses: *Novum Testamentum, Graece. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit Ge. Christian. Knappius.* 1797. XLVIII. und 773 S. kl. 8.

Der *gewöhnliche Text* unserer Ausgaben des Neuen Testaments (*textus receptus*) verdankt sein Ansehen einzig der Frequenz jener acht niedlichen holländischen Auflagen, welche seit 1624 unter dem Namen der Elzevirischen sich überall verbreiteten. Die Unwissenheit, welche, unter dem Schutze des Herkommens, ihres ununtersuchten dogmaticistischen Besitzstandes in allen Fällen so sicher und gewifs ist, vertheidigte das als unveränderlich, was sie so zufällig vor sich fand, und woran sich Augen und Ohren einmal gewohnt hatten. Ahnete sie vielleicht, dafs durch die biblische Kritik ihre verjährte Trägheitskraft unwiderstehlich zu ungewohnten Untersuchungen würde aufgefodert werden? Noch bey den Zurüstungen zur Wetsteinischen kritischen Ausgabe — (Man sehe die Acta oder Handlungen, betreffend die Irrthümer und anstofsigen Lehren Hn. J. J. W. (Joh. Jac. *Wetsteins*).. Basel 4. 1730. —) schien den „*veterandis Theologis*" zu Basel, unter denen sich sogar ein *Sam. Werenfels* mit unterschrieb, die Sache Gottes und der Kirche in äufserster Gefahr zu seyn, da sie selbst in Gefahr kamen, ihre Begriffe über Beschaffenheit des neutestamentlichen Textes mit Mühe wenigstens von den gröbsten Fehlern der Unwissenheit reinigen zu müssen, indefs sie doch durch die daraus abgeleiteten Grundsätze, die sie am angeführten Ort S. 49. u. f. in ihrem theologischen Bedenken ausführten, selbst die Obrigkeit zu bewegen suchten, Wetstein seines Lehramts zu entsetzen. Solche Fälle machten noch einem *J. A. Bengel* die Behutsamkeit nothwendig, zu versprechen, dafs weder in der kritischen gröfseren Ausgabe noch in den Handausgaben, welche er unternahm, in seinem Text — die Apokalypse ausgenommen, ein Buch, welches zu allen Zeiten seine eigene Schicksale gehabt hat! — ein Jota stehen sollte, welches nicht in einer der beliebten Ausgaben bereits *gedruckt* stünde. Der ganze Ruhm seiner Frömmigkeit würde kaum Schutzes genug gewesen seyn, wenn er seinen Zeitgenossen, als ächten neutestamentlichen Text eine Sylbe mit Textschrift vorgelegt hätte, welche nicht schwarz auf weifs in einer durch das frühere Daseyn canonisirten Ausgabe nachzuweisen war. Mochten dann in jenem einmal gewohnten Texte selbst gewisse Aenderungen — von Erasmus Rom. I, 13. von Beza Joh. 18, 20. Galat. 4, 17. 2 Petr. 2, 18. — unläugbar, ohne alle Autorität kritischer Zeugen aufgenommen seyn. Die Zeit, der beste Beweisführer für ruheliebende Nachsprecher, hatte diese Wagstücke gerechtfertigt. Nur ins künftige sollte das, was jene älteren Herausgeber auf ihr eigenes Ansehen hin gethan hatten, auch bey den gültigsten Gründen nie weiter geschehen.

Aber eben die Zeit, welche wir die Mutter der Tradition nennen können, bringt dann doch auch allmählich solche gewaltthätige Mifsgeburten ihrer alternden Pflegetochter ihrem Absterben nahe. Die grofsen Arbeiten von Mill und Wetstein konnten auf die Menge, welcher sie unbekannt blieben, wenig Einfluss haben, und wurden nur um so leichter von Halbwissern bey Unwissenderen verläumdet. Destomehr wirkte die *Griesbachische* Handausgabe seit 1777, welche mehreren zum Selbsturtheilen, akademischen Lehrern aber besonders zu Hinweisungen auf kritische Grundsätze und deren Anwendung Stoff anbot, und hierdurch die Bekanntschaft mit neutestamentlicher Kritik verbreitete, in ihrem Inhalt selbst aber mit überlegener Sachkenntnifs und parteyloser Kaltblütigkeit ein Muster gab, wie dieser Text gleich jedem andern, ja in der That accurater als jeder andere, zu behandeln sey. Griesbach nahm deswegen auch entschieden bessere Lesearten bereits in den Text selbst auf, richtete aber durch unterscheidende kleinere Schriftzüge die Aufmerksamkeit vornehmlich auf jene Entfernungen der offenbarsten Fehler des *textus receptus*. Allmählich siegte die Wahrheit: dafs auch die biblischen Religionsurkunden, insofern sie ein Gegenstand der Textbeurtheilung und der Auslegung sind, nach den Hauptgesetzen, die bey allen übrigen Classikern gelten, untersucht und verständlich gemacht werden sollen. Durch Gründe und ohne neues Geräusch ist sie, trotz allen Mifsdeutungen, nun endlich so sehr das Gesetz der Sachkundigen, dafs in dem letzten Decennium nur entschieden unwissende, und selbst diese nicht in gelehrten, sondern blofs in dictatorischen Formeln, ein Wort dagegen hören zu lassen nicht errötheten, selbst das gebieterisch gesprochene Wort aber das *Schisma* nicht in *Schismam* zu verwandeln vermochte. Und gerade um jene Wahrheit noch vollständiger in Ausübung zu bringen, thut Hr. *D. Knapp* einen neuen Schritt, indem er durch Aufnahme überwiegend richtiger Lesearten in den Text, ohne sie einmal durch eine andere Schrift zu unterscheiden, selbst die Aechtheit

dieſes bibliſchen Textes völlig nach der bey jedem andern alten Autor angenommenen Sitte behandelt.

Wir betrachten dieſe Behandlung des gewohnten Textes hier zunächſt als Zerſtörung eines Vorurtheils, und von dieſer Seite her können wir ihr Lob und Billigung nicht verſagen. Hat ſich das Vorurtheil von der Unverletzlichkeit des *textus receptus* einzig aus der Menge und dem wohlfeilen Preis ſorglos veranſtalteter Handausgaben erzeugt, ſo mag es denn auch durch Verbreitung ſorgfältig bearbeiteter Handausgaben eines beſſeren Textes vertrieben werden. An Wohlfeilheit läſst es zu dieſem Zweck die Verlagshandlung nicht fehlen; und es muſs um ſo mehr öffentlich gerügt werden, daſs in einigen Buchhandlungen in Franken und Schwaben, — (im Monath- und Kuſslerſchen Katalog zu Altdorf und Nürnberg findet man S. 1011. das Exemplar zu 2 Gülden angeſetzt,) — die Abſicht des äuſserſt billigen Preiſes (von 20 gr.) durch eine Steigerung, welche ſich die Buchhändler des ſüdlichen Deutſchlands bey manchen gangbaren Schriften erlauben, unrechtmäſsig gehindert wird. Unparteyiſch bekennt Rec. daſs er jene bey Ausgaben alter Schriftſteller jetzt wohl allgemein angenommene Sitte, überwiegend richtige Lesarten mit *gleicher* Schrift in den Text aufzunehmen, wenn er ſie überhaupthin betrachtet, lieber mit einer Einrichtung vertauſcht ſehen würde, durch welche die Richtigkeit des Textes nicht weniger auffallend, und doch noch behutſamer und vortheilhafter hergeſtellt werden könnte. Das kritiſche Urtheil iſt bey weitem nicht bey allen Lesarten, welche die Herausgeber der Autoren in den Text aufnehmen, gleich ſtark entſchieden; bey mancher könnten wohl Umſtände, die ſchon jetzt, nur aber unbemerkt, im Texte liegen, bey andern wenigſtens neue, äuſsere, noch ſpäter aufzufindende Gründe beträchtlich vieles abändern. Eine neue Worterklärung, eine veränderte Interpunktion hebt oft manchen Einwand gegen eine ſchon zur Verbannung aus dem Texte verurtheilte Lesart, oder nimmt einer ſchon zur Aufnahme reif geachteten den Schein des Uebergewichts und der Nothwendigkeit. Bey den Claſſikern muſs dies um ſo häufiger der Fall ſeyn, da der kritiſche Apparat viel mangelhafter iſt, und doch die eilende Ungeduld, der täuſchend erfinderiſche Witz und die abſprechende Neuerungsliebe vieler Herausgeber gegen zweifelhafte Lesarten, ja zum theil bloſse Conjecturen an Deciſionen zur Aufnahme oder zum Oſtracismus unverhältniſsmäſsig reicher ſind. Iſt nun gleich bey dem N. T. kühne Uebereilung und daher ſchnelle Abwechslung ſolcher Urtheile bey weitem nicht ſo leicht zu befürchten, und hat gleich beſonders Hr. Kn. durch die möglichſte Behutſamkeit ſeine Arbeit vor unverſtändigen Nachreden zu ſichern geſucht; ſo iſt doch einige Veränderlichkeit des kritiſchen Urtheils und ſeiner vielfachen Beſtimmungsgründe auch bey den *autoribus claſſicis* der chriſtlichen Theologie unvermeidlich; und wäre es bloſs wegen der natürlichen Bedenklichkeit, ob nicht der, welcher *nicht zu viel* ändern wollte, eben deswegen bisweilen *allzu wenig* geändert habe, wodurch man dann von dem ächten Texte immer gleich weit entfernt bleiben würde! Ueberdies iſt im N. T. die gewohnte Lesart durch gelehrte Erklärungsſchriften, Concordanzen u. dgl. zum Bedürfniſs geworden. Würde alſo nicht bey den Ausgaben aller Claſſiker und ſo auch des N. Ts. in Abſicht auf Lesarten, welche als überwiegend beſtätigt in den Text aufgenommen werden ſollen, die Griesbachiſche Methode, ein ſolches Wort *durch kleinere Schrift* auszuzeichnen die vortheilhafteſte und nachahmenswürdige ſeyn? Schon das Auge wird dann ſogleich auf den ſonſt gewohnten Text gerichtet. Noch mehr wird das kritiſche Urtheil rege erhalten, ſolche mit Auszeichnung aufgenommene Textesworte im Fall, daſs etwas von ihnen abhängen ſoll, aufs neue deſto ſchärfer zu betrachten. Aendert ſich hierdurch vielleicht in der Folge das Urtheil ſelbſt, ſo würden ſelbſt die ſcrupuloſeſten Leſer, da man die immer nicht völlig entſchiedene Lesart dem übrigen ohne gleich ſtarke Einwendungen auf uns gekommenen Text nie völlig gleich geſetzt hatte, leicht anerkennen müſſen, daſs man ſich zu einer Aenderung ausdrücklich einen ſpäteren Anlaſs vorbehalten habe. Dies bey Lesarten, welche in den Text aufgenommen zu werden verdienen. Bey denen, welche aus dem Texte nach ähnlich wichtigen Gründen wegzulaſſen ſind, würde alsdann Rec. in der nämlichen Abſicht die Knappiſche Bezeichnungsart allgemeinhin vorſchlagen. Sehr paſſend nämlich ſcheint es ihm, daſs Hr. Kn. auszulaſſende Worte im Texte behielt, ſie aber in Klammern, theils in einfache und gewöhnliche, theils in eine zu dieſem Zweck beſonders gegoſſene Art vereinter doppelter Klammern, die man bey ihm nachſehen muſs, einſchloſs. Wären unſere übrigen Gründe für dieſe Vereinigung der Griesbachiſchen und Knappiſchen Bezeichnungsart und deren Gebrauch bey allen kritiſchen Bearbeitungen wirklich unbedeutender, als ſie uns ſcheinen, ſo würde ſchon der unmittelbare Vortheil, daſs der Leſer, ohne alles Umherſuchen, ſogleich durch den Anblick an die kritiſche Beſchaffenheit ſolcher Worte erinnert wird, ſie jedem zeitſparenden Gelehrten hinreichend empfehlen können. Nur Prachtausgaben mögen eine ſolche Ungleichheit des Drucks ſich verbitten.

Eine Bezeichnung dieſer Art würde der Knappiſchen Ausgabe, wo ſie eine kritiſch hervorſtechende Lesart in den Text aufnimmt, um ſo weniger überflüſſig geweſen ſeyn, weil nicht nur die entſchieden vorzüglichen (*indubine*), ſondern auch manche aus der nächſt daran grenzenden Claſſe der ſehr wahrſcheinlichen Lesarten eine Aufnahme erhalten haben, und alſo dem Herausgeber unzweifelbar geweſen ſind. Umgekehrt finden ſich auch Fälle, wo die nämlichen Geſetze, nach denen der Vf. ſonſt eine Aenderung im Texte vorgenommen hat, das nämliche gefodert haben würden. Sind gleich die Beyſpiele für dieſe doppelte Behauptung meiſt ohne bemerkenswerthen Einfluſs, ſo gilt doch dem Kritiker allerdings die S. XVII. von Bengel entlehnte Sentenz: *tam levis nulla*

varietas, at dexteritas apostolica, oder vielmehr: *dexteritas scriptoris cujusvis originaria, non sit praeferenda sagacitati librariorum.* Luc. I, 10. würde nach den nämlichen Gründen, nach denen die Stellung der Worte sonst, z. B. VII, 34. verbessert ist, statt der *recepta*: του λαου την zu erwarten seyn: την του λαου; so auch I, 29. επι τω λογω διεταραχθη, V, 6. πληθος ιχθυων u. s. f. Sehr viel hängt freylich an den meisten dieser Versetzungen, so wie überhaupt an den meisten Varianten nicht. Es ist deswegen blos kritische Pünktlichkeit, wenn Rec. fragt: warum III, 2. επ' statt επι IV, 18. ενεκεν statt εινεκεν V, 13. ειπων für λεγων VII, 16. απαντας statt παντας, warum Matth. 4, 18. in den Worten περιπατων δε ὁ Ιησους παρα etc. dieses ὁ Ιησους ohne Klammern stehen geblieben sey? u. dgl. m. Um etwas weniges bedeutender ist es, dass K. II, 44. εν vor τοις γνωσοις IV, 5. ὁ διαβολος ohne Klammern im Texte blieb. Auch die Vergleichung des 9 Verses, wo die Person zu ηγαγεν ebenfalls blos zu subintelligiren ist, spricht für diese Auslassung. I, 29. ist es für den Sinn nicht gleichgültig, dass δοκα, mit Griesbach, ausgelassen werde. Die Erzählung, dass Maria staunte, wird wahrscheinlicher, wenn Maria nur erst den Gruss hörte, den Eingetretenen aber noch nicht sah. V, 24. 25. εγειραι und V. 25. ᾧ ὁ sind die leichteren und gewöhnlicheren Lesarten, welche bey der Pluralität der Mste für αναστα und ᾧ ὁ diesen ungewöhnlicheren weichen müssten, siehe auch εγειραι VI, 8. Dahin gehört auch das grammaticalisch minder richtige απο VI, 18. welches dort statt ὑπο stehen sollte. Diese ungewöhnlicheren Spracheigenheiten scheinen, wie das irregulare απεκατασταθη VI, 10. zu dem charakteristischen des Lucas zu gehören.

Hier und da weicht Hr. Kn. von dem Griesbachischen kritischen Urtheil ab; z. B. Luc. V, 36. wird das zweyte επιβλημα weggelassen, das nicht nur in der occidentalischen Recension fehlt, sondern dessen Auslassung auch *lectio grammatice difficilior* ist und also durch eine leichte Ergänzung aus dem ersten Theile des Verses vermieden zu seyn scheint. Umgekehrt kann Rec. weniger beystimmen, wenn IV, 11. das allegirende ὁτι ausgelassen wird, da seine Beybehaltung die schwerere Lesart ist, sich aber doch auch andere Beyspiele dafür finden, dass eben dieselbe Stelle getheilt und als eine doppelte allegirt wurde. Ebr. 2, 13. Es ist angenehm, die verschiedenen Ansichten von zwey Forschern gegeneinander zu halten. Um so mehr wünschte Rec. dass es dem Hn. D. Kn. gefällig seyn möchte, wenigstens über alle etwas bedeutende Stellen, wo er von der Griesbachischen Textrevision abweicht, in einer kleinen Zugabe den Wissbegierigen seine Gründe mitzutheilen.

Die Classe der sehr wahrscheinlichen Lesearten, welche vieles für — doch aber auch gewisse Momente und mögliche Rücksichten wider sich haben, hat Hr. Kn. in zwey Grade getheilt. Die wahrscheinlichsten nämlich werden mit einem Sternchen ausgezeichnet. Allen setzt er ein: *alii*, zur Unterscheidung vor. Rec. gesteht, dass es ihm hier häufig nicht möglich war, den Grund zu entdecken, warum nicht mit gleichem Rechte von dieser an den Text zunächst angrenzenden Classe von Varianten noch mehrere der Aufmerksamkeit solcher Leser empfohlen worden, die sich wohl um die übrigen Lesearten wenig, desto mehr aber um diese mit dem Texte rivalisirenden bekümmern dürften. Einige Ungleichheit in dieser Auswahl wird schon dadurch bemerkbar, dass in den früheren Theilen des N. Ts. nur äusserst wenige solche durch ein *alii* ausgezeichnete Varianten am Rande vorkommen; im Matthäus blos fünf, die den Sinn betreffen, wie VIII, 28. Γερασηνων al. Γαδαρηνων IX, 18. εις ελθων al. εισελθων X, 10. ραβδον al. ραβδους XIX, 17. τι με ερωτας περι του αγαθου; εις εστιν ὁ αγαθος XXVII, 16. 17. al. Ιησουν Βαραββαν. Mit diesen möchte z. B. die Luc. XIII, 24. ausgezeichnete: πυλης al. θυρας schwerlich in eine Reihe gehören; oder Joh. VII, 34. 36. εἰμι al. εἶμι X, 8. ηλθον προ εμου al. *omittunt* προ εμου u. dgl. Noch weniger ist wohl die blos lateinische Glosse: *solvit*, 1 Joh. 4, 3. unter die Varianten von diesem Gehalt zu setzen, da man, genau genommen, nicht einmal sagen kann, dass λυει als Lesart existire, weil das griechische Wort selbst in keinem Codex und bis auf Nestorius Zeit auch in keinem griechischen Schriftsteller sich findet. Die *vetusta exemplaria ap. Socratem* können blos *latina* seyn. Aus diesen Bemerkungen folgern wir aber nicht, dass die Varianten von den nächst wahrscheinlichen Classen oder andere bedeutende Varianten nicht wirklich eine Auszeichnung verdient haben. Vielmehr möchten sie dahin leiten, dass, weil noch manche Variante mit diesen ausgezeichneten von gleichem kritischem Werth und hermeneutischem Einfluss ist, auch wirklich für den nichtkritischen Leser mehrere aus dieser Classe mit Grund hätten ausgehoben werden können. Geschähe dieses, so möchte Rec. zugleich einen Vorschlag für die kritische Bezeichnungskunst zur Prüfung empfehlen. Dem Nichtkritiker sagt die blosse Auszeichnung wenig. Auch die Angabe der Mste, Versionen etc. würde für ihn wenig nützen. Hingegen würden sich die Hauptmomente für und wider eine Lesart wohl auf eine mässige Anzahl von Sätzen reduciren lassen: z. B. für das Dafür: *consensus recensionis Alex. et Occid., primigeneitas, difficultas exegetica dogmatica*, u. s. f. für das Dawider aber: *origo e loco parallelo, homoeoptoton* u. dgl. Wählte man nun für diese kritischen Entscheidungsgründe gewisse leicht zu erklärende Zeichen, wie *c.l.O. prg. dffe. dffd. pll. hpt.* so würde dem Nichtkritiker wenigstens für das Nothdürftigste in der Kürze durch jene Winke geholfen werden, wenn nicht nur seine Aufmerksamkeit darauf gespannt würde, dass eine bedeutende andere Lesart vorhanden sey, sondern zugleich ihm auch die Befriedigung gewährt würde, schnell zu sehen, welches die Hauptgründe dafür, und besonders welches die antithetischen seyen, weswegen sie doch nicht aufgenommen sey. Raum würde dieser Vorschlag wenig wegnehmen, selbst wenn alle auf dem Griesbachischen innern Rand herausgehobenen Varianten in eine Hand-

Digitized by Google

ausgabe aufgenommen würden. Der Anfänger aber, in deſſen Hände zuerſt ſolche Ausgaben kommen, würde zugleich gereitzt werden, den angedeuteten Gründen in Verbindung mit einer kritiſchen Ausgabe nachzuſpüren. Die Handausgaben würden eben dadurch deſto gewiſſer den Vorwurf vermeiden, daſs ſie unter den Theologen die Menge der Nichtkritiker allzu ſehr vermehren, da doch jeder ſelbſtdenkende Schriftforſcher ſo viel Kenntniſs und Uebung in der neuteſtamentlichen Kritik haben ſollte, um bey allen den Sinn ändernden, wahrſcheinlicheren Lesearten über den Werth der vorgelegten Gründe (der Kritiker unterſcheidet ſich dadurch, daſs er ſie aufzuſuchen und zu belegen weiſs) nach Hauptmomenten ſelbſt richten zu können. In dieſer Rückſicht würde, dünkt uns, dieſe mühſamere, aber belehrendere Bezeichnungsart ſelbſt der Bengeliſchen, welche bloſs das Reſultat angiebt, vorzuziehen ſeyn. Der kritiſche *Margo* der Handausgabe gleich von vornen herein würde alſo nach unſerm Vorſchlag ungefähr folgende Geſtalt haben. Matth. I, 1. Δαυιδ *antq. hebrz.*) Δαβιδ [d. h. Δαυιδ *antiquioribus teſtibus probata, hebraizans ſcriptio.* Warum nun Δαβιδ dagegen falle, wäre von ſelbſt klar.] I, 6. Σολομωντα *antq. grm.)* Σολομωνα [d. h. Σολομωντα *antiquioribus teſtibus probata, grammaticae convenientior ſcriptio.*] I, 18. γενεσις *inf. dffd.)* γεννησις [d. h. γενεσις *praefertur, ut inſolentior vox, quandam difficultatem dogmaticam habere viſa.*] II, 9. würde dann Rec. das erſtemal eine Leſeart, welche wenigſtens *vero proxima* ſcheint, anzuführen haben. *txt.* εστη *pl.)* εσταδη* *cOA. inf. energ.* [d. h. *textus receptus quidem* εστη *ex pluralitate teſtium retinetur; ſed* εσταδη *tamen admodum probabilis (unde ſtellula) ob conſenſum teſtium ex utraque, Occid. et Alex., recenſione, et quoniam vox eſt inſolentior atque* ενεργικωτερα *ſeu ſignificantior.* — Genug, um unſern Vorſchlag den Prüfern deutlich zu machen! Auch Herausgeber der Claſſiker bitten wir, ihn zu würdigen.

Auf grammatikaliſche Genauigkeit und Gleichförmigkeit in Wörtern, welche getrennt oder verbunden werden können, in Accenten etc. iſt in dieſer Ausgabe eben ſo viel Fleiſs verwendet, als auf Berichtigung der Interpunction. Die Verbeſſerungen der letzten ſind für Handausgaben ſehr weſentlich. Selbſt die Aufnahme von Bezeichnungen, welche ſonſt in griechiſcher Schrift nicht gewöhnlich waren, wie Signum Exclamationis, Parentheſeos, Exaereſeos, auch das Pſik für die Versabtheilung, wo ſie nicht mit dem Sinn coincidirt, die Auszeichnung citirter, oder anderer eigenthümlicher Worte durch Doppelhäckchen, das Herausheben der Namen durch groſse Anfangsbuchſtaben, die Einführung kleiner Buchſtaben am Anfang von Verſen, die mit dem vorigen zuſammenhangen, und bey denen ein Pſik als Verstheiler ſchicklicher angebracht iſt, — halt deswegen Rec. für eine zeitgemäſse Vervollkommnung jener Schrift. Sollten wir bey Unvollkommenheiten, weil ſie alt ſind, ſtehen bleiben? Hoffentlich würden die griechiſchen Grammatiker ſelbſt, wenn ſie jetzt aufträten, eine vollkommnere Bezeichnung wählen. Gewiſſermaſsen hat man auch das Beyſpiel der nicht ganz frühen Mſte für ſich, welche mancherley in die griechiſche Druckſchrift nicht aufgenommene, auch meiſt für uns überflüſsige Interpunctionen haben. Einzig für ein Mittelzeichen zwiſchen Kolon und Comma, das auch Hr. Kn. ſehr vermiſst, möchte eines dergleichen noch zu wählen ſeyn: etwa ein Doppelpunkt. (:) Daſs die Simplicität bey Einführung ſolcher Zeichen ſemiotiſches Geſetz ſey, bleibt gewiſs; und doch iſt das nicht eben gut in die Augen fallende Zeichen (), ungeachtet es nicht alt iſt, aus Noth lange ſchon allgemein.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Mengeringhauſen*, b. Weigel: *Einzige Deutung der Stelle 2 Kor.* 12, 7. Eine Einladungsſchrift zu einer Redeübung auf dem Gymnaſium zu Corbach, von *D. Fr. Sam. Winterberg.* 1796. 16 S. 8. *Satans Engel*, über welchen Paulus ſich bitter beklagt, und der für ſo viele Schrifterklärer in dieſer Stelle wenigſtens eine *crux exegetica* war, iſt ohne Zweifel eine collective Benennung der Gegner des Apoſtels zu Korinth, welche er, nicht wegen des Unrichtigen in ihren Meynungen, wohl aber deswegen, weil Eigennützigkeit der Grund ihrer Thätigkeit für Erhaltung des Ceremoniendienſtes war, kurz vorher *Diener des Satans* nannte, der ſich ſelbſt als einen Lichtengel zu verſtellen wiſſe. XI, 14. 15. Dieſe τετυφωμενοι δουλοι begegneten ihm ſehr grob. Verglichen κολαφιζειν mit εις προσωπον δερειν. XI, 20. Sie hinderten ſehr, daſs die der Univerſalreligion näheren Ideen des Apoſtels nicht ſchneller Platz gewannen. Er ſelbſt aber betrachtet alles Widrige, das er durch ſie leidet, als eine Kreuzigung ſeiner Eigenliebe (Pfahl im Fleiſch) als Mittel zur Selbſterkenntniſs ſeines Unvermögens u. ſ. w. Der Vf. zeigt ſich durch dieſe Worterklärung ſelbſt und durch die praktiſchen Rückſichten, welche er damit zu Verbannung des Aberglaubens verbindet, als einen Gelehrten, welcher Achtung und Aufmunterung verdient, und von welchem ſich das Publicum mehrere Aufhellungen ſolcher ſchwierigen Stellen, an denen zugleich manche Volksvorurtheile hängen, wünſchen darf.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, im Verlag des Waisenhauses: *Novum Testamentum, Graece. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit Ge. Christian. Knappius. etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hr. Kn. versichert, die Interpunction in Vergleichung gegen die Abdrücke nach Leusden und Mastricht an mehr als 300 Stellen verbessert zu haben. Ein für den gewöhnlichen Leser fast unentbehrlicher Zusatz würde es gewesen seyn, wenn Stellen, wo die Interpunction zweifelhaft ist, ein eigenes Zeichen erhalten hätten. Die neue Griesbachische Ausgabe ist in Anzeige derselben noch weit reicher, als die frühere. Selbst der gelehrte Leser bedarf oft eine solche Warnung gegen das angewohnte. An wichtigen Stellen von der einmal gewohnten Interpunction abzuweichen, wie Röm. 9, 5. hätte wahrscheinlich den meisten kein so unerhörtes Wagestück geschienen, wenn man in den gewöhnlichen Handausgaben gesehen hätte, wie sehr oft die Interpunction unrichtig, wie noch viel öfter sie so zweifelhaft ist, dass es dort *besser* wäre, gar keine angenommen zu haben. Dass *in der* so eben genannten Stelle die gewöhnliche Interpunction blieb, ist vermuthlich aus den Gesetz zu erklären, welches sich der Herausgeber S. XV. vorschrieb: *in adornanda ejusmodi recognitione SS. librorum, cujus usus tam late pateat, quaeque sine commentario, qui mutationum rationem reddat, prodeat, multo plura circumspicienda esse ac providenda, quam in tali, quae solis eruditis paretur.* Die höchste Unpartheylichkeit bey solchen Stellen möchte diese seyn, die ganze Interpunction derselben dem Leser zu überlassen, und diesen dadurch an seine Freyheit eigener Wahl, aber zugleich auch an die Schwierigkeit der Wahl zu erinnern.

Fortlaufende Inhaltsanzeigen hat der Vf. unten am Rande beygefügt. Ob sie nicht *oben*, gleich unter den Columnentiteln abgedruckt den nächsten Zweck, das Auge, welches natürlich zuerst auf den Columnentitel gerichtet ist, zu leiten, noch besser erfüllt hätten, kann Rec. nicht bestimmen. Ihm scheint es so. Oft enthalten sie Winke, wie der Vf. die Stelle verstehe; z. B. 1 Joh. 5, 6—13. „*Nam quae a Messia expectata sunt, praestitit Jesus. Nempe et baptismum instituit et profuso sanguine suo nos expiavit. Accedit ipsius Dei de illo testantis auctoritas.*“ Die Stelle ἐν τῷ ὕδατι bis ἐν τῇ γῇ steht, aber zwischen Doppelklammern, im Texte. Durch ihre, so sehr begründete, Versetzung an den Rand würde der Zusammenhang sehr erleichtert worden seyn. Was die angedeutete Sinnerklärung betrifft, so ist dem Rec. unbekannt, dass die Juden vom Messias die Einsetzung einer Taufe erwartet haben. Selbst Johannes der Täufer schrieb ihm nicht eine Wassertaufe, sondern Feuertaufe zu. An das „*nos expiare*“ erinnert der Text selbst gar nicht. Auch diese Stelle gehört unter die noch zu wenig bemerkten, in denen die herkömmliche Interpunction nicht für die richtige zu halten seyn möchte. Rec. hält die Erklärung durch doppelte Aenderung der Interpunction wenigstens für erleichtert: Οὗτος (sc. ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ) ἐστιν ὁ ἐλθὼν δι ὕδατος καὶ αἵματος. „Ἰησοῦς (sc. ἐστιν) ὁ Χριστός“ — καὶ ἐν τῷ etc. d. i. „*Dies, nämlich Gottessohn, ist er, der* (nicht mehr blos ὁ ἐρχόμενος sondern der) *Gekommene, bey seiner Taufe so wohl als bey seinem blutigen Tode. Jesus ist der Messias! Nicht blos bey seiner Taufe sondern auch bey seinem gewaltsamen Tode* (welcher, lange vor den Corinthianern, immer so leicht Scrupel, Luc. 24, 21. und anstössige Einwürfe gegen Jesu Messiasschaft 1 Kor. 1, 18. 23. veranlasst hat). Im folgenden Vers 7. bedarf das Ὅτι offenbar eine Apodosis, welche es nicht vor dem 9ten Vers erhalten kann. Der achte, dünkt uns daher, muss mit einem Kolon, statt des Punkts, endigen; im sechsten aber ist ἡ ἀλήθεια das Subject der Rede: „diese Wahrheit: Jesus ist der Messias, ist der Geist, das Wesentliche.“ Nach Johannes Sprachgebrauch: Joh. 1, 1. IV, 24. steht in solchen Sentenzen das Subject zuletzt oder nach dem Verbum.

Besonders bey Parabeln und Allegorien Jesu sind die Knappischen Inhaltsanzeigen oft sinnerklärend, wie Matth. XII, 43—45. wo diese Stelle von dem siebenfach verstärkt wieder kommenden Dämonium durch die wenigen Worte gedeutet wird: *Vitiositatis incrementa in homine.* Doch mochte Rec. nicht Bürge dafür seyn, dass dieser Sinn von Jesus selbst beabsichtigt war. So schwer ist es, blos der historischen Interpretation, zu welcher sich der Vf. *praef.* p. XLVI. mit Recht sehr lebhaft bekennt, getreu zu bleiben. Bey andern Stellen wünscht man sich wohl auch einen Wink. Zum Beyspiel Matth. 3. bey der Taufe wird blos gesagt: *Jesus ab eo baptizatus. Vox audita de coelo.* Das andere Symbol war εἶδεν ὡσεὶ περιστερὰν.

Digitized by Google

Die ganze Arbeit bringt nicht nur den Theil des Publicums, auf welchen sie berechnet ist, unstreitig in der vorurtheilfreyen Ansicht und Behandlung des Neuen Testaments, welche selbst mit der äussern, minder ceremoniosen und feyerlichen Gestalt solcher Ausgaben psychologisch zusammenhangt, um mehrere, Schritte weiter, als die Bengelischen Handausgaben; wird nicht nur durch guten Druck und wohlfeilen Preis die vielen schlechten Handausgaben zu verdrängen, hoffentlich vieles beytragen; sondern sie giebt auch dem Gelehrten manche Ausbeute aus dem Vorrath von Beobachtungen, den der Scharfsinn und die Kenntnisse des Vfs. ihm erworben haben, und aus welchem wir ihn bitten möchten, öfter etwas mitzutheilen.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Gräff: *H. C. Moser's praktisch geometrische Aufnahme der Wälder mit der Bousole und Messkette.* Nebst einer Vorrede von D. *J. H. Jung.* 1797. gr. 4. mit 2 Kupf. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. *Moser*, welcher sich seither durch einige kleine Schriften im forstwissenschaftlichen Fach bekannt gemacht hat, liefert diesen Beytrag zu jener Wissenschaft statt des gewöhnlichen Specimins nach zurückgelegten akademischen Jahren, während welcher er in Marburg den Unterricht des Hn D. *Jung* genossen hat. Er schickt demselben das Königl. Preuss. Ingenieur-Reglement vom Jahr 1787 voran, und fangt seine Arbeit sodann mit der Beschreibung einer verbesserten Bousole an. Diese besteht aus der gewöhnlichen messingenen Platte, auf welcher der nach halben Graden getheilte Ring für eine Nadel von 5 Zollen befestiget ist, so dass der Fassung des Rings zur Seite ein in einem Scharnier aufwärts bewegliches Visir-Lineal noch angebracht ist, dass an einem Bogen, der die Elevation zeigt, in seiner Richtung festgestellt werden kann. So wird das ganze auf einem Messtisch befestiget, und in Verbindung mit diesem gebraucht. So wie nun Rec. an dieser Bousole eben nichts ausfinden kann, wornach sich dieselbe von andern ihres gleichen als eine *verbesserte* unterscheiden sollte, wenn nicht etwa jenes aufwärts bewegliche Diopter-Lineal die Verbesserung ausmachen soll: so muss er dem Vf. versichern, dass eben diese Vorrichtung der Absicht, wozu sie bey Waldmessungen bestimmt ist, gar nicht entspreche.

Der Vf. will sich nämlich der Stapfel-Messung an der Bergwand dadarch entübrigen, dass er an dem Fusse des Berges die Elevation mit jener Vorrichtung misst, und nun an der Bergwand selbst die Kette herunterzieht. Nun lehrt aber die Erfahrung dass bey Gebirgs-Waldungen äusserst selten jener Elevations-Winkel gemessen werden kann, und ausserdem sind solche Bergwände immer zu moldericht, als dass man ihre gemessene Länge für die Hypotenuse eines rechtwinklichten Dreyecks sollte gelten lassen können, um aus ihr und dem Elevations-Winkel die Basis trigonometrisch berechnen zu können.

Schon der speculative *Brander* versah uns reichlich mit mechanischen Vorrichtungen dieser Art, durch welche man nach der einfachsten Analogie ohne alle Trigonometrie aus der gemessenen Bergwand und dem Elevations-Winkel, die horizontale Projection des Dreyecks finden sollte: seine Vorrichtung hatte noch überdies die Bequemlichkeit, dass man auch tief hinunterwärts visiren konnte, die der Moserschen Bousole abgeht; allein dem ungeachtet wird gewiss kein geübter Praktiker sich solcher misslichen Kunstgriffe bedienen! — Rec. der übrigen die Geschicklichkeit des Hn. *M.* bewundert, mit welcher er mittelst eines nach halben Graden getheilten Ringes und einer Nadel von 5 Zoll Länge, bis auf 3 Minuten ganz sicher zu messen angiebt, muss demselben ferner aus vielfaltiger Erfahrung versichern, dass die Messkette bey Waldmessungen, die ins Grosse gehen, und insonders bey Gebirgsforsten gar nicht anwendbar sey. Was aufserdem Hr. *M.* über die Rücksichten bey einer Waldmessung, über die bey derselben anzuwendenden Vortheile, und über die Aufnahme der Berge und bergichter Reviere, in den 3 folgendem Kapiteln anführt, ist im Ganzen sehr gut zusammengestellt. Doch sind die angeführten Vortheile gewiss nicht die vorzüglichsten, welche bey dergleichen Messungen angewandt werden können; und es wäre zu wünschen, dass Hr. *M.* einen zusammengesetzten Fall sich zum Exempel ausgewählt, und das was er hernach im 6ten Kap. über die Ausmessung der Holzbestände, der Blösen und anderer Forstitheile anführt, in ein Ganzes zusammengefasst hätte. Ueberhaupt scheint Hr. *M.* die Absicht gehabt zu haben, jene bekannte geometrischen Aufgaben, welche man in geometrischen Compendien bey der Lehre von Verbindung der Dreyecke, und in der Lehre von 3 gegebenen Punkten auf dem Felde, gewöhnlich antrifft, auch auf die Waldungen anzuwenden, das zwar immer sehr gut ist, aber nur in den seltensten Fällen seine Anwendung findet; und wenn sich auch ein solcher Fall irgend einmal zeigt, so gewahrt das hiebey anzuwendende Verfahren öfters bey weitem nicht jene Genauigkeit, mit welcher die Grenze einer Waldung bestimmt werden muss.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Praxis zu Hause. Es wird daher das Auftragen der Winkel mit dem Transporteur und mit der Bousole gezeigt; auch wird im 9ten Kapitel die Berechnung der Horizontal-Projection durch die Hypotenuse und den Elevationswinkel vorgenommen und durch eine Tabelle erleichtert, die aber bey Waldungen immer nur *in thesi* statt findet. Bey dem folgenden trigonometrischen Kapitel vermisst Rec. die beiden übrigen trigonometrischen Aufgaben, aus 2 Seiten und einem Win-

Digitized by Google

Winkel die 3te Seite zu finden, die zur Vollständigkeit des Ganzen gehören; und eben so hätten in dem 12ten Kapitel, in welchem die Prüfung des Risses vorkommt, noch mehrere Prüfungs-Methoden und besonders die Vertheilung der unvermeidlichen Fehler näher betrachtet werden können. Den Beschluss des Ganzen macht die Areal-Berechnung des Risses.

Die Vorrede des Hn. D. *Jung* ist übrigens mit jenem Fleiss ausgearbeitet, welcher den Schriften dieses Gelehrten eigen ist.

NATURGESCHICHTE.

Regensburg, in der Montag und Weissischen Buchhandl.: *Botanisches Taschenbuch für die Anfanger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst auf das Jahr* 1797. von *D. H. Hoppe.* 16 Bog. 8.

Der Werth dieses Werkchens ist bereits aus unsern Anzeigen der vorigen Jahrgänge bekannt. Wir wollen daher nur den Inhalt des obigen anführen und hin und wieder einige Bemerkungen machen. I. *Blühezeit einiger Frühlingspflanzen im Jahr* 1786 von Hn. Prof. *Döval.* Sollte es wirklich die *Potentilla argentea* gewesen seyn, die Hr. D. den 12ten Januar in der Waldung von Gross, in voller Pracht, ganz grün und wie neu geboren angetroffen hat? — II. *Beyträge zu den Wohnplatzen einiger Pflanzen:* hauptsächlich einer neuen Ausgabe der Hoffmannischen Flora zu gefallen; nebst einigen Bemerkungen. III. *Excursionen* nach dem Untersberge; von Hn. von *Braune* in Salzburg; etwas redselig. IV. *Nachtrag zur Hallischen Flora:* von Hn. *Wohlleben.* Am Ende eine Nachricht von dessen zu frühen Tode. V. *Verzeichniss derjenigen Riedgraser (Carices) welche um Regensburg wachsen;* nebst ihrer Beschreibung und einigen Kritiken. VI. *Von der Aufkeimungszeit verschiedener Pflanzen*, von Hn. Beneficiat *Schmidt* in Rosenheim. Soll in Zukunft vollkommener werden. VII. *Etwas über das Einlegen der empfindsamen Mimosa:* von eben demselben. Soll bey trüber kalter Witterung geschehen. VIII. *Einige Erfahrungen über das Einlegen und Aufbewahren der Pflanzen:* von Hn. Kupferstecher *Mayr.* Starkes Pressen der getrockneten Exemplarien, soll sie wider den Wurmfras sichern. IX. *Ueber botanische Beschäftigungen oder Excursionen in Spätherbste und Winter, deren vorzüglichste Gegenstände, ihre Wohnorte, Sammlung, Aufbewahren und den Nutzen der Erkenntniss:* von Hn. v. *Braune* in Salzburg. Betrifft vorzüglich die Aufbewahrung der Bilze; aber ziemlich mager. X. *Betrachtung über die Giftpflanzen in Rücksicht auf die Insecten:* von Hn. Prediger *Dallinger;* in wie ferne sich nämlich diese von ihnen nähren. Bey Euphorbia *peplus* die von Saperda *erytrocephala* befucht wird, ereifert sich Hr. D. über Hn. D. Panzer, dass er unter seinen Citationen, Hn. Schrank nicht einmal erwähne, da doch vor allen die Ehre diesem *bayerischen Linné* gebühre: soll wohl heissen, Linné unter den bayerischen Naturforschern? — XI. *Verzeichniss der seltensten Pflanzen die um Erlangen wachsen;* ist bereits von Hn. Praes. *Schreber* besser vorhanden. XII. *Anfrage*, wegen Besorgung eines *herbarii vivi Muscorum et Algarum* zum Besten der Anfanger. XIII. *Auszüge aus Briefen:* von Hn. Kupferstecher *Mayr.* Dieser will Deutschlands Flora in schwarzen Abdrücken von den Pflanzen selbst heftweise fertigen. Jedes Heft zu 100 Abdrücken auf Papier nach der diesem Taschenbuch beygefügten Probe des *Polypodium crenatum* um 2. und auf Holländisches 3 Gulden 30 kr. Michaelis d. J. soll der erste Heft fertig seyn. Wer nach diesem Termin auf irgend eine Weise bey dem Herausgeber dieses Taschenbuchs oder Hn. Mayr selbst Bestellung macht, muss 30 kr. für das Heft mehr zahlen. Hr. Mayr nennt sich unter dieser Anzeige Schriftstecher und Kupferdrucker auch Verfertiger und Verleger der *Ectypa Plantarum germanicarum!* — Ueberhaupt ist dieses Taschenbuch wie voller bayerischer Provincialismen, so auch mit einer ziemlichen Anzahl Druckfehler versehen. XIV. *Nachricht* von Jacob Sturms in Nürnberg deutscher Flora in Abbildungen nach der Natur, Taschenbuch-Format in zwey Abtheilungen. Jedes Heft von 16. illuminirten Arten und einem Blatt Text liefert er um 16 gr. weshalb man sich unmittelbar an ihn, aber durchaus postfrey wenden muss. Das erste Heft der ersten Abtheilung ist bereits fertig. XV. *Ankündigung* einestheils, dass auch von der zweyten Abtheilung, nämlich der 24. linneischen Classe, eben der deutschen Flora, das erste Heft fertig sey; anderntheils, einer *Flora germanica sicca*, die unter Mitwirkung der Regensburgischen botanischen Gesellschaft, die Hn. v. Braune in Salzburg, Funk in Gefrees, Gärtner der jüngere in Hanau und Hoppe in Regensburg, besorgen werden. Das Heft von 100 kunstmässig eingelegten und getrockneten Pflanzen für 1 Ducaten Pränumeration.

Gotha, b. Ettinger: *Naturgeschichte oder Anleitung zur Kenntniss und Wartung der Saugthiere, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer, welche man in der Stube halten kann*, von *Johann Matthäus Bechstein.* Der Stubenthiere zweyter Band wovon die Naturgeschichte der Stubenvögel den ersten ausmacht. 1797. 312 S. 8.

Diese Naturgeschichte der Stubenthiere aus dem übrigen fünf Classen ist eben so wie die der Stubenvögel behandelt, und liefert treffliche Beschreibungen, und Bemerkungen über die Lebensart, Nahrung und Zucht derselben: nur sind diese nicht alle sich gleich, und bey manchen, vorzüglich den Insekten und Würmern, etwas zu kurz und nicht vollständig genug. Schade nur, dass dies in so mancher Rücksicht nützliche und lehrreiche Buch, welches seinen Zweck, Dilettanten auf Naturgeschichte aufmerksamer zu machen und zu belehren, ge-

Digitized by Google

wifs nicht verfehlen wird, fo ganz ohne Plan gearbeitet ift. Denn entweder mufste fich der Vf. auf die gewöhnlichen Stubenthiere, und zwar diejenigen, die man in Deutfchland zu halten pflegt, einfchränken; dann hätten aber die Makis, die Jerbus, der Zwerghafe, der gemeine Hafe hier ihren Platz nicht finden können, oder er hätte, wie dies in der That der Fall zu feyn fcheint, auch auf die gewöhnlichen Stubenthiere aller andern Länder Rückficht genommen; dann hätten doch die Hafen, die Wiefel, die Marder, die Hirfchkäfer, die Polyen u. f. w. wegbleiben, dagegen das Zibeththier, die Drachen und manche Eidechfen und Schlangenarten hier angeführt werden müffen. Wollte Hr. B. aber die Thiere, die fich durch Zähmung und angenehme Eigenfchaften zu Stubenthieren empfehlen, hier befchreiben; fo hätten doch Fuchs und Marder und Wiefel, die durch ihren Geruch wenigftens jeden, der eine etwas feine Nafe hat, vertreiben, wegbleiben, dagegen manche andere angeführt werden können. Sollten weiter Stubenthiere, wie es der Titel angiebt, alle Thiere heifsen, die man in der Stube halten *kann*; wie grofs würde dann ihre Zahl werden! Sollten endlich nur alle als Stubenthiere felbft in Deutfchland gehaltnen Thiere vorkommen: fo müfsten auch Löwen und Wölfe hier ftehen, und wenigftens verdienten fie eher ihre Stelle, als die Marder, die Wiefel, der Fuchs und der Hafe unter den Stubenthieren, weil fie zahm wie Hunde, ihrem Herrn fo treu und folgfam wie diefer, fo reinlich wie er werden, und die unangenehmen und läftigen Eigenfchaften der genannten Thiere nicht befitzen. Endlich müffen wir noch erinnern, dafs wir wünfchen, Hr. B. möge fich felbft nicht fo oft ausfchreiben, und feine Lefer, die er fo fehr verdient, nicht zwingen, daffelbe mehr als einmal zu bezahlen. Das Ausfchreiben follte er Leuten überlaffen, die nicht wie er felbft zu fchreiben im Stande find, und blofs von ihrer *Hande* Arbeit leben müffen. Mit weit grofseren Vergnügen, als diefes Buch, welches doch auch manches eigne und neue enthält, würden wir daher die Fortfetzung feiner vortrefflichen Naturgefchichte Deutfchlands angezeigt haben.

NÜRNBERG, in der Raspifchen Buchhandl.: *Scriptores de plantis Hispanicis, Lufitanicis, Braſilienſibus, adornavit et recudi curavit J. J. Romer*, M. D. cum. tab. aen. (VIII.) 1796. 184 S.

Auf fauberen Papier wird der Abdruck von folgenden zum theil feltnen Schriften geliefert: *Enumeratio Stirpium in Arragonia noviter detectarum aus Introductio in Oryctographiam et Zoologiam Arragoniae*, 1774; *Dom Vandellii de arbore Draconis S. Dracaena Diſſertatio*, 1762; deffelben *Faſciculus plantarum cum novis generibus et ſpeciebus*, 1771; deffelben *Florae Lufitanicae et Braſilianae ſpecimen*, aus *Dicionario dos Termos Technicos de Hiſtoria natural extrahidos das Obras de Linneo etc. Ea Memoria ſobre a Utilidade dos Jardins botanicós que offerece a Reynha D. M. J. noſſa Senora Domingos Vandelli etc.* 1788. Wo auch die angehängten 22. kleinen Briefe Linne's ftehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Wie ſind freye Plätze in volkreichen Städten und namentlich der Platz vor dem Grimmiſchen Thore zu Leipzig zu verſchönern?* 1796. 1 Bog. 8. Die Antwort auf diefe Frage fällt, in diefen Blättern, dahin aus, dafs folche Verfchönerungen *nicht* beftehen follen: 1) in Springbrunnen, wegen des oftmaligen Mangels oder der beffern Benutzung des Waffers; 2) in koloffalen Sphinxen, wegen des Unlocalen, dieſer, Aegypten abgeborgten, Symbole; 3) auch nicht in einem Rafenplatz, mit Blumenvafen, Poftamenten mit Basreliefs, wegen der Unzugänglichkeit folcher Plätze zur Betrachtung der Kunftwerke; 4) eben fo wenig in Obelisken, die einem folchen Platz nicht genug Ausdruck des Lebens geben; und endlich 5) nicht in errichteten Termen des Merkurs und der Minerva, welche Termen nach dem Sinn der Alten, auf Fluren und an Grenzfcheidungen gehören. — Man fieht leicht, dafs diefe nur fehr oberflächlich hingeworfnen negativen Ideen, an fich felbft relativ find und keine Regeln für freye Plätze in andern grofsen Städten abgeben können. — Für den benannten Platz in *Leipzig* fchlägt der Vf. zweckmäfsig vor, ihn mit den beiden Statuen der Minerva und des Merkurs zu befetzen, oder ftatt diefer, wenn anders Patriotismus und Nationaldankbarkeit die Wahl leiten — nach dem Mufter des *Prato della Valle* zu Padua — die Statuen von zwey berühmten in Leipzig gebornen Männern, *Leibnitz* und *Chriſtian Thomaſius* auf diefem Platz zu errichten. Der letzte Vorfchlag wäre wohl um fo beyfallswürdiger, da Leipzig dadurch am fchicklichften das Andenken an die Begegnung auffrifchen könnte, womit fich die dafige Univerfität an diefen beiden grofsen Männern einft verfündigt hat. Vielleicht ift dem Hn. Geh. Kriegsrath *Müller*, der fchon fo viele Verdienfte um Leipzig Verfchönerung fich erworben hat, auch die Ehre noch vorbehalten, zwey für Leipzigs und Deutfchlands Ruhm fo intereffante Monumente zu ftiften, und man darf wohl nicht zweifeln, dafs fein Landesherr, der edle und gemeinnützige Unternehmungen fo gern unterftützt, nach dem Beyfpiel der Hannöverfchen und Braunfchweigifchen Regierungen die Erlaubnifs zu ihrer Errichtung mit Vergnügen ertheilen würde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Februar 1798.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Hiſtoriſches Bilderbuch für die Jugend, enthaltend Vaterlands-Geſchichte.* Erſtes Bändchen, mit 21 Kupfern. 1797. 320 S. 8.

Der roſenfarbne, mit Vignetten gezierte Einband, die vielen ſchön gezeichneten, gut geſtochenen Kupfer, das ſaubere Papier nebſt dem reinen Drucke, laden den unbeſchäftigten Leſer der Ritterromane nebſt der wifsbegierigen Jugend zu Unterhaltungen aus den Geſchichten unſerer Urväter ein. Der ungenannte Vf. läſst es aber auch von ſeiner Seite nicht ermangeln, um den innern Werth des Buchs geltend zu machen. In einer deutlichen, meiſt leichten und ſchönen Schreibart, trägt er das Wichtigſte aus den Begebenheiten der alten Deutſchen vor; von dem Einfalle der Kimbern in Italien, bis in das 6te Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Mit Vorbedacht ſchlieſst er eben da in der fränkiſchen Geſchichte, wo gehäufter Brudermord und Uebelthaten aller Art das Andenken unſerer Vorfahren ſchänden. Nicht zufrieden blofs die vorzüglichſten politiſchen Ereigniſſe dargeſtellt zu haben, geht der Vf. auch in das häusliche Leben ein, in die Verfaſſung, Gottesverehrung der *Bewohner*, in die Cultur des kalten waldigen Landes. Kurz er ſucht ſeine Leſer zugleich zu belehren und zu vergnügen. – Im Ganzen glückt es ihm auch, und wir hoffen die Fortſetzung und eine zweyte Auflage ſeines Buchs zu ſehen. Aber eben dieſer Hoffnung wegen, die auf wirkliche Verdienſte in der Sache und Darſtellung gegründet iſt, fodern wir den Vf. zu einem nochmaligen gründlichen Studium der alten Geſchichte auf, oder vielmehr zu etwas gröſserer Bedachtſamkeit, um nicht hin und wieder gerade aus dem am nächſten liegenden Hülfsmittel Dinge abzuſchreiben, die in einzelnen Fällen den Kopf des Jünglings mit unrichtigen Begriffen erfüllen können, z. B. S. 154. ſetzt der Vf. *Druiden* nach Deutſchland. Dieſe waren den Kelten eigen; weder Tacitus, noch ein anderer Schriftſteller ſchreibt ſie den Deutſchen zu. S. 157. „Velleda ertheilte ihre Orakelſprüche von einem hohen am *Nekar* gelegenen Thurm herab.“ An der *Lippe* wollte er ſagen, wird auch wohl von dem hohen Thurm etwas abhandeln laſſen. S. 167. ſoll ſchon Tacitus die Lazzi oder leibeignen Leute *Coſatas* nennen. Dies iſt ein Wort der viel ſpätern Zeit. S. 194. „Die Markomannen waren anfangs in *Dacia* ſefshaft.“ Woher dieſe Nachricht? Nach Dacien kamen die Markomannen nie. Von den *Thüringern* mufs der Vf. S. 194. ganz eigne Nachrichten vor ſich haben. „Sie waren ſchon im dritten Jahrhundert bekannt und breiteten ſich in der Folge ſo aus, daſs mehr als der dritte Theil von Deutſchland ihnen gehörte. Der Rhein machte die eine Grenze des Reichs und die Donau die andere.“ Wahrſcheinlich iſt der Vf. ein Thüringer und hat ſeine Angaben aus einer alten Chronik geholt. — Wir bitten um nochmalige Durchſicht der Geſchichte des Attila. S. 250. „Attila drang bey Manheim über den Rhein und kam endlich in — *Italien* an. Aetius ſchlug ihn zu Chalons an der Marne, ja er würde die ganze Hunniſche Macht haben vernichten können, wenn ihm die unzeitige Eiferſucht des orientaliſchen und occidentaliſchen Hofs erlaubt hätte ſeinen Sieg zu benutzen. Allein da man befürchtete, die Gothen möchten zu mächtig werden, ſo lieſs man den Attila ungehindert zurück gehen.“ Welche Verwirrung der Thatſachen! Den Religionseifer des Vf. (S. 144 etc.) wo er unſern Stammvätern die reinſten Begriffe einer natürlichen Religion zuſchreibt, wollen wir nicht tadeln; aber die Quellen wären wir begierig kennen zu lernen, aus welchen ſich dies alles ſo haarklein deduciren lieſse. Andere Kleinigkeiten ſind wohl blofs als Schreibfehler der Feder entſchlüpft. S. 50. ein Bruder des Druſus *Julian*. S. 196. *Posphorus*, *Pythus*. S. 198. der römiſche Kaiſer *Maximilian*. S. 257. und öfter *Gröſsbritanien*. Aus den Saliſchen etc. Geſetzen hat er die Sitten der Slaven mit ungleich gröſserem Glücke gefunden, als wir ſie in denſelben je haben entdecken können.

Hildesheim, b. Schlegel: *Geſchichte des Hochſtift-Hildesheimiſchen Matricular-Anſchlags*, der in Gefolg deſſelben geleiſteten Zahlungen, und der deshalb zwiſchen dem Fürſtbiſchof und der Altſtadt Hildesheim entſtandenen Streitigkeiten, auf Befehl des jetztregierenden Fürſtbiſchofs, Franz Egon, entworfen. 1797. mit 298 Anlagen. 163 u. 250 S. fol.

Dieſe ſehr weitläuftige Schrift iſt hauptſächlich gegen die unlängſt angezeigte Deduction: *vertheidigte Freyheit oder documentirte Darſtellung der Reichs- und Kreisunmittelbarkeit der Stadt Hildesheim* etc. gerichtet. Der Vf. erklärt jedoch, daſs er den Zweck nicht habe, jene ſtädtiſche Druckſchrift vollſtändig zu beantworten. Seine Abſicht gehe lediglich dahin, Thatſachen, und zwar nur ſolche zu erzählen, welche mit dem ſtiftiſchen Matricularanſchlage, und darnach bezahlten Reichs- und Kreislaſten, in Verbindung ſtehen, woraus ſich beyläufig ergeben werde, wie

wie sehr das ganze Land mehrere Jahrhunderte hindurch mit einem unmäfsigen Anschlage widerrechtlich gedruckt worden sey. Durch diese blofs historische Darstellung, ohne viel zu polemisiren, hofft der Vf., dafs der Ungrund der städtischen Behauptungen, welche theils auf irrigen Voraussetzungen, theils auf abgerissenen historischen Bruchstücken beruheten, sich von selbst zeigen werde. Er fängt seine Geschichte von 1521 an, und führt solche bis auf die neuesten Zeiten fort. Sie enthält allerdings sehr merkwürdige mit zahlreichen Urkunden belegte Thatsachen, besonders vom 16ten Jahrhundert, woraus erhellet, dafs die Stadt, wenn es auf Repartition der Reichsanlagen ankam, zwar immer eine Immunität zu behaupten suchte, dabey sich aber gar nicht für reichsunmittelbar hielt, sondern ihre angebliche Freyheit lediglich auf einen gegen den Fürsten und die Landstände hergebrachten Besitzstand gründete, auch sogar zum öftern, durch ihre Mittelbarkeit, gegen die Foderungen des Kreises sich zu schützen suchte; wie sie denn im Jahr 1659 den Kreisständen erklärte: „sie sey im „Besitz der Freyheit, *kein Reichsstand, noch dem Reich „ohne Mittel unterworfen*, von welchen allein, und „nicht von denen, so dem Reich mediate unterwor„fen, solche Anlagen gefodert würden." Auch nach Ertheilung der sogenannten *Remissionsurkunde* vom Bischof Ernst 1577, welche den Beytrag der Stadt auf *tertiam tertiae* bestimmte, werden noch mehrere ähnliche Erklärungen der Stadt angeführt, welche darthun, dafs sie sich auch spaterhin für einen Theil des Stifts gehalten habe, und ihr bis auf die neuern Zeiten nicht eingefallen sey, sich durch Behauptung der Reichsunmittelbarkeit, von demselben zu trennen. Die Bedrängnisse, in welchen das Stift bey den verschiedenen Reichskriegen, besonders im dreyfsigjahrigen Kriege, sich befunden, werden dabey sehr lebhaft und umständlich geschildert.

ALTONA, in der Buchh. der Verlagsgesellschaft: *Briefe über Frankreich, die Niederlande und Deutschland.* Geschrieben in den Jahren 1795. 1796 und 1797. *I. Theil.* 1797. 176 S. *II. Theil.* 1798. 176 S. 8.

Unter den vielen Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution, die wir in allerley Gestalten um uns her entstehen sehen, gehören diese Briefe nicht zu den unerfreulichsten. Sie haben Hn. *Körner*, Secretär bey der französischen Legation in Hamburg zum Verfasser, und sind einzeln schon in der *Klio* und in dem Journal *Frankreich* erschienen. Um dieser Sammlung einen etwas neuen Anstrich zu geben, hat der Vf. hie und da einige Noten und Zusatze beygefügt. In einer ziemlich correcten und fliefsenden Sprache enthalten sie eigne Erfahrungen des Vfs. in und aufser Paris gesammelt, manche richtige Blicke und scharfsinnige Bemerkungen über einzelne Partien des grofsen Schauspiels; Beobachtungen über den Charakter und die Stimmung des Volks, über die Lage einiger vom Vf. bereisten Departementer, über die Verheerungen und Folgen des anarchischen Despotismus Robespierres und seiner Henker; über einige Sitzungen des damaligen Convents, denen der Vf. beywohnte u. dgl. Treffend sind besonders die in Paris angestellten Beobachtungen über den leichtsinnigen und feigen Geist des grofsen Haufens der Royalisten und Aristokraten und ihrer heimlichen oder öffentlichen Anführer; ferner über den der guten Sache verderblichen oder doch ihren Fortschritten eine Zeitlang hinderlichen Egoismus vieler des bessern Theils der Nation; — verschiedne neue Züge zur Charakteristik des verächtlichen Maire *Pache*, der, wie hier behauptet wird, selbst Robespierren, so wie mehrere andre Buben, zu blinden Werkzeugen seiner schändlichen Machinationen zu machen wufste; ausführliche und interessante Nachrichten von dem unglücklichen Mainzer Deputirten *Lux* u. s. w. Den grösten Theil des 2ten Bandes füllt der Bericht über den Procefs Barrere's, Collot's, Billaud's u. a. und über die dadurch hauptsächlich veranlafste Emporung am 12ten Germinal, wobey der Vf. an der Vertheidigung des Convents thatigen Antheil nahm; die letzten Bogen enthalten gute Bemerkungen über die Ursachen der Brodtheurung und des Brodmangels in Frankreich und über die damaligen Anstrengungen der Regierung, diesem Elende abzuhelfen. — Wahrscheinlich dürften diesen beiden Banden noch viele folgen.

LITERARGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Raspe: *Joh. Heinr. Tischbein*, ehemaliger Fürstl. Hessischer Rath und Hofmaler, *als Mensch und Künstler dargestellt*, von *Joseph Friedrich Engelschall*, Prof. der Philos. zu Marburg. Nebst einer Vorlesung von *W. J. C. G. Caspar son*, Fürstl. Hessischen Rath und Prof. zu Kassel. 1797. XVIII u. 173 S. gr. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser Lebensbeschreibung, Prof. *Engelschall*, starb den 18. Marz vorigen Jahrs, und hatte kurz vor seinem Tode die Vorrede zu derselben niedergeschrieben, worin er sich über die Absicht seiner Biographie, über die Einrichtung derselben, und die ihm dazu gewordenen Hülfsmittel, naher erklärt. Hr. Prof. *Justi* in Marburg hat daher diese Vorrede mit einer kurzen Nachschrift begleitet, worin er den Verlust seines Freundes bedauert, und mit dem Lobe desselben die Anpreisung gegenwärtiger Arbeit vereint, die er als ein schönes Denkmal betrachtet, welches mit dem Namen und dem Ruhme des Mannes fortleben werde, dem es errichtet ist. Der sel. *E.* ist den Kunstfreunden aus mehrern Aufsätzen, besonders in den Meusselschen Kunstjournalen vortheilhaft bekannt, und hatte unstreitig in mehr als Einer Hinsicht äufsern und innern Beruf zur Errichtung dieses Denkmals, dessen Gegenstand allerdings denkwürdig war. Er selbst gesteht, dafs er diesen seinen Gegenstand bisweilen vielleicht mit etwas zu

viel

viel Wärme behandelt habe; aber er rechnete dabey auf theilnehmende Freunde der Kunst, und erklärt übrigens, dafs die Wahrheit seine beständige Führerin geblieben sey. Er selbst hat den verstorbenen *Tischbein* persönlich gekannt; aber nicht lange genug, um dem Publicum blofs die Resultate seiner eignen Beobachtungen vorzulegen. Er benutzte daher andre, von ihm angeführte, Quellen.

Das Andenken eines so geschickten und verdienstvollen Künstlers, wie der sel. Rath *Tischbein* war, verdient auch in diesen Blättern aufbehalten zu werden; und wir heben daher seine vornehmsten Lebensumstände aus. *Tischbein* war der fünfte Sohn eines Backers im fürstl. hessischen Sainthospital Haina, wo er den 3. Oct. 1722 geboren wurde. Sein Vater trieb neben seinem eigentlichen Gewerbe verschiedne mechanische Künste, und war unter andern ein nicht ungeschickter Schreiner und Drechsler. In allen seinen sieben Söhnen zeigte sich ein noch entschiedneres Kunstgenie, vorzüglich aber in diesem fünften. Von seinem zehnten Jahre an trieb ihn eine überwiegende Neigung zum Zeichnen und Nachbilden, so wenig bedeutende Muster er auch dazu in den ersten Jahren vor sich hatte. Man gab ihn zu seinem Oheim, einem Schlösser zu Gemünden in Oberhessen, um das Schlosserhandwerk zu lernen. Aber Zeichnen blieb auch hier seine liebste Beschäftigung, und, ohne mit der Pastelmalerey irgend bekannt zu seyn, machte er seine ersten Versuche mit dreyerley gefärbter Kreide. Ein gemeiner Maler gab ihm einige schlechte Farben, und mit Hülfe seines Oheims versuchte er nun, sich selbst Farben und Pinsel zu bereiten. Bessere sandte ihm sein älterer Bruder, *Johann Valentin*, durch dessen Vermittelung er in seinem vierzehnten Jahre bey dem Tapetenmaler *Zimmermann* in Kassel förmlich in die Lehre kam, wo er wenigstens den mechanischen Theil der Kunst lernte, und bald beträchtliche Fortschritte darin machte, ob er gleich bis in sein zwanzigstes Jahr keines vorzüglichen Unterrichts in der Malerey genofs. Nun aber nahm sich der Graf *von Stadion* seiner an, und liefs ihn auf seine Kosten reisen. *T.* ging im J. 1743 nach Paris, studirte dort unter *Karl Andreas Vanloo*, und blieb bey demselben ins fünfte Jahr. Hier scheint er von der französischen Schule sein heiteres Kolorit angenommen zu haben, welches in der Folge durch die venezianische Schule berichtigt und bestimmt wurde; denn von Paris ging er 1748 nach Venedig, wo er den Unterricht und die Freundschaft *Piazetta's* genofs, von dem er das Meiste gelernt zu haben gestand. Nach acht Monaten ging er über Florenz und Bologna nach Rom; und hier suchte er sich Richtigkeit und Feinheit der Zeichnung durch das Studium der Antike und der besten neuern Muster zu erwerben. Dies gelang ihm jedoch nicht ganz, weil er die Manier seiner vorigen Lehrer nicht ganz aufgeben wollte, und die freye malerische Wirkung der genauen Richtigkeit der Zeichnung vorzuziehen schien. In Rom blieb er zwey volle Jahre; und ging dann über Parma und Piacenza wieder nach Venedig zurück, wo er neun Monate verweilte. Von seinen in Italien verfertigten Gemälden fand sich in seinem Nachlasse noch eine Conzertgesellschaft, und das Bildnifs einer Freundin. Sein fester Charakter schützte ihn in Frankreich und Italien vor Ausschweifungen, und vor der Annahme des ihm unter vortheilhaften Bedingungen in Italien gemachten Antrags, zur römischkatholischen Kirche überzutreten. Zu Ende des J. 1751 kam er zu Warnhausen, einem Landgute des Grafen von Stadion an, und ging im folgenden Jahre mit diesem seinem Wohlthäter nach Mainz. Im Schlangenbade wurde er dem Landgrafen von Hessenkassel bekannt, und von ihm in Dienst genommen; doch erlaubte ihm der Landgraf, noch anderthalb Jahr bey dem Grafen *v. St.* zu bleiben, und, auf des Landgrafen Kosten, was er wollte, zu malen. Diese neue Aussicht gab seinem Genie einen neuen Schwung, und belebte seine Thätigkeit noch mehr. Gegen das Jahr 1754 begab er sich nach Kassel, und hier nicht nur, sondern im ganzen Hessischen, entstand durch ihn eine neue Kunstepoche, günstiger, als bisher eine dort gewesen war. In der Malerey hatte bisher die dunkle Rembrandsche Manier in diesem Lande die Oberhand gehabt; *Tischbein* war der erste Künstler, der den Blick auf die schöne Natur hinlenkte, indem er ihr in seinen Nachbildungen den lachenden Farbenschmelz der venezianischen Schule lieh. In den ersten Jahren beschäftigte er sich meistens nur mit Erweiterung der landgräflichen Gemäldesammlung, und mit der Bildnifsmalerey, die doch nicht sein eigentlicher Beruf war. Die Unterstützung des Landgrafen setzte ihn hernach in Stand, sein gröfseres Talent für die historisch-mythologische Malerey immer mehr auszubilden. Neuere historische Gegenstände fand er immer einer malerischen Darstellung minder fähig, als die mit Allegorieen verwebten Scenen der Vorwelt. Während des siebenjährigen Krieges war er zwar nichts weniger als unthätig; aber erst nach demselben begann die schönste Epoche seiner Kunst und seines Ruhms. Seine besten historischen Gemälde sind in den Jahren 1762 bis 85 verfertigt. Der Landgraf ernannte ihn zum Professor der Malerey an dem Collegium Carolinum, und zum Director der hernach davon abgesonderten Akademie der bildenden Künste. Nun ward er Vater und Stifter einer neuen Kunstschule, die sich seitdem bis nach Italien verbreitet hat. Er hatte sich durch Uebung und Nachdenken über seine Kunst eine Festigkeit in Grundsätzen eigen gemacht, die unzerstörbar, wie die Natur, mitten unter den Misbildungen eines falschen Modegeschmacks sich immer selbst gleich blieb. Nicht leicht würdigte er seine Kunst zur blofsen Nachahmung herab; selbst in seinen Bildnissen ist fast immer etwas Dichterisches. Dabey besafs er eine grofse Leichtigkeit, und konnte mit geringer Anstrengung und in kurzer Zeit die interessantesten Stücke ausführen. — Unser Biograph übergeht indefs auch die Vorwürfe nicht, welche die Kritik den Arbeiten dieses trefflichen Künstlers nicht

ganz ohne Grund gemacht hat. Sie wünschte seine Subjecte und deren Behandlung dem Geiste des jetzigen Zeitalters näher gebracht; und sie findet darin nicht immer genaue Beobachtung der historischen und localen Wahrheit, die er zuweilen der malerischen Wirkung aufopferte. In den letzten vier Jahren seines Lebens nahmen seine Kräfte, und besonders sein Gesicht, immer mehr ab. Und doch liefs er nicht ab von seinem Fleifse. Noch ein Jahr vor seinem Tode malte er ein grofses Stück zum Geschenk für die Kirche seines Geburtsorts. *Tischbein* starb am 22. August 1789.

Es war die Absicht unsers Biographen, diesen denkwürdigen Mann nicht blofs als *Künstler*, sondern auch als *Menschen* darzustellen. Manche rühmliche Züge seines edeln Charakters kommen schon in der bisherigen Darstellung aus dem ersten dieser Gesichtspunkte vor; aber eine besondre Schilderung aus beiden enthält der fünfte Abschnitt, aus dem wir jedoch nur einige der vornehmsten Parthieen ausheben können. Ruhe und inneres Bewufstseyn war der herrschende Charakter seines Angesichts; und seine Physiognomie hatte ein ganz eignes Gepräge von Nachdenken und Ernst; obgleich Freundlichkeit ein Hauptzug seiner Gemüthsart war. Auch besafs er eine liebenswürdige Biederkeit, und viel zuvorkommende Höflichkeit; grofse Stetigkeit der Seele, die mit einer natürlichen Reizbarkeit verbunden war, und in unbewachten Augenblicken durch eine kurze Aufwallung unterbrochen wurde. Hochgefühl und Innigkeit war bey ihm so stark, dafs selbst gleichgültig scheinende Auftritte des Lebens sein ganzes Wesen durchdrangen. Er war nicht fühllos gegen Vergnügen und Lebensgenufs; aber er liefs sich von ihnen nicht zum Müfsiggang oder zu einem Mifsbrauche verleiten, der den Geist abstumpft, und den Körper entkräftet. In seinen reifern Jahren war er sehr religiös, oft selbst bis zu einem kleinen Grade von Unduldsamkeit. Nichts aber blieb sich bey ihm so gleich, als seine Kunstliebe und seine unermüdete Thätigkeit. Jene begleitete ihn überall, auch im gesellschaftlichen Leben, wo er oft den Ideengang der Unterhaltung zu neuen malerischen Entwürfen nutzte. Gegen alles Ceremoniöse und Geräuschvolle hatte er eine entschiedne Abneigung. Gefälligkeit gegen Fremde hatte er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht. In der Einrichtung seines Hauswesens liebte er eine anständige Pracht ohne Verschwendung. Gegen seine Dienstboten war er gerecht und liebreich. Eigentliche Künstlerlaunen hatte T. nicht. Er liebte das Nachdenken über seine Kunst, und Alles, was dasselbe beförderte, und hatte eine nicht gemeine Belesenheit in dahin einschlagenden Schriften. — Der Vf. kommt nun auf die besondre Prüfung seines Künstlercharakters, und auf die Untersuchung der Frage, woher bey ihm die überwiegende Neigung für die Begebenheiten des mythologischen Zeitalters entstanden sey. Die Beantwortung derselben aber, und die nähere Zergliederung der Verdienste und Eigenthümlichkeiten des Künstlers und seiner Werke mufs man bey ihm selbst nachlesen.

Hier nur noch ein paar Worte über das dieser Biographie angehängte *Verzeichnifs von Tischbein's Gemälden*, nebst einer Uebersicht seiner hinterlassenen *Skizzen* und *Handzeichnungen*. Es ist mit Anmerkungen begleitet, die es dem Kunstliebhaber noch angenehmer und lehrreicher machen werden. Zuerst sind die völlig ausgeführten Gemälde angeführt; und zwar 1) historisch-mythologische Vorstellungen; 2) Bildnisse, Familien- und Gesellschaftsstücke; 3) Ansichten und Landschaften. Die erste Classe ist die zahlreichste; sie enthält nicht weniger als 144 Stücke. Die zweyte, die jedoch lange nicht vollständig gegeben werden konnte, begreift 81 Gemälde; und die dritte nur achtzehn. — Der *Kopien* und *Skizzen* zu grösern Gemälden fand sich in seinem Nachlafs eine Menge, fast von allen vorhin verzeichneten Arbeiten; hier werden also nur einige genannt, deren Originale und Ausführungen unter jenen nicht mit begriffen sind, 62 an der Zahl. Endlich von dem sehr schätzbaren Vorrathe seiner *Handzeichnungen*, *Entwürfe* und *Ideen*, deren hier 215 benannt sind, obgleich es ihrer noch weit mehrere giebt, die einen grofsen Reichthum von Ideen für Künstler und Liebhaber enthalten.

Auf dieses Verzeichnifs folgt eine zu Tischbein's Andenken in der Gesellschaft der Alterthümer zu Kassel im April 1790 von Hn. Rath *Casparson* gehaltene *Vorlesung*. Sie enthält, aufser den vornehmsten Lebensumständen, unter denen noch einige in der Biographie gar nicht, oder doch kürzer, berührte, vorkommen, eine beredte Schilderung seiner artistischen und sittlichen Verdienste, von der vertrauten Freundschaft eingegeben, mit welcher der Künstler und sein Lobredner einander viele Jahre hindurch, und bis zum Lebensende des erstern, zugethan waren. — *Tischbein's* von ihm selbst gezeichnetes und von *Karcher* in Manheim sauber gestochnes Bildnifs ist dieser Denkschrift beygefügt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) LEIPZIG, b. Jacobäer: *Bemerkungen zu den Briefen über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion in Briefen von einem Landpfarrer an seinen akademischen Freund.* 1796. 8 Bog. 8.

2) WITTENBERG, auf Kosten des Vf. und LEIPZIG, b. Barth: *Siebenzehnter und letzter Brief über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion an Alethophilus. Nebst einer Nachschrift an das Publicum.* 1796. 12½ Bog. 8. (12 gr.)

Man würde sich zwar irren, wenn man in Nr. 1. etwas Neues, oder auch nur eine besonders scharfsinnige und gelehrte Zusammenstellung alles Bekannten, was sich entweder gegen den von Hn. *Krug* aufgestellten Grundsatz, oder gegen manche Ausführungen desselben sagen läfst, erwarten wollte. Der Begriff des Vf. von Vollkommenheit ist, weil darin nicht auf das Vernunftideal oder das Unbedingte zurückgegangen wird, sehr schwankend, mithin auch Alles, was daraus argumentirt wird, sehr wenig haltbar; und es dürfte nicht schwer fallen, ihm in seinen Gegenbeweisen, auch da, wo er sich auf Stellen *der Schrift*, z. B. 2 Cor. 3, 11. Ebr. 7, 15—22. 12, 27. 28. beruft, manchen Zirkel nachzuweisen. Längst abgefertigt ist die Berufung darauf, (S. 40.) man könne nicht Alles irrig nennen, was für die subjective, oft sehr eingeschränkte Vernunft des Menschen unbegreiflich ist: indem es fürwahr niemand einfallen konnte, das Vernunftvermögen einzelner Subjecte zu etwas ändern, als zum subjectiven Maafsstabe ihrer Ueberzeugung zu machen und ihm objective Gültigkeit zuzuerkennen. Dafs aber, was überhaupt wahr seyn soll, dem System objectiver Vernunfterkenntnifs nicht widerstreiten darf, und was von nicht empirischen Gegenständen der Erkenntnifs, dergleichen alle Religionssätze ihrem Inhalte nach sind, auf Vernunftglauben Anspruch machen will, auch zuletzt aus jenem System objectiver Vernunfterkenntnifs mufs abgeleitet werden können, ist eine andere damit schlechterdings nicht umgestofsene Behauptung. Sehr einseitig ist die Darstellung des moralischen und religiosen Zustandes der Zeitgenossen Jesu S. 58. und gar nicht glücklich der Gedanke, die damals gangbaren philosophischen Theorieen über Gott und Religion dem Christenthume nach seiner ursprünglichen Form, als Volksglauben gegenüber zu stellen: da man im Gegentheil eine Vergleichung derselben mit den unter Christen gebildeten und aus demselben abgeleiteten wissenschaftlichen Religionssystemen in Ansehung der beiderseitigen Beschaffenheit und Haltbarkeit eher an ihrer Stelle würde gefunden haben. Ueberflüfsig ist des Vfs. Mühe, Hn. Krug, oder zunächst seinem akademischen Freunde zu demonstriren, warum Jesus seine Lehren nicht in wissenschaftlicher Form vorgetragen habe; richtiger aber unstreitig Hn. Kr. Resultat, dafs eben, weil Offenbarung als solche etwas Relatives, auf die Beschaffenheit derer, denen etwas offenbart wird, Berechnetes ist, davon der Begriff absoluter Vollkommenheit nothwendig ausgeschlossen seyn mufs. Wunderlam ist endlich die Art, wie der Vf. S. 83. bey den Ausstellungen über die Aeufserung der Briefe über die Perfectibilität, dafs mit zunehmenden Einsichten in die Physik etc. der Glaube an Wunder abnehmen müsse, plötzlich abbricht, ohne dafs jemand errathen kann, was er will. Auch würde seine hie und da geäufserte Bestürzung über manche Behauptungen jenes Buchs und vornehmlich den darin aufgestellten Grundsatz, bey einer vielseitigen Sachkenntnifs und Uebersicht des Streitpunktes, sich merklich legen. Wenn sich indessen gleich die Philosophie für die gegen sie irgendwo geäufserte Geringschätzung mitunter in dieser Schrift ein wenig zu rächen scheint: so kann man doch nicht leugnen, dafs sich darin auch manche treffende Bemerkungen gegen die Briefe über die Perfectibilität finden, welches insbesondere dann der Fall ist, wenn es der Vf. mit solchen Argumenten jenes Buchs, denen eine über die Gebühr ausgedehnte Beweiskraft zugeschrieben ist, und die zum Theil mehr um die Anzahl, als das Gewicht zu verstärken, beygefügt scheinen, zu thun hat, ingleichen, wenn er die zu sanguinischen, in Ansehung des Einflusses, welchen jener Grundsatz von mehrern Seiten haben werde, dort geäufserten Hoffnungen in ihre Grenzen zurückweist. Ueberdem geben diese in einer gewandten, fliefsenden und reinen, nur etwas zu weitschweifigen Schreibart abgefafsten Briefe für die Kenntnifse des Briefstellers und für desselben Anlage zu einer liberalen Denkungsart in der Theologie, welcher nur philosophische Cultur zu fehlen scheint, kein übles Vorurtheil. Was man aber daran am meisten rühmen mufs, und wofür man dem Vf. eine aufrichtige Achtung nicht versagen kann, ist die Bescheidenheit, ruhige Gemüthsstimmung, Billigkeit und Wahrheitsliebe, denen er auch nie mit einer Sylbe in diesen Briefen untreu geworden ist.

Mit Vergnügen bemerkt Rec., dafs ihm dieses Zeugnifs von Hn. Krug selbst in Nr. 2. ertheilt worden ist. Je mehr er übrigens, ungeachtet mancher

Verſchiedenheit in der Anſicht der Dinge, dem letztern in der Beurtheilung der Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion ſelbſt ſeine Hochſchätzung bezeugt zu haben glaubt, und je willkommner ihm gegenwärtige Gelegenheit iſt, die Verſicherung davon zu widerholen: deſto ſchmerzlicher bedauert er es, dafs eigenthümliche Umſtände einen wackern Mann nöthigen können, ſich gegen einen Menſchen, wie Alethophilus, von deſſen literariſcher und moraliſcher Armſeligkeit und Nichtswürdigkeit unter ehrlichen Leuten gar keine Notiz genommen werden ſollte, zu vertheidigen und es zu verhüten, dafs er von ihm nicht politiſch todt geſchlagen werde. Ob Hr. Krug ſich dieſe letztere Gefahr nicht zu bedeutend gedacht hat, kann Rec. nicht beurtheilen, der übrigens doch wünſchte, dafs demſelben Aeuſſerungen, wie S. 59. 60 u. 72. nicht entſchlüpft ſeyn möchten. Für Leute, die Alethophilus blenden konnte, iſt es Pflicht dieſe Rechtfertigung zu leſen, die übrigens nur den Namen eines Sendſchreibens an jenen, nicht eines Briefes über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion hätte führen ſollen, weil das Ganze nicht ſowohl eine wiſſenſchaftliche Tendenz, als die der perſönlichen Vertheidigung hat.

ALTDORF u. NÜRNBERG, b. Monath u. Kuſsler: D. *Joh. Phil. Gabler's neuer Verſuch über die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte aus der höhern Kritik.* Ein Nachtrag zum erſten Theil ſeiner Ausgabe der Eichhorn'ſchen Urgeſchichte. 1795. 174 S. 8.

Hr. G. gab 1790—93 in drey Bändchen die 1779 erſchienene Eichhorn'ſche Urgeſchichte mit ſeinen Erläuterungen heraus (A. L. Z. 1791. Nr. 167. 1794. Nr. 77.). In vorliegender Schrift macht er einen neuen intereſſanten Verſuch, die erſte jener beiden Urkunden aufzuklaren, der noch mehr Beyfall finden würde, wenn die Hauptſätze näher zuſammengerückt wären, die Räſonnements mehr auf einen Punkt zuſammenträfen, und dadurch das Ganze leichter und ſchneller überſchauet werden könnte, als es jetzt ſelbſt dem aufmerkſamen und nicht ununterrichteten Leſer möglich iſt. — Weil dieſe Schrift wirklich eine *neue* Anſicht dieſer Urkunde und mehrere ſehr ſcharfſinnige Bemerkungen enthält, ſo wollen wir die Hauptſachen kürzlich ausheben, und mit der ältern Anſicht vergleichen. Unter der Vorausſetzung, dafs 1 Moſ. 2, 1—3. ein *weſentlicher* Theil der Urkunde 1 Moſ. 1. ſey, (wie die angeſehenſten Ausleger der letzten dreyſsig Jahre annahmen) hatte der Vf. in der vorigen Schrift die Meynung unterſtützt, dafs der alte uns unbekannte vormoſaiſche Verfaſſer des poetiſchen Mythus über die Schöpfung bey ſeinen ſechs Schöpfungsacten auf den im Orient früh eingeführten Wochencyklus von ſieben Tagen Rückſicht genommen, und dafs alſo der ſiebente Tag als der feſtlichſte zum Plan des Dichters gehört habe. Dieſer ſiebente Tag beziehe ſich aber, nach der Idee des Dichters, nicht auf den Sabbath der Iſraeliten, weil dieſer eine weit ſpätere Anordnung Moſis ſey, ſondern er gehe nur auf die *eigene* Ruhe des Jehova. Nach des alten Dichters Vorſtellungsart habe Gott dieſen ſiebenten Tag *nur für ſich* (nicht für die Menſchen) zum feſtlichen Tage beſtimmt, an welchem er ſich ſeiner glücklich vollendeten ſechstägigen Arbeiten freuete. Moſes hingegen, der zur Verhütung der Abgötterey unter den Iſraeliten in *jeder Woche einen Tag* (den wichtigſten Wochentag der Aegypter, den Tag des Rephans, Saturns), der Nationalgottheit der Hebräer, dem Jehova weihete, habe in dieſem alten Schöpfungsliede einen Grund der von ihm angeordneten Sabbathsfeyer gefunden, und dieſe vermeynte göttliche Sanction des Sabbaths zur nachdrücklichen Empfehlung deſſelben gebraucht. In der gegenwärtigen Schrift zeigt nun Hr. G. nicht allein verſchiedene Schwierigkeiten und Unrichtigkeiten jener Vorſtellungsart, ſondern auch, dafs die Urkunde in der jetzigen Form offenbare Beziehung auf den Sabbath habe. Da man nun aus mehrern Gründen (die *Selden*, *Spencer*, der Vf. u. a. anführen) der Urkunde kein ſo junges Alter, als der Sabbath hat, zuſchreiben könne; ſo müſſe man, ſagt der Vf., aus der hohern Kritik die Löſung ſuchen. Dieſe alte ſemitiſche Urkunde habe mehrere ſpätere Interpolationen erfahren, namentlich im 14ten u. 15ten Verſe, wo von והיו לאותות bis השמים eingeſchoben worden ſey, desgleichen der 2te und 3te Vers des 2ten Kapitels, mehrerer anderer Stellen in der Geneſis zugeſchweigen, als 13, 7. 18. vergl. Joſ. 14, 15. und 15, 13. Kap. 14, 14. vergl. Richt. 18, 19 u. ſ. w. Beſonders wird die Interpolation 2, 2. 3. aus der Sprache, deren Weitſchweifigkeit, Pleonasmen etc. es erweiſen geſucht, indem das Vorhergehende ſo kurz und rund ſey, dafs man nothwendig auf die Dazwiſchenkunft einer fremden Hand ſchlieſsen müſſe. Dieſer fremde Verfaſſer könne aber, eben *wegen* des Müſſigen und Schleppenden im Ausdruck, nicht Moſes ſeyn, ſondern wahrſcheinlich ſey es ein ſpäterer Redacteur des Pentateuchs, oder wenigſtens dieſes Abſchnitts, geweſen, der dieſen Zuſatz gemacht habe, um die Sabbathsfeyer durch das Beyſpiel Gottes nachdrücklichſt zu empfehlen. Urſprünglich war 1 Moſ. 1. ein Schöpfungsgemälde, und kein Sabbathslied, wurde aber durch dieſen und andere Zuſätze dazu gemacht. Urſprünglich war es, wie Hr. G. aus der innern Oekonomie des ganzen Stücks, aus den drey charakteriſtiſchen Formeln, der Beſchlieſsungs-, Ausführungs- und Beyfallsformel (Gott ſprach; Es geſchahe alſo; Gott ſahe dafs es gut war;) ſehr wahrſcheinlich macht, auf *ſieben* Schöpfungswerke angelegt. Die ſiebenmal wiederholte Beyfallsformel, die bey jedem Schöpfungstage immer gleichförmig vorkömmt, ſo wie auch die Beſchlieſsungs- und Ausführungsformeln, bezeichnen ſehr ſprechend *ſieben* und nicht ſechs Schöpfungswerke. Dabey zerfällt aber das zweyte Schöpfungswerk in zwey Acte, ſo dafs man, wenn man die Acte zählen wollte, acht Handlungen bekäme. Dieſes ſind: I. Schöpfung des *Lichts*, v. 3—5. II. 1) Schöpfung des *Himmelsgewölbes*, v. 6—8. und 2) Schöpfung des *Oceans*. Da

dieſe

dieſe durch die Abſonderung der obern und untern Gewäſſer geſchieht, ſo wird dadurch zugleich die *Erde* gebildet, v. 9. 10. III. Schöpfung der *Erdgewächſe*, v. 11—13. IV. Schöpfung der *Geſtirne*, v. 14—18. V. Schöpfung der *Fiſche* und der *Vögel*, v. 20—23. VI. Schöpfung der *Landthiere*, v. 24—25. VII. Schöpfung des *Menſchen*, v. 26—31. Hieraus erhelle, daſs die Tagabtheilung in unſerm Texte, da man *ſechs* Arbeitstage geſetzt habe, unrichtig ſey, ſie ſtehe mit der Oekonomie des Gemäldes im Widerſpruch. Deshalb ſagt der Vf. S. 140. Nach der Anlage der Urkunde ſind ganz deutlich *ſieben* Schöpfungswerke unterſchieden; der Text (den wir haben) hat aber nur *ſechs* Tagewerke. Der Text beſchlieſst ſchon mit der Bildung des Himmelsgewölbes v. 8. das zweyte Tagewerk; nach der Oekonomie des Gedichts aber ſchlieſst ſich hier nur der erſte Act des zweyten Schöpfungswerkes, und dieſes geht erſt mit der Einrichtung des untern Gewäſſers und der Erſcheinung des feſten Landes v. 10. zu Ende. Der (jetzige) Text verbindet durch die Tagbeſtimmung zwey vollendete Schöpfungswerke am dritten Tage v. 9—13. mit einander, die doch der Dichter durch die doppelte Beyfallsformel v. 10. und v. 13. als verſchiedene und für ſich beſtehende Werke von einander trennt. Die Schöpfung der Erdgewächſe v. 11—13. iſt offenbar nach des erſten Verfaſſers Plane ein eigenes, für ſich beſtehendes Schöpfungswerk. Endlich verbindet der Text durch die Tagbeſtimmung die Schöpfung der Landthiere und des Menſchen mit einander; da doch jene von dem Verfaſſer durch die drey Formeln v. 24. 25. zu einem eigenen und vollendeten Schöpfungswerke gemacht wird. Durch dieſelben Formeln wird die Schöpfung des Menſchen zu einem abgeſonderten Schöpfungswerke erhoben, welches auch ſowohl der Würde des Menſchen, als dem Plane des Dichters vollkommen angemeſſen iſt. Der Text hingegen hängt die Schöpfung des Menſchen an die Schöpfung der Landthiere an, und macht beide zu einem Tagewerke. Dieſe unverkennlichen Widerſprüche löſt nun Hr. G., wie Rec. glaubt, ganz befriedigend dadurch, daſs er die Tagebeſtimmungen mit den Formeln: „es war Abend und Morgen der erſte, zweyte etc. Tag“ zu den Interpolationen des ſpätern Redacteurs rechnet, der auch 1 Moſ. 2, 2. 3. vermuthlich auch die Worte im 14ten und 15ten Vers hinzuſetzte, um dem Sabbath die göttliche Sanction zu verſchaffen. Man muſs Hn. G. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er mit einem hohen Grade von Scharfſinn, mit feiner Beurtheilung der eigenthümlichen Oekonomie dieſer Urkunde, und mit, ſo viel Rec. ſieht, wirklich neuen Bemerkungen, jene Aufgabe der höhern Kritik auf eine ſehr wahrſcheinliche Weiſe gelöſt habe.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Beyträge zur Erklärung des ſogenannten Hohenlieds, Koheleths und der Klaglieder.* Von Prof. *Gaab* zu Tübingen. 1795. 122 S. 8.

Der Vf. giebt hier diejenigen Bemerkungen, die er bey der Erklärung der auf dem Titel genannten bibliſchen Bücher ſelbſt machte, und theils für neu, theils wegen der eigenthümlichen Anwendung des Bekannten aufs Unbekannte für bemerkenswerth hielt. Die Auslegung der alten Schriftſteller gewinnt durch ſolche kurze Obſervationen offenbar mehr, als wenn ein jeder, der einige gute Bemerkungen macht, ſogleich einen vollſtändigen *Commentarium perpetuum* zuſammenſchreiben wollte, bey welchem es oft ſchwer wird, das Neue aus dem vielen Alten und hinlänglich Bekannten herauszuſuchen. Dieſe Beyträge bezeugen eben ſo gut die gründlichen Kenntniſſe als die liberale Denkungsart des Vfs. Sie liefern nicht bloſs kurze Erläuterungen einzelner Stellen, ſondern geben auch oft einen glücklichen Geſichtspunkt an, aus welchem der Vf. ganze Abſchnitte betrachtet. Wenn man die Erklärungen des Vfs., z. E. über das Hohelied mit den Bearbeitungen anderer Gelehrten deſſelben Gegenſtandes, namentlich eines Hezel, Herder, Döderlein, Hufnagel, Paulus, Velthuſen, Ammon, Stäudlin und Beyer vergleicht, und man ihm auch nicht in allen beypflichtet, ſo wird man ihn doch überall als gründlichen Forſcher und Selbſtdenker finden. Bey dem Hohenliede geht der Vf., wie auch bereits andere thaten, von der Vorausſetzung aus, daſs das Hohelied kein äſthetiſches Ganzes ausmache, ſondern aus mehrern einzelnen, von einander unabhängigen, Gedichtchen beſtehe; daſs es ſich in vier Bücher und einen Anhang theile, und daſs es Liebe, und zwar menſchliche Liebe beſinge. Folgendes iſt die dem Vf. gröſstentheils eigne Unterabtheilung. *Erſtes Buch.* Ites Gedichtchen v. 2—4. Ein Mädchen wünſcht ſich einige Küſſe von ihrem Geliebten. IItes v. 5. 6. Ein Gedichtchen, wie manches iſraelitiſche Mädchen, auf das es Bezug und keinen Bezug hatte, mag geſungen haben. IIItes v. 7—11. Eine Schäferinn bittet ihren Schäfer, ihr zu ſagen, wo er Mittagsruhe halten werde, damit ſie ihn beſuchen könne, und nicht bey andern Herden ihn vergeblich ſuchen dürfe. Der Schäfer beſtimmt den Ort, preiſt ſie dann, und träumt ihr von den goldenen Zeiten der Zukunft vor. IVtes v. 12—17. Liebende ſind glücklicher als der König an der herrlichſten Tafel. Vtes. 2, 1—6. Ein Geſtändniſs der Liebe VItes. 2, 7. Ein Schlummerliedchen, wie es ſchon Herder und Eichhorn nennten. *Zweytes Buch.* Ites Gedichtchen. 2, 8—17. Die Gradation in den Anfangsverſen iſt folgende: zuerſt vernimmt die Schöne, welche ſpricht, bloſs eine Stimme, dann merkt ſie, daſs es die Stimme ihres Freundes ſey, dann ſieht ſie ihn ſelbſt kommen, herbeyeilen, hinter ihrem Hauſe ſtehen, zu den Gittern hinausſchauen, und ihr beweiſen, daſs es auf dem Felde gar herrlich ſey. IItes. 3, 1—4. Ein Traum. IIItes. 3, 5. Das Schlummerliedchen. *Drittes Buch.* Ites. 3, 6—11. Ein Geſang auf die Ankunft einer fremden Dame in das königliche Serail. v. 10. punktirt der Vf. אֲהֻבָהּ es liebt ſie der König. IItes. 4, 1—7. Lobeserhebungen, die ein Liebhaber der Schönheit ſeiner Geliebten macht. IIItes. 4, 8—15. Vermuthlich ein Glückwunſch auf

die Aufnahme eines Hirtenmädchens ins Harem eines Residenzbewohners. IVtes. 4, 16. — 5, 1. bis zum Worte רעים. Ein Mädchen wünscht ihren Liebhaber im Garten zu finden, und erhalt die Versicherung: er werde kommen und — küssen. *Viertes Buch.* Ites Gedicht. 5, 1. von אכלו an bis 6, 3. Traum einer liebenden Morgenländerinn. Den scharfsinnigen Beweis dieser Erklärung muss man im Buche selbst nachlesen. IItes. 6, 4—9. Ob gleich der König viele Weiber hat, so bin ich mit meiner einzigen Geliebten dennoch glücklicher. IIItes. 6, 10. — 7, 11. Unterhaltung eines Bürgermädchens von Jerusalem mit einem Manne von Hof. V. 10. sind Worte des Hofmanns; v. 11. 12. Worte des Mädchens. IVtes. 7, 12—14. Vtes. 8, 1—3. Zwey artige Unterhaltungen zweyer Liebenden. VItes. 8, 4. Abermals das Schlummerliedchen. Nun folgen noch drey *Anhänge:* I. 8, 5—7. Die sanftmüthige Liebhaberinn. II. 8, 8—12. Ein Mädchen erzählt eine ehemalige Unterredung ihrer Brüder, die einen Rath über sie hielten. III. 8, 13. 14. Ein Mädchen wünscht ihren Geliebten bey sich zu haben, und beneidet die Hirten, die um ihn sind, und ihn reden hören. — Die kühnste Textes Verbesserung findet sich 8, 5., wo der Vf. die Worte מי זאת עלה מן — והמרבר herauswirft, weil ihm wahrscheinlich ist, sie möchten aus 3, 6. hier eingeschoben worden seyn, indem sowohl hier als dort einerley Worte vorhergehen. Die nachfolgende Worte מתרפקת על דודה sieht er dann als Aufschrift des Gedichtchens an, die er *„die sanftmüthige Liebhaberinn"* übersetzt. Auf eine ähnliche Weise betrachtet der Vf. die Worte 8, 13. היושבת בגנים als Ueberschrift des Gedichtchens, und übersetzt sie *„die im Garten Sitzende."* Auch die Bemerkungen über verschiedene Stellen des Koheleths und der Klaglieder sind ebenso reichhaltig an neuen Ansichten, und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Schöne: *Mythologisches Wörterbuch zum Gebrauch für Schulen, von Karl Philipp Moritz.* (Mit dem Bildnisse des Vf.) 1793. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Keine Vorrede unterrichtet das Publicum von dem Zwecke und Plane dieses Werkes. Für Schulen möchte es zu dürftig und zu mangelhaft seyn. Durch *Nitschens* Wörterbuch ist für diesen Zweck ganz anders gesorgt. Eher möchten wir es blossen Liebhabern, welche zur Lesung der Dichter und zur Beschauung von Kunstwerken ein belehrendes Hülfsbuch bedürfen, empfehlen. Der Vf. hatte sich durch seine Götterlehre Berl. 91. und durch seinen mythologischen Almanach für Damen Berl. 92. zu diesem Wörterbuch vorgearbeitet. Man findet hier wieder die gefallige Einkleidung. Auch zeichnet es sich dadurch aus, dass der Vf. häufig auf die Vorstellungen in der alten Kunst Rücksicht nimmt. Man sehe die Artikel Amor, Apollo, Ariadne, Hebe, Hektor, Helena, Juno, Jupiter etc. Manche Artikel sind sehr mager und unbefriedigend. Man vergl. z. B. Fama, Eleusinische Geheimnisse. Gegen die Rechtschreibung der Namen haben sich Vf. und Setzer häufig versündigt, z. B. Eryphyle, Hemus, Orythya, Hygea, Harmonika, Kodmus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneyverfahrtheit. *Frankfurt u. Leipzig*, ohne Namen des Verlegers: *Die Kunst, aus dem Gesichte Krankheiten zu erkennen und zu heilen.* Ein semiologisches Fragment aus dem Lateinischen, von *Gottlieb Hoffmann*, Dr. und Stadtphysicus zu Drossen. 1797. 83 S. 8. — Es würde unbegreiflich seyn, wie sich Jemand, ohne die geringste Anlage zu einem Schriftsteller, nicht einmal zu einem Uebersetzer, ins Publicum wagen könne, wenn es sich nicht etwa aus einem unglücklichen Einfalle, zum Zeitvertreibe einen lateinischen Tröster, wahrscheinlich aus dem vorigen Jahrhunderte, zu übersetzen, oder seinen eignen Namen einmal gedruckt zu sehen, erklären liesse. Denn dass diese Schrift unter aller Kritik ist, muss auch so gar der Verleger schon gemerkt haben, weil er sich nicht genannt hat, und doch dem Vf. die Gefälligkeit nicht hat abschlagen wollen. So sehr ekelhaft das Abschreiben hier ist, so müssen wir doch zum Beleg unsers Urtheils, einige Stellen ausziehen, und brauchen alsdann unsren Lesern nicht weiter in ihrem Urtheile vorzugreifen. „Das Gesicht, heisst es in der „Anrede an den geneigten Leser, des menschlichen Körpers „ist als der leidende Theil desselben anzusehen, denn etc." „wenn in dem Gesichte und an den übrigen Theile desselben „eine blasse Röthe mit einer unregelmässigen Geschwulst der „Lippen, Nasenlöcher u. s. w. ausgebreitet ist, so beobachten „die Aerzte die Elephantiasis daraus. S. 49. die Ohren werden „*scharf*, dünner und angefressen. Ferner S. 80. wenn das Ge„sicht gelblich ist, und innre Gelbsucht oder bleichsüchtigen „Zustand verräth, alsdenn sind einfache temperirende, absorbi„rende, wie auch Digestiva, salina, tartarisata, rhabarbarina, „urintreibende und zugleich viel andere gallabführende Mittel, „gleich wie auch nicht weniger wasserabführende, schweisstrei„bende, und am Ende stärkende Tonica zuträglich." Nach diesen kleinen Proben werden uns die *Leser* hoffentlich den fernern Beweis erlassen, dass das lehrreiche lateinische Original nicht leicht einem würdigern Uebersetzer hätte in die Hände gerathen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Februar 1798.

LITERARGESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandl.: *Car. Traugott Gottlob Schonemann*, reg. Bibl. Acad. Goetting. a Secretis, *Bibliotheca historico-literaria Patrum Latinorum a Tertulliano principe usque ad Gregorium M. et Isidorum Hispalensem*, ad Bibliothecam Fabricii latinam accommodata. — Tomus secundus. 1794. 1076 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Schon bey der Anzeige des ersten Theils (A. L. Z. 1793. Nro. 261.) hat ein andrer Recensent dem grofsen Fleifse, der Belesenheit, und der guten Beurtheilungskraft des Vf. Gerechtigkeit widerfahren lassen; und wir müssen ihm das Zeugnifs geben, dafs die Fortsetzung den Anfang seiner Arbeit noch in mancher Hinsicht übertrifft. Auch hier findet man bey einem jeden Kirchenvater, nach einer zweckmafsig abgefafsten Lebensbeschreibung, die insonderheit viel Licht über die Werke desselben verbreitet, die sämmtlichen Schriften mit Einschliefsung der verloren gegangenen vollständig angezeiget, die ächten von den unächten sorgfaltig unterschieden und die alten Handschriften verzeichnet. Vorzüglich sind bey den verschiedenen Ausgaben der Werth derselben und die Verdienste, welche sich die Editoren von Zeit zu Zeit entweder durch eine genauere Berichtigung oder Erklärung des Textes erworben haben, auf eine musterhafte Art gewürdiget worden. Dabey ist alles in einer schönen Ordnung, mit einer gesunden und richtigen Beurtheilungskraft und mit dem möglichsten Bestreben nach Vollständigkeit und Genauigkeit von dem Vf. ausgeführt, so dafs, wenn zwischen ihm und den neuesten Herausgebern der Fabriciusschen griechischen und lateinischen Bibliotheken eine Vergleichung angestellet wird, er diese in jeder Rücksicht weit hinter sich zurück lafst. Was insonderheit den bibliographischen Theil des Werks betrifft, so hat Hr. *S.* viele wichtige Ausgaben, die ihm die Schätze der vortrefflichen göttingschen Universitätsbibliothek darboten, in Händen gehabt und sie mit einer Pünktlichkeit beschrieben, die keinen Wunsch weiter übrig lafst. Mehrere ältere Ausgaben, die bisher völlig unbekannt geblieben waren, sind von ihm zuerst ans Licht gebracht worden. Auf die Uebersetzungen in andre Sprachen hatte er in dem ersten Theil, wie er in der Vorrede selbst erklärt, nicht viel Rücksicht genommen, in dem 2ten Theil aber, so viele derselben angezeiget, als ihm bekannt geworden sind. Zu wünschen wäre es, dafs er mit eben dem Eifer auch die Erläuterungsschriften, die nur sparsam angebracht worden sind, beygefüget hatte, indem diese, wenn darin einzelne Gegenstände mit Mühe untersucht worden sind, für den Gelehrten mehr Werth haben, als die Uebersetzungen, um die er sich wenig bekümmert, wenn sie nicht zugleich, wie dies selten der Fall ist, mit guten Anmerkungen versehen sind, ob man gleich gern zugestehet, dafs auch sie zu einer vollständigen literarischen Notiz mit gehören. Aber demohngeachtet hat man alle Ursache, mit demjenigen, was bey dieser ersten Grundlage, wobey so wenig vorgearbeitet war, geleistet worden ist, völlig zufrieden zu seyn. Derjenige, der das mühsame einer solchen Unternehmung kennt, die mannichfaltigen Schwierigkeiten, mit welchen man dabey zu kämpfen hat, nur einmal erfahren hat, und dabey zugleich die beynahe unzählige Menge von Schriften, aus welchen ein solches Werk berichtiget und ergänzet werden kann, nebst den häufigen Mangeln und Widersprüchen derselben unter einander erwäget, der wird gewifs keine absolute Vollständigkeit und Genauigkeit erwarten. Hr. *S.* hat eine grofse Anzahl von vortrefflichen und seltenen literarischen Hülfsmitteln sorgfältig gebraucht, die manchem, der sich nicht in einer so günstigen Lage, wie er, befindet, verschlossen geblieben wären; aber nun verlangen wollen, dafs er allein sie alle umfassen solle, das hiefse, auf eine sehr unbillige Art mehr fodern, als die Kräfte eines Mannes vermögen. Es kann daher nicht fehlen, dafs ein anderer, der in eben diesem Fache gesammlet und aus andern Quellen geschöpfet hat, noch immer viele Beyträge liefere. Rec., der sich in diesem Falle befindet, könnte z. B. leicht mehrere Bogen mit Berichtigungen und Zusätzen zu den zahlreichen Schriften des einzigen Kirchenvaters *Augustin* anfüllen, von welchem in diesem zweyten Theile S. 8—363 gehandelt wird, und er siehet sich daher genöthiget, um eine Probe zu geben, aus welcher man dann leicht auf das Ganze wird schliefsen können, nur die wichtigsten Bemerkungen auszuheben.

S. 38 ist in dem Verzeichnisse der ächten Schriften des Augustin Nr. 52, wo das Werk *De S. Virginitate* hatte stehen sollen, aus einem Versehen ausgelassen worden. S. 75. Der unter Nr. VI. angeführte *Libellus de honestate vitae* ist nicht eine Abhandlung des Augustin, welcher dergleichen nicht geschrieben hat, sondern des Bernard. In *Lairo* Ind. I. p. 25 sq. wird diese Ausgabe vollständiger und genauer, als in dem *Catalogue de la Biblioth. du Duc de la Valliere* also angezeiget: S. Augustini liber *de vita beata*, *de*

honeſtate mulierum. S. Bernardus de *honeſtate vitae.* (Sine loco et anno, ſed *Coloniae*, typis Vdalrici Zell.) 4. Ebendaſ. Die venetianiſche Ausgabe von 1483, welche *Ge. Pray* in *Ind. variar. libr. Bibl. Budenſis* T. I unter dem von ihm willkürlich gewählten Titel: *B. Aug. opuſcula Aſcetica minora* angezeiget hat, hat ſchon Maittaire T. I. p. 447 richtiger alſo angegeben: *Auguſtini Meditationes, Soliloquia, Confeſſiones, de doctrina Chriſtiana, et alia.* Venet. 1483. 4. Unter eben dieſem Titel wird ſie auch in dem Catal. Scapini p. 426 angezeiget und am Ende dieſer Ausgabe befinden ſich die Worte: *Venetiis per Octavianum Scotum Modoetienſem anno incarnationis ſalutifere Milleſimo quadringenteſimo octuageſimo tercio. quinto Kalendas iunias. Joanne Mocenico inclyto Venetiarum duce.* 4. S. 78. Die Ausgabe zu Parma 1491, wovon es in den von dem Vf. angezeigten Bücherverzeichniſſen bloſs heiſst: *Aug. opuſcula varia*, iſt ebenfalls ſchon etwas genauer von Maittaire T. I. p. 535, am vollſtändigſten aber von Mittarelli p. 37. Roſſi p. 45. Laire Ind. II. p. 162 und Affo in ſeinem Saggio p. XCV. beſchrieben worden. Ebendaſ. muſs es Lin. 22 nicht *Bertoldum*, ſondern *Bertochum*, und auf der folgenden Seite Lin. 2 *Bertochi* anſtatt *Bertoldi* heiſsen. Denn ſo iſt der Name des Druckers nicht allein von Braun in der von dem Vf. angeführten Stelle, ſondern auch von Maittaire, welcher T. I. p. 535 eben dieſe Ausgabe, jedoch das Format derſelben unrichtig in 4. anzeiget, genannt worden. S. 188 ſind von der venet. Ausgabe, wovon der erſte Band 1729 herausgekommen iſt, nur 5 Bände von dem Vf. mit der Bemerkung angezeiget worden, daſs ihm nicht bekannt ſey, ob noch mehrere erſchienen ſind. Nach Hambergers zuverl. Nachr. Th. 3. S. 109 iſt dieſe Ausgabe zu Venedig 1729—1735 und nach dem Catal. libr. apud Paul. Vaillant proſtantium. Lond. 1745. 8. p. 3 in 12 Bänden, folglich in eben ſo vielen Bänden, als die pariſer Ausgabe von 1679—1700 herausgekommen, wenn nämlich die vom Clericus beſorgte Appendix Auguſtiniana dazu gerechnet wird, die auch beſonders abgedruckt worden iſt, damit ſie der Pariſer Ausgabe beygefüget werden könne. Hr. *S.* erkläret die venetianiſche Ausgabe für einen bloſsen Nachdruck der eben angeführten Pariſer Ausgabe, es ſind aber doch darin, wie Hamberger an dem angeführten Orte meldet, einige Schriften des Auguſtinus mit einer veroneſiſchen Handſchrift verglichen worden. S. 235 wird die Vermuthung, daſs die Ueberſetzung des de Villefore (nicht Villefort, oder Villeford, wie er hier und S. 218 genannt wird) von dem Vf. des Catal. de la Bibl. du Roi aus einem Irrthum dem *Philippe Goibaud du Bois* beygeleget worden ſey, von Niceron T. XVI. p. 171 beſtätiget, welcher daſelbſt ausdrücklich meldet, daſs die Ueberſetzung mehrerer Werke des Auguſtinus dem du Bois unrichtig zugeſchrieben werde, und daher auch die Ueberſetzung, von welcher hier die Rede iſt, in dem Verzeichniſſe der Ueberſetzungen deſſelben ausgelaſſen hat. S. 246 iſt zwar eine ſpaniſche Ueberſetzung der Bekenntniſſe Bruxellis 1674. 24. aus Hendreich Pand. Brandeb. angeführet, jedoch dabey zugleich ſehr richtig bemerkt worden, daſs man ſich auf die Autorität deſſelben wenig verlaſſen könne. Aber für dieſes mal hat Hendreich nicht gefehlet. Denn eben dieſe Ueberſetz. iſt auch in dem Catal. libror. qui in bibliopol. Dan. Elſevirii venales extant. Amſt. 1674. 12. in dem Catalogo de los Libros Eſpanoles p. 21 alſo angezeiget worden: *S. Auguſtin las Confeſſiones. Bruſſelas* 1674. 24. S. 247. Die Ueberſ. des du Bois iſt zum erſtenmal zu Paris *chez Jean. Bapt. Coignard* 1686, ebendaſ. und bey eben demſelben Verleger 1688, und ebendaſ. *chez la veuve de Jean Bapt. Coignard* 1700 und 1716 jedesmal in 8. (nicht in 4.) herausgekommen. S. 249 iſt zwar von den Bekenntniſſen eine ältere deutſche Ueberſetz. von 1673 angezeiget worden, es fehlen aber die beiden neuern, welche zu Frankf. in der Fleiſcherſchen Buchhandl. 1760. 8. und zu Augsburg bey M. Riegers Söhnen 1783. 8. herausgekommen ſind. S. 251. Der vollſtändige Titel der franz. Ueberſetz. von 1704 ſtehet in dem Journ. des Scav. 1704. p. 303. Die folgende franz. Ueberſetz. von 1678, welche ohne den Namen des Ueberſ. angezeiget worden iſt, wird von Niceron T. XVI. p. 168 dem Philippe Goibaud du Bois beygeleget. S. 257. Die Pariſer Ausgabe von 1538 iſt mit ihrem vollſtändigen Titel in C. C. Hirſchii Millenario IV. N. 767 zu finden. S. 272 bemerket Hr. *S.* daſs die Nachricht von der Löwenſchen Ausgabe von 1488 ſich auf das einzige Zeugniſs des Maittaire gründe. Sie iſt aber auch in dem Catal. Bibl. Bodl. I. p. 88 und in Jac. Viſſer Naamlyſt van Boecken etc. Amſterd. 1767. 4. p. 26 angeführet worden. Die S. 280 angezeigte alte ital. Ueberſetz. hat Paitoni, der ſie ſelbſt in Händen gehabt hat, T. I. p. 9—11 genau und ausführlich beſchrieben. Die Ueberſetz. des Ceſare Benvenuti auf der folgenden Seite iſt nicht 1734, ſondern 1743, und der zweyte Band der venetianiſchen Ausgabe von 1742, welcher die 11 letzten Bücher enthält, ohngeachtet der ausdrücklichen Behauptung des Vf. der Bibl. *degli Aut.* volg. daſs derſelbe in dem Jahre 1745 noch nicht erſchienen ſey, in dem Jahre 1742, in welchem der erſte Band gedruckt wurde, herausgekommen. Auſser dieſen 3 Ueberſetzungen hat aber Paitoni noch 3 aus dem 15ten Jahrhunderte, die von Denis Suppl. I. p. 21. N. 116. p. 43. N. 272 und Suppl. II. p. 500. N. 4285 noch genauer angezeiget worden ſind, und eine Ueberſetz. in Verſen von Marco Antonio Martinenghi zu Cremona 1745. 4. angeführet. S. 285. Der Titel der franz. Ueberſetz. des Gentian Hervet von 1570 lautet eben ſo wie der Titel der von dem Vf. angezeigten dritten Ausgabe von 1585. S. Niceron T. XI. p. 98. vergl. mit T. XVII. p. 198. S. 286. Die in dem Catal. de la Biblioth. du Roi. T. I. p. 379 angeführte Ueberſetz. des Pierre Lombert iſt in dem Journ. des Scav. Aout. 1736. p. 551 recenſiret worden, und 1736 *à Paris chez Jacques Rollin fils.* 4 Voll. in 12. unter eben demſelben Titel, als die zu Amſterdam in demſelben Jahre gedruckte Ausgabe herausgekommen. S. 296 iſt von dem Enchiridion nur eine Ausgabe aus dem 15ten Jahrhunderte, von Maittaire T. I. P. II. p. 759. not. 3. aber eine andre dergleichen, und noch eine andre von

Denis

Denis Suppl. II. p. 498. N. 4273 angeführt worden. S. 300 wird zwar behauptet, dafs die griechiſche Ueberſetz. des Enchiridion, welche Poſſevin dem *Demetrius Cydonius* beyleget, gewifs nicht im Druck erſchienen ſey, und eine Handſchrift davon, wenn ſie wirklich vorhanden ſeyn ſollte, noch jetzt in der vaticaniſchen Bibliothek verborgen liegen müſſe. Es iſt aber eine ſolche Ueberſetz. des Rhodinus, welche Poſſevin ohne Zweifel meynet, wirklich gedruckt und in Th. Hyde Catal. Bibl. Bodl. unter dem Art. Auguſtin alſo angeführet worden: *Manuale ſeu Enchiridion in lingua Graeca vulgari per Rhodinum.* Rom. 1637. 8. In dem 2ten Theil des Cat. Bibl. Bodl. p. 104 wird der Ueberſetzer Neophytus Hieromonachus *Rhodinus*, Cyprius, Sinaita, genannt. S. 306 lautet der Titel der Ausgabe: *Comi apud Hieron. Frovae* (nicht Froirae) von 1605 vollſtändiger alſo: *Commentaria in Regulam D. Auguſtini et tria vota ſubſtantialia religionis, auctore B. Humberto Burgundo Ord. Praed. Generali V. et in eandem brevis Enarratio Hugonis à S. Victore. Comi, apud Hier. Frovae.* 1605. 8. (*Bibl. Telleriana.* p. 207.) S. 310 bemerket Hr. *S.* dafs ihm von dem unter Nr. 105 angeführten Werke nur die einzige aus dem Maittaire gezogene Ausgabe von 1536 bekannt geworden ſey, es iſt aber von eben dieſem Werke eine maylandiſche Ausgabe von 1486. 4. von Denis Suppl. I. p. 208. N. 1621 angezeiget worden. S. 315 iſt die franz. Ueberſetz. von 1676 dem Jean Segui beygeleget, jedoch zugleich bemerket worden, dafs in der angeführten Stelle des Journ. des Scav. (wo ſie *une fidelle traduction* heifst) der Ueberſetzer nicht genannt worden ſey. Niceron behauptet T. XVI. p. 168, dafs es Philippe Goibaud du Bois ſey. S. 318. Bey der Ausgabe von 1494 beziehet ſich *Ibidem* auf die unmittelbar vorhergehende Baſeler Ausgabe *per Jo. Amerbachium.* Aber Maittaire, auf welchen hier Bezug genommen wird, hat T. I. P. II. p. 563, und auch ſonſt nirgends, eine Baſeler Ausgabe von 1494, die Enarrationes in Pſalmos enthalt, wohl aber p. 570 eine dergleichen venetianiſche Ausgabe von 1494 angezeiget, die ohne Zweifel hier gemeynet iſt. Ebendaſ. heifst es abermals bey der Ausgabe von 1495: *Ibidem per eundem. fol. Idem Opus.* Woher Hr. *S.* dieſe Ausgabe kenne, iſt nicht bemerket worden. Panzer, von welchem das Schönemannſche Werk ſonſt fleifsig zu Rathe gezogen worden iſt, hat ſie nicht angeführet, und mufs daher wohl an ihrer Exiſtenz gezweifelt haben. Eine genauere Beſchreibung der darauf folgenden Baſeler Ausgabe von 1497 iſt in Freytag Appar. T. II. p. 874 anzutreffen. S. 323. Die von Reinhart beſorgte Ausgabe der Briefe des Auguſtinus iſt nicht 1678, ſondern 1668 herausgekommen. Bibl. Gudiana p. 38. Bibl. Solger. P. II. p. 222.) S. 328 wird bey der Ausgabe, welche zu Modena 1477 herausgekommen iſt, von dem Vf. bemerket, dafs er ſie auſser dem Cat. Bibl. Pinelli ſonſt nirgends angezeiget gefunden habe. Sie iſt aber bereits von Maittaire T. I. p. 378 weit genauer und vollſtändiger, als in dem Pinelliſchen Verz. angeführet worden. Eben dies findet auch S. 329 in Anſehung der maylandiſchen Ausgabe von 1484 nach Maittaire Ind. I. p. 92 ſtatt. S. 330 wird zwar von der zu Breſcia herausgekommenen Ausgabe von 1486 von Braun ſelbſt in der angeführten Stelle behauptet, dafs die Bibliographen ein tiefes Stillſchweigen von derſelben beobachten, es hat ſie aber ſchon 10 Jahre vor ihm Mittarelli p. 39 bekannt gemacht. S. 337. *Jac. Sirmondi notae in XL. Sermones nouos S. Aug.* ſtehen auch in dem erſten Bande Nr. 4. der Operum Jac. Sirmondi, die 1696 Pariſiis e typ. reg. und hienächſt 1728 Venetiis e typ. Bartolomaei Jauarina, jedesmal in 5 Bänden in Fol. herausgekommen ſind, jedoch ſind die Reden des Auguſtinus ſelbſt hier weggelaſſen. S. 338. Die ital. Ueberſetz. von 1546 iſt nicht in dieſem Jahre, ſondern 1556 gedruckt worden und auf der folgenden Seite fehlen in dem Titel der Ausgabe von 1568 einige Worte, ohne welche darin kein Sinn iſt. Denn anſtatt: *ſi contiene Chriſtiano* mufs es heifsen: *ſi contiene dottrina e precetti ſalutiferi ad ogni buon Chriſtiano* etc. Die venetianiſche Ueberſetz. per *Girolamo Scotto* iſt nicht 1654, ſondern 1564 herausgekommen, und hätte, da ſie der zweyte Theil der Ueberſetzungen des *Galeazzo Florimonte* iſt, der Ueberſetz. des *Caſtrucci* vorgehen müſſen. Von der S. 339 angezeigten franz. Ueberſetz. kamen die beiden erſten Bände 1694 und die beiden letzten 1704 heraus. Eine neue Ausgabe iſt nach dem Catal. libror. Paul. Vaillant p. 169 zu Paris 1730 in 4 Banden in 8. erſchienen. Der S. 340 angezeigte Titel der florentiniſchen Ueberſetzung von 1731. lautet eigentlich alſo: *Volgarizzamento dei Sermoni di S. Agoſtino. In Firenze preſſo Domenico Maria Manni* MDCCXXXI. *Con Licenza de' Superiori.* 4. In dem Vorberichte wird nun gemeldet, dafs der Ueberſetzer der *Frate Agoſtino da Scarperia* ſey. Auch enthalt dieſe Ueberſetz. nach der derſelben vorgeſetzten *Tavola di Sermoni* nicht 40, ſondern nur 20 Reden, die zu der Zahl der Reden *ad fratres in eremo* gehören. S. 342 wird zwar bemerket, dafs die Ausgabe von 1473 bisher noch keinem Bibliographen bekannt geworden ſey, ſie iſt aber doch ſchon in der Biblioth. Schwarz. II. p. 120. N. III. angezeiget worden. Auſser der hier von den *Soliloquiis* angeführten Ausgabe ſind noch 2 aus dem 15ten Jahrh. vorhanden, wovon die eine in Denis Suppl. P. I. p. 181. N. 1369 und die andre in Seemiller faſc. IV. p. 147 anzutreffen iſt. Auch hat *Jo. Aloyſius Mingarelli Soliloquiorum ad Auguſtinum auctorem vulgo relatorum caput noviſſimum in Veterum Latinorum opuſculis nunquam antehac editis*, Bononiae 1751. 4 maj. p. 197. 198 herausgegeben. Die auf eben derſelben Seite aus den Merkw. der Garell. Bibl. angeführte ital. Ueberſetz. von 1492 iſt daſelbſt nur mit wenigen Worten von Denis berühret worden, ihren vollſtändigen Titel hat er in Suppl. P. I. p. 319 geliefert. Hr. *S.* hat von den Selbſtgeſprächen nur 3 ital. Ueberſetzungen angezeiget, es fehlen aber noch 18, die theils die Sermones, Meditationes und das Manuale zugleich, theils die Soliloquia allein enthalten und von Paitoni T. I. p. 14. 24—29, zwey aber davon von Denis Suppl. P. I. p. 361 und P. II. p. 498 noch

genauer und vollständiger, als von Paitoni, angeführet worden sind.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Halle, im Verlag des Waisenhauses: *Repertorium biblischer Texte für Casualfälle, nebst jedesmaliger Bestimmung ihrer Zwecke, Materialien und dazu dienenden literarischen Notizen für angehende Prediger.* Von *M. Ph. H. Schuler* Pfarrer zu Dachtel im Wirtenb. 406 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch diese Arbeit des Hn. *Schuler*, welchen man als einen unsrer schätzbarsten Schriftsteller im Fache der Homiletik kennt, wird nicht nur, wie er bescheiden sagt, *angehenden*, sondern auch *geübteren Predigern im Amt*, ein sehr brauchbares Hülfsmittel seyn, und Rec. empfiehlt es ihnen, mit der vollsten Ueberzeugung, dass sie es sehr oft, und nie ohne Nutzen, zur Hand nehmen werden. Er würde dies Urtheil nicht fällen, wenn der Vf. die leider noch so beliebte, und, wie es ihm dünkt, selbst von angesehenen Männern viel zu sehr begünstigte, Manier befolgt hätte, einen grosen Vorrath von Predigtdispositionen für Casualfälle zusammen zu schreiben, was freylich allen den trägen Geistlichen, die überhaupt nicht gern denken, und zuletzt auch nicht einmal mehr auf ihre Predigt denken mögen, sehr willkommen ist. Dies ist aber gar nicht der Zweck dieses Repertoriums. Dagegen bemerkt der Vf. in der Vorrede ganz richtig, „dass Casualpredigten, und die für sie schicklichsten Texte, zu deren Auswahl gewöhnlich nur kurze Zeit gegeben wird, dem Prediger viel Mühe machen und ihn oft in Verlegenheit setzen." Manche Predigten dieser Art kommen auch so oft, dass dies die Schwierigkeit noch vermehrt. Auch würde der geübtere gern manches über diese und jene Materie erst nachlesen, nicht um es auszuschreiben, sondern um seine eigne Meditation dadurch zu erwecken und zu beleben. — Zu diesen verschiedenen Zwecken, wird nun Hn. *S's.*, nach einem wohl überlegten Plan angelegtes *Repertorium*, sehr dienlich seyn. Er hat sich nämlich nicht etwa blos darauf eingeschränkt, für die verschiedenen Casualfälle passende Texte auszusuchen; sondern er giebt bey jeder Gattung 1) den Hauptzweck derselben an 2) eine *summarische Uebersicht* der gemeinnützigsten Materialien, welche darzu bearbeitet werden können; die aber blos angedeutet sind, da die Ausführung hingegen dem eignen Nachdenken überlassen ist. „Es ist, sagt der Vf. und mit ihm der Rec., es ist nach meinen Gefühl eines denkenden Religionslehrers unwürdig, ihm alles gleichsam vorzukauen, ihm dadurch blos zu einem Sprachrohre zu machen, und ihm ein neues homiletisches Polster zu geben. Er muss selbst denken, selbst seine Seelenkräfte üben. Darum gab ich nur Stoff zum Nachdenken, nur Winke zur vollständigeren Auffindung der Materialien. Jeder muss dies nach den Bedürfnissen seiner Gemeine verarbeiten." Hiemit verbindet er 3) *literarische Notizen*, welche den Prediger mit den besten Mustern solcher Gelegenheitspredigten bekannt machen. Dann folgt 4) eine *zweckmässige Sammlung biblischer Texte auf dergleichen Fälle.* In der Vorrede hat der Vf. die Gesetze, welche er bey ihrer Auswahl befolgt angegeben, mit denen man im Ganzen wohl einig seyn kann, obwohl bey einzelnen Texten sich über die Zweckmässigkeit streiten liesse. Dass er die Hauptworte dieser Texte abdrucken lassen, ist zu billigen. Es erleichtert die Auswahl. Eine blosse Anführung nach Buch, Kapitel und Vers würde ermüden.

Die Folge der Casualfälle ist bequem. Die, welche sich auf besondere Zeiten beziehen, machen den Anfang. Hiebey die sämmtlichen christlichen Feste. Dann folgen die, welche durch frohe und traurige Vorfälle für die ganze Gemeine veranlasst werden. Dann die, welche die Obrigkeit und den Staat überhaupt betreffen. Hierauf Predigten in Beziehung auf den öffentlichen Gottesdienst, Schulunterricht und andre kirchliche Anstalten, zuletzt Particularvorfälle.

Ueberall zeigt sich theils das gesunde und reife Urtheil des Vf., theils seine ausgezeichnete Belesenheit in den besten Schriften seines Fachs, wodurch der Leser in der That eine recht sehr brauchbare Uebersicht der Schriften bekommt, welche vorzüglich verdienen, einen Theil seiner Bibliothek auszumachen. In der Benutzung der vorgeschlagenen Materialien und Texte, ist freylich dem Prediger eignes gutes Urtheil zu wünschen. Denn so gut die Auswahl ist, so bedarf sie doch für einzelne Falle wieder einer neuen Auswahl.

Wir zweifeln gar nicht, dass, wenn dies höchst praktische Buch in recht viele Hände kommt, eine Menge der gewöhnlichen Fehler, welche in Casualpredigten so häufig sind, wegfallen werden, worin Hr. *S.* für seine gemeinnützige Arbeit die beste Belohnung finden wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Paris*, b. Migueret: *Refutation du livre de l'esprit*, prononcée au lycée républicain etc. par *Jean Francois Laharpe*. An 5. 162 S. 8. Diese Widerlegung ist zum wenigsten eben so seicht, als das widerlegte Buch selbst. Helvetius bemüht sich wenigstens, seine Leser durch Paradoxien zu unterhalten; Laharpe mit seinen alltäglichen Gründen gegen den Materialismus ist langweilig und einschläfernd. Helvetius hat doch noch einen Schein von Verständlichkeit, Laharpe's dualistische Philosophie ist ganz und gar unverständlich; ja es ist alles zu wetten, dass er *sich selbst* nicht versteht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Februar 1798.

LITERARGESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmannſchen Buchhandl.: *Car. Traugott Gottlob Schönemann*, Beg. Bibl. Acad. Goetting. a Secretis, *Bibliotheca hiſtorico-literaria Patrum Latinorum a Tertulliano principe uſque ad Gregorium M. et Iſidorum Hiſpalenſem*, etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die übrigen noch fehlenden Ausgaben und Ueberſetzungen konnen hier gröſstentheils bloſs mit der Bemerkung des Druckorts, Verlegers und Formats, mit Verweiſung auf diejenigen Werke angedeutet werden, worin ſie angezeiget und zum Theil auch näher beſchrieben worden ſind. Es fehlen nun zuförderſt von den Sammlungen der Werke des Auguſtinus folgende Ausgaben: 1) Sine nota loci et typogr. 1472. 4. Panzer Ann. Typ. Vol. IV. p. 8. N. 38. 2) *Venetiis per Pelegrinum de Paſqualibus de Bononia.* 1482. 4. Roſſi p. 45. 3) *Per Richardum de Paffroedi; Daventrie.* 1483. 4. Laire II. p. 66. 4) *Brixie Angelus Britannicus de Pailazalo.* 1488. 8 min. Denis Suppl. I. p. 438. N. 3720. 5) Sine loco et anno. (Spirae) 4 min. Panzer IV. p. 424. N. 68. (b). 6) Sine loco et anno. 8 *maj.* Denis Suppl. II. p. 498. N. 4272. 7) *Colon. Jo. Gymnici.* 1530. 8. Bibl. Teller. p. 33. 8) Die ſchätzbare pariſer Ausgabe aller Werke des Auguſtinus von 1555, welche in 10 Foliobänden herausgekommen, von Jo. Fabricius in der Hiſt. Biblioth. Fabricianae. P. I. p. 203—226 nach ihrem Inhalte ausführlich beſchrieben worden iſt, und wovon es daſelbſt heiſst: eſt ſane correctiſſima atque integra, nullamque caſtrationem paſſa. 9) *Pariſ. Frid. Leonard.* 1664. 4. Bibl. Teller. p. 25. 10) *Bibliotheca Patrum Aſcetica: ſive ſelecta veterum Patrum de chriſtiana ac religioſa perfectione opuſcula.* Es enthält nämlich der 5te Band dieſes Werks, welcher zu Paris bey Frid. Leonard 1665. 4. herausgekommen iſt, lauter Abhandlungen aus den Werken des Auguſtin. 11) *S. Auguſtini Opuſcula quaedam ſelecta.* Lut. Pariſ. 1726. 8. 3 Voll. Catal. libr. Paul. Vaillant. p. 168. 12) *Saint Auguſtin contre l'Incredulité, ou Diſcours et Penſées recueillies de divers Ecrits de ce Pere, les plus propres à prémunir les fideles contre l'incredulité de nos jours.* à Paris 1754. 12. Von den Ausgaben der einzelnen ächten Werke gehören zu Nr. 7. *de Moribus Eccleſiae Catholicae:* die mit dem lat. Text verſehene franz. Ueberſetz. von *Ant. Arnauld.* Paris, Vitré 1647. 8. Bibl. Teller. p. 33. Zu Nr. (14) *de utilitate credendi:* Colon. *Jo. Gymnici.* 1533. 8. Bibl. Teller. l. c. Zu Nr. 32 *de doctrina chriſtiana:* Lipſ. 1515. 4. Maitt. Ind. II. App. p. 499; *Pariſiis, ex offic. Lucae Chalonneau.* 1541. 12. Maitt. T. III. P. I. p. 323; *Pariſ. ap. Jac. Kerver.* 1551. 12. Maitt. Ind. I. p. 93; die ital. Ueberſ. *In Venezia, nella Stamperia Radici.* 1763. 8. Paitoni T. I. p. 37. die deutſche Ueberſ.: *Augsb. Rieger.* 1784. 8. (Wilh. Heinſius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68.) Zu Nr. 35. *Confeſſionum libri XIII:* Coloniae 1683. 12. (Ambroſ. Haude und Joh. Carl. Spener. Catal. univerſ. p. 36;) *Lipſiae* 1748. *med.* 8. (Meiſsners Catal. univerſ. B. I. S. 127;) *Viennae*, Ghelen. 1770. 8. (Heinſius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68;) *acht* ital. Ueberſetzungen. (Paitoni T. I. p. 19. 20;) die mit dem lat. Text und hiſtor. crit. und chronol. Anmerkungen verſehene franz. Ueberſetz. von *R. P. D. R. Ben. de la Congregation de S. Maur.* A Paris, chez P. *Alexandre Martin Libraire.* 1741. 8. 2 Voll. (Journ. des Sçav. Octobre. 1741. p. 250.) Zu Nr. 43. *De catechizandis rudibus:* Gregorius von Nyſſa und Auguſtinus über den erſten chriſtlichen Religionsunterricht; aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen überſetzt, mit Anmerkungen. (Von *Glauber*) Leipz. bey Hertel. 1781. 8. Zu Nr. 44: *De Trinitate libri XV.* vier Ausgaben aus dem 15ten Jahrh. nämlich 2 ohne Anzeige des Druckorts von 1484 und 1485. Fol. (Denis Suppl. I. p. 181. N. 1368 und p. 194. N. 1491;) eine venetianiſche Ausgabe von 1489. 4. (Maitt. T. I. P. II. p. 516) und eine Löwenſche Ausgabe von 1495. Fol. (Maitt. l. c. p. 588.) Zu Nr. 45. *De conſenſu Evangeliſtarum.* Colon. 1529. 8. (Maitt. T. II. P. II. p. 716.) Unter der noch einzurückenden Nr. 50. *De Opere Monachorum*, folgende Ausgabe, welche Rec. vor ſich hat: *D. Aurelii Auguſtini Hipponenſis epiſcopi de opere Monachorum liber unus, ad Aurelium epiſcopum Carthaginenſem. Coloniae* apud *Joan. Gymnicum* An. M. D. XXXI. 8. Zu Nr. 52. *De S. Virginitate:* Lübeck 1490. 8. (*J. Henr. von Seelen Selecta Litteraria.* p. 619); ſine loco et anno. 4. (Panzer IV. p. 89. N. 125); die ital. Ueberſ. *Breſcia, appreſſo Franceſco* etc. 1566. 8. (Paitoni T. I. p. 148.) Zu Nr. 67. *De Spiritu et Litera liber:* Mutinae per Baldaſſarem de Strucciis. 1477. 4. (Tiraboſchi Biblioteca Modeneſe. T. IV. p. 368.) Zu Nr. 72. *De natura et gratia.* Pariſ. Ant. *Augerelli.* 1534. 12. (Bibl. Teller. p. 33.) Unter der fehlenden Nr. 73. *De perfectione juſtitiae hominis.* Pariſ. Jo. Foucher. 1541. in 16. (Bibl. Teller. p. 33.) Zu Nr. 74. *De civitate Dei libri XXII:* Pariſiis 1479. Fol. (Maitt. Ind. II. App. p. 499;) *Argentinae* 1494. Fol. (Denis Suppl. I. p. 361. N. 3003;) *Lovanii* per *Joh. Paderborn de Weſtphalia* 1495. Fol. (Catal. Bibl. Thott. T. VII. p. 11;) Lugd. 1560. 8. 2 Voll. (Catal. Bibl. Harleianae. Vol. V. p. 383. N. 12923); *D. Aurelii Auguſtini Hipponenſis Epiſcopi de Civitate Dei*

Libri XXII. Veterum exemplarium collatione nunc demum caſtigatiſſimi facti, eruditiſſimisque doctiſſimi *Ludovici Vivis Commentariis illuſtrati. Genevae* 1622. 8. 2 Voll. (Bibl. Badenhaupt. p. 187;) *Sancti Aurelii Auguſtini Hip. Epiſc. Libri XXII. de Civitate Dei*, caſtigati et illuſtrati opera *Monachorum Pariſienſium Sancti Mauri.* In hac Veneta Editione accedunt Collationes *Joſephi Blanchini* Monachi Veronenſis. *Venetiis* 1732. Fol. (Hiſtoria litteraria: or an exact and early Account of the moſt valuable Books etc. Vol. IV. p. 309. Catal. libror. Pauli Vaillant. p. 3;) die holländ. Ueberſ. welche Rec. in Händen hat: XXII. *Boecken van de Stadt Gods, begrypende de beginſelen en voortgang der zelver, als mede de verdedinge der Chriſtelyke Religie, tegen de doolingen en laſteringen der Heydenen, Ketteren, en andere vyanden van Gods Kerke. Ook op veel plaetſen met treffelyke Hiſtorien vermengt. Beſchreven door den heiligen Outvader Aurelius Auguſtinus, Biſſchop van Hippo. Doorgaens met wijtloopige Uytleggingen verrijkt. (Door Johannes Leonardi Fenacolius.)* t'Amſterdam, voor Jooſt Hartgers, Boekverkooper in de Gaſthuysſteegh, in de Bockwinkel, in't jaer 1646. Fol. Unter der fehlenden Nr. 77. *De origine animae:* (Argentorati, *Ge. Huſner*) Sine loco et anno. Fol. (Seemiller faſc. I. p. 109. N. VIII. Denis Suppl. II. p. 500. N. 4290.); Sine loco et anno (aber *Norimbergae* ap. Frat. Auguſtin) 4. (Panzer IV. p. 389. N. 382 (b). Zu Nr. 93. *De conjugiis adulterinis* libri II. Die franzöſ. Ueberſ. *à Paris*, chez *G. Deſprez.* 1763. 12. (Journ. des Scav. Juillet. 1763. p. 46.) Zu Nr. 99: *Enchiridion ad Laurentium: Lovan. Jo. Bogardi.* 1561. in 16. (Bibl. Teller. p. 33.) Zu Nr. 100. *De cura pro mortuis gerenda liber;* Pariſ. Vincent *Gauthevot.* 1544. 8. (Ibid. p. 112.) Zu Nr. 102: *Regula ad ſervos Dei: Lugduni, Lud. Martin.* 1515. 8. (Ibid. p. 207); *Romae*, Ant. Bladi. 1566. 8. (Ibid. p. 207); *Mantuae*, ſive Madriti, Petri Coſin. 1571. 8. (Ibid. p. 206); *Colon. Agr.* Gerv. Calenii. 1575. Fol. (Ibid. p. 154); *Valentiae*, J. Gilbert. 1712. 12. (Catal. de Bolongaro-Crevenna. Vol. II. p. 6. N. 1319); 17 ital. Ueberſetzungen. (Paitoni T. I. p. 81–36), die ſpaniſche Ueberſetz. *En Madrid, en la Impr. Real.* 1637. 8. (Bibl. Teller. p. 207); die franz. Ueberſ.: *A Orleans.* 1598. 12. (Ibid. p. 309). Zu Nr. 103: *De Gratia et libero Arbitrio:* eine ital. Ueberſetz.: *Fiorenza per il Sermatelli.* 1592. 8. (Paitoni T. I. p. 22;) zwey franz. Ueberſetzungen: *à Paris*, chez *Guy Caillon.* 1683. 8. (Journ. des Sçav. 1683. p. 315;) *Le Livre de S. Auguſtin, de la Grace et du Libre Arbitre, et deux Lettres de ce Pere à Valentin et aux Moines d'Adrumet, traduites en François avec des Notes, par Monſeigneur Henry François Xavier de Belſunce de Caſtelmoron, Evêque de Marſeille, communiqués au Clergé ſeculier et regulier, et aux Fideles de ſon Dioceſe pour leur inſtruction.* A Marſeille 1740. 4. Unter der fehlenden Nr. 104. *De correptione et gratia*, die franz. Ueberſetz. von *Ant. Arnauld. Paris. Vitré.* 1647. 8. (Bibl. Teller. p. 33. Zu Nr. 110. 111. *De praedeſtinatione ſanctorum* cet. Pariſ. Jac. Kerver. 1541 in 16. (Ibid. p. 33.) Zu Nr. 114. *Enarrationes in Pſalmos Davidis:* 2 franz. Ueberſetzungen: von *Jacques de Billy.* Paris, Claude Fremy. 1570. 8. (Niceron T. XXII. p. 181); à Paris, *chez Jacques Parrois fils.* 1739. 12. 14 Voll. (Journ. des Sçav. Juin. 1739. p. 285.) Zu Nr. 115: *Epiſtolae:* ſine loco et anno. Fol. (Denis Suppl. II. p. 498. N. 4268); Venetiis per Bernardinum Benalium. (Sine nota anni) 4. (Catal. Scapini. p. 431.) Zu Nr. 116. *Sermones et Homiliae:* ſine loco *et anno.* Fol. (Denis Suppl. II. p. 581. N. 5083.); ſine nota anni. (aber Coloniae typis Udalrici Zell) 4. (Laire Ind. I. p. 26); ferner (*Moguntiae*) ſine nota anni. Fol. (Denis Suppl. II. p. 499. N. 4278;) *Argentinae* per *Martinum Flach* 1478. 8. (Panzer I. p. 22. N. 26;) *Lugduni* per *Bernardinum rizum de Novaria.* 1490. 8. (Maittaire T. I. P. II. p. 517); *Venetiis* per *Simonem Papienſem* dictum *Biralaqua.* 1495. 8. (Denis Suppl. I. p. 385. N. 3241;) *Pariſiis* cura *Udalrici Gering* etc. ſine anno. Fol. (Maitt. T. I. P. II. p. 755;) *Pariſiis*, Adr. Perrier. 1611. 8. (Bibl. Teller. p. 34;) *Auguſtini ſermo I. et ſermo VI. de nativitate Chriſti, in divorum patrum — — quaestione ſoluta ſcripſerunt, Homiliis ac meditation. in Feſtum nativitatis Jeſu Chriſti — collectis a Chriſtiano Dannio Cygneae* 1670. 8.; *Antiquus de Epiphania Domini ſermo, qui in veluſto quodam Codice S. Auguſtino, Epiſcopo Hipponenſi tribuitur*, nunc primum editus a *F. O. Menckenio* in Miſcell. Lipſienſ. Nov. Vol. IX. Part. III. p. 482–491. *Ital.* Ueberſetzungen: *per Franceſco di dino da firenze.* 1493. 4. (Audiffr. Specim. p. 336. Laire Ind. II. p. 161;) ſine indicio loci, anni et typographi. 4. (Panzer IV. p. 78. N. 8.). Ferner (Florentiae) ſine anno. 4. (Audiffr. Specim. p. 375) und noch eilf von Paitoni T. I. p. 13–18 angezeigte ital. Ueberſetzungen; die franz. Ueberſetzung: *à Paris* 1579. 8. (Bibl. anon. Hag. III. p. 117. Widekinds Verz. von raren Büchern S. 263;) die *deutſche* Ueberſetz. von M. *Melch. Ambach.* Frft. am Main durch Herm. Gülferich. 1544. 4. (C. C. Hirſchii Millenarius III. N. 751.) Zu den fehlenden Ausgaben der einzelnen ächten Werke gehören zu der noch einzurückenden Nr. 12. *Tractatus de caritate*, die Ausgabe: *Bruxellis*, ſine anno. 4. (Catal. de Bolongaro-Crevenna. Vol. I. p. 106. N. 472.) Nr. 19. *Principia Dialectices et Rhetorices libri II. apud Sanctum Jacobum de Ripoli.* 1478. 4. (Bibl. Kraft. Ulm. miſc. 8. n. 1510); *Florentiae*, ap. eundem. 1480. 8 maj. (Denis Suppl. II. p. 700); ſine loco et anno. (Maitt. T. I. P. II. p. 754); Pariſ. 1534. 8. (Maitt. Ind. I. p. 94); Pariſ. 1543. 4. (Maitt. T. III. P. I. p. 346); die ital. Ueberſetzung, an deren Exiſtenz jedoch in Audiffr. Specim. p. 279 gezweifelt wird: *Florentiae ad S. Jacobum de Ripoli.* 1479. 4. (Fineſchi p. 29.) Zu der noch einzurückenden Nr. 26. *Epiſtola de miraculis Hieronymi:* Mediolani, per Philippum de Lavagnia. 1475. 4. (Catal. de Bolongaro-Crevenna. Vol. I. p. 167. N. 768. Seemiller faſc. I. p. 84); ferner: (Coloniae, Ulr. Zell) ſine loco et anno. 4. (Catal. de la Valliere. III. p. 96;) *Paſſavii*, per C. (Conrad) *Stahel* et *Benedict (Mayr)* 1482. 4. (Denis Suppl. I. p. 149. N. 1094.) Nr. 39: *Soliloquia.* Franz. Ueberſetzungen: die in dem 15ten Jahrh. ohne Anzeige des Druckorts und Druckjahrs herausgekommene und von Laire Ind. II. p. 130 angezeigte Ueberſ.: *Le livre de St. Auguſtin de ſeul parler de l'ame à Dieu.* 12.; von *Bonnodiere à Paris* chez Pierre et Imbert de Bats,

Bats, et Jacques Collombat. 1696. 12. (Journ. des Sçav. 1696. p. 332;) von denſelben die 2te verbeſſerte Ausgabe à Paris, chez Jean Baptiſte Coignard. 1700. 12. (Journ. des Sçav. 1700. p. 813.) Zu Nr. 40. *Meditationes: D. Aurelii Auguſtini Meditationes, ſoliloquia et manuale: collatione manuſcriptorum exemplarium emendata, et annotatis paſſim S. Scripturae allegationibus aucta.* Coloniae ex offic. Birkmannica. 1594. 12. *Idem libellus ad MSS. correctus.* Ibidem apud Mylium excudebatur. 1599. 12. Elenchus libr. ab anno 1593 uſque ad an. 1600 impreſſ. Lipſ. 1600. 4.; Mehrere ital. Ueberſetzungen. (Paitoni T. I. p. 24 ſqq.) Zwey deutſche Ueberletz.: *S. Auguſtin drey Betbüchlein. Meditationes. Soliloquia und Manuale genannt*, verdeutſcht durch *Joan. Schwayger.* 1597. 12. (Ibid.) und Augsb. Rieger. 1775. 8. (Heinſius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68.) Zu der fehlenden Nr. 41. *De contritione cordis*, die Ausgabe: ſine loco et anno. 12. (Theoph. Sinceri Neue Samml. v. alt. u. rar. Büchern. III. S. 272.) Zu Nr. 42. *Manuale.* Deutſche Ueberſ. Augsb. Wolf. 1773. 8. (Heinſius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68.) Zu Nr. 44. *Speculum peccatoris.* Die ital. Ueberſetz. *Venetiis per Bernardinum Venetum.* 1498. 8. (Panzer III. p. 440. N. 2384.) Zu Nr. 48. *De vita chriſtiana:* Spirae, ſine anno, (1471) 4. (Laire Ind. I. p. 88;) Delphis. 1482. 4. (Maitt. T. I. P. II. p. 438;) Pariſiis per Alexandrum Aliate. 1500. 8. (Maitt. T. I. P. II. p. 710;) ſine loco et anno. 4. (Laire Ind. II. p. 129.) Nr. 50. *De XII. abuſionum gradibus*, die Ausgabe: *Lipſick* per Mart. Herbipol. 1517. d. 17 Aug. 4. (C. C. Hirſchii Millenarius II. N. 103.) Zu der fehlenden Nr. 52. *De conflictu vitiorum et virtutum:* Sine loco et anno. Fol. min. (Seemiller faſc. I. p. 109. N. VII. Denis Suppl. II. p. 501. N. 4292;) ferner (Pariſiis, Petrus Caeſar) ſine loco et anno. 4. (Laire Ind. I. p. 88;) ſine loco et anno. 4. (Laire Ind. II. p. 2.) Zu der fehlenden N. 56: *Pſalterium:* Lipſiae, per Jac. Thanner. 1511. Fol. (Maitt. Ind. II. App. p. 499.) Zu der fehlenden Nr. 74. *Liber de quaeſtionibus Oroſii:* Marſipoli, Luc. Brand. 1473. 4. (Denis Suppl. I. p. 21. N. 115.) Zu der fehlenden Nr. 80. *Hypomneſticon contra Pelagianos et Coeleſtianos: Pariſiis* ap. Nicolaum de Chemin. 1541. 12. Maitt. Ind. I. p. 93 und 2 ital. Ueberſetzungen. (Paitoni T. I. p. 23.) Zu der ebenfalls fehlenden Nr. 81. *De praedeſtinatione et gratia:* Pariſiis 1649. 8. (Bibl. Teller. p. 36.)

Was endlich die Erläuterungsſchriften betrifft, ſo ſind zwar von S. 356—363 einige und beſonders ältere angezeiget worden, es fehlen aber noch ſehr viele neuere, die hier nicht Platz finden können. Uebrigens hat bereits ein anderer Rec. in der A. L. Z. 1797. N. 192. S. 714 bemerket, daſs in *Brüggemann's View of the Engliſh Editions* etc. unter dem Artikel Auguſtin, mehrere in England herausgekommene Schriften ſtehen, die zur Bereicherung des Schonemannſchen Werkes dienen konnen. Auch hat Theoph. Georgi in ſeinem allgem. europ. Bücherlexicon und deſſen Supplementen, eine groſse Anzahl von Ausgaben und Ueberſetzungen dieſes Kirchenvaters namhaft gemacht, die, obgleich die Georgiſchen Nachrichten ſehr unzuverlaſſig ſind, dennoch, wenn ſie mit andern verglichen werden, manche Ergänzungen und Berichtigungen darbieten werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Augsburg, b. Riegers Söhnen: *Der Krankenbeſuch in ſeinen Eigenſchaften nach der phyſiſchen und moraliſchen Lage der Kranken. Syſtematiſch-praktiſch bearbeitet vom Verfaſſer des Katecheten. Erſtes Bandchen. I. Abtheilung.* 1793. 353 S. *Zweytes Bandchen. II. Abtheil.* 1793. 341 S. *Drittes Bandch. III. Abth.* 244 S. 8.

2) Ebendaſ.: *Der denkende und durch Leidensbeyſpiele ermunterte Chriſt auf ſeinem Krankenbette. Eine Zugabe zum Krankenbeſuche in ſeinen Eigenſchaften etc. von deſſelben Verfaſſer.* 1795. 335 S. (Ohne die Vorreden). 8.

Der Vf., ein Katholik, iſt durch die bekannte Paſtoralanweiſung *Peter Millers* in Göttingen auf ſeinen Plan geleitet worden, wie er in der Vorrede zum erſten Bandchen verſichert; und dies erweckt ein günſtiges Vorurtheil für ſeine Arbeit. Das ganze Werk zerfällt in drey Abtheilungen, und eben ſo viele Bändchen. Dem erſten iſt eine Einleitung vorangeſchickt, worinnen der Vf. den *Begriff* und die *Eigenſchaften* des Krankenbeſuches aus einander ſetzt. In der Abhandlung ſelbſt zeigt der Vf., was der Seelſorger, welcher Kranke in entlegenen Land- und Thalhütten zu beſorgen hat, in Hinſicht auf ihre *phyſiſche* Lage zu beobachten habe. Hier werden die Fragen beantwortet: was heiſst geſund, was heiſst krank ſeyn? Welche ſind die Krankheitscharaktere, die entweder Gefahr, oder den Tod drohen? Welche Vorkehrungen hat man zu treffen in Rückſicht auf die Kammerluft, das Lager, den Arzneygebrauch, die Wärter, und die Wiedergeneſenden? Indeſſen ſollen dieſe Belehrungen den Seelſorger von mediciniſchen, dictatoriſchen Vorſchriften immer entfernt halten. Hierauf wird gezeigt, wie die Kranken nach ihren verſchiedenen Charakteren und Situationen zu behandeln ſind. — Der Vf hat die Schriften der beſten Aerzte, und wie es ſcheint, ſehr gut benutzt. Es iſt auch ein brauchbares Verzeichniſs einiger Kräuter, und ihrer Heilungskraft beygefügt. Nach dem Urtheil eines Arztes, welchem Rec. daſſelbe zur Durchſicht mittheilte, iſt eine gute Auswahl getroffen. Ueberhaupt hat dieſer Theil dem Rec. am beſten gefallen.

Das *zweyte* Bandchen hat die *moraliſche* Krankenlage theils überhaupt, theils nach ihren verſchiedenen Aeuſserungen zum Gegenſtande. Es wird erklärt, was das heiſse: moraliſch geſund, moraliſch krank ſeyn, welche Pflichten der Kranke zu beobachten habe; wie die Kranken nach ihren verſchiedenen moraliſchen Bedürfniſſen, in Anfechtungen etc. von dem Seelſorger zu behandeln; was im Umgange mit *Proteſtanten, Freygeiſtern, Juden, Gefangenen, verurtheilten Miſſethätern* zu beobachten ſey. Das *dritte* Bändchen enthält Bemerkungen, über die Mittheilungsart der *Heilsgeheimniſſe*, wie ſie der Vf. nennt,

liturgiſche Gebete für Sterbende etc. Den Beſchluſs macht ein Anhang verſchiedener kirchlichen Segnungen zur Bequemlichkeit des Seelſorgers in der Ferne. Die *Zugabe* liefert Stoff zu Gebeten, und *Leidensbeyſpiele*, theils aus den Schriften des N. T., theils aus dem gemeinen Leben.

Es kommen in dieſen Werke manche gute Regeln und Erinnerungen vor, welche von Seelſorgern beherziget und befolgt zu werden verdienen. Aber hier und da ſtöſst man auf Aeuſserungen, die zwar einem Katholiken zu verzeihen ſind, die aber mit dem Geiſte des Chriſtenthums nicht beſtehen können. Wir wollen nur einige wenige Beyſpiele anführen. S. 307 B. I. wird behauptet: man ſey *gewiſslich* verbunden eine unzeitige Geburt zu taufen, wäre ſie auch nicht groſser als ein Gerſtenkörnchen, und wäre auch eine noch ſo kurze Zeit nach der Empfängniſs verfloſſen, und gäbe ſie auch kein Zeichen des Lebens von ſich, auſser man bemerkte ſie von Fäulniſs angeſteckt, oder offenbar todt. — In dieſem Falle ſoll man die Taufe bedingungsweiſe ertheilen, theils weil es zweifelhaft iſt, ob der Foetus lebe, theils weil, da er im Hautchen verwickelt ſteckt, es ungewiſs iſt, ob das Waſſer denſelben berühre, und eben darum die Taufe ungültig ſey. Dieſes geſchieht durch *Einſenkung* in einen Teller, oder in ein Glas Waſſer. Dann wird erſt das Hautchen geöfnet, und der Foetus unter der zweyfachen Bedingung zum zweytenmale getauft: *Wenn du fähig und noch nicht getauft biſt etc.* Daſs die Beichte Gottes Werk ſey, wird (B. II. S. 101) auf folgende Weiſe demonſtrirt: „Es braucht nicht viel: entweder iſt die Beicht ein Werk des Teufels, oder der Menſchen, oder Gottes. Des Teufels Werk iſt ſie nicht; denn ſie zerſtört die Sünde, folglich ſein Reich. Des Menſchen auch nicht; weil die ganze Welt nicht im Stande iſt, auch nur einen Menſchen dazu zu nöthigen: folglich iſt die Beicht Gottes Wort.“ Der *Proteſtant*, der auf dem Krankenbette Zweifel bekommt, wird (S. 178 f. B. II.) unter andern folgendermaſsen redend eingeführt: „Mich elenden Tropfe! Ich ſollte Gott glauben, und weiſs nicht einmal zuverläſsig, was er geredet hat. Ey glauben! wie es mir, oder dem Prediger, oder der irrbaren Kirche alſo ſcheint. — Heiſst dies des göttlichen Anſehens wegen glauben? Ja heiſst dies einen göttlichen und chriſtlichen Glaubensact erwecken? — Iſt es alſo: Wehe mir! Ich bin im Angeſichte Gottes nicht einmal ein Chriſt.“ Ja wohl muſs der Proteſtant, der ſo denkt und ſpricht, *ein elender Tropfe* ſeyn. — Nach den Gebeten (B. III.) welche der Prieſter bey der letzten Salbung ſprechen ſoll, werden einige *Ausnahmfälle* angeführt, und der erſte derſelben iſt folgender: „Wenn der Seelſorger vernünftig zweifelt, ob er die Salbung jedes Sinnes werde vollziehen können, wenn er die vor der Salbung vorgeſchriebene Gebete ſagen würde: ſo ſchreite er ſogleich zu den Salbungen ſelbſt, weil dieſe weit kräftiger als die Gebete ſind, und ihr Abgang der Vollkommenheit des Geheimniſſes nichts benimmt. Sollte aber der Kranke die Salbung überleben: dann werden die Gebete nachgenommen.“ Wenn es zum Sterben kommt, ſo ſoll der Kranke unter andern auch ſo beten: (S. 190) „Jeſu! Du haſt geſagt: ſieh deine Mutter! Ich habe ſie auch für mich gewählt. Maria! Mutter der Gnade, ſey meine Mutter in dieſer Todesſtunde, empfehle mich deinem Sohne Jeſu! Engel! mein heiliger Schutzengel, ſey mir ein ſtarker Raphael in dieſer Gefahr. — Heilige Gottes und du mein lieber Schutzpatron, bittet für mich, Gott ſey mein Erbtheil in Ewigkeit.“ Dieſe, und viele andere Stellen, aus welchen man zugleich die Schreibart des Vf. erkennen kann, contraſtiren ziemlich mit den geſunden Grundſätzen, die er anderwärts in dieſem Werke befolgt hat. Bisweilen bedient er ſich ganz eigner Ausdrücke, z. B. *Beichtzerrung*, *Haſſes*, *unlauterer Gelüſte* und *Geizes Zerrung* etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Benjamin Wieſemann Beſchreibung einer neuerfundenen Seegelwindmuhle mit horizontal liegenden Flugelbäumen.* 8 S. gr. 4. Kupf. IV. (12 gr.) Auf das obere Ende einer verticalgehenden Welle ſind vier Wind- oder Flügelbäume, zu rechten Winkeln geſchiftet, an deren Enden mit Seegeln verſehene Maſtbäume in ſenkrechter Richtung befeſtiget ſind. Ueber dieſem Kreuz verſchieben ſich vier Richtſtangen, an deren Enden die Seegel geheftet ſind, und durch dieſe in die gehörige Richtung gebracht werden. Die Seegel ſind durch Schnüre, welche unter den Flügelbäumen an der verticalen Welle in das Gebäude gehen, aufzuziehen, und das Ganze ſelbſt von innen zu dirigiren. Auch hängt ſich das Seegelwerk durch eine von innen angebrachte Schwungbewegung von ſelbſt augenblicklich aus, wenn der Wind die Seegel zu ſtark ergreifen und dadurch dem Werk ſelbſt Schaden zuwachſen ſollte; und eben hierin beſteht, nebſt dem Vortheil, daſs man bey einer ſolchen Mühle an Raum gewinnt, der weſentliche Vorzug derſelben vor andern Windmühlen. In Ermangelung des nöthigen Windes zur Bewegung, treibt ein Pferd die Mühle; wobey das Pferd gegen das bey zunehmenden Winde unvermeidliche Einholen des Leitbaums durch einen in das an dem verticalen Wellbaum angebrachte Strebrad, einfallenden Wiederhacken, hinlänglich geſchützt wird. Zu wünſchen wäre geweſen, daſs der Erfinder, im Fall ſeine Mühle wirklich im Groſsen aufgeſtellt worden, den Effect derſelben mit andern gewöhnlichen Windmühlen, von gleicher Dimenſion zuſammengeſtellt hätte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Februar 1798.

NATURGESCHICHTE.

Jena, b. Göpferdt: *Ueberſicht der Kennzeichen zur Beſtimmung der Mineralien und kurze Darſtellung der Geologie* für ſeine Vorleſungen entworfen von D. *Aug. Joh. Georg Carl Batſch* Profeſſor zu Jena. 1796. 116 S. 8. (10 gr.)

Dieſe ſehr reichhaltige und mit nicht gewöhnlichem Beobachtungsgeiſt und Scharfſinn abgefaſste Schrift, hat der Vf. wie ſchon der Titel ausweiſt, zunächſt ſeinen Zuhörern beſtimmt; ſie ſoll dieſen gleichſam als Manuſcript zur Ueberſicht ſeines Vortrags dienen. Aus dieſem Geſichtspunkt will der Vf. ſeinen Verſuch beurtheilt wiſſen. Rec. iſt völlig überzeugt, daſs dieſe Abhandlung ihren Zweck nicht nur erreicht, ſondern daſs ſie jeder Mineraloge mit wahrem Nutzen und Vergnügen leſen wird; denn wenn man auch nicht durchgängig des Vf. Meynung ſeyn ſollte, ſo wird man doch gewiſs durch ſeine Beobachtungen und Urtheile auf fruchtbare Ideen geleitet werden.

Die Ordnung, in welcher der Vf. ſeine Gegenſtände abgehandelt hat, gefällt uns nicht ſo ganz, weil er die phyſikaliſchen äuſseren, und chemiſchen *Kennzeichen* der Foſſilien untereinander abgehandelt hat; indeſſen vermindert dies den Werth dieſer Abhandlung nicht, ſondern beweiſt vielmehr nur, daſs der Vf. als ein ſelbſtdenkender Mann, ſeinen eigenen Weg geht. Der Verſuch des Hn. *B.* zerfällt eigentlich in zwey Theile; in dem erſten werden die Kennzeichen der Mineralien in XIII. Abſchnitten und in dem zweyten die Geologie in VII. Kapiteln abgehandelt, denen noch einige Bemerkungen über die Oberfläche des Monds angehängt ſind. Der Iſte Abſchnitt begreift diejenigen Kennzeichen, welche von dem *Zuſammenhange der Mineralkörper* gegen *mechaniſche Gewalt* hergenommen werden. Der Vf. hat hier mit vieler Genauigkeit alle die Erſcheinungen geſammelt, welche eine ſtärkere oder ſchwächere mechaniſche Gewalt bey den Foſſilien hervorbringen kann; eben ſo vollſtändig hat er auch in dem IIten Abſchnitte, die Kennzeichen der Mineralien abgehandelt, *die ſich bey Einwirkung der Wärme bemerken laſſen.* Der IIIte Abſchnitt handelt von den Kennzeichen, welche ſich bey der *Einwirkung des Waſſers* an den Foſſilien erkennen laſſen; die Mineralien, welche von dem Waſſer eine Veränderung erleiden, werden entweder *durchſichtiger* als vorher, oder *dunkler* und *lebhafter gefärbt*, oder ſie *opaliſiren*, oder *ſaugen das Waſſer* ein, oder *zerſpringen* mit einem Geräuſche, oder ſie *zerfallen* oder *werden nach und nach weich* oder ſie *löſen ſich auf;* alle dieſe Fälle ſind mit Beyſpielen belegt. Auf die nämliche Art werden im IVten Abſchnitt die Kennzeichen aufgezählt, *welche ſich bey der Einwirkung flüſſiger Auflöſungsmittel an den Mineralien bemerken laſſen.* Der Vte Abſchnitt zählt die Kennzeichen auf, welche *von der Einwirkung der Luft und des Lichts auf die Mineralien* hergenommen *ſind.* In dem VIten Abſchnitt werden die *verſchiedenen Arten des Geruchs, welche die Mineralien von ſich geben*, abgehandelt. Nach des Rec. Ueberzeugung geht hier der Vf. etwas zu weit, indem er 14. ganz verſchiedene Arten des Geruchs bey den Foſſilien unterſchieden wiſſen will. Denn ungeachtet ſich dieſe 14. Geruchsarten und wahrſcheinlich noch mehrere bey den Mineralien unterſcheiden laſſen; ſo hat doch nicht jeder Mineralog ein ſo feines Organ, um ſie gehörig von einander unterſcheiden zu können; und dann ſind ſelbſt die Arten nicht genau beſtimmt, denn: z. B. der *Metallgeruch*, den der Vf. aufführt, iſt nach der Verſchiedenheit der Metalle auch weſentlich verſchieden; eben ſo beſitzen die Spiefsglaserze einen ganz eigenen Geruch, (welcher ſich deutlich wahrnehmen läſst, wenn mehrere beyſammen einige Zeit eingeſchloſſen ſind) der ſich ſehr von des Vf. *Erzgeruch* unterſcheidet; mithin ſind auch die von ihm hier aufgeſtellten Arten des Geruchs zu unbeſtimmt, und wir würden ſie lieber auf wenigere zurückgeführt haben, indem ſich doch nicht alle einzelne Verſchiedenheiten durch Worte, noch weniger aber durch *ein* Wort, wie des Vf. Abſicht zu ſeyn ſcheint, beſtimmen laſſen. Der VIIte Abſchnitt enthält eine Aufzählung der verſchiedenen *Arten von Geſchmack*, welche ſich bey den Mineralien unterſcheiden laſſen, und die als Kennzeichen dienen können. In dem VIIIten Abſchnitt handelt der Vf. von den *Farben der Foſſilien*, und weicht in Rückſicht der Benennungen der Farben hier und da von den Wernerſchen Farben-Namen ab, z. B. *berlinerblau* nennt der Vf. *dunkelblau*, *indigblau* nennt er *ſchwarzblau*, *dunkelſchwarz* nennt er *tiefſchwarz*, *hyacinthroth* nennt er *ſafranroth*, *carminroth*, *hochroth*, *ockergelb* nennt er *roſtbraun* u. ſ. w. Rec. muſs bekennen, daſs er gewünſcht hätte, daſs der Vf. *bey ſo gleichgültigen Dingen* keine Veränderung vorgenommen hätte; denn zu was nützen ſie denn eigentlich? Sie erſchweren nur dem Anfänger das Studium der Oryktognoſie, indem ſie ihn verwirren, und er ſtatt eines Wortes zwey und drey behalten muſs. Bey dem folgenden IXten Abſchnitt, *der von den verſchiedenen Graden der Durchſichtigkeit* handelt,

in welchen sich die Mineralien von einander unterscheiden, weicht der Vf. auch so wohl in Rücksicht der Abtheilung als Benennung von dem bisher gewöhnlichen ohne Noth ab. Er sagt nämlich die Mineralien sind in Rücksicht ihrer Durchsichtigkeit: *klar*, *halbklar*, *halbdurchsichtig*, *durchscheinend* und *undurchsichtig*. Das Wort *klar* ist hier offenbar nicht so gut, als das Wort *durchsichtig*, welches Werner in diesem Fall gebraucht, und das allgemein angenommen und verständlich ist; auch scheint uns der von dem Vf. angegebene Unterschied zwischen *halbklar*, und *halbdurchsichtig* nicht wesentlich und also überflüssig. Der Xte Abschnitt handelt von den *Verschiedenheiten* der Mineralien in *Rücksicht ihrer Oberfläche*. Der Vf. macht hier keinen Unterschied zwischen *innerer* und *äusserer* Oberfläche; auch glaubt er S. 20. dass der *Seidenglanz* so wie der *Diamantglanz* und der *halbmetallische* Glanz nicht deutlich genug verschiedene Modificationen des Glanzes, oder wie er sich ausdrückt, des *Scheins* seyen. Im XIten Abschnitt werden *die verschiedenen Formen* der Mineralien aufgeführt. Der Vf. nimmt bey den Krystallen eigentlich nur zwey Grundgestalten, nämlich das *Prisma* und die *Pyramide* an; die *Saule*, den *Würfel* und die *Raute* rechnet er zu der erstern, das *Octaeder*, die *Nadeln* und die *Tafel* zu der zweyten Grundgestalt. In Rücksicht der Tafel können wir dem Vf. weniger beypflichten, als in Rücksicht der *Linse*, die er von der doppelt dreyseitigen Pyramide, so wie der *sattelförmigen Linse*, die er von der Raute ableitet. Das *Dodecaedron* so wie das *Icosaedron* rechnet der Vf. nach unserem Bedünken, auf eine ziemlich gezwungene und unnatürliche Art zu den *Pyramiden;* denn er sagt S. 35. „der *zwölfflachige* Krystall (*Dodecaedron*) entsteht theils aus einer doppelten fünfflachigen, auf den Kanten zusammengesetzten, und an beiden Enden gestutzten, überall gleichen fünfeckigen flächenzeigenden Pyramide, (*Schwefelkies*) theils aus einer kurzen sechsseitigen, an jedem Ende mit drey abwechselnd auf den Kanten gesetzten Flächen, flach zugespitzten Säule (*Granat.*) Der *zwanzigflachige Krystall* (*Icosaedron*) besteht aus einer doppelten fünfflächigen Pyramide, die an beiden Enden so stark mit fünf Flächen zugespitzt ist, dass der ganze Crystall zwanzig durchaus gleiche Triangelflachen zeigt. (*Schwefelkies*)“ Rec. will nicht in Abrede seyn, dass man sich das *Dodecaeder* und *Icosaeder* auf die hier angegebene Art erklären kann; allein er ist überzeugt, dass diese Erklärungs- oder Vorstellungsart blos willkürlich ist, und sich nicht in der Natur bestätiget; denn der Schwefelkies kommt nicht in Pyramiden crystallisirt vor, sondern der *Würfel* ist seine eigentliche Grundgestalt, und jene zwey Krystallformen würden sich weit eher von dieser ableiten lassen. Auch gehört der zwölfflächige Granat-Krystall keineswegs zu den *Dodecaedern* sondern zu den Säulen; denn das charakteristische von jenen ist, dass sie *fünfeckige* Seitenflächen haben, da die Flächen bey dieser Art von Granat-Krystallen stets rhomboidalisch sind. Der XIIte Abschnitt handelt von *dem Kennzeichen der Schwere*, und der XIIIte von denjenigen Kennzeichen der Mineralien, welche von der *Elektricität* und dem *Magnetismus* hergenommen sind.

In dem zweyten Theile dieses Versuchs wird die Geologie meistens nur in kurzen Sätzen abgehandelt, und der Vf. geht auch hier wieder meistens seinen eigenen Weg. Der Ite Abschnitt enthält die *Urkunden*, oder Ueberbleibsel aus der ältern Geschichte der Erde, die der Vf. wiederum in mehreren Unterabtheilungen vorträgt. Da er sich vorbehalten hat, seinem Auditorium die hier aufgestellten Sätze mündlich zu beweisen, so lässt sich nicht viel darüber sagen; indessen haben wir manche gewagt, und auch einige, nach unserer Ueberzeugung, nicht ganz richtig gefunden. Unter mehrern andern z. B. S. 49. sagt der Vf.: „die bituminöse Schwärze der Steinkohlen und der verschiedenen Schieferarten hängt mit Vulcanität und diese mit Landesnähe zusammen.“ Der Vordersatz wird sich in der Natur nicht bestätigen. Eben so finden wir auch den S. 51. aufgestellten Satz nicht ganz gegründet, wenn der Vf. sagt: „*die Tuffe aus warmen Quellen haben keine organischen Körper eingeschlossen, sind eisenhaltiger und zuweilen erzförmig gebildet.*“ Rec. hat Stücke von Karlsbader Tuffstein vor sich liegen, welche die deutlichsten Sporen von vegetabilischem Stoffe enthalten; eben so besitzt er Tuffsteine aus Gegenden, wo keine warmen Quellen vorhanden sind, und die doch so *eisenhaltig* sind, als er noch keine von warmen Quellen gesehen hat. In dem IIten Abschnitte trägt der Vf. die *Veränderungen* der *Erdoberfläche*, ohne Rücksicht auf Zeit nach ihren Arten und ihrem allgemeinen Gepräge vor. Dieser sehr reichhaltige Abschnitt enthält auch wieder mehrere sehr kühne Sätze, die wir aber aus Mangel an Raum hier nicht alle ausheben können, sondern nur einige, z. B. hier anführen: S. 60. heisst es: manche *Meeresschichten sind offenbar durch entfernte Einwirkungen der Vulcane bewirkt, und die Absetzung der meisten vielleicht durch sie befördert worden.* a) Der *mit Vitriolsaure impragnirte Thon und Gips* konnte sein Daseyn nicht durch blosse ruhige Ausziehung mit Wasser erhalten, da die Vitriolsaure in keiner frühern Masse frey und bereit lag. b) Nur die Vulcanität kann die Vitriolsäure aus den Schwefelkiesen entbinden, und Strome, in welche sich vulcanische vitriolische Quellen ergossen, konnten dem Meere schwefelsaure Mischungen möglich machen. etc. Da wir gegenwartig in der Geologie noch so weit zurück sind, und nur wenige zuverlässige Erfahrungen haben; so scheint es doch zu gewagt zu seyn, über dergleichen wichtige Ereignisse in der Natur abzusprechen, weil noch andere — wenigstens mögliche Wege übrig sind, welche die Natur befolgt haben könnte. Der IIIte Abschnitt enthält die Aufzählung *allgemeiner Erscheinungen*, deren bestimmte Arten zu sehr verschiedenen Zeiten, und den in ihnen vorgegangenen Veränderungen gehören können. Der Vf. handelt hier von den *Lagern*, *Klippen*, *Conglomeraten*, *Spalten und Hohlen*. In dem IVten Abschnitt werden *die Arten der einfachen Gebirgsmassen* in Rücksicht

Digitized by Google

ſicht ihrer oryktognoſtiſchen Aehnlichkeit aufgeſtellt, ſo wie im Vten die gemengte Gebirgsarten. Der VIte Abſchnitt handelt von der *Zeitfolge* der Begebenheiten, nach der Art und dem Beyſammenſeyn der Urkunden ſowohl, als den noch fortdaurenden Veränderungen. Endlich enthält der letzte Abſchnitt, noch allgemeine geologiſche Reſultate, oder wie ſich der Vf. ausdrückt: *Folge des Ganzen, theils nach den Verhältniſſen der Gegenwart theils des groſsen Kreislaufes und des Zieles der Geſchichte.* Weder dieſer Abſchnitt noch der Anhang, der einige Sätze über die Oberfläche des Mondes enthält, erlauben hier einen Auszug. Wir haben ohne dies ſchon hinreichende Beweiſe von der Reichhaltigkeit dieſer Schrift gegeben, welche wir jedem Mineralogen zum Nachleſen empfehlen wollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, in der Felſeckeriſchen Buchh.: *Hermolaus.* 1796. 144 S. 8.

Jedermann kennt aus dem Curtius (VIII. B. f.) die Geſchichte der Verſchwörung einiger Edelknaben gegen Alexander, welche den ungerechten Tod des Kalliſthenes zur Folge hatte. Die dramatiſche Einrichtung, welche der Geſchichtſchreiber ihr zu geben gewuſst hat, reizte wahrſcheinlich den Vf. des vor uns liegenden Buchs, die ganze Begebenheit dramatiſch zu bearbeiten, indem er den Plan unverändert aus dem Curtius entlehnte, die angeführten Reden wörtlich überſetzte, und ſo viel eigne Scenen hinzufügte, als ihm erfoderlich ſchien, um die von dem Original angebotenen Scenen aneinander zu knüpfen. Der Vf. (Hr. *J. H. W. Witſchel*, Mittagsprediger in der Dominicanerkirche zu Nürnberg) hat es nicht gewagt, dieſe Arbeit eine Tragödie zu nennen, ob ſie ſchon eine tragiſche Tendenz hat; und wir ſind weit entfernt, ihr durch einen ſolchen Titel einen Anſpruch auf Vollkommenheit beyzulegen, an den ihr Vf. ſelbſt nicht gedacht zu haben ſcheint. In der That unterſcheidet ſie ſich von einer Menge ähnlicher Arbeiten, welche dieſes Jahrzehnd auf und untergehn ſah, durch nichts als den Gebrauch des Sylbenmaafses; was ſie überdies vor andern voraus hat, dankt ſie dem Original, deſſen Vf., bey manchem Fehler, ein Mann von Geiſt und Beredſamkeit war. Hr. *W.* hat die Gewiſſenhaftigkeit gehabt, die überſetzten Stellen am Rande anzuzeigen; aber auch ohne dieſe Anzeige würden ſie einem aufmerkſamen Leſer ſchwerlich entgangen ſeyn. Der Geiſt des Alterthums iſt dem deutſchen Bearbeiter fremd, und alles was er der Erzählung des Curtius — mehr eingeſchaltet als eingewebt hat, trägt den Stempel moderner Empfindſamkeit, Prahlerey und Affectation. Vergebens geht er auf die Erregung erhabner Gefühle aus; der Leſer fühlt nichts als das Streben des Vfs. nach Erhabenheit. Wir vergeſſen es keinen Augenblick, daſs alles ein Machwerk des Dichters iſt, in deſſen Bruſt ſchwerlich ein Funke von dem Feuer des Prometheus glühen dürfte. Die Charaktere ſind flach, ohnerachtet der ſchreyenden Farben, welche bisweilen aufgetragen ſind; die Anlage der Scenen iſt kaum mittelmäſsig; der Dialog oft dürftig, ungleich und bisweilen unedel. Daſs Eurylochus S. 99. zu ſeinen Bruder Epimenes, der ihn im Schlafe ſtört, ſagt: *du biſt ein Narr!* dürfte durch die brüderliche Vertraulichkeit ſchwerlich gerechtfertigt werden können; ſo wenig als man ſich überreden laſſen wird, in folgender Stelle den guten Ton der griechiſchen Geſellſchaft zu finden:

Kalliſthenes

— — — *Ach der arme Polyperkon!*

Antipater

Ja wohl, Kalliſthenes, *das war abſcheulich!*
Ihr wiſst wohl die Geſchichte alle ſchon?

Epimenes

Vom Hörenſagen. Du warſt Augenzeuge.

— — — — — — — —

Nikoſtratus

Genug für heute. Kommt, es iſt ſchon ſpat (ſpät.)
Sonſt ſchaft (ſchafft) *Kalliſthenes euch fort, ihr Burſche.*

Antipater

Geh nur. Wir bleiben noch. Kalliſthenes,
Er iſt ihm nur um ſeinen Schlaf zu thun.

Nikoſtratus

Nun gute Nacht, Kalliſthenes! Ich gehe
Und ſage aller Welt, daſs du die Leute
Aus ihrer Ordnung bringſt.

Kalliſthenes

Schon gut, man wird
Dir wenig glauben, weil die ganze Welt —
Es weiſs, daſs du *ein arger Schlufer* biſt. u. ſ. w.

Die ganze platte Stelle iſt um deſto unerträglicher, da ſie vollkommen müſsig iſt. Daſſelbe aber gilt von ganzen Scenen dieſes Stücks. Alexanders Unterredung mit Roxanen, in welcher dem Vf. die Abſicht durch den Contraſt überſpannter männlicher Härte und zarten weiblichen Gefühls zu erſchüttern, durchaus miſslungen iſt; und die Scene des Trinkgelags, in welcher einer der Commenſalen des Königes unter den Tiſch getrunken wird, gehören dahin. Daſs die Scenen aus einander fallen, iſt man bey Arbeiten dieſer Gattung leider ſchon allzu gewohnt; auch iſt der Mangel an Zuſammenhang hier minder tadelhaft, als der Mangel an Uebereinſtimmung in den Geſinnungen und Reden der handelnden Perſon bald mit ihren Handlungen, bald mit dem Geiſte ihrer Zeit. So iſt das ſchwärmeriſche Andenken des Hermolaus an ſeine todte Geliebte in dem Augenblicke, wo er einer kühnen That entgegen geht, ſchon an ſich ein Zug moderner Empfindſamkeit, mit welcher die neuern Romanendichter das Alterthum ſo freygebig beſchenkt haben; aber das lange Verweilen bey dieſem Andenken, iſt, unter *dieſen* Umſtänden, allzu

Wahrheit zuwider. Nicht mehr Gefühl für Einheit und Harmonie zeigt sich in den Reden der Edelknaben, so wie sie hier neben den Reden des lateinischen Geschichtschreibers stehn. Ihre Declamationen gegen die grosen Unternehmungen des macedonischen Königes, so kosmopolitisch sie auch seyn mögen, sind nicht in dem Geiste des jugendlichen Alters, so wenig als im Geiste des Alterthums. In einigen Reden, wie S. 56., ist der Stil recht sichtbarlich nach jacobinischen Mustern gefärbt, welche niemand, der das Alterthum kennt, für antik halten wird. — Die Vernachlässigung der Sprache (wie *stunde* für *stand* S. 17. *ausgeschlaffen* für *ausgeschlafen* S. 99. u. dgl.) wollen wir nur mit einem Worte erwähnen; so wie der mangelhaften Versification. Die Verse haben alle Fehler, welche jambische Trimetri nur immer haben können; sogar den, dass sie bisweilen in Trochäen ausarten, wie S. 61. *Licht- und Kraft- und Thatenvollen Laufes.* Wer folgende Zeilen S. 74. so liest, wie der Sinn fodert, wird nie ahnden, dass er Verse gelesen habe:

Mensch, wenn ich nicht besser wüsste,
Dass du der Flüchtling nicht bist, der du scheinest,
So würde ich dich wieder auf der Stelle
Zurücke schicken.

Die Schreibart *Athenä* statt *Athene* S. 69. mag nur ein Druckfehler; und die Erwähnung der *Sesterzien* S. 97. mit denen Alexander bezahlt, ein Fehler der Unachtsamkeit seyn. Die Reduction des griechischen Geldes auf römisches, wozu der römische Geschichtschreiber berechtigt war, findet in dem Drama natürlicher Weise nicht statt. Auch das fällt einem an griechische Prosodie gewöhntem Ohr widerlich auf, dass durch das ganze Stück Hermolaus scandirt wird.

Unter dem Druckort: Rom, b. Giuseppe Falziola: *Schnurren, Schwänke und Abentheuer in der Gespensterstunde.* 1797. 280 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. missbraucht die Anlage, die ein gewisser Grad Laune, eine lebhafte Einbildungskraft und ein muntrer Ton ihm geben, durch Plattheiten, zu welchen er sinkt, indem er dem Witz allzu übereilt nachjagt, durch müssige Scenen, in denen er, um Lachen zu erregen, die Hauptsache ganz aus den Augen verliert, und durch überspannte kaum einem Fieberkranken verzeihliche Erfindungen und Entwickelungen. Wenn wir auch in dieser letzten Rücksicht allenfalls die Versammlung von vier Wollüstlingen um das Bett der ersehnten Schöne, und den mystischen *Schnurbart*, den sie da finden, und welcher der Erzählung den Namen giebt, hingehen lassen wollen; so ist es hingegen unmöglich in dem *betrogenen Betrüger*, das unzugängliche Schloss, den verunstalteten eifersüchtigen Herrn desselben, seine Sucht den Mond und seine Bewohner näher zu kennen, und die Täuschung des Prinzen Hugo, der sich durch Benutzung jener Grille in das Schloss einschleicht, und am Ziel seiner Wünsche, statt in den Armen des seiner Phantasie vorschwebenden liebenswürdigen Weibes, sich an der Seite einer zwey und siebenzigjährigen Alten findet — sich vorführen zu lassen, ohne über den Erfinder dieses schönen Schattenspiels mitleidig die Achseln zu zucken. Wir wollen der übrigen höchst müssigen Staffirungen des Gemäldes, wohin auch ein Wettrennen mit Eseln gehört, gar nicht gedenken. Besser ist die Erfindung in den *keuschen Ohren;* aber am natürlichsten wohl in *der platonischen Liebe.* Dass Beförderung der Sittlichkeit eben nicht Tendenz des Vf. ist, wird man aus dem, was wir anführen, schon ahnden. Oft verfällt er sogar ins Schmutzige und Eckelhafte. Vielleicht lernt er indessen bey mehrerer Bildung und Reife seines Geschmacks sich dieser Anwendung, die er von seinen Talenten macht, schämen, und sucht dann durch bessere Arbeiten die Muse, die ihn begünstigt, für die ihr zugefügten Beleidigungen zu versöhnen.

Leipzig, b. Kummer: *Die jünsten Kinder meiner Laune*, von *A. v. Kotzebue. Sechstes Bändchen.* 1797. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Bändchen enthält, ausser der poetischen, aber von geringer dichterischer Kraft belebten, Dedication an die Frau Landräthinn von Löwenstern, in welcher die unterlassene Fortsetzung *des langen Hanns* mit der Furcht vor Missdeutungen entschuldigt wird, nur den zweyten Theil der *geprüften Liebe.* Eigentlich war diese Geschichte in ihrem *ersten Theile*, wo wir Wilhelm von Eichenhorst in den Armen seines Hannchen verlassen, in die ihn sein guter Stern geführt hatte, ganz geendigt. Indessen wollen wir unsere Bedenklichkeiten (s. A. L. Z. 1796. Nr. 331.) vergessen; wir wollen diese Fortsetzung, als einen eignen Roman betrachten, um die Einheit und Rundung des Ganzen ungekränkt zu finden; denn in der That sehen wir nicht ungern den Vf. einen Faden wiederum aufnehmen, den er mit so vieler Menschenkenntniss und mit einer so glücklichen Gabe, Charaktere und noch mehr, Empfindungen zu schildern, zur vollen Befriedigung seiner Leser verfolgt. — Mit jenem ersten Theile hängt diese neue Reihe von Abentheuern allein durch die Wiederauffindung und Bestrafung des Ungeheuers von Pfaffen, der Hannchen verführte, zusammen. An Interesse aber, das der rasche Gang unerwarteter und dennoch, mit wenigen Ausnahmen, nicht übel motivirter Vorfälle gewährt, steht dieser zweyte Theil dem ersten nicht nach. Wer wollte sich übrigens von einzelnen hyperromantischen Verkettungen in der Anlage dieses Romans, von den hier und da, doch nur selten, vorkommenden missglückten Witzleyen, und von den leider zur Schande seines bessern Genius, wiederkehrenden Lufstreichen des Vf. gegen seine Recensenten besonders gegen Hn. Huber, der seinen ganzen Groll trägt, im Genusse dieser interessanten Lectüre stören lassen? —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. Februar 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst*, nebst der Analyse einer komischen und tragischen Rolle, Falstaf und Hamlet von Shakespeare. 1797. 134 S. 8.

Man wird so häufig mit hohlem Schulgeschwätz über die Theorie der schönen Künste heimgesucht, womit weder der Kunst noch der Philosophie geholfen ist, dass es wohlthut, auf einen selbstdenkenden Mann zu treffen, der eigne Beobachtungen zu bestimmten und anwendbaren Grundsätzen zu erheben bemüht ist; der tiefer in seinen Gegenstand eindringt, ohne sich in spitzfindiger Zergliederung zu verlieren. Schon der Titel und der geringe Umfang der Schrift zeigt, dass man hier nicht sowohl ausgeführte Belehrungen als Winke, Uebersicht des Ganzen, und Eröffnung neuer Aussichten zu erwarten hat: aber diese gedrängte Kürze ist sehr fruchtbar, und schwerlich wird auch der geübte und unterrichtete Leser das Buch aus der Hand legen, ohne vielfaltig zu eignem Nachdenken aufgefodert zu seyn, und manchen Aufschluss erhalten zu haben. Da es zum Theil Ankündigung eines grösern Werks ist, so halten wir es für das zweckmäsigste, durch einige ausgehobene Stellen mit dem Hauptinhalte, dem darin herrschenden Charakter der Untersuchung und dem geistvollen Vortrage bekannt zu machen. *Vorrede* S. 3. „es schien mir nöthig, den leichtsinnigen „Wahn mancher Schauspieler zu bekämpfen, die aus „Bequemlichkeit glauben, dass die Schaubühne eine „Welt im kleinen sey, — und dass das Kleid den „Mann mache: die daher ihrem Beruf keine weitere „Sorgfalt schenken, als dass sie die Worte der Rolle „ihrem Gedächtnisse einprägen, und ihren Anzug ge„schmackvoll und richtig zu costumiren suchen; im „übrigen aber dem magischen Standpunkte, auf wel„chem sie stehen, den ganzen Erfolg ihrer Darstel„lung überlassen. Diese Art Handwerker erwägen „nicht, dass es etwas ganz anders sey, die Stelle ei„ner Person würdig auszufüllen, als solche aufs gera„thewohl blos einzunehmen; ja sie vergessen sogar, „dass auch auf der grosen Schaubühne der Welt, „nur der an seinem Platze stehet, dem die Stimme „der Andern diesen Platz zuerkennen würde. Die „Empfänglichkeit, womit der Zuschauer vor die „kleine Marionettenwelt des Theaters tritt, bahnt „der von ihr herabkommenden Täuschung allerdings „den Weg; allein der Schauspieler mus seiner Seits „die Gewalt dieses Zaubers erst geltend machen, und „den innern und äusern Sinn der Zuschauer durch „eine kunstvolle Darstellung zu ergreifen, zu fesseln „und auf eine zweckmäsige Art zu leiten suchen. — „Da die Schauspieler, wie gesagt, so geneigt sind, „sich ihre Kunst recht *leicht* zu machen; so bin ich „darauf ausgegangen, sie ihnen recht *schwer darzu„stellen*. Ich habe den Schauspieler zu dem Ende zu „isoliren gesucht, das heisst, ich habe ihn zu einem „vom Dichter getrennten Kunstwerke, mithin zu ei„nem durch *sich selbst* bestehenden Wesen gemacht, „und ihm die Bequemlichkeiten, welche er sich aus „der dramatischen Dichtung zur Stütze und zum Rü„ckenhalt zueignen möchte, hinweggenommen.“ Wir empfehlen obige Bemerkungen solchen Schauspielern, die auf den ehrenvollen Namen von Künstlern Ansprüche zu haben wünschen, zur ernstlichsten Beherzigung; und wir würden unsrer Bühne Glück wünschen, wenn sie viele besäse, welche die in dieser Schrift vorgetragnen Lehren ganz zu fassen und sich zu eigen zu machen im Stande waren.

1. Absch. Schwierigkeiten einer Theorie der Schauspielkunst. S. 13. „Es ist schwer, eine Kunst in ein „System zu fassen, auf welche Convention des Ge„schmacks und individuelle Behandlungsart des Künst„lers einen so wesentlichen Einfluss haben; die in ih„rer Ausübung zu transitorisch ist, um überall so be„stimmt zu seyn, dass keine momentane Willkühr da„bey statt finden sollte, und deren feinste Gesetze oft „nur dem leisen Tact eines innern Sinnes offenbar „werden können.“ Vergleichung der Schauspielerkunst mit der Musik und den bildenden Künsten in Ansehung der dazu erfoderlichen Deutlichkeit der Einsicht. Allgemeiner Begriff von jener. Verhältnis des Schauspielers zum dramatischen Dichter. Analogien aus der bildenden Kunst, um die nähere Entwickelung jener Verhältnisse, den wesentlichsten Gegenstand der folgenden Bemerkungen, vorzubereiten. S. 27. „Bey der Betrachtung eines Kunstwerks „bemerkt und unterscheidet man vorzüglich den *Stil* „und die *Manier* desselben. Man unterscheidet bei„de, nicht um sie zu *trennen*, sondern um sie in ih„rer genauesten zweckmäsigen Vereinigung zu ei„nem Ganzen, als ein *Ganzes* zu empfinden und zu „bewundern. . . . . Der *Stil* besteht, in Rücksicht „auf ein Kunstwerk, in dem Bestreben des Künstlers, „seine geistige Intention, welche er bey einer bild„lichen Schöpfung beabsichtigt, durch das eigenthüm„lichste Gepräge der *Intention selbst* und ohne Bey„hülfe eines *analogen* Mittels, versinnlicht darzustel„len. Unter dem Worte *Manier* versteht man die „Ver-

„Verſinnlichung jener geiſtigen Intention, in ſofern „dazu entferntere, *bloſs analoge* Mittel angewendet „werden. . . . . Ich möchte die Manier einen blo„ſsen *Behelf* der Kunſt nennen: ſie verhält ſich zum „Stil, wie der Schein einer Sache zur Sache ſelbſt; „ſie hat als ein bloſses Zeichen der Realität, keinen „*eigenthümlichen* Charakter in Rückſicht auf das Kunſt„werk ſelbſt; ſie erſcheint darin als ein dem Stil *un„tergeordnetes* Mittel; und wenn man der Manier ei„nen Charakter zugeſtehen will, ſo iſt es bloſs *der*, „welchen die *Individualität* des Künſtlers, auf eine „unwillkührliche Weiſe in die Ausführung eines „Kunſtwerks überträgt. . . . Da in der Natur alles „Stil iſt; ſo wird ſie auch, in der Nachahmung der „Kunſt, am nächſten durch den Stil erreicht.“ (Auf der andern Seite erhebt ſich aber auch die Kunſt eben dadurch am weiteſten über die Natur: denn dieſe charakteriſirt nur das *Einzelne* vollſtändig, allſeitig und mit der ſtrengſten Conſequenz, da hingegen die Schöpfungen der Kunſt *allgemeine Bedeutung und Gültigkeit* haben ſollen. Hierin liegt der Grund der folgenden Sätze:) „Der Künſtler muſs jedoch ſtets von ei„ner geiſtigen *Intention* bey ſeinen Bildungen *ausge„hen*. Bloſse Nachahmung irgend einer Wirklichkeit „aus der Natur, erzeugt kein *Kunſtwerk*. Eben ſo „wenig gebührt dieſer Name einem ſolchen Product, „an dem die urſprüngliche geiſtige Intention ſich nir„gends als Stil äuſsert, ſondern bey der Ausführung, „in bloſse *Manier aufgelöſt*, verloren gegangen iſt. „Dieſer Satz iſt ſo wahr, daſs ein Portraitmaler, den „ſein Beruf an einen beſtimmten Gegenſtand aus der „Natur feſſelt, nur dann erſt ein *Künſtler* genennt „werden kann: wenn er nicht bloſs die Aufsenſeite „des nachzubildenden Gegenſtandes, als Form mit dem „Auge richtig auffaſst; ſondern wenn er, durch ei„nen innern Sinn geleitet, auch das Charakteriſtiſche „dieſes Gegenſtandes ergründet, und das Reinſte, Ent„ſcheidendſte und Wohlgefälligſte davon in ſeiner „Schilderung zu einer geiſtigen Intention werden „läſst, um dadurch auch die für ihn ſo ſehr be„ſchränkte Nachahmung der Natur zu einem Kunſt„werke zu erheben.“ Die Begriffe von *Stil* und *Manier* ſind für alle darſtellenden Künſte von einer ſo unüberſehbaren Wichtigkeit und zugleich mit ſolchen Dunkelheiten umgeben, daſs ſie nicht oft genug von verſchiednen Seiten beleuchtet und erörtert werden können. Man ſieht, der Vf. iſt dabey ganz ſeinen eignen Weg gegangen, ohne zu einer entlehnten Terminologie ſeine Zuflucht zu nehmen. Die erſt vor kurzem geſchehene Uebertragung der Lehre vom Stil und der Manier, die in den bildenden Künſten einheimiſch war, auf die Poeſie, iſt gewiſs ein weſentlicher Fortſchritt in der Theorie derſelben, der aber freylich, ſo lange darin noch die untereinander zuſammenhängenden irrigen Grundſätze der *Nachahmung* und der *Täuſchung* herumſpuken, nicht in ſeinem ganzen Umfange geltend gemacht werden kann. Die Anwendung eben dieſer Begriffe auf die Schauſpielkunſt (nämlich in Bezug auf das darzuſtellende und das darſtellende Individuum; denn von *mimiſchen Nationalmanieren* iſt ſchon oft die Rede gewe„ſen, wenn auch nicht unter dieſer Benennung) iſt, ſo viel wir wiſſen, ein neuer, und wie uns dünkt, ein ſehr glücklicher Gedanke. Den Ausdruck *Manier* gebraucht der Vf. in den obigen Sätzen nicht in dem Sinne, wo es etwas ſchlechthin verwerfliches, eine ungebührliche Einmiſchung des Subjectiven, welche den Kunſtzweck vernichtet, bezeichnet (dies, *das Manierirte*, drückt er aus: „in bloſse Manier aufgelöſt“); ſondern er nennt *Manier* ein Hülfsmittel zu Ergänzung der Darſtellung, das unvermeidlich da eintritt, wo die objective Bezeichnungsart nicht hinreicht, oder wo das Subjective nicht bey Seite geſchafft werden kann. Je unabhängiger und für ſich beſtehender eine Kunſt ihre Hervorbringungen aufſtellt, je weniger ſie den Schein der Realität ſubſtituirt; deſto mehr kann ſie der Manier entrathen, und deſto weniger darf ſie ſich auch derſelben bedienen. Dies gilt von der Bildhauerkunſt; (die Behauptung S. 28.: „daſs wir in der Natur nichts anders gewahr „werden, als Stil; und daſs der Bildhauer, unter „allen Künſtlern hierin der Natur am nächſten *tritt*,“ müſste alſo wohl berichtigt werden: *treten ſoll*; denn daſs dieſe Kunſt eben ſo ſtark wie jede andre in das Manierirte ausarten kann, beweiſen die Beyſpiele der Bernini u. a. zur Genüge.) Der Schauſpieler hingegen ſtellt ſein Object an ſeinem eignen Subjecte dar, und ſoll die ganze Erſcheinung ſeiner Perſon in Schein verwandeln. Dieſe Aufgabe iſt, in ihrer ganzen Strenge genommen, unauflosbar, und kann nur durch Annäherung erreicht werden. Es fragt ſich alſo, wie der Schauſpieler die individuellen Beſtimmungen ſeiner Perſon, die nicht zu ſeiner Rolle paſſen, die wenigſtens ihr Begriff nicht fodert, die er aber nicht wegzuräumen vermag, am beſten unterbringen ſoll, ſo daſs ſie der Richtigkeit der Darſtellung am wenigſten hinderlich werden. Die Mimik der Griechen, ſo wunderbar ſie uns nach dem Wenigen, was wir von ihr wiſſen, vorkommen mag, konnte der völlig idealen Darſtellung des Dramatikers durch gleiche Idealität entſprechen: das Individuum verſchwand ſo viel möglich durch den Gebrauch der Masken, des idealiſchen Coſtums, der muſikaliſchen Declamation, welche der Stimme einen allgemeinern Charakter giebt u. ſ. w. Es läſst ſich alſo ermeſſen, daſs in dieſer Mimik der *Stil* durchgehends geherrſcht haben, und daſs ſie faſt eben ſo frey von Manier geweſen ſeyn wird, als die bildenden Künſte der Alten. Da aber das Intereſſe des modernen Drama's gröſstentheils auf individueller Charakteriſtik beruht, ſo muſs dieſe auch das Ziel unſers Schauſpielers ſeyn: ſein Individuum muſs daher als ſolches, nicht als eine allgemeine Theatermaske, erſcheinen, und es muſs ihm erlaubt ſeyn, Nebenbeſtimmungen aus demſelben zu dem, was ihm der Dichter vorgezeichnet, hinzuzufügen. Der 2. Abſchnitt beſchäftigt ſich mit dieſem nothwendigen Gebrauch der mimiſchen Manier. S. 53. „Eine jede auf dem Theater darzuſtel„lende Perſon hat einen beſtimmten Stil, den ich den „*Geiſt* oder den Charakter einer Rolle nennen will;

„was als *Manier* in die Darstellung derselben zuweilen „übergehen darf, bezieht sich blofs auf das *Analoge*, „welches die *Individualität* des Schauspielers „zu einem dem Stile jederzeit *angemessenen*, obwohl etwas willkürlichen Gebrauche darbietet." S. 37. „In „der richtigen Beurtheilung, was als *Stil* in einer „Rolle behandelt werden müsse, und wie selten nur „die *Manier* zur Versinnlichung derselben hinzutreten „dürfe; liegt das *Feinste* und *Schwerste* des Studiums „der Schauspielkunst." Die hier nur angedeuteten Lehren des Vfs. werden unfehlbar durch die weitere Ausführung noch sehr an Klarheit gewinnen, so wie schon die an den zergliederten Rollen gegebnen Beyspiele viel zu ihrer Aufhellung beytragen. 3. Abschn. Vom Vortrage der Rede. 4. Abschn. Von der Pantomime oder dem Gebehrdenspiel. „Die Pantomime im „eigentlichen Verstande, ist der äufserliche körperliche Ausdruck der innern geistigen Regungen. Der „Schauspieler wird dabey von einem physiognomischen Kunstsinne zwar geleitet; allein seine pantomimische Darstellung braucht darum nicht *physiognomisch* wahr zu seyn, obwohl sie *pathognomisch* „wahr seyn *mufs*. Was er auf der Schaubühne mimisch schildert, schwebt zu rasch vorüber, als dafs „eine strenge *psychologische* Analyse, nach welcher die Physiognomik das Aeufsere mit dem Innern „vergleichen würde, je dabey angestellt werden „kann. . . . . Was die Malerey an charakteristischen „*Hauptzügen* auf das Gesicht des Schauspielers übertragen kann, wird für hinreichend angesehen, auffallende Disharmonien zwischen den *permanenten* „Gesichtszügen des Schauspielers, und der Physiognomie der darzustellenden Person, wo solche der „*Illusion* zu *nachtheilig* seyn würden, vergessen zu „machen." Diese Sätze sind in sofern ganz richtig, als auf dem Theater ein physiognomischer *Schein* hinreicht, um den natürlichen physiognomischen Sinn der Zuschauer zu befriedigen; weil die Physiognomik als Wissenschaft selbst noch hypothetisch ist, und die Kürze der Zeit nebst der theatralischen Perspectiv eine nähere Prüfung nicht zulafst, wie sie z. B. beym historischen Gemälde Statt findet. Dem Misverständnisse, als ob der Vf. die Mimik blofs auf das pathognomische beschränkte, und die *physiognomische Mimik*, die man noch schicklicher die *ethische* nennen könnte, gänzlich verwürfe, hat er dadurch hinlänglich begegnet, dafs sich seine Zergliederung der beiden Rollen hauptsächlich mit den Modificationen beschäftigt, welche die Darstellung der vorübergehenden Regungen und Zustände durch die Unterlage der beharrlichen Eigenthümlichkeit, das *Pathos* durch das *Ethos* erfahren mufs. Wenn wir die Mimik in ihrem ganzen Umfange betrachten, so zerfällt sie in Rücksicht auf die Wahrheit in die *ethische* oder *physiognomische*, und in die *pathognomische*; in Rücksicht auf Hervorbringung einer entschiednen Wirkung, welche nur durch Absonderung der Bestandtheile der menschlichen Natur und Zusammendrängung in reinere, ununterbrochnere Massen möglich ist, in die *tragische* und *komische*; in Rücksicht auf Umbildung der Natur nach Gesetzen der Schönheit in die *malerische* und *musikalische*, die man auch im Sinne der Alten unter die Benennung der *rhythmischen* zusammenfassen kann. Als eine Abart der malerischen liefse sich die *ruhende plastische Mimik* betrachten, worin Lady Hamilton so sehr bewundert worden ist, und die mehr cultivirt zu werden verdiente. (Das Eigenthümliche davon besteht nämlich in einer so reinen vollendeten Darstellung eines so bedeutend gewählten Moments, dafs sie die dauernde Betrachtung erträgt und verdient.) Vor der Hand bedürfen wir zwar noch keiner eigentlich rhytmischen Mimik, weil sie nur zu einer Idealität der dramatischen Darstellung pafst, die dem Geiste unsers Theaters durchaus fremd ist: aber eine Mittelgattung, welche wir die *poetische Mimik* nennen wollen, könnte vielleicht in einiger Zeit von Nutzen seyn. Sie würde da ihre Anwendung finden, wo die dramatische Charakteristik zwar individuell ist, die Bezeichnungsart aber poetische Energie hat (wie z. B. im tragischen und romantischen Theil von Shakspeare's Stücken), wo also auch, dem Vortrage der Verse gemäfs, das Gebehrdenspiel stärker und voller accentuirt werden mufs. In *Engels Mimik* wird zugleich mit dem Gebrauch des Sylbenmaafses im Drama dieser Zweig der Schauspielkunst ganz verworfen; die Lehre vom Tragischen und Komischen wird gar nicht berührt; das ganze Werk handelt mit Uebergehung der ethischen Mimik von der pathognomischen, über die es unstreitig das schätzbarste bis jetzt vorhandene ist. Man sieht also, wie viel noch zu thun übrig bleibt! — 5. Abschn. Vom Unterschiede der tragischen und komischen Schauspielkunst. 6. Abschn. Von den Anlagen des Schauspielers und den Mitteln zu seiner Bildung. 7 u. 8. Abschn. Von den Rollen Falstafs und Hamlets. Die Entwickelung der ersten scheint uns ungemein gelungen zu seyn; derselbe feine Beobachtungsgeist herrscht auch in der zweyten, aber da Hamlets Charakter, wie bekannt, zu den verwickeltsten gehört, die man je auf die Bühne gebracht, so mufs sie natürlich mehr Stoff zu Einwendungen darbieten.

Wir zweifeln nicht, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums werde den Vf., als welchen wir hier Hn. Kammerherrn *von Einsiedel* in Weimar nennen dürfen, auffodern, nach diesem Entwurfe an die Ausführung eines gröfsern Werks zu gehen, dessen Gemeinnützigkeit dadurch befördert werden wird, wenn er sein Augenmerk bey der Schwierigkeit der Materien ganz vorzüglich auf Klarheit lenken will, damit es nicht blofs für den Kenner, sondern auch für den Schüler der Schauspielkunst geschrieben sey. Beyspiele würden dabey das Beste thun müssen, und solche Zergliederungen, wie die der beiden Rollen, und zweyer Kupferstiche von Garrik in der Rolle Richards des Dritten (S. 85—89.) könnten die allgemeine Theorie nicht leicht in zu grofser Anzahl begleiten. Gezeichnete Figuren müfsten der Anschaulichkeit der Beschreibung zu Hülfe kommen, wozu blofse Umrisse, aber nach einem weit

gröfsern Maafsſtabe als die Figuren bey Engels Mimik am tauglichſten ſeyn würden.

Die auffallende Uebereinſtimmung einiger Stellen dieſer Schrift (ſie ſtehen S. 7. 8. 10. 11. und 19—25. und keine der oben angeführten gehört darunter) mit einigen Blättern des *Jubelſeniors* von *Jean Paul* iſt auf folgende Art entſtanden. Hr. *von Einſiedel* ſteht mit dem Vf. deſſelben, Hn. *Richter*, in freundſchaftlicher Correſpondenz, und erhielt von ihm einen durch Mittheilung ſeines Manuſcriptes veranlaſsten Brief über dieſe Gegenſtände, als er grade mit der Durchſicht deſſelben für den Druck und der Abfaſſung der Vorrede beſchaftigt war. Er benutzte alſo die darin enthaltnen Bemerkungen, und Rec. holt hier in ſeinem Namen die unterlaſſene Angabe ihres Urhebers nach. Da gegenwartige Schrift nicht ſogleich gedruckt ward, ſo erſchienen dieſelben Gedanken noch früher im *Jubelſenior*, wo Hr. Richter als Eigenthümer ebenfalls Gebrauch davon gemacht hatte. Schlieſslich bemerken wir noch einige ſinnverfälſchende Druckfehler. S. 10. Z. 13. *richtigſten* l. *vichtigſten*. Ebend. Z. 15. *Geiſt* l. *Gaſt*. S. 88. Z. 17. *flieht* l. *ſicht*.

PARIS, b. Didot d. ä.: *Eſſais en vers et en proſe. Par Joſeph Rouget de Liſle.* an Ve. de la rep. 1796. 157 S. 8. Mit einem Kupfer. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der Ruhm dieſes Dichters, oder wenigſtens eines Gedichtes von ihm, iſt in alle Welttheile verbreitet; ſein Name wird in der Weltgeſchichte genannt werden: er iſt der Verfaſſer und (was noch mehr an jene machtigen Wirkungen erinnert, welche vor Alters die Poeſie in Verbindung mit der Muſik hervorgebracht hat) zugleich der Componiſt des bey ſo vielen ſiegreichen Kämpfen geſungnen Schlachtliedes, das man gewöhnlich *L'Hymne des Marſeillois* nennt. Mit Recht hat er ſelbſt das „*Exegi monumentum*“ darauf angewandt; aber auf ſeine übrigen Productionen läſst es ſich durchaus nicht ausdehnen, und man konnte ihm für ſeinen Ruhm nichts beſſers rathen, als, nachdem ihm eins ſo wunderbar geglückt, auf ſeinen Lorbern zu ruhn. Dieſe Sammlung enthält zwar recht artige Stücke in den leichtern Gattungen der Poeſie; aber nichts, was man nicht eben ſo gut und beſſer bey hundert andern Dichtern fände: nichts Eigenthümliches, Selbſtſtändiges, geſchweige denn etwas Unvergängliches. Die einzige proſaiſche Erzählung *Adélaide et Monville* iſt in hohem Grade matt und unbedeutend. Der Zweifel: ob etwa bloſs das Bedürfniſs und die Umſtände das Glück der Marſeiller Hymne gemacht haben? ob ſie nichts weiter als eine gewöhnliche franzöſiſche Ode iſt? tritt alſo ganz natürlich ein. Indeſſen iſt es auch ſehr glaublich, daſs ein glücklicher Moment der Begeiſterung den Dichter über ſeine Sphäre emporgehoben und in den Stand geſetzt hat, grade den Brennpunkt zu treffen, wo das mitgetheilte Gefühl die Gemüther elektriſirt. Wenn wir das Marſeiller Lied, ungeblendet vom Vorurtheil und nicht in ſeinem majeſtatiſchen Gefolge von Siegen, wovor freylich alle Kritik ſich verſtummend flüchten muſs, betrachten: ſo ſcheint es allerdings nicht unwürdig, die Geſinnungen eines groſsen und freyen Volks zu verkündigen; einfach und kraftvoll; aber doch nicht völlig frey von den radicalen Gebrechen der franzöſiſchen lyriſchen Poeſie: conventionellen Gemeinplätzen und declamatoriſchen Wendungen. So enthält unter folgenden Verſen:

Français, pour nous, ah! quel outrage!
Quels tranſports il doit exciter!
C'eſt nous qu'on oſe méditer
De rendre à l'antique eſclavage!

der erſte einen ziemlich kahlen Ausruf, und der zweyte iſt völlig matt. An andern Stellen ſcheint der Geiſt der Freyheit ſelbſt der Sprache vollere Töne, kühnere Rhythmen, als ihr ſonſt natürlich ſind, entlockt zu haben. Gleich die erſten vier Zeilen gehören zu den vorzüglich ſchönen; doch alle werden durch die letzte Anrufung verdunkelt.

Amour ſacré de la patrie,
Conduis, ſoutiens nos bras vengeurs!
Liberté! liberté chérie,
Combats avec tes défenſeurs.
Sous nos drapeaux que la victoire
Accoure à tes mâles accens;
Que tes ennemis expirans
Voiet ton triomphe et notre gloire.

Die Muſik, worin ſich eine ruhige Zuverſicht, ein gehaltner und unerſchütterlicher Muth ſo gut ausdrückt, mag auch das ihrige beygetragen haben, die Marſeiller Hymne zum Lieblingsliede zu machen. — Daſs ſich nach der Gröſse des Gegenſtandes in einer andern Sprache ein Geſang denken läſst, der dieſen an Hoheit, Schwung, tief geſchöpfter Eigenthümlichkeit und ſchöner lebendiger Anſchaulichkeit weit überträfe, braucht für Deutſche kaum erinnert zu werden. Wenn wir damit den *Friedensreigen* von *Voſs*; dies Meiſterſtück lyriſcher Rhythmik, der ſich die Muſik von *Zelter* ſo glücklich anſchmiegt, vergleichen; ſo drängt ſich uns die Betrachtung auf, daſs die groſse Göttinn Gelegenheit weit mehr über den Ruhm entſcheidet, als der innre Werth einer That oder eines Werks.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Februar 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, in der Sommerschen Buchh.: *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire.* Herausgegeben von *J. D. Falk.* 1798. 323 S. Taschenformat.

2) Ebendaselbst: *Der Mensch* und *die Helden.* Zwey satirische Gedichte von *J. D. Falk.* 2te verb. Aufl. 1798. 172 S. Taschenformat.

Die Fortsetzung obigen Taschenbuches läfst uns hoffen, dafs es unter der Classe von Lesern, für die es der Vf. nach dem Titel bestimmte, einen zahlreichen Kreis gefunden haben wird; und die Vergleichung mit dem vorjährigen überzeugt uns, dafs Hr. F. auf der von ihm betretnen Bahn mit immer wachsender Einsicht fortschreitet. Wir finden hier mehr Eigenthümlichkeit in den Einkleidungen, bey gleicher Mannichfaltigkeit der Gegenstände. — Man hat es oft den Aerzten im Scherze vorgeworfen, sie müfsten schlimme Zeiten wünschen, weil die Zeiten, wo die Witterung gesund ist, wo es keine Epidemien giebt, für sie die schlimmen sind. Mit dem Satiriker hat es gewissermafsen gleiche Bewandtnifs: er wäre verloren, wenn die Dinge dieser Welt alle so gingen wie sie sollten. Leider zeigt sich eben keine Aussicht, dafs er in diese Verlegenheit kommen, und dafs der Stoff zur Satire ausgehen werde. Gleich der Aufsatz: *Sonnenklarer Beweis einer neuen und furchtbaren Propagande in Deutschland für den Muhamedismus: ein patriotischer Aufruf an die schlafenden Reichsstände*, dessen Zweck man aus dem parodirenden Titel leicht errathen wird, erinnert, freylich auf die belustigendste Weise, an einen der offnen Schäden des Zeitalters und insbesondre unsers lieben Vaterlandes. Man kann in der That nicht sagen, dafs die Streiche des Witzes, die hier mit leichter und sichrer Hand geführt werden, die leere Luft treffen, so lange Lärmschläger, welche nur allzu viel Gehör bey manchen Regierungen finden, fortfahren, das Mifstrauen dieser gegen die Regierten zu nähren, und jeden vernünftigen, freymüthigen Schriftsteller für einen Philosophen, folglich für einen Aufklärer, Illuminaten, Jacobiner, Aufrührer, Hochverräther, und wie die Stufenleiter weiter heifsen mag, auszuschreyen. Wenn alle Fehden des Verstandes um so einleuchtender geführt werden, je mehr man den Gegner mit seinen eignen Waffen schlägt, so mufs man gestehen, dafs diese Regel hier gut beobachtet ist: die Schlufsart, womit der Obscurantismus das Daseyn eines geheimen Bundes zur Umstürzung der Staaten hat beweisen wollen, ist auf das treffendste nachgeahmt. Der Vf. hat sehr heterogene Zusammenstellungen für seinen Gegenstand drollig zu benutzen gewufst, und Luthers Prophezeyung vom Einbruche der Türken wird neben der sehr bedenklichen *robe à la turque* aus dem Modejournal aufgeführt. „Doch, was will man sagen?" heifst es S. 138, „da ich selbst im Besitz eines Wiener Pfefferkuchens „bin, wo rechts das Brustbild des Grofssultans, links „das der Sultanin *en bas relief* gearbeitet ist. Wie „entging diese zweydeutige Zeiterscheinung dem „scharfsinnigen Beobachtungsgeist des Herrn *Hofmann* „und *Hochstatter*? Wufsten sie denn nicht aus eigener Erfahrung, wie schwer dem guten Wiener Volke „von Seiten seines Kopf's, wie leicht von Seiten seines Magens beyzukommen ist?" — Die *Eudämonia* wird hier mehrmals, blofs durch Anführung ihrer eignen Worte in ihrer ganzen Lächerlichkeit gezeigt; und dies ist um so verdienstlicher, je schwerer es einem rechtlichen Manne ankommen mufs, sich mit dergleichen kakodämonischen Schriften einzulassen; was einem Satiriker nun schon von Amtswegen obliegt.

Die *Reisen zu Wasser und zu Lande von Scaramuz* treiben sich dem grofsten Theile nach in allerley erbaulichen Abentheuern herum, die mit vieler Laune erzählt sind; (besonders die Scene mit der holdseligen schönen Unbekannten, deren unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit empfangene Gunstbezeugungen er am nachsten Tage dem Polizeydirector anvertrauen mufs, weil er seine goldne Uhr dabey eingebüfst hat) gegen das Ende aber, in der Bittschrift der Berliner Destillateure und der Beschreibung der dortigen Charité schliefst sich der Spott an eine so bestimmte Wirklichkeit an, dafs sein Werth zum Theil auf der Richtigkeit der Angaben beruht, auf deren Untersuchung sich das Geschäft des Kunstrichters nicht erstreckt. Am Schlusse dieser so muthwillig angefangnen Erzählung zeigt sich der Hang des Dichters zu ernsten Betrachtungen überzugehen, welcher auch in der poetischen Satire *der Dekalog* den Ton angiebt. Es werden darin mehr Misbräuche gerügt, als Thorheiten belacht. Die nähere Beziehung auf das Local der oben genannten Hauptstadt ist gewifs zweckmäfsig: die grelleren Contraste, welche aus einer zusammengedrängten Menschenmasse hervorgehen, sind dem Satirendichter nothwendig, und die Darstellungen der grofsten, die es gegeben hat, sind in Rom, Paris und London zu Hause. Uebrigens scheint uns dies Stück nicht grade das stärkste des Vfs. Es würde schwer seyn, von der Anordnung befriedigende Rechenschaft zu geben, und die dialogi-

sche Form ist zu sehr auf der Oberfläche geblieben: A und B lösen einander nur ab, ihre Rollen sind nicht gehörig gesondert und entgegengesetzt, und man sieht nicht, dafs ihre Reden in Wechselwirkung standen. Bey dem Liede *Demokritus an die Abderiten* drängte sich dem Rec. die Bemerkung auf, dafs es mit der förmlichen Ankündigung des Lächerlichen eine eigne Sache ist, und dafs Demokritus, wenn er seinen Spott auf diese Weise trieb, wohl manchmal möchte allein gelacht haben. *Der arme Thoms, ein Bruchstück aus den Bekenntnissen des Weiberfeindes*, gehört zu demselben Roman, auf den schon voriges Jahr eine mitgetheilte Probe begierig machen mufste, und erregt lebhaftes Interesse. Ob das psychologische Phänomen eines Menschen, der vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre beynah völlig taubstumm gewesen, nachher aber den freyen Gebrauch von Gehör und Sprache wieder erlangt, und nun noch seiner früheren Gewöhnung, sich durch bildliche und umschreibende Ausdrücke zu helfen, treu bleibt, so wie es hier aufgestellt wird, eine strengere Prüfung ertragen würde, will Rec. nicht entscheiden. So soll der Knabe Thoms die Schwalben *Träumerinnen der Felskluft* genannt haben; da die Armuth seiner Sprache daher rührte, dafs der Vorrath seiner Zeichen nicht mehr vermehrt ward, so ist es ja doch wahrscheinlicher, dafs er vor dem sechsten Jahre das Wort Schwalbe als zwey so dichterische Ausdrücke werde vernommen haben. Und wie soll man vollends die ungeschickten Verwirrungen glaublich finden, die Thoms noch immer durch seine willkürlichen Umschreibungen anrichtet, da er schon längst den Gebrauch seines Gehörs und seiner Sprache wieder hat, und durch Umgang, Reisen und Lectüre gebildet ist? Man erkennt in beiden Fällen Willkür der Darstellung, dort der Rührung zu lieb, hier zu einem satirischen Zwecke. Für diese könnte man sie am leichtesten zugestehen: allein bey dem schwermüthigen Colorit der Erzählung ziehen die satirischen Einschaltungen weniger an, und bekommen das Ansehen eines Gemäldes, dessen Rahmen mehr werth ist als es selbst. Einige kleinere Incohärenzen, z. B. S. 240, dafs der Knabe Thoms die Zahlen nicht kennen soll, und sie doch den Augenblick drauf wieder zu kennen scheint; dafs sein Sohn Lorenzo (S. 275) hinter einem Reif herläuft, und nach manchen Begebenheiten, und nachdem sein Vater einen grofsen Theil von Europa durchreist, ein noch nicht dreyjähriger Knabe ist, (S. 253) wird der Vf. bey einer sorgfältigeren Bearbeitung leicht wegnehmen können. Schwerer möchte es halten, das Gefühl des Lesers von dem plötzlichen Edelmuthe des Prinzen nach einer solchen Verworfenheit zu überzeugen, und mit Thomsens Anhänglichkeit an den Mörder seiner Geliebten auszusöhnen. — Unter verschiednen eingestreuten Liedern ist besonders *der sterbende Lorenzo* von einer süfsen und rührenden Zartheit.

Von den beiden schon bekannten Satiren *der Mensch* und *die Helden* erscheint die erste sorgfältig durchgearbeitet, die zweyte, so viel sich Rec. erinnern kann, ziemlich in der Gestalt, worin sie zuerst im deutschen Merkur gedruckt stand. Sie gehören nicht zu der gemäfsigten, leichten Gattung, worin Horaz Meister ist, und die allein durch die Erscheinung der höchsten Freyheit des Gemüths poetisch wird, sondern haben mehr den leidenschaftlichen Schwung der juvenalischen Satire. Es ist über diese letzte Gattung noch so wenig Eindringendes, viel weniger Erschopfendes gesagt, dafs sich Rec. mancher Bemerkungen lieber ganz enthält, weil er sie in diesen Grenzen nicht gehörig würde entwickeln können. So viel sieht man gleich ein, dafs man dem Dichter das Subjective, die Stimmung, worin es *difficile est, satiram non scribere*, den gewissermafsen excentrischen Gesichtspunkt zugeben mufs: weil es ihm sonst unmöglich fallen würde, das alltägliche Schauspiel des Lebens in ein Gemälde mit ergreifenden Contrasten zu verwandeln. Aber es fragt sich: wo ist, bey dieser Mittelgattung zwischen rhetorischer Behandlung des Wirklichen und freyer Dichtung, die Grenze, an welcher das Subjective nichts Objectives mehr zur Unterlage hat, und der Nachdruck der Schilderung in declamatorische Uebertreibung übergeht? Sie kann um so leichter verfehlt werden, je allgemeiner der Gegenstand ist; und bey dem so oft behandelten der ersten Satire, dem Mifsbrauche der Vernunft, scheint dies wirklich hie und da der Fall zu seyn. Die thierische Schöpfung wird überall dem Menschen als Muster vorgehalten, und der Unfähigkeit des beschränkten Instincts vor der unendlichen Perfectibilität der Vorzug ertheilt, die freylich nicht ohne Corruptibilität gedacht werden kann. Es bedürfte nur einer etwas veränderten subjectiven Wendung, um von dem Elende der hier gepriesenen Thierwelt ein eben so schauderhaftes Gemälde aufzustellen, wie z. B. Hume es wirklich entworfen hat. S. 34 und 35 wird es gerühmt, dafs die Thiere nie gegen ihre eigne Gattung wüthen. Damit hat es nicht einmal seine völlige Richtigkeit, denn man weifs, dafs die grofsen Hechte sich die kleinen recht wohl schmecken lassen u. dergl. mehr; aber gesetzt, es wäre: was bedeutet der blofse Gattungsbegriff, da doch in der ganzen thierischen Schöpfung ein lebendes Wesen immer zerstörend über das andre herfällt? — Wie würde ein Schiffszimmermeister zu folgenden Zeilen S. 36 den Kopf schütteln:

> Schau! Eichen, die im Lenz ein Vorgebirg' umschatten,
> Besuchen es im Herbst als Masten und Eregatten.

Ohne die darin liegenden Unrichtigkeiten aufzuzählen, macht Rec. nur darauf aufmerksam, dafs man dem Satiriker nicht, wie jedem andern Dichter, dergleichen nachsehen kann: man nimmt es genau mit ihm, wie er es mit den Dingen genau nimmt, und weil er sich um alles bekümmert, mufs er auch von allem unterrichtet seyn.

Das zweyte Gedicht hat, aufser dem Vortheile eines näher bestimmten Gegenstandes, auch an Reichthum, Schwung und Genialität noch vieles vor dem ersten voraus. Wir fühlen hier die würdige Hoheit, ja die tragische Gewalt der ernsteren Satire, und die

Phantaſie, wenn ſie ſich dieſem furchtbaren Bilde von den Greueln des Krieges entziehen mochte, wird durch die Darſtellung unwiderſtehlich gefeſſelt. Die Erzählung des Knaben, der ſeinen Vater in der Schlacht verloren hat, iſt wahrhaft herzzerreiſsend, und doch miſcht ſich eine mildere Rührung in den Eindruck, weil das Schrecklichſte durch das Medium einer unſchuldigen Kinderſeele gegangen iſt. Die Auffoderungen zu dem gedankenloſen Taumel eines Siegesfeſtes mitten zwiſchen ſolchen Jammerſcenen ſind von groſser Wirkung, ob ſie gleich über die Grenzen der Gattung in das lyriſche Gebiet hinüberſtreifen, ſo wie auch die Rhythmen, die alsdann faſt dithyrambiſch werden. Der männliche Charakter der Satire verlangt, daſs auch in der erſchütterndſten Leidenſchaftlichkeit noch eine Art von Selbſtbeherrſchung durchſchimmere.

Sylbenmaaſs und Sprache ſind, einige Härten ausgenommen, die durch das Beſtreben nach Gedrängtheit ſo leicht verurſacht werden, mit groſser Einſicht und Kraft behandelt. Der Dichter hat ſehr wohl gethan, ſich nicht ganz an den regelmäſsigen Alexandriner zu halten, deſſen Symmetrie, ſo gut ſie für das Sentenziöſe paſst, bald einförmig wird. Ueber die Wahl der tauglichſten Versart zur Satire wären wohl noch manche Verſuche zu machen. Eine allzu enge Beſchränkung iſt läſtig, und Freyheiten, die nicht genug beſtimmt ſind, ziehen gar zu gern eine gewiſſe Laxität der Behandlung nach ſich. Wollte man fünffüſsige gereimte Jamben wählen, die vor den ſechsfüſsigen ſo manche rhythmiſche Schönheit voraus haben, ſo wäre vielleicht die zugleich regelmäſsige und abwechſelnde Verſchlingung der *terze rime* anzurathen, welche auch von den Italienern zur Satire gebraucht werden. Die immer vollkommnere Bearbeitung und zunehmende Popularität unſers Hexameters erregt den Wunſch, die Satire (ohne andre Formen auszuſchlieſſen) durch Anwendung dieſer Versart noch näher zu ihren groſsen römiſchen Vorbildern zurückgeführt zu ſehen. So viel Rec. weiſs, hat nur Bodmer in ſeinen letzten Tagen deutſche Satiren in Hexametern gedichtet; und freylich konnten ſo ſchwache und ungelenke Verſuche nicht ſonderlich zur Nachfolge reizen.

BERLIN, b. Voſs: *Familiengeſchichten*, von *Auguſt Lafontaine. Erſter Theil. Die Familie von Halden. Erſter Band.* 1797. 509 S. *Zweyter Band.* 1797. 495 S. 8. Jeder mit einem Titelkupfer und einer Vignette.

Bey den unleugbar groſsen Erweiterungen, welche das Gebiet der Dichtung in der neuern Periode des Geſchmacks faſt von allen Seiten erhalten hat, iſt es dem äſthetiſchen Kunſtrichter zu keinem ſonderlichen Verdienſte der Billigkeit und Duldung anzurechnen, wenn er von den ſtrengen Foderungen der Theorie, in ſo weit ſie nur die Form der Dichtungen betreffen, immer mehr nachläſst, und mit Voltaire keine Gattung für verwerflich hält, als blos die langweilige. Mag es auch ſeyn, daſs manche neu entſtandene Nebengattung urſprünglich nichts anders war, als ein Verſuch, jener Strenge auszuweichen; genug, wenn dieſe Ausweichung, wie das oft der Fall war, auf einen noch unbetretenen Nebenweg führte, dem dichteriſchen Gebiete mehr Boden gewann, und einen erweiterten, reichern Anbau deſſelben veranlaſste. Unſre dramatiſchen und romantiſchen Dichtungen z. B. haben unſtreitig dadurch gewonnen, daſs man in jenen von den geſetzlichen Beſchränkungen der tragiſchen und komiſchen Gattung auswich, und daſs man in dieſen ſich nicht immer an die Darſtellung einer einzigen Hauptperſon feſthielt. Dem wahren, einſichtsvollen Künſtler blieb dennoch immer das Geſetz der Einheit unverletzlich, aber der richtig verſtandenen Einheit, nicht der Perſon, ſondern des Gegenſtandes und der ganzen Darſtellung. Er kannte den weſentlichen Vortheil zu gut, der aus der ſteten, innigen Vereinigung des Intereſſe entſteht, um ſelbſt dann, wenn er mehr eine Gruppe, als ein einzelnes Porträt darſtellte, nicht beſtändig auf eine Totalwirkung ſein und des Leſers Augenmerk zu richten.

Auch war es ein Irrthum, wenn man die Vervielfältigung des Geſichtspunkts in Dichtungen dieſer Art ſo ſchlechthin für erleichterte Mühe und Kunſt des Dichters halten wollte. Es bedarf vielmehr eines angeſtrengtern, mehr umfaſſenden Blicks, einer zwar getheilten, aber immer doch aus einem Punkte ausgehenden, und in dieſen wieder zurückkehrenden, Aufmerkſamkeit bey dieſer gruppirenden Darſtellung, ſowohl in der redenden als bildenden Kunſt. Und hierin eben wird ſich der wahre, verſtändige Künſtler von dem unächten und verſtandloſen am auffallendſten unterſcheiden. Wenn der gemeine Maler auf ſeinem Familiengemälde die Figuren in Reihen und Glieder ſtellt, oder ſie, in beiderley Geſchlechter vertheilt, neben einem Cruzifix pyramidiſch, wie Orgelpfeifen, hinknieen läſst; ſo weiſs der geſchicktere Künſtler eine Haupthandlung für ſolch ein Gemälde zu erfinden, die alle Perſonen theilnehmend beſchäftigt, und wobey doch immer die Hauptperſonen am meiſten hervorſtechen, und die übrigen, obgleich nicht müſsig und überzählig, jener untergeordnet bleiben werden. Auch in charakteriſtiſcher und ſittlicher Hinſicht gewähren dergleichen Familiengruppen ihren eigenthümlichen Vortheil der ſtärkern Wirkung und Gegenwirkung, die in etwas mehr beſteht, als in dem bloſsen grellen Abſtiche des Guten und Böſen.

Dieſen, und mehrere Vortheile verſtand der Vf. der hier anzuzeigenden Familiengeſchichten in einem vorzüglichen Grade zu benutzen, der ſeiner ſchon durch manche treffliche Proben bewährten Kunſt in den Augen des Kenners die gröſste Ehre macht, und ihm zugleich den Beyfall des bloſsen Liebhabers ſichern wird. Die in dieſen beiden erſten Bänden bearbeitete Geſchichte der *Familie von Halden* iſt in der That mit meiſterhafter Kunſt ausgeführt. Anlage des Plans, Vertheilung des Ganzen, Benutzung der Charaktere und Situationen, immer rege Thätigkeit der Handlung, Lebhaftigkeit des Intereſſe, Richtigkeit, Feinheit und Stärke

Digitized by Google

der

der moraliſchen Tendenz, Wahrheit und Eleganz des Vortrags, laſſen faſt nichts zu wünſchen übrig. In ſittlicher Hinſicht ſcheidet ſich zwar das Ganze in zwey Hauptgruppen von Charakteren, die aber nichts weniger als von einander abgeſondert gehalten, ſondern durch gegenſeitige Einwirkung; und vornehmlich durch die feinſte Abſtufung der Mitteltinten mit einander zu einem wirkungsvollen Ganzen verbunden ſind. Unter allen Charakteren zieht wohl der des Huſarenmajors die gröſste Theilnehmung auf ſich, wenn er gleich mehr Haupttriebfeder als Hauptperſon der Handlung iſt. Er iſt ſehr verſchieden von den bis zum Eckel ſeit dem ſiebenjährigen Kriege in unſern Schauſpielen und Romanen aufgeſtellten rauhen und biedern Kriegsmännern. Seine Rauhigkeit wird durch ein ſehr edles und richtiges Gefühl gemildert, durch das ihn überall begleitende Bewuſstſeyn ſeiner zufahrenden Heftigkeit, und durch das Beſtreben, die erſten Aufwallungen derſelben zu mäſsigen. Der Anläſſe zur Erregung ſeines Unwillens giebt es in den Vorfällen ſeiner Familie, und beſonders in dem Benehmen ſeiner Schwiegerinn und ſeines älteſten Neffen, nur gar zu viele; aber das tiefe Gefühl ſeiner Verwandtſchaftspflichten, bey ihm zum Grundſatze gediehen, mildert auch hier, wo und ſo weit es ſeyn kann, die Ausbrüche ſeines Unwillens. Sein Charakter wird durch den Charakter ſeines Reitknechts Hennig trefflich nüancirt, der weit roher, aber auch entſchloſſener und zufahrender, und doch ſehr edel und anziehend iſt. Auch zwiſchen den beiden Brüdern, Karl und Hennig, iſt der Contraſt noch feiner und kunſtvoller dargeſtellt, als zwiſchen einem Tom Jones und Blifil, an die ſie nur im Allgemeinen den Leſer erinnern können; zu den Vortheilen, die der Vf. aus ſeiner Gattung zu ziehen wuſste, gehört auch der, dafs er dieſe letztern und noch einige Charaktere ſeiner Dichtung nicht blofs, wie ſie *ſind*, ſondern wie ſie *werden*, darſtellt, und ſie von ihrer erſten kindlichen Lage und Erziehung her entwickeln konnte. Sowohl die guten als ſchlimmen Folgen dieſer letztern fallen doch verſchiedentlich abgeſtuft, und ſo aus, wie ſie durch Grundſtoff und Temperament modificirt wurden. Man vergleiche Louiſens und Emiliens Sinnesart und Benehmen in ähnlichen Fällen mit einander, beſonders in der Liebe, für welche beider Herz ſehr, der erſtern aber doch weit lebhafter, empfänglich iſt. Bey jener iſt dieſe Liebe mehr reines Gefühl, bey dieſer mehr eine Folge der Dankbarkeit; und eine ähnliche Abſtufung findet ſich in den Gegenſtänden ihrer Liebe. Seibold's Charakter möchte wohl anfänglich dem Leſer zu romanhaft, und zu wenig vorbereitet dünken; auch konnte er von ſo groſser Unſtetigkeit zu raſch zu einer ſtetigen Lebensart überzugehen ſcheinen, ob ihn gleich das Auffinden ſolcher Menſchen wohl an das Haus des Majors und die Erziehung ſeines Neffen feſthalten konnte. Seine und Emiliens Liebe verliert der Leſer faſt etwas zu lange aus dem Geſichte; ſie wird aber in der Folge um ſo intereſſanter. Auſser der feinen Menſchenkenntnifs, die der Vf. überall in ſeinen Schilderungen auſsert, gereicht es demſelben nicht wenig zum Verdienſt, dafs er ſelbſt die böſen Charaktere doch nicht von Grund aus verdorben, ſondern immer mit einiger, wenn gleich ſchwacher und unwirkſamer, Beymiſchung guter Regungen darſtellt. Die Kammerherrinn und ihr Sohn, Karl, ſind höchſt bösartig; und doch keine moraliſchen Ungeheuer. Durchgehends mufs man den Vf. ſelbſt, nicht blofs als *geiſt*vollen Künſtler, ſondern auch als einen Mann von edeln und trefflichen Grundſätzen, liebgewinnen. Es leuchtet zu ſehr ein, dafs dieſe nicht entlehnt und auf eine Weile angenommen, ſondern Erzeugniſſe eines reinen, gebildeten, richtigen und feinen Sittengefühls ſind. Dem talentvollſten Künſtler gelingt es nicht, ſich von dieſer Seite nicht zu verrathen, oder zu verbergen, wie es um ſein Herz ſteht. Und jene vortheilhafte Meynung erregt unſer Vf. nicht etwa nur durch eingeſtreute Winke und Bemerkungen, obgleich es auch deren hier manche giebt, die äuſserſt treffend ſind, ſondern, wie es der wahre pragmatiſche Dichter mufs, durch die Geſichtspunkte, in welche er die Handlungen ſelbſt, und durch dieſe den Leſer bey ihrer Würdigung zu ſtellen weifs.

Neulich haben wir auch ſchon den *dritten* Band dieſer Familiengeſchichten erhalten, und geben davon nächſtens eine nähere Anzeige.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Weimar*, in der Hoffmann. Buchhandl.: *Telemach, Prinz von Ithaka; eine heroiſch-komiſche Oper in zwey Aufzügen.* Ganz neu bearbeitet. Die Muſik iſt von *Hofmeiſter*. Aufgeführt zum erſtenmal den 11 Febr. 1797 auf dem Hoftheater zu Weimar. 1797. 119 S. 8. (10 gr.) Auſser dem, was dieſer Titel beſagt, wird uns über die Entſtehungsart dieſes Singſpiels weiter keine Auskunft gegeben. Höchſt wahrſcheinlich aber ſind die Verſe einer Muſik zu einem italieniſchen Texte untergelegt; das verräth unter andern auch die Angabe der Verzierung der Bühne S. 66, mit einem *practicablen* Seitengebäude. Vermuthlich traf alſo die neue Bearbeitung nur den Dialog. Weder von dieſem, noch von den Arien und Recitativen, noch von der ganzen Oekonomie des Stücks iſt viel zu rühmen. Alles iſt höchſt ſchaal und unbedeutend, und kann nur durch die Muſik und gute Aufführung erträglich geworden ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Februar 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. John Walker: *The Works of Peter Pindar* Esq. in three Volumes. 1794. Volume I. 444 S. Vol. II. 495 S. Vol. III, 431 S. 8. maj.

Peter Pindar, ein Name, unter welchem sich, ziemlich glaubhaften Versicherungen zu folge, Dr. *Walcot* (oder *Woolcot*) aus Cornwallis verbirgt, hat seit dem Jahre 1781 durch eine beträchtliche Anzahl satirischer Gedichte die Aufmerksamkeit des englischen Publicums fast ununterbrochen auf sich gezogen. Die persönliche Satire ist dem republicanischen England niemals fremd gewesen. Es hat immer für das Recht eines freyen Britten gegolten, die Gegenpartey mit allen Waffen, die der Witz oder der Parteyhass anbietet, ohne Rücksicht auf Rang und Würde, anzugreifen; und so lange dieses Recht ungekränkt bleibt, wird es dem Ministerium nie an einem scheinbaren Argumente fehlen, das es den Klagen über Unterdrückung und Tyranney entgegen halten kann. Schwerlich aber dürfte dieses Recht jemals mit grösserer Kühnheit und in einer längern Reihe von Angriffen ausgeübt worden seyn, als in den Satiren *Peter Pindars*, welche hier zum erstenmal in einer ächten, von dem Vf. selbst veranstalteten Sammlung, mit vieler Eleganz und Correctheit gedruckt erscheinen, nachdem vorher fast jede derselben einer wiederholten Auflage gewürdigt worden war. Wenn *Aristophanes*, mit welchem P. P., bey aller Verschiedenheit der Manier und Gattung, doch in vielen Punkten verglichen werden darf, die Häupter Athens in seinen Comödien angriff, so griff er doch nur Männer an, die mit ihm in einer Ebne standen, und jeden Augenblick von ihm selbst oder andern seines Gleichen verdrängt werden konnten; *Pindars* Pfeile aber sind gröfstentheils nach einem Ziele gerichtet, das hoch über ihm steht. Hier kam es auf den ersten Entschluss an, kühn, oder, wenn man lieber will, unverschämt zu seyn. War nur dieser gewonnen, so war der Vortheil, den die Wichtigkeit des Objects dem Dichter verschaffte, so entschieden, dass er, auch bey einem weit geringern Grade von Witz und Laune, mit der grösten Zuverlässigkeit auf die Theilnahme des Publicums rechnen konnte. Es ist sehr wahr, was er in der Ode *an Brother Tom* (*Thomas Warton* den damaligen *Laureatus*) sagt (T. II. p. 92.)

At royal follies, Lord! a lucky hit
Saves our poor brain th' expense of wit.

Even the whole world, blockheads and men of letters
Enjoy a cannonade upon their betters.

Daher er an derselben Stelle versichert, er könne es nicht ohne *gekrönte Häupter* thun;

by heav'n,
Bards must have subjects, that their genius suit,
Ad if I've not crown'd heads, I must be mute.

In der That spielen die gesalbten Häupter nebst ihren Vertrauten in den meisten Satiren P. *Pindars* die Hauptrolle; so dass man auf sie folgende Zeilen des Lord *Lansdown*, in denen wir uns einige Veränderungen erlaubt haben, anwenden kann:

The Satyr stalks within the hallow'd ground,
Where Queens and heroines, Kings and Gods abound,
Glory and Majesty is all the sound.

Wenn indess die Könige in diesen Gedichten die erste Rolle spielen, so ist doch auch noch für andere Nebenpersonen von geringerer politischen Wichtigkeit Platz geblieben. Die ersten Streiche seiner Geissel trafen die Maler der königlichen Akademie, vorzüglich Benjamin West, Loutherbourg, Gainesborough und Richard, deren Ausstellungen er vier Jahre nach einander in einer Reihe von sogenannten *Lyric Odes*, nicht ohne Kenntniss der Kunst, wie es scheint, mit Bitterkeit und Laune kritilirt. Schon in diesen ersten Versuchen, die, in Vergleichung mit den folgenden *schüchtern* genannt werden können, fallen seine Blicke bisweilen auf den König, den eifrigen Beschützer von *West*; aber Hauptgegenstand der Satire wird er zuerst in der *Lousiad*, einem komischen Heldengedichte in vier Gesängen, welche, wenn wir nicht irren, im Jahr 87 und 88, einzeln erschienen sind. Den Lebensbeschreiber *Samuel Johnson's*, den weitschweifigen und geistlosen *James Boswell* griff er, wegen der Beschreibung einer Reise, welche *Boswell* mit Johnson gemacht hatte, in einer *Congratulatory Epistle* an; und stellte ihn hierauf in einem dialogirten Gedichte, das er eine Stadt-Ecloge nennt, mit der Anekdotenjägerinn *Mrs Piozzi* zusammen; um beide, unter den Augen von Sir John Hawkins, um den Preis der Plattheit streiten zu lassen. Zu einer ganzen Reihe von Gedichten gaben ihm einige Gratulations-Oden des Laureatus Gelegenheit. Ein Angriff in *Gentleman's Magazine* veranlasste eine *Benevolent Epistle to Mr. John Nichols*, den Herausgeber des Magazins; und Bruce's weitläuftige und wundervolle Reisebeschreibung erzeugte eine Epistel an den Vf. derselben, dessen Prahlerey dem Witze des

Dichters eine sehr breite Blöfse bot. Einige politische Ereignisse, vorzüglich die Begebenheiten der französischen Revolution und ihre Wirkungen in England, haben mehrere Satiren, — den meisten des *dritten* Bandes — ihre Entstehung gegeben. Zu den launigsten dieser Art scheinen uns die *lyrischen Episteln an Lord Macartney* und die *Oden an Kien-Long* zu gehören, die sich auf die bekannte Gesandschaftsreise nach China beziehn. In der *Epistel an den Pabst* ist von dem fruchtbaren Gegenstande schwerlich aller Vortheil gezogen; und in einigen andern dieser Gelegenheitsgedichte ist mehr Galle als Begeisterung, mehr Bitterkeit als Laune.

Wenn man die Werke P. P. im Ganzen und mit der billigen Nachsicht betrachtet, die eine so starke Sammlung von Gedichten, welche gröfstentheils mehr eine politische und moralische, als eine eigentlich poetische Tendenz haben, so wird man gestehn müssen, dafs nur wenige Dichter die Waffen des Lächerlichen und der Satire überhaupt besser gekannt und mit gröfserer Leichtigkeit und Gewandheit geführt haben dürften. Viele Gedichte des modernen *Pindar*, der, den Umstand ausgenommen, dafs er von Königen und Helden singt, gerade die Gegenseite seines alten Namensverwandten ist, haben die freye lyrische Form, welche man in England pindarisch nennt; eine Form, die, weil sie den höchsten Flug der Phantasie erwarten läfst, hier, mit absichtlicher Niedrigkeit des Gegenstandes und Ausdrucks gepaart, schon an sich die komische Wirkung begünstigt. Dieses Mittel ist indefs so wenig neu, dafs es vielmehr schon in den ältesten Zeiten, und so bald man zu parodiren anfing, benutzt worden ist. Die belustigende Wirkung, welche aus jenem Contraste entspringt, wird öfters durch den Gebrauch burlesker Reime unterstützt; wie Tom. I. S. 32. *gentlemen and ladies, This very Mister Stubb prodigious mad'is.* S. 89. *As brother Horace has it, tumet jecur: Nor in the tum'd progress will I check her.* und S. 333. *Or patriot Burke, for giving glorious baslings, To that intolerable fellow Hastings;* wo aber, wie an mehrern Stellen, der glückliche Reim durch eine höchst kraftlose Zeile erkauft ist. — Epigrammatische Ueberraschungen finden sich seltner, als man erwarten dürfte; und da wo sie der Dichter gesucht hat, sind sie meistentheils mit einem gröfsern Aufwand von Worten herbeygeführt, als diese Gattung des Witzes verträgt. Doch gelingt ihm hin und wieder eine epigrammatische Wendung, deren Wirkung bisweilen durch die Miene unschuldiger Offenherzigkeit erhoht wird. Von dieser Art dürfte folgende Stelle aus einer Ode an die Maler der Koniglichen Akademie seyn:

And now for Mister Nathan Hone —
In portrait thou'rt as much alone,
As in his Landscape stands th'unrival'd Claude!
Of pictures I have seen enough,
Most vile, most execrable stuff;
But none so bad as thine, I vow to God!

In einer andern Stelle dieser Oden S. 156. ist ein nicht neuer Gedanke auf eine neue Art benutzt! Es heifst von Benjamin West:

The beauties of the art his converse shows;
His canvass almost ev'ry thing that's bad!
Thus at th' Academy, we must suppose,
A man more useful never could be had;
Who in himself, a host, so much can do:
Who is both precept and example too.

Doch hätten hier, unsers Bedünkens, wenn der Dichter die volle Wirkung des Epigramms hätte erreichen wollen, die beiden ersten Zeilen bis zu dem Schlusse aufgespart werden sollen.

Nirgends zeigt sich die Originalität seines Witzes und seiner Laune auf eine glänzendere Weise, als in den Gleichnissen. Fast in einem so hohen Grade als *Butler* versteht er die Kunst, zwey Gegenstände, welche unvereinbar scheinen, aus einer weiten Entfernung zusammen zuführen, und den elektrischen Funken aus ihnen hervorzulocken. Freylich geniefst hier der burleske Dichter eines Vortheils, der dem Dichter der edlern Gattung nicht zugestanden wird. Seinem Gebrauche ist gleichsam jeder Winkel der Erde geöffnet, und es ist nichts so niedrig oder so hoch, so edel oder unedel, was ihm nicht als ein Werkzeug seiner Absichten dienen könnte. So wie alle seine Vorgänger in dieser Gattung, sucht auch P. P. das Niedrige oft geflissentlich auf, damit es, neben das scheinbar Hohe gestellt, diesen Schein dasselben mit seinem eignen Dunkel bedecke. Eine grofse Menge von Stellen, in welchen der Witz zu dieser Absicht aufgeboten ist, sind von der Art, dafs, um des Gegenstandes willen, den sie treffen, ihre Anführung unziemlich seyn würde. Wir schränken uns daher auf solche Stellen ein, welche von Persönlichkeiten frey sind. Nichts ist gemeiner, nichts gewöhnlich platter und geistloser, als die Scherze über Hahnreyschaft und Hörnerträger. Unserm Dichter hat dieser vulgaire Scherz Gelegenheit zu einer ganz neuen und originalen Vergleichung gegeben. Ich habe den Grofsen nicht einen Fingerhut voll Verbindlichkeit, sagt er in der Ode *The Remonstrance* Tom. III. S. 76. und ich habe kein schönes Weib, um mich zu den sonnigen Höhen des Ansehns und der Würde zu erheben:

Like many a gentleman whom Love promotes;
Whose lofty front the ray of gold adorns:
Resembling certain most ingenious goats;
That climb up precipices by their horns.

Nicht minder original ist folgende Vergleichung in den *Odes of Condolence* Tom. III. S. 239. wo er mit ironischer Reue gesteht, dafs er den Grofsen vielleicht hier und da wehe gethan habe. Aber sie sollten grofsmüthig seyn:

Good for an evil mortals should return —
'Tis very wicked with revenge to burn.
The sun 's a bright example — let me say —
Obliges the black clouds that veil his ray;

Digitized by Google

Oft makes them decent figures to behold,
And covers all their dirty rays with gold.

Von verwandten Inhalt ist eine Stelle im IV. Gesang der *Louisiad.* Tom. I. S. 300. welcher aber das Gepräge burlesker Laune sichtbarer aufgedrückt ist. Die Reichen und Grosen konnten auch ohne Geschmack und Kenntnisse dem Verdienste aufhelfen:

The fool may lift the Mourner from the tomb,
And bid the buried seeds of Genius bloom.
Yes, fools of fortune, did those fools incline
To look on humble Worth, might bid her shine:
Thus tallow candles in a chandelier,
Make the neen beauties of the glass appear,
Cast into rate a thousand trembling rays,
And share the merit of the mingled blaze.

Solche Blumen des Witzes sind in *P. Pindars* Gedichten nicht mit sparsamer Hand ausgestreut. Die Einfälle, die Anspielungen, die Vergleichungen drängen sich und häufen sich oft bis zu einer beschwerlichen Fülle. Ein Beyspiel dieser Art, aber bey weitem nicht das Einzige, ist die Beschreibung der Zwietracht im IIten Gesang der *Louisiad* Tom. I. S. 270. ff. wo der Leser durch eine allzulange Kette einzelner Züge, und satirischer Anspielungen ermüdet wird. Die Beschreibung einer Schmetterlingsjagd, die für den bekannten *Joseph Banks*, — einen der Gelehrten, gegen die *Pindar's* Pfeile häufig gerichtet sind — einen unangenehmen Erfolg hat, eine Beschreibung voll Leben und Laune, wird durch einige unverhältnismäsige Vergleichungen und satirische Episoden zur Ungebühr ausgedehnt. Aber in diesem nämlichen Gedichte findet sich ein dem jagenden *Bank's* in den Mund gelegtes *Lied*, S. 194. voll so leichten fröhlichen Muthwillens, dass es der Ritter selbst schwerlich ohne Lachen gelesen haben dürfte. Ueberhaupt aber scheint *P. P.* in der mimischen Darstellung burlesker Art den besten Dichtern zur Seite zu stehn. Seine Dialogen haben eine Wahrheit, welche die Richtigkeit des Portraits zu beglaubigen scheint, verbunden mit einer Lebhaftigkeit, welche selbst auf die platteften Originale einen gewissen idealischen Glanz wirft.

Wenn der grösere Theil dieser Satiren wegen seiner unmittelbaren Beziehung auf wirkliche Personen zugleich mit diesen Personen und der gegenwartigen Zeit überhaupt, aus dem Andenken der Menschen verschwinden wird; so empfiehlt sich doch ein Theil derselben, in welchem sich der Spott zum didaktischen Ernst erhebt, dem Andenken und Beyfall der Nachwelt. In einigen Fabeln, Balladen und Oden ist die Satire ganz allgemein, und da hier die politische Tendenz hinwegfällt, so ist die Laune edler, der Scherz anmuthiger, das Colorit sanfter; der brausende Strom wird, da ihm nichts in Wege liegt, was seinen Widerstand auffodert, zum ruhigen Fluss und glattet seine Oberfläche, ohne etwas an der reichen Fülle seiner Gewässer einzubüsen. Ein Muster seiner Satire und trefflicher Haltung sind die Klagen eines Ehemannes, den der Tod so eben von seiner beschwerlichen Gattinn befreyt hat, der aber halb durch den Anstand halb durch die gewohnte Furcht vor der Abgeschiedenen gebunden, die in seinem Herzen aufgehenden Funken der Freude, nur mit Mühe, verbirgt. Wir zweifeln nicht, dass unsere Leser einige Proben aus diesem Gedichte, in welchem das Belustigende mit dem Naiven auf das glücklichste verschmolzen ist, mit Vergnügen hier lesen werden:

Good Sir, good Doctor, go away;
To hear my sighs, you most not stay,
For this my poor left treasure:
I thank you for your pains and skill;
When next you come, pray, bring your bill;
I'll pay it, Sir, with pleasure.
Ye friends, who come to mourn her doom,
For Gods sake gently tread the room,
Nor call her from the blest:
In softest silence drop the tear,
In whispers breathe the fervent pray'r,
To bid her spirit rest.
Repress the sad, the wounding scream;
I cannot bear a grief extreme —
Enough one little sigh —
Besides the loud alarm of grief,
In many a mind may start belief,
Our noise is all a lie.
Good nurses, shroud my Lamb with care;
Her limbs with gentlest fingers spare;
Her mouth, ah, slowly close;
Her mouth, a magic tongue that held;
Whose softest tone at time compell'd,
To peace, my loudest woes.
And, carpenter, for my sad sake,
Of stoutest oak her coffin make —
I'd not be stingy, sure:
Procure of steel the strongest screws:
For who would paltry pence refuse,
To lodge his wife secure? u. s. w.

Zu eben dieser Gattung gehört die Ode *an den Teufel* Tom. II. S. 262. ff. Die Ode *on Affectation* Tom. II. S. 423. und mehrere äsopische Fabeln, die, auch ohne Rücksicht auf ihre satirische Richtung, durch die leichte und geistreiche Art der Behandlung gefallen.

Die unerschöpfliche Fülle von Laune und Witz, mit welcher *P. P.* seine Leser überrascht, hat Ernst und Innigkeit des Gefühls nicht überall ausgeschlossen. Die wahren oder vermeyntlichen Gefahren, welche seit dem Ausbruch der französischen Revolution, der brittischen Verfassung von zwey einander entgegengesetzten Seiten drohn, haben hin und wieder die patriotischen Gefühle des Dichters mit einer Lebhaftigkeit erregt, die seinen herrschenden Muthwillen überwiegt. In dieser Stimmung sind die *Odes of Importance* geschrieben, in denen sich der bitterste Unmuth unverschleyert zeigt; ein Unmuth, der in der Ode an Burke mit dem schmerzlichsten Gefühle über die Ab-

trünnigkeit dieſes ehedem von ihm ſo hoch geachteten Mannes gepaart iſt.

O Burke! behold fair Liberty advancing —
Truth, Wit and Humour; ſporting in her train:
Behold them happy, ſinging, laughing, dancing,
Proud of a golden age again!
When all thy friends (thy friends of late, I mean)
Shall, flush'd with conqueſt, meet their idol Queen,
The Goddeſs at whoſe ſhrine a world ſhould kneel;
When they with ſongs of triumph hail the Dame,
Will not thy cheek be duſh'd with deepeſt ſhame,
And Conſcience ſomewhat ſtartled feel?
Ah! will thy eye a gladſome beam diſplay;
Borrow from ſmooth Hypocriſy a ray,
To hail the long deſir'd return?
Speak, wilt thou ſcrew into a ſmile thy mouth,
And welcome Liberty, with Wit and Truth;
And for a moment leave thy gang to Mourn?

In dieſer energiſchen Stimmung der bekümmerten Vaterlandsliebe und der Verachtung der herrſchenden Sitten erhebt ſich *P. P.* bisweilen zu der Höhe *Juvenals*, und übertrifft ihn oft durch eine Zartheit, welche dem römiſchen Dichter vollkommen fremd war. Ein Beyſpiel dieſer Art, um nichts von den zahlreichen Stellen zu ſagen, welche eine politiſche Beziehung haben, aber ein Beyſpiel, das eine Meiſterhand zeigt, iſt (Tom. III. S. 44 ff.) das Gemälde eines Schwindſüchtigen, der in einer ſchlafloſen Nacht, durch die Schmerzen ſeiner Krankheit, das Gefühl des herannahenden Todes, und mehr noch durch den Schmerz der Trennung von ſeiner blühenden Gattinn gefoltert wird, die neben ihm ſchlummert, und ſich in den Armen — eines zweyten Mannes träumt. Wir würden fürchten, unſern Leſern das Genie *P. Pindars* von einer ſeiner glänzenden Seiten — der Kunſt energiſcher Beſchreibung — gar nicht gezeigt zu haben, wenn wir ihnen dieſe Stelle vorenthielten, welche niemand ungerührt und ohne die Bitterkeit des Dichters zu theilen leſen wird:

Lo! 'midſt the hollow-ſounding vault of Night,
Deep caught by the taper's lonely light,
The hopeleſs Hectic rolls his eye-balls, ſighing:
„Sleep on," he cries, and drops the tend'reſt tear;
Then kiſſes his wife's cherub cheek ſo dear:
„Bleſt be thy ſlumbers, Love! though I am dying:
„Ah while thou ſleepeſt with the ſweeteſt breath,
„I pump for life the putrid well of death!
„I feel of Fate's hard hand th'oppreſſive pow'r;
„I count the iron tongue of ev'ry hour,
„That ſeems in Fancy's ſtartled ear to ſay —
„Soon muſt thou wander from thy wife away."
„Dread ſound! too ſolemn for the ſoul to bear,
„Murm'ring deep melancholy on my ear:
„And ſullen, ling'ring, as if loth to part,
„And eaſe the terrors of my fainting heart.
„Yet, though I pant for life, ſleep thou, my dove,
„For well thy conſtancy deſerves my love."
And lo! all young and beauteous, by his ſide,
His ſoft, freſh-blooming, incenſe-breathing Bride,
Whoſe cheek the dream of rapt' rous kiſſes warms,
Anticipates her Spouſe's wiſh ſo good;
Feels Love's wild ardours tingling through her blood,
And pants amidſt a ſecond huſband's arms;
Now opes her eyes, and, turning round her head,
Wonders the filthy fellow is not dead.

Wir haben von den Vorzügen dieſes Dichters geſprochen; aber auch ſeine Mangel, ſo weit ſie ein Ausländer zu beurtheilen im Stande iſt, dürfen wir nicht ganz mit Stillſchweigen übergehn. Ein Fehler, an welchem der gröſsere Theil ſeiner Arbeiten kränkelt, aber ein Fehler, welcher aus einer rühmlichen Quelle entſpringt, iſt eine allzu gröſse Ueppigkeit der Laune, deren unmittelbare Folge die Formloſigkeit iſt. Im Vertrauen auf den Reichthum und die anziehende Kraft des Stoffes, den er vor den Augen ſeiner Leſer ausbreitet, iſt er um eine planmäſsige Anordnung deſſelben faſt ganz unbekümmert. Nirgends iſt dieſer Mangel ſo ſichtbar, als in ſeinem komiſchen Heldengedichte, deſſen erſte Hälfte eine Erwartung erregt, welche in der Folge gänzlich getäuſcht wird. Aber auch in den ſogenannten lyriſchen Gedichten herrſcht überall eine Unordnung, welche nicht die *vermeyntliche ſchöne* Unordnung der Ode iſt, und ein gänzlicher Mangel an Verhältniſs und Ebenmaſs. Mit dieſem Fehler iſt an vielen Stellen der Fehler der Weitſchweifigkeit verknüpft, ſo daſs man faſt in allen gröſseren Gedichten *P. Pindars* fühlt, der Dichter habe ſich nicht die Zeit genommen, ſie kürzer zu machen. Einen kleinen Flocken ſpinnt er zu einem langen ſchwachen Faden aus, und dieſer ſchlingt ſich dann oft recht ſichtbar an dem Reime fort. — Ein noch weſentlicherer Fehler aber iſt eine gänzliche Vergeſſenheit des dichteriſchen Berufs in den Stellen, wo die Satire zum Paſquill ausartet, und ihren Werth einzig und allein von der Wahrheit, oder dem was der Haſs für Wahrheit ausſtellt, leiht. In ſolchen Stellen aber wird ſelbſt *Pindar* nicht bloſs plump, ſondern oft über allen Ausdruck platt. Eine gewöhnliche Folge von dem Miſsbrauche der Kunſt und der nur allzuhäufigen Täuſchung, welche Leidenſchaft für Begeiſterung nimmt. Man wird ſich aber nicht wundern, einen Dichter in dieſen Fehler fallen zu ſehen, den der lebhafteſte Parteygeiſt beſeelt, der in ſeinen Monarchen nichts als Mängel und Thorheiten, in deſſen präſumtiven Nachfolger hingegen nichts als Tugend und Vortrefflichkeit (ſ. T. II. S. 72. 212. 380. ſehn will. Bisweilen führt ihn dieſer Parteygeiſt bis zu einer ſchlechterdings unverzeihlichen Grauſamkeit; wie T. III. S. 396. ff. in der höhnenden Beſchreibung von dem Schickſale des unglücklichen Dauphin nach dem Tode ſeiner Aeltern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Baumgärtner: *William Hunters Esq. Reisen durch Frankreich, die Türkey und Ungarn bis Wien. Nebst einer Beschreibung dieser Stadt.* Uebersetzt aus dem Englischen von *J. G. Gruber*, Dr. d. Phil. (1797.) 272 S. 8.

Die ersten vier Bogen dieses Buchs, welche des Vf. sehr eilige Reise von Boulogne über Paris, Lyon (nicht Lions) bis Marseille im Jahr 1792 enthalten, liefern oberflächliche und sehr alltägliche Beobachtungen, welche höchstens nur, durch eine gewisse wohlwollende Gutmüthigkeit, womit der Vf. sie vorträgt, einiges Interesse erhalten. Vom zehnten Briefe an gewinnen die Nachrichten, durch manche minder bekannte Bemerkungen und Ansichten. Freylich gehört unser Vf. auch in der Fortsetzung seiner Reise von Marseille nach der türkischen Küste u. s. w. zu der leidigen Classe — der Zugvögel unter den Reisenden, welche nur gerade so lange an einem Orte bleiben, als nöthig ist, um sagen zu können: wir sind da gewesen: doch aber wirft er auf seinem eiligen Zuge durch jene selten bereisten Gegenden, manche Blicke auf die sich auf dem Wege darstellenden Gegenstände, welche hier einer Anzeige nicht unwerth sind. — So wie der gröfste Theil der, nur noch durch ihr Ansehen im hohen Alterthum, berühmten Inselgruppen im Archipelagus, liefert auch die armselige, schlecht angebauete und ungesunde Insel *Milo* (Melos der Alten), wo der Vf. landete, nichts weiter, als ein Gemälde des Elendes und der Zerstörung. — *Smirna*, einer der Hauptplätze für die Handlung im Orient, hat seit den (damals) letzten sechs Jahren an Volksmenge sehr gewonnen: man rechnete 130,000 Einwohner. Feinde aller Verbesserungen, verwarfen die Türken nach der grofsen Feuersbrunst in dieser Stadt im J. 1778 den Vorschlag der vielen daselbst ansafsigen Franken (Ausländer) den eingeäscherten Theil für eigene Kosten nach einem schönen Plan wieder aufzubauen. — Der Vf. bemerkt, veranlafst durch die zu seiner Zeit heftig wüthende Pest, einiges über die Ursachen und Natur dieser Krankheit. Dafs die Ausdünstungen der an der Pest Verstorbenen, wie hier behauptet wird, durchaus nicht ansteckend sind, ist doch wohl nicht ganz erwiesen. Die Gegend um Smirna ist romantisch schön; der ungemein fruchtbare Boden kommt der unbezwinglichen Indolenz der Türken zu Hülfe: er fodert wenig Cultur zur Hervorbringung des schönsten Getreides und Obstes. An Wildpret aller Art ist Ueberflufs, und keine Jagdgesetze beschränken hier die natürliche Freyheit des Landmanns, das Thier zu tödten, das seinen Acker verwüstet.

Die weitere Reise durch ein, wegen Armuth, Inhospitalität und fast ununterbrochene Pestseuche unwirthbares Land, bis *Yalova* machte der Vf. zu Pferde. Sie glich einem nomadischen Zuge und die Erzählungen davon sind unterhaltend. Alle Lebensbedürfnisse wurden mitgeschleppt, und des Nachts ward auf dem Felde unter Zelten campirt. Die, seit den letzten 20 Jahren in diesen Gegenden stark betriebene Baumwollenzucht macht den Hauptreichthum des Landes, besonders um *Kircagath* aus. Der Ort war, noch vor wenig Jahren ein ganz unbedeutendes Dorf, hat sich aber, durch diesen Betrieb, jetzt zu einem bedeutenden Handelsplatz emporgehoben. Ein elendes Ansehn haben die, aus schlechten Lehmhütten bestehende Dörfer. Man sieht ungewöhnlich viel Storchnester auf den Häusern: die Türken halten diesen Vogel für einen Schutzengel des Hauses, auf welches er sich niederläfst, gegen die Pest, und wenden deswegen alle Mittel an, um ihn zu sich zu locken. — *Maarlich* ist ein nicht unbeträchtlicher Handelsort. Die warmen Bäder zu *Chechirgi* wurden einst von Genuesern angelegt und werden noch bis diese Stunde sorgfältig unterhalten. Die grofse Stadt *Brusa*, in einer reizenden Gegend, zählt 130,000 Einwohner. In Seidenzucht und Seidenmanufacturen besteht ihr Hauptgewerbe. Die Strafsen auf diesem ganzen Strich sind aufserst schlecht. — Von *Yalova* ging der Vf. nach *Constantinopel* herüber: aber er eilt schon wieder davon, da er kaum angekommen war, deswegen enthalten seine Nachrichten über diese Stadt, obgleich er ihnen Interesse zu geben weifs, wenig Bedeutendes. — Reise nach *Galatz*. In der Bulgarey sind die Anstalten für Reisende höchst erbärmlich. Das unglückliche Land schmachtet unter dem Druck der grausamen und tyrannischen türkischen Regierung. Roh, eigennützig und raubgierig sind die Bewohner, und sehr gestimmt, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um ihr hartes Joch abzuschütteln. — Rufsische Greuel bey der letzten Eroberung von Galatz, in dessen Besitz sie damals noch waren. Das S. 169 über die Juden gefallte harte Urtheil steht mit des Vfs. sonst geäufserten Humanität im Widerspruch. — Reise durch die Moldau und Wallachey über *Fokshan* und *Ribnick*. Lob des gestürzten Fürsten *Ipsilanti*. — *Bucharest*. Hospitalität des jetzigen Fürsten der Wallachey, dessen Einkünfte sich auf 5,000000 Piaster belaufen, wovon aber die Pforte beynahe die Hälfte zieht. Beschaffenheit und Regierungsform des Landes. Zur Rothenpforte mufste

der Reisende eine beschwerliche zehntägige Quarantaine halten. Das allgemeine und gut motivirte Urtheil über die Bewohner des türkischen Reichs, besonders über Griechen und Türken, fällt sehr zu ihrem Nachtheil aus. Der Vf. lässt zwar dem Charakter der Türken den Zug der Gutherzigkeit und Hospitalität; — aber die abscheuliche Regierungsform, im Bunde mit dem blindesten Fanatismus, ersticken alles Gute, was sonst noch in der Nation liegt. Die Reise durch Ungarn bis nach *Wien*, enthält nichts Erhebliches: und die, sogar auf dem Titel ausdrücklich genannte Beschreibung von Wien ist kaum eine Erwähnung dieser Stadt zu nennen: da sie auf eilf grofs gedruckten Seiten abgefasst ist, wovon die Beschreibung der eckelhaften und barbarischen, nun endlich abgeschafften, Thierhetze, beynahe drey Seiten wegnimmt. — In Ansehung der Unvollkommenheiten der Verdeutschung dieses Werks, ist der Uebersetzer, durch Selbstcensur in einer Schlussanmerkung, der Kritik zuvorgekommen.

Erfurt, in Comm. in d. Beyer- u. Maringsch. Buchh.: *Gemälde meiner Reise aus Rufsland durch Litthauen und Polen nach Deutschland*, von *Carl Elzner*. I. Theil. 1797. 15 Bog. 8. (16 gr.)

Der Vf. führt in der Vorrede eine so pöbelhafte Sprache, dass er jeden Leser von der Ansicht seines Buches zurückschrecken muss, wenn er nicht, wie der Rec. seiner Pflicht das Opfer bringt, es durchzulesen. Im Grunde ist es zwar weniger widerlich, als man aus dem Ton der Vorrede befürchten muss, aber doch eines äufserst uninteressanten kleinlichen Inhaltes, der durch Plattheiten und fade Witzeleyen nur desto bemerklicher wird. Der Vf. lebte zu Berefowa, 490 Werste hinter Moscau, als Secretair und Gesellschafter bey dem Fürsten Bojasdow. Wie lange er dieses gewesen, und durch welche Folge vorhergegangener Schicksale er in diese Lage geworfen worden, sagt er nirgends. Durch den gewöhnlichen Weg wenigstens akademischer Empfehlungen, wodurch so mancher junge deutsche Mann in Rufsland ein temporäres Unterkommen findet, scheint er nicht dahin gekommen zu seyn: denn wir können nicht glauben, dass er eine gelehrte Erziehung genossen habe. Hier, wo es ihm wohl ging, wandelte ihn ein unzeitiges Heimweh an: und ob ihn gleich sein Fürst versicherte, dass er den Wechsel zeitig genug bereuen würde, beharrte er dennoch auf dem Vorsatz, Thüringen, sein Vaterland, wieder zu sehen, und bekennt nun, dass er thöricht gehandelt habe, und um des lieben Brodes willen schreibe. Daher lässt es sich denn auch wohl erklären, warum er seine unerhebliche Reisebeschreibung auf zwey Bändchen ausgedehnt hat. Es besteht aber dieser erste Theil aus 4 Abschnitten. 1) *Letzter Aufenthalt zu Berefowa. Beschreibung dieses russischen Landguts, seiner Bewohner* (des Fürsten, der Fürstinn, und ihrer Dienerschaft) *und deren Lebensart.* — Das Gut begriff 700 Seelen, d. i. verheyrathete leibeigene Bauern. Die Fürstinn war bey aller ihrer Cultur, eine unmenschliche Despotinn, die die Versehen ihrer männlichen Bedienten mit 100 — 200 Batoygen, der Kammermädchen aber mit 50 Ruthenhieben auf den blofsen Hintern bestrafen liefs, und jedesmal der Bestrafung, des Brüllens ungeachtet, beywohnte. 2) *Abreise von Berefowa durch Refan nach Moscau* — im Sommer 1795. Refan eine Gouvernementsstadt soll erst von der vorigen Kaiserinn angelegt worden seyn und doch schon gegen 8000 Einwohner haben. 3) *Moscau.* — Der ansehnlichste Pallast daselbst gehört dem Admiral, Grafen Orlof, der aber selbst einen andern bewohnt, und seinen Luxus im Marstall zeigt. Er fand an der einen lutherischen deutschen Kirche daselbst einen Prediger, *Heidecke* aus Merseburg, den er als den grösten Gelehrten und Kanzelredner schildert: auch fand und hörte er daselbst den grofsen Orgelspieler, *Häfsler*. Eins der gröfsten Gebäude ist das von *Katharina II.* angelegte Findelhaus, in welchem über 12000 Menschen leben sollen. Das meiste Gewerbe treiben Deutsche. Der Adel allhier ist reicher und doch viel geselliger als der in Petersburg. Die gerühmte grofse Glocke soll halb unter der Erde seyn. 4) *Reise von Moscau nach Smolensk*, in Gesellschaft eines Officiers. — Wer allenfalls noch Lust haben sollte, in Rufsland sein Glück zu versuchen, wird in diesem Buche manche belehrende Winke finden, so wie es überhaupt, unter manchen unbedeutenden Nebendingen, gute Nachrichten von dem bürgerlichen Leben und Charakter der Russen giebt.

Riga, b. Hartknoch: *Statistische Uebersicht der Statthalterschaften des russischen Reichs nach ihren merkwürdigsten Culturverhältnissen in Tabellen*, von *Heinrich Storch*. 1795. 131 S. kl. Fol.

Hat der Vf. gleich in dieser lehrreichen *Uebersicht*, die er als Einleitung seines auch von uns zu *seiner* Zeit vortheilhaft angezeigten statistischen Gemäldes des russischen Reichs voran schickte, noch nicht die neuern Statthalterschaften, die durch die letzten polnischen Theilungen dem Reiche zu gefallen sind, beschreiben können, weil sie erst später eingerichtet wurden. Dagegen sind die übrigen desto anschaulicher dargestellt. Er hat auch bey aller Kürze seiner tabellarischen Darstellung keinen wichtigen Umstand übergangen, der zur richtigen Charakterisirung einer jeden Provinz dienen könnte. Das Ganze besteht aus 45 Tabellen und einigen Anhängen, welche verschiedene Resultate aus dem mannichfaltigen Detail der ersten enthalten. Einer jeden Statthalterschaft ist eine besondere Tabelle gewidmet, die von ihrer Gröfse, Eintheilung in Kreise, vorzüglichsten Städten, natürlichen Beschaffenheit, Volksmenge nach der Zählung von 1782, von ihrem Anbau und culturfähigen Boden hinlängliche, und aus den zuverlässigsten Quellen entlehnte Nachrichten giebt. Unter den drey Rubriken: Productionen, Veredlungen und Umsatz, hat Hr. *St.* noch die vorzüglichsten Producte, Fabriken und Manufakturen nebst dem Handelsverkehr einer jeden zweckmäfsig beschrieben. Die Gröfse einer jeden Statt-

Statthalterschaft ist nach Quadratmeilen und Werften aufs genaueste berechnet, und ausser der Bevölkerung überhaupt, ist häufig die Volksmenge einzelner Kreise und die Häuserzahl in sehr vielen Städten angegeben. Ob alle Leser dem Vf. dafür danken werden, dafs er die hier erläuterten Provinzen nach ihrer nördlichen, mittlern und südlichen Lage geordnet hat, möchten wir beynahe bezweifeln. Diese Eintheilung ist zwar der Natur der Sache gemäfs, Hr. *St.* hatte sie auch um Wiederholungen zu vermeiden, als Einleitung voranschicken können. Allein bey einem Werke, das vorzüglich zum Nachschlagen dienen, dem Leser von diesen und jenen meistens unbekannten Landstrichen eines so ausgedehnten durch Clima, Cultur und Wichtigkeit so verschiedenen Reichs Unterricht geben soll, würden wir die alphabetische Stellung der seinigen vorgezogen haben, da sie das Aufsuchen so sehr erleichtert. Wir können hier dem Vf. nicht ins Detail seiner Angaben und Berechnungen folgen, womit er seine Beschreibungen so reichlich und belehrend ausgestattet hat. Wir wollen dagegen einige von den in den Anhängen gegebenen Resultaten mittheilen. Die Gröfse des ganzen Reichs, ohne die neuen polnischen Provinzen, berechnet er auf 335,267 Quadratmeilen. Der 61° der Breite ist derjenige, unter welchem Rufsland den gröfsten Flächenraum hat. Er ist zugleich genau die Mitte des Reichs, da es sich von 42½ bis zum 78° erstreckt. Die Zahl der Einwohner wird auf 33,000,000 Seelen geschätzt, ohne die, welche in den polnischen Acquisitionen leben. Eine andere Rechnung zeigt das Verhältnifs der Bevölkerung einer jeden Statthalterschaft, und wie viel Einwohner diese auf jede Quadratmeile zählen. Nach einer wahrscheinlichen Schätzung kann man für das ganze Reich 108⅞ Seelen auf die Quadratmeile annehmen, im europäischen Rufsland aber 405½, und in Asien nur 11½. Ein Verzeichnifs von 610 Städten enthält die Zahl ihrer Einwohner; aber dies ist ungefähr nur die Hälfte der russischen Städte, deren man wenigstens 1200 annehmen kann, von denen sehr viele weit unter 1000 Einwohner haben. In allen zusammen rechnet Hr. *St.* 3,500,000 Seelen. Die Waarenausfuhr aus allen russischen Häfen vom J. 1793 ist hier ebenfalls nach den einzelnen in den Zollregistern verzeichneten Artikeln eingerückt. Zur See ward von den Producten des Pflanzenreichs für 22,616.021, und von russischen Fabricaten für 19,443,273 Rubel ausgeführt. Hr. *St.* vergleicht auch die Ausfuhr früherer Jahre mit dem angeführten, um zu zeigen, welcher russischen Erzeugnisse das Ausland mehr oder weniger bedurfte. Er bemerkt zugleich die verschiedenen Preise mancher Producte, von denen einige zwey und dreyfach gestiegen sind. Eine andere Liste enthält die 1794 in Petersburg eingeführten Waaren. Aehnliche sind freylich schon von mehreren Jahren gedruckt vorhanden, allein diese unterscheidet sich von den schon bekannten, dafs nicht alle kleine Artikel, sondern die verwandten zusammengezogen registrirt sind. Die Kaiserstadt erhielt an Zucker für 5.893,000, an Wollenwaaren für 3,097,000, und an Färbematerialien für 2,368,000 Rubel. Zuletzt werden die Kosten der Civilverfassung in 42 Statthalterschaften angezeigt, von einigen auch die gewöhnliche Summe der kaiserlichen Einkünfte.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Didot d. j.: *Oeuvres poissardes de J. J. Vadé et de L'Echuse.* L'an IV. — 1796. 216 S. 12. Mit Vadé's Bildnifs. (16 gr.)

Man hat sich durch die Erzählung der frühern Revolutionsscenen an eine so widrige und furchtbare Vorstellung von den Pariser Fischweibern, (deren Einfalt und Leidenschaftlichkeit auch oft genug von Parteyführern gemifsbraucht worden seyn mag,) gewöhnen müssen, dafs man sie gern mit diesem lustigeren Bilde von ihren Sitten aus alterer Zeit vertauscht, dessen Aehnlichkeit aber vermuthlich wenig oder gar nicht gelitten hat. *Vadé*, den Diderot im *Jaques* unter die Inspirirten der Flasche zählt, war der Erfinder des *genre poissard*, welches sich, wie in der Vorerinnerung richtig bemerkt wird, dadurch vom Burlesken unterscheidet, dafs dieses eine blofs durch die Phantasie geschaffne Gattung des Komischen ist, in jenem hingegen wirkliche Natur dargestellt wird. Man kann die vorliegenden Dichtungen nicht kürzer und genauer beschreiben, als durch die Benennung poetischer Bambocciaten. Nur freylich haben die Bambocciaten der Malerey den Vorzug, dafs sie für sich selbst sprechen, da die poetischen, um ihre ganze Wahrheit und Lebendigkeit geltend zu machen, mimischer Talente des Vortrags bedürfen, welche Vadé denn auch in hohem Grade besessen haben und deswegen in den Pariisischen Gesellschaften sehr aufgesucht worden seyn soll. So sehr sich ein angeblich feiner, aber eigentlich ein prüder Geschmack daran ärgert; so haben doch von jeher die gebildetsten Nationen grofses Behagen an dergleichen Mimen aus dem niedrigen Leben gefunden. Gesunde, derbe, durch Arbeit abgehärtete Naturen sieht man sich hier, unbekümmert um die Schranken der Anständigkeit, lebendig bewegen; die Grobheit der *poissardes* ist naiv und drollig, und ihr entzündbarer Ungestüm nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr artig ist dies durch die Zusammenstellung mit einer feineren Empfindungsart in den *Bouquets poissards* gehoben, worin der Dichter seiner Geliebten die Händel erzählt, in die er bey dem Einkauf eines Strausses für sie mit den *Dames des halles* gerath. Z. B.

„Vlà," dit-elle, „du beau, mon roi
„T'nez voyez-moi toutça. Vlà-t'y d'la fine orange?
„Et ces oeillets? ça parle; on vous voit ça de loin.
Tenez, fleurez-moi ça! ça f'rait revenir un ange
S'il était mort." ..... Pendant ce baragouin
Elle ajuste un bouquet énorme,
Mais presque auſſi gros qu'un balai.
„Comment le trouvez vous?" Moi, lui dis-je, fort laid.
„Allez, monſieu le beau, que Charlot vous endorme!

„Tirez d'ici, meuble du Châtelet!"
Un tel propos n'etait point agréable.
Je me fais vu donner au diable
Par cent vendeuſes de bouquet.
Ces dames ſouvent ſ'abandonnent:
Si Lucifer prenait les gens qu'elles lui donnent,
Vous ne me reverriez jamais.
Pourtant ſans le ſecours de Flore,
Je prétends vous offrir mon hommage à mon tour.
Votre éclat ſeul vous pare et vous decore:
Les lys de la candeur, les roſes de l'Amour
Forment votre ornement, et brillent plus encore
Que les fleurs, que chacun vous preſente en ce jour.
Ah! direz vous, la ruſe eſt bonne!
Ne voulant rien donner, il ſait un compliment. etc. etc.

Hingegen *La pipe caſſée, poëme épi-tragi-poiſſardi-heroï-comique* (man ſieht, der Dichter hat den Kunſtrichtern die Verlegenheit erſpart, es unter eine Gattung zu bringen) *en quatre chants*, iſt ganz in der niedern Welt zu Hauſe, wo die Scene ſpielt. Doch ſind auch hier nur die Reden der Perſonen im Poiſſardendialekt; der Dichter ſelbſt bedient ſich des burlesken Tones und Sylbenmaaſses. So beſchreibt er zum Beyſpiel, wie ein Muſikant zum Tanze aufſtreicht.

Soudain il ſort du violon,
Qui par ſa forme ſingulière
Avait l'air d'une fouricière,
Des ſons, que les plus fermes rats
Auraient pris pour des cris de chats.

Die Poiſſardenſprache iſt vorzüglich reich an ſchimpfenden Benennungen und Vergleichungen. Man hat Shakſpeare's Erfindſamkeit hierin bewundert; aber ſeine Kunſt im Schimpfen iſt nichts gegen dieſe Natur. Der Ausdruck wird dann auch am fremdeſten, wie überhaupt für den Ausländer manches zu rathen übrig bleibt. Um einen Begriff von dem Tone zu geben, wählen wir eine der verſtändlichſten und am meiſten charakteriſtiſchen Stellen aus einer *Chanſon en l'honneur de Man'zelle Manon la Conturière.* Ihr Geliebter iſt durch Liſt und Gewalt angeworben, ſie wendet ſich an den König um ſeine Freyheit zu erlangen:

Ya Fontainebleau z'alle arrive,
Quaſi presque auſſi mort' que vive,
S'jette au cou de monſieux d'Villeroi,
Qu' alle prit d'abord pour le roi.

Monſieux; votre ſarvante. J' ſuis t'rôtre;
C' n'eſt pas moi qu'eſt t'roi, dit-y, c'eſt un autre:
Mon enfant, tenez ſ' v'là tout là bas. —
Ah! monſieux, je ſ'vois; n' bougez pas.

Sire, excuſez ſi j'vous dérange,
Mais c'eſt qu' je n'dors, ni bois, ni mange,
Du depuis que l'Amant que j'ai,
Sur vot' reſpect, z'eſt engagé.

On z'y a forcé ſa ſignature
De ſigner un papier plein d'ecriture;
Il ne ſerait point zenrolé,
Si zon ne l'avait pas violé.

Le roi, qu' eſt la juſtice même
Dit: Vous méritez qu' votre Amant vous aime;
Puis lui fit donner mille zécus
Et ſon congé par là-deſſus.

Ah! dit-elle, roi trop propice,
Sign' avait queuqu' choſe pour vot' ſarvice,
Je pourrions nous employer, dà! .....
Le roi dit, qu'il n'voulait rien pourya. etc, etc.

Das Lächerliche der Sitten wird durch den Contraſt mit den Geſchlechtern noch erhöht, und ſo nehmen ſich auch hier die Zänkereyen der Weiber und die Zärtlichkeiten der Männer am luſtigſten aus. Sehr drollig hat Vadé dieſe in den *Lettres de la Grenouillère, entre Mr. Jérosme Dubois, Pêcheux du Gros-Caillou et Mlle Nanette Dubut, blanchiſſeuſe de linge fin*, geſchildert. Nur bey einem Stücke *Diſcours des halles et des ports* iſt es namentlich angegeben, daſs es von L'Eſtoile herrührt. Den Beſchluſs machen *Chanſons grivoiſes* und burleske-Lobgeſänge auf ein paar Heilige.

Was einem Deutſchen beym Leſen dieſer Sammlung auffallen muſs, iſt, daſs man unter uns das Komiſche, welches aus der naiven Charakteriſtik der Dialekte und unvollkommnen Sprecharten entſpringt, das ſchon die Griechen gekannt, und die Italiener auf den höchſten Grad getrieben haben, das ſich auch im weiten Umfange unſrer Sprache und unſers Nationalcharakters im Ueberfluſſe findet, viel zu ſehr vernachläſsigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Die Wartung und Pflege der vorzüglichſten deutſchen Holzarten*: ein Unterricht für den deutſchen Landwirth. 1797. 96 S. 8. (6 gr.) Dieſe nach dem Titel zu urtheilen, von einem praktiſchen Forſtmann geſchriebene Abhandlung enthält zuförderſt eine ſehr kurze Naturgeſchichte der genannten Holzarten, nebſt Anweiſung ſie zu cultiviren. Von da aus geht der Vf. eben ſo kurz die mancherley Gefahren durch, welchen Wälder ausgeſetzt werden können, und erwägt nun die Fällungszeit und Schlagbarkeit des Holzes, nebſt der hieraus ſich ergebenden Schlagtheilung. Den Beſchluſs machen Betrachtungen uber das Brennwerk und Nutzholz. Ob nun wohl das, was der Vf. in dieſer Abhandlung anführt, wahr und richtig iſt; ſo wäre doch zu wünſchen geweſen, daſs er beſonders was den Culturproceſs und die Schlagtheilung anbelangt, die an ſich zwar lobenswürdige Kürze, nicht gar zu weit getrieben hätte, um dadurch Landwirthen, worunter doch unſtreitig Waldbeſitzer gemeynt ſind, und für welche er ſchrieb, eigentlich nützlich zu werden; ſo wie auch die beſtmöglichſte Nutzung eines Waldes eine beſondere Betrachtung verdient hätte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. Februar 1798.

PHYSIK.

PARIS, De l'Imprimerie du Cercle Social: *Exposition du Système du Monde*, par *P. S. La Place*, de l'Institut National de France et du Bureau des Longitudes. Tome I. 314 S. Tome II. 312 S. 8. l'An IV de la Rép. Franç.

In diesem Werk ist alles kurz zusammengefasst, was die anhaltendsten genausten Beobachtungen so vieler Jahrhunderte über das Weltsystem entdecken, und das scharfsinnigste Nachdenken unterstützt durch die feinsten Kunstgriffe des Calculs aus diesen Beobachtungen herleiten konnte. Einen Auszug aus einem solchen Werk darf man wohl nicht erwarten, theils weil die darin enthaltenen Wahrheiten überhaupt zu mannichfaltig, und zu sehr in einander verkettet sind, um in einem Auszug dargestellt werden zu können, theils weil der grosste Theil derselben hier nicht eben als neu und unbekannt, sondern durch die ganze Art der Darstellung und Zusammenordnung interessant wird. Es war nämlich Hauptabsicht des Vf. nicht nur die wichtigsten hieher gehörigen Entdeckungen selbst, sondern auch die einfachste Art, wie sie bey geübtem Nachdenken eine aus der andern entstehen konnten, darzustellen, um neben dem System von Wahrheiten zugleich die wahre Methode zu zeigen, die man bey Aufsuchung der Gesetze der Natur befolgen muss. Diesen Weg verfolgt er denn auch von den einfachsten Beobachtungen an bis zu den tiefsinnigsten Nachforschungen des menschlichen Geistes, von dem täglichen Auf- und Untergang der Gestirne an bis auf die Anwendung des Gesetzes der allgemeinen Schwere auf die vollständigste Erklärung der verwickeltsten Erscheinungen, in Ansehung der wechselseitigen Anziehungen, und der daraus entstehenden Störungen in den Laufbahnen der Planeten und ihrer Trabanten hinaus, mit einer bewundernswürdigen Klarheit, die sich eben sowohl in der bestimmten Darstellung der Grundbegriffe, und der beobachteten Erscheinungen, als in der lichtvollen Auseinandersetzung der Folgerungen zeigt, die aus den Erscheinungen, gerade am sichersten unter diesen oder jenen Umständen, gerade am leichtesten durch diese oder jene Schlussart gezogen werden können. Eine solche deutliche Darstellung war um so schwieriger, da der Vf. alles blos mit Worten ohne Formeln, und ohne Figuren ausdrücken wollte. Dadurch ist das Werk — und dies war wohl ohne Zweifel zugleich Absicht des Vf. — *wenigstens seinen Hauptresultaten nach* auch für Leser zugänglicher worden, die sich sonst vor Formeln und Figuren zu fürchten pflegen, wenn ihnen nur wenigstens historisch erlernte mathematische Begriffe nicht völlig fremd sind. *Ganz verständlich* kann es freylich nur dem Mathematiker seyn, der weiss, wie die hier oft nur kurz angedeutete Resultate vollständig entwickelt werden können; es kann deswegen auch natürlich kein Buch für Anfänger seyn, die Wissenschaft daraus zu studiren.

Das Werk ist in 5 Bücher getheilt. Das 1ste handelt die verschiedenen scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper, der Sonne, des Monds, der Planeten und ihrer Trabanten, der Kometen und der Fixsterne ab, und giebt Nachricht von der Zeit und ihrer Eintheilung, der Figur der Erde, und der Veränderung der Schwere auf ihrer Oberfläche, von Ebbe und Fluth, und endlich von der Erdatmosphäre und den astronomischen Strahlenbrechungen. Die schicklichste Zeiteintheilung würde nach dem Vf. diese seyn: den Anfang des Jahrs sollte die Frühlings-Nachtgleiche, wo die ganze Natur sich erneut, bestimmen, und das Jahr in 12 Monate von 30 Tagen, jeder Monat in 3 Decaden eingetheilt werden, am Ende des Jahrs würden dann 5 Tage als Ergänzung hinzugefügt. Statt aber den Anfang des Jahrs immer astronomisch auf die Mitternacht zu bestimmen, die vor der wahren Frühlings-Tag und Nachtgleiche vorhergeht (wie es die Neufranken nur mit Bezug auf die herbstliche Nachtgleiche thun) gefällt ihm doch das persische Einschaltungssystem besser, weil bey der ersten Methode die Jahre keine regelmässige, leicht in Tage zerlegbare Zeitperioden bleiben, und daher Verwirrung in der Geschichte und Zeitrechnung entstehen könnte, und weil auch manchmal der Anfang des Jahrs ungewiss werden könnte. Für den Anfang einer allgemeinen Zeitrechnung schlägt er das Jahr 1250 vor, in welchem das Apogeum der Sonnenbahn mit dem Sommersolstiz zusammentraf, und zwar den Augenblick der mittlern Frühlings-Nachtgleiche, welche zu Paris auf den 15. März 5″, 3676 fiel. Der Universalmeridian auf Erden würde durch den Ort gezogen, der in eben diesem Augenblick Mitternacht zählte, und der 185°, 2960 (den Quadranten nämlich, wie überall in diesem Werk, in 100° eingetheilt) östlich von Paris entfernt liegt. Dadurch würde, nach des Vf. Meynung alles Willkürliche, oder wenigstes alles auf individuelle moralische Gründe einzelner Volker Gebaute bey der Bestimmung der Zeitrechnung hinwegfallen, und dadurch dieser Kalender zur allgemeinen Annahme tauglich werden. Im 2ten Buche werden

nun jene im erſten Buche angeführte Erſcheinungen auf das, was daran Wirklichkeit iſt, zurückgeführt, und die Bewegung der Erde um ihre Axe, und um die Sonne, nebſt den daraus herfliefsenden Erſcheinungen, die Bewegung der Planeten um die Sonne, die Geſtalt ihrer Bahnen und die Geſetze ihrer Bewegung, und eben ſo die nämliche oder ähnliche Stücke bey Kometen und bey den Trabanten auseinandergeſetzt. Das 3te Buch enthält die allgemeine Geſetze des Gleichgewichts und der Bewegung der Körper. Dieſe Geſetze werden dann in dem 4ten Buche auf die Himmelskörper angewandt, und gezeigt, dafs ſich nach denſelben alle vorkommenden Erſcheinungen ohne Ausnahme aus dem Geſetz der allgemeinen Schwere herleiten laſſen, ja dafs die Theorie hierin bereits ſo vollkommen ſey, dafs ſie öfters der Erfahrung ſelbſt vorauseile, und Umſtände auseinanderſetze, worüber die bloſse Erfahrung bey aller Genauigkeit, der ſie heut zu Tage fähig iſt, oft erſt nach vielen Jahrhunderten hätte entſcheiden können. (Bekanntlich iſt es in den neueſten Zeiten vorzüglich der Vf. ſelbſt, der durch ſeinen Scharfſinn, und durch ſeine mühſame und genaue Rechnungen beſonders in Abſicht auf die Perturbationstheorie der Wiſſenſchaft die wichtigſten Dienſte dieſer Art geleiſtet hat.) Es wird alſo in dieſem Buche hauptſächlich von der Maſſe der Planeten, der Schwere auf ihrer Oberfläche, von den Störungen der elliptiſchen Bewegung der Planeten, der Kometen und der Trabanten, von der Figur der Planeten und des Saturnrings, von den Atmoſphären der Himmelskörper, von den Geſetzen der Ebbe und Fluth, von dem unveränderlichen Gleichgewicht der Meere, von den Schwankungen der Atmoſphäre, von der Vorrückung der Nachtgleichen und der Schwankung der Erdaxe, von der Schwankung des Monds gehandelt, und einige Bemerkungen über das Geſetz der allgemeinen Schwere angehangt. Endlich enthält das 5te Buch einen kurzen Abriſs der Geſchichte der Aſtronomie bey den Chaldäern, Aegyptern, Griechen, Arabern, Chineſen, Perſern, und in den neuern Zeiten, wo hauptſächlich die Entdeckungen Keplers und Newtons gehörig gewürdigt werden. Den Beſchluſs des ganzen Werks machen allgemeine Blicke auf das Weltſyſtem und Ausſichten auf die künftige Fortſchritte der Aſtronomie. Aus den Lambertſchen ähnlichen Blicken auf die Schöpfung zieht der Vf. ſehr ſcharfſinnig den Schluſs, Nebelſterne möchten wohl in Bezug auf uns die feſteſten Punkte ſeyn, mit welchen wir den Ort der Himmelskörper vergleichen können, weil ſie nämlich wahrſcheinlich nicht nur einzelne Sterne, ſondern ganze partielle Syſteme von Sternen ſind, deren Bewegung für uns wahrſcheinlich noch unmerklicher ſeyn wird, als die der einzelnen Sterne. Ueberhaupt iſt das Werk voll von dergleichen treffenden, oft nur gelegentlich angebrachten Winken. So, um nur noch ein Beyſpiel anzuführen, benutzt der Vf. die durch ſeine Rechnungen herausgebrachte groſse innerhalb einer Periode von 917 Jahren wiederkehrende Ungleichheit in der Bewegung Saturns und Jupiters, um chronologiſche Data der Völker, die ehedem Aſtronomie getrieben haben, und die Bewegung Saturns und Jupiters natürlich ſchneller oder langſamer finden muſsten, je nachdem ſie in dieſem oder jenem Theil der Periode von 917 Jahren lebten, zu prüfen. Die hauptſächlichſten Geſchäfte, welche der Vf. der Aſtronomie noch für die Zukunft anweiſet, ſind Beſtimmung der Verſchiedenheit der Abirrung des Lichts bey den verſchiedenen Fixſternen (welche der Vf. ſchon *a priori* daraus ſchlieſst, weil bey der verſchiedenen Gröſse und Dichtigkeit der Fixſterne einige das Licht ſtärker als andere anziehen, mithin ſeine Geſchwindigkeit mehr als andere vermindern müſſen); Verfertigung eines Verzeichniſſes der Sterne, die bloſs kurze Zeit erſcheinen, und Beſtimmung ihres Orts; Beobachtung aller veränderlichen Sterne, und der Perioden ihrer Lichtänderung; Beobachtung der eigenen Bewegung der Fixſterne. Dies in Anſehung der Fixſterne. Und dann in Anſehung unſers eigenen Sonnenſyſtems: Aufmerkſamkeit auf etwa bisher noch unbemerkt gebliebene Planeten; weitere Nachforſchungen über die Umdrehung um ihre Axe und die abgeplattete Geſtalt mehrerer Planeten und der meiſten Trabanten; nähere Beſtimmung ihrer Maſſen, ſo wie der ganzen Theorie ihrer Bewegungen, der Ungleichheiten der Oberfläche der Erde, und der Veränderungen der Schwere auf derſelben; Beobachtung alter zurückkommender, oder neu erſcheinender Kometen, die zum Theil in hyperboliſchen Bahnen von Sonne zu Sonne eilen dürften, ihrer Störungen durch Planeten, ſo wie der durch ſie auf Planeten und ihren Trabanten bewirkten Veränderungen, und eben ſo auch der Störungen, welche das ganze Sonnenſyſtem von den Fixſternen leiden kann. Man ſieht alſo freylich wohl: die Aernte iſt noch immer groſs, aber der Arbeiter ſind wenig. Freylich werden auch zu manchen dieſer Arbeiten nothwendig Jahrtauſende erfodert.

Aus Gelegenheit der Erwähnung der Büffonſchen Hypotheſe von der Entſtehung der Planeten, die noch ſo viele Schwierigkeiten gegen ſich hat, führt der Vf. jedoch mit der Schüchternheit, die einem an ſtrenge Evidenz gewöhnten Geometer in einem ſolchen Fall ſo natürlich iſt, auch eine Hypotheſe an, aus der ſich beſonders der Umſtand, dafs die Kometen alle in ſehr excentriſchen Bahnen laufen, leicht erklären läſst. Er ſtellt ſich nämlich vor, die Sonnenatmoſphäre habe ſich ehedem viel weiter als jetzt erſtreckt. Wenn nun damals Kometen mit allen möglichen Verſchiedenheiten der Excentricität vorhanden waren, ſo muſsten diejenigen, welche durch die Sonnenatmoſphäre gingen, durch ihren Widerſtand an Geſchwindigkeit abnehmen, ſich der Sonne nähern, oder gar darein fallen. Es blieben alſo gröſstentheils nur diejenigen übrig, die nicht durch die Sonnenatmoſphäre gingen, wovon für uns nur die ſichtbar ſeyn können, die bey dem hiedurch vorausgeſetzten groſsen Abſtand ihres Apheliums doch in ihrem Perihelium der Sonne und uns nahe genug kommen, um beobachtet werden zu können, d. h. die-

diejenigen, die eine sehr excentrische Bahn haben. Aber, wird man fragen, wo blieben denn bey dieser Hypothese die Planeten? Warum fielen sie nicht ebenfalls in die Sonne? Der Vf. meynt, die Planeten könnten wohl anfänglich nicht, wenigstens nicht als Planeten existirt haben, und erst nachher, so wie die Sonnenatmosphäre bey Erkältung auf der Oberfläche der Sonne sich nach und nach in immer engere Grenzen zurückzog, durch Verdichtung der ringförmigen Streifen (die er sich ungefähr wie Saturns Ring denkt) welche die Sonnenatmosphäre in der Ebene ihres Aequators zurückliefs, entstanden seyn. Daraus würde sich dann die Umdrehung aller Planeten um die Sonne in einerley Richtung, und beynahe in einerley Ebene, so wie ihre nach derselben Richtung und beynahe derselben Ebene gehende Umdrehung um ihre Axe, nebst der kleinen Excentricität ihrer Bahnen erklären. Auf ähnliche Art liefsen sich nun die Erscheinungen der Trabanten und ihre Entstehung aus den Atmosphären ihrer Hauptplaneten erklären. Freylich bleiben auch bey dieser Hypothese dem Forscher immer noch manche Fragen zu thun übrig, inzwischen darf er doch nie vergessen, dafs auch sinnreiche Hypothesen wenigstens nach und nach der Wahrheit uns näher bringen können.

Von diesem schätzbaren Werk ist sogleich eine Uebersetzung angekündigt worden, wovon wir den 1sten Theil vor uns haben:

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp und Wenner: *Darstellung des Weltsystems durch P. S. Laplace, Mitglied des Franz. National-Instituts und der Commission wegen der Meereslange. Aus dem Französischen übersetzt*, von *J. K. F. Hauff*. 1. Th. 1797. XVI u. 354 S. 8.

Rec. fand diese Uebersetzung, welche Hr. Prof. *Hauff* auf die Auffoderung seines Freundes, des bisherigen französischen Ministers zu Hamburg, Hn. *Reinhards*, übernahm, überall sehr sorgfaltig und fleifsig gearbeitet. Eine einzige Stelle zeichnet er aus, in welcher ihm der Sinn nicht vollkommen genau ausgedrückt scheint. Sie steht S. 15. der Uebersetzung. Es heifst dort von der täglichen Bewegung der Sonne: sie ändert sich im Verlauf eines Jahrs *vom Mehrern zum Mindern* um 736 Zehentausendtheile ihres mittlern Werths. Im Original heifsts: *son mouvement journalier varie en plus et en moins de* 336 (368) *dix millièmes de sa valeur moyenne.* Wörtlich übersetzt sollte es wohl heifsen: sie ändert sich, so dafs sie bald zu bald abnimmt (das erste drückt die Uebersetzung des Hn. *H.* nicht aus) um 336 (368) u. s. w. oder: von ihrem höchsten bis zu ihrem kleinsten Werth und umgekehrt um 736 u. s. w. Doch gerade diese unbedeutende Rüge des Rec. beweist, dafs ihn die Uebersetzung in der Hauptsache völlig befriedigt habe. Anfänglich hielt es Hr. *H.* nicht für unmöglich, das Werk durch Anmerkungen und Zusätze auch dem ersten Anfänger verständlich zu machen, und setzte in dieser Absicht den ersten Kapiteln einige Anmerkungen bey. Er fand aber bald, dafs dies öfters mehr Noten als Text erfodern würde, und schränkte sich vorläufig auf die blofse Uebersetzung ein, will aber nun das Publicum entscheiden lassen, ob er künftig noch, entweder als einen Anhang zum 2ten Theil, oder in einem eigenen Bande Erläuterungen zu dem Werke liefern, und was für einen Umfang er ihnen geben soll. Rec. gesteht offenherzig, dafs er die Möglichkeit nicht begreift, ohne einen äufserst weitläuftigen Commentar, der vielmehr ein eigenes grofses Werk ausmachen müfste, diese Schrift dem ersten Anfänger ganz verständlich zu machen, und für geübtere Leser wird sie wohl hauptsächlich durch den von Hn. *La Place* versprochenen *Traité de Mécanique céleste* die beste Erläuterung erhalten. Das wird wenigstens Hr. *H.* wohl selbst nicht glauben, dafs auch nur die ersten Kapitel durch die paar von ihm beygefügte Anmerkungen dem ersten Anfänger ganz verständlich worden seyen. Ueber 2 dieser Anmerkungen kann sich Rec. nicht enthalten sein Urtheil zu sagen. Die eine davon steht S. 48. Im Original heifsts: *Le retour des phases dépend de l'excès du mouvement synodique de la lune sur celui du soleil, excès que l'on nomme mouvement synodique lunaire.* Hier ist nun offenbar bey dem ersten Ausdruck *l'excès du mouvement synodique* ein Druckfehler, wie auch der Uebersetzer in der Vorrede einen Druckfehler vermuthet. Darüber geräth er nun in Eifer, und sagt: das ist *Kauderwelsch*, ein Ausdruck, den wir, so wie den in der Anmerkung auf der vorhergehenden Seite: das ist ein *hölzernes Schüreisen* aus einem mit so vieler Eleganz geschriebenen Werk wegwünschten. Nun versucht er weiters? selbst eine Erklärung von der synodischen Bewegung des Monds zu geben, und sagt: „die Zeit, welche verfliefst, bis der Mond wieder zur Sonne kommt, nachdem er einmal bey ihr gewesen ist, heifst der *synodische*, und die welche verfliefst, bis er wieder zum nämlichen Fixsterne zurückkommt, der *periodische* (richtiger der *syderal*) Umlauf des Mondes. Der Ueberschufs seines synodischen Umlaufs über den periodischen ist es nun, wovon die Zurückkunft seiner Lichtgestalten abhängt.“ Allein hierin irrt sich der Uebersetzer offenbar. Der Ueberschufs des synodischen Umlaufs über den periodischen (oder richtiger über den Syderalumlauf) hat auf die Mondsphasen gar keinen Einfluss. Sie könnten genau wie jetzo erfolgen, wenn auch dieser Ueberschufs ganz anders wäre, als er jetzt ist. Wir wollen einmal annehmen, der Mond käme, statt in 27 Tagen (um überall die runde Zahl zu setzen) wie jetzo, schon in 20 Tagen wieder zu dem nämlichen Stern zurück, in dieser Zeit aber hätte sich die Sonne scheinbar so weit fortbewegt, dafs der Mond noch 9 Tage brauchte, sie einzuholen; so würde offenbar der synodische Umlauf des Monds 29 Tage seyn, wie jetzt, sein Neulicht, und überhaupt seine Phasen würden nach 29 Tagen wieder kommen, wenn gleich der Ueberschufs des synodischen Umlaufs über den periodischen (richtiger Sideralumlauf) 9 Tage wäre, da jetzt nur 2 Tage Unterschied sind.

Vielmehr iſt ſynodiſche Bewegung (nicht ſynodiſcher Umlauf) des Monds, von welcher ſeine Lichtgeſtalten allein abhängen, nichts anders, als: relative Bewegung des Monds in Bezug auf die Sonne, oder der Ueberſchuſs der Syderalbewegung des Monds über die der Sonne. Die ganze Schwierigkeit loſet ſich alſo, wenn man bey *la Place* das einzige erſte Wort *ſynodique* in *ſyderal* verändert, woraus es durch einen Druckfehler entſtanden iſt, und ſo lieſt: *Le retour des phaſes dépend de l'excès du mouvement ſydéral de la lune ſur celui du ſoleil, excès que l'on nomme mouvement ſynodique lunaire.* Und eben ſo erklärt Hr. *la Pl.* ſelbſt die ſynodiſche Bewegung der Jupiterstrabanten T. I. p. 227. wobey Hr. *H.* keine Schwierigkeit gefunden zu haben ſcheint. Die andere Anmerkung, die wir hier noch berühren wollen, ſteht S. 100. Hr. *H.* tadelt hier mit Recht den Ausdruck *Vorrücken der Nachtgleichen*, ſtatt deſſen man beſſer ſagen ſollte: *Zurückweichen der Nachtgleichen*, nur glaubt er, dieſe Verwechslung laſſe ſich damit einigermaſsen entſchuldigen, weil man im gemeinen Leben Vorrücken und Fortrücken öfters als gleichgültig mit einander verwechsle, ohne zu beſtimmen, ob die Richtung *vorwärts* oder *rückwarts* gehe. Allein hieraus lieſse ſich doch die Entſtehung dieſes Ausdrucks höchſtens nur im Deutſchen (und auch da nicht wohl, denn wer würde von einer Armee, die retirirte, ſagen, ſie rücke vor?) begreifen, nicht aber die Entſtehung der Ausdrücke: *Praeceſſio Aequinoctiorum*, oder *Preceſſion des Equinoxes*. Dem Rec. ſcheinen dieſe Ausdrücke zwar nicht die bequemſten, aber doch ganz natürlich ſo entſtanden zu ſeyn. Die Aequinoctialpunkte weichen zurück *in Bezug auf die Bewegung der Sonne*, ſie bewegen ſich gegen die Ordnung der Zeichen, folglich von Morgen gegen Abend. *In dieſem Bezug* alſo könnte mans *Retrogradation*, *Zurückweichen* nennen. Aber eben, weil ſie ſich gegen Abend zu bewegen, ſo kommen ſie mit jedem Tag *früher als die Sterne, mit denen ſie vorher aufgingen*, über den Horizont herauf, gehen *früher* durch den Meridian, *früher* unter. *In dieſem Bezug* alſo *rücken ſie vor.* Eben ſo findet ſich bey ältern Aſtronomen öfters der Ausdruck *ſtella praecedens* von einem Stern, der weſtlicher als ein anderer ſteht, alſo früher durch den Meridian geht. Rec. würde minder ſtreng in der Bemerkung dieſer kleinen Unrichtigkeiten geweſen ſeyn, wenn nicht in einem, wie er ſchon gerühmt hat, auch in der Ueberſetzung ſonſt ſo gefeilten Werke dergleichen Flecken doppelt unangenehm auffielen.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kuſsler: *Johann Conrad Gütle, Zaubermechanik* oder *Beſchreibung mechaniſcher Zauberbeluſtigungen* mit dazu gehörigen Maſchinen. 2. Theil. 1797. 270 S. 8. mit XVIII Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. beſtimmt dieſe Mechanik für Liebhaber beluſtigender Künſte und zum Gebrauch auf Schulen und für Hofmeiſter, die ihren Eleven Unterricht in dieſer Wiſſenſchaft geben wollen. Es zerfallt dieſelbe in zwey Abtheilungen, von welchen die erſte die Erklärung der bewegenden Kräfte in 4 Kapiteln enthält. Unter dieſen enthält das erſte die nöthigen Grundſatze der Mechanik in Anwendung lehrreicher und unterhaltender Verſuche; das andere aber behandelt die verſchiedene Bewegung ſchwerer Körper, wobey die Lehre vom Fall und Steigen der Körper und die wichtige Lehre vom Schwung und Wurf ſehr faſslich vorgetragen, und mit gutgewahlten Exempeln erläutert ſind. Das 3te Kapitel hat die Kräfte des Menſchen, und das 4te jene der Thiere zum Gegenſtande, wobey der Vf. auch die neuern Data angiebt.

Die zweyte Abtheilung enthalt die Beſchreibung und den Gebrauch der einfachen Rüſtzeuge, wobey er im 5ten Kapitel vorläufig Nachricht von einem mechaniſchen Apparat oder einer Modelliſammlung giebt, die in ſeinem Verlag zu haben iſt. Das 6te Kapitel handelt von Maſchinen überhaupt und das letzte betrachtet den Hebel. Im Ganzen entſpricht das Buch, welchem bald der 3te Theil folgen ſoll, der Abſicht ſeines Vfs. Der Vortrag iſt ſehr verſtändlich mit möglichſter Vermeidung des Calculs, wofür dem Vf. die Leſer, für welche er dieſe Mechanik ſchrieb, allen Dank wiſſen werden. Auch ſind deſſen Fortſchritte mit der neuen Literatur dieſes Faches mit Recht zu loben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig: Praktiſche Anweiſung zum vortheilhaften Anbau der Fruchtbäume.* 1797. 80 S. 8. (5 gr.) — Der ungenannte Vf., ein ſächſiſcher Landpfarrer, hatte bey Herausgabe dieſer Anweiſung die löbliche Abſicht, ſeine Amtsbrüder und deren Gemeinden zum Anbau der Fruchtbäume auf Gemeinplätzen zu ermuntern. Er giebt deswegen hier die nöthigen Lehren wegen der Auswahl der fortzupflanzenden Stämme, des Aushebens und Beſchneidens derſelben; wie und zu welcher Zeit die Löcher ſollen gegraben, wie weit und in welcher Ordnung junge Bäume zu verſetzen und ihre Beſchadigung von Haſen und andern Thieren verhütet werden möge; wie ferner verſetzte Bäume gewartet; wie das mit unter auf Bäumen wachſende Moos vertilgt, und der Boden, auf dem ſie ſtocken noch, Nebennutzungen abwerfen könne. Wenn auch dieſe Lehren für den erfahrnen Pflanzer nichts neues enthalten, ſo ſind ſie doch ſehr ſchätzbar, weil ſie in einer Sprache beſchrieben ſind, die jenem Theil des Publicums, für welchen der Vf. ſchrieb, verſtandlich, und die Vorſchläge deſſelben allgemein nützlich und vortreflich ſind. Rec. hat das Vergnügen in ſeiner Nachbarſchaft ſich von der Gemeinnützigkeit jener Vorſchläge anſchaulich zu überzeugen, indem er Augenzeuge des groſsen Nutzens iſt, welchen einige Gemeinden durch den Anbau der Fruchtbäume auf ihren Gemeinplatzen aus demſelben nunmehr ziehen, und gewiſs würde ſich der Vf. freuen, wenn er durch einige ſeiner Amtsbrüder, welche ihr Einkommen in dieſen Gegenden durch den Obſtbau aufs dreyfache vermehrten, ſeine lobenswürdigen Vorſchläge ſo gut realiſirt ſehen könnte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Februar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Zürich, b. Orell, u. Comp.: *Chriſtian Ulrich Detlev von Eggers Archiv für Staatswiſſenſchaft und Geſetzgebung.* 1ter Band. 1795. XVI und 558 S. gr. 8. (2 Rthlr.) 2ter Band. 1796. VIII und 380 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebend.: *Chriſt. U. D. von Eggers Annalen der Staatswiſſenſchaft.* 1 Band für das Jahr 1795. VI. und 387 S. 1797. gr. 8.

Dieſe beiden Schriften, von welchen wir hier die erſten Bände anzeigen, ſind als ein Ganzes zu betrachten und der Anfang eines Werkes, welches ſowohl in Rückſicht ſeines Verfaſſers, als ſeines Gegenſtandes die Aufmerkſamkeit der Freunde der Staatswiſſenſchaft und eine ausführlichere Beurtheilung verdient. Ueber den Zweck und Plan dieſer Schrift ſagt uns Hr. v. E. in der Vorrede: „Es iſt vorzüglich beſtimmt, „den Geiſt und die gemeinnützigſten Bemerkungen, „aus einer ſehr groſsen Anzahl fliegender Blätter und „kleiner Schriften über Gegenſtände der Staatswiſſen„ſchaft und Geſetzgebung, aufzubewahren.“ — „Aus einer ungemein reichen Sammlung ſolcher „Schriften, welche ich, auf den Rath eines verehrungswürdigen Lehrers, ſchon mit dem J. 1775 an„fieng, bis zum Schluſſe des 1794ſten Jahrs fortge„ſetzt habe, — alſo aus Materialien eines Zeitraums „von zwanzig Jahren — liefere ich, in alphabeti„ſcher Ordnung, die wichtigſten Bemerkungen über „einzelne Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft und Ge„ſetzgebung.“ — „Wem es in dieſem Fache um „Wahrheit zu thun iſt, der muſs davon ausgehen, „daſs er kein Syſtem annimmt, keiner Partey zuge„than iſt.“ — „So viel möglich ſollen meine Auszüge getreu, vollſtändig, charakteriſtiſch ſeyn, mei„ſtens mit den eigenen Worten der Verfaſſer. Ich „thue aber auch oft von dem Meinigen hinzu. Bald „ſind es Urtheile über die Meynungen anderer; bald „einzelne kleine Ausführungen, wozu mich die Ver„gleichung vieler Schriften veranlaſste.“ — „Lite„ratur bin ich bemüht geweſen bey jeder Materie „vollſtändig zu geben. Hier ſind nicht bloſs kleine „Schriften die eigentlichen Materialien meines „Werks, — ſondern auch alles, was in dem Zeit„raum der letzten zwanzig Jahre herausgekommen „iſt — in Deutſchland nämlich, von fremder Lite„ratur nur das Auffallendſte — angeführt.“ Nach dem erſten Plane ſollten die Zeitſchriften, weil wir über ſolche ſchon ein zweckmäſsiges Repertorium beſitzen, ausgeſchloſſen ſeyn. Der Vf. änderte aber dies, wie er in der Vorrede zum 2ten Bande ſagt, auf die hierüber von einigen Recenſenten gemachten Bemerkungen ab, wodurch unſtreitig dieſes Werk einen höhern Grad von Vollſtändigkeit erlangt. „Es „iſt keinesweges meine Abſicht, dem Publicum Sa„chen, die es ohnehin kauft, noch einmal in die Hän„de zu bringen. Deswegen richte ich meine Arbeit „auch auf keine Abhandlung, die ſchon in andern „Sammlungen ſteht.“ — „Indeſs giebt es einige „Materien, bey denen ich eine Ausnahme machen „dürfte. Dies ſind ſolche, die in unſern Tagen ſehr „beſtritten wurden, die wir noch bey weitem nicht „aufs Reine gebracht haben, deren Einfluſs auf die „innere Wohlfahrt der Staaten entſchieden iſt. Hier „ſchien es mir nicht überflüſſig; es ſchien mir viel„mehr ſehr nützlich zu ſeyn, das wichtigſte, was in „den letzten zwanzig Jahren davon geſagt iſt, noch „einmal neben einander zu ſtellen.“ — „Wie ſtark „das Ganze werden mag, bin ich, natürlicher Wei„ſe, vorher zu beſtimmen nicht im Stande. Die Ent„ſcheidung wird hauptſächlich auf dem Beyfall beru„hen, den die erſten Bände finden. Ausdehnen will „ich es indeſs gewiſs nicht; vielmehr beſtrebe ich „mich, den Vortrag, ſo viel ich kann, zuſammen zu„ziehen, um weder Leſer noch Käufer zu ermü„den.“ — „Damit aber, nach Verlauf verſchiedener „Jahre, — nicht wieder neue Supplementbände er„fodert werden, habe ich mir vorgeſetzt, gleich vom „Anfange mit dieſem Werke ein anderes zu verbin„den, das mit der neueſten Literatur gleichſam „Schritt halte. Ich will nämlich jährlich einen mäſsi„gen Octavband herausgeben, um darin das Wich„tigſte aus allen, im Verlaufe des nächſtverfloſſenen „Jahres herausgekommenen kleinen Schriften und „fliegenden Blättern dieſes Faches zu befaſſen, und „zugleich, als Supplement zu den ſchon in dem er„ſten Werke bearbeiteten Artikeln nachzuholen, was „mir etwan nachher erſt bekannt ward. Plan und „Methode ſind alſo in dieſer Zeitſchrift gerade die„ſelben als in dem Archiv. Nur kann jene nicht ſo „umſtändliche Erörterungen enthalten, als dieſes. „Hingegen wird die Literatur in jener vollſtändiger „ſeyn. Das Detail ſpeciellerer Unterſuchungen über „Gegenſtände des Handels, der Fabrikwiſſenſchaft, „Oekonomie und dergleichen inneren Facher, ge„hört nicht zu meinem Zweck.“ Der Vf. erklärt endlich am Schluſſe ſeiner Vorrede: er ſetze mit Zuverſicht voraus, daſs dieſe beiden Werke nirgends würden verboten werden; ſollte es aber geſchehen: ſo kündigt er an, daſs er ſich dabey nicht beruhigen, ſondern alles anwenden werde, die wahre Lage der

Sache vor die Augen der Regenten zu bringen, deren Zutrauen durch kurzsichtige oder übelgesinnte Räthe gemifsbraucht werde. Nach Nr. 144. des letzten Jahrgangs des Intellig. Bl. der A. L. Z. stehen die Annalen wirklich auf einem langen Verzeichnisse verbotener Bücher; der Vf. wird daher Gelegenheit haben, zu versuchen, ob es da, wo man schon das Prüfen und Abwägen der Gründe und Gegengründe für gefährlich hält, möglich sey, dem Regenten die wahre Lage einer Sache vor die Augen zu bringen, wenn diejenigen, welche ihn umgeben, sie ihm in einem falschen Lichte vorstellen wollen. Mit Billigkeit läfst sich nicht leugnen, dafs der Herausgeber zu der angekündigten Arbeit, wenn sie das Werk eines Mannes seyn kann, durch seine Kenntnisse und seinen Fleifs so wohl als durch seine gemäfsigte Denkungsart und selbst durch seine persönliche Lage vorzüglich geschickt sey; und wir zweifeln nicht, dafs diese Sammlung den Freunden der Staatswissenschaft willkommen seyn, und bey dem in unsern Tagen so sehr gestiegenen Interesse für diesen Zweig der Gelehrsamkeit hinlängliche Unterstützung finden werde. Wir können indessen den Wunsch nicht bergen, dafs Hr. v. E. sich hie und da engere Schranken gesetzt hätte, welches, zuweilen wenigstens, dem Plane, den er sich vorgezeichnet hat, unbeschadet, unserer Einsicht nach, hätte geschehen können. Eines Theils hat es das Publicum schon so oft erlebt, dafs Werke der Art, in welchen die ersten Buchstaben mit vielem Fleifse ausgearbeitet waren, unvollendet blieben; und andern Theils dürfte es bey dieser Behandlung so zahlreich an Bänden werden, dafs es nur für die Bücherfammlungen bemittelter Gelehrten angeschafft werden könnte. Da Hr. v. E. dieses nach der Vorrede zum 2ten Bande selbst fühlt, ob er es gleich für unbillig hält, „strenge Rechnung „mit den Worten zu halten, wenn die Gedanken „wissenswerth sind:" so dürfen wir an der Erfüllung dieses Wunsches nicht zweifeln; und schon der 2te Band beweiset das ernstliche Bestreben des Herausgebers, ihm Gnüge zu thun, obgleich auch hier noch Manches ohne wesentlichen Nachtheil des Ganzen hätte kürzer gefafst werden können.

Der erste Band enthält aufser der Einleitung nur 5 Artikel: *Abolitionsrecht*, *Abzug*, *Accidentien*, *Accise*, *Adelsgeist*, wovon der letzte allein 458 Seiten einnimmt, der 2te Band aber deren 17. Wir wollen sie hieher setzen, weil dadurch unsere Leser am besten in den Stand gesetzt werden, von dem Umfange dieses Archivs zu urtheilen: *Adespota*, *Adiaphora* (vorzüglich über Denk- und Urtheilsfreyheit, Clubbs etc.) *Advocaten*, *Akademien*, *Ackerbau*, *Actienhandel*, *Alter*, *Amnestie*, *Amortization*, *Analogie*, *Anarchie*, *Angeberey*, *Annuitäten*, *Anonymität*, *Anwartschaften*, *Apanagirte Prinzen*, *Apotheken*, wovon nur drey *Advocaten*, *Akademien* und *Apotheken* ohngefähr zwey Drittel des ganzen Bandes, die übrigen 14. nur ein Drittheil einnehmen. In den *Annalen* erhalten wir Auszüge und Abhandlungen über 33 Artikel, welche wir aus gleichem Grunde wenigstens für diesesmal hier mittheilen wollen: *Adel*, *Akademien*, *Angeberey*, *Aufklärung*, *Bedienungen*, *bürgerliche Gesellschaft*, *Erbfolgerecht*, *Erziehung*, *Freyheit*, *Friede*, *Gefangnifsstrafen*, *Gesetzbuch*, *Gesinde*, *Gesundheit*, *Glauben*, *Jagd*, *Innungen*, *Kopfsteuer*, *Leibeigenschaft*, *Lotterien*, *Menschenrechte*, *Moden*, *Patriotismus*, *Reformen*, *Regent*, *Regierungsform*, *Religion*, *Sonntagsschulen*, *Staatseinrichtung*, *Staatsverfassung*, *Staatsgebrechen*, *Staatsvertrag*, *symbolische Bücher*. Der Vf. hofft durch sein Unternehmen zu Erhaltung und Befestigung der Ruhe in Deutschland mit zuwirken. Wir sind auch mit ihm darin ganz einverstanden, dafs Aufklärung der Regierenden und Beherrschten über die gegenseitigen Rechte und Ansprüche eines der zweckmäfsigsten Mittel sey, Unruhen vorzubeugen; ob wir gleich nicht eben so überzeugt von der „unwiderstehlichen „Kraft des aufgeklärten Verstandes über die dunklern Antriebe der Sinnlichkeit und Leidenschaften" sind, als unser Vf. (S. Archiv Th. I. Vorrede). Die Einleitung giebt eine *Uebersicht des gegenwärtigen Standpunkts der Staatswissenschaft und Gesetzgebung*, welche zwar nicht eben neue, aber doch richtige Bemerkungen über den Einfluss der Begebenheiten unserer Tage auf diese Wissenschaft, — über die Nothwendigkeit der Reformen, um Revolutionen zuvorzukommen, — über die ehemals langsame, jetzt schnelle, Verbreitung der Grundsätze — über die Erfoderniffe des politischen Schriftstellers, Unbefangenheit und Prüfung seiner Kenntnisse, enthält.

Bey dem *Abolitionsrechte* wird erst untersucht: ob der Richter dieses Recht bey Verbrechen habe? Der Vf. räumt es ihm nur in zwey Fällen ein. „Erstlich „wenn ihm persönliche Umstände bekannt wären, „welche die Unschuld des Beklagten aufser allen „Zweifel setzten, ungeachtet des gegen ihn einstre„tenden Verdachts." Dann zweytens, „wenn der „Regent glaubt, es sey eine Collision vorhanden „zwischen dem Vortheil des Staats durch die Entlas„dung des Beklagten von der gerichtlichen Behand„lung, und dem Vortheil des Staats durch gerichtli„liche Ausmittelung seiner Schuld." Der Vf. bemerkt selbst, dafs in dem ersten Falle der Regent doch immer dem Richter seine Gründe mittheilen könne; und er glaubt, dafs der Regent dies zu thun verpflichtet sey. Rec. will den Satz nicht bezweifeln, aber die aufgestellten Gründe thun ihm nicht Gnüge. „So lange," sagt Hr. v. E., „ich Fiscal bin, ge„hören die Gerechtsame meines Amts zu meinen per„sönlichen Rechten. Ich habe dem Staate, nicht „blofs dem regierenden Individuo Treue geschwo„ren." „Der Fiscal hat ein eben so vollkommenes „Recht, auf Untersuchung eines wahrscheinlichen „Verbrechens zu dringen als jeder Privatmann." Allein der Fiscal mufs als Sachwalter sich nach dem Willen des Staats in den Geschaften, die er für ihn besorgt, richten, also auch nach dem Willen dessen oder derjenigen, welche den Staat repräsentiren. Dies thut nur in ganz despotischen Staaten der Regent allein. In andern sind ihm Landescollegien etc. bey-

Digitized by Google

beygegeben. Unter diesen steht der Fiscal; und es lässt sich nicht wohl einsehen, wie er ein vollkommenes Recht zu Untersuchung eines wahrscheinlichen Verbrechens haben könne, wenn ihm der Staat durch den Mund dieser seiner Repräsentanten sagt, dass es nicht untersucht werden solle. Dass der Regent pflichtwidrig handle, wenn er aus Privatabsichten, — ingleichen die Richter und Räthe, wenn sie aus solchen, oder aus Gefälligkeit gegen den Regenten, Verbrecher der in den Gesetzen bestimmten Strafe entziehen, lässt sich nicht läugnen; das hat aber der Fiscal nicht zu verantworten, er hat nicht einmal die Pflicht darnach zu fragen.

Es könnte auch vielleicht den beiden angegebenen Fällen noch ein dritter beygefügt werden, in welchem am häufigsten das Abolitionsrecht ausgeübt wird: wenn nämlich auf ein Verbrechen in den Gesetzen eine mit der Moralität der Handlung in keinem Verhältnisse stehende Strafe bestimmt ist, z. B. auf Ehebruch die Todesstrafe; allein er wird wohl um deswillen hier übergangen, weil es unstreitig besser seyn würde, die alten Gesetze durch zweckmäfsigere aufzuheben, als in jedem einzelnen Falle durch Abolitionen sie unwirksam zu machen. Leider aber erröthet man noch jetzt in manchen Staaten nicht, das Aboliren als eine Finanzoperation zu betrachten.

Die Materie vom *Abzugsgelde* ist hier nach sehr richtigen und billigen Grundsätzen beurtheilt; und der Vf. hat, ohne zu ausführlich zu seyn, das Wichtigste, was sich über den Ursprung und die Eintheilung desselben, über die Personen, welche es entrichten, über die Sachen, von welchen es gegeben wird, und über die Aufhebung sagen lässt, hier auf *einen Bogen* zusammen gezogen und die Abhandlung mit der Beurtheilung der Frage: ist das Abzugsrecht dem allgemeinen Staatsrecht gemäfs? beschlossen. Es wird solche, wie zu erwarten war, verneinend beantwortet. Gewiss würde auch diese Abgabe schon längst aufgehoben worden seyn, wenn sie nicht eine so bequeme Einnahme gewährte.

Dem folgenden Artikel: *Accidentien*, sind nur 6 Seiten und dem Artikel: *Accise* 8. gewidmet. Desto ausführlicher wird, wie wir schon erwähnt haben, die Materie vom *Adel* abgehandelt. Hr. *v. E.* ist billig genug, in der Vorrede zum 2ten Bande die zu sehr gehäuften Auszüge und deren Weitschweifigkeit selbst zu tadeln. Der ganze Aufsatz besteht gröfstentheils aus einer bunten Reihe von Urtheilen bekannter Schriftsteller über den Adel und dessen Rechte, welchen Anmerkungen des Vfs. beygefügt sind. Auf die billigen Grundsätze eines Marquis *von St. Tres* folgt das Urtheil eines *Barthes: (Nouveaux Essais sur la Noblesse.)* „Ein Edelmann ist nicht ein Geschöpf „der Politik; er ist im vorzüglichsten Verstande das „Werk der Natur. In ihm legte sie ihre höchsten „Absichten; in ihm vereinigte sie ihre ganze Kraft.“ Auf des Amerikaners *Barlow* Angriffe des Adels, Hn. *v. Arnims* Vertheidigung, bey deren Beurtheilung Hr. *v. E.*, so wenig wir auch diese Schrift oder die darin enthaltenen Grundsätze in Schutz nehmen wollen, doch mit zu viel Bitterkeit spricht. Rec. hat in dem ganzen Werke sonst nur wenige Stellen gefunden, von welchen er dieses sagen könnte. Z. B. S. 37. „Weil der Fürst etwa gnädigst geruhete, be„sagten Handel (Menschenhandel) *en gros* oder *en de„tail* für höchstdero eigene Rechnung anzulegen;“ ingleichen S. 48. und 53. In den folgenden Aufsätzen scheint der Vf. diesen Ton eben so sorgfältig vermieden zu haben, als die S. 36. und 52., vorkommenden Abschweifungen, in welchen er den Lesern sagt, wie er selbst in einem oder dem andern Falle handeln würde. Hier kömmt es nur darauf an, zu zeigen, was die Pflicht fodere, nicht ob der Vf. diesen Foderungen mit Aufopferung seines äufsern Wohlstandes eine Gnüge thun würde. Rec. traut dieses zwar dem Vf. zu; bey dem gröfsern Publicum finden aber dergleichen Versicherungen, wenn auch ein Schriftsteller seine Ehre zum Pfande setzt, insgemein wenig Glauben. Die Grundsätze des Vf. wird jeder für billig und gemäfsigt erkennen müssen. Nur bey einem Punkt in den sonst sehr zu empfehlenden Resultaten für Regenten, mit welchen sich der Artikel vom Adel und der erste Band schliefst, scheint Hr. *v. E.* von denselben etwas abzuweichen. „Er nehme „dem Adel die Jagdgerechtigkeit, so fern sie den „Bauer beeinträchtigt.“ Dass die Jagd den einen Bürger beeinträchtigt, kann wohl nach dem Staatsrechte kein Grund seyn, sie dem Andern *zu nehmen*. Der Regent kann das nicht; aber er kann und soll solche Einrichtungen treffen, dass der Mifsbrauch abgestellt und jedem Staatsbürger sein Eigenthum gesichert werde.

(Der Beschluss folgt.)

OEKONOMIE.

Ulm, b. Stettin: *D. Christoph Wilhelm Jacob Gatterers allgemeines Repertorium, der forstwissenschaftlichen Literatur*, nebst beygefügten kritischen Anmerkungen über den Werth der einzelnen Schriften. *Erster Band.* 285 S. *Zweyter Band.* 200 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der 1ste Theil dieses Repertorii zerfällt in XI Kapitel, unter welchen Nr. 1. die Anzeige der Einleitungsschriften, unter den Rubriken, forstwissenschaftliche Hülfswissenschaften, und Hülfsmittel enthält. Hier kommen also Anzeigen von Büchern vor, welche in das Mathematische, Physische, Botanische, Zoologische, Mineralogische, Chymische und Technologische des Forstwesens einschlagen. Bey der Literatur der Hülfsmittel kommen ferner vor, Nachrichten von Sammlungen getrockneter Pflanzen, Früchte, Blätter, Saamen, Holz und Insecten, von Abdrücken getrockneter Pflanzen, von Forst-Plantagen, und Akademien. — Das II Kap. enthält unter dem Titel Bibliotheken die Literatur solcher Werke, welche von allen das Forstwesen angehenden Schriften Nachricht ertheilen. III. Historische Schrif-

ten. IV. Wörterbücher, deutsche und ausländische, in welchen die Forstwissenschaft in alphabetischer Ordnung bearbeitet ist. V. Forstwissenschaftliche Systeme und Lehrbücher, deutsche und ausländische. VI. Geographische den Forstzustand gewisser Länder oder Gegenden enthaltende Schriften. VII. IX. X. Begreift Forst-Journale, Forst-Kalender, Gesellschafts und vermischte Schriften; und Nr. XI. schliesst den ersten Band mit der Literatur des Forstrechts, und der Forstordnungen.

Der 2te Theil enthält die Literatur der einzelnen Theile des Forstwesens in IV Kapiteln. Unter diesen betrachtet Nr. I. die Forstgewachse, in ihren verschiedenen Eintheilungen, und Eigenschaften, Nr. II. die Holzzucht; III. die Forstpflege; IV. die Forstnutzung.

Das Ganze schliesst ein vollständiges Register über beide Theile. Bey den meisten Schriften sind Extracte über ihren Werth, aus gelehrten Zeitungen und Nachrichten beygefügt. Das Ganze geht bis auf das Jahr 1796; und es ist die Fortsetzung dieses gemein nützlichen Werkes, durch dessen Herausgabe der Vf. sich neuerdings um die forstwissenschaftliche Literatur äufserst verdient gemacht hat, sehr zu wünschen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. 1) *Jena*, b. Göpferd: *Bemerkungen über die schädliche Wald-Raupe.* Nebst den Mitteln zu ihrer Vertilgung von *Georg Friedrich Zinke.* 1797. 32 S. kl. 8. (2 gr.)

2) *Aufruf an den Bürger und Landmann, zur Vertilgung der schädlichen Wald-Raupe;* auf Befehl der Königl. Preufs. Kriegs- und Domainen-Kammer zu Bayreuth herausgegeben von *Georg Friedrich Zinke.* 1797. 22 S. kl. 8.

Die Veranlassung zu beiden Schriften gab das grofse Unglück, welches seit einigen Jahren insbesondere die Vogtländischen Tannen- und Fichtenwaldungen, durch die aufserordentliche Vermehrung einer Raupe betraf, aus welcher jener Nachtvogel entsteht, welchen man nach Linné die *Nonne* heifst.

Der Vf. giebt daher die Naturgeschichte dieser Raupe, und zeigt dabey, in wiefern sie von andern, dem Nadelholz nicht minder gefährlichen, nämlich der Kiefer- und Tannen-Raupe unterschieden werden kann; wobey der Vollständigkeit der Sache wegen, die Abbildungen der Raupen und ihrer Phalänen zu wünschen gewesen wären.

Die Mittel diese Raupen zu vertilgen bringt der Vf. auf *zehn* und fährt unter diesen zuvörderst, das Anzünden eines mit solchen Raupen angefüllten Districts an. Dies ist nun freylich der kürzeste Weg, dem Distrikt sammt den Raupen ein Ende zu machen; es möchte also dieses Mittel nach der Bemerkung des Vf. nur da angewandt werden, wo durch die Aufopferung eines kleinen Districts ein anderer gröfserer gerettet werden kann.

Sehr vieles und fast alles lafst sich hingegen nach der Meynung des Rec. von dem Mittel Nr. 2. hoffen, wo der Vf. das Rauchwerk empfiehlt. Er räth zu dem Schwefel; vielleicht lafst sich aber noch ein anderes Mittel auffinden, durch dessen Geruch die Raupen entweder erstlicken, oder in einen so beklemmten Zustand versetzt werden, dafs sie von dem Walde auswandern, auf welchem Wege sie nun in senkrecht abgestochenen Gräben könnten gefangen und vertilgt werden. Es wäre daher nach dem Wunsche des Rec. sehr zu wünschen, dafs Naturforscher ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richten möchten, für welchen schon die Analogie bey Insecten und Thieren spricht. Das Abschütteln und Abkehren der Raupen nach Nr. 3. und Nr. 4. bey Sonnen-Aufgang nach einem starken Thau, ist nach Rec. Bemerkung vorzüglich bey nasser Witterung erst recht ergiebig, wo bekanntlich die Raupen sich an den Aesten in Knäule wickeln, um sich gegen die Nässe zu schützen. Selbst schon die feuchten Abendwinde sind ihnen ungünstig, da sie an diesen Seiten immer einen Saum fast unangegriffen übrig lassen, welcher dem Wind zuvörderst ausgesetzt ist. Das Bespritzen der Bäume mit Wasser, nach Nr. 5. wird wenig ins Grofse angewandt werden können, so wie das von andern vorgeschlagene Bestreichen der Bäume mit klebrichten Substanzen. Desto nützlicher aber ist Nr. 6. und 7. und Nr. 10. oder die Einsammlung der Cocons und der Schmetterlinge zu empfehlen, da durch diese Operation ganze Generationen auf einmal vernichtet werden.

Zu erstern kann man sich nach Rec. Meynung gabelförmiger auf Stangen gesteckter Haken bedienen, durch welche die Zweige abgekneipt werden können, und letzte werden dann mit Netzchen gefangen. Das Anzünden der Feuer in den Wälde nach Nr. 8. ist theils gefährlich, theils wenig ergiebig, denn nur vorzüglich die Männchen fliegen dem Feuer zu, verbrennen sich aber meist nur in etwas die Flügel; denn selten geschiehet es, dafs sie sich wirklich in die Flamme stürzen. Sehr ersprieslich ist dagegen Nr. 10. wo die Deportirung des Mooses und der Streu in einem solchem angesteckten Walde zu einer Zeit empfohlen wird, wo die Raupen noch in ihrem im Winterungszustand sich verbergen. Vorzüglich aber rät nach Rec. Meynung die Schonung aller Insecten, Vögel und anderer Thiere zu empfehlen, welche entweder die Raupen, die Schmetterlinge oder ihre Eyer verzehren. Selbst der Maulwurf thut hier das seine. Durch Anwendung solcher Mittel wenn sie mit Ernst fortgesetzt werden, können wir dieser fürchterlichen Landplage entgegen arbeiten, bis die Natur selbst hierin zu Hülfe kommt; die übrigens auch nicht alles umkommen lafst, was wir gegenwärtig für verloren halten; indem ein Theil der abgefressenen Keime sich öfters wieder erholt, wie der Koth der Raupen als Dung-Mittel in Fäulnifs übergegangen ist.

In dem Aufruf an den Bürger und Landmann giebt der Vf. abermals die Naturgeschichte dieser Raupe, und empfiehlt das Publicum den Verordnungen ihrer Obern, welche deswegen ergehen würden, gehorsam nachzuleben. Vermuthlich hat der Vf. beide Aufsätze kurz nach einander geschrieben, weil in diesem ohne Druckort und Verleger erschienenen Aufruf die Naturgeschichte dieser Raupe in ganzen Stellen wörtlich wie in seinen Bemerkungen lautet. — Sollte der Vf. Verleger sich darüber nicht fast als über einen Nachdruck beschweren dürfen?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Februar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Zürich, b. Orell u. Comp.: *Chriſtian Ulrich Detlev von Eggers Archiv für Staatswiſſenſchaft und Geſetzgebung* etc.

2) Ebend., *C. U. D. von Eggers Annalen der Staatswiſſenſchaft* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Der erſte Artikel des 2ten Bandes iſt gröſstentheils wieder dieſer Jagdbefugniſs gewidmet. Rec. kann aber auch hier, ſo ein erklärter Feind der mannichfaltigen Jagdmiſsbräuche er iſt, des Vfs. Beurtheilung und Gründe nicht immer richtig finden. Wie mag dieſer z. B. S. 10. behaupten: daſs das Jagdrecht immer als unentgeldliches Privilegium von dem adlichen Gutsbeſitzer geübt werde?

Th. I. S. 177. tadelt Hr. *v. E.* den geh. Kanzleyſecretär *Brandes*, und weiſt ihn beſonders wegen des Miſstrauens gegen die Advocaten als Staatsrepräſentanten zurechte. Hr. *v. E.* ſagt: „Unter den letztern „(den deutſchen Advocaten) finden ſich wahrlich viele „ſehr hellidenkende, mit ungemein vieler praktiſchen „Menſchenkenntniſs, und vielen zur Beförderung des „gemeinen Beſtens ſehr wichtigen Einſichten in die „häusliche und bürgerliche Verfaſſung der Einwohner verſchiedener Stände, ausgerüſtete Manner.“ Rec. iſt ſo glücklich, deren Mehrere in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands zu kennen, auf welche dieſes Bild paſst; aber *Viele* hat er in keinem Lande gefunden. Der weit gröſsere Theil, und eben der, welcher ſich bey ſolchen Gelegenheiten vordrängt, trägt, wo nicht den Geiſt der Chikane, doch die einſeitige Art, die Dinge zu betrachten, zu welcher er ſich gewöhnt hat, auch auf andere Geſchäfte über. S. 60. 63. 65. des 2ten Bandes in dem Artikel: *Advocaten*, ſagt es ja der Vf. ſelbſt, daſs unter der groſsen Schaar derſelben nur wenige ſich auszeichnen, und man bey ihnen meiſtens Gefühl für Menſchen- und Burgerrechte, Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit und Muth vergebens ſuche. Sollte er aber nicht auch in dieſem Aufſatze den Advocaten zu viel Ehre auf Koſten der Richter anthun, wenn er jene S. 41. als „Ausleger der Geſetze und Leiter der Richter“ darſtellt? Dieſer Artikel enthält übrigens Vieles, das Beherzigung verdient, beſonders über die ſorgfältigere und leider in den meiſten Staaten bisher allzu ſehr vernachläſſigte Wahl und Prüfung der Advocaten, obgleich Rec. nicht allen Vorſchlägen ſeinen Beyfall geben kann, z. B. S. 81 u. f. daſs niemand ſoll Advocat werden können, der nicht ſo viel Vermögen hat, um von dem Ertrage die Hälfte des Jahres als ein *anſtändiger Hausvater* leben zu können. Auch möchte, da man leider den Ausgang eines Rechtsſtreits nicht immer vorausſehen kann, das Geſetz, welches nach S. 99. den Advocaten zum Erſatze deſſen verbinden ſoll, was die Partey durch den Proceſs weniger erhält, als ſie durch Vergleich erhalten konnte, zu hart ſeyn. Eben ſo wenig billigt Rec. den Vorſchlag, den Werth der erſtrittenen Sache zum Maaſsſtabe der Belohnung zu machen. Sachwalter und Parteyen können fodern, daſs der Lohn der Arbeit angemeſſen ſey. Es wäre daher die gröſste Unbilligkeit für beide, wenn der Advocat, welcher gegen einen ſäumigen Schuldner ein Capital von 100000 Rthlr. ausgeklagt hat, 100mal ſo viel erhalten ſollte als der, welcher in einer ſehr zweifelhaften und mit der gröſsten Mühe zu führenden Erbſchaftsſache 1000 Rthlr., die ein Gegner in Anſpruch nahm, ſeiner Partey gerettet hat? Dies mag genug ſeyn, da der Raum dieſer Blätter eine ausführlichere Prüfung nicht geſtattet, ſo gern auch Rec. ſich ſolche bey den in einem mehr als 20jährigen Richteramte hierüber geſammelten Erfahrungen erlauben würde.

In dem nicht weniger wichtigen Artikel: *Akademien*, wirft der Herausgeber zuerſt die Frage auf: *warum wird der Zweck des akademiſchen Aufenthalts ſo oft verfehlt?* Zur Beantwortung zieht er eine Stelle aus Ferbers Schrift: über die Urſachen, warum jetzt nicht ſo viel geſchickte junge Leute von Akademien gehen wie ehemals? (Helmſtädt. 1780.), die voll treffender Bemerkungen iſt. Rec. tritt gegen Hn. *v. E.*, Ferbers Meynung bey, daſs der gröſsere Theil der Studierenden die Akademie nicht nur weniger gelehrt, ſondern auch weniger geſchickt zu dem Geſchäfte, dem er ſich widmen will, verlaſſe als ehemals. Dies rührt gröſstentheils daher, daſs die jungen Leute die Akademie zu jung und ohne die gehörige Vorbereitung beſuchen. Beide, Ferber und v. Eggers, klagen hierüber S. 139 u. 140. mit Recht; aber Rec. wünſcht, daſs ſie auch einen Fehler mancher Staatsverwaltungen, welcher hiezu häufig Veranlaſſung giebt, gerügt hätten, den nämlich, daſs man oft bey Beſetzung von Stellen eben ſo ſehr oder mehr noch auf die Anciennität des geiſtlichen oder weltlichen Candidaten, als auf ſeine Kenntniſſe und Brauchbarkeit ſieht, und daher der, welcher recht früh die Akademie beſucht, wenn er auch dieſer unzeitigen Ausflucht wegen Zeitlebens ein Stümper bleibt,

Digitized by Google

bleibt, doch gewöhnlich demjenigen den Rang abläuft, der bey gleichem Alter einige Jahre ſpäter die Schulen verläſst und gründlichere Kenntniſſe ſammelt.

Daſs es nöthig wäre, gegen die zunehmende Theurung auf Univerſitäten beſondere Maaſsregeln zu ergreifen, wie Hr. v. E. S. 140. meynt, davon kann Rec. ſich nicht überzeugen; wenigſtens würde es nur dann erſt nöthig ſeyn, wenn die Zahl der Studierenden zu klein wäre. Junge Männer ohne Vermögen, von denen man einen vorzüglichen Grad der Brauchbarkeit erwarten kann, muſs der Staat unterſtützen. Minderwohlhabenden ſollte man wohl das Studieren, nach Hn. v. E. eigenen oben vorgetragenen Grundſätzen, mehr erſchweren als erleichtern. Der Herausgeber ſcheint auch darin nicht ganz conſequent zu ſeyn, wenn er von jedem Advocaten einen ziemlichen Grad von Wohlhabenheit fodert, und doch S. 185. verlangt, daſs Jeder, der ſich auf der Akademie ſeinen nöthigen Unterhalt ſchaffen kann, zum Studieren zugelaſſen werde. Er ſetzt freylich voraus, daſs der Staat und deſſen hohe und niedere Vorſteher ſich nie durch Verhältniſſe, Mitleid oder ähnliche Gründe werden verleiten laſſen, einem Minderwürdigen ein Amt zu geben; aber Rec. ſcheut ſich nicht zu behaupten, daſs kein Staat in der Welt dies von ſich rühmen könne. Anordnungen der Art werden für Staaten gemacht, in welchen Menſchen mit menſchlichen Unvollkommenheiten allen Geſchäften vorſtehen. Es iſt daher auf jedem Fall ſicherer: keinen zum Studieren zuzulaſſen, der nicht entweder die Vermuthung für ſich hat, daſs er ſich zu einem brauchbaren Staatsdiener bilden werde, oder ſo viel Vermögen beſitzt, daſs er nicht nur auf Akademien ſich unterhalten, ſondern auch nachher ohne Dienſt leben könne. Daſs es die Befugniſſe des Staats überſchreite, einem ſolchen Manne, er ſey ein Bauers- oder Bürgersſohn, das Studieren zu unterſagen, darin iſt Rec. mit Hn. v. E. einverſtanden; aber er glaubt, der Staat hat nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, ihm zu ſagen: du biſt ohne Anlagen und haſt keinen Dienſt zu hoffen. Die übrigen, die Akademien betreffenden, Abhandlungen enthalten gröſstentheils Auszüge aus *Elſaſſers* Bemerkungen über einige akademiſche Gegenſtände, die gewiſs reiflich erwogen zu werden verdienen.

In dem Artikel von den *Ackergeſetzen* und deren Schädlichkeit that der Auszug aus der Heyniſchen Schrift, die mehr eine Geſchichte der römiſchen Ländereyvertheilungen, als Räſonnement über Ackergeſetze und deren Schädlichkeit enthält, Rec. Erwartung keine Genüge. Auch die römiſchen Ackergeſetze gingen bekanntlich nicht alle auf eine Theilung alles Ackereigenthums, ſondern ſie ſuchten zum Theil nur das Anhäufen des Grundeigenthums in den Händen einzelner Staatsbürger oder Familien zu verhindern; und es iſt gewiſs eine ſehr intereſſante Frage: ob der Staat dieſes zu thun berechtigt, und in wie weit es nützlich oder ſchädlich ſey?

Den Begriff der *Amortization* S. 273. findet Rec. nicht richtig. „Man ſagt, ein Grundſtück ſey amortizirt, wenn es an die Kirche oder eine geiſtliche „Stiftung fällt.“ Warum eben an eine Kirche oder geiſtliche Stiftung? Wenn eine andere Communität, z. B. eine Zunft, ein Grundſtück kauft: ſo iſt dies eben ſo wohl Amortization. Der erſte angegebene Grund: „weil es dadurch von allen bürgerlichen Abgaben befreyet wird,“ iſt auch nicht richtig; denn dies gehört nicht zum Weſen der Amortization, und dieſe iſt in mehrern Staaten unterſagt, in welchen es keiner Kirche oder Stiftung einfallen würde, eine Befreyung von Steuern und Abgaben zu verlangen, wenn ſie ſteuerbare Grundſtücke an ſich kauft.

In den *Annalen* muſsten, wie uns der Vf. in der Vorrede ſelbſt ſagt, wegen nicht genugſamer Oekonomie in den gelieferten Auszügen manche Aufſätze, welche mit Verbeſſerung jenes Mangels nachgeliefert werden ſollen, zurückbleiben. Dies doppelte Verſprechen wird zwar das Publicum dankbar annehmen; aber da der Herausgeber dieſen Mangel nothwendig bemerken muſste, ehe er die Handſchrift der Druckerey übergab, weil einer der zurückgebliebenen Artikel: *Abgaben*, der beobachteten alphabetiſchen Ordnung nach, der erſte geweſen ſeyn würde, ſo würde es ohne Zweifel ſeinen Leſern noch angenehmer geweſen ſeyn, wenn er, um Raum für ſolche zu gewinnen, mehrere unwichtige und der Mittheilung, nach Rec. Urtheil, nicht würdige Auszüge hinweggelaſſen hätte. Rec. glaubt, daſs der Herausgeber vorzüglich ſtreng in der Auswahl ſolcher Aufſätze ſeyn ſollte, die keinen oder wenigſtens nur einen entfernten praktiſchen Nutzen haben. Sollte wohl z. B. die Beantwortung der Frage: giebt es ein natürliches Erbfolgerecht? wenn ſie auch, wie ſich wohl noch bezweifeln lieſse, in die Staatswiſſenſchaft gehörte, Intereſſe für viele Leſer haben?

Der Vortrag iſt gröſstentheils deutlich und gut. Hie und da ſind wir auf Sprachunrichtigkeiten oder Provinzialismen geſtoſsen, die künftig leicht werden vermieden werden können, z. B. Th. I. S. 53. ohne mich bey *Sereniſſimo* vorzufragen; S. 70. Nachweis für Beweis oder Beſcheinigung; Th. II. S. 211 - 285. verlautbaren, Verlautbarung; S. 276. 296. Ausgaben, Bedürfniſſe *abhalten* können, für beſtreiten können; und in den Annalen S. 295. bis *noch*, für bis jetzt. Auch haben wir bey manchen den Sinn entſtellenden Druckfehlern, z. B. Annal. S. 378. „die Augsburg. Conf. erklärt die Sabbathsfeyer für eine bloſse menſchliche *Unordnung*.“ ungern eine Berichtigung derſelben in dem 2ten Theil des Archivs und den Annalen vermiſst. Rec. iſt bey dieſer Beurtheilung um ſo ausführlicher und freymüthiger geweſen, da er Hn. v. E. auf dasjenige aufmerkſam zu machen wünſcht, was vielleicht dieſer ſchätzbaren Sammlung, deren Fortſetzung er mit Vergnügen entgegenſieht, noch einen gröſsern Grad von Brauchbarkeit und allgemeinem Intereſſe geben kann.

VER-

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Eſſarts: *Oeuvres morales et galantes de Duclos*, de l'Académie Françaiſe, ſuivies de ſon voyage en Italie. L'an V. 1797. T. I. XXXII u. 414. T. II. 232 S. T. III. 349 S. T. IV. 235 S. 8. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. (5 Rthlr. 4 gr.)

Schon der Titel dieſer Sammlung zeigt an, daſs ſie aus ſehr heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, was nicht befremden dürfte, wenn ſie ſich auf *Duclos* ſämmtliche Werke erſtreckte: da hier aber ſeine hiſtoriſchen Arbeiten weggelaſſen ſind, ſo dürfte es dem ungenannten Herausgeber ſchwer fallen, einen triftigen Grund für dieſe Zuſammenſtellung anzugeben. Das, worin der Werth der Reiſe nach Italien beſteht, ſind offenbar die politiſchen und hiſtoriſchen Bemerkungen und Anſichten, in denen der Vf. der berühmten *Memoires Secrèts* nicht zu verkennen iſt. Man findet auch hier von jenen prophetiſchen Aeuſſerungen, welche damals für paradoxe Kühnheit gelten mochten, aber durch die Beſtätigung der Zeit ſich als die Ausſprüche eines ſcharfen und ſichern Verſtandes bewähren. Wie ein Mann, der die Gegenſtände niemals unwillkürlich verſchönerte, aber auch nicht feindſelig auf ihre Verhäſslichung ausging, vor 30 Jahren Verhältniſſe und Perſonen anſah, die ſeitdem zum Theil ein Eigenthum der Geſchichte geworden ſind, zum Theil auf dem Schauplatze der politiſchen Welt ihre Rolle noch fortſpielen, bleibt immer unterrichtend und merwürdig. Um nur ein Beyſpiel zu geben, ſo fügt *Duclos*, nachdem er vielverſprechende Züge von dem jungen Herzog von Parma erzählt hat, nach ſeiner trocknen Art hinzu: „*en fait d'éloges les plus juſtes donnes „à des princes, il faut prendre des dates, et „fixer les époques.*" Das gänzliche Stillſchweigen von den Werken der ſchönen Kunſt iſt ebenfalls charakteriſtiſch: man thut auf ein ſo glänzendes Fach nur dann freywillig Verzicht, wenn man ſich bewuſst iſt, ganz beſtimmt ein eignes zu haben; man muſs daher bey dem zur Mode gewordnen leeren Kunſtgeſchwätz dieſe Enthaltung manchen Reiſenden eher wünſchen, als von ihnen erwarten. Daſs *Duclos* auch ein ganz aufserhalb ſeiner Sphäre liegendes Verdienſt zu ſchätzen wuſste, erhellet aus ſeinem warmen Lobe Winkelmanns. Doch dieſe Reiſe iſt ſchon durch eine Ueberſetzung unter uns bekannt geworden (S. A. L. Z. 1793. Nr. 60.). Die *Oeuvres galantes* beſtehen in zwey Romanen: *Memoires ſur les moeurs de ce ſiècle*, und *Confeſſions du Comte de****, einem Feenmährchen *Acajou et Zirphile*, und *Hiſtoire de Madame de Luz*, *Anecdote du règne de Henri IV.* Die Romane ſind, was ſchon der Titel des erſten ankündigt, Schilderungen der Pariſiſchen groſsen Welt, wie *Duclos* ſie aus eigner Theilnahme an ihren Thorheiten, oder durch Beobachtung zu kennen Gelegenheit hatte. Das Lob, Beyträge zur Sittengeſchichte dadurch geliefert zu haben, kann man ihm alſo nicht abſprechen; aber man muſs geſtehn, daſs dieſe Beyträge weder ſehr tröſtlich noch ſehr ergötzlich ſind. Die in beiden Erzählungen aufgeſtellte Lebensart eines Helden der Mode, eines jungen Mannes von Stande, an den die Frauen wetteifernd bemüht ſind, das zu verlieren, was ſie freylich längſt nicht mehr beſitzen, erſcheint eben durch die Abwechſelung einförmig. Jede ſogenannte Geliebte macht immer ſehr bald der nächſten Platz, und der Ueberdruſs an dieſen Eroberungen ſteht natürlich mit ihrer Leichtigkeit in gleichem Verhältniſſe. Chamfort nennt dergleichen Handel, etwas unhöflich, aber wahr, *des coucheries ſans amour*. Dazu kommt nun noch, daſs *Duclos*, bey dem überhaupt ein auffallender, ja ein ſeltner, Mangel an Einbildungskraft ſichtbar iſt, ſich faſt nirgends zur Lebendigkeit einer Dichtung zu erheben weiſs, und das Individuelle immer nur durch den Begriff zu faſſen ſucht. Seine Erzählung iſt nicht im mindeſten verführeriſch: und bey ſolch einem Gegenſtande war doch nur zwiſchen dem Lüſternen und dem Widrigen zu wählen. Die Aufſtellung eines weiblichen Charakters, worin ſtrenge Selbſtbeherrſchung mit der reinſten Zärtlichkeit ſich vereinigt, kann in beiden Geſchichten das Gefühl nur unvollkommen verſöhnen: der Mann, dem nach Erſchöpfung aller Verirrungen noch ſolch ein Glück zu Theil wird, iſt deſſen nicht werth, man begreift nicht recht, wie er dazu kommt; und Beyſpiele von gleich ehrenvollen Ausnahmen im männlichen Geſchlechte zu geben, hat *Duclos* ganz vergeſſen. Nach dem Anblicke jener ſchlaffen Verkehrtheit, welche das, was unter die wichtigſten ſittlichſten Verhältniſſe gehört, zur Sache der Convention und der Mode macht, gewährt daher die *Hiſtoire de Madame de Luz*, ſo traurig ſie an ſich iſt, einen wohlthätigen Eindruck. Eine Frau von der reinſten Tugend, welche die einzige Schwäche ihres Herzens glücklich bekämpft, ſieht ohne Schuld ihre Reize dreymal fremden Verbrechen zum Opfer fallen, und erliegt endlich dem Gram über ihre unwillkürliche Entehrung. Das Coſtum der Zeit iſt gut gehalten, und es läſst ſich daraus abnehmen, daſs Duclos in ſeinen Romanen etwas beſſeres geſchildert haben würde, wenn er es um ſich her geſehen hätte: dichten konnte er nun einmal nicht. *Acajou et Zirphile* iſt ſo artig und unterhaltend, als ein Mährchen, das eigentlich ohne Phantaſie, nur vermittelſt des Witzes zuſammengeſetzt wird, irgend ſeyn kann. Man kennt es aus der Bearbeitung von *Fr. Schulz* unter dem Namen *Muku und Bſtbſt*. Auch von den *Confeſſions du Comte de**** haben wir eine Ueberſetzung, aber eine ſchlechte (S. A. L. Z. 1795. Nr. 189.). Gut oder ſchlecht, ſie war unnöthig.

Der ſchätzbarſte Theil der ganzen Sammlung ſind unſtreitig die *Conſiderations ſur les moeurs de ce ſiècle*, die den erſten Band ausfüllen. Hier zeigt ſich *Duclos* auf die vortheilhafteſte und eigenthümlichſte Art. Das entſchiedne Uebergewicht ſeines Verſtandes über die andern Seelenkräfte, welches da, wo er auf Darſtellung Anſpruch macht, Kälte und Trockenheit her-

Digitized by Google

vorbringt, hat hier nur die Kürze, Klarheit und Beſtimmtheit des Vortrags befordert. Es giebt genialiſche Beobachter, denen eine feurige Einbildungskraft und Leidenſchaftlichkeit des Charakters, ſonſt die beiden Hauptquellen von Irrthümern, Wahrheit entdecken und das verworrenſte Gewebe der Triebfedern mit kühnen Blicken durchdringen helfen: zu dieſen gehörte *Duclos* nicht, aber was ruhige Schärfe des Urtheils und Feinheit des Geiſtes vermag, hat er redlich geleiſtet. Dabey iſt er von der Eitelkeit frey, welche den Menſchenkennern von Profeſſion ſo leicht anhängt, die Menſchen noch ſchlechter finden zu wollen als ſie ſind, um auf dieſe Art ihrem Scharfſinn auf Unkoſten ihres Herzens ein Compliment zu machen. Seine Bemerkungen ſchildern theils die Welt, wie ſie überall und immer iſt, theils wie ſie damals in Frankreich war: und die Wahrheit des Allgemeinen, das jederzeit geprüft werden kann, verbürgt die auch ſonſt beſtätigte Genauigkeit bey dem Localen. Man hat hier, wie bey den *Mémoires*, oft Veranlaſſung darüber zu erſtaunen, daſs ein ſolcher Hof einen Mann zum Hiſtoriographen gemacht hat, der ſo ſehr im Stande war, die Geſchichte deſſelben zu ſchreiben. Man wird aus den bloſsen Benennungen der Kapitel ſchon diejenigen erkennen, welche hiſtoriſches Intereſſe haben. *C. I. Sur les moeurs en général. C. II. Sur l'éducation et ſur les préjugés. C. III. Sur la politeſſe et ſur les louanges. C. IV. Sur la probité, la vertu et l'honneur. C. V. Sur la réputation, la célébrité, la renommée et la conſidération. C. VI. Sur les grands ſeigneurs. C. VII. Sur le crédit. C. VIII. Sur les gens à la mode. C. IX. Sur le ridicule, la ſingularité et l'affectation. C. X. Sur les gens de fortune. C. XI. Sur les gens de lettres. C. XII. Sur la manie du bel-eſprit. C. XIII. Sur le rapport de l'eſprit et du caractère. C. XIV. Sur l'eſtime et le reſpect. C. XV. Sur le prix réel des choſes. C. XVI. Sur la reconnoiſſance et l'ingratitude.* Selbſt für den wiſſenſchaftlichen Sittenlehrer können dieſe Beobachtungen nicht ohne Werth ſeyn: wenn *Duclos* gleich in Anſehung der Grundſätze die Irrthümer ſeiner Zeit theilt, indem er glaubt, daſs ſich alle moraliſchen Begriffe aus dem *interêt bien entendu* ableiten laſſen, ſo nöthigt ihn doch ein richtigeres Gefühl an andern Stellen, ihre innre Nothwendigkeit und Unabhängigkeit von Berechnungen des Verſtandes anzuerkennen; und dergleichen Widerſprüche ſind belehrender und achtungswürdiger als die Conſequenz der Flachheit.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Sam. Thom. Sömmering Tabula Sceleti feminini, iuncta deſcriptione.* MDCCLXXXXVII. fol. roj. — Hr. S. ſucht durch die Herausgabe dieſer Tafel, welcher zwey Seiten Erklärung hinzugefügt ſind, eine Lücke auszufüllen, welche ſeit der Erſcheinung von Albins muſterhaften Abbildungen des männlichen Knochengebäudes noch immer vorhanden war. Er liefert eine Abbildung des natürlichen weiblichen Skelets, welche allerdings, wie er ſelbſt ſagt, ſowohl den Naturforſchern und Aerzten, als auch den Kupferſtechern und Bildhauern äuſserſt wünſchenswerth ſeyn muſste. Er hat hiebey, um ſeine Zeichnung ſo ſchön als möglich, und als ein Muſter der gröſsten Vollkommenheit des weiblichen Baues, ſo wie ihn die Alten ſich an der *Venus anadyomene* dachten, zu geben, Künſtler zu Hülfe genommen, welche er mit dem höchſten Lobe erhebt: den Zeichner *Koeck*, welcher einen *Wandelaer*, wo nicht übertreffen, doch ihm gleich kommen ſoll, den berühmten Bildhauer *Ohnmacht* und den vortrefflichen Maler *Schutz*, nebſt andern. Ueber die Stellung zog er ſeinen *Heinſe* zu Rathe. Sie ſey ſo, daſs man die ganze Vorderfläche des Körpers im beſten Lichte ſehe, um vorzüglich die Abweichungen vom männlichen Körper, welche die gröſste Schönheit des weiblichen ausmachen, gehörig zeigen zu können. Rec. muſs geſtehen, daſs die Stellung ihm etwas gezwungen vorkomme, welches vorzüglich in dem gehobenen linken Fuſse liegen mag. Der Vf. wählte das ſchönſte Skelet ſeiner ganzen Sammlung, deſſen Körper nie eine Schnürbruſt von irgend einer Art getragen, deſſen Fuſs kein Schuh verunſtaltet hatte, etwa zwanzig Jahre alt; welches im Leben ſeiner Körper- und Geiſtesgaben wegen ſehr berühmt war. Er verglich den Kopf deſſelben mit dem Schädel der Georgianerinn in *Blumenbachs* Sammlung, und fand zu ſeinem groſsen Vergnügen beide einander ſehr ähnlich.

Dennoch iſt die vorliegende Tafel nicht ohne Mängel geblieben, die uns hindern, ſie den Albiniſchen gleich zu ſetzen, der Jochbogen iſt viel zu ſehr erhoben, denn obgleich man hier, wegen der etwas zur Seite geneigten Lage des Kopfes, unter denſelben ſieht, ſo müſste doch das Geſicht an der Seite ſehr breit geweſen ſeyn, wenn die Erhöhung des Jochbogens ſo viel betragen ſollte. Der Schatten unter dem Jochbeine im Geſichte iſt zu ſcharf abgeſchnitten, auch der untere Rand der Augenhöhle nach innen zu ſtark markirt. Das Kinn findet Rec. nichts weniger als ſchön. Der Querfortſatz des unterſten Halswirbels iſt koloſſaliſch, die Bruſtenden der Schlüſſelbeine ſind zu dick. Der äuſsere Theil der vordern Fläche des linken Schulterblattes iſt zu hell gehalten, der *proceſſus coracoideus* der rechten Seite gezerrt, die Rippen ſind hin und wieder zu breit, die zweyte an der linken Seite verzeichnet, die hintern Enden der linken Rippen ſollten mehr Schatten haben: denn ſie ſtehen ja noch weiter zurück, als die viel dunklern Bruſtwirbel: der achte und neunte Bruſtwirbel ſind gegeneinander zu ſtark gebogen, und die Wirbelſäule hat hier, bey genauerer Betrachtung, eine Ecke. Der linke Oberarm iſt in der Mitte zu dick, auch die ganze Fläche in der Mitte zu einförmig platt, auch iſt der *proceſſus coronoideus ulnae* nicht gut ausgedrückt. Die obere Extremität der rechten Seite iſt um ein ganz weniges zu kurz. Kopf und Hals des rechten Oberſchenkels flieſsen zu ſehr in einander. Die Stellung des linken Beines iſt gezwungen, die innere Fläche der *tibia* ſollte mehr zurückweichen und etwas dunkler ſeyn. Die obere Fläche des obern Endes der *tibia* vorzüglich am linken Fuſse iſt nicht gut ausgedrückt. Ueberhaupt ſcheint Rec. das Ganze zu matt und nicht vollendet genug gearbeitet. Der Herausgeber hat wahrſcheinlich dadurch den weiblichen Charakter in dieſe Zeichnung zu legen geſucht; aber ſie hätte deswegen doch kräftiger gearbeitet werden können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Februar 1798.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Kritiſche Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen* (vom Hofrath und Prof. *A. L. Schlözer*). Erſtes Stück. *Urkunden.* 1795. 162 S. Zweytes Stück. XII. *kritiſch hiſtoriſche Unterſuchungen zur Geſchichte der Madjaren, Petſchenegen und Cumaner oder Polowzer — ingleichen des Colonieweſens überhaupt und der deutſchen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen insbeſondere.* 1796. von S. 163—509. Vorbericht XII S. — Drittes Stück. *Privilegium Andreae II. vom J. 1224. mit einem Commentar.* 1797. von S. 510 bis 712. und Vorerinnerung XVII S.

Wir können unſer Urtheil über das vorliegende Buch, deſſen einzelne Titel wir beybrachten, weil der allgemeine Titel für den Inhalt zu eng iſt, ſehr kurz faſſen; es iſt ein eben ſo groſses literariſches Meiſterſtück eines Ausländers über ſiebenbürgiſche Angelegenheiten, als es in anderer Rückſicht für einen, obwohl zu entſchuldigenden, Miſsgriff eines theoretiſchen Politikers in praktiſchen Verhältniſſen eines fremden Landes, die ſich freylich in der Nähe und in der Hauptſtadt des Landes beſſer beurtheilen laſſen, gelten kann. Unſere Recenſion ſoll und muſs die Belege zu beiden Behauptungen enthalten.

Der anſcheinende Widerſpruch zwiſchen denſelben hebt ſich durch folgenden Schlüſſel: ein ausländiſcher Theoretiker kann ſehr richtig über die ihm gegebenen und durch eignen Fleiſs geſammelten Data urtheilen; wie aber, wenn man ihm theils falſche und entſtellte Angaben zukommen lieſs, theils die wichtigſten Data verſchwieg, die dem Ganzen ſeiner Arbeit eine ganz andere Richtung gegeben hätten? In einem ſolchen Fall ſcheint es, kann die ſubjective logiſche Richtigkeit und Bündigkeit bewundert, die objective Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit aber in Abrede geſtellt werden.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſem Buche kam wohl aus Herrmanſtadt von den Oberbeamten, Schriftgelehrten und Erſten in der ſächſiſchen Nation (S. die Berichtigungen beym 3ten Stück). Dieſe haben ſich ſeit einiger Zeit den Ton des Klagens über Bedrückungen der ungariſchen Nation angewöhnt; die Alt-Madjaren (ein Schlözeriſcher erbitternder, und eben deswegen höchſt übel angebrachter Ausdruck) ſeyen, heiſst es, die Ungeheuer, die Wölfe, welche dieſe gute fleiſsige Nation und ihre lammartigen Oberbeamten aufreiben wollten. Wie dies in Herrmanſtadt behauptet werden könne, iſt einem Clauſenburger unbegreiflich. Dort ſollte man doch eben ſo gut wiſſen, daſs die meiſten unangenehmen Neuerungen in der Nation theils von dem Neid gegen eines ihrer bedeutendern Mitglieder und von ſeinem intereſſirten unklugen Benehmen, wodurch er andere Mächtige beleidigt hat, theils von ein paar Sachſen herrühren, die zu wenig ſchonend behandelt wurden. Dies Klaggeſchrey, lieſs ſich auf folgende Punkte zurückführen: 1) Man wolle der Nation ihr Eigenthums-Recht auf ihren Grund und Boden ſtreitig machen. 2) Man belaſte ſie zu ſtark bey der Vertheilung der gemeinen Landes-Steuer. 3) Man zwinge ſie, andere Nationsverwandte als Mitbürger anzunehmen, und 4) man ſtöre ihre urſprünglich freye und gleiche Verfaſſung durch willkürliche Regulirungen und Beſchränkungen in Verwaltung der Nation und den einzelnen Stühlen gehörigen Güter und Einkünfte.

Was *das erſte* anbelangt, nämlich die vom königl. Fiſcus wider die Nation wegen des dem König zu leiſtenden Zinſes von ihrem (wie der Fiſcus meynte,) nur durch Erbpacht beſeſſenen Lande angehobenen Proceſſe; ſo gab der Eigennutz einiger ſächſiſchen Beamten ſelbſt Gelegenheit hiezu, indem ſie von den Walachen, die ſich auf dem ſogenannten *Fundo regio* unter den Sachſen ſchon vor Alters oder auch neu anſiedelten, Zins und Zehnden foderten. Unſtreitig ſind die Walachen ältere Einwohner von Siebenbürgen, als die Sachſen. Hr. *Eder*, der ſtärkſte unter den Apologiſten der ſächſiſchen National-Rechte hat, um dieſen hiſtoriſchen Satz zu entkräften, unter andern ſophiſtiſchen Wendungen auch verſucht, das Anſehen des ſogenannten *Anonymus Belae Notarius* durch Machtſprüche ganz zu ſtürzen, und Hr. *S.* iſt ihm treulich gefolgt. So wenig Rec. den *Anonymus* in allem und beſonders den Anfang ſeiner Erzählung in Schutz zu nehmen geſonnen iſt; eben ſo gewiſs erkennt er aus inneren Gründen die Glaubwürdigkeit deſſelben in Anſehung der *Factorum* (Jahrzahlen und eigene Räſonnements ausgenommen) an, ſo bald derſelbe die Eroberung Ungarns und Siebenbürgens durch die Magyaren zu erzählen anfängt. Da hiebey vorkommt, daſs ſchon die Magyaren das walachiſche Volk im heutigen Siebenbürgen angetroffen haben, ſo hat Hr. Eder freylich aus antiwalachiſchem Eifer nichts anders zu thun, als alles zu verwerfen, und das Kind ſammt dem Bade auszuſchütten.

ten. Hr. *S.*, der dieſe geheime Abſicht nicht merkt, und der doch wegen Unkunde der ungariſchen alten Geographie und Sprache deſto behutſamer in ſeinem Urtheile hatte ſeyn ſollen, läſst ſich ebenfalls hiezu verleiten. Wie gezwungen iſt nicht dann auch die Auslegung jener Stelle im *Privilegio Andreano*, „*Silvam Blacorum et Biſſenorum cum aquis, uſus communes exercendo cum Blacis et Biſſenis contulimus eis.*“ — Dies iſt, ſagt man, der Wald, der Hermannſtadt, Fogaras und Burzenland von der Walachey trennt: allein hier zogen nicht Walachen und Perſcheneger nomadiſch herum (Schl. S. 640.) ſondern ſie wohnten hier; es war ihr Wald; und es ward in das eine und unzertrennliche ſachſiſche Gebiet eingeſchloſſen. Eben wegen dieſer Vermiſchung der Sachſen mit Walachen hatte man ſchon Anſtalten gemacht, die Sachſen unter die Comitatsverfaſſung zu zwingen, und nach verſchiedenen Comitaten abzutheilen. Der König kam aber zu Hülfe, und ſtellte die alten Freyheiten her „*ita tamen*“ (unter der Bedingung jedoch) „*quod univerſus Populus a Varas usque in Boralth — unus ſit populus, et ſub uno judice cenſeantur.*“ — Das heiſst, daſs Sachſen, Walachen und Biſſener, die auf dieſem Striche wohnen, nur ein Volk ausmachen, und ſich gleicher Rechte erfreuen mögen. Wahrlich eine Nation, die ſelbſt immer über Ungerechtigkeit klagt, und das natürliche und geſchriebene Recht zu ihrem Behufe anführt, ſollte nicht von der andern Seite ſelbſt ungerecht ſeyn gegen eine viel ältere, wenn auch, wie Hr. *S.* bemerkt, tiefgeſunkene Nation. Dieſe heben zu helfen, wäre das Werk gutdenkender ſachſiſcher Oberbeamten und der ſchriftſtelleriſchen Kunſt eines Schlözer; aber der Vf. verweiſst uns S. 667. auf die Zeiten, wo die metapolitiſche unbegreifliche Scheidewand zwiſchen recipirten und nicht recipirten Nation niedergeriſſen werden ſoll; indeſſen ſoll alſo kein Schritt hiezu geſchehen; es ſoll nicht mit wenigſtens 60000 Walachen, die auf ſächſiſchem Boden wohnen, das erſte Beyſpiel gegeben werden, daſs es auch walachiſche freye Leute geben könne. Freylich ſollte auch von Seiten des Hofs mehr und ernſtlicher auf die Cultivirung der walachiſchen Nation geſehen werden, weil es den Sachſen kaum zuzumuthen iſt, daſs ſie ſolche Halbbarbaren, die z. E. nicht zur Erlernung der deutſchen oder ungariſchen Sprache zu bringen ſind, als Mitbürger aufnehmen. Hr. *S.* bemerkt, daſs die Bittſchrift der walachiſchen Nation um Verbeſſerung ihres Zuſtandes vom J. 1791. ſehr ſeicht und ungelehrt aufgeſetzt worden; aber er bemerkt nicht, daſs die Noten des Hn. Eder von National-Vorurtheil, bitterer Gehäſſigkeit und Anmaſsung ſtrotzen.

Uebrigens hat der Fiſcus in ſeinen Proceſſen offenbar Unrecht. Jeder ungariſche Diplomatiker kann die 500 Mark, nach heutiger Evaluation 5000 Fl. welche die Sachſen *ad lucrum Camerae* zahlen ſollten, ſchon in Rückſicht dieſes Ausdrucks für nichts anders, als für eine bloſs landesherrliche Reichs-Steuer, nicht aber für einen Grundzins, erklären; ſonſt verräth er, daſs er nicht einmal wiſſe, was *lucrum Camerae* ſey, und verdient den von Hn. Eder ihm gegebenen Titel *legulejus* [illegible]. Die geheime Geſchichte ſowohl dieſer als der Zehend-Fiſcal-Proceſſe ſoll mit dem Project der Kaiſerinn M. Ther. zuſammenhangen, die Nation zum katholiſchen Glauben zu bringen, zu welchem, *wie man ſagt*, *(ſed credat Judaeus Apella)* auch ein angeſehener Sachſe die Hände zu bieten verſprochen hatte. Nach eingeführtem Katholicismus ſollten alle Neckereyen des Fiſcus wider die Nation und wider die Zehnden ihrer Geiſtlichkeit aufgehoben werden. Doch um von dieſer dunkeln Seite der Sache auf die hellere zu übergehen, ſo hat es überhaupt ſchon viel Verwirrung in das ungariſche und ſiebenbürgiſche Staats-Recht gebracht, daſs man bey einer wahren ſchon unter dem heiligen Stephan, von Deutſchland geborgten Lehns-Verfaſſung ſich ſelbſt überredet hat, man habe keine, und daher weder Lehnrecht, das, wie Hr. *S.* ſchön bemerkt, mit ſcholaſtiſcher Theologie zugleich entſtand, förmlich gelernt, noch verſucht hat, daſſelbe auf ungariſche Gegenſtände im gehörigen Maſse und in ſeiner Art anzuwenden. Deswegen kann ein gemeiner ungariſcher Advocat nicht begreifen, daſs es mehrerley Beſitz geben ſoll, als zweyerley, nämlich adlichen freyen, und unterthänigen unadlichen. Letzteren theilt ein ſolcher Advocat in königliche Unterthänigkeit *peculium Regium*, *bonum Camerale*, (und halt dabey die Bürger für Bauern des Königs) und in adliche Unterthänigkeit oder Robbagionat. Er hat keine Idee von einem *feudo mixto*, von einem gemiſchten Lehn, wovon ſowohl Abgaben; als Kriegsdienſte geleiſtet werden; wovon doch ſchon bey Privatperſonen in der ungariſchen Geſchichte Beyſpiele bis zur Evidenz vorkommen (S. den Ungenannten bey Schl. S. 691.). Dieſe Art des Eigenthums giebt gleiche Rechte mit dem adlichen Beſitz, iſt aber durch die doppelte daran klebende Verbindlichkeit für den Staat weit nützlicher. Man muſs alſo wohl unterſcheiden, 1) den *fundum nobilitarem*, auf dem keine Abgaben, wohl aber unentgeldliche Kriegsdienſte haften. (*Feudum purum.*) 2) Den *fundum colonicalem et cameralem*, der mit öffentlichen und Grundzins-Abgaben, aber mit keinen Kriegsdienſten belegt iſt. 3) Den *fundum Regium* oder das *peculium Regium*, welcher mäſsige öffentliche Abgaben und gewiſſe Kriegsdienſte zugleich, aber keinen Grundzins, trägt. (*Feudum mixtum.*) Ohne dieſe Unterſcheidung kommt man nie aufs Reine und Klare; es iſt wahr, was Hr. *S.* S. 557. ſagt, daſs die Feudal-Terminologie im ungariſchen Rechte und in alten Urkunden von Zeiten, wo man in Ungarn noch ſelbſt keine feſte Rechtslehren oder Grundſätze hatte, gar nicht, oder in anderm Sinne vorkommen; aber die Sache ſelbſt iſt vorhanden, und zur Erläuterung derſelben kann man jetzt ohne weiteres ſich der Feudal-Ausdrücke bedienen. So iſt auch die wahre Natur des ſächſiſchen *Fundi Regii* ſo wie der kaiſerl. Freyſtädte in Ungarn beſtimmt, und gegen die Anſprüche des Fiſcus in Schutz genommen; und ſo iſt

das

das letzte Reſultat von allem dieſes: ſowohl die ſächſiſchen Beamten haben gefehlt, daſs ſie die auf dem *fundo Regio* angeſeſſenen Walachen, ohne vorgängigen ausdrücklichen Contract als ihre Unterthanen betrachtet haben, als auch der königl. Fiscus, daſs er unter der Maſke der Unwiſſenheit die ſächſiſche Nation geneckt, und zu Bauern des Königs hat herabwürdigen wollen. Sehr viel hätte hier Hr. *S.* auch noch aus *Legum atque Diplomatum de cenſu Regali diſponentium combinationis tentamen Budae.* 1790 beybringen können. Zu dieſer doppelten Verwirrung iſt noch eine dritte hinzugekommen. Das *lucrum Camerae* ward gewöhnlich um den Martinstag entrichtet, (IIItes Stück. Vorbericht S. XVI.), und in einer Urkunde des K. Sigmunds heiſst es daher (1426) *Cenſus circa feſtum S. Martini Nobis et fiſco Noſtro Regio in Signum Dominii noſtri Naturalis* (Landesherrlichkeit nicht *Dominii terreſtris*, Grundherrlichkeit) *proveniens.* Schl. S. 589. Allmählich nannte man es daher den Martinszins. Zugleich mit dieſer königl. Abgabe wurde unter eben dem Namen des Martinszinſes (den die Sachſen ſeit 1707 bis 1782 nicht gezahlt haben ſollen, und daher 1782 in mehr als 200,000 Gulden condemnirt wurden, wovon ſie alle Jahre durch Aufſchlag von 5 Groſchen auf 10 Contributionsgulden 5000 Gulden alſo mit der gewöhnlichen Martinszinsgebühr 10,000 Gulden bezahlen müſſen, obwohl eigentlich die aufgelegte öffentliche Contributionslaſt auch in Ungarn überall das *Lucrum Camerae* aufgehoben hat) von jenen freyen Dörfern, die zu einem Stuhl gehörten, und von dem Magiſtrat ihrer Stuhls-Stadt regiert wurden, ein maſsiger Beytrag zu den Verwaltungskoſten gefodert; und zwar von Rechtswegen, indem die Stadt nicht verbunden iſt, den Magiſtrat ganz allein zu beſolden, der auch die Streitigkeiten der freyen Dorfsbewohner ſchlichtet, oder die Verwaltungskoſten vom ganzen Stuhl allein zu tragen. Hieraus nahmen einige Denuncianten Veranlaſſung, einen und den andern Stuhls-Magiſtrat in der ſächſiſchen Nation zu beſchuldigen, daſs er den Martinszins, der dem König gebühre, für ſich ſelbſt einfodere. Es entſtanden weitläuftige koſtſpielige Unterſuchungen, wobey das Merkwürdigſte war, daſs ſelbſt die Angegriffenen nicht den wahren Geſichtspunkt der Sache auffaſsten und darſtellten, welcher nämlich bloſs in der Unvorſichtigkeit der ältern ſächſiſchen Beamten liegt, die den Stuhlskoſtenbeytrag zugleich und unter einem Namen mit dem Königs-Pfennig eingetrieben haben. Beſagte Magiſtrate wurden zum Erſatz verurtheilt, und nur auf vieles Bitten, in Rückſicht auf das Verjährte und Veralterte in der ganzen Sache und ferner aus dem Grunde losgeſprochen, weil ſie darthaten, daſs der Ertrag dieſer Beyſteuer allemal zu Bedürfniſſen des ganzen Stuhls verwendet worden.

In Rückſicht des 2ten Punkts, der ungleichen Vertheilung der Steuer, geht die Klage eigentlich dahin (Schl. S 595.), daſs ohngeachtet die Sachſen nur ⅛ vom Lande beſitzen und ⅛ der Volksmenge (von 1,500,000 Menſchen) ausmachen; ſie doch von den 1,411,511 Gulden, welche das Steuerquantum vom J. 1790 betrug, gegen 500000 Gulden entrichteten. Hiebey kann man die ſächſiſche Nation wohl kühn fragen, ob ſie wiſſe, wem ſie die Erhöhung ihres Steuerbetrags zu danken habe? Unter dem Grafen Bethlen, (einem Altmadjaren um mit Hn. *S.* zu reden,) zahlte die Nation zu Folge des von ihm ausgearbeiteten Steuerfuſses nur etwas über 300000 Gulden; ſobald aber der Sachſe Brekner, hernach Freyherr *Samuel* von *Brukenthal* genannt, die ſiebenbürgiſchen Angelegenheiten Commiſſionsweiſe, unter der Oberleitung des Grafen Blümegen bey Hof verwaltete, und es darum zu thun war, die Finanzquellen ergiebiger und ſich beliebter zu machen; ſo entſtand der neue Contributions-Schlüſſel, der die Induſtrie der freyen Sachſen, da ſie den Kunſtfleiſs und das Vermögen der walachiſchen Unterthanen des Adels weit überſteigt, auch weit mehr zur Mitleidenheit zieht. Hingegen hatte die ſiebenbürgiſche Steuer-Caſſe damals ſoviel Ueberfluſs, daſs 200000 Gulden auf des Freyherrn *v. B.* Veranſtaltung daraus ohne Abbruch anderer ſyſtemiſirten Auslagen genommen und zum Bau vom Luſtſchloſs Schönbrunn bey Wien verwendet werden konnten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zürich, b. Gesner: *Reiſe der engliſchen Geſandſchaft an den Kaiſer von China, in den Jahren 1792 und 1793. zuſammengetragen von Sir George Staunton aus dem Engliſchen überſetzt von J. C. Hüttner.* Erſter Band. 1798. 550 S. 8.

Das engliſche Original iſt in unſern Blättern (A. L. Z. 1797. N. 341.) bereits ausführlich angezeigt worden. Die Ueberſetzung hat Hr. *Hüttner* in London übernommen, der unter den deutſchen Ueberſetzern dazu gewiſs vor allen übrigen berufen war. Er war Gefährte der Geſandſchaft auf der ganzen Reiſe, und er konnte durch Zuſätze und eigene Beobachtungen den Werth ſeiner Arbeit erhöhen. Von dieſen letzten Verbeſſerungen haben wir in dieſem Theile noch nichts gefunden. Vielleicht will Hr. *H.* ſie zuletzt als Anhang mittheilen; denn das ſcheint uns unwahrſcheinlich, daſs Hr. Staunton gerade alle Tagebücher der Mitreiſenden erſchopft habe, oder dieſe keine andern Bemerkungen enthalten ſollten, als wir bisher geleſen haben; noch weniger glauben wir, daſs den Gefährten nicht erlaubt war, ihre Beobachtungen mitzutheilen. Das Gegentheil hat ja Anderſon längſt bewieſen. In dieſem erſten Theil iſt die Abfahrt der Schiffe von England, ihr Aufenthalt in Madera, Santacruz, Braſilien, Batavia und andern Orten, und ihre endliche Ankunft in dem chineſiſchen Fluſſe Peiho beſchrieben. Der ganze Reiſebericht iſt hier ohne alle Abkürzung oder Weglaſſung verdeutſcht, alles, was Hr. Staunton aus den nautiſchen Obſervationen des Sir Eraſmus Gower in ſeiner Erzählung über die Beſchaffenheit der verſchiedenen Häfen, der Tiefe des Meergrundes, Sicher- oder Unſicherheit der Rheden,

Baien und Meerbuſen einſchaltete, iſt hier nebſt Doctor Gillams Erfahrungen über Erd- und Steinlagen oder vulkaniſche Ueberbleibſel unvermindert mitgetheilt. Hr. Hüttner hat ſich überall genau an ſein Original gehalten, häufig deſſen Wendungen und wörtliche Ausdrücke wiederholt, ohne jedoch das Mindeſte des deutſchen Sprachgebrauchs aufzuopfern. Wir können daher der Ueberſetzung das Lob der Treue, Vollſtändigkeit und Lesbarkeit, keineswegeſ verſagen. Die auf dem Titel angeführten Kupfer und Karten haben wir bey unſerm Exemplar nicht gefunden. Sie ſind vielleicht nicht fertig geworden, und der Hr. Verleger wird ſie mit dem zweyten Theile nachliefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Ueber Geiſternähe und Geiſterwirkung* oder *über die Wahrſcheinlichkeit, daſs die Geiſter der Verſtorbenen den Lebenden ſowohl nahe ſeyn, als auch auf ſie wirken können*, von *G. E. W. Dedekind. Zweyter Theil.* 1797. XII. u. 196 S. 8. (12 gr.)

Es ſind eilf Predigten (welches der Titel nicht errathen läſst), die nähere oder entferntere Beziehung auf den angegeben Gegenſtand haben, und ein Ganzes in derſelben Ordnung bilden, als des Vf. in demſelben Jahre herausgekommenes *Dokimion*. In dieſem hat er den Verſuch gemacht, die Meynung von einem fortdauerndem realen Verhältniſſe zwiſchen Lebenden und Verſtorbenen auf Gründe der Vernunft zurück zu führen; hier wird dieſelbe als Gegenſtand des Volksunterrichts popular behandelt. — Im Ganzen haben dieſe Predigten, als Predigten betrachtet, wenig Werth. Es iſt viel zu viel Schulſprache eingemiſcht, zu viel Künſteley, mit Worten und Begriffen; die Perioden ſind oft lang, zu verwickelt, mit zu vielen Zwiſchenſätzen überladen; der Vortrag überhaupt zu trocken und zu matt, ohne Leben und Kraft; ſelten kommt eine Stelle vor, die das Herz einigermaſsen ergreift. Dieſe Mangel rühren zum Theil von der Wahl der Gegenſtände her, die mehr theoretiſches als praktiſches Intereſſe haben; theils aber auch von der Behandlung, die ſich zu ſehr von der wahren Popularität entfernt. Wir können nur einige Stellen zum Belege unſers Urtheils anführen. In der erſten Predigt *was iſt meine Pflicht*, wird folgender Grundſatz der Moral aufgeſtellt: *bleibe einig mit dir ſelber. Dein Ich, indem es handelt, ſey völlig gleich dem Ich, indem es in die Seele eines jeden andern über dieſe Handlung urtheilet.* Folgendes iſt der Eingang der Predigt über das Thema, daſs Jeſus keineswegeſ durch den Tod in ſeiner Wirkſamkeit auf Erden unterbrochen worden. S. 93. „Je gröſser M. Z. je gröſser immer noch das Dunkel iſt, welches über unſerm künftigen Zuſtand nach dem Tode ruhet, und je offenbarer immer noch ein zu ſchuchternes Mistrauen gegen alle die Verſuche wirket, durch welche die Vernunft die mannichfaltigen auf jenen unſern künftigen Zuſtand ſich beziehenden Bibelwinke ſich zu verdeutlichen, zu beſtimmen, und dadurch ihre künftigen Hoffnungen und Erwartungen feſtzuſtellen ſich bemüht — weil alles was hierüber die Vernunft auch nach den richtigſten (?) Denkgeſetzen heraus zu bringen fähig iſt, immer doch noch auſser dem Gebiete der Erfahrung liegt — deſto willkommener muſs es wohl uns, an die Erfahrung ſo gewohnte, durch die Erfahrung am leichteſten zu überzeugende Menſchen ſeyn, auch in dieſer unſerer angelegenſten (?) Sache etwas aufgefunden zu haben, welches die Erfahrung uns gewiſſermaſsen zu erſetzen im Stande iſt. — — — Das Thema der 5 Predigen über Röm. XI, 29. heiſst: *Werden unſere gegenwärtigen Verhältniſſe zu den Unſerigen, in ſo ferne ſie ein gegenſeitiges Mittheilen in ſich faſſen, auch nach dem Tode* fortdauern? Fortdauern wird, was als weſentliche Bedingung und Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen Lebens von uns erfunden wird. S. 82. *So* erſcheint uns *nicht* der grobe äuſserliche Leib, wie wir ihn aus rohern Erdſtoffe gebildet um uns ſehen. Er wird nicht immer mit uns angetroffen, denn es war ja eine Zeit in unſerm Leben, die Zeit unſerer zarteſten Kindheit, in welcher wir ihn, unſern jetzigen Begleiter noch nicht an uns hatten; er kann alſo auch nicht dafür gehalten werden, als ob wir, oder unſer Leben nicht ohne ihn beſtehen könnten. Es ſcheint nicht mit unſer eigentliches Weſen auszumachen, denn wir fühlen es zu deutlich, daſs unſer Ich ſich von ihm unterſcheidet. So iſt er auch mit unſerm Ich nicht in dem innigen Zuſammenhange, in welchem eine Wirkung mit ihrer nächſten Urſache ſtehet, denn er iſt, wie wir deutlich merken, weder mittelbar noch unmittelbar aus uns hervor gegangen.“ — So ſind des Vf. Beweiſe beſchaffen. Ueberhaupt hat uns dieſe Predigtſammlung nicht von der Ueberzeugung zurückbringen können, daſs dieſe Meynung von einem fortdauernden realen Verhältniſs zwiſchen den Lebenden und Todten auf allgemein mittheilbare Gründe könne zurückgeführt werden, oder daſs ſie auf die Kanzel gehöre. Ihr praktiſcher Nutzen iſt ſehr problematiſch, ſo ſehr ſich auch der Vf. in der letzten Predigt Mühe giebt zu beweiſen, wie wichtig der Glaube an unſichtbare Zeugen für die Moralität ſey; wir glauben ſogar, daſs ſie auf nicht gebildete Menſchen von ſchädlichen Einfluſs ſeyn, manchen alten Aberglauben erneuern, manchen neuen hervorbringen könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. Februar 1798.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Kritiſche Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen* (vom Hofr. u. Prof. *A. L. Schlözer*) etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Die 3te *Anklage* iſt wohl die ungegründeteſte und unklügſte, welche je von den Vorſtehern einer ſolchen Nation geführt worden, die einſt in ein fremdes Reich eingewandert, freundſchaftlich von den zahlreichern Eingebornen aufgenommen und nun ſo ſtolz geworden iſt, dafs ſie dieſe Eingebornen von ihrer Mitbürgerſchaft, von Mitwohnung und Mitbeſitz wegzuſtoſsen ſich beygehen läſst. Zwar vor Zeiten, als die ungriſche Nation noch kriegeriſch und roh, und Siebenbürgen von innern Unruhen und auswärtigen Kriegen erſchüttert, auch oft von ſchwachen oder böſen Nationalfürſten regiert war, ſcheint dieſe Vorſicht nöthig geweſen zu ſeyn. Wie Hr. *S.* aber noch jetzt bey verändertem Zuſtand der Dinge nach ſeinen Grundſätzen dieſe kosmopolitiſch eben ſo verdammliche, als praktiſch ſchädliche und der Nation ſelbſt nachtheilige Sache in ſeinen Schutz nehmen könne, iſt z. E. einem unparteyiſchen Klauſenburger Städtler ſchlechterdings unbegreiflich, beſonders da ſich der Vf. ſo ſehr gegen den Vorwurf einer Nationalparteylichkeit als Deutſcher verwahrt. Welcher Miſsbrauch iſt es ſchon, dies vermeynte Ausſchlieſsungsrecht wider andre Nationen durch ſolche Worte des Andreaniſchen Freyheitsbriefs zu befeſtigen, worin offenbar den Sachſen bloſs zugeſagt wird, dafs ſie nie als adliches Eigenthum verſchenkt werden ſollten (welches den Untergang mehrerer Zipſer-Sachſen nach ſich zog. *Schl.* S. 694.). Es ſoll dies ein natürliches Colonierecht ſeyn, der Selbſterhaltung wegen? Wir dächten, jeder Staat, der Colonieen ruft und anlegt, muſs wünſchen, dafs dieſelben, ohne von ihren Rechten abzukommen, nach und nach mit den übrigen Einwohnern zu einer Maſſe von gleicher Sprache u. ſ. w. verſchmelzen, dafs die Ureinwohner von den Ankömmlingen Gelegenheit haben etwas zu lernen, und dafs hingegen die Ankömmlinge ſich in die Sprache, Sitten, Lebensart u. ſ. w. der Eingebornen zu finden wiſſen ſollen. Nie wird aus Ungarn und Siebenbürgen etwas, wenn nicht die ſo verſchiedenen Nationen, Religionen, Sprachen in ein concentrirtes Ganze nach und nach zuſammenrücken. So ginge ja aber, ſagt Hr. *S.*, deutſche Sprache, deutſche Cultur verloren; ſo würde aus den deutſchen Altgäſten ein walachiſirtes, altmadiariſirtes, ſlowakiſirtes Volksgemengſel? (Vergl. III. S. 663 f.) Zur Widerlegung ſeines Satzes hätte Hr. *S.* wieder bloſs auf die Clauſenburger, oder auch auf die Zipſer Deutſche blicken ſollen, die, ohne ihre Deutſchheit und Cultur bey aller Vermiſchung mit Ungarn, Slaven etc. aufzugeben, doch meiſt ungriſch gekleidet gehen, ungriſch ſprechen, und bey der ungriſchen Nation unter dem Namen *felföldi emberek* (Oberländer) als ehrliche, fleiſsige und wohlhabende Leute, ohne lächerlichen Nationalſtolz und Anmaſsung beliebt und geſchätzt, auch nie in Nationalcolliſionen mit den Ungarn gerathen ſind, die ihnen vielmehr ſo manche mitgetheilte gröſsere Cultur verdanken. Ueberdem kennt Hr. *S.* wohl manche junge Ungern vom Adel und vom Mittelſtande (denen er auch laut III. St. S. VII. ausgezeichnete Achtung widerfahren läſst), hingegen die eigentliche ungriſche Nation und ihre Bauern ſelbſt viel zu wenig, als dafs er ſelbſt in ſeine herabſetzende Vergleichung derſelben gegen die Deutſchen volles Zutrauen ſetzen könnte. Rec. kann hier öffentlich verſichern, dafs ein ſolcher ächtungriſcher Landmann an der Theiſs zwar bequemer iſt, als der deutſche, weil er zu ſeinem Boden und ſeinem geringen Abſatz weniger Mühe braucht; aber dafs er gemeiniglich noch einmal ſo viel Feuer, Witz, Selbſtgefühl, Freyheitsſinn, Feſtigkeit, Gewandtheit, Geſchicklichkeit, Redlichkeit, Gaſtfreundſchaft und Lebensart hat, als der ſchwerfällige Niederſachſe bey Hannover. Nach allem dieſem ſcheint es zu folgen, dafs man höchſt Unrecht thut, *ungriſche* Bauern von Vermiſchung mit Sachſen ſchlechterdings auszuſchlieſsen. *Wenige* und cultivirte *walachiſche* Bauern könnten auch der ſächſiſchen Nation nichts ſchaden; ſie würden durch die Sachſen und durch ſächſiſche Freyheiten gebeſſert und veredelt, und die Sachſen doch durch ſie nicht in den Strom walachiſcher Eigenheit fortgeriſſen werden (*S.* III. S. 663.). Nun müſſen wir aber jenen Grund unterſuchen, wodurch man das obbeſagte Syſtem der Ausſchlieſsung auf Adel und Bürger andrer Nationen ausdehnt, welcher von der Beſorgniſs hergenommen iſt, als ob ſonſt die ſächſiſche auf Freyheit und Gleichheit beruhende Conſtitution umgeſtürzt würde, wenn nämlich Grafen, Barone, Edelleute in das Mittel derſelben als Bürger aufgenommen würden. Dafs dies aber auch nur zu den leeren Ausflüchten gehöre, erhellt aus folgendem: 1) aus dem Beyſpiel der benachbarten königl. Freyſtädte in Ungarn, und ſelbſt der Stadt Clauſenburg, die deswegen, weil auch Grafen und Barone darin wohnen, nicht zu Grunde gehen, ſondern viel-

mehr durch vermehrte Consumtion und Luxus aufblühen. 2) Aus der Natur der Sache. Solche aufgenommene Mitbürger müssen sich laut Bürgereides den Municipalgesetzen der Stadt und des Stuhls fügen, und dürfen also keine Aenderungen veranlassen. Ja sie können dies nicht einmal thun, weil sie immer die kleinere Zahl bleiben. 3) Aus dem eignen Beyspiel der sächsischen Nationsbeamten. Diese, um bey Besetzung der Gubernialraths-, Hofraths-, und andern Cardinal-, auch Gardestellen nicht hinter den andern Nationen zu bleiben, lassen sich nach einander adeln und baronisiren. Dass dies, scharf genommen, gegen die Grundverfassung der Sachsen (welche dem Vf. S. 255. Anlass giebt, die sächsische Nation einen Freystaat in der Monarchie zu nennen), verstosse, wird schwerlich von ihnen selbst können geleugnet werden. Noch im J. 1613 beschloss die sächsische Universitätsversammlung zu Segesvár im 8ten Artikel wörtlich folgendes: „*Quia Virtus nobilitat hominem*, und die Freyheit macht dem Menschen „Adel, pflegt man zu sagen. Weilen aber nicht schö„ner Freyheiten seyn können, *quam libertas hominum*, „und die Sachsen wegen derselben rechte Edelleute „seyn, wenn sie sich der Edelschaft recht gebrauchen „wollen; sollen derowegen alle diejenigen, so ihnen „nicht damit genügen lassen, sondern *praerogativa* „*nobilitari* leben wollen, zu keinem Ehrenamte adhi„birt werden; den Ständen ein gross Schaden, Un„gelegenheit daher entstehet.“ Das Contingent von Plätzen, welches nach der Constitution bey der Hofkanzley, dem Gubernio, der Leibgarde u. s. w. auf die sächsische Nation fallt, sollte eben deswegen, weil es auf die Nation, nicht auf den sachsischen Adel fällt, mit unadelichen Sachsen besetzt werden können, und der Adel unter den Sachsen sollte billig ganz abgeschafft seyn. Nichts desto weniger besteht derselbe, ohne Geschrey über Verletzung der Gleichheit, weil er den Municipalgesetzen unterliegt; warum könnte nicht auch auswärtiger Adel auf gleiche Art unter den Sachsen wohnen?

Die sachsischen Beamten haben sich ferner des Beweises für die Ausschliessung andrer Nationen bedient: dass, da der sächsische Bürger als solcher nie ein adliches Besitzthum erwerben könne, eben so wenig dem Adel ein sächsisch-bürgerliches Eigenthum einzuräumen sey. Ausserdem dass dieser Schluss ganz gegen den Geist der, wenn auch mangelhaften, doch jetzt noch bestehenden, ungrischen und siebenbürgischen Constitution, adliches und bürgerliches Eigenthum gleich setzt, hinkt er auch noch auf der andern Seite in sofern, als der Adel, erst Bürger werden soll und muss, ehe er eines bürgerlichen sächsischen Besitzes fähig ist, und eben so der Sachse erst nach seiner Beadelung adliche Güter besitzen kann.

Doch die Nation, der sächsische Bürgerstand, fängt allmählig an einzusehen, dass seine Beamten ihn in diesem Punkt theils zu weit, theils irre geführt haben. Noch wäre vielleicht das Gubernium zu Herrmanstadt, noch hätte die dasige Industrie Regung und Nahrung durch die Circulation des Geldes mittelst der Dikasterien und Landtäge; noch fänden die Häuser in Herrmanstadt in hohem Werth und trügen reichliche Zinsen; hätte man nicht den Ungarn und Szeklern, selbst den ungrischen und szeklerischen Mitgliedern des Guberniums, daselbst das Bürger- und Häuserkaufsrecht theils verweigert, theils unsäglich erschwert! Wie viel Summen gehen nicht für Frauenzimmerschuhe und andre Artikel aus dem Sachsenlande nach Wien, weil man keine ausländischen deutschen Handwerker zum Bürger- und Meisterrecht zulassen will? Wenn Hr. *S.* weiss, oder erfahrt, dass dieser kleinliche Geist des Nationalhasses bey den Sachsen durch diese Ausschliessungseifersucht schon so weit getrieben ist, dass sie auch die aus dem Reiche nach Siebenbürgen kommenden Deutschen verachten, und sie mit dem Schimpfnamen Muzer (Mauser, Diebe) belegen; so wird er gewiss aufhören, einer so niedrigen Anmassung, wie die 3te Klage in sich schliesst, ferner das Wort zu reden, und ihr die Wichtigkeit seines wohlverdienten Ansehens zu leihen.

Auf die positiven Rechtsgründe, besonders die sogenannte Accorda, worauf sich die sächsischen Beamten berufen, kann Rec. sich nicht einlassen, da die Gültigkeit und Gesetzmässigkeit derselben noch erst weiter landtäglich geprüft, und vom Landesherrn entschieden werden soll. Die Entscheidung zu Gunsten der sächsischen Beamten, welche Michael Hutter im J. 1753 ausgewirkt hat, wollen einige darum nicht für endlich anerkennen, weil in den nach der Hand ans Licht gezogenen Protocollen der sächsischen Nationsuniversität vorkommt, dass Hutter mit Geldsummen aus der Nationalcasse versehen worden, um, wie es im Protocolle ausdrücklich steht, der Nation bey Hofe Patronos zu suchen. Diese Angabe hat jedoch Rec. nur aus Hörensagen von Reisenden aus Wien.

Die *vierte Klage* betrifft die schon so oft, und nach so verschiedenen Grundsätzen angehobene, nie vollendete Regulirung der ökonomischen und politischen Verwaltung bey der sächsischen Nation. Jede menschliche Einrichtung, jedes Haus nutzt sich durch Länge der Zeit ab, und bedarf Reparation; nur muss nicht nach verschiedenen Plänen zu verschiedenen Zeiten, nicht willkürlich und über Dank der Einwohner und endlich nicht so reparirt werden, dass das Haus an einem andern Orte zusammenfällt. Alle Regulirungen heben, wie selbst die neueste Weltgeschichte lehrt, von dem Deficit in den Finanzen an, und die sächsischen Beamten hätten sich die 4te Klage sehr wohl ersparen können, wenn sie eher an dem Deficit curirt, und die Canäle desselben zugestopft hätten. Freylich rühren viele solche Schulden von alten Erpressungen der ehemaligen Fürsten und kaiserl. Generale, von Rekrutenstellungen und andern Aufopferungen der Nation zu Gunsten des Hofs her. Wie viel leichter ist es aber nicht überhaupt, Schulden zu machen, als zu tilgen? wie viel gewöhnlicher, für sich, als fürs Publicum zu sorgen? Das Deficit der Allodialcassen musste zuletzt an das Tageslicht kommen, musste unter Kaiser Jo-

Digitized by Google

ſeph II die dachauerſchen Unterſuchungen veranlaſſen: es konnte ſelbſt von den Oberbeamten der Nation nicht geleugnet werden, daſs ein feſteres Finanzſyſtem für die ſächſiſchen Publica nothwendig ſey. Die Schulden der Nation *in concreto* beliefen ſich im J. 1782 auf 283,515 fl. Folgende Miſsbräuche hatten ſich in die ſächſiſche Nation, ſo wie auch in die meiſten königl. ungriſchen Freyſtädte eingeſchlichen, und bedurften Verbeſſerung:

1) Die Magiſtratsſtellen waren zu zahlreich und dabey zu ſchlecht beſoldet. Nach des Rec. Meynung ſolte es nur wenige Rathsglieder geben, aber dieſe gut beſoldet, und ihnen ihre erlaubten Sporteln, Deputate und Amtsäcker oder Wieſen nicht weggenommen werden, damit auch rechtſchaffene Männer und gute Wirthe ſich um Magiſtratsſtellen bewerben mögen. Der Verluſt, den jeder Rathsmann durch Beſorgung öffentlicher Geſchäfte in ſeiner Wirthſchaft leidet, muſs durch die Beſoldung reichlich ausgeglichen ſeyn, weil ſonſt nur faule Schuſter, Schneider, bankerotirte Kaufleute und ſchlechte Wirthe Magiſtratsdienſte ſuchen werden, wie die tägliche Erfahrung bey den ungriſchen Städten lehrt.

2) Keine immerwährenden Aemter ſollten geſtattet, ſondern der ganze Rath, alle Senatoren etc. alle Jahre neu gewählt werden.

3) Bey der ſächſiſchen Nation fing allmählig eine Art von Patriciat an, ſich ganz gegen den Sinn ihrer Verfaſſung ſtillſchweigend einzuſchleichen, vermöge deſſen die Aemter gewöhnlich bey reichen und geadelten, unter einander verwandten, Familien blieben, und der Sohn eines ſolchen Bürgermeiſters oder Rathsverwandten den Vortritt und Vorzug vor den übrigen Bürgersſöhnen auch ohne Talente und Geſchicklichkeit verlangte. Hingegen müſste beſonders durch ſcharfe Geſetze gegen den Nepotismus geſorgt werden.

4) Die wählende Gemeinde ſollte weder durch den Magiſtrat (wie bisher bey den Sachſen der Miſsbrauch beſtand, da die Erwählten oder zu Erwählenden ihre Wähler; die Rechnung ablegenden ihre Controlörs ſelbſt ernannten) noch durch ſich ſelbſt rekrutirt, ſondern durch alle ſeſshafte Bürger nach ihren Nachbarſchaften und Quartieren ernannt werden.

5) Da die Erfahrung gelehrt hat, daſs faſt in allen Städten, wo die Magiſtrate ſelbſt die öffentlichen Beſitzungen und Quellen der Einkünfte leiteten und verwalteten, Spuren des Eigennutzes und der Verſchwendung vorkommen, ſo ſollen alle dieſe Gegenſtände und Quellen der öffentlichen Einkünfte verpachtet, und die aus allen Pachtungen rein hervorkommende Summe als der Totalbetrag der Einkünfte jedes Publicums angeſehen werden. So z. E. behauptet auch jetzt der kaiſerl. Fiſcus, daſs, als das Fogaraſer Dominium von der Nation übernommen, und 2 Dörfer davon durch die Oberbeamten an den Freyherrn v. Brukenthal ſubinſcribirt, d. h. in Afterbeſitz abgegeben worden, die Nationalcaſſe dabey um einige 20000 fl. zu kurz gekommen ſey.

6) Die Rechnung über die Ausgaben ſoll vor einem jährlich neu zu ernennenden Ausſchuſs der Gemeinde gewiſſenhaft nach abzulegenden Eide geprüft, und ſo zur Buchhalterey wegen Ueberſicht des Ganzen eingeſendet werden.

7) Bey dem Landtage und bey den Nationalzuſammenkünften ſollen von jedem Publicum nicht lauter Magiſtratsglieder, ſondern ein Beamter, ein Glied der Gemeinde, und ein Aelteſter aus den zu dem Stul gehörigen Dörfern erſcheinen.

8) Ohne willkürliche Aufſchläge auf die Contribuenten zu geſtatten, dürften jedoch die Einnahmstitel der *Publicorum* eher vermehrt und ergiebiger gemacht, als vermindert, mäſsige Beyträge der Bürger bey Unzulänglichkeit der Allodialeinkünfte unter öffentlicher Aufſicht erlaubt, und auch wohl geſtattet werden, daſs die ſächſiſchen Dorfgemeinden, da ſie vom Stadtmagiſtrat regiert werden, zu den Verwaltungskoſten und zum Schuldentilgungsfond etwas gewiſſes mäſsiges beytragen. Nach der den Stadt- und Stuhlscaſſen angediehenen Hülfe lieſse ſich ſodann bey beſſerm Stande derſelben für ſchicklichere Beſoldungen der Beamten, Schulen, gute Wege u. ſ. w. ſorgen. Endlich

9) Die Fogaraſer Güter (deren Abtretung und Benutzung die Nation vom Fiſcus auf 100 Jahre erhalten hatte, welches ihr ſo manchen Neider erweckte) müſsten unter gute Verwaltung geſetzt, und die Tilgung der darauf haftenden Schulden betrieben werden.

Wie müſste aber eine auf ſolche Grundſätze gebaute Regulirung eingeleitet werden?

1) Durch einen Mann, der in ſtädtiſchen Angelegenheiten, ſo zu ſagen, auferzogen, keine Comitats- und Adelsideen mitbrächte, durch einen planmäſsigen Kopf, der in ſeinen eignen Finanz- und Familiengeſchäften das Muſter der Ordnung und Regelmäſsigkeit gegeben hätte, und weder von eigener Leidenſchaft, noch vom Einfluſs fremder Leidenſchaften regiert würde.

2) Mit Einfluſs der Nation ſelbſt und ihrer nach obigen Grundſätzen neu organiſirten Geſamtſchaft, Magiſtrate und Gemeinden; mit Beſeitigung aller willkürlichen Befehle, Abſetzungen und Machtſprüche; welche der Sache das Anſehen geben könnte, als ob unter der Maske der Regulation willkürlicher Deſpotismus um ſich greifen wollte. Die Ordnung, zu der ein Privatmann in ſeinem Hausweſen ohne hinlängliche Ueberzeugung von ihrem Nutzen und ohne ſein Zuthun gezwungen würde, dürfte ihm nur läſtige Unordnung dünken; wie vielmehr gilt dies von einer ganzen Nation? Man erinnere ſich hiebey der Joſephiniſchen Regierung in Siebenbürgen. Die Nation hatte zwar 1782 eine Schuldenlaſt von 283515 fl., allein davon hatte ſie 200000 fl. an den Fiſcus für die Fogaraſer Güter, gegen einſt zu erfolgende Rückſtellung bezahlt. Aus den Einkünften davon konnte ſie nach und nach (denn was macht der Unterſchied von ein

Digitized by Google

paar Jahren) bequem die Schulden abstofsen, und noch ihren Allodialcassen dabey aufhelfen.

3) Ueber das Vergangene dürfte ein Vorhang gezogen, und mit alten Fehlern, Vergehungen und Abweichungen ein Abschnitt gemacht werden. Dies verhütete Erbitterungen und brächte guten Willen zur Aufnahme der neuen Einrichtungen hervor.

4) Der Oberdirector der Regulation dürfte sich mit keinem Detail beladen, sondern nach Feststellung sichrer Grundsätze im Einvernehmen mit der Gesamtschaft der Nation, das kleine und minder Wesentliche dem Comes der Nation und den einzelnen *Publicis* unter strenger Aufsicht und Verantwortung, auch steter Abfoderung von Belegen über Schuldentilgung überlassen. Ferner

5) Dürfte er weder Denuncianten begünstigen und viele Untersuchungen anordnen, noch

6) Religionsgehässigkeiten neu aufregen, noch

7) Die Magistrate, deren Mehrheit nur ein aus Rachsucht Wahnsinniger für lauter Schurken erklären kann, in den Augen des Volks herabsetzen, weil doch am Ende bey aller Wirksamkeit der Gemeinden, alles auf die Magistratsbeamten ankommt.

8) Wohl gar ein Publicum gegen das andere, die Gemeinde gegen den Magistrat, oder die Dörfer gegen die Städte in Harnisch bringen; noch ferner

9) Die ruhigen sächsischen Bürger in den Dörfern vom Pfluge zu Berathschlagungen über öffentliche Geschäfte herbeyziehen. Die allzu öftern Versammlungen der Stadt- und Stuhlgemeinden schaden der Industrie, geben zu Cabalen Anlafs, verbreiten demokratische Gesinnungen, die mit dem sonstigen Geiste der österreichischen Monarchie contrastiren, und nützen am Ende nichts, weil doch gescheute Magistratspersonen bey den gewöhnlichen geringen Einsichten der Dorfvorsteher und Bürger alles nach ihrem Sinn leiten, wenn sie auch hinter den Coulissen stehen bleiben.

Endlich 10) sollte er zugleich für Abstellung der Mifsbräuche in den Comitaten und szeckler Stülen sorgen, und die Regulation des ganzen Landes mit der sächsischen parallelen Schritt halten lassen; weil dennoch niemand leugnen kann, dafs die sächsischen Beamten sich weit weniger Bedrückungen der Contribuenten erlauben, als die Comitats- und szeckler Stuhlsbeamten, und dafs die Einwohner der sächsischen Stüle bey so mancher Unregelmäfsigkeit doch weit glücklicher und wohlhabender sind, als der walachische Unterthan in den Comitaten. Was soll sich dieser denken, dafs nur für den sächsischen Contribuenten und nicht für ihn gesorgt wird?

Sollte die neue Regulation als Folge der dachauerischen Untersuchungen diesen Grundsätzen entsprechen; so — aber auch nur so — wird man behaupten können, dafs auch der vierte Klagpunkt der sächsischen Beamten unstatthaft sey. So weit vom politischen Werth des Schlözerischen Buchs: jetzt gehen wir zum literarischen über.

Das Urkundenbuch, welches Hr. *S.* im ersten Stücke liefert, ist ein wahrer Vorwurf für die Gelehrten und Geistlichen der sächsischen Nation, welche noch für keines gesorgt, ja nicht einmal eine ordentliche Geschichte ihrer Nation geschrieben haben. Hr. Senator *Gräfer* (im Verfassungszustand), der verstorbene Gubernialrath *Soterius* (im Recht des Eigenthums), und andre neuere Schriftsteller der Nation sind nur mit Bruchstücken von Urkunden hervorgetreten, und haben das übrige hinter dem Berg behalten. Wozu dieser Mangel an Publicität, diese *reservatio mentalis*, bey einer gerechten Sache? Auch dem Vf. wurden von Hermannstadt aus, wie er S. 24 anführt, keine neue Urkunden, oder auch nur Ergänzungen der mangelhaften geliefert. Unstreitig hätte also der *Codex diplomaticus* des Hn. *S.* viel vollständiger und lehrreicher werden können, wenn man zu Hermannstadt gewollt hätte. Wäre zu Clausenburg das Vorhaben des Hn. *S.* bekannt gewesen; so hatten einige Gelehrte geeilt, ihn durch die dritte Hand mit des würdigen *Seyfferts* noch ungedruckten Handschriften zu unterstützen, die sich z. E. im Nachlafs des Hn. *v. Windisch* befinden. Eine und andre gedruckte, von Hn. *S.* (der z. E. Popsten Szeredai neueres Werk nicht besafs) übersehene Urkunde liefse sich auch jetzt noch nachweisen.

(Der Beschluss folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Weygand: *G. Grofsens geographische Unterhaltungen*, mit Inbegriff des Wissenswürdigsten aus der Naturgeschichte und der Menschen- und Völkerkunde. II. Bändchen. 1797. 21 Bog. 8.

Lange ist uns keine elendere Sudeley unter die Hände gekommen, als diese sogenannten geographische Unterhaltungen sind. Schon bey der Anzeige des ersten Bändchens (A. L. Z. 1797. Nr. 376.) haben wir gesagt, dafs das Ding nichts geringers als eine Geographie vorstellen soll, die nach Raffischer Form durch Unterredungen eines Lehrers mit seinen Schülern unterbrochen wird: und dieser zweyte Theil enthält nach dieser Methode die Geographie von Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden, Grofsbritanien und Rufsland, aber auf eine so äufserst triviale, oberflächliche und unvollständige Art, und mit einer so geflissentlichen Unordnung, dafs das Buch wirklich unter aller Kritik ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Februar 1798.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Kritiſche Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen*, (vom Hofrath u. Prof. *A. L. Schlözer*) etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Nichts deſto weniger bleibt ſeine Arbeit ſehr verdienſtlich und claſſiſch. Von ungedruckten Sachen erhalten wir durch Hn. *S.* nur folgendes S. 125. Dankſagung der Nation an den Fürſten Kaunitz für das ſogenannte *Reſcriptum reſtitutorium* vom J. 1790 den 28 Jan. S. 133. Vorſtellungen der Nation (ihrer Beamten) in Landtagsangelegenheiten vom Dec. 1791. Die Sachſen verlangten in Fällen der allgemeinen Geſetzgebung die *Votationem curiatam per corpora* 3 *Nationum* und zu einem Abſchluſs entweder Vereinigung der drey Nationen oder Entſcheiduug des Landesfürſten. Wenn man ihren Entwurf auf Grundſätze und Geſchichte zurück führt, ſo bildete Siebenbürgen nach ihnen ein Staatenſyſtem, deſſen oberſten Präſidenten mit der entſcheidenden Stimme der Landesfürſt vorſtellen ſollte. Natürlich wollte dieſe Idee weder den Mitſtänden, noch dem Hofe behagen, und es wurde entſchieden, daſs die Schlüſſe nach der *Mehrheit* gefaſst, und die Meynung des anders denkenden Theils beygelegt werden ſolle, damit der König ſodann mit Rückſicht auch auf dieſe Meynung ſeine Sanction geben oder verweigern könne: (das heiſst: daſs der ſiebenbürgiſche Landtag, ein Landtag, und kein Congreſs, wie der zu Philadelphia, ſey). Beſſer hätten die ſachſiſchen Beamten gethan, ſich in dieſer delicaten und gehäſſigen Sache nicht durch Unnachgiebigkeit unangenehme Auftritte und den Haſs der Mitnationen zuzuziehen, ſondern vielmehr den Antrag zu machen, daſs die ſächſiſchen Vota verſtärkt, und nicht bloſs ſie, die Beamten ſondern auch Repräſentanten ihrer Gemeinden beygezogen werden ſollten. Dies genug über eine Frage, in die ſich Hr. *S.* laut Vorberichts zum 3ten Stück nicht zu mengen getraute. Schade iſt es hingegen, daſs dieſelben nicht mit der gegründeten Vorſtellung der Unſchicklichkeit körperlicher Strafen und Schläge bey einer freyen und cultivirten Nation durchgedrungen ſind. Sehr unklug und unrecht lehnten ſie ſich gegen die Geſetzentwürfe zur Verbreitung der ungriſchen Sprache auch in ihrem Mittel auf, und zeigten dadurch den böſen Willen ganz deutlich, einen *Statum in Statu* (*Schl.* S. 376) zu bilden, welches ſo wie die Vorſtellung wegen des unvermiſchten Bürgerrechts nichts anders, als Unwillen bey der ungriſchen und ſzeckler Nation wirken muſste. (S. oben unſere Bemerkungen beym 3ten Klagpunkt). Gründlich hingegen und Rückſicht verdienend waren die Eingaben wegen des Rechts auch der unadelichen Sachſen zu Cardinalämtern, und wegen des zu beobachtenden arithmetiſchen Verhältniſſes als eines Dritttheils in Dikaſterialanſtellungen der Sachſen, zu Folge des Leopoldiniſchen Diploms. Allein man vergaſs zu Wien nur zu bald, daſs die ſächſiſche Nation auf dem Landtage 1791 die einzige war, die es mit dem Intereſſe des Hofs, vielleicht nur zu feſte, hielt, und ſich dadurch hie und da beſchwerliche Feindſchaften zuzog.

Das zweyte Stück iſt für ungriſche Hiſtoriker vorzüglich ſchätzbar. Daſs unter den letzten *Pray* zur Zeit noch lebe, können wir dem anders berichteten Vf. (bey Vorbericht XII.) verſichern, aber auch hinzuſetzen, daſs ſelbſt Hr. *Pray* den wegwerfenden Ton, mit welchem Hr. *S.* von den Ungarn als Nation (unter der Benennung Altmadjaren, Aſiater aus Turkſtan) ſpricht, nicht liebevoll beurtheilen könnte. Traurig iſts, daſs der von Hermanſtadt aus verleitete, ſonſt durch ſeine humane Denkart und durch ſeine Arbeiten für die Verbreitung der Humanität ſo berühmte Vf. gerade den Ton gewählt hat, der am tauglichſten iſt, alle Nationalerbitterung noch mehr zu roizen und zu begründen; während daſs gutdenkende ungriſche und ſiebenbürgiſche Schriftſteller darauf ausgehen, dieſe alte Erbitterung zu dämpfen, auszurotten, und die verſchiedenen Nationen, Religionen, Stände einander durch Verbreitung edlerer Geſinnungen näher zu bringen. *Die erſte Unterſuchung* hat die Ueberſchrift: Plan und Bedürfniſs der älteſten ungriſchen Beherrſcher vom J. 900—1300 ihre Nation durch Coloniſten, vorzüglich durch Deutſche zu verſtärken, zu erhalten, und zu veredeln, und giebt dem Vf. Gelegenheit auszurufen: „daſs die ſubalterne Madjaren Horde noch jetzt als eine mächtige cultivirte europäiſche Nation beſtehe — Deutſche, das iſt euer Werk, ſeyd ſtolz darauf!“ Eine ſolche einſeitige Tirade kann keinem unparteyiſchen Deutſchen gefallen; es iſt auffallend unrichtig, wenn man ein Product mehrerer Urſachen mit Gewalt einer einzigen, und zwar noch einer nicht ſehr wichtigen und mehr zufälligen zuſchreiben will. Vollends aber hätte Hr. *S.* nicht auf Dankbarkeit der Ungarn gegen ihre eigene Coloniſten dringen ſollen; ſoll denn der Wirth gegen den Gaſt dankbar ſeyn, oder umgekehrt? Mit dem Unſinn in der ſiebenbürgiſchen Quartalſchrift II. S. 216 wollen wir uns gar nicht bemengen, wo das Ur- und Erbrecht der Ungarn und Szeckler auf Pannonien und Da-

Digitized by Google

cien in Abrede geſtellt, und noch gar gefragt wird, welche Nation von der andern recipirt worden, die Deutſche von der ungriſchen oder ſzecklériſchen, oder umgekehrt. Dies ſind die ſchönen Wirkungen des überſpannten ſachſiſchen Nationalismus. Gewiſs lernte die ungriſche Nation von ihren Nachbarn, den Deutſchen, viel Gutes, aber auch viel Schlechtes. Hätte Hr. *S.* den *Anonymus Belae Not.* ſtudirt, ſtatt ihn zu verdammen; ſo hätte er den arabiſch-patriarchaliſchen Regierungsgeiſt nach Familienoberhäuptern und Stammpanier, und die Freyheit und Gleichheit, wie ſie noch unter bloſsen, aber edleren, Kriegern und Viehhirten beſteht, bey den Madjaren gefunden. Hätte Hr. *S.* die Chronik des Tharotz nicht ohne weiters als eine Afterchronik, wie er ſie zu nennen beliebt, verworfen, ſo hätte er daraus ſehen können, daſs der heil. Stephan durch deutſche Leibgarden dies alte einfache Regiment umgeworfen, die chriſtliche Religion dem wahren Geiſte derſelben entgegen, *mit Gewalt* eingeführt, die politiſchen und religiöſen Renitenten geſchlagen und zur Knechtſchaft verdammt, und ſtatt des edlen patriarchaliſchen Hausregiments, das deutſche Lehnsweſen emporgebracht habe. Hätte Hr. *S.* die Geſchichte der Regierung des deutſchen Kaiſers Sigmunds in Ungarn zum Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit gemacht; ſo hätte er bemerken können: daſs die ungriſche Banderialverfaſſung, die das Reich bey Mohatſch ins Verderben gebracht hat, nur eine Copey der ähnlichen deutſchen Anſtalt mit Matrikeln und Contingenten war, an welcher noch jetzt das heil. röm. Reich krankelt. Wie viel hat nicht Ungarn im Mittelalter von den Deutſchen durch Kriege, Wegraubung und Vorenthaltung der Krone u. ſ. w. gelitten? Gewiſs es wäre für Ungarn ein gröſseres Glück, ein Nachbarland von England als von Deutſchland geweſen zu ſeyn; wer weiſs denn auch, wohin die originelle von deutſcher Hofmeiſterſchaft befreyte Bildung eine ſo fähige, muntre, tapfre Nation, als die Madjaren waren, und ſind, geführt hätte? Wer will dann nun noch einem Zufall ſo viel Verdienſte beymeſſen? Sehr unrichtig ſtellt Hr. *S* ferner die Sache in Rückſicht deſſen vor, daſs unter den arpadiſchen Königen die magyariſch-aſiatiſche Nation den Deutſchen feind geweſen, und „das Werk der Cultur nur durch Zwang der Könige, mit Hülfe der Deutſchen, wider ihren Willen vollbracht worden.“ — Dieſe Behauptung (S. 181) iſt ſchlechterdings unerwieſen; vielmehr hat die altungriſche Nation gegen die Deutſchen in der erſten Periode nach Sitte aller Nomadenvölker (die Unruhen unter Steph. I Peter Abas ausgenommen) viel Höflichkeit und Freundſchaft bezeugt; denn auch die alten Deutſchen betrugen ſich ſtill, beſcheiden und ohne Anmaſsung; bis auf einige Ausnahmen, wovon Hr. *S.* III. S. 541 ſelbſt Proben gegeben hat. Der allgemeinere Haſs gegen die Deutſchen datirt ſich erſt aus den Zeiten Sigmunds, Friedrichs und der Ferdinande etc. als die ungriſche Nation von *einzelnen* ſtolzen und regelloſen Deutſchen ſchon viel Unbilden erlitten hatte. Hr. *S.* vergiſst auch die Colonien der Petſchenegen, Bulgaren, auch Iſmaeliten und Chaliſier genannt (über welche er die Abhandlung im N. U. Magazin I. 103 benutzt hat) ferner der Polowzer oder Comaner nicht; aber er vergiſst den ſehr merkwürdigen Umſtand, daſs gerade dieſe dreyerley Colonien jetzt ganz mit der ungriſchen Nation in eine Maſſe verſchmolzen, und inſofern weit nützlichere Colonien, als die noch getrennten ſachſiſchen ſind. In Klein- und Groſscomanien ſpricht man Ungriſch und doch ſind deswegen die cumaniſchen Privilegien nicht verloren, und die Nation nicht unterjocht. Wie würde ſich Hr. *S.* wundern, wenn er, wie Rec. in der Durchreiſe nach Siebenbürgen, in die Nachbarſchaft von Groſskumanien käme, und dort in den Gebirgen und Thälern der Motra zu Parád, Terenyz, Retske, bey Patho etc. die Ueberbleibſel der Polowzer, unter dem Namen Palózen fände, die aber ganz nach ungriſchen Sitten leben, Ungriſch ſprechen und nur das l vor einen Conſonanten in der Ausſprache in u verwandeln, z. E. *leukem* ſtatt *lelkem*. Daſs die Neugerier nicht Nogajertataren waren, (S. 205) darüber wird indeſſen Hr. *S.* vielleicht aus dem N. ungr. Magazin B. II. Heft 2 eines andern überzeugt worden ſeyn. Ein Hauptfehler bey Hn. *S.* iſt dieſer, daſs er Siebenbürgen bis auf den heil. Stephan von Petſchenegen beweiden, (S. 211) und die Szeckler ſelbſt von Comanen abſtammen läſst (206). Die Szeckler ſind nichts als die von den Petſchenegen zerſtreuten Ungarn, welche in Atelcuſu bey den Weibern und Heerden zurück geblieben waren, während die übrigen Landsleute derſelben nach Deutſchland den Raubzug unternahmen. Wie ſich die nach Atelcuſu zurückkehrenden Magyaren wundern mochten, als ſie ihr Land, ihre Weiden ganz leer fanden? Voll Gram und Ueberdruſs beſchloſſen ſie aus der Nachbarſchaft von den Petſchenegen weg nach Ungarn einzurücken, ſie führten den Plan aus, drangen auch nach Siebenbürgen; und ſie fanden hier an der moldauiſchen Grenze ihre vertriebenen Landsleute, *die Szeckler*, wieder. Dies erzählt der *Anonymus* ſo ſchön; aber dieſen verwirft Hr. *S.* nach Hn. *Eders* Beyſpiel, daher eine hiſtoriſche Irrung nach der andern, daher auch die Miſsdeutung der Urkunde von J. 1213 (III. S. 552). Wer nur Szeckler und Ungarn je geſehen und reden gehört hat, muſs erkennen, daſs beide zu einer Nation im engſten Sinne gehören, und muſs die Ungründlichkeit der gegenſeitigen Behauptung von ſelbſt einſehen. Die Stelle des *Otto Friſing.* S. 231, worauf Hr. *S.* fuſsen will, ſagt bey Lichte beſehen nichts, als daſs nordöſtlich von Ungarn (und Siebenbürgen) die Petſchenegen ſäſsen; (*Schl.* S. 499) nämlich in dem von den Ungarn geräumten Atelcuſu. Hr. *S.* vergleicht übrigens die rohen Sitten der kriegeriſch nomadiſchen Magyaren mit jenen der Deutſchen zum Vortheil der letztern. Um die Uebertreibungen des *Otto Friſingenſis* und andrer deutſchen Chroniſten mit Stillſchweigen zu übergehen (die ſchon eine dem Rec. eben in die Hand gekommene *diſſ. de Orig. Hungarorum Viennae* 1791 gerügt hat) muſs man bey dieſer Vergleichung fragen: *cui bono?* Daſs eine Nation, die ſchon lange von den

und

Römern und Italiénern durch Nachbarſchaft, Religion und Kriege während mehr als 7 Jahrhunderten lernte, viel voraus vor neu angekommenen aſiatiſchen Nomaden haben muſste, verſteht ſich von ſelbſt. Die alten Ungarn bauten keine Städte und Feſtungen; dies thaten aber auch die Deutſchen erſt ſpät genug. Wozu Mauern, wenn Erdſchanzen *(Földvársk)* vor Erfindung der Kanonen hinlänglich waren? Und ſolcher Erdſchlöſſer gab es in jedem Comitat (Schlofsdiſtrict, *Varmegye)* wenigſtens eins. Weit zweckmäſsiger und willkommener ſcheint uns die von Hn. *S.* gegebene Erläuterung des Worts, Horde (S. 236 f.) welches eigentlich ohne *h* alſo nur *Orde* geſchrieben werden ſollte, und des Worts Weſh. Uebrigens ſtimmen wir Hr. *S.* bey, wenn er die Angaben der Wandchroniken über die Erbauungsjahre der einzelnen ſächſiſchen Städte S. 208 nicht für gewiſs hält.

Zweyte Unterſuchung. Kriegsruhm und Municipalregiment der deutſchen Nation im Zeitalter vom J. 1140—1300, in welchem von ihr Coloniſten nach Ungarn und Siebenbürgen auswanderten. Hier abermals die unerwieſene Behauptung: vor Stephan hätte kein Ungar Siebenbürgen betreten, Stephan und ſeine königliche Nachfolger hätten es durch Eroberungsrecht beſeſſen, und verſchenken können, an wen ſie wollten. Der Unterſchied bleibe nur, dafs Deutſche über ihre Schenkung Brief und Siegel aufzuweiſen haben, Ungarn aber nicht. (S. 241) Ein ſächſiſcher Commentator ſetzt noch hinzu: die älteſten Schenkungsurkunden des ungriſchen Adels in Siebenbürgen gingen nur bis Bela IV hinauf (III St. p. XVI). So zieht Hr. *S.* aus ſeinem hiſtoriſchen Irrthum, den wir oben aufgedeckt haben, noch dazu ſolche falſche Rechtsfolgen, welche erbittern könnten, wenn ſie nicht wegen ihrer Grundloſigkeit ohne Erfolg ſeyn müſsten: ſo wie von der andern Seite es lächerlich iſt, zu behaupten, dafs die Deutſchen blofs zur Arbeit und Abgabenleiſtung ins Land gerufen worden wären. Nein ſie wurden gerufen, um alle Vortheile einer cultivirtern Nation in Künſten des Friedens und des Kriegs von ihnen ziehen zu können. Unter dieſe Vortheile gehörten natürlich auch Municipalverfaſſung und bürgerliche Gewerbe. Warum lernten, frägt Hr. *S.*, die Magyaren, den Deutſchen nicht nach und nach dieſe bürgerliche Freyheit und Gleichheit ab? Warum wurde ein Theil der anfangs freyen ungriſchen Nation zur *miſera contribuens plebs* herabgewürdigt? Zur Antwort dient eine andre Frage: warum modelte ſich ganz Meklenburg und Weſtphalen nicht nach dem Muſter von Lübeck und Hamburg? Allerdings haben bisher die ungriſchen Geſchichtsforſcher die hiebey angewendeten Unterjochungskünſte nicht aufgedeckt; wenn dies aber geſchehen ſoll, ſo muſs die erſte Schuld den deutſchen Dragonerbekehrungen des K. Stephans beygemeſſen werden. (S. oben).

Dritte Unterſuchung. Allgemeine Nachricht von deutſchen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen unter der arpadiſchen Periode in chronologiſcher Ordnung. Das, was Hr. *S.* von Clauſenburg ſagt, hatte aus *Ederi Scheſaeo* verbeſſert und vermehrt werden können. Sonſt ein ſehr lehrreicher Auszug aus Katona und andern. (Bey S. 214 müſſen wir bemerken, dafs *fromſzed* Nachbar vom ſlawiſchen *ſuſſed* abſtamme und bey S. 291, dafs unter Cſocholay nicht Gottfried, ſondern Godſchalay, zu verſtehen ſey). Das Wort *Németz* Deutſcher, hätten die Slawen von *Ném* ſtumm hergeholt, weil Deutſche unter Fremden, um ihnen nicht durch Fortplaudern in ihrer deutſchen Sprache unverſtändlich und läſtig zu ſeyn, ſtumm zu ſeyn pflegten, und durch Zeichen redeten (eigentlich weil Deutſche ſich hart zur ſlawiſchen Sprache bequemen, z. E. die Beamten in Galizien). Dieſe Unterſuchung lieſse ſich übrigens noch durch viele unbenutzte und ungedruckte Privilegien deutſcher Coloniſten und Städte in Ungarn vermehren. Z. E. Das Privilegium für Raab *hoſpites Regis de Jaurino* vom J. 1271 für die er *ſpites de Szanobecz* ſo von Bela IV etc., welches wohl ein würdiges Thema für einen ungriſchen Geſchichtforſcher wäre.

Vierte Unterſuchung. Unterhandlungen mit dem deutſchen Orden über Burzenland in den Jahren 1211—1224. Eine brauchbare Zuſammenſtellung aus Dregez, aus dem ungriſchen Magazin IV. und ſiebenbürgiſchen Quartalſchrift III. (Bey S. 312 iſt gelegentlich zu bemerken, dafs *Priſtaldus*, d. h. in alten Urkunden ein Exequent oder Vollzieher gerichtlicher Sentenzen und Befehle, nicht herkommt von *Pereſlódó*, *litis diribitore*, weil er kein Richter war, ſondern von *priſtoit*, ſlawiſch dabey ſtehen, *aſſiſtens, Satelles).*

Fünfte Unterſuchung. Unterhandlungen mit dem Johanniterorden über Kumanien, im J. 1247. Hr. *S.* kann mit den Grenzen Kumaniens nicht zu rechte kommen; hier alſo etwas zu ihrer wahrſcheinlichen Abſteckung. Cumanien heifst hier die ganze Moldau ſamt einem Stück von der Bulgarey bis zur Stadt Scardona am Meer; einer Stadt, die mit dem heutigen Iſkropel am Pontus eins zu ſeyn ſcheint: ſo wie wir auch das in der Schenkungsurkunde verſtümmelt genannte *praedium Peczath*, in dem bulgariſchen *Peczetia* oder *Belziatja* wieder finden. *(Stritteri Bulgarica* beym J. 774 u. 775). Die Johanniter verloren dies Land 1264 durch bulgariſche Uebermacht; weil ſie zur Vertheidigung eines ſo groſsen Erdſtrichs nicht ſtark genug waren.

Sechſte Unterſuchung. Emigranten aus Spanien angeſiedelt in Südfrankreich unter Carl dem Groſsen ſeit 780. Hiebey auch eine allgemeine Theorie von Colonien und ihrem Grundeigenthumsrecht, die nach unſerm Ermeſſen dahin ausgeht, es zu rechtfertigen, wenn eine Colonie in fremden Ländern einen *Status in Statu*, obſchon der Oberherrſchaft unbeſchadet (S. 376), ſtiften will. — Die alten Römer folgten einer andern Politik, einem andern praktiſchern und richtigern Grundſatz: ſie litten keinen *Statum in Statu*; ſie verſchmolzen gern alles Eroberte mit ſich, romaniſirten alles. Was hat jetzt den Vorzug, die Hermannſtädter neue Theorie, oder die graue, ruhmvolle römiſche Praxis? Nöthig und bey den Römern

auch gewöhnlich ist es, den Coloniſten das volle Privateigenthumsrecht über ihre Gründe und ihren Erwerb zu laſſen, und ſie mit den Freyheiten römiſcher Bürger zu beſchenken. Daſs Inländer öfters gegen die Coloniſten eingenommen ſind, kommt meiſtens von dem inſolenten Betragen der letztern her; ſo z. E. der Haſs der Madjaren gegen die meiſtens faulen, liederlichen, dem Trunk ergebenen, durch Unmäſsigkeit und Unvorſichtigkeit im ungewohnten Klima kränkelnden ſchwäbiſchen Emigranten. Einzelne Verſuche zur Unterjochung unter Dienſtbarkeit geſchehen eben ſo gut von Mitcoloniſten, als von Inländern; es hilft nichts beſſer, als gegen ſolchen Eigennutz beſtändig auf der Hut zu ſeyn.

Siebente Unterſuchung. Oeſtreich entſtanden 979; als ſichernde Colonie gegen die Ungarn (S. 384—387).

Achte Unterſuchung. Niederländer als Coloniſten nach Bremen und Hollſtein und in die verödeten Wendenländer gerufen. Nachricht von ihren Contracten, nach Eelking und Hoche bis S. 436.

Neunte Unterſuchung. Deutſche Coloniſten in Preuſſen ſeit 1233.

Zehnte und eilfte Unterſuchung. Chronik der Petſchenegen und der Polowzer; zwey eben ſo mühſame, als claſſiſche Stücke der Schlözerſchen Schrift. Vergebens ſieht man ſich hier darum um, woher wohl Petſchenegen und Comaner oder Polowzer ihren Namen haben; Hr. *S.* weiſs es nicht und frägt auch nicht darum, denn niemand weiſs es (S. 453. 483). Wir müſſen geſtehen, dieſe Wendung iſt für den, der von Schlözers Scharfſinn auch nur etwas Hypothetiſches gern gehört hätte, unerwartet. Eben ſo unerwartet iſt, daſs Hr. *S.* bey den Comanen nicht die vortreffliche Abhandlung des ſeel. *Thunmann* im 4ten Theil der Jablonowiſchen Acten citirt und benutzt hat. Hier hätte er von den Cumanen die deutliche Spur gefunden, daſs ſie ehedem am Cumafluſs angeſeſſen waren, und die Steppe an demſelben noch jetzt die cumaniſche Steppe heiſst. (S. auch *Falks topographiſche Beyträge* Theil I.) Daher wohl leicht zu wiſſen iſt, woher der Name Cumanen kommt. Bey einer gleichen Forſchung über den Namen Polowzen hätte Hr. *S.* ſich in die Frage einlaſſen müſſen, ob Polowzer und Uzen ein Volk ſeyen? Auch dieſe Frage lehnt er unter dem Vorwand ab, weil keine Uzen in Siebenbürgen vorkommen. Bey Thunmann hätte er auch Bruchſtücke cumaniſcher Sprache angetroffen.

Zwölfte Unterſuchung. Synchroniſtiſche Ueberſicht von den bisher verhandelten Factis und Unfactis. Zufolge unſrer abgegebenen Wohlmeynung dürften wir manches angegebene Factum unter die Unfacta ſetzen und umgekehrt. Z. E. das Schlözeriſche Unfactum „Tuhutum hat Siebenbürgen erobert," iſt eine hiſtoriſche Wahrheit, die Hn. *Schlözer* und *Eder* noch lange überleben wird; wohingegen es äuſserſt falſch iſt, daſs im J. 900 Petſchenegen die Herren von Siebenbürgen geweſen. Dem Vernehmen nach ſoll *Comideſſii Commentarius in Anonymum* durch Bemühung unſrer ſiebenbürgiſchen Geſellſchaft bald im Drucke erſcheinen, und daraus wird vielleicht Hr. *S.* ſein Urtheil berichtigen: daſs der Anonymus ein Fabelmann, nicht nur ohne alle hiſtoriſche Kenntniſs, ſondern auch *ohne Menſchenverſtand* ſey. (IIItes St. Vorb. S. V.) Daſs aber Hr. *S.* öfters Hn. Benko, der allerdings am Antigermanismus und an der Unart der Machtſprüche kränkelt, zurecht weiſst, hat unſern ganzen Beyfall.

Die Erläuterung des andreaniſchen Privilegiums im 3ten Stück will Hr. *S.* für keine rechtliche Ausführung ſondern für eine hiſtoriſch-kritiſche Exegeſe angeſehen wiſſen. Dieſen Namen verdient ſie in literariſcher Rückſicht vollkommen und in höherem Grade; was aber politiſch fehlerhaft daran ſey, erhellt ſchon aus dem Vorhergehenden. Auch diplomatiſche Betrachtungen über Aechtheit, Unächtheit, *Tranſſumta*, die Formeln *Dei gratia, Majeſtas* etc. über die Bullen Chraten und Memzburge, alte Reichsſtädte, dann über das *cambium* (woraus der Urſprung des *lucri camerae* S. 578 zu lernen iſt) ſind hier mit Schlözeriſchem Scharfſinn abgehandelt. S. 546 ſucht Hr. *S.* erſt im andreaniſchen Privilegium vom J. 1222 den Grund zum ungriſchen Erbadel, weil damals die Hofbeamten und reichen Gutbeſitzer erſt ſich die darnach behaupteten Vorrechte erzwungen hätten. Ach nein, das deutſche Lehnweſen war ſchon durch Deutſche unter Stephan I. eingeführt, und äuſserte nur unter Andreas II eben die nämlichen, die Königsmacht beſchränkenden, und die Mehrheit der Nation unterdrückenden Wirkungen, die es ſchon früher in Deutſchland geäuſsert hatte.

Im Anhang werden uns auſser einigen Zuſätzen noch die Schickſale der Zipſer Deutſchen im Vergleich mit den Schickſalen der Siebenbürger Deutſchen in einer Hn. *S.* von Ungenannten eingeſendeten Darſtellung geliefert. (688—695.) Hr. *S.* hat Recht, daſs die Schwedter Stoſser, Schmölnitzer etc. ſo wie überhaupt die ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Mundart nicht mit der Plattdeutſchen, ſondern mit der Luxemburger etc. Sprache überein komme. Nach Thumſchreiben kamen viele ſogenannte *Hoſpites Saxones* in die Zips nach Neuſohl und nach Siebenbürgen aus den Rheinländern: der Rheinſtrom ſagt er, iſt Sachſen geweſen. Uebrigens ſind wohl nach dieſem Bericht die ehemaligen Zipſer Freyflecken jetzt im Stande der Unterthänigkeit, aber nicht durch Bosheit der Altmadjaren, ſondern durch böhmiſche Räuberunterdrückung, durch eigne Unwiſſenheit, und durch die Unwiſſenheit der alten königl. Kammer und Kanzley.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Februar 1798.

MATHEMATIK.

Leipzig, in d. Schäferiſchen Buchhandl.: *Archiv der reinen und angewandten Mathematik* herausgegeben von *C. F. Hindenburg. Sechſtes Heft.* 1797. 256 S. 8. nebſt einer Kupfertafel.

Auch dieſes Heft enthält wieder mehrere ſchätzbare Abhandlungen und Nachrichten, nämlich 1) *Hennert über die aſtronomiſche Strahlenbrechung.* Iſt eine Fortſetzung der im vorhergehenden Heft angefangenen Abhandlung über dieſen Gegenſtand, jetzo mit Rückſicht auf Thermometer und Barometer. Bey ſo vielen verſchiedenartigen Urſachen, welche auf die Gröſse der Strahlenbrechung Einfluſs haben, iſt es wohl kein Wunder, wenn dem Fleiſs der Aſtronomen immer noch eine Nachleſe übrig bleibt. Beſonders auch die von Piazzi zu Palermo gemachte Beobachtungen gaben dem Vf. Stoff zu neuen Unterſuchungen. Er findet aus denſelben, daſs ſich keine überall gleich brauchbare Regel zur Beſtimmung der Strahlenbrechung finden laſſe, ſondern daſs die verſchiedene Luftſtriche auch immer wieder ein in etwas verſchiedenes Geſetz befolgen. Rec. überzeugte ſich hievon ebenfalls, indem er die hier S. 139. vorkommende *Piazziſche* Beobachtungen mit dem Reſultat der Rechnung, theils nach Bradleys Methode vermittelſt der Zachſchen Tafeln, theils nach Lalandes Vorſchrift verglich, aber auf beiderley Art weit gröſsere Abweichungen erhielt, als der Vf. aus der für Palermo beſonders eingerichteten Formel. Daraus folgt alſo, daſs künftig jeder Aſtronom, der ganz genau gehen will, die Regel der Strahlenbrechung für ſeinen Ort beſonders wird beſtimmen müſſen. Eben ſo findet auch der Vf., daſs die Strahlenbrechungen in den verſchiedenen Jahrszeiten verſchieden, und namentlich im Winter gröſser als im Sommer ſeyen. Sehr wünſchenswerth wird es ohne Zweifel ſeyn, daſs der Vf. ſein Verſprechen, dieſe Materie ausführlicher auszuarbeiten, bald mit Zuſammenfaſſung alles hieher gehörigen in einem einzigen Werk ausführen möchte. 2) *Klügel Angabe eines Doppel-Objectivs, das von aller Zerſtreuung der Strahlen frey iſt.* Der Vf. theilt hier die Reſultate ſeiner hierüber der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften vorgelegten genauen Berechnungen, hauptſächlich zum Beſten der Künſtler und Liebhaber der praktiſchen Aſtronomie mit. Er findet für die von Beguelin beobachtete Brechungs-Verhältniſſe der verſchiedenen Strahlen folgende Maaſse oder eigentlich folgende Verhältniſſe zu einem vollkommenen Doppel-Objectiv: I. Für die Convexlinſe von Kronglas) Brennweite 10000, Halbmeſſer der Vorderfläche 6943, der Hinterfläche 22712, Dicke 250, Durchmeſſer der ganzen Oeffnung 3216. II. Für die Concavlinſe von Flintglas) Brennweite 14074, Halbmeſſer der Vorderfläche 14850, der Hinterfläche 18211, Dicke 100. III. Abſtand der innern Flächen beider Linſen 100. IV. Brennweite des Doppelobjectivs 32056. V. Die ganze Oeffnung der vordern Linſe in Graden 26° 48'. 3) *Buzengliger von einigen merkwürdigen Eigenſchaften der Binomial-Coeffizienten.* Der Vf. braucht durchgängig die Hindenburgiſche Bezeichnungsart, und leitet auf dieſe Art ſehr leicht Sätze her, die ſonſt ſchwer zu erweiſen wären. 4) *Käſtner über Summe und Unterſchied von Tangente und Secante.* K. zeigt, wie die dafür erhaltenen Ausdrücke verſtanden werden müſſen, beſonders in den Fällen, in welchen der Winkel 0° oder 90° wird, wobey nämlich alle Schwierigkeiten verſchwinden, wenn man deutliche Begriffe von Tangente und Secante zum Grund legt, und nicht gedankenlos Formeln auf Falle anwendet, auf die ſie nimmer paſſen, weil eigentlich gar keine Tangenten und Secanten mehr für dieſe Fälle ſtatt finden. 5) *Fiſcher* Prof. am Colln. Gymnaſium zu Berlin *über die Wegſchaffung der Wurzelgröſsen aus den Gleichungen.* Es iſt angenehm dieſen Mann, deſſen Zwiſt in Betreff ſeiner Theorie der Dimenſions-Zeichen und der Hindenburgiſchen combinatoriſchen Analytik bekannt iſt, hier als Mitarbeiter an dem von Hindenburg herausgegebenen Archiv zu finden. Durch perſönliche Streitigkeiten gewinnen die Wiſſenſchaften ſelten, wohl aber durch Wetteifer um Erweiterung derſelben. F. ſucht eine in den Lehrbüchern der Analyſis noch befindliche Lücke auszufüllen, wo nämlich die gewöhnliche Regel zu Wegſchaffung der Wurzelgröſsen dieſe iſt: man ſoll die wegzuſchaffende Wurzelgröſse auf eine Seite der Gleichung allein bringen, alsdenn zur Höhe des Wurzelexponenten potenziiren, und dieſe Arbeit, wenn mehrere Wurzelzeichen da ſeyen, nur öfter wiederholen. Er bemerkt ganz richtig, daſs dieſe Regel nicht hinreiche, und, wenn mehrere höhere Wurzelzeichen da ſeyen, die Anzahl der Wurzelgröſsen vielmehr bey jeder Potenziirung vermehre. Er ſelbſt verfährt nun ſo, daſs er zuvörderſt zeigt, die Aufgabe komme auf einerley hinaus mit der andern: eine gegebene Gleichung in eine andere zu verwandeln, deren Exponenten n mal (wobey n als ganz und poſitiv vorausgeſetzt wird) gröſser ſind. Hiezu nun ſagt er kenne er drey Methoden, wovon er aber jetzt nur zwey angiebt. Die erſte Methode kommt darauf hinaus, daſs er die gegebene in die

gehörige Form gebrachte Gleichung auf die nte Potenz erhebt, und dann durch Addirung geschickter Gleichungen (deren Form er angiebt) mit unbestimmten Coëfficienten, die sich hernach ihrem Zweck gemäfs bestimmen lassen, alle diejenige Glieder wegschaft, deren Exponenten kein Vielfaches von n sind. Nach der 2ten Methode nimmt man, wenn die gegebene Gleichung diese ist: $x^r + ax^{r-1} + bx^{r-2} \cdots + px + q = o$ die gesuchte mit unbestimmten Coëfficienten an so: $x^{rn} + Ax^{(r-1)n} + Bx^{(r-2)n} \cdots + Px^n + Q = o$; so mufs die 2te Gleichung alle Wurzeln der 1sten enthalten, also die 1ste ein Factor der 2ten seyn. Dividirt man also die 2te Gleichung durch die 1ste so lange, bis im Quotienten ein Glied vorkommt, das kein x mehr enthält, so mufs der scheinbar übrig bleibende Rest Glied vor Glied $= o$ seyn. Dieser Rest nun besteht aus r Gliedern, welches mithin r Gleichungen für die zu bestimmenden A, B, C, etc. giebt. Diese 2te Methode hat, wie der Vf. selbst bemerkt, mit Lamberts Methode in seinen Beyträgen II Th. 1ste Abth. Aehnlichkeit. Beide liefsen sich zum Theil durch den Gebrauch combinatorischer Zeichen sehr einfach darstellen, die der Vf. absichtlich nicht brauchen wollte, um desto allgemeiner verständlich zu werden; doch wird freylich bey höhern Wurzelzeichen auch die einfachste Regel nicht gegen die Weitläuftigkeit der Rechnung ganz schützen können. Da übrigens namentlich auch diese Aufgabe unter diejenige gehört, deren Auflösung Hr. *Hindenburg* in seinen *prim. Lin. Nov. Syftem. Permutationum* etc. versprochen hat, so dürfen wir vielleicht diesen würdigen Gelehrten bitten, in einem der folgenden Hefte uns auch seine Methode hierüber mitzutheilen. 6) *Rothe über die Ausrechnung schief abgeschnittener Prismen.* R. findet 1) für ein *senkrechtes* oben schief abgeschnittenes Prisma folgenden Lehrsatz: wenn man auf dem Schwerpunkt der Grundfläche eine Linie senkrecht errichtet, so geht sie auch durch den Schwerpunkt der entgegengesetzten schiefen Fläche, und der Inhalt des Prisma ist gleich dem Producte aus der Grundfläche in diese zwischen den Schwerpunkten der beiden Flächen abgeschnittene Linie, und 2) für ein auf beiden Seiten schief abgeschnittenes Prisma: der Inhalt eines solchen Prisma ist gleich dem Producte aus einem senkrecht durch die Kanten des Prisma gehenden Schnitt desselben in den Abstand der Schwerpunkte der beiden Grundflächen, oder auch gleich dem Producte einer der beiden Grundflächen in das Perpendikel, welches auf sie aus dem Schwerpunkt der andern Grundfläche gefallt wird. 7) Lüdicke über eine bestimmte Aufgabe aus der unbestimmten Analytik. Die Aufgabe, die ein Freund von Hn. *Lüdicke* sehr mühsam fand, ist diese: eine Zahl zu finden, die durch 2, 3, 5, 6, 9, 10 getheilt der Ordnung nach folgende Reste übrig lasse: 1, 2, 4, 5, 5, 9, durch 11 getheilt aber aufgehe, und zwischen 14 und 15 Schock d. h. zwischen 840 und 900 falle. Hr. Lüdicke zeigt, wie sich die Aufgabe vermittelst der Hindenburgischen Lehre von cyklischen Perioden sehr leicht auflösen lasse, giebt aber auch zugleich eine Abkürzungs-Methode für das sonst weitläuftige Eulerische Verfahren an. Hr. *Hindenburg* zeigt nun in einem Anhang, wie die letzte Bedingung die sonst unbestimmte Aufgabe eigentlich bestimme, und, wenn man von dieser anfange, eine äufserst leichte Auflösung gebe. Da dies wohl die Absicht dessen, der die Aufgabe vorlegte, nicht war; so erinnert *H.* die nähere Bestimmung der Zahl hätte mit Weglassung der letzten Bedingung, auch noch auf andere Art z. B. so erhalten werden können, wenn man gesagt hätte, die Zahl sey gerade *die kleinste* unter allen, die den übrigen Bedingungen Genüge leisten. Rec. scheint überhaupt die Aufgabe nicht gut ausgedrückt zu seyn, indem darin sehr viele ganz überflüssige, nichts bestimmende Bedingungen vorkommen. In der That, so bald man weifs, dafs eine Zahl durch 10 getheilt 9 zum Rest läfst, so weifs man zugleich auch, dafs sie durch 2, oder 5 getheilt 1, oder 4 zum Rest läfst. Eben so folgt aus der Bedingung, dafs sie durch 9 getheilt 5 übrig lasse, schon dafs sie durch 3 getheilt 2 übrig lasse, und aus diesem zusammen folgt denn auch, dafs sie durch 6 getheilt 5 zum Rest lasse. Es kommt also alles blofs auf die Theilungen durch 9, 10 und 11 und die hiebey übrig bleibende Reste, und die weitere zur völligen Bestimmung hinzugefügte Bedingung an. Hienach läfst sich die Aufgabe, selbst wie *H.* sie vorträgt, auch auf die gewöhnliche Methode ganz leicht auflosen. Sieht man nämlich blofs auf die Bedingungen der Theilung durch 11 und durch 10, so läfst sich die gesuchte Zahl so ausdrücken: $11x$, oder auch $10y + 9$. Mithin ist $11x = 10y + 9$ oder $11x - 9 = 10y$, daher $x + \frac{x-9}{10} = y$. Es mufs also, wenn man nur auf diese Bedingung sieht, x so beschaffen seyn, dafs $x - 9$ sich durch 10 theilen läfst, d. h. es mufs x in der Reihe der Zahlen seyn: 19, 29, 39, 49, 59, 69, 79, 89 u. s. w. oder die gesuchte Zahl $11x$ mufs eine der Zahlen seyn; 209, 319, 429, 539, 649, 759, 869, 979 u. s. w. (welches mithin, wenn die Bedingung angegeben wird, die Zahl soll zwischen 840 und 900 fallen, schon hinreichen würde) mithin $10y$ eine der Zahlen: 200, 310, 420, 530, 640, 750, 860, 970 u. s. w. oder y eine der Zahlen 20, 31, 42, 53, 64, 75, 86, 97 u. s. w. Wegen der Theilung durch 9 kann man aber die gesuchte Zahl auch noch so ausdrücken $9z + 5$: mithin ist $10y + 9 = 9z + 5$ oder $10y - 5 = 9z - 9$, mithin $y + \frac{y-5}{9} = z - 1$, also mufs sich $y - 5$ durch 9 theilen lassen. Es ist aber $y - 5$ eine der Zahlen 15, 26, 37, 48, 59, 70, 81, 96 u. s. w. und nun sieht man leicht, dafs 81 der kleinste Werth sey, der dieser Bedingung Genüge leistet, also 86 der kleinste Werth für y, oder 869 die gesuchte Zahl. — Noch sind lehrreiche Recensionen von *Langsdorfs* Lehrbuch der Hydraulik und *Piazzi della Specola astrono-*

Digitized by Google

mica etc. auch intereſſante Nachrichten und Anzeigen angehängt.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Ge. Vega's*, Ritters des milit. Theref. Ordens, Majors und Prof.... *Logarithmiſch-Trigonometriſche Tafeln, nebſt andern zum Gebrauch der Mathematik eingerichteten Tafeln und Formeln.* 1797. 2 Bande. in 4. (5 Rthlr.)

Dieſes Werk iſt zwar als eine zweyte Ausgabe der ſchon 1783 von dem Vf. zu Wien herausgegebenen *Logar. Trigon. Tafeln* anzuſehen; der Zuſätze und der Aenderungen ſind aber ſo viele, daſs es ſich der Mühe wohl verlohnt, über dieſes Buch nach ſeiner jetzigen Geſtalt, umſtändlichern Bericht zu geben. Die Einleitungen ſind in beiden Bänden von groſser Ausführlichkeit, und enthalten vielmehr Belehrungen, als die der erſten Ausgabe. Auch ſteht denſelben Blatt für Blatt eine lateiniſche Ueberſetzung zur Seite, wie denn auch dem Werk neben dem deutſchen ein lateiniſches Titel-Blatt beygelegt iſt, mit der Aufſchrift: *Tabulae Logarithm. Trigonometricae.* — Die Einleitung im Iſten Band erſtreckt ſich bis auf 84 Seiten, und enthält Erläuterung der vulgariſchen oder briggiſchen Logarithmen, der Logarithmen, welche Sinus und Tangenten angehen, deren Behandlung, Entſtehung durch Reihen.... Die Iſte Tafel der briggiſchen Logarithmen nimmt darauf 187 S. ein, und liefert die Logarithmen der Abſolut-Zahlen von 1 bis 101000 liefert alſo 500 Logarithmen weiter, als die 1783ger Ausgabe, welche nur bis auf 100500 ausgedehnt war.

In der IIten Tabelle folgen trigonometriſche *briggiſche* Logarithmen. Für die 1ſte Minute ſind da die Logarithmen aller Zehntheile der Secunden zu finden, darauf die aller Secunden bis auf 1 Gr. 30 M. Und von da erſt fängt die Reihe der Log. für Sinus und Tangenten an, von 10 zu 10 Sec. bis auf 6 Gr. 30 M. wie ſie in der Iſten Ausgabe bereits ſtanden; endlich die Logarithmen von Minute zu Minute, bis 45 Gr. fortſcheitend.

Nun kommen die natürlichen trigonometriſchen Sinus-Groſsen, mit Differenzen, Coſinus, Tangenten.... und angehangt ſind Grade und Minuten in Secunden ausgedrückt, Längen der Kreisbogen..... (hier doch das meiſte, wie es in der Iſten Ausgabe ſchon zu finden iſt). Formeln zur Auflöſung geradlinichter und ſphäriſcher Triangel, auch andere zur analytiſchen Trigonometrie gehörige, vollſtändiger colligirt. Reihen für den Cirkel und die Peripherie bis auf 140 Decimal-Stellen mit Bemerkung der richtigen Zifer. 8, in der 113ten Stelle. Auch noch Formeln der Sinuſſe mit Quadrat-Wurzeln....

Die Einleitung zu dem IIten Band begreift Belehrungen über Tabellen und geſammelte Formeln von gar mancherley Art, wie denn dieſer Band eigentlich voll neuer Zuſätze iſt. I. Die einfachen Factoren der Zahlen, welche ſich durch 2, 3, 5, nicht dividiren laſſen, gehen bis 102000; (die in der 1ſten Ausgabe ſind nur bis 10500 gegangen). Alsdann folgen die Primzahlen von 102000 bis 400000, als eine ganz neue Zugabe. — — Anhang. Zwölftheiliges Maafs in Decimalen. II. Natürliche Logarithmen von 1 bis 1000, und Primzahlen zwiſchen Tauſend, und 10000; Potenzen von 2, 3, 5. wie ehedem. III. Potenzen der Grund-Zahl $h = 2,7182818...$ des natürlichen logarithmiſchen Syſtems für die Exponenten von 0, 01 bis 10, durch alle hundert Theilchen durchgeführt; dazu eine beygefügte Hülfs-Tabelle, durch die man ſehr bequem einen hyperboliſchen Logarithmen in einen gemeinen verwandeln kann, nach einer ſpeciellen Belehrung in der Einleitung, welche einfach und beſonders verdienſtlich iſt. IV. Quadrate und Cubi der Zahlen, wie ehedem; auch dieſelben Wurzeln. V. Logiſtiſche Logarithmen für Secunden... Eine neue Zugabe... Eine Interpolations-Tabelle, nach dem Decimal-Syſtem in fünf Columnen für $x = 0,01$; 0, 02... bis 0, 99; 1, 00. Ebenfalls eine ſchätzbare Zugabe! — Die Coefficienten etlicher Reihen, Brüche mit Factoren, in Decimalen; auch Logarithmen dazu. VI. Verſchiedene Tafeln, aus aſtronomiſchen Werken geſammelt; auch die Breiten und Längen mehrerer Städte, welche man anderwärts vergebens ſuchet. Die meiſten Angaben ſind aber doch nur aus Vergleichungen, aus Meſſungen, die in gröſsern Karten vorgenommen worden, ... näherungsweiſe *geſchloſſen*; und bleiben deshalb noch vielen Berichtigungen ausgeſetzt. Der Vf. wollte einmal ſeinen Conſignationen von Städten eine gröſsere Ausdehnung geben, und die darauf verwendete Mühe iſt immer Dankeswerth. In der Einleitung findet man auf etlichen Blättern die weſentliche Probleme der mathematiſchen Geographie, dabey aber insbeſondere eine merkwürdige Excurſion über die Frage, ob die gewöhnliche Berechnung der geographiſchen Breite nicht in den meiſten Fällen einer Correction bedürfe, da die Richtung der Schwere bey der Umdrehung der Erde um ihre Axe nicht genau gegen ihren Mittelpunkt gerichtet ſeyn könne? Der Vf. theilt die zur Correction nöthigen Formeln mit; überläſst aber die Aufſuchung des Beweiſes ihrer Richtigkeit dem Analytiker, der ein paar Sphen der *Mechanik* des Vf. hiebey zu Rath ziehen kann, wo jedoch dieſer Gegenſtand ſelbſt nur mit wenigen Worten berührt iſt. Zuverläſſig läſst ſich die ganze Sache nicht wohl mit zehn oder zwanzig Zeilen, und etlichen Formeln ſchlechthin abthun. Der Vf. hätte billig auf das, was *Käſtner* in ſeiner Ausführung der Geographie im IVten Cap. deshalb erinnert, Rückſicht nehmen, und die daſelbſt befindliche concise Deduction, entweder weiter ausführen, oder in einzelnen Beſtimmungen widerlegen ſollen. Hiezu hätte er freylich ſeine Bemerkungen zu einer beſondern Abhandlung erweitern müſſen, und dazu ſcheint wohl der Raum in dieſer Introduction gefehlt zu haben. Wir möchten aber den Vf. immer ermuntern, in einer eigenen Schrift die Discuſſion noch einmal vorzunehmen, und ausführlicher darüber ſich auszulaſſen. — Zu den Tafeln, welche zu Berechnung

der Mondsgeſtalten, dienen, gehören auch *chronologiſche* Betrachtungen, und Anweiſungen über die Einrichtung des Kalenders, namentlich über die des Julianiſchen, welcher in Rufsland beybehalten wird.

Unter der letzten Numer VIII. zeichnet ſich vor allem die Sammlung von Differential- und Integral-Formeln aus, gegen welche die ältere, in der 1783ger Edition befindliche, gar keine Vergleichung aushält. Die Reihe geht von 1 bis 185; und die Integralien fangen von Nr. 30. an. Sie ſind meiſtens mit Anmerkungen begleitet, und die Ordnung ſelbſt, in welchen ſie aufgeführt ſtehen, enthält ſchon Belehrung. Wir kennen kein deutſches Werk, auch kein ausländiſches, welches ſo viele Reichthümer aus dem Gebiete der Integration, ſo concentrirt zuſammen dargelegt enthielte, und Hn. *L'Huilier* gerechter Wunſch nach einer Zuſammenſtellung dieſer Art (ſiehe deſſen *Princip. calc. Diff. et Ixt. pag.* 42.) dürfte nun doch zum gröſsern Theil durch dieſe ſorgfältige Collection erfüllt ſeyn, obgleich auch dabey an Vollſtändigkeit noch lange nicht zu denken iſt. Auf die Genauigkeit im Abduck der Formeln iſt ein ausnehmender Fleiſs verwendet, die Factoren in den Brüchen ſind gut geſondert, die Exponenten an ihre rechte Stellen gerückt, die Wurzel-Zeichen, Clammern, Zurückweiſungs-Zifern gut ſignirt, und endlich die eingeſchlichene, wenige Fehler mit groſser Aufmerkſamkeit revidirt, und angezeigt. Wer die Mühe kennt, welche es koſtet, bey ſolchen Haufen von Buchſtaben-Formeln Präciſion zu beobachten, der wird die Feinheit und Schärfe der Darſtellungen, welche in dieſen Blättern unverkennbar iſt, nicht ohne Dank überſehen können. — —

Die letzten zwölf Blätter füllen noch vergliche-ne Längen-Maaſse, auch Quadrat und Cubik-Maaſs, Gewichte, und Zahlen für Kugelhaufen. — — Der berühmte Vf. hat dieſe Arbeit im Geräuſche des Krieges vollendet, und vieles ſelbſt im Feld und Lager ausgeführt! Wir möchten wohl mit beſonderer Deutung den Spruch auf ihn anwenden: *Marti armis non ſunt Oneri!*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Königberg*, b. Hartung: *Ueber das Autorſchickſal des Verfaſſers des Buchs: Ueber die Ehe — der Lebensläufe nach aufſteigender Linie, u. a. m. Eine Beylage zu den benannten Schriften.* 1797. 72 S. 8. Vf. dieſer Bogen iſt, laut der Unterzeichnung des Vorberichts, der Hr. Kirchenrath und Prediger *Borowski* in Königsberg. Ihm dünkte das Autorſchickſal ſeines im April 1796 verſtorbenen Freundes, des Geheimenraths *von Hippel* in Königsberg ein zu ſonderbares Phänomen am literariſchen Himmel zu ſeyn, um nicht die Umſtände deſſelben ausführlich zu erzählen. Er referirt aus genauer Kenntnifs der Acten; und ſeine Schrift iſt daher als ein zuverläſſiger und in ſeiner Art ſchätzbarer Beytrag zur Geſchichte berühmter deutſcher Schriftſteller anzuſehen, unter denen der ſelige *Hippel* unſtreitig einen ehrenvollen Rang, und vornehmlich durch diejenigen Schriften behauptet, für deren Verfaſſer er ſich während ſeines Lebens zu bekennen nun einmal nicht für gut fand, ſo geſchäftig und zudringlich auch die Neugier war, ihn aus ſeiner Anonymität ans Licht zu ziehen. Man findet hier zuerſt eine kurze Erzählung von den Lebensumſtänden dieſes denkwürdigen Mannes, und dann eine vollſtändige Anführung ſeiner Schriften, mit einigen Bemerkungen über jede derſelben. Das Buch *über die Ehe*, die *Lebensläufe*, die *Handzeichnungen nach der Natur*, das Buch *über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber*, und die *Kreuz- und Queerzüge des Ritters A — Z.* ſind darunter die bekannteſten und geleſenſten. Sodann redet der Vf. über die wahrſcheinlichen Gründe über ſeine ſtrenge Behauptung der Anonymität, die ſo weit ging, dafs er einmal, da er ſich von *Goldbeck* compromittirt glaubte, dieſen veranlaſste, einen vorgeblichen von *Freuden* als Vf. der Lebensläufe zu nennen. Indeſs wurde die Begierde, den wahren Vf. herauszuforſchen, immer lebhafter, und zuletzt wirklich unartig und zudringlich. Man drang öffentlich in ihn, dafs er ſich nennen ſollte. Wenn und wo dies geſchah, und wie *H.* ſich dabey benahm, wird hier erzählt, und manchen unſerer Leſer wird es noch erinnerlich ſeyn, dafs beſonders im Intelligenzblatte dieſer A. L. Z. mehrere dergleichen Auffoderungen, Erklärungen und Gegenerklärungen erſchienen. Noch ſonderbarer war der ebendaſelbſt einmal geäuſserte Zweifel, ob das Buch über die Ehe, die Lebensläufe und Handzeichnungen, den nämlichen Verfaſſer hätten. Ihn *H.* wenigſtens zu berichtigen für gut fand. Ein Anderer machte ihm in der Allg. Deutſchen Bibliothek den Vorwurf der Ausſchreiberey aus *Kant's* Collegienheften, worüber ſich unlängſt K. ſelbſt in unſerm Intelligenzblatte erklärt hat. Endlich, nach *Hippel's* Tode, trat gar von Göttingen aus ein Magiſter Fleming auf, und kündigte einen Beweis an, dafs kein anderer, als *Kant*, der Verfaſſer jener Bücher ſey; bald hernach nahm er aber ſein Verſprechen wieder zurück, und erklärte, dafs er nicht mehr *K.*, ſondern *H.* für den Verfaſſer halte. Es blieb dabey indeſs noch nicht, ſondern ein Hr. *B — gk.* aus Zeitz fand doch immer noch jene Behauptung wahrſcheinlich; und hierauf eigentlich erfolgte die gedachte Kantiſche Erklärung wegen der von Hippelſchen Autorſchaft. (*S. Intell. Bl. zur A. L. Z.* 1797. Nr. 9.) — Endlich noch, über das Schickſal, das *H.* durch Recenſenten erfuhr, und von *H's* literariſchen Nachlaſſe, deſſen Schickſal noch unentſchieden iſt. — „Hippel lebt, ſeine den Leſern der Lebensläufe wohlbekannte Frau Paſtorin oft ſingen:

Die Welt vergiſst unſer bald,
Sey jung oder alt,
Auch unſrer Ehren mannichfalt.

Und das iſt, ſo höchſt plan es da auch geſagt und geſungen ſeyn mag, doch eine Wahrheit, die immer lehrreich iſt, und dann noch feſt ſtehen wird, wenn unſer aller Schriftſtellerey längſt vergeſſen iſt."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Februar 1798.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Bailleul: *Syſteme maritime et politique des Europeens pendant le XVIII. Siecle fondé ſur leurs traités de Paix, de Commerce et de Navigation*, par le Citoyen *Arnould*. 1797. 341 S. 8.

Der Vf. hat ſich bereits im Handelsfache, dem er noch als Chef *du Bureau du Commerce françois* anſtellt, durch das treffliche, auch von uns 1791 angezeigte, Werk *de la Balance de Commerce de la France dans toutes les parties du monde* vortheilhaft ausgezeichnet. In der vor uns liegenden Schrift unterſucht er das bisherige europäiſche Handelsſyſtem in Rückſicht auf alle gröſsere und kleinere Staaten, wie jeder von dieſen ſeinen Handel durch Unterhandlungen, Verträge und Landesverordnungen in neuern Zeiten zu ſichern und zu erweitern bemüht geweſen, und wie ſie zuweilen einzelne Nationen vor den übrigen begünſtigt haben. Er geht dabey oft in frühere Zeiten zurück, zeigt die geringen Anfänge des Handels in den meiſten Reichen, deſſen Abwechſelungen in neuern Zeiten, die Urſachen warum der Activhandel in einigen weniger, als in andern empor kommen konnte, wie derſelbe in Europa zur Zeit der franzöſiſchen Revolution beſchaffen war, und welche Staaten auch mit den andern Welttheilen in Verbindung ſtehen. Ein Werk das dieſe und andere verwandte Materien hiſtoriſch entwickelte, und dabey den Geiſt der Staatsverhandlungen enthielte, oder Reſultate, aus zum Theil noch unbenutzten Quellen, der Archive und Handelsbüreaux mehrerer Reiche mittheilte, meynt der Vf., würde wenigſtens ſechs Quartbände füllen, in unſern Tagen aber vielleicht wenig Käufer finden, wenn es ſich auch bloſs auf die Veränderungen unſers Jahrhunderts einſchränkte, welche darzuſtellen hier ſein erſter Zweck war. Er hat ſich aber die Arbeit leichter gemacht, nur die wichtigſten Handelsverträge geleſen, von den meiſten nur die Zeit angegeben, wenn ſie geſchloſſen wurden, und die Handelsſchriftſteller einzelner Nationen ſind gar nicht zu Rathe gezogen. Der Vf. ſchöpft nur aus franzöſiſchen Autoren, die entweder einzelne Länder bereiſeten, oder die Beobachtungen anderer über dieſe und jene Staaten franzöſiſch überſetzten, daher ſind *Voltäre* und *Scherer* ſeine einzigen Führer beym ruſſiſchen Handel, und über die Schilderung des Handels der italieniſchen Staaten haben *Gorani*, und die benannte Schrift über Savoyen die meiſten Nachrichten hergegeben. Nach dem *Chenier* wird der Handel der Barbarey beſchrieben, und *Poiret* wird gar nicht erwähnt. Auch bey Schweden ſcheint Hr. *A.* weder *Canzler* noch *Catteau* zu kennen; daſs *Modeer* ihm unbekannt blieb, lieſs ſich leichter erklären. Wenn wir überhaupt die Abſchnitte ausnehmen, welche das neuere Handelsſyſtem von Groſsbrittannien, Frankreich und Nordamerika darſtellen, ſo enthalten die übrigen meiſt allgemein hingeworfene Bemerkungen, einzelne abgeriſſene Reſultate, mehr flüchtige Skizzen, als getreue Gemälde, und ſehr oben abgeſchöpfte Excurſus über einzelne Handelsalterthümer. Er ſcheint überhaupt dieſes Buch ziemlich eilfertig zuſammen getragen zu haben, und daher muſs der Leſer ſich an unrichtige Jahrszahlen, und manche Unfacta nicht ſtoſsen, Fehler, die bey einiger Aufmerkſamkeit leicht vermieden werden konnten. So ſollen auf den dreyhundert Fahrzeugen, die Portugal mit dem braſilianiſchen Handel beſchäftigt, (eine Angabe, die nach den vor uns liegenden Schifffahrtsliſten von Liſſabon und Oporto wohl übertrieben ſcheint), nur 600 Matroſen gebraucht werden. England kündigte 1780 den Hollandern den Krieg an, weil ſie die ſchottiſche Brigade nicht Georg III überlaſſen wollten. Von den Unterhandlungen über die franzöſiſche Schifffahrt, dem Beytritt zur bewafneten Neutralität, und den Verbindungen der Stadt Amſterdam mit den Nordamericanern, ſcheint er nichts erfahren zu haben. Die ehemaligen preuſsiſchen Zollanrichtungen in Betreff des Danziger Handels S. 135 ſind ganz unrichtig angegeben. Eben ſo wenig hat Brandenburg 1650 Frankebar von Dänemark erkauft. Die 1747 errichtete däniſche allgemeine Handelscompagnie ward ſchon 1773 aufgehoben, und der Wallfiſchfang wird jetzt von mehreren däniſchen Städten getrieben. Beym Tode Karls XII ſoll ganz Schweden nur drey Handelsſchiffe gehabt, auch der verſtorbene König von Preuſsen Friedrich Wilhelm II zuerſt 1787 die Einfuhr der ſpaniſchen Wolle in ſeine Staaten erlaubt haben etc. Eigentlich iſt das ganze Buch gegen England gerichtet und der Vf. ſucht zu zeigen, daſs dieſe Macht ihr Glück und ihre Kräfte vorzüglich dazu angewandt habe, die Induſtrie anderer Nationen zu zerſtören; daher wiederholt er an mehrern Orten, alle Nationen Europens müſsten ſich vereinigen, der engliſchen Handelstyranney ein Ende zu machen. Sonſt beurtheilt er Groſsbrittanniens Staatskräfte, die Maasregeln der Regierung, den Handel auszudehnen, anders, als franzöſiſche Schriftſteller in unſern Tagen ſie aus Nationalhaſs darzuſtellen pflegen.

Das ganze Werk iſt in zwanzig Abſchnitte vertheilt, und auſser den gröſsern Staaten werden die Handelsverbindungen der barbariſchen Mächte, der

Florentiner, Genueſer, der Hanſeeſtädte, und der nordamerikaniſchen Republiken beſchrieben. Gewöhnlich ſchildert er den Flor oder die Abnahme des Handels in einem jeden der hier einzeln aufgeführten Länder, nach verſchiedenen zweckmäſsig ausgewählten Perioden. Freylich ſind dieſe Schilderungen äuſserſt kurz, die behandelten Gegenſtände ſind nur mit wenigen Worten angedeutet, und enthalten für die meiſten Leſer nur die bekannteſten Thatſachen; allein mitten unter dieſen weiſs der Vf. manche geheime Verhandlungen, und einzelne nicht ſehr im Umlauf gekommene hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Nachrichten einzuweben, die man nicht in Büchern über die hier behandelten Gegenſtände findet, und ſeinen Bemühungen einen bleibenden Werth verſchaffen. In dem Abſchnitt von Spanien finden wir verſchiedene Artikel des den 2 Januar 1768 erneuerten Familientractats mit Frankreich, auch werden einige neuere Handelsverträge zwiſchen beiden Staaten angeführt, welche wir in *Martens Recueil* vergeblich geſucht haben. Unter den Nachrichten vom portugieſiſchen Handel ſind einige kraftvolle Memoirs des Marquis von Pombal eingerückt, worin er von Groſsbrittannien wegen des verletzten portugieſiſchen Gebiets Genugthuung fodert, weil die Engländer einige franzöſiſche Schiffe im ſiebenjährigen Kriege auf der Küſte von Lagos verbrannt hatten. Er ſagt darin, keine Macht habe einer andern ſo viel Vortheile, ſo viele Nachſicht verſtattet, als Portugal den Britten. Es wäre Zeit einmal der Welt zu zeigen, daſs Portugal das Joch einer fremden Herrſchaft abgeſchüttelt habe; da die Engländer aus dieſem Reiche in den funfzig Jahren von 1760 funfzehn hundert Millionen (Cruſaden oder Livres?) gezogen hätten. An einer andern Stelle verſichert Hr. *A.*, daſs Pombal bey Niederlegung ſeiner Stelle 78 Millionen Cruſaden der jetzt regierenden Königinn zur freyen Diſpoſition hinterlaſſen habe. Wir erinnern uns eben dieſe Angabe bey dem Vf. der *Recherches ſur le Commerce.* T. II. S. 132 geleſen zu haben. Bey einem jeden der hier beſchriebenen Staaten wird auch die Stärke der Flotte bemerkt, und wie viel Matroſen zu ihrer Bemannung erfodert werden. Es ſind aber bloſs allgemeine Schätzungen verſchiedener Jahre, die wir hier nicht wiederholen, noch weniger berichtigen mögen, da ſie ſich ſeit der hier angeführten Zeit ſo ſehr verändert haben. Die unſicherſten Angaben ſind uns bey Holland, Schweden und Rufsland aufgefallen, wir würden dagegen verſucht haben, bey den vornehmſten Handelsmachten die Menge und Gröſse der Kauffartheyſchiffe, welche von einigen nicht unbekannt iſt, nebſt der Zahl der gewöhnlich durch den Handel beſchäftigten Seeleute zu beſtimmen. Der Vf. ſchreibt dem franzöſiſchen Kabinett die Idee der armirten Neutralität zu; da er aber die bisherige Meynung über ihre Entſtehung während des nordamerikaniſchen Krieges weder anführt noch widerlegt, auch die ſeinige auf keine Art durch Beweiſe unterſtützt, ſo laſſen wir ſolche auf ihrem Werth, oder Unwerth beruhen.

Wir haben bereits bemerkt, daſs Hr. *A.* bey den Handelsverbindungen der nordamerikaniſchen Freyſtaaten, ſeines Vaterlandes, und Groſsbrittanniens ausführlicher geweſen, oder dabey aus zuverläſsigern, detaillirteren Quellen geſchöpft habe, als bey den übrigen. Bey den erſten Staaten bemerkt er unter andern die abweichenden Handelsverfügungen, die nach dem Frieden mit England oder 1783 gemacht wurden, und ihr ganzes Verkehr zerrütteten. Hernach werden die Verträge angeführt, die ſie mit andern Mächten ſchloſſen. Von ihrem Inhalt erfährt der Leſer, ſo wie in den vorigen Abſchnitten, ſelten mehr als das Datum der Unterzeichnung. Verſchiedene, wie der neueſte Vertrag mit Groſsbrittannien, der im Lande ſo ſehr angefochten ward, daſs die für und wider denſelben gedruckten Schriften eine eigene Sammlung ausmachen, hätten nebſt der Convention mit Algier den 5 Sept. 1795 wohl einige Auseinanderſetzung verdient, da die Amerikaner durch den letztern auch den Seeräuberfürſten gleich den übrigen Nationen tributär geworden ſind, und ihnen jährlich für 12000 Zechinen an Schiffsbedürfniſſen und Ammunition ſchicken müſſen. Einen anſehnlichen Theil der Schilderungen des franzöſiſchen Handels voriger Zeiten hat der Vf. aus ſeiner Schrift *de la Balance* entlehnt. Sonſt zeigt er den Seehandel ſeiner Nation nach fünf verſchiedenen Perioden, oder den fünf groſsen Kriegen, die Frankreich in dieſem Jahrhundert geführt hat, und noch führt, und er hat dabey ungedruckte Archivacten benutzt. Wie Ludwig XIV ſtarb, beſtand die ganze Handelsflotte aus etwa 820 Fahrzeugen von 100 bis 250 Tonnen. Der weſtindiſche Handel beſchäftigte 100 Schiffe. Nach einem von Maurepas dem Könige 1730 überreichten Memoire hatte ſich der Seehandel nebſt den Fiſchereyen anſehnlich vermehrt. Den auswärtigen Handel trieben 3707 Fahrzeuge, auf denen 19,472 Seeleute dienten; den Küſtenhandel nebſt dem Makrelenfang 12—1300 Schiffe und 6—7000 Matroſen. Mit dem Heringsfang waren 124 Buſen von 2990 Tonnen und 2525 Matroſen beſchäftigt, mit dem Wallfiſchfang 37 Schiffe, die der Stadt St. Jean de Luz gehörten; aber Harpuniere und Matroſen waren Spanier. Das Verkehr mit Weſtindien hatte ſich bis auf 316 Schiffe von 39,806 Tonnen und 8421 Seeleute vermehrt, und zum Stockfiſchfang bey Neufundland, wurden 296 Fahrzeuge von 26007 Tonnen, nebſt 7489 Matroſen gebraucht. Von den ſiebzehn Kriegsſchiffen, die während und nach dem ſiebenjährigen Kriege der Krone von den Ständen einiger Provinzen, den Finanzpächtern und groſsen Handelsſtädten geſchenkt wurden, hatte ſie keinen Nutzen. Sie waren zu eilfertig und aus zu ſchlechtem Holz erbauet. Daſs Frankreich im erſten Pariſer Frieden, wie mehrere Schriftſteller verſichern, ſich gegen England auf eine beſtimmte Zahl Linienſchiffe habe einſchranken müſſen, widerlegt der Vf. mit Briefen des damaligen Seeminiſters Choiſeul, der alles aufbot, die Kriegsflotte zu vermehren, auch ſie wirklich auf 64 Linienſchiffe brachte. Zuletzt zeigt der Vf. den Zuſtand der Handels- und Kriegsflotte zur Zeit der Revolu-

Digitized by Google

volution. Die erſte beſtand nach mehreren hier abgedruckten genauen Verzeichniſſen aus 6028 Schiffen, von denen 3351 dreyſsig Tonnen und weniger hielten. Zur Kriegsflotte gehörten damals 81 Linienſchiffe von 118 bis 64 Kanonen, 69 Fregatten und eine Menge anderer Fahrzeuge, welche zuſammen 14000 Kanonen führten und mit 78000 Matroſen bemannt waren. Ueber ihre gegenwärtige Beſchaffenheit werden mehrere Berichte im Congreſs angeführt, welche jedoch nicht deutlich ihren Verluſt in dieſem Kriege oder ihre wirkliche Stärke ergeben. Paris allein, meynt Hr. *A.*, das jetzt ſeine bisherigen Reſourcen verloren hat, und durch die Abtretung der Niederlande mehr Frankreichs Centralſtadt geworden iſt, wird im künftigen Frieden dem Nationalhandel neues Leben geben. Der letzte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit Groſsbrittannien, und bey deſſen Handel und Seemacht ſind vorzüglich Chalmers und der Vf. der Geſchichte der Fortſchritte der engliſchen Seemacht benutzt worden. Er iſt freylich kein Lobredner der Engländer, aber bewundert ihre Energie, und die Mittel, welche ſie bisher ergriffen haben, den Handel auszubreiten. Er nennt die Prophezeyungen chimäriſch, die Englands Ruin durch das Steigen der Nationalſchuld erweiſen wollen. Mit den vermehrten Schulden hat ſich der allgemeine Wohlſtand der Nation gehoben, und Englands nahen Umſturz nach arithmetiſcher Progreſſion der Schulden beſtimmen wollen, ſcheint ihm eben ſo viel als das Ende der Welt, nach dem Satz feſtſetzen, daſs ſich alle irrdiſche Weſen ihrer Auflöſung nähern. Hierauf werden die Bevölkerung, Schifffahrt, die Einkünfte und Schulden Groſsbrittanniens zu Anfang und Ende dieſes Jahrhunderts neben einander geſtellt, die Eroberungen der Britten in Indien, und ihre Verbindungen mit den europäiſchen Mächten beſchrieben, Bemerkungen, die wir hier nicht wiederholen können, da ſie ſich entweder durch den angenommenen Geſichtspunkt auszeichnen, oder für den, der hier angeführte und andere Schriftſteller geleſen hat, eben keine neue Aufſchlüſſe enthalten, zum Theil auch von Hn. *A.* ſelber in den frühern Abſchnitten ausführlicher vorgetragen ſind.

Leipzig, b. Gräff: *Heinrich Vogels Beſchreibung ſeiner dreyſsigjährigen, zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen, Seereiſen, nebſt der Geſchichte ſeines Lebens.* Erſter Theil mit einem Kupfer. 1797. 19 Bog. 8.

Das unnöthigerweiſe verſchwiegene Vaterland des Vf. konnte zwar einigen Zweifel gegen die Wahrheit dieſer Geſchichte erregen; auch ſcheinen die ins Spiel gezogenen Seelenverkäufer mit ihrem Schlaftrunk ſo ziemlich einen gewöhnlichen Seefahrerroman anzukündigen: allein alles Uebrige trägt ſo ſehr das Gepräge einer wirklichen Lebensgeſchichte, daſs wir ihre verſicherte Wahrheit nicht länger bezweifeln wollen. Wir wollen es auch dem Vf. nicht verübeln, daſs er ſie merkwürdig fand, um der Welt mitgetheilt zu werden: nur hätte er auf dieſen Fall den Pleonasmus, oder wenn man will, das ὕστερον πρότερον auf dem Titel vermeiden, auch ſeine Geſchichte nicht auf drey Theile ausdehnen ſollen, wie er durch unnöthige Einſchaltung der Sehenswürdigkeiten eines jeden auf der Reiſe nach Hamburg berührten Ortes und ihrer Geſchichte gethan hat. Der Vf. iſt 1740 geboren, ſtudierte in Jena Theologie, unterhielt dabey eine Liebſchaft in Weimar, und wird nach dem Verluſt ſeines Vermögens durch den Bankerot ſeines Vormunds veranlaſst, ſich um eine Condition zu bewerben, die er denn auch durch den ſel. *Polz*, in Schweden erhält. Er tritt demnach, nach erhaltenem Reiſegelde, ſeine Reiſe von Jena über Leipzig, Halle, Quedlinburg, Halberſtadt, (auf dem erſten einſamen Wirthshauſe von hier, dem grünen Jäger, ſah er eine eben zur Welt gekommene Miſsgeburt eines doppelten Küchleins) Wolfenbüttel, Braunſchweig, Celle, Verden, Bremen, und Stade nach Hamburg an. Daſs er uns nun von manchen dieſer Orte eigentliche Topographie und Geſchichte liefert, war nun wohl nach 33 Jahren nicht mehr nöthig, nach deren Verlauf manches anders ſeyn kann, oder die Geſchichte aus andern Büchern bekannt genug iſt. Aber das iſt noch nicht genug: auch ſeine auf dem Poſtwagen gefundene Reiſegeſellſchafter erzählen ihm ihre Abentheuer und geben ihm dadurch Anlaſs, ſeine Seefahrergeſchichte mit manchen Romänchen oder ſonſt einem heterogenen Auswuchs anzuſchwellen. In Hamburg, wo er, von den vielen Begräbniſſen, grün ausgeſchlagene Kirchenwände bemerkt, und Leichengeruch gerochen haben will, hatte er ſich einſt, nach Beſuchung des Peſthofs verſpätet, und kam eben Abends vor dem Thor an, als die Zugbrücke vor ihm aufgezogen wurde. Dieſe Verſpätung einer halben Minute änderte nun auf einmal ſein ganzes Schickſal, daſs er Stockholm nicht zu ſehen bekam, und zu andern Seereiſen beſtimmt wurde. Er ſuchte natürlicherweiſe ein anderes Nachtquartier, und fiel, auf dem Weg nach Altona, einem ſogenannten Seelenverkäufer in die Hände. Wohl aufgenommen, befand er ſich beym Erwachen, in einem Keller, unter andern Mitgenoſſen ſeines Elendes, die ihn mit äuſserſter Aengſtlichkeit warnten, laut zu klagen. Nach einigen Tagen befanden ſich dieſe Elende, wieder beym Erwachen, in einem Schiffe, wo ſie aber nicht ſogleich, wie man erwartet, zum Dienſt angeſtellt, ſondern, unter einer Wache, in Helgoland ausgeſetzt werden, um einem hier erwarteten däniſchen Schiffe, an welches ſie verkauft waren, übergeben zu werden. Allein Vogel hat Gelegenheit, ſeiner Wache zu entlaufen, ſich einem Prediger zu entdecken, und durch deſſen Vermittelung in die Freyheit verſetzt zu werden. Er will nach Hamburg zurück ſchiffen, um ſeine Reiſe nach Schweden fortzuſetzen. Allein das Schiff wird durch Sturm nach Holland verſchlagen. Von da iſt er Willens, zu Fuſs durch Weſtphalen nach Hamburg zurückzugehen; er findet aber in Amſterdam einen Wohlthäter, deſſen Leitung er ſich überläſst, und dieſer engagirt ihn mit einem anſehnlichen Gehalt als Reiſegeſellſchafter für einen jungen Engländer nach Liſſabon

und Oſtindien; er beſieht vorher die vornehmſten Städte in Holland, die er, für die damalige Zeit, ganz befriedigend beſchreibt, begiebt ſich nach Portsmouth, und ſchifft ſich von da nach Liſſabon ein. Dies geſchahe zu Ende des Jahres 1764: und zum voraus wiſſen wir, daſs der Vf. erſt im Jahr 1794 nach Deutſchland zurück kam. Wir können nicht in Abrede ſeyn, daſs das Buch für leſebedürftige Leute zu einer ſowohl zeitverkürzenden als unterhaltenden Lectüre dienen könne. Wer ſoll aber der *Geheimderath* Voſſius ſeyn, der mit Erlaubniſs der Königinn *Chriſtina* die Bibliothek zu Bremen beraubt habe?

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Kaiſerer: *Geſchichte eines Geiſterſehers* aus den Papieren des Mannes mit der eiſernen Larve. Herausgegeben von *Cajetan Tſchink*. I—III Band. 1790—1793. 8.

Frankfurt u. Leipzig: *Geſchichte eines Geiſterſehers* etc. Erſter Band. 1797. 246 S. Zweyter Band. 278 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wir wiſſen nicht, welche Bewandtniſs es mit obigem zweyten Abdrucke dieſes Romans hat, da weder der Name des Verlegers angegeben, noch bemerkt iſt, daſs es eine neue Auflage ſey, auch der dritte Theil noch fehlt. Weil jedoch der Roman nach der erſten Ausgabe in dieſen Blättern nicht beurtheilt worden iſt, ſo holen wir bey dieſer Gelegenheit, die Anzeige deſſelben nach.

Die vornehmeren Geiſtergeſchichten haben es mit unſern alltäglichen Spukereyen ſehr oft gemein, daſs ſich die Ueber- oder Unterirrdiſchen um Kleinigkeiten incommodiren, und ſehr geringe Zwecke durch die fürchterlichſten Erſcheinungen erzielt werden. Man muſs es daher dieſem *Seher* ſchon zum Verdienſt anrechnen, daſs er einen Plan befolgt, welcher der Rede werth iſt. Er iſt auf eine Anekdote aus der portugieſiſchen Geſchichte vom König Sebaſtian gegründet, der im J. 1578 in einer Niederlage blieb, welche ſeine Armee bey einem Zuge nach Africa erlitt. Etwa zwanzig Jahre nachher erſchienen vier Pſeudo-Sebaſtiane, von denen einer ſein Vorgeben ſo glaublich zu machen wuſste, daſs noch jetzt Zweifel beſtehn, ob er wirklich bloſs eine jeſuitiſche Erſcheinung geweſen ſey. Die geheime Geſellſchaft, die hier zu Anfange verſammelt iſt, und eben nicht mit einer neuen Erfindung eingeführt wird, (denn der erzählende Held des Buches geräth unter ſie, da er in einem einſamen verrufenen Gebäude übernachtet) beſchäftigt ſich mit Abwerfung der ſpaniſchen Herrſchaft, unter welcher ſich Portugall befand, und der Wiedereinſetzung *Sebaſtians*, der irgendwo als Einſiedler und Greis von 108 Jahren leben ſoll. Unſer junger Geiſterliebhaber wird, da man ſeine hohe Geburt erfährt, von den Verbündeten für ein brauchbares Werkzeug ihrer Abſichten erkannt. Man vertraut ihm zwar noch nichts; aber Seltſamkeiten und Wunder verfolgen ihn auf allen Wegen und Stegen. Vor allen ſetzt ihm ein Namenloſer, ein Unbegreiflicher, welcher nachher mit einer vertraulicheren Benennung nur der *Irlander* heiſst, ſo zu, daſs er ſich endlich dem Willen der geheimen Obern fügt und für ſie zu handeln beginnt. Das Intereſſe des Sebaſtian kreuzt ſich noch mit einem andern Zwecke im Hintergrunde, und eben um dieſe Bereicherungen der Intrigue zu begünſtigen, iſt der Zeitpunkt der Begebenheit bis zu demjenigen, wo der Herzog von Braganza ſich des portugieſiſchen Throns bemächtigte, vorgerückt worden. Indeſſen begehren wir überhaupt nicht, dieſes höchſt verworrene Gewebe mit der Geſchichte genau zu vereinbaren. Zum Schaden deſſelben iſt nur allzuviel Fremdes eingemiſcht; die erdichteten Geſtalten laſſen ſich nicht einmal ordentlich gruppiren; es giebt Epiſoden in Menge, die zum Theil nur ſehr lose in die Haupthandlung eingeflochten, oder nur ſkizzirt und damit auch auf der letzten Seite noch Räthſel übrig bleiben, nicht ausgeführt ſind. Unſer Schriftſteller hat ſo wenig wie viele andre, einen Begriff von weiſer Sparſamkeit: wenn ſie die Wirkung recht erhöhen wollen, ſo ſetzen ſie Lichter ohne Zahl auf; ſie laſſen die Schläge des Wunderbaren ſo dicht herunter fallen, daſs einer den andern entkräftet, und dem Leſer über allen Räthſeln die Neugierde vergeht. Man ſieht ſelten, wie der Plan vor- oder rückwärts geht, oder was etwa durch dieſen oder jenen Streich gewonnen werden möchte. Ob irgend ein feſter Gang beobachtet wird, davon iſt nicht die Frage, ſondern bis zu welcher Länge ſich das Buch ausſpinnen läſst. Der Stoff wäre hier für ſich ſelbſt reichhaltig genug, allein das Intereſſe iſt durch die läſtige Ueberladung deſſelben durchaus geſchwächt; die Erfindungen ſind mannichfaltig, aber oft matt, und von Seiten der Charakterzeichnung iſt nichts gethan, jene zu heben. Man kann nicht unbedeutender ſeyn als der Held. König Sebaſtians geheimniſsvolle Erſcheinung iſt eigentlich gar nicht benutzt worden. Er iſt nur ein Scheinbild; ſonſt würde es auch dem alten Manne nicht ziemen, daſs er ſich mit ſolchen Täuſchungen perſönlich abgäbe. Der Irländer iſt ein Vogel, der ſchon ſeine beſtimmten Federn hat, wie Papageno ungefähr: er iſt ſeitdem längſt zur förmlichen Maske unter uns geworden. Das Einzige, was wir dem Vf. danken, iſt, daſs ſich die weibliche Hauptfigur, Amalia, weniger verſchroben wie die übrigen zeigt. Zuletzt tritt noch ein Gegen-Irländer auf und zettelt eine Gegenverſchwörung an, durch welche der Held ſein Leben verwirkt. Das Haupt wird ihm abgeſchlagen; dem ungeachtet geht er mit demſelben davon, und kriecht unter die bekannte eiſerne Maske. Der philoſophiſche Theil des Buches iſt den geringen Geiſteskräften, die der Held zu ſeiner Vertheidigung gegen den Irrthum aufzuwenden hatte, angemeſſen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Februar 1798.

GESCHICHTE.

STRASBURG, auf Koſten des Vf.: *Juſtizmord und Regierungsgrauel in Ungarn und Oeſterreich*, oder *actenmäſsige Geſchichte des wegen Toleranz und Menſchlichkeit in unſern Tagen ſchrecklich verfolgten ungriſchen Edlen Matthias Raby von Raba und Mara.* Von ihm ſelbſt beſchrieben. I. Theil. 252 S. Text und 112 S. actenmäſsige Beylagen. II. B. 288 S. Text und 80 S. Beylagen. 8.

Ob wohl der Vf. im 1. Band den 2ten Abſchnitt eigens der politiſchen bürgerlichen und kirchlichen Verfaſſung von Ungarn widmet; ſo iſt doch das hier Vorgetragene keineswegs neu, ſondern meiſt aus dem *Manch Hermäon* und den *ſtatiſtiſchen Aufklärungen*, (Quellen, die er verſchweigt) auch bey uns Deutſchen bekannt; z. E. die Angabe S. 82., daſs ein Protonotar von einem Gerichtstermin oft 15000 fl. (Geſchenke) nach Hauſe bringt, und S. 94 folg. die Geſchichte der (im Dunkeln noch fortdauernden) Verfolgung der Proteſtanten. Wir gehn daher auf ſeine Geſchichte über. Matthias Raby, kathol. Religon, geb. 1752 zu Presburg, erzogen zu Wien, dem nachmaligen Kaiſer Joſeph bey ſeinen Beſuchungen der Wiener Lehranſtalten perſönlich bekannt, nach fortgeſetzten *Studien* zu Ofen, Presburg, Kaſchau und Erlau, 3 Jahre lang als ſogenannter *Juratus* bey der Septemviraltafel praktiſirend, dann im J. 1773 als Acceſſiſt bey der königl. ungriſchen Hofkammer zu Presburg angeſtellt, hatte ſchon früh den Grundſatz des ſogenannten weiſen Salomo aus den Augen geſetzt: ringe nicht nach Aemtern und ſtrebe nicht nach Gewalt, denn du wirſt (und kannſt) nicht alles Unrecht gut machen. Nach mancherley geheimen Anzeigen, durch die er donnernde Hofreſcripte an die königl. Hofkammer veranlaſste, klagte er endlich öffentlich den Expeditionsdirector *Johann Tagány* der Entwendung und des Verkaufs der mit Aerarialgeldern angeſchafften Kanzleyrequiſiten an, über welcher er denſelben ertappt haben will; der Angeklagte lieſs aber bald auf ſeinen Tiſch heimlich eine Anzahl von Büchern, Papier u. dgl. legen, und beſchuldigte ihn — *per Retorſionem* — des nämlichen Verbrechens: er ward darüber von der Hofkammer ab-, und von M. Ther. zwar nicht wieder in ſein Amt zurückgeſetzt, doch aber auf Joſephs Verwendung mit einer goldnen Doſe, 50 Ducaten enthaltend, unter Belobung ſeines Eifers beſchenkt: und vom Kaiſer Joſeph mit dem Verſprechen entlaſſen: es werde bald die Zeit kommen, wo mit Hülfe der einzuführenden Preſsfreyheit die ſchlechten Handlungen der Stellen und Beamten ungeſcheut aufgedeckt werden dürften. Wenn das ſo fortgeht, pflegte Kaiſer Joſeph zu ſagen, ſo werde ich ſelbſt als König von Ungarn kaum den Rock auf dem Leibe behalten. Hierauf führte Raby als Advocat mehrere, theils eigene, theils fremde, Proceſſe, wobey er über Verzögerung und Verdrehung des Rechts ſowohl bey den höchſten Gerichten, als beym Gericht des Neutraer Comitats klagt, und daher zu mehrern Unterredungen mit dem Kaiſer Gelegenheit nahm. Der Kaiſer beſtimmte ihn endlich zu Anfang 1784 zum Sachwalter der St. Andreer Cameralgemeinde, welche gebeten hatte, ihre Rechnungen ſeit 25 Jahren her, mit Beyziehung dieſes Raby, genau unterſuchen zu laſſen, indem ihr Magiſtrat ſtatt eines jährlichen Steuerquantums von 6000 fl. auſser den herrſchaftlichen Gefällen jährlich gegen 40000 fl. unter nichtigen Vorwänden, z. E. unter dem Namen der Militäreinquartierung, eintrieb, und einen Theil davon in den Sack ſteckte, den andern zu Beſtechungen des Vicegeſpanns Latzkovics, des Oberſtuhlrichters Friebniſs und andrer Comitatsbeamten verwendete.

Ehe wir weiter in der Erzählung gehen, müſſen wir, ſo viel wir als Ausländer beurtheilen können, gleich anfangs bemerken, daſs da die Klage im Grunde wider die Comitatsbeamte und deren Nachläſſigkeit bey der ihnen zuſtehenden Oberaufſicht über den Magiſtrat, ſo wie wider die Beſtechlichkeit derſelben gerichtet war; der Kaiſer dieſe Sache vielleicht am füglichſten und kürzeſten abgethan hätte, wenn er nach der *Regel: Principiis obſta*, ſogleich *ſelbſt* einen einzigen redlichen und reſponſablen Unterſuchungscommiſſär ernannt, den Befund mit Beyziehung des Raby als Vertreters der Gemeinde erhoben, und unmittelbar darauf das Endurtheil gefällt hätte, worauf auch Raby zu dringen unbedachtſam vergaſs. Da aber die erſten Unterſuchungen durch Comitatsbeamte vorgenommen wurden, und dabey natürlich durch Egoismus Menſchlichkeiten und Parteylichkeiten unterliefen, ſo gerieth die ganze Sache in eine ſo beyſpielloſe Verwickelung, und es wurde das Anſehen der einzelnen Beamten, des Comitats und der Stellen ſo ſehr compromittirt, daſs nach der in einem monarchiſchen Staate ſo nothwendigen Subordination die Rückſichten der ſtrengen Gerechtigkeit mit den Rückſichten der Convenienz und des öffentlichen Anſehens in Zuſammenſtoſs auf eine für die Streitſache ſelbſt und für das Schickſal des Raby ſehr traurige Art kamen, und endlich auch ein ſonſt wegen ſtrenger Gerechtigkeitsliebe in ſolchen Fällen dem Vernehmen nach bekannter Staatsrath (II. S. 180.) erklären

Digitized by Google

klären mufste: aus Achtung gegen die dabey intereſſirten hohen und niedern Beamten könne es zu keiner weitern Unterſuchung kommen, ſondern die Sache müſſe allerdings und für immer beendigt angeſehen werden.

Wenn nun hieraus erſcheint, dafs Kaiſer Joſeph (von dem der Vf. I. S. 127. nicht leugnen will, dafs er bey manchem, was er that, ſich die Vermehrung ſeiner Einkünfte zum Zwecke nahm,) bey ſeinen ſonſt herrlichen, doch vielleicht nicht ſyſtematiſch geordneten, Ideen nicht immer die beſten Mittel zu ihrer Ausführung wählte: ſo kommt hiezu noch eine zweyte Bemerkung in Betracht: nämlich dafs dieſer Monarch ſeine Leute nicht gekannt, nicht gut zu wählen gewuſst (ein eignes groſses Talent für einen Beherrſcher) und irrig zu Ausführung ſeiner antiariſtokratiſchen und antihierarchiſchen Abſichten *lauter* Ariſtokraten und Hierarchen gewählt habe, ſtatt ſich zuweilen der Mithülfe von Gliedern des mindern Adels und des Bürgerſtandes zu bedienen. Der Graf Nitzki, Präſident der königl. Statthalterey, der in ſo vorzüglichem Grade das Vertrauen des Monarchen beſafs, und der auch die falſchen Schritte der Comitatenſer in der S. Andreerſache in ihre Ordnung zurückführen ſollte, that in Geheim alles zur Vereitelung der Abſichten des Kaiſers, ward aber nur erſt ſpat dem Monarchen in ſeinem wahren Lichte bekannt, und endlich 1787 unter Aeuſserung des höchſten Unwillens von demſelben abgeſetzt. Zu Ende Dec. dieſes Jahrs ſtarb er, nachdem er laut II. S. 51. drey Tage hindurch gebrüllt und geraſt, jedoch in einem ruhigen Augenblick kurz vor ſeinem Tode eine Menge königl. Befehle, die er unterdrückt hatte, eigenhändig auf einer Kohlpfanne vor ſeinem Bette verbrannt hatte. Andere Nachrichten, die wir von reiſenden und ſtudierenden Ungarn eingezogen haben, laſſen ihn an Verletzung der Gedärme beym Klyſtiere ohne vorgängige Abſetzung ſterben.

Verdorben war alſo ſchon die Sache, als auf Befehl des königl. Commiſſärs, Grafen v. Mailath, der damalige 2te Neograder Vicegeſpann (jetzt Torontaler Obergeſpann) Peter von Balogh ſie als Unterſuchungscommiſſär wieder aufnehmen ſollte. Der Vf. läſst den auch unter uns in Deutſchland bekannten Talenten der Beredſamkeit dieſes Mannes nirgends Gerechtigkeit widerfahren; deſto ſtärker hingegen ſchildert er ihn als einen moraliſch ſchwachen Mann, der aus perſönlichen und Familienrückſichten, um nicht ſo viel Schlechtigkeiten von ſeinen Bekannten, Freunden und ungriſchen Mitregenten ans Tageslicht gebracht zu ſehen, und um Beyſitzer der königl. Tafel zu werden, ſeine Pflicht wider die Stimme ſeines Gewiſſens nicht gethan, vielweniger durch eigne Schnellkraft der guten Sache einigen Vorſchub gegeben habe. Freylich heifst es hier (und dies mufs der Leſer wohl billig durchs ganze Buch ſich gegenwärtig halten) *audiatur et altera pars;* und wir wünſchen herzlich, dafs Hr. *v. Balogh* ſich ſowohl gegen dieſe Beſchuldigungen, als gegen andre gegen ihn verbreitete Beſchuldigungen, evident rechtfertigen möge. Dafs Hr. *v. B.* den Raby durch Verſprechungen von der Fortſetzung ſeiner Anklage abziehen wollte, mag für gewöhnliche Weltklugheit gelten; aber wenn es wahr iſt, dafs er nach dieſem fruchtloſen Verſuch zu Verzögerungen, Drohungen und Intimidationen ſchritt, die angeklagten Magiſtratsglieder unter ſeinem Einfluſs wieder wählen und einſetzen liefs, radirte und verſtümmelte Rechnungsauszüge für authentiſch erklärte, und dem Vf. im Namen der Hofſtelle und des Comitats alle Correſpondenz mit dem Kaiſer bey Strafe des Landesverraths unterſagte, ſo gewinnt die Sache ein Anſehn, welches zu beurtheilen dem Gefühl eines jeden überlaſſen bleibt.

Bald darauf ward der Vf. im April 1786 ergriffen, weil er ſich unbefugter Weiſe in öffentliche Geſchäfte gemiſcht hätte, verhaftet, und in einen Kerker gebracht, deſſen Beſchreibung dem Peſther Comitate keine Ehre macht. Rec. mufs es den damaligen Vicegeſpännen, Männern, die, wie wir hören, ſonſt für aufgeklärt gelten, den Hn. von Szily und von Tihangi überlaſſen, wie ſie die Behandlung des Vf. im Kerker, wenn ſie wahr erzählt iſt, vor Gott und vor der Welt verantworten wollen? Wiederholte königl. Befehle zur Befreyung des Vf. fruchteten nichts; romanhaft klingt es, dafs man, um jenen Verordnungen auszuweichen, und doch keine Verantwortlichkeit auf ſich zu laden, veranſtaltete oder zugab, dafs der Vf. von 24 verlarvten Kerlen, die der Vf. laut Ausſagen II. 21. für Comitatshaiducken erklärt, in ein Frauenzimmergewand geſteckt, und ſo von zweyen derſelben nach Wien entführt wurde (im Dec. 1786). Der Kaiſer ſchickte ihn, um ihn mit den Entführern, die von Seite des Comitats der S. Andreer Einwohner erklärt wurden, confrontiren zu laſſen, nach Ofen zurück — dies hiefs ja doch, ihn wieder ins Feuer ſchicken. Freylich ſollte die Confrontation bey dem Ofner Polizeydirector geſchehen. Aber auf die Veranſtaltung des Grafen Nitzki und des Comitats ward der Vf. bald wieder im ſcheuſslichſten Comitatskerker den 12. Februar 1787 angeſchmiedet, mit einem 30pfündigen Eiſen (denn der vorige menſchliche Vicegeſpann hatte alle ſchweren verarbeiten laſſen) belaſtet, mehrmalen vom Comitat, und vom neuen königl. Commiſſar Paul von Almäſy zum Tode verurtheilt. Ein human geſinnter Mann vom Comitat ſchob dem Vf. ins Geheim Schreibmaterialien zu, und Briefe gegen Recepiſſe gingen auf der Poſt an den Monarchen. Die 5mal neu eingeleiteten Criminalproceſſe wider den Vf., die Gerichtsprocedüren der Hn. v. Somogyi, von Szabo etc. v. Settin, wenn ſie hier ächt geſchildert ſind, paſſen zu Gerichtsſtellen der Cannibalen: dem Gefangenen wurden königl. Befehle in ſeiner Sache, auf die man ſich berief (weil ſie erdichtet geweſen ſeyn ſollen), nicht mitgetheilt, ſo dafs ein ehrlicher Mitrichter und die anweſenden Auſcultanten und Advocaten ihren Abſcheu zu erkennen gaben. Am 26. Nov. 1788 waren 368 Gefangene im Peſther Comitatshauſe. Von dieſen hatten nicht mehr als 41 ihr Urtheil erhalten, nach welchem 33 eingekerkert und zur Hausarbeit da-

Digitized by Google

da bleiben mufsten; die übrigen 327 erwarteten noch ihr Urtheil, und einige von ihnen fafsen ins dritte Jahr, ohne alles Verhör bey Waffer und elendem Brodte in unterirdifchen Kerkern: einige nahmen fich aus Verzweiflung das Leben, und gegen 100 waren damals gefahrlich krank. Das Eflen des Vf. im Gefangnifs foll felbft mit Gift beftreut gewefen feyn, wofür er gewarnt wurde (II. 60.), fo dafs man bey dem fortdauernden Leben des Vf. zuletzt glaubte, Gott felbft forge für feine Erhaltung. Endlich griff der Monarch — (warum nicht früher?) durch, und befahl dem Comitate, den Vf. binnen 24 Stunden vom Empfange feines Befehls freyzulaffen, mit der Drohung, fonft Militärgewalt anzuwenden. Nach einem Arreste von zwey Jahren und $5\frac{1}{2}$ Monaten kam der Vf. am 29. Jul. 1789 an das Tageslicht. Seine fernern Schritte beym Kaifer Jofeph waren wegen der Krankheit und des Todes deffelben unwirkfam. Ein Kabinettsfecretär fagte dem Vf., der noch die letzten Tage Jofephs durch eine Inftanz beunruhigte, und ihn bat, ihm und den unterdrückten Gemeinden, ehe er vor Gottes Gericht erfchiene, Recht zu verfchaffen, um den 20. Februar 1790: der Kaifer hätte vor feinem Ableben befohlen, ihn und alle diejenigen, die feinetwegen leiden müfsten, in feinem Namen um Verzeihung zu bitten; er wäre ein Menfch gewefen, wie der ärmfte Bettler, und da er felber ihm vor feinem Abfchied aus der Welt wegen feiner unverfchuldeten Leiden keine Genugthuung hätte verfchaffen können, fo follte er fich mit feinen Bitten an feinen Thronfolger wenden.

Von Leopold II erhielt der Vf. einen neuen Unterfuchungscommiffär in der Perfon des Staatsraths von Ifzdenzi; allein es blieb bey der Abweifung des Vf. und der Staatsrath gab zur Urfache an: „ich kann dem Uebel nicht abhelfen, denn meiner Inftruction gemäfs kann ich nicht anders, als nach den von der Hofkanzley mir eingegebenen Berichten und Acten urtheilen, ohne erft zu unterfuchen, ob fie ächt oder unächt wären; dies mögen fie dreift dem Kaifer fagen. Der Lefer wird hiebey bemerken, dafs der Staatsrath diefe Antwort im Sept. 1790 gab, und wird damit die politifchen Umftände der Zeit vergleichen. — Leopold II, von dem unermüdbaren Bittfteller mehrmalen angegangen, ward der Sache auch müde; denn er wollte den Vf. mit einer Summe Geldes (50000 fl. find angegeben; allein diefe Summe ift unglaublich) entfchadigen, mit der Bedingung, dafs er auf alle weitere Foderungen Verzicht thun, und alle Acten in diefer Angelegenheit ihm überliefern folle. Leopold ftarb darüber; der Vf. fcheint nach einer von jenen zu feyn, die aufserordentliche Urfachen feines Todes angeben, während fehr natürliche denfelben hinlänglich erklären, der grofse Schritt, fagt er, den er vor hatte, das ganze Syftem, bey deffen Aufrechthaltung fo viele intereffirt waren, umzuftürzen, war die Urfache feines Todes (II. 141.)

Unter dem Kaifer Franz II ward in einem vor dem Wiener Magiftrat laufenden Privatproceis ein Zeugnifs der konigl. ungrifchen Hofkanzley wider Raby des Inhalts vorgewiefen, dafs er criminaliter behandelt, und vom Peither Untergericht zum 10jährigen Arreft und zur Anfchmiedung verurtheilt, diefe Strafe aber blofs aus allerhöchfter Gnade nachgefehen worden feyn foll. Der Magiftrat aber erklärte diefe Beylage für unnütz, da das Verbrechen nicht beftimmt, und wenn derfelbige begnadigt worden, ihm folches ohne Verantwortung nicht einmal vorgeworfen werden darf: überhaupt läfst fich fowohl hieraus, als aus der Behandlung, die der Vf. von Seiten der Wiener Oberpolizeydirection erfuhr, fchliefsen, dafs die ungrifche Conftitution, wie fie jetzt ift, nur den Adel und nur den Mächtigen vor Mifshandlungen deckt, während dafs in Oefterreich, bey aller unumfchränkten Macht der Regierung, blofs deswegen, weil Handel und Wandel blüht, der Mittelftand in Wohlhabenheit fich befindet, der hohe Adel in Schulden verfunken ift, und die Aemter felbft keineswegs immer mit Hochgebornen befetzt werden, das Leben, die Gefundheit und das Eigenthum der Mindern mehr gefchont wird, und dafs alfo der nächftkünftige ungrifche Reichstag, fo wie der Hof, nichts dringenderes zu thun haben, als das Juftizwefen in Ungarn auf einen beffern Fufs zu reguliren, und durch alle dienliche Mittel vor dem Gefetze alle Stände gleich zu machen.

Nachdem eine neue Bittfchrift der S. Andreer, welche durch ihre Raitzifche Deputirten unter der Verdollmetfchung des Vf. eingereicht worden war, wieder verunglückte: fo griff endlich der Vf. in einer Audienz geradeswegs die königl. ungrifche Hofkanzley an. Der Kaifer antwortete ihm: es können ja nicht alle, die bey der ungrifchen Hofftelle angefetzt find, Schurken feyn. Der Vf. antwortete hierauf: da der Befcheid wider mich im Namen der ganzen Stelle ergangen ift: fo haben auch alle an der Handlung mehr oder weniger Antheil, wenn aber Euer Majeftät diefe zur Verantwortung verurtheilte ungrifche Hofkanzley zur behörigen Rechenfchaft wirklich ziehen werden, dann wird es fich fchon aufklären, welche hierin die Hauptfchurken find." Wir müffen über diefe Unterredung das Urtheil fallen, dafs der Kaifer allerdings treffend gefprochen, der Vf. aber ihm höchft ungefchickt geantwortet habe. Beffer hätte er vielleicht vorftellen können, wie nachtheilig die Collegialform und die Refponfabilität *in Concreto* in einer Monarchie fey, wenn nicht jeder einzelne Hofrath für fein Fach, für welches er wegen eigener darin erworbenen Kenntniffe (nicht z. E. dafs Fifcaldirectoren zu Studienreferenten beftimmt werden, Schlözers Staatsanz. Heft 72.) öffentlich zu jedermanns Wiffenfchaft zu benennen wäre, völlig und allein verantwortlich, hingegen vom Präfidenten in feiner Meynung unabhängig gemacht wird, und auf diefe Art Ehre und Schande allein von feiner Amtsverwaltung zu erwarten hat, nicht aber mit dem ganzen Collegio theilt, oder lieber: wenn nicht für Hauptfacher eigene dem Hof und durch wohlgeordnete Prefsfreyheit dem Publico verantwortliche Miniflerien beftehen.

Ungeachtet der Proteſtationen der königl. ungriſchen Hofkanzley, daſs durch Proſtitution der Stellen Gährung unter dem Volke zu befürchten wäre; drang der Vf. damit durch, daſs er dem wahrlich das Beſte ſeiner Unterthanen redlich wollenden Kaiſer vorſtellte, nur die Vorenthaltung der Gerechtigkeit und die Begünſtigung vornehmer Verbrecher wären die erſten Urſachen bürgerlicher Unruhen. Die gebetene auſserordentliche Hofcommiſſion kam zu Stande (trotz dem daſs ſogar eine ſchöne Dame ſich entgegenſtemmte II. 187.), es gab Männer, die ſich über alle Rückſichten zu erheben wuſsten, der Vf. ſoll nach Inhalt derſelben für unſchuldig erkannt worden ſeyn, nur wegen der öffentlichen Ehrenerklärung trug man in ſo kritiſchen Zeiten Bedenken: aber da der Kaiſer zur Armee verreiſte, und die Sache noch liegen blieb, ſo erklärte der verſtorbene Palatin dem dieſelbe betreibenden Vf.: „ſey es wie es will; Sie müſſen als ein Verbrecher in den Augen der Welt erſcheinen, und der Präſident der Hofcommiſſion muſs einen Fehler gemacht haben, weil ich es vor dem Publicum nicht bekannt haben kann, daſs in dem Peſther Comitat, wo ich als Palatinus Obergeſpann bin, ſolche Beamte in öffentlichen Aemtern ſitzen, die die gröbſten Verbrechen und Schurkenſtreiche willkürlich ausüben.“ (Man vergleiche damit unſre obige Bemerkung.) Wenn der Vf. bey mehrerer Kälte dieſe Worte überlegen wird, ſo wird er ſich unmöglich dawider ſo ſehr ereifern, als es in ſeinem Buche geſchieht. Aber auch ihn blendet Leidenſchaft und Parteylichkeit.

Endlich als der Vf. nur bloſs auf Herſtellung oder Entſchädigung ſeiner verlornen Güter das Geſuch ſtellte: bewirkte die Cameralhofſtelle den Befehl zu ſeiner Wegſchaffung von Wien. Er fand aber Mittel, unter der Verkleidung eines Geiſtlichen nach Paſſau zu entkommen, wo er den 3. Jun. 1796 eintraf. In deutſchen Reichsſtädten und in der Schweiz wollte man ſein Werk nicht drucken, endlich kam er mit einem Paſs des franzöſiſchen Generals *La Roche* nach Strasburg.

Rec. muſs in dem Ueberblick des Ganzen geſtehen (denn den Vf., der noch zwey Bände Nachträge verſpricht, kennt er perſönlich nicht) daſs ſowohl nach den triftigſten innern hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeitsgründen als nach dem ganzen Tone, Stile und Inhalt des Buchs, der Vf., abgeſehen von einigen leidenſchaftlichen Uebertreibungen, keineswegs zu der Claſſe verächtlicher Denuncianten gehört: deren Anklage und Auffoderung II. S. 251. ſo ſchlechtweg mit Stillſchweigen übergangen werden darf. Schickte er doch 3000 Ducaten, durch die man ihn beſtechen wollte, an die Wiener Armencaſſe (I. 195.) Dennoch müſſen wir den Vf. da verabſcheuen, wo er Reformen in ſeinem Vaterlande durch Guillotinen und Einfluſs fremder Truppen II. 215. 251. bewirkt wünſcht. Bewahre der Himmel jedes Land vor ſolchen Extremitäten! Alle Guten in und auſser Oeſterreich hoffen auf Reformen von oben herab in dieſer Monarchie mit Zuthun beſſer organiſirter Stände, auf Verbannung alles Jeſuitismus und Obſcurantismus, auf die Entfernung aller, aus Ueberzeugung oder aus heuchleriſcher Politik, bigotten und den Jeſuitismus beſchützenden Miniſter, auf eine wahrhaft Vortheil bringende monarchiſche Regierung, die aber eben dadurch die Stürme, Abwechſelungen, Deportationen und blutige Scenen des Republikanismus am ſicherſten entfernt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Braunschweig, b. Schröder: *Poſtbuch von Deutſchland und einigen andern Ländern.* Aus den beſten Poſtkarten zuſammengezogen. 1797. 10 Bog. 8. (12 gr.)

Das Buch beſteht, wie ältere Bücher ähnlicher Art, ganz aus tabellariſchen Verzeichniſſen von Poſtrouten, und zwar von acht Standpunkten aus, oder, wie es hier heiſst, nach acht Umkreiſen, dem Augsburger, Berliner, Braunſchweiger, Coburger, Dresdner, Frankfurter, Münſterer und Wiener. Von jedem dieſer Orte an werden die Routen nach allen Gegenden zu, nach der Folge von Stationen und Meilenweite, und zwar nach entfernten Orten, auf verſchiedene Art angegeben. In jedem Umkreis werden auch die Routen von einem mittlern Ort zum andern mitgenommen; und in einem Anhang, auf ähnliche Art, die Poſtcurſe durch Dänemark, Polen und Rusland, Ungarn und europäiſche Türkey, Italien, die Schweiz, Frankreich, Spanien und Portugal, Niederlande und Holland, und England geliefert. Um nun auch andre Poſtreiſen, die nicht in der Reihe des Buchs liegen, beſtimmen zu können, iſt ein Regiſter angehängt, deſſen Gebrauch die Vorrede lehrt. Wir haben die Probe damit gemacht, aber nach demſelben keine Auskunft gefunden, z. B. die Route von Göttingen nach Leipzig anzugeben. Gegen die Richtigkeit der Stationen wäre auch hie und da was zu erinnern. So heiſst es z. B. S. 7. „von Meiningen nach Ilmenau 4, von da nach Saalfeld 4 = 8 Meilen.“ Dies iſt aber falſch: es muſs heiſsen: von Meiningen nach Schleuſingen 3; von da nach Ilmenau 4; von da nach Saalfeld 4 = 11 Meilen. Auch iſt auf der Reiſe von Arnſtadt nach Coburg der Poſtwechſel nicht in Frauenwald, ſondern in Schleuſingen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Februar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Ohne Druckort: *Ueber die Ernennung der Reichs-Deputation, als ein dem Recht nach eigenes Geſchäft der Religions-Theile*, nebſt einer Prüfung der Schrift: die gemeinſchaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichs-Deputation etc. von einem Freunde der Wahrheit. 1797. 79 S. und ein Nachtrag dazu 31 S. 4.

Bey Gelegenheit der zum jetzigen Friedens-Congreſs zu ernennenden Reichs-Deputation, iſt die Streitfrage: *ob dieſe Ernennung ein gemeinſchaftliches Werk der geſammten Reichs-Stände, oder ein eigenes Geſchäft der Religions-Theile ſey?* — wieder rege geworden, und hat zu einigen Streitſchriften Anlaſs gegeben. Es iſt bekannt, was die im Jahr 1796 zu Regensburg erſchienene *Staatsrechtliche-Bemerkungen* etc. von *Sattler*, worin die getheilte Wahl ſehr eifrig vertheidiget wird, daſelbſt für eine Senſation erregt habe. Noch in demſelben Jahre erſchien eine Widerlegung, unter dem Titel: *gemeinſchaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichs-Deputation* etc. (deren Vf. ein ohnlängſt von Wetzlar nach Regensburg berufener Reichstags-Geſandter ſeyn ſoll.) Auch der Fürſtliche Taxiſche Hofr. *Hofmann* verſuchte das nämliche, in *einigen politiſchen Bemerkungen über die Wahl der Reichs-Deputirten;* und im folgenden Jahre trat Dr. *Hartleben* zu Salzburg mit einer ausführlichen Abhandlung *über die Wahl der deutſchen Reichs-Deputirten* auf, worin er ebenfalls die Sattleriſche Schrift widerlegte, und dabey eine kurz vorher erſchienene kleine Abhandlung des Dr. *Weiſse* zu Leipzig, *über die deutſche Reichs-Deputation* etc. zu ergänzen und zu berichtigen ſuchte. Dieſe Hartlebenſche Streitſchrift iſt bereits in der A. L. Z. 1797. Nr. 301. von einem andern Recenſenten beurtheilt worden. Der ungenannte Vf. der gegenwärtigen Abhandlung (der ſich in der Vorrede zum Nachtrag mit dem Anfangsbuchſtaben B. zu erkennen giebt) iſt, wie ſchon der Titel zeigt, ein eifriger Vertheidiger der gegenſeitigen Meynung; er beantwortet, nach vorläufiger hiſtoriſcher Entwickelung ſeines Syſtems, Schritt vor Schritt den Vf. *der gemeinſchaftlichen Wahl;* und da die Hartlebenſche Schrift kurz nach der ſeinigen heraus kam: ſo widmet er derſelben einen eignen Nachtrag. Bekanntlich giebt weder der Weſtphäliſche Friede noch ſonſt ein anderes Reichs-Geſetz, hierüber eine beſtimmte Regel: die Frage mufs daher nach der Analogie und der bisherigen Obſervanz entſchieden werden. Die Vertheidiger der gemeinſchaftlichen Wahl berufen ſich zuvörderſt auf die Natur der Sache ſelbſt. Reichs-Deputationen ſeyen verjüngte Comitia, und würden zu eigentlichen Comitial-Gegenſtänden ernannt; ihre Ernennung müſſe alſo auch vom geſammten Reichskörper geſchehen, und jeder Stand müſſe zu der Wahl derjenigen wirken, denen er ſein ganzes Schickſal übergeben, ſein ganzes Vertrauen ſchenken ſolle. Sie berufen ſich ferner auf die Weſtphäliſchen Friedenshandlungen, weil die Proteſtanten damals eine Abänderung des vorigen *modi deputandi* nicht verlangten, und nachdem der art. V. §. 51. wegen der ordenlichen Reichs-Deputationen feſtgeſetzt und zu Beylegung der Streitigkeiten zwiſchen den Heſſiſchen Häuſern eine aufserordentliche Deputation zu ernennen war, dieſe Ernennung in dem Fürſtenrath gemeinſchaftlich geſchehen lieſsen.

Darauf antwortet aber der Vf., man müſſe die *Verrichtung* der Deputation nicht mit deren *Errichtung* verwechſeln. Schon aus der im Weſtphäliſchen Frieden art. V. §. 9. verordneten Religionsgleichheit flieſse nothwendig, dafs jeder Religionstheil ſeine Deputirte zu wählen habe. Dieſe Wahl ſey zwar an ſich keine Religionsſache: allein nach dem Weſtphäliſchen Frieden gebe es aufser den Religionsſachen auch andere, wo *majora* nicht gelten könnten, und die Präjudicialfrage ſey nicht dieſe: ob es eine politiſche oder eine Religionsſache ſey? — ſondern, *ob Geſchäfte, wobey Kraft des Geſetzes beide Religionen gleich concurriren, nach eben der Regel zu behandeln ſeyen*, wie die *gemeinen Reichsgeſchäfte, d. i. ſolche, welche die Reichsſtände überhaupt und ohne Unterſchied der Religion angehen?* — Die zu Beylegung der Heſſiſchen Streitigkeiten *per majora* beliebte Deputation beweiſe nichts, da ſchon vorher art. V. §. 51. die Beſtimmung der Ernennungsart der Deputationen — nämlich der *ordinären* auf den nächſten Reichstag, der *extraordinären* auf die Zeit und Umſtände ihrer Anordnung — ausgeſetzt geweſen, überdies jene aufserordentliche Deputation nicht — wie es hätte geſchehen ſollen — aus allen Claſſen der Stände, ſondern nur aus dem Reichsfürſten-Rathe ernannt worden ſey.

Die *Obſervanz ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden* wird von beiden Theilen behauptet, indem der eine alles das, was dem andern vortheilhaft ſeyn könnte, als Ausnahme und Abweichung von der Regel betrachtet.

So viel ergiebt ſich wohl aus den beiderſeits angeführten Fällen, dafs ſowohl bey den Weſtphäliſchen Friedenshandlungen, als auf dem nachherigen Reichstage zu Regensburg 1653 die evangeliſchen Stände die getheilte Ernennung der Deputirten noch

nicht zum feften Grundfatz machten, — fonft würde die Sache bey den Berathfchlagungen über die Ergänzung der ordinären Deputationen und den, wegen der Vechtifchen Evacuation, des Unterhalts und der Erfetzung des Kammergerichts und des Securitätspunkts vorgefallenen aufserordentlichen Deputationen, durch wechfelfeitige Proteftationen und Vorbehalte der beiden Religionstheile mehr zur Sprache gekommen feyn; — fondern dafs erft nachher 1663 und 1664 befonders aber 1683 und 1697, bey den damals zu ernennen gewefenen Friedensdeputationen, der evangelifche Theil fein abgefondertes Deputationsrecht, gegen den katholifchen Widerfpruch, behauptete, auch An. 1704 fich wegen feiner Deputirten zur damaligen Kammergerichts-Vifitation fchon vorläufig berathfchlagte, jedoch fich darüber mit dem katholifchen Theil, nach einem heftigen Streit, *falvo cujusque jure* verglich. Hiernach fcheint fich keine rechtsbeftändige ruhige Obfervanz gebildet zu haben. Dermalen da das Religions-Intereffe faft ganz erlofchen und wenigftens durch das politifche verdrängt ift, will es dem unparteyifchen Beurtheiler nicht mehr einleuchten, was für einen wefentlichen Schaden der evangelifche Theil durch die gemeinfchaftliche Wahl in Rückficht auf die Religionsverhältniffe leiden könne? — Sollte es daher nicht dem Hauptzweck unferer Staatsverfaffung angemeffener feyn, die unbeftimmte Verordnung des Weftphälifchen Friedens art. V. §. 9., welche die damaligen Zeitumftände nothig machten, dem nunmehr ganz veränderten Lauf der Dinge anzupaffen, und dem deutfchen Staatskörper die zu feiner Erhaltung unentbehrliche Einheit fo viel möglich wiederzugeben?

Der Vf. zeichnet fich übrigens durch Deutlichkeit und Vollftändigkeit der hiftorifchen Darftellung, wie auch durch gute Benutzung aller zu feinem Zweck dienlichen, zum Theil neuen Argumente vorzüglich aus. Sein Ton ift immer gemäfsigt und frey von Anzüglichkeiten, welche die Hartlebenfche Schrift zum Theil entftellen.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Ueber das Braunfchweig-Lüneburgifche Privilegium electionis fori, und das Reichskammer-Gerichtliche Benehmen in der Berlepfchifchen Sache.* Nebft 10 Beyl. 1797. 184 S. 8.

Diefe Abhandlung, (welche dem Vernehmen nach auf hohen Befehl, vom Hn. Geheimen Juftizrath *Pütter* verfafst ift,) hat die Abficht, den wahren Sinn und die gefetzmäfsige Befchaffenheit des *Privilegii electionis fori* vollftändig zu zeigen, zugleich aber die muthmafslichen Grundfätze, nach welchen das Reichskammer-Gericht dies Privilegium, in der Sache des Hn. v. B. beurtheilte, zu widerlegen. Sie ift als eine Fortfetzung und fyftematifche Erweiterung der im Jun. v. J. erfchienenen, auch bereits in diefen Blättern angezeigten *Rhapfodifchen Bemerkungen* etc. zu betrachten, die jedoch einen andern Verfaffer haben. Die bekannte Erwerbungsgefchichte des *Privilegii* wird hier eben fo vorausgefchickt; die Natur und die rechtliche Wirkung deffelben aber weit ausführlicher, in beftändiger Rückficht auf die Berlepfchifche Sache, behandelt. Bekanntlich beruht die ganze Controvers auf folgenden 2 Punkten: 1) ob die Requifition in der Sache des v. B. mit den gehörigen Formalitäten gefchehen fey? — 2) Ob das Kammergericht auch ohne diefe Rückficht, und ohne alle Requifition, das Berichtfchreiben, mit beygefügter Temporalinhibition, habe erlaffen dürfen? Was das *erfte* betrifft, da wird hier das nämliche angeführt, was fchon in den Rhapfodifchen-Bemerkungen vorkommt, dafs nämlich das Requifitionsfchreiben des v. B. wegen der darin unfchicklich verbundenen gedoppelten Requifition über die Austräge und über die Wahl des Gerichtsftandes, ingleichen wegen unanftändiger und refpectswidriger Faffung diefes Schreibens, ganz unftatthaft gewefen, und daher mit Recht retradirt worden fey. Worin die Refpectswidrigkeit beftehe? war in den Rhapfodien nicht bemerkt; und hier wird blofs S. 148. angeführt, dafs die Curialien: *allergnädigfter* und *allerunterthänigfter* nicht beobachtet worden feyen. Aufserdem foll die Requifition noch unanftändige und heftige Ausdrücke enthalten, weshalb fich auf die Schrift bezogen wird, die aber nicht beygedruckt ift. Der Vf. fcheint jedoch zu vermuthen, dafs das Kammergericht fein Erkenntnifs nicht auf diefe vorgängige Requifition gegründet, fondern (die Meynung Deckherrs, Tafingers, Danzes und vornehmlich Stubenrauchs) angenommen habe, *dafs die Requifition nicht nothwendig vorausgehen müffe.* Er befchäftiget fich daher hauptfachlich mit diefem *zweyten* Punkt, und fucht ausführlicher und mit mehreren Gründen, als in den Rhapfodien gefchehen war, zu zeigen, dafs die Stelle des Privilegii, welche zu jener Meynung Anlafs gab, ganz anders gedeutet werden follte. Nach Inhalt der Weftphälifchen Friedenshandlungen war nämlich die Abficht des *Privilegii* diefe, der Gerichtsbarkeit des Reichshofr. ganz auszuweichen und felbft die dort fchon anhängige Sachen an das Kammergericht zu ziehen. Dies mufste durch eine gefchickte Wendung verdeckt werden. Der Vf. führt S. 35. aus Meiern Weftphälifchen Friedenshandlungen an, die Kaiferliche Gefandfchaft habe die hierauf fich beziehende Stelle des *Privilegii* fo faffen wollen: da etwa der „Gegentheil an einem obgemeldter Gerichte *bereits proceffus* extrahirt, und dadurch eine Prävention inducirt zu haben vermeynen wollte, follen die „felbigen auf hochgedachter Herren Herzoge, *intra terminum inibi praefixum*, vermöge dieles, *Privilegii* „eingewandten *exceptionem declinatoriam*, fobald hinwieder caffirt, und Kläger oder Impetrant an das „von den Hn. Herzogen erwählte Gericht lediglich „verwiefen werden.“ In dem *Privilegio* felbft fey jedoch diefer Punkt fo ausgedrückt worden: „ob auch „der Kläger *jetzt oder künftig*, an jedwedem der bemeldten Gerichte, Citation und Procefs ausgezogen, „und dadurch eine Prävention zu haben vermeynte;“ fo folle etc. (diefe Abänderung fcheint gegen den Deducen-

ducenten zu beweisen: warum behielt man nicht das Project der Kaiserlichen Gesandschaft bey, welches jene Absicht schon ganz erschöpfte? warum wählte man den Ausdruck: *jetzt oder künftig?)* Dies letzte weiss der Deducent auf keine andere Art mit seinem System zu vereinigen, als dass er annimmt, man habe entweder a) den Fall vermuthet, dass jemand seine Klage bey beiden Reichsgerichten zugleich anbringen würde, um dadurch das *Privilegium* zu vereiteln. (Er gesteht aber auch, dass dieser Fall, bey einer genauen Kenntnis des Reichsgerichtlichen - Processes, sich nicht einmal denken lasse; und wäre es nicht ganz überflüssig gewesen, eine an sich schon nichtige und strafallige Handlung noch hier für nichtig zu erklären?—) Oder man habe b) den Fall gemeynt, dass ein Kläger, nach behörig geschehener Requisition, durch fälschliches Vorgeben, als sey die zweymonatliche Frist unbenutzt verflossen, Processe erschleichen könnte. (Allein dieser Fall ist eben so wenig denkbar, da er ungeschickte oder nachläßige Richter voraussetzt, und es sich schon von selbst versteht, dass ein fälschliches Vorgeben des Klagers dem Beklagten sein Recht nicht nehmen könne.) Uebrigens hilft sich der Vf. noch damit, dass es doch in jedem Fall in des beklagten Willkühr stehen würde, entweder die Einrede der Incompetenz dem von ihm nicht gewählten Gericht entgegen zu setzen, oder aber die genaue Beobachtung des *Privilegii* zu fodern. Es ist zwar hier nicht der Ort, diese rechtshängige Frage zu entscheiden. Rec. kann jedoch nicht bergen, dass ihm ein von der gegenseitigen Meynung zu besorgender Nachtheil, aus der selbst von dem Vf. angenommenen Absicht des *Privilegii*, nicht einleuchtet. Es ist auch auffallend, wenn derselbe S. 59. fg. *die ihm* entgegen gesetzten älteren *praejudicia* damit *abfertiget*, dass sie aus Irrthum oder missverstandenem Justizeifer herrührten, und dass dasjenige, was das hohe Haus Braunschweig in einem oder dem andern Fall *freywillig* gethan habe, oder künftig thun werde, ihm nicht zum Nachtheil gereichen könne, da es sich des *Privilegii* nach Gutfinden bedienen dürfe. Es läuft auch (S. 140.) auf eine *petitionem principii* hinaus, dass bey der Klage des v. B. die Austräge hätten beobachtet werden sollen, weil die Sache zu einem unclausulirten Mandat nicht qualificirt sey. Im übrigen ist nicht zu verwundern, dass das Verfahren des Kammergerichts *unstatthaft* und *gesetzwidrig* genannt, auch bey der theoretischen Darstellung des *Privilegii*, der eigentlich zu dieser Rechtssache nicht gehörige, sehr bestrittene Satz behauptet wird, dass das *Privilegium* auch den *nichtregierenden* Herren, und insbesondere den Bischöfen zu Osnabrück aus dem Hause Braunschweig zustehe.

FRANKFURT und LEIPZIG: *Prüfung des Kur-Braunschweigischen Recurses* in der Rechtssache des Hn. *v. Berlepsch*. 1797. 137 S. 8.

Auf das in dieser bekannten Rechtssache vom Reichskammer-Gericht am 20 Jun. v. J. erkannte Berichtschreiben und die damit verknüpfte Temporalinhibition wandte sich der Kur-Braunschweigische Hof an den Reichstag und übergab durch seinen dasigen Gesandten ein Recursschreiben, welches am 28 August v. J. zur Dictatur kam, und der gegenwärtigen Schrift als eine Anlage beygedruckt ist. Darin wird angeführt: dass eine *simple Dimissions-Ertheilung*, welche in diesem Fall ohne Anführung von Ursachen geschehen sey, *keiner gerichtlichen Rechtfertigung bedürfe*; dass aber das Kammergericht noch dazu, ohne Rücksicht auf das *privilegium electionis fori*, Schreiben um Bericht *cum temporali inhibitione* erkannt, dadurch sich einer offenbaren Verletzung dieses *Privilegii* und der hiebey einschlagenden Reichsgesetze, besonders der Kaiserl. W. C. art. XVIII. §. 4. und art. XIX. §. 7. schuldig gemacht habe; daher dieses willkührliche und zudringliche Benehmen des Gerichts der Ahndung einer künftigen Visitation anheimzustellen sey; wonächst übrigens der hohe beklagte Theil den *Kaiserl. Reichshofrath erwählt*, und solches dem Kammergericht eröffnet habe.

Die vorgedachte Prüfung (die wahrscheinlich von dem Hn. *v. B.* selbst herrührt) enthält vorzüglich folgende Resultate: 1) das Recursschreiben sey in *facto* unrichtig: denn Kurbraunschweig habe über die Anwendbarkeit des *Privilegii* in dieser Sache am 13. und 27 May. und 12 Jun. v. J. drey Vorstellungen übergeben, und darin vorläufig *exceptionem fori declinatoriam* eingewendet; der *v. B.* habe dagegen den Gerichtsstand a) *ex capite continentiae causae* b) *ex capite factae requisitionis et non secutae electionis*, und c) *ex capite renunciationis privilegii*, begründet; das Kammergericht habe also *in judicio contradictorio*, *cum debita causae cognitione*, die Einrede verworfen. (Dass die Einrede *in contradictorio* verworfen sey, läßt sich nicht behaupten, da präoccupatorische Schriften, welche die Klage nur errathen und dem Gegentheil unbekannt bleiben, nicht als formliche Handlungen zu einem Finaldecret dienen können. Es läßt sich auch nicht einmal aus dem Berichtschreiben zuverläßig schliessen, dass das Kammergericht die Auswahl des Gerichtsstandes für versäumt oder sonst für unstatthaft angesehen habe: sondern man kann eben so wohl vermuthen, dass dasselbe die vorgängige Requisition, nach dem Sinn des Privilegii, und nach älteren Vorgängen dieser Art, nicht für nothwendig erachtet, und daher die Erklärung über den Gerichtsstand in dem Bericht erwartet habe.) — 2) Das *Privilegium* sey nicht, wie im Recursschreiben behauptet werde, in allen und jeden Sachen gegründet. (Hier wird der streitige Satz ausgeführt, dass solches, *ob continentiam causae* und bey unclausulirten Strafgeboten nicht statt finden könne.) 3) Es sey auch dem Sinn des *Privilegii* nicht gemäss, dass die Requisition vor angestellter Klage nothwendig vorausgehen müsse. 4) Die vorliegende Frage betreffe gar nicht den Inhalt des *Privilegii* oder seine Auslegung, sondern die Anwendung desselben in dem v. Berlepschischen Fall, der eine blosse *Reichsjustiz-Sache* sey: der ergriffene Recurs sey also ganz unstatthaft. (Aber die streitige

Digitized by Google

Anwendung des *Privilegii* rührt eben daher, weil der Inhalt deſſelben eine verſchiedene Auslegung leidet: der Recurs iſt *alſo in der Form* nicht unſtatthaft; er betrifft blofs die Frage: ob *das Privilegium verletzt ſey;* und man mufs davon die Juſtizſache, die Klage des v. Berlepſch, unterſcheiden. Freylich iſt es traurig, dafs die Entſcheidung jener Vorfrage den Fortgang ſeiner Klage aufhalten kann.) 5) Der in dem Recursſchreiben enthaltene Satz: *eine einfache Dimiſſion bedürfe keiner Rechtfertigung*, ſey in rechtlicher, factiſcher, politiſcher und logiſcher Rückſicht ganz ungegründet. (Hier werden die bekannten Rechtsgründe, beſonders bey *Landesſtellen*, aus der Hannöveriſchen Verfaſſung erläutert, auch aus der Geſchichte der Entlaſſung des v. Berlepſch diejenigen Data zuſammengeſtellt, welche zum Beweiſs dienen, dafs ſolche *entehrend* ſey.) 6) Die Temporalinhibition gründe ſich auf der Unerſetzlichkeit des Schadens und der auf dem Verzug haftenden Gefahr, ſey nur ein *negatives*, und hauptſächlich gegen das mitbeklagte *corpus mediatum* der Ritterſchaft gerichtetes Pracept, mithin der Kaiſerl. W. K. art. XIX. §. 7. nicht entgegen, welche dieſen Fall nicht eigends berühre, auch dem T. V. A. §. 11. und V. Schl. von 1 Febr. 1769. nicht derogiren könne. (Dieſer *Viſ. Schluſs* wird S. 97. aus Verſehen *Viſ. Abſchied* genannt; bekanntlich iſt es bey der letzten Viſ. zu keinem Abſchied gekomm.) 7) Das Recursſchreiben ſtehe mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, indem es eines Theils dem Kammergerichtlichen Erkenntniſs die Parition verweigere, und andern Theils erwähne, dafs die Aufhebung dieſes Erkenntniſſes von dem Kammergericht begehrt worden ſey. Endlich ſey auch 8) die darin geſchehene Auswahl des Reichshofraths, nicht nur vor angebrachter Klage, ſondern auch nachher, durch Verſäumung der 2 Monate nach inſinuirten Berichtſchreiben offenbar verſpätet. (Dies letztere iſt *petitio principii:* denn es hängt von der Streitfrage ab; ob das Berichtſchreiben habe erkannt werden dürfen?) Ob nun gleich Rec. mit den in dieſer Streitſchrift aufgeſtellten Sätzen nicht durchgängig einſtimmen kann; ſo gebührt ihr doch das Lob einer deutlichen vollſtändigen und ſyſtematiſchen Darſtellung. Sie wird daher, unter den vielen in dieſer merkwürdigen Rechtsſache bereits erſchienenen Druckſchriften, immer einen vorzüglichen Platz behaupten.

Ohne Druckort: *Auf Acten und Urkunden gegründete Darſtellung des gegenwartigen Beſitzſtandes der gemeinſchaftlichen Verfaſſung zu Oſtheim, im Amte Lichtenberg, in Beziehung auf die von ihrem Urſprung her, entwickelte Herzoglich Sächſiſche Landeshoheit daſelbſt.* Mit Urkunden Lit. H. bis Lit. Mm. 38 Bogen. Fol.

Die Burg Lichtenberg nebſt den dazu gehörigen Beſitzungen gehorte in den älteſten Zeiten den Grafen von Henneberg, und fiel auch an dieſe, nach dem ſie einige Zeit unter der Herrſchaft verſchiedner weltlicher und geiſtlicher Fürſten geſtanden hatte, 1433 wieder zurück. 1548 verkaufte Graf Berthold ſeinen Antheil an der Grafſchaft Henneberg, mit Einſchluſs des Schloſſes und Amtes Lichtenberg, an die thüringiſchen Grafen von Mannsfeld, und dieſe vertauſchten 1555 Lichtenberg mit Zugehör, an die Herzoge zu Sachſen Erneſtiniſcher Linie, die es auch auf ihre Nachkommen vererbt haben. Ob ſich aber die vollkommene Landeshoheit derſelben auch über das ehemalige Dorf und gegenwärtige Städtchen Oſtheim erſtrecke? Oder ob die daſigen Ganerben, die aus den ehemaligen Burgleuten zu Lichtenberg entſtanden ſind, und ſich an die reichsfreye Ritterſchaft des Buchiſchen Quartiers oder des Cantons Rhönwerra angeſchloſſen haben, auch landesherrliche Rechte daſelbſt auszuüben befugt ſind? Dies iſt der Streitpunkt, welcher verſchiedene Thathandlungen und gegenwärtige Deduction der Herzoglichen Regierung zu Eiſenach veranlaſste. Ohne uns die Entſcheidung dieſer Sache anzumaſsen, welche auſser den Grenzen unſerer Befugniſs liegt, wollen wir nur die vorzüglichſten Gründe ausheben, die für die Sachſiſchen Anſprüche vorgebracht werden. — Als die Ganerben zu Oſtheim ſchon in den frühern Zeiten nach einer Theilnahme an der Gerichtsbarkeit des Orts ſtrebten, in dem ſie ihren armen Leuten Beſitzungen zu Erbzinslehen verkauften, und ſich darauf eine Jurisdiction vorzubehalten ſuchten, ſo gab der Biſchoff von Würzburg als damaliger Herr von Lichtenberg 1423 eine für ſie nachtheilige Entſcheidung. Die nachherigen Beſitzer von Lichtenberg, die Grafen von Henneberg, hatten ſchon früher 1330 durch die bekannte goldne Bulle Ludewig IV. ein *Privilegium de non evocando* erworben, welches ſie in der Gerichtsbarkeit über ihre Eingeſeſſenen ſchützte; auch beſtätigten ſie ausdrücklich 1457 den ſchon angeführten Würzburgiſchen Schied, und in der Hennebergiſchen Landestheilung von 1468 werden die Burgleute ausdrücklich erwähnt. Nach der Errichtung des Reichskammergerichts bildete ſich auch die Gerichtsverfaſſung in den niedern Inſtanzen immer mehr aus, daher man ſeit dieſer Zeit nicht nur ein Dorfgericht zu Oſtheim findet, ſondern auch ein Hofleinsgericht zu Lichtenberg, das aus *allen* Dorfern des Amts beſetzt wurde. In dem 1555 zwiſchen Mannsfeld und Sachſen getroffenen Tauſche wurde Lichtenberg „mit allen Oberbothmäſsigkeiten, geiſtlichen und weltlichen, und allen Regalien" abgetreten; auch die Unterthanen von Adel an die Herzoge zu Sachſen „als ihre rechte Landesfürſten und Herren" mit „ſchuldigem unterthänigem Gehorſam" verwieſen. — Auſser dieſen mit vieler Klarheit entwickelten petitoriſchen Gründen, werden noch eine Menge Fälle angeführt, in welchen der Beſitz der Landeshoheit des Herzoglich Sachſiſchen Hauſes über Oſtheim wirklich behauptet worden iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Februar 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Neues Magazin für Aerzte.* Herausgegeben von *Ernſt Gottfried Baldinger*, Sr. Hochf. Durchl. Wilhelm des IX. regierenden Landgrafen von Heſſen-Caſſel geheimen Rath und Leibarzt, der med. Facultät zu Marburg Profeſſor primarius. — *Achtzehnter Band.* 1796. 572 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. zeichnet auch aus dieſem Bande dieſes Magazins nur die des Aufbewahrens werthen Aufſätze aus: auf eine Menge von Notizen, die jedes Stück enthält, und die zum Theil manchem Leſer ſehr angenehm ſeyn werden, kann er ſich nicht einlaſſen. Eben dieſe Notizen haben aber bis jetzt vorzüglich beygetragen, den Beyfall dieſes Journals zu erhalten. Das erſte Stück enthält: *vermiſchte Aufſätze* von Hn. Dr. *Bücking*. Eine einzige Bemerkung, die auch andere ſchon gemacht haben, für die aber Hr. B. ſeine eigene Erfahrung verbürgt, verdient ausgehoben zu werden: beym Zahnſchmerz ſey der Druck auf das Zahnfleiſch des leidenden Zahns mit den Fingerſpitzen zur augenblicklichen Linderung der Schmerzen ſehr wirkſam, und davon komme es vielleicht, daſs man dem Safte von Inſecten und Würmern etwas zuſchreibe, was auf eine ſehr einfache Art der Druck bewirkt. — *Nachrichten von Wien, München und Augsburg, über daſige Hoſpitalanſtalten.* Die Nachricht von dem Krankenſaal bey den barmherzigen Brüdern im heil. Maximilian in München iſt wichtig. Hr. Dr. *Haberl* hat in einem Saale mit den Gefäſsen zur Auffaſſung des Unraths, die, wie bekannt, vorzüglich mit beytragen den Tod in ſolchen Anſtalten gleichſam einheimiſch zu machen, die Einrichtung getroffen, daſs jeder Kranker einen mit Holz belegten, inwendig glatt polirten Kübel von Marmor hat, in welchen durch eine Vorrichtung, während der Kranke den Unrath in denſelben leeret, Waſſer hineinflieſst, welches durch einen angelegten Abzug den Unrath in einen gemeinſchaftlichen, ebenfalls marmornen und glatten Kanal führt, aus dem er durch den beſtändigen Zufluſs des Waſſers zugleich fortgeſpühlt wird. Dieſe Nachtſtühle erfüllen ihren Zweck vollkommen: nur Schade daſs ſie ſo theuer ſind, und daſs man ſie daher in wenig Krankenhäuſern nachahmen wird. Den 6 Fuſs hohen Mauern, mit denen Hr. H. jedes Krankenbett abgeſondert hat, iſt Rec. nicht hold, und noch weit weniger den Verſchlägen von Bretern: Rec. zweifelt, ob in ſo kleinen Gemächern auch bey den beſten Luftzügen die Luft vollkommen erhalten werden kann, und iſt, wo ein Kranker von einem andern abgeſondert werden ſoll, in ſtehenden Spitälern für Bettſchirme von feiner, auf beiden Seiten mit dem Ueberzuge von Wachs und Harz verſehener, Wachsleinwand, die zwiſchen eiſernen Stäben befeſtigt wird. In Augsburg ſeyen die Anſtalten für die armen Kranken abſcheulich, und doch müſſen Fremde für den Aufenhalt in einer ſolchen Anſtalt wöchentlich einen Thaler bezahlen. Die Anſtalten haben auch ſehr charakteriſtiſche Benennungen. Der Aufenthaltsort für Wahnſinnige, heiſst der *unſinnige Gang*, ein anderes Spital heiſst das *Nothhaus!* — *Nachleſe zu Hn. D. Hartogs Zuſatzen zu Ploucquets init. biblioth. med. chirurg. von Hn. Hofr. Schweickard.* Die Supplemente, die ſich zu dieſem Werke liefern laſſen, werden vielleicht ſtärker werden, als das Werk ſelbſt iſt. — *Ueber das Gebärhaus in Wien*, eine vollſtändige und befriedigende Nachricht.

Zweytes Stück: — *Johann Georg Zimmermann, wie er geſund und krank war*, erzählt von *E. G. Baldinger*. Dieſer Aufſatz giebt über Z. Leben die Aufklärungen nicht, die man der Aufſchrift nach darin ſuchen ſollte. Er (Hr. B.) habe Z. um Gottes Willen gebeten, nichts von Friedrich II. drucken zu laſſen: denn alles, was er ihm vom König geſagt habe, ſey grundfalſch, und eher ſey gerade das Gegentheil davon wahr geweſen. Nützlich aber iſt dieſer Aufſatz wegen des, wie Rec. glaubt, vollſtändigen Verzeichniſſes der Schriften Zimmermanns, und wegen der Anführung der vielen Schriften, die wider Z. geſchrieben worden ſind. — *Nachrichten Sicilien und Neapel betreffend.* Es ſind eigentlich nur Nachrichten von der Inſel Iſchia, und von den mediciniſchen Lehranſtalten zu Neapel. Es thut dem unbefangenen Beobachter wehe, daſs dieſe alte und berühmte Lehranſtalt, von welcher die meiſten andern im mediciniſchen Fache ihre Form entlehnt haben, jetzt ſo ſehr herabgekommen iſt. Selbſt die beſſern Lehrer, wie Cotugnio und Vairo, laſſen ihre anatomiſchen und chemiſchen Vorleſungen durch unbedeutende junge Menſchen halten.

Drittes Stück: *Vorläufige Nachricht von der ruſſiſchen Entdeckungsreiſe des Capitain Billings im Auszuge eines Briefes des ruſſiſchen kaiſerl. Gouvernementsarztes zu Irkutzkj. Dr Meek* 1796. Hr. *M.* war als Naturforſcher und Reiſebeſchreiber bey der Reiſe angeſtellt,

Digitized by Google

geſtellt, die vom Jun. 1786 bis zum April 1791 dauerte. — *Ernſt Carl Rodſchied. Arztes zu Rio-Eſſequebo, Leben, von Baldinger.* Der ſel. R. iſt durch ſeine Bemerkungen über Rio Eſſequebo rühmlich bekannt. Er ſtudierte als Barbiergeſelle in Marburg die Heilkunde, und ſtarb im J. 1790. — *Leben des Hn. Joach. Wrabeiz, ord. S. Joannis de Deo profeſſo, biſchöfl. ſpeyerſchen Leibchirurgus.* — *Wendelſtadt Beobachtungen über die Lazarethfieberepidemie zu Wetzlar im J. 1795.* Dieſer kleine Aufſatz iſt für die nähere Kenntniſs des Lazarethfiebers ſehr wichtig. Der Vf. zeigt mit unumſtöſslichen Gründen, was auch neuerdings Hr. Prof. *Ackermann* zu Altdorf in ſeinem Handbuche der Kriegsarzneykunde (Leipzig 1795. 8. 2 Bde.), erwieſen hat, daſs dieſes Fieber von einem eigenen Krankheitsgift abhängt und durch dieſes beſtimmt wird, daſs aber auch die Conſtitution des Jahres den auffallendſten Einfluſs auf dieſes Fieber hat. Die Epidemie, die der Vf. ſah, war im erſten Zeitraum entzündlich: dann erſt entſtanden die Zufälle von der widernatürlichen Reizbarkeit der Gallenorgane, und die Nervenzufälle. Wenn freylich dieſes Fieber allemal nach Pringle's Anleitung als ein Faulfieber mit erregenden Mitteln behandelt wird, ſo muſs der Brand und der Tod die natürliche Folge dieſer Behandlung ſeyn. — *Erſte Fortſetzung der Zuſätze zu Ploucquets initia biblioth. med. pract. et chirurg.*

Viertes Stück: *Beſchreibung und Heilart einer merkwürdigen Daemonia imaginaria, vom Prof. Siebold, dem jüngern, zu Würzburg.* Der Fall war wie der von den meiſten Beſeſſenen. Die Kranke hatte mit ihren ledigen Schweſtern bis ins 54ſte Jahr in ledigem Stande zuſammengelebt, hatte eine groſstentheils ſitzende Handthierung getrieben, und war blind geworden. Nun fanden ſich fortwährende Nervenzufälle ein. Ein Franciſcanermönch äuſserte an einem dritten Ort: ſie habe den Teufel; ihre Verwandten erfuhren dieſes bald, und ein Schleifſteinhändler, der groſse Kenntniſſe von Teufelsbeſitzungen zu haben vorgab, beſtätigte die Diagnoſe des Franciſcanermönchs. Nun war der Teufel entdeckt: nun ging man in eine Wallfahrtskirche; 500 Menſchen beteten um die Befreyung der Beſeſſenen, und der Seelen aus dem Fegfeuer: die Beſeſſene wälzte ſich gräſslich am Fuſse des Altars, die armen Seelen flogen wie Schneeflocken bey einem Winterſturm aus dem Fegfeuer ins Himmelreich, wie die Beſeſſene deutlich zu bemerken verſicherte. Nun verrichteten zwey Kloſtergeiſtliche, unter der Aſſiſtenz von fünf eidſcheuen franzöſiſchen Emigranten den Probeexorciſmus: der Teufel verſtund nun fremde Sprachen, wuſste verborgene Dinge, und machte ſchreckliche Grimaſſen. Ein Strafbefehl von der Obrigkeit, daſs die Kranke nach Würzburg ins Spital gebracht werden ſollte, und der Gebrauch von Pillen aus ſtinkendem Aſand und Abführungsmitteln hoben dieſe Beſitzung zum Theil. Eine beträchtliche Menge von den 76 Teufeln, die die Beſeſſene im Leibe zu haben vorgab, muſste aber doch durch Prügel ausgetrieben werden. Die Behandlung der Kranken regt die vortheilhafteſten Begriffe von dem Hn. P. Siebold und Hn. Prof. Thomann. — *Gleichheit, chirurgiſche Anekdote der ſachſiſchen Geſchichte. archivaliſchen Nachrichten.* Es ſind mehrere theol. ſche und mediciniſche Bedenken über die Frage: ein regierender Landesfürſt ſeinem ſucceſſionsfähi Prinzen, der einen beſchwerlichen Leibesſchad hat, dieſen eben ſo ſchneiden laſſen dürfe, als der Sohn des gemeinen Mannes dem chirurgiſch Meſſer zu unterwerfen pflegt? — *Zuſatze zu Plo quet's init. biblioth. med. pract. et chirurg.*

Fünftes Stück: *Ueber die Rindviehſeuche, als venſieber behandelt*, aus einem Briefe des Ha bergraths *von Humboldt.* Veranlaſst durch die handlung des Deho nimmt der Vf. an, die Viehſe ſey ein bösartiges Nervenfieber. Die Seuche be am leichteſten ſchlecht genährte und durch Ar ſehr angeſtrengte Thiere; das Thier ſterbe im Zu der höchſten Schwäche. Man machte in Neuſtadt Culm Verſuche mit Deho's Methode, und von 21 cken Rindvieh, die in die Cur genommen wur wurden durch Wein, Theriak, Mohnſaft und K lauch 16 Stücke gerettet. — Rec war Augenz von den Verwüſtungen, welche die Rindviehſe in Franken und in einem groſsen Theil des b ſchen Kreiſes anrichtete: er ſelbſt hat ſehr viele cke in die Cur genommen, und ſehr vielen Hau then Rath gegeben. Auch bey Anwendung der regenden Curmethode war die Zahl der todten cke ſehr groſs, und Rec. kann ſich daher der nung noch immer nicht entſchlagen, daſs wir die Rindviehſeuche, ſo wenig als wider die Pe jetzt ein Mittel kennen, von welchem ſich mit ger Gewiſsheit die Geneſung des kranken Viehes warten läſst. — *Etwas Literatur für Thierärzte. E. G. Baldinger.* Iſt unvollſtändig und nicht gen thuend. — *Mediciniſche Beobachtungen, von Ha Weiſe.* Wider den Stich der Bienen, Weſpen u ſey der friſche Saft aus den Mohnköpfen ein ſich Mittel. Ein Hypochondriſt nahm in 12 Jahren Stücke von Ailhauds Pulvern. Er ſtarb im 46 ſeines Lebens. In einem der vorigen Stücke man, daſs eine 26 Jahre lang bettlägerige Dam dieſer Zeit 13,000 Stücke ſolcher Pulver ge men habe.

Sechstes Stück: *Kleine Aufſätze moraliſch-p ſophiſchen, ſpeculativ-philoſophiſchen und theore mediciniſchen Inhalts*, von Dr. *Spiering.* Die Abha lung über die Unzuläſſigkeit einer Auswahl unter niſchen Geſchäften aus moraliſchen Grundſätzen e wickelt, iſt ſehr ausführlich. Die andern Aufſä ſind: über die Anſteckung; ob die Medicin Begr und Erkenntniſſe a priori habe; das Gehirn iſt w das Organ der Seele, aber darum noch nicht der S derſelben. — *Nic. Parodys oratio de v xxtiq ue rali* hätte Hr. B. nicht in der deutſchen Ueberſetzu ſondern lateiniſch abdrucken laſſen ſollen.

Lei

Digitized by Google

Leipzig, b. Hammerich: *Zwey Abhandlungen von den Kennzeichen, Urſachen und der Heilmethode der Radeſyge*, von *Arbo und Mangor*. Aus dem Daniſchen. Mit einer Vorrede von *Philipp Gabriel Henſler*, königl. dänifchen Archiater und Prof. der Arzneywiſſenſchaft in Kiel. 1797. XXIV u. 295 S. 8. (18 gr.)

Die Bewohner der norwegiſchen Küſten, und überhaupt die Bewohner aller nördlichen Polarländer, von Grönland an bis zur nordöſtlichen Tatarey, vornehmlich aber ſolche, die den Fiſchfang treiben, und bey einer ſehr unreinlichen und kümmerlichen Lebensart und beſtändigem Aufenthalt in der Kälte und Näſſe ſich gröſstentheils von Fiſchen, von dem Eingeweide der Fiſche, und auch von Thieren nähren, die mit Fiſchen und mit dem Abgange von Fiſchen gefüttert werden, werden häufig an den Armen, Lenden, Beinen, zuweilen auch am Geſicht, in und an der Naſe und am Gaumen, niemals aber an den behaarten Theilen des Kopfes und an den Geſchlechtstheilen, von ſchmerzloſen Geſchwüren befallen, die bisweilen fünf, ja mehrere Zolle im Durchmeſſer, und einen dunkelbraunen oder violetten Grund haben, dabey unrein, uneben und erhaben, und mit einem bläulich rothen, ſchwieligen, und an einigen Stellen gleichſam durchfreſſenen Rande verſehen ſind. Dieſe Geſchwüre geben nur eine dünne, wäſſerige Jauche: ſie entſtehen nach äuſserlichen Verletzungen, nach ſtarker Wirkung der Kälte, gewöhnlich aber nach harten Knoten in der Haut, die wie Beulen eitern, und dann in dieſe fürchterliche Krankheit, die den Namen der *Radeſyge* hat, übergehen. Mit dieſen Geſchwüren ſind Flechten, kupferfarbige Beulen im Geſicht oder auf dem Körper, und gefühlloſe Flecken an dieſen oder jenen Theilen des Körpers verbunden. Vor der Krankheit geht Mattigkeit, Gliederſchmerz, Schnupfen, Röthe des Geſichts, die ſich in der Folge vermehrt, Schmerz in der Naſe, Geſchwulſt der Füſse, Heiſerkeit und Engbrüſtigkeit vorher. Sie geht von den Aeltern und durch die Ammen auf die Kinder über; ſie pflanzt ſich, aber nicht geſchwind und nicht immer, durch den Beyſchlaf fort, und kann auch durch Anſteckung von einem Körper in den andern übergehen. Sie iſt vom Scorbut weſentlich verſchieden, ungeachtet nicht zu leugnen iſt, daſs die Urſachen des Scorbuts, die in allen nördlichen Küſtenländern ſo allgemein ſind, auch zu dieſer Krankheit diſponiren. Im nördlichen Theile von Norwegen herrſcht eine andere, mit der Radeſyge verwandte Krankheit, *Spedalſkhed* genannt, die ſich durch feſt und breyartig geſchwollene Füſse mit Geſchwüren, und durch harte, unempfindliche, mit einem dicken hellgrauen Schorfe überzogene Knoten am Geſicht, Gaumen und Füſsen auszeichnet, und überhaupt als der höchſte Grad der Radeſyge anzuſehen iſt. Nach den genaueſten Unterſuchungen iſt weder die Radeſyge, noch die Spedalſkhed venerischen Urſprunges: die Luftſeuche und der Scorbut können ſich aber mit der Krankheit compliciren. Zur Heilung ſind die antiſcorbutiſchen Mittel, die ausgepreſsten Säfte aus antiſcorbutiſchen Pflanzen, verbunden mit Abführungsmitteln, beſonders aber Plummers Pulver mit Quajak, oder auch der Queckſilberſublimat, Holztränke und am Ende, oder bey groſser Schwäche des Magens, toniſche Mittel zur Heilung der Krankheit, von der beſtimmteſten Wirkſamkeit.

Dieſe ſchreckliche Krankheit, auf welche auch die königl. Regierung ihre ganze Aufmerkſamkeit wendete, hat viele Aehnlichkeit mit dem Ausſatz, und über dieſe Verhältniſſe der Radeſyge zum Ausſatz erklärt ſich Hr. *H.* in der Vorrede. Eine ſcorbutiſche Diſpoſition liegt bey derſelben offenbar zum Grunde, auch ſind ihre Zufälle denen des arktiſchen Scorbuts in vielem Betracht ähnlich. Vieles bemerkt man indeſſen auch an dieſer Krankheit, was dem Ausſatze ähnelt. Der Ausſatz kommt ſchon nach den Berichten der Alten in arktiſchen Ländern vor, und es ſcheint, daſs die Extremen der Wärme und Kälte einerley Wirkungen hervorbringen können. Der Scorbut fängt ohne Fieber an: die Radeſyge, deren erſte Zufälle in der Schrift des Hn. *Mangor* weit vollſtändiger angegeben ſind, als in der des Hn. *Arbo*, nimmt ihren Anfang durch ein kleines Fieber, welches mit dem Ausſatzfieber ſehr viele Aehnlichkeit hat. Daſs bey dieſem Fieber die Naſe und der Gaumen vornehmlich leiden, erklärt Hr. *H.* aus dem Localreiz von dem ſcharfen Schnupftaback. Die Wirkung der Kälte wird den Reiz auf dieſe Theile ebenfalls determiniren können. Die rothe Geſichtsfarbe, die fetten und ſchmierigen Schweiſse, welche die Stirn in dieſem erſten Zeitraume glänzend machen, ſind nicht katarrhaliſch und ſcorbutiſch: vielmehr war die arge fremde Röthe eines der wichtigſten Vorzeichen des Ausſatzes. So ſind auch nach dem völligen Ausbruch der Radeſyge zwar mehrere Zufälle dem Scorbut ähnlich, andere aber dem Ausſatze ausſchlieſsend eigen, z. B. die unempfindlichen Flecken auf der Haut, die, wenn ſie in Geſchwüre übergehen, groſse Aehnlichkeit mit der *lepra leonina*, oder dem ruhigen, ſchmerzloſen Ausſatz der Alten haben. Auch wenn die Krankheit ihren höchſten Grad erreicht hat, und in die Spedalſkhed übergegangen iſt, ſind der Verluſt aller Sinne, das Abfallen der Glieder, u. ſ. f. Zufälle, die dem Ausſatze oftmals eigen ſind, beym Scorbut dagegen niemals vorkommen. Hr. *H.* iſt daher der Meynung, daſs die Radeſyge der ausſätzigen Raude, und die Spedalſkhed dem höchſten Grade derſelben, der *lepra leonina* gleiche. Er bemerkt dabey, daſs er ſein Werk vom Ausſatze nur für eine Sammlung von Materialien über dieſe merkwürdige Krankheit anſehe, und ſetzt folgende Stufen des Ausſatzes feſt: 1) die unbeſtimmten Vorzeichen des Ausſatzes, die nur durch die Umſtände als Vorzeichen des Ausſatzſtoffes angeſehen werden können; 2) die ausſätzigen Maalplätze, unter die er auch die böſe Röthe der Haut und des Geſichts rechnet, die er in dem Werk vom Ausſatz unter die Vorzeichen gezählt hatte; 3) die vollendeten Ausſatzarten, nämlich die dunkeln derben Rauden, die weiſsen ſtäubi-

Digitized by Google

gen Grinde, und den Knollenausſatz. Die Radeſyge und der Ausſatz haben auch nach Rec. Meynung groſse Aehnlichkeit, und ſind wahrſcheinlich *morbi congeneres:* aber manche Umſtände zeugen doch von einem auffallenden Unterſchied beider Krankheiten. Darunter rechnet Rec., daſs bey der Radeſyge und ihrer höhern Art, der Spedalſkhed, die Geburtstheile und der behaarte Theil des Kopfes allemal von der Krankheit frey bleiben, und daſs Arbo auch nur ſelten Maale am After ſah, da dagegen beym Ausſatz der Kopf und die Geſchlechtstheile oftmals leiden. Auch die leichte Heilbarkeit der Radeſyge durch ein genaues Verhalten, durch antiſcorbutiſche Mittel, durch Mittel aus dem Spiesglas und Queckſilbermittel, und durch toniſche Mittel, ſcheint für einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden Krankheiten zu ſprechen, beſonders wenn man bedenkt, daſs auch dieſe Mittel bey den armen Küſtenbewohnern von Norwegen nicht immer in gehöriger Ordnung und mit dem gehörigen diätetiſchen Verhalten gebraucht werden, und daſs doch nach der Verſicherung des Hn. Arbo die Krankheit durch dieſe Mittel allemal geheilet wird.

* * *

Folgendes Buch iſt als Fortſetzung erſchienen:

Berlin, b. Schöne: *Raritäten von Berlin oder Geſchichte merkwürdiger Berliniſcher Freudenmädchen, vom Mann im grauen Rocke.* 3. Th. 1798. 286 S. 8. (1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 344.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, in Comm. b. Rabenhorſt: *Ueber das Vorkommen des Goldes in Siebenbürgen.* Im Namen der Linnéiſchen Societät zu Leipzig entworfen von *Johann Daniel Mauger* aus Siebenbürgen. Nebſt einigen Beylagen. 1797. 62 S. gr. 8. — Mit wahrer Begierde fing Rec. dieſe kleine Abhandlung zu leſen an, weil er hoffte, darin neue Aufſchlüſſe über die geognoſtiſchen Verhältniſſe zu erhalten, unter welchen das Gold in Siebenbürgen vorkommt; allein er fand ſich bald in ſeiner Erwartung getäuſcht. Denn dieſe Abhandlung iſt eigentlich bloſs ein Auszug aus *Born's*, *Fichtel's*, *Muller's*, *Hacquet's*, u. a. mineralogiſchen Schriften, vorzüglich in Rückſicht des *oryktognoſtiſchen* Vorkommens des Goldes in Siebenbürgen. Der Vf. giebt übrigens ſeine Arbeit auch bloſs für einen ſolchen Auszug an, den er für diejenigen Mitglieder der Linnéiſchen Societät beſtimmt hat, welcher noch nicht Gelegenheit hatte, ſich mit den verſchiedenen Arten des in Siebenbürgen vorkommenden Goldes bekannt zu machen.

Wir müſſen dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er mit Sachkenntniſs und zweckmäſsiger Beleſenheit ſeine Abſicht, jedoch dieſe bloſs in Rückſicht des oryktognoſtiſchen Vorkommens des Goldes in Siebenbürgen, erreicht hat; denn auf die übrigen *Naturſchätze* ſeines Vaterlands hat er ſich nicht eingelaſſen. Indeſſen wird dieſe kleine Abhandlung für diejenigen Mineralogen gewiſs nicht ohne Nutzen ſeyn, welche entweder nicht Zeit oder keine Gelegenheit haben, die, zum Theil zerſtreuten, Abhandlungen und Bemerkungen der oben angezeigten Mineralogen über die verſchiedenen Abänderungen des in Siebenbürgen vorkommenden Goldes ſelbſt nachzuleſen. Ob die Angabe S. 8., daſs das Gold in *fünfſeitigen Tafeln* vorkomme, ganz richtig iſt — daran zweifelt Rec., weil dieſe Cryſtallform gegen alle Analogie in dem Mineralreiche iſt. Da übrigens der Vf. viele mineralogiſche Kenntniſſe beſitzt, ſo läſst ſich mit Recht von ihm erwarten, daſs er uns ſeiner Zeit, wenn er zuvor in ſeinem Vaterlande das Vorkommen des Goldes ſelbſt an Ort und Stelle beobachtet hat, ſowohl hierüber, als auch über die verſchiedenen *geognoſtiſchen* Verhältniſſe, unter welchen dieſes Metall in Siebenbürgen vorkommt, beſtimmtere Auskunft ertheilen wird.

Die Beylagen zu dieſer Abhandlung erhöhen den Werth derſelben ſehr, beſonders der Auszug eines Briefs von dem Hn. Bergamtsaſſeſſor *Freisleben* zu Marienberg, der mehrere ſehr intereſſante und wichtige mineralogiſche Beobachtungen und Nachrichten enthält. Vorzüglich waren uns die Bemerkungen über den *Col de Balme* im *Chamounithal* ſehr willkommen, weil wir gegen die Angabe des Hn. *v. Sauſſure's*, daſs der Gneis, Thonſchiefer und andere urſprüngliche Gebirgsarten auf einem Conglomerat von verſchiedenen Geſchieben aufſitzen, einige Zweifel ſetzten, und glaubten, daſs Sauſſure eine, an jene Gebirgsarten angeſetzte Bank von aufgeſchwemmten Gebirgsarten für die Baſis derſelben gehalten habe.

Auf der italieniſchen Seite des St. Gotthards unweit [illegible] hat Hr. *Freisleben* und ſein als gründlicher Mineralog bekannter Reiſegeſellſchafter, der Hr. Oberbergrath *von Humboldt*, körnigten Gips in einem deutlichen Lager mitten im Gneis angetroffen. Die in dieſem Brief enthaltenen intereſſanten mineralogiſchen Bemerkungen laſſen auf einen Reichthum von richtigen mineralogiſchen Beobachtungen ſchlieſsen, welchen ſich beiden Naturforſcher auf ihrer Reiſe durch die Schweiz geſammelt haben. Und da wir, der vielen Reiſebeſchreibungen ungeachtet, noch nichts ganz Zuverläſsiges über die mineralogiſche Beſchaffenheit der Schweiz haben, da ſelbſt die Schriften eines Sauſſure in einer ziemlich unbeſtimmten Sprache abgefaſst ſind: ſo iſt es recht ſehr zu wünſchen, daſs Hr. *Freisleben* und Hr. *v. Humboldt* ihre auf dieſer Reiſe geſammelten mineralogiſchen Beobachtungen, dem Publicum bald mittheilen möchten.

Uebrigens finden ſich in dieſen Beylagen auch noch die äuſsern Beſchreibungen von folgenden ſeltenen Foſſilien: von den *Veſuvian;* dem *dichten Apatit* der bey Logroſan in Eſtremadura in ganzen Flözen vorkommen ſoll; *einer Kaſſolithe*, von *ſchmaragdgrüner* Farbe, die in *vier* und *ſechsſeitigen, ſehr flachen, faſt zugerundeten, Säulen*, die an ihren Endflächen zugeſchärft ſind, von Linares im Königreiche Taſſo, wo ſie auf Gängen vorkommen ſoll. (Sollte dies Foſſil nicht vielmehr Malachit ſeyn?) Ferner wird noch ein *weiſſer Bleyerz* von Linares, ſo wie ein *grünes Bleyerz*, welches nahe an der Alameda unweit Civdadrodrigo brechen ſoll, und ein *verhärteter Spiesglasocker* von Villapun, in der Provinz Lugo, beſchrieben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Wappler: *Syſtematiſche Anleitung zur chriſtlichen Sittenlehre* oder *Moraltheologie.* Herausgegeben von *Anton Karl Reyberger*, Kapitularen des Benedictinerſtifts zu Melk, Doct. der Theologie und kaiſerl. königl. offentl. ordentl. Lehrer der Moraltheologie an der Univerſität zu Wien. *Erſter Band.* 1794. 496 S. gr. 8.

Wer eine wiſſenſchaftliche Moral, ſey es eine philoſophiſche oder chriſtliche, ſchreiben will, muſs nicht nur eine genaue Bekanntſchaft mit den dahin gehörigen Schriften ſich verſchaffen, ſondern das Geleſene auch gehörig verdaut haben, um ein ſyſtematiſches Ganze, das aus keinen heterogenen Theilen zuſammengeſetzt iſt, liefern zu können. Dafs Hr. R. die erſte Erfoderung erfüllt habe, wird man ihm nicht abſprechen können, da nicht nur die vielen Allegata und angeführten Stellen aus andern Schriften, ſondern auch der ganze Inhalt ſeines Buchs von ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit in den Schriften der Kirchenväter, und den neuern philoſophiſchen und chriſtlich theologiſchen Schriften der römiſchen und proteſtantiſchen Lehrer zeugen. Was die zweyte Foderung anlangt, ſo muſs man ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, dafs er ſich von den in ſeiner Kirche herrſchenden Vorurtheilen und dem groben Myſticismus frey gemacht, und weit hellere Begriffe und reinere Grundſätze angenommen habe, als bey dem gröſsten Theile ſeiner Glaubensgenoſſen noch immer gefunden werden. Man wird ſich bald davon überzeugen, wenn man das lieſst, was der Vf. S. 432 ff. über das Streben nach Vollkommenheit, beſonders in der Anmerkung. S. 434 über kindliche Furcht Gottes, moraliſche Beſſerung oder Buſse, beſonders in der Anm. S. 447 auch S. 369 ff. über Religionseifer, Aberglaube, Fanatismus, Unglaube und Ketzerey geſagt hat, wo man ſehr vernünftige Grundſätze findet. Das einzige dem Lehrbegriff ſeiner Kirche allein Eigene iſt, wenn er S. 23. S. 30 ff. die *Tradition* zu den *Erkenntniſsquellen der chriſtlichen Sittenlehre* rechnet, von welcher er doch auch einen geläuterten, obgleich noch nicht befriedigenden Begriff annimmt: er verlangt von ihr, dafs ſie *der Lehre der Schrift und den Rechten der Menſchheit* entſpreche, und *allezeit, allenthalben* und *von allen Kirchenlehrern angenommene* Grundſätze enthalte. So ſehr es Alles zu billigen iſt, ſo fehlt es doch ſeinem Syſtem völlig an Haltbarkeit und harmoniſchen Zuſammenhang aller Theile deſſelben. Man thut dem Vf. nicht zu viel, wenn man ſein Buch eine Compilation aus den neuern philoſophiſchen und chriſtlich moraliſchen Schriften nennt, die ganz verſchiedene Syſteme und heterogene Grundſätze enthalten, und die Hr. R. bald wörtlich, bald im Auszuge zuſammengeſetzt hat. Denn bald ſtöſst man auf Stellen aus *Reinhards* Moral, (die am meiſten geplündert iſt,) bald aus *Leſs*, *Tittmann*, *Doderlein*, bald aus *J. W. Schmids* Geiſt der Sittenlehre Jeſu, *L. Ch. E. Schmids* und *Jakobs* Moralphiloſophie, auch *Kants* Grundl. d. Met. d. Sitten und Kritik d. prakt. Vernunft, und andern mehr. Man wird leicht denken, dafs dabey alles ziemlich bunt unter einander gehe, und dafs es an häufigen Widerſprüchen und Inconſequenzen nicht fehlen könne.

Schon der *Plan*, nach welchem Hr. R. die Moraltheologie, (wie er ſie nennt,) abhandelt, iſt ein deutlicher Beweis, dafs er mit ſeinem Syſtem noch nicht ins Reine gekommen ſey, oder eigentlich noch gar kein Syſtem habe. Er theilt ſie in *zwey Haupttheile*, wovon der eine *die Tugend in Geſinnungen und Handlungen*, der andere *die Tugendmittel* zum Gegenſtande haben ſoll. Die *Eintheilung des erſten Haupttheils* iſt nach *Leſs Moral* geformt und begreift 1) die *chriſtliche Ethik* oder vom chriſtlichen Sinne, dem innern Gottesdienſte oder der Tugend in Geſinnungen, 2) die *chriſtliche Jurisprudenz*, (als wenn die Moral eine bloſse Rechtslehre wäre,) oder vom chriſtlichen Wandel, dem äuſsern Gottesdienſte, oder der Tugend in Handlungen. Das Unbequeme dieſer Eintheilung fällt in die Augen, da Geſinnungen und Handlungen von einander getrennt werden, die doch unzertrennlich mit einander verbunden ſind, und die Trennung derſelben Wiederholungen unvermeidlich machen. In der Einleitung begeht auch Hr. R. den ſehr gemeinen Fehler, dafs er in dem zweyten Hauptſtücke der Einleitung unter dem Titel: Grundſätze einer allgemeinen praktiſchen Philoſophie faſt die ganze Pſychologie wiederholt, und von Erkenntnifsvermögen in ſeinem ganzen Umfange, dem Gefühlvermögen, den Affecten u. dgl. weitläuftig handelt, welches zum Theil nicht einmal in eine philoſophiſche, noch weniger in eine chriſtliche Moral gehört, wo dieſes billig vorauszuſetzen iſt. Am auffallendſten iſt es aber, wenn in der Einleitung ſchon von Beweggründen des Willens, von Verbindlichkeit und Geſetz, moraliſcher Zurechnung und Gewiſſen, den Regeln der Colliſion der Pflichten, und dann erſt in der allgemeinen Ethik der oberſte Grundſatz der Sittlichkeit aufgeſucht wird, da doch nothwendig dieſes aller Unterſuchung vorausgehen muſs, wenn man von jenen Gegenſtänden ſich beſtimmte Begriffe machen will. Eben ſo wenig kann man den Grund der Eintheilung in den chriſtlichen Sinn gegen ſich ſelbſt und gegen die Mitmenſchen, und dieſes in den pflichtmäſsigen Sinn gegen die

Digitized by Google

die Menschheit überhaupt und die christliche Menschenliebe, als wenn ein jeder sich selbst nicht zur Menschheit rechnen dürfe.

Noch sichtbarer ist aber der Mangel einer systematischen Anlage in der *Ausführung der einzelnen Materien*. Gleich anfangs will der Vf. zeigen, was Bestimmung des Menschen sey, und das geschieht denn auf die Weise. Ein jedes Geschöpf muss eine Absicht haben, um derentwillen es da ist. Diese Absicht ist der Endzweck, die Bestimmung. Dazu sind Kräfte und Anlagen nöthig, die zu diesem Endzweck entwickelt werden müssen. Der bestimmte Grad der Ausbildung, wodurch ein Geschöpf beginnt, seine Absicht zu erreichen, heisst Vollkommenheit, entweder objectiv höchste Vollkommenheit, wenn ein Geschöpf ganz seiner Bestimmung entspricht, oder subjective, wenn es nach den besondern Verhältnissen eines jeden geschieht. Die individuelle Bestimmung eines jeden Menschen ist daher seine subjective Vollkommenheit. Im vernünftigen Menschen kann dieses ohne Bewusstseyn nicht geschehen; dieses Bewusstseyn macht die Glückseligkeit aus, und diese ist also der Endzweck seines Daseyns, seiner Bestimmung im nähern Sinne. — Also Vollkommenheit ist, wenn der Mensch die Absicht seines Daseyns oder seine Bestimmung erreicht, und seine Bestimmung ist Vollkommenheit. Glückseligkeit ist, wenn ein Mensch seiner Vollkommenheit oder der Erreichung seiner Bestimmung bewusst ist, und seine Bestimmung ist Glückseligkeit im nähern Sinn. Weiss man nun wohl bey diesem offenbaren Cirkel, was die Bestimmung des Menschen sey? da doch immer noch die Frage übrig bleibt: was denn nun eigentlich die Absicht des Daseyns eines Menschen sey, deren Erreichung das Wesen seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit ausmachen soll? Religion erklärt der Vf. nach dem ehemals gewöhnlichen Begriffe als die bestimmte Weise Gott zu erkennen und zu verehren, oder den Unterricht von der Natur Gottes etc. Der Vorzug der christlichen Moral vor der philosophischen wird auf die gewöhnliche Weise aus dem Grunde hergeleitet, dass die philosophische Moral mangelhaft, schwankend sey u. dgl. Die Wichtigkeit, der Nutzen und die Schwierigkeiten der christlichen, besonders wissenschaftlichen Moral werden sehr kurz und oberflächlich gezeigt, obgleich die von Hn. *R.* benutzten Schriften viele Materialien dazu enthalten. Die Lehre vom *Gefühlvermögen* und von *Gefühlen* §. 42 ff. ist ziemlich verworren. Es wird S. 61 mit Recht erinnert, dass man die Begriffe *Gefühl* und *Empfindung* nicht verwechseln dürfe, und gleichwohl werden unmittelbar vorher und S. 63. §. 44. Gefühle, angenehme und unangenehme Empfindungen, Behagen oder Misbehagen, Vergnügen oder Missvergnügen als Wechselbegriffe angeführt. Was eigentlich *Gefühl* sey, wird nicht erklärt, sondern blos bemerkt, dass dasselbe durch die Beziehung der Vorstellung auf das denkende Subject entstehe, ohne zu bestimmen, was für eine Beziehung dieses sey. Eben so ist's auch mit der Lehre von den *Affecten* und *Leidenschaften*. Heftige *Begierden* oder *Verabscheuungen* sind nach §. 54. *Gemüthsbewegungen* oder *Affecten*, §. 55. werden diese aus den *Gefühlen* hergeleitet, und §. 58 heisst es: Neigungen, die in Affect übergehen und dadurch eine Fertigkeit gewinnen, stets mit Heftigkeit thätig zu seyn, heissen *Leidenschaften*. Bey der Lehre von der *Freyheit* §. 64. ff. werden kritische und antikritische Grundsätze auf eine sonderbare Weise mit einander vermischt. Der *Wille* für sich betrachtet ist nach S. 100 eine *blinde Kraft*, bey dem *keine ganz unbedingte Freyheit* statt finden soll; unüberwindliche Unwissenheit hebt nach S. 101 die Freyheit auf; die *moralische Freyheit* im Gegensatz der *metaphysischen* ist nach S. 109 eine *erworbene Fertigkeit*. *Verbindlichkeit* und *Gesetz* S. 117 ff. sind nach kantischen Grundsätzen aber sehr unvollständig erklärt; von dem Unterschiede zwischen formalen und materialen Gesetzen, vernünftigen und pathologischen Triebfedern, reinen und sinnlichen Bewegungsgründen kommt gar nichts vor, obgleich des reinen Vernunftgesetzes S. 139 gedacht wird; das Folgende steht denn auch, wie leicht zu erachten, mit jenen Begriffen in einem ziemlichen Contraste. Die Regeln für *Collisionsfälle* §. 84 sind zum Theil ziemlich vag, z. E. S. 141 Pflichten, die aus *erwiesenen göttlichen* Gesetzen entspringen, gehen immer jenen vor, die sich blos auf das Ansehen *menschlicher* Gesetze gründen. (Welchen? den positiven? oder den allgemeinen Vernunftgesetzen?) Bey der Aufsuchung des *höchsten moralischen Princips* folgt der Vf. völlig dem Gange, den Döderlein nahm, und kommt denn auch auf dasselbe Resultat: dass es vergeblich sey, einen höchsten Grundsatz zu suchen; gleichwohl stellt er bald darauf doch ein höchstes Princip auf, nämlich S. 211. „Strebe so nach Glückseligkeit, dass deine Maxime die Billigung jedes vernünftigen Wesens verdiene;" wodurch er das Glückseligkeitsprincip mit dem reinen Vernunftgesetze auf eine künstliche Weise zu vereinigen sucht, ohne zu bedenken, dass dieses gar kein Gebot seyn könne, sondern nur eine Einschränkung des natürlichen Triebs enthalte, und dass es schlechterdings nicht auszumachen sey, welches Streben nach Glückseligkeit von allen vernünftigen Wesen gebilliget werde, wenn man nicht ein höheres von allem Streben nach Glückseligkeit unabhängiges Princip voraussetzt, wodurch dasselbe erst die nöthige Einschränkung erhalten kann. Diese Proben werden hinreichen, das Urtheil des Rec. zu bestätigen, er übergeht vieles andere, was er als Beyspiele der häufigen Inconsequenzen anführen könnte, z. E. von der Glaubenspflicht, §. 163 und bemerkt nur noch, dass die Schreibart, einige Provincialismen, als: *all das, die Starkmuth, die Ilesenheit* ausgenommen, weder incorrect, noch trocken und allzu gedehnt sey.

LEIPZIG, b. Lincke: *Moralische Theorie des Lehrsatzes: Gott regiert die Schicksale der Menschen.* Ein Beytrag zur Verbesserung des Volksunterrichts, von *J. F. G. L.* 1796. 104 S. 8. (6 gr.)

Dieser Beytrag ist nicht nur von dem Volkslehrer, sondern auch von andern, die in dem, was ihnen

wahre

Digitized by Google

wahre Beruhigung ohne Täuschung verschaffen kann, weitere Belehrung suchen, mit vielem Danke anzunehmen. Der Vf. bestreitet darin manche gewöhnliche Vorurtheile und Fehler des Volkslehrers, die auf Moralität und wahre Beruhigung einen sehr nachtheiligen Einfluss haben. Der Hauptgrundsatz, den der Vf. ausführt, ist: Dass Gott bey seiner Regierung nicht die sinnliche Glückseligkeit der Menschen zur Absicht habe, sondern sie dadurch tugendhafter oder moralisch glücklicher machen wolle. Dieser Satz wird auf allen Seiten betrachtet, und in einer der Absicht angemessenen gedrangten und doch fasslichen und angenehmen Schreibart sehr lichtvoll dargestellt. Nachdem in der Einleitung die Schwierigkeiten der gewöhnlichen Theorie gezeigt worden sind, wird in dem ersten Abschnitte von dem Zwecke, den Gott durch seine Regierung der Menschen beabsichtigt, gehandelt, der zweyte enthält einige Einwürfe gegen diese Theorie nebst ihrer Beantwortung, der dritte die Beweise für diese Theorie aus der Vernunft und Erfahrung, der vierte zeigt die Uebereinstimmung dieser Theorie mit der Schrift, und der fünfte den Nutzen dieser Theorie. Rec. ist mit allem, was der Vf. so gut gesagt hat, vollkommen einverstanden, nur glaubt er, dass Manches nicht bestimmt genug ausgedrückt sey, um allen Missverständnissen vorzubeugen. Dahin rechnet er, wenn S. 10 der Trostgrund gerade zu verworfen wird: dass Gott dem Leidenden helfen werde; wenn es seiner Weisheit und Liebe gemäss sey, weil man doch nicht wissen könne, ob diese Bedingung auf ihn in seiner Lage anwendbar sey, und es ihm wenig Beruhigung verschaffen werde, und wenn er §. 16. dem Tröster der Leidenden einen zu geringen Werth beyzulegen scheint, weil *wir ihm keine* gewisse Hülfe versprechen könne. Der *Leidende* findet den süssesten Trost in der Hoffnung der *Befreyung* von seinem Leiden oder der Verminderung desselben, versprechen kann man ihm zwar nichts, aber auch diese Hoffnung ihm nicht absprechen und so ist das Beste, dass man die Hoffnung dieser Hülfe erweckt, wenn es der Weisheit Gottes gemäss ist, und ihn zugleich zu einer stillen Ergebung in den Willen Gottes ermuntert, wenn diese Hoffnung nicht sollte erfüllt werden. Dies stimmt mit den übrigen Vorstellungen des Vf. vollkommen überein, und wird die von ihm gezeigten Nachtheile des Tröstens nicht bey sich führen.

ERDBESCHREIBUNG.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Reise durch den Harz und die hessischen Lande, besonders in Hinsicht auf Naturschönheiten, Anbau und Alterthümer.* Von dem Verfasser der Briefe: über die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. 20½ Bog. 8. (20 gr.)

Nicht eine Zeile Vorrede geht voran, die den Leser mit der Person des Vf. und der Absicht seiner Reise näher bekannt machte. Die Reisebeschreibung selbst besteht aus 17 Briefen, die von der Mitte des Jahrs 1794 an datirt sind. Die sieben ersten führen den Leser mit dem Vf. durch den Harz, und die zwey ersten besonders auf den Brocken. Der Vf. ward zwar auf der Brockenspitze von einem ihn umfliefsenden Dunstgewolke ganz durchnäfst, und vier Schritte weit seinen Begleitern unsichtbar; bald aber, bey sich wieder aufheiternden Himmel sah er die Sonne im vollen Glanze und scheinbar dreymal grösern Umfang, mit einer unbeschreiblich schönen Aussicht gegen Morgen, untergehen, des Nachts bey heitern Himmel, ein stundenlang unbewegliches Gewitter unter seinen Füfsen, und darauf den Aufgang der Sonne in voller Majestät. Wernigerode schien ihm so nahe zu seinen Füfsen zu liegen, dass man in Versuchung gerathen konnte, mit einem Steinwurf ihre Ringmauern erreichen zu wollen. Die Fabel vom Hexentanze erklärt der Vf. also. Karl der Grofse hatte bey gewaltsamer Einführung des Christenthums unter den Sachsen die nächtlichen Opfer und Opfertänze auf der Flache des Brocken zu Ehren der Hertha, oder Ostera verboten: daher verkleideten sich die Neubekehrten in scheufsliche Larven, und bahnten sich mit Feuergabeln und Besen, (um den Schnee von den Tanzplätzen abzukehren) einen Weg durch die ausgestellten Wachen: dieses schrieb das Schrecken der Wachen und der Aberglaube der Christen dem Teufel zu. Und weil diese Götzendiener unzufrieden oder ungehalten über die Taufe Wittekinds waren, so nannte man sie *Unholde*, welcher Name bald gleich bedeutend mit dem einer Hexe wurde. *Brocken* aber heifst der Berg, weil er gleichsam gebrochen oder eingesunken ist, wovon nicht nur die gespaltene Form der Bergspitze, sondern auch die in der Gegend über Schierke, 15 Fufs im Torfe begrabene Tannenstämme zeugen. Der Harz habe seinen Namen vom Hereynischen Wald. (?) Wenn aber der Vf. verschiedene deutsche Waldgegenden anführt, die ehemals mit jenem Walde zusammen hingen, und noch itzt den Namen *Hart* führen: so mufs Rec. erinnern, dass *Hart* ehemals überhaupt ein jedes waldigtes Gebirge bedeutet hat. Die Glocken der Kühe einer Brockenheerde sollen alle nach den vier Haupttönen einer Octave eingerichtet seyn. 3. Br. von der Baumannshöle. Sie hat ihren Namen von einem Bergmann, Baumann, der sie zuerst befuhr, um Erze darin aufzusuchen, aber nach ausgegangenem Grubenlichte durch Angst und Hunger so angegriffen wurde, dass er, nachdem er endlich den Ausgang wieder fand, kurz darauf starb. Der Boden besteht aus Trümmern von Marmor oder Kalkstein, durch Tropfstein gleichsam zusammen geschmolzen. Der Vf. beschreibt alle sechs Abschnitte dieser Höle einzeln, sowohl nach ihrer Mensur, als nach ihren durch Tropfstein gebildeten Figuren. Den stärksten Eindruck auf ihn machte der Glockenähnliche Klang der in der vierten Abtheilung befindlichen, inwendig holen, klingenden, Säule. Zuletzt noch eine verdiente Rüge des übereilten Schlusses, wodurch *Hezel* aus den in Kreisen

Digitized by Google

ſich anlegenden Steinabſätzen in dieſer Höle (wie einſt *Paydone* aus den Schichten der Lava) auf ein 20000jähriges Alter der Erde ſchlieſsen wollte. 4. *Br.* von der Bielshole, die 1000 Schritte weit WSW. von der Baumannshole im Berge Bielſtein liegt. Der Vf. zieht ſie an Sehenswürdigkeit der erſtern vor. Erſt 1764 bemerkte man bey Gelegenheit einer Holzentzündung des Bielbergs ihren Eingang, dem man nachgieng: aber erſt ſeit 1788 wird ſie befahren, und ein gewiſſer Wirth zu Rübeland, *Becker*, der ſie mit vieler Mühe fahrbar gemacht hatte, erhielt das Privilegium, Fremde hinein zu führen, und verwahrte ihren Eingang mit zwey Thüren: und doch vermuthet der Vf. aus der Regelmaſsigkeit des Eingangs, daſs ſie ſchon von den Opferprieſtern des Götzen Biel gebraucht worden ſey. Man hat ſie in 12 beſondere Holen getheilt, in deren jeder, wie in der Baumannshöle Figuren von Stalaktiten ſind, denen die Einbildungskraft eigene Namen gegeben hat. Es giebt noch mehrere kleine Hölen in dieſer Gegend, deren eigentliche Steinart ein gemiſchter Marmor iſt, zu deſſen Benutzung eine Marmormühle im Gang iſt. 5—6. *Brief.* Aelteſte Bewohner des Harzes. Götzendienſt derſelben. Den Sonnendienſt vermuthet der Vf. aus mehrern Sonnenbergen und Sonnenbreiten dieſer Gegend, und den in der Nähe befindlichen Forſtörtern, die den Namen Valhalla führen, wo allemal der Sonne geopfert wurde. Den Dienſt der Oſtera, oder des Mondes beweiſen Oſterode und andere mit dieſem Namen zuſammengeſetzte Ortbenennungen. Die Verehrung des Waldgottes Biel wird auf ähnliche Art aus dem Bielſtein, der Bielshohe bey Helfeld u. a. Namen dieſer Art geſchloſſen. 7. *Br.* Ruinen von Harzdörfern und zerſtörten Burgfeſten und Raubſchlöſſern: der erſten zählt man über dreyſig, der letzten mehr als zwanzig. Geſchichte des daſigen Bergbaues, und Urſprung der Harzbergſtadte. 8—10 *Br.* Umſtändliche Beſchreibung der vielen Sehenswürdigkeiten von Caſſel, ſonderlich von Seiten der Kunſtarbeiten. Der 11te *Brief* ſchildert, wie der Vf. ſich ausdrückt, die Wunderwerke des Weiſenſteins. Der 12—14te *Brief* enthält topographiſche und antiquariſche Nachrichten von andern heſſiſchen Ortſchaften, den Schlöſſern Wilhelmsthal und Freyenhagen, von Zierenberg, Groſsalmerode, Fritzlar, Marburg, vom Felsberg und deſſen Geſichtskreis, von dem römiſchen Pohlgraben (d. i. Pfahlgraben, *foſſa palis tudibusque munita*) und einer römiſchen Heerſtraſse, und andern römiſchen Alterthümern und Inſchriften. Von den heſſiſchen Landleuten macht der Vf. das nämliche niederſchlagende Gemälde wie andere Reiſende: er ſah nichts als Weiber, Mädchen, Kinder, Greiſe, oder Krüppel, die des Tags ihr Feld nothdürftig und jämmerlich beſtellten, und des Nachts ihr Getreide ausdroſchen. Bey allem Druck des Acciſeweſens und des Enrollements, ſey der preuſſiſche Bauer gegen den armen Heſſen ein Freyherr. Einen etwas ſtarken Ausfall auf die Prellereyen der Frankfurter Kaufmannſchaft in dieſem Krieg wollen wir ihm zu verantworten überlaſſen. Schwalbach, Ems, St. Goar und Rheinfels. Die folgenden zwey *Briefe* betreffen Maynz und die daſelbſt und in der umliegenden Gegend entdeckten römiſchen Alterthümer in Grundmauern, Heerſtraſsen, Waſſerleitung und einer Menge von Steinſchriften und ſteinernen Sarkophagen, von denen, im Vorbeygehen geſagt, der Vf. das deutſche *Sarg* herleitet. Man erfahrt daraus, daſs die Ausgrabungen bis auf die letzten Jahre vor dem Kriege fortgeſetzt worden. Im letzten Briefe endlich beſchreibt der Vf. Hanau, und die ſchönen Anlagen von Wilhelmsbad. Man ſieht aus dieſem Auszuge, daſs der Vf. nicht unter die gemeinen, oberflächlichen Reiſebeſchreiber gehört, ſondern ſich Zeit genommen hat, von dem, was er geſehen hat, zur Zufriedenheit des Leſers, gründliche Nachrichten zu ertheilen. Eine kleine Uebereilung aber, oder Nachläſsigkeit im Ausdruck iſt es wohl, wenn er S. 162 von Caſſel ſchreibt: „Innerhalb des Schloſſes iſt, ſeitdem die proteſtantiſche Landgrafen wieder zum allein ſeligmachenden Glauben zurückgeführt ſind, auch eine katholiſche Hofkapelle.“ Wer ſollte aus dieſen Worten nicht ſchlieſſen, die Religionsveränderung *Friedrichs II* hätte, wie einſt bey Kurſachſen, noch fortdaurende erbliche Folgen gehabt?

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Wien*, b. Camesina: *Skizze des Hofkriegsrathspräſidenten*, Feldmarſchalls Grafen *von Noſtitz*. — Von *Sonnenfels*. 1796. ½ Bog. 8. — Dieſer kurze Aufſatz muſs dem Verfaſſer eben ſo groſse Ehre als dem darin charakteriſirten bringen. Jedes Wort beynahe zeichnet beſtimmt und treffend einen Zug des Porträts und aus dieſen einzelnen Zügen bildet ſich vor den Augen des Leſers das Gemälde eines ſehr ehrwürdigen Charakters, der ſeines hohen Poſtens unſtreitig würdig war.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

RIGA, b. Hartknoch: *Von Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach Johannes Evangelium.* Nebst einer Regel der *Zusammenstimmung unsrer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung*, von *J. G. Herder.*

Auch unter dem Titel:

Christliche Schriften, von *J. G. Herder.* Dritte Sammlung. 1797. 416 S. u. VIII S. Vorr.

Die religiösen Urkunden des N. T. kann man aus einem zwiefachen Gesichtspunkt betrachten, und je nachdem man sie von dieser oder jener Seite ansieht, auch so oder anders behandeln. Entweder betrachtet man sie als blosse Denkmäler des Alterthums, als Schriften, die aus der Vorzeit zu uns herübergekommen sind, und über deren innern Werth einem jeden sein Urtheil frey steht, wenn dasselbe nur nicht übereilt und parteyisch ist: oder man sieht sie an, als Schriften von längst entschiednem Werth, über deren innre Güte durchaus keine Frage mehr seyn kann, sondern bey denen man blos dieses zu untersuchen hat, *wie sie am besten gebraucht werden sollen?* Der erste Gesichtspunkt ist der des gelehrten Forschers, oder des eigentlichen Auslegers, dem es darum zu thun ist, seinen Schriftsteller recht zu verstehen, und den Sinn desselben rein aufzufassen. Aus dem letzten hingegen ist der christliche Religionslehrer diese Bücher anzusehen genöthigt, weil er nach den Grundsätzen seiner Kirche sie als Quelle der wahren Religion behandeln soll. Beide Gesichtspunkte sind aber — wie wohl kaum erinnert werden darf — sehr verschieden. Der eine setzt alles das schon als erwiesen voraus, was bey dem andern das wichtigste Stück der Untersuchung ist. Man könnte daher den ersten den *kritischen*, den zweyten den *dogmatischen* nennen; weil wirklich zwischen diesen beiden Arten, die biblischen Bücher zu behandeln, und zwischen dem Verfahren der philosophirenden Vernunft, wenn sie kritisirt und wenn sie dogmatisirt, eine treffende Aehnlichkeit Statt findet. Wer nun bey der Bearbeitung eines biblischen Buchs den ersten Standpunkt wählt; der muss sich auf alle jene Untersuchungen über die *Aechtheit* und das *Alter* desselben, über seine *Schreibart* u. s. w. einlassen; und je mehr er hier mit Scharfsinn und Sachkenntniss verfahrt, um desto grösser wird der Werth seiner Arbeit seyn. Wer aber blos das letzte will, der kann jene gelehrtern Untersuchungen ganz bey Seite legen, oder ihrer mit ein paar Worten und gerade so, wie es für seine gegenwärtige Absicht taugt, erwähnen. Ihm wird es Niemand verargen, wenn er dem ganzen Buch oder einzelnen Stellen aus ihm, einen Sinn unterlegt, der nicht ursprünglicher Sinn des Vf. war; selbst wenn er Fehler seines Schriftstellers künstlich zu verbergen, und ihn, so gut er kann, aufzuputzen sucht. Sein Zweck ist ein ganz anderer als der des grammatisch-historischen Interpreten. Er sucht in seinem Autor Veranlassungen für religiöse Wahrheiten, und will das Ansehen seiner Schrift als Quelle der wahren Religion retten. Die Kunst nun, mit der er dieses thut, und die Brauchbarkeit, welche das biblische Buch durch ihn für diesen Zweck erhält, bestimmen sein Verdienst. Freylich wird ein solcher sich nicht in die Reihe der eigentlichen Ausleger stellen; noch viel weniger wird er glauben dürfen, durch seine auf blosse Philosopheme, oft auch nur auf einen blossen Einfall gestützten Auslegungen, die auf gründliche Philologie begründeten Interpretationen Andrer widerlegt zu haben.

Unter den Schriften dieser letztern Gattung behauptet nun die vorliegende einen sehr vorzüglichen Rang; ja Rec. steht keinen Augenblick an, sie in dieser Absicht ein wahres Meisterstück zu nennen. Man findet hier das Evangelium Johannis mit so vieler Kunst behandelt, und für den praktischen Gebrauch so fein verarbeitet, dass nicht blos der christliche Religionslehrer aus diesem Buche viel lernen, sondern auch jeder denkende Christ es mit Nutzen und wahrer Erbauung lesen kann. Hier steht das Evangelium des Johannes — um mit den Worten des Vf. zu reden — da, nicht als „eine verlebte fremde Gestalt; sie ist uns innig nah, wirkend in aller Menschen Herzen, in aller Menschen Seelen." Und jedem, der's so ansieht, wie er es hier gedeutet findet, dem geht aus demselben „eine erhabene stille Gestalt hervor, voll Huld und Wahrheit (Joh. I, 14.)." Mit Recht hat der Vf. daher auch diese seine Arbeit der Sammlung von *christlichen Schriften* einverleibt, denn nur für Christen im eigentlichen Sinn des Worts, das heisst für solche, welche an die Lehre Jesu, als den vollkommensten Religionsunterricht, der zur wahren Tugend und Glückseligkeit führt, glauben, ist dieses Buch geschrieben. Allenthalben ward dieser Glaube vorausgesetzt; voll von ihm schrieb der Vf. sein Buch, und nur für Leser, die von demselben ganz durchdrungen sind, ist seine Schrift berechnet. Alles und in allem Christus, das ist Anfang, Mittel und Ende des Buchs.

So viel von dieser Schrift im Ganzen, so weit sie den Johannes betrifft; wir gehen zu einer kurzen

Digitized by Google

Anzeige des Einzelnen fort. Der *erste Abschnitt* enthält eine Art von Einleitung. Der Vf. erklärt sich hier S. 33. ausdrücklich für die Meynung: dafs Johannes als Greis das Evangelium geschrieben habe. Auch vertheidigt er S. 29. das ein und zwanzigste Kapitel als johanneisch. Offenbar ist dies letzte Kapitel" heifst es hier, „vom Greise Johannes dem schon geendigten Evangelium noch beygefügt worden, unter andern auch seinem getödteten Freunde Petrus ein Denkmal der Liebe und Ehre." Da jedoch im Buche selbst auf eigentlich gelehrte Gründe nicht Rücksicht genommen wird; so wäre es sehr zweckwidrig hier mit dem Vf. darüber zu streiten, wiewohl Rec. glaubt, dafs die entgegengesetzten Meynungen mehr für sich haben. Der *zweyte Abschnitt* beschäftigt sich vorzüglich mit dem Eingang des Evangeliums (Joh. 1, 1—18.). Den λογος hält Hr. H. für die personificirte Weisheit oder den personificirten Verstand Gottes, und wie man S. 40 ff. sieht, glaubt er, dafs Idee und Ausdruck hier eigentlich platonischen Ursprungs seyen, welche sich durch Alexanders Siege mit orientalischen Ideen gemischt und so einen Weg in die orientalische Philosophie und aus dieser dann wieder zu den Juden gefunden haben. Johannes wählt diese Benennung, um allen unrichtigen Auslegungen und falschen Philosophemen, die man mit dem Ausdruck verbinden könnte, vorzubeugen. Einzelne Sectirer, besonders Gnostiker, hat er jedoch nicht im Auge gehabt. Bey dieser Gelegenheit wird nun über Ursprung der Gnosis, ihre Wirkungen u. s. w. manches Lesenswerthe beygebracht. Indessen die Gnostiker im Allgemeinen beurtheilt der würdige Vf. gewifs zu scharf; wenigstens würde Rec. anstehen, folgende Aeufserungen über sie zu unterschreiben. S. 72. „frey heraus zu sagen, was war am Gnosticismus, an jener Halbwahrheit und Halbfalschheit einer innern und äufsern Lehre am meisten Schuld? Das Elend und die Schwäche der Zeiten," und S. 77. „die sogenannten Gnostiker, die man blofs (?) durchs Christenthum kennt; wie Wasserblasen hoben sie sich im Christenthum empor und verschwanden in seinem Strome. Von *Simon*, dem Magier an, waren sie Secteustifter; metaphysische Aufklärer, die ihre Speculationen über Gott, Schöpfung, Menschengeschlecht, über den Ursprung und Vertilgung des Uebels der Welt, dem Christenthum anheften wollten, deren jeder also eine eigne Religion überhalb den Grenzen der Vernunft schuf, und sich darin beschaute." Allein was haben wohl von jeher beynahe alle, vornehmlich die rechtgläubigen, Theologen, anders gethan, als dafs sie die Speculationen ihrer Metaphysik an die Lehren des Christenthums anknüpften? ja was thut man heut zu Tage, wenn man ein biblisches Buch anders, als es der eigentliche ursprüngliche Sinn desselben erfodert, interpretirt, wohl von dem, was die Gnostiker thaten, verschiedenes? Vergeistigen nicht auch wir eben hiedurch die ursprünglichen Lehren des Christenthums? ja endlich, was ist des Vf. ganze Erklärung des Evangeliums Johannis wohl anders als wahre Gnosis, — die wir jedoch weit entfernt sind zu tadeln, — wenn er allen Geschichten, die im Johannes vorkommen, immer einen geheimen geistigen Sinn unterlegt, der für ihren heutigen Gebrauch sehr zweckmäfsig, aber gewifs nicht nach dem Johannes, ihr Sinn ist. Machten es nicht die Gnostiker gerade so? Dafs ihre Philosophie schlecht war, dafür konnten sie nicht, dieses war *das Elend und die Schwäche der Zeiten*. Ueberdem haben sie dem Christenthum im Grunde keinen geringen Dienst erwiesen; sie vergeistigten es, und eben dadurch trugen sie nicht wenig zu seiner damaligen weitern Ausbreitung, vornehmlich unter den gelehrten Heiden, bey, denen die Jüdischen Ideen, von welchen das ursprüngliche Christenthum ausging, nicht so zusprachen, als z. B. die durch Gnosis geläuterten Begriffe der alexandrinischen Schule. Alles dieses genau erwogen, verdienen sie gewifs den harten Tadel nicht, den sie bisher oft genug erfahren mufsten. Im *dritten* und *vierten Abschnitt* beschäftigt sich der Vf. mit dem Evangelium des Johannis selbst. Er theilt dasselbe in zwey Theile. Der erste geht von Kap. I—XI., der zweyte von Kap. XII—XXI. im letztern nämlich ist es Johannis Absicht, die letzten Tage seines Herrn auszuzeichnen. Eine vollständige Uebersetzung des Evangeliums nebst einem Commentar über dasselbe findet man hier nicht; sondern des Vf. Zweck ist blofs, den Leser auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus er jede einzelne Erzählung des Johannes betrachten soll, um sie anziehend und für sich erbaulich zu finden. Dafs hier sehr viel Gutes, ja sogar viel Treffliches, gesagt sey, kann schon jeder im voraus vermuthen, welcher die seltene Gabe des berühmten Vf. für diese Art von Arbeiten kennt. Es würde zu weit führen, wenn wir auch nur das ganz Vorzügliche hier ausheben wollten; daher blofs eine Stelle zur Probe, um unsere Leser auf das Ganze begierig zu machen. S. 161. steht bey Gelegenheit der Rede Jesu Joh. VI, 1—71. insbesondere mit Beziehung auf v. 62. folgendes: „auch dieser Worte Wahrheit hat der Lauf der Zeiten erwiesen und wird sie erweisen. Welches einzelnen Menschen Daseyn hat die Wirkungen hervorgebracht, die mit und ohne Namen, bekannter und unbekannter Weise, das kurze Leben Christi hervorgebracht hat, und nach dem Zusammenhange der Dinge noch hervorbringen wird? Wie manche von Treibern der Menschen mattgejagte, von leeren Bestrebungen ausgehungerte, unter vergeblichen Hoffnungen erlechzte, Seele hat das Evangelium erquickt! Sie fand in diesen Wahrheiten und Bestrebungen unvergängliche Nahrung. Unter dem Stecken der Treiber, unter dem Schwerdt der Ehrsüchtigen, unter dem Joch der Unterdrücker wäre der arme, wehrlose Theil der Menschheit längst erlegen, hätte nicht in stillen Winkeln, oder durch grofse, sich aufopfernde Menschen, die ihr wie Engel Himmelsbrodt brachten, ein geistiger Trank, eine himmlische Nahrung, das lebendige Fortschreiten in der Menschheit durch *Glauben, Liebe und Hoffnung* erhalten und befördert." Der *fünfte Abschnitt* beantwortet die Frage: „was soll nun das Evangelium Johannes

hannes uns?" sehr ausführlich. Der Text, welcher bey der Antwort zum Grunde liegt, ist der Schluss von Kap. XX. *dass ihr glaubet* u. s. w. Ueber ihn wird hier eigentlich ausführlich commentirt. *Zuerst* wird der Begriff des Johannes von *Christus der Sohn Gottes* entwickelt. *Zweytens* wird die *Liebe* als das Principium alles Lebens in Christo geschildert. *Drittens* durch diese *Liebe* wurde ein *Bund der Liebe* begründet, den Christus schloss (Joh. XIII — XVII.) *das Institut einer unzertrennlichen, auch im Tode unauflosbaren Gemeinschaft*, und dieser *Bund der Gemeinschaft* wird naher entwickelt. Auch hier muss man wieder nicht auf völlige exegetische Genauigkeit sehen; aber dieser Abschnitt ist so reich an trefflichen äusserst praktischen Ideen, dass Rec. ihn jedem christlichen Volkslehrer zum eignen Studium auf das dringendste empfiehlt. Alles ist so sehr unsern Ideen angepasst, und so ganz auf unsere Bedürfnisse berechnet, dass man nicht leicht etwas Schöners in diesem Fache lesen kann.

Den zweyten Theil des Buchs macht die *Regel der Zusammenstimmung unsrer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung* aus. In dem, was der Vf. S. 310 — 314. über die Veranlassung schriftlicher Evangelien sagt, stimmt Rec. ihm völlig bey; so wie man auch alles, was S. 314—329. über das, was ursprünglich zu einem Evangelium gehörte und über das älteste hebräische Evangelium gesagt wird, ihm zugeben kann, wenn es nämlich für weiter nichts als für eine Hypothese gelten soll: aber seinen Aeusserungen über die drey jetzt noch vorhandenen Evangelien des *Matthäus*, *Marcus* und *Lucas*, kann Rec. nicht eben so seinen Beyfall geben. Der Vf. behauptet nämlich, *Marcus* sey durchaus kein magrer Epitomator des *Matthäus*, auch kein dürftiger Compilator aus diesem und dem *Lucas*, sondern vielmehr der früheste Evangelienschreiber unter diesen dreyen, welcher dem ältesten hebraischen Evangelium am getreuesten blieb, dagegen die übrigen neue Zusatze zu jenem ältern Evangelium machten. Da dieses alles in ziemlich starken Ausdrücken, vergl. S. 329. 30. 44. 45., gesagt, im Grunde aber dafür kein Beweis geführt wird; so möchten diese Stellen wohl die schwächere Seite dieses sonst so schätzbaren Buchs ausmachen. Ja wenn diejenigen Männer, welche das Gegentheil behaupten, etwan auch nichts weiter als unhaltbare Gründe für sich angeführt hätten, wenn sie etwan deswegen den Marcus für einen Epitomator hielten, weil, wie es S. 44. heisst, „Matthäus so breit vor dem Marcus steht," dann geschähe ihnen eben durch diesen Ton nichts weiter als ihr Recht. Aber da hierüber schon die scharfsinnigsten Untersuchungen vorausgegangen, da die Compilation des Marcus aus Matthäus und Lucas, zumal durch die Griesbachische Darstellung, so gut als sonnenklar bewiesen worden, so erregt ein solcher Ton, zumal wenn man sich nicht auf Widerlegung der Gründe einlasst, nur den Verdacht einer stolzen und harten Anmasung, in welchen doch niemand weniger wird fallen wollen, als der Vf. der Briefe über die *Humanität*. So lange daher Hr. *H.* darüber nicht triftigere Beweise vorbringt, und seinen Marcus gründlicher vertheidigt, bleibts wohl dabey: er ist ein Compilator aus Matthäus und Lucas, dafür haben wir die Beweise in Händen. Rec. kann demnach auch der vom Vf. in Vorschlag gebrachten Vereinigung unserer Evangelien, eben weil sie sich auf diese Hypothese von dem Ursprunge derselben stützt, nicht beystimmen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schwerin u. Leipzig, b. Bärensprung und in der Gräffschen Buchh.: *Magazin für die Naturkunde und Oekonomie Meklenburgs. II. Band.* Herausgegeben von M. *Adolph Christian Siemssen.* 1795. 342 S. 8.

Der Inhalt dieses Bandes ist folgender: 1) *Bemerkung über den Geist der Landwirthschaft in Meklenburg.* Ein sehr gut geschriebner Aufsatz, dessen ungenannter Vf. mit Recht den Eifer im Kampfe um die Ehre der bessere Wirth zu seyn, an seinen Landsleuten rühmt, aber tadelt, dass jeder seine Methode allgemein gemacht wissen wolle, da die Erfahrungen und Versuche beym Landbau nach der Verschiedenheit des Bodens und andrer Umstände sehr verschieden ausfallen müssen; auch sey es schädlich, dass die Pächter nicht mehr von unten auf dienten, und selbst die Hangriffe erlernten. Der Nutzen einer ausführlichen Beschreibung der Erfahrungen wird dargethan, und der Unterschied, wie der Cameralist und Landwirth die Art des Landbaues beurtheilen könne und müsse, gezeigt, auch der zwischen grösern und kleinern Landwirthen und der schädliche Einfluss des Luxus auf beide. 2) *Die natürliche Geschichte des Luchses und seine Ausrottung im Vaterlande*, vom *Herausgeber.* Die Beschreibung ist oberflächlich, und nicht immer ganz richtig. So soll z. B. der Luchs nicht grösser wie ein Fuchs seyn; die Nachrichten von seiner Lebensart sind gut gesammelt. Seit 1706 ist er in Meklenburg ausgerottet. 3) *Kurzer Bericht von den ersten Inoculationsversuchen der Rindviehseuche in Meklenburg*, vom Hn. Prof. *Karsten.* Aus Nugent's Reisen durch Meklenburg. 4) *Nachricht von dem Gebrauche der Buchmast zum Oelschlagen*, aus der Monatsschrift von und für Meklenburg. 5) *Einige vaterlandische Wetterbeobachtungsregeln*, astrologische Bauernsagen, die des Sammelns nicht werth waren, z. B. wenn es auf Siebenbrüdertag regnet, so regnet es sieben Wochen durch (hindurch). 6) *Lebenslauf des Herrn Präpositus und Pastor Jacob Schmidt*, geb. am 11. Jun. 1701 zu Wasserleben in der Grafschaft Wernigerode, gest. am 5. März 1777 zu Genyen. Als Schriftsteller hat er sich durch Predigten, eine Schutzschrift, und seine Beobachtungen über die Horniffen bekannt gemacht, welche in den Abhandlungen der Oberlausitzischen Bienengesellschaft abgedruckt sind, wo er unrichtig Johann genannt wird. 7) *Des Hn. Kirchner H. J. Tode Versuch einer genauen Eintheilung*

lung der Keulenschwämme (Claveria Linn.) aus den Schriften der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. 8) Des Hn. *G. B. Genzmer Abhandlung von der sogenannten Kiefermuschel (Entomolithus paradoxus Linn.)* aus den berlinischen Sammlungen. 9) Eine aus *Bekmanns* physik. ökon. Bibliothek abgedruckte Recension von *Schwabens* Vorschlagen zur Holzvermehrung u. s. w. 10) Des Hn. Bürgermeisters (s) *Timm Beschreibung der Malchinschen feuersichern Lehmschindeldächer* aus dem meklenburg-schwerinschen Calender v. J. 1791. 11) *Beytrag zur Aufklärung der Begriffe vom Ertrage — der Getreidefelder*, vom Hn. Amtmann *C. W. C. Schmacher* aus den neuen Abhandlungen und Nachrichten der königl. landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Celle. 12) *Frucht- und Victualienpreise des 16ten und 17ten Jahrhunderts aus dem Kirchenarchive zu Naven bey Neubrandenburg*, dem Herausgeber von einem Freunde mitgetheilt, und von ihm mit ähnlichen aus andern Schriften entlehnten Preisverzeichnissen aus dem Hannövrischen, Brandenburgischen und Hildesheimischen vermehrt. 13) *Etwas über die rathselhaften gallerartigen Korper, welche in den Sommermonaten häufig an unsrer Ostseeküste bemerkt werden*, vom *Herausgeber*. Schönefeld bemerkte sie zuerst. Es ist die *Medusa aurita* des Linné, und hier gröfstentheils nach *Modeer* beschrieben. Der Vf. bemerkte so wenig wie dieser bey ihr das Brennen, selbst beym Durchbeifsen empfand er nichts, obgleich die Fischer behaupten, dafs sie Augenschmerz und Niesen verursachen. 14) *Beschreibung der graukehlichen Taucherente (Colymbus subcristatus Linn.)* von D. *G. G. Detharding*, gut. 15) *Fortsetzung der vorläufigen Nachlese zur Flora megapolitana*, von Hn. *J. C. Timm*, enthält 61 aufs neue im Herzogthum Meklenburg entdeckte Pflanzenarten, worunter manche merkwürdig sind, und eine neue ist, nämlich *Aerundo stricta*. Hr. *T.* charakterisirt sie wie folgt: *panicula coarctata spiciformi calycibus uniforis, petalis lanceolatis glabris, coloratis. Arista dorsali recta; culmo trinodo simplici*, auch hat er eine lateinische Beschreibung derselben hinzugefügt. Erlaubte es uns der Raum, so würden wir noch manche wichtige Art und treffliche Anmerkung hier ausheben. 16) *Bemerkungen über die meklenburgische Koppelwirthschaft und Stallfütterung* aus der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek. 17) Eine Recension aus Beckmanns physikal. ökonomische Bibliothek von Binder's patriotischen Menschenfreund. 18) *Linneische Synonymie zu den meklenburgisch-platten* (plattdeutschen) *Pflanzennamen*, vom *Herausgeber*. 19) *Ueber zwey merkwürdige, die Impfung der Rindviehseuche in Meklenburg betreffende Schriften*. Zwey Recensionen aus Beckmanns physik. ökonomische Bibliothek mit einem Vorberichte des Herausgebers. 20) *Beyträge zur vaterländischen Thierkunde*, vom *Herausgeber*. Enthält kurze Bemerkungen über einige in Meklenburg einheimische, oder zu Zeiten dorthin ziehende und bemerkte Thiere. 21) Noch eine Recension aus Beckmanns phys. ökon. Bibliothek über Vegesacks Schrift: zur Aufnahme der Landwirthschaft. 22) *Biographische Nachrichten vom Amtmann Streubel in Schwerin*, geb. zu Stithnitz in Sachsen im J. 1698, gest. 1774 am 13ten April. Er hat verschiedne ökonomische Aufsätze in mehrere Zeitschriften einrücken lassen.

* * *

Erfurt, b. Keyser: *Christliche Volksreden über die Episteln, sowohl zu einem Vorlesebuch bey öffentlichen Gottesverehrungen als zum Gebrauch bey häuslicher Andacht eingerichtet*, von *H. G. Zanner* und *Ch. L. Hahnzog*. Vermehrte Ausgabe. 1797. 878 S. 4. (2 Rthlr. 16 gr.) (S. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 85.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *D. Seilers und einiger andern competenten Richter Erklarung über das neue Leipziger Gesangbuch* theils ganz, theils im Auszuge mitgetheilt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *M. A. J. Marx*. Prediger in Liebertwolkwitz und Grospösna. 1797. 30 S. 8. — Ohne die Mängel der Leipziger neuen Liedersammlung zu verkennen, ist Hr. *M.* überzeugt, dafs sie grofse und wichtige Vorzüge vor allen andern Gesangbüchern habe (S. 4.), und dafs sie recht dazu geeignet sey, zweckmäfsige Erbauung, Verehrung Gottes in Geist und in der Wahrheit, wie Jesus sie will, zu bewirken. Um daher manchen zu zeigen, dafs nicht blofs solche Männer, welche man als *Neologen* verschreyet, das neue Gesangbuch gut und zweckmäfsig finden, sondern dafs auch andere Lobredner desselben sind, hat er die Recensionen dieses Buchs aus *Seilers* gemeinnützigen Betrachtungen, den *Erlangischen* und *Gothaischen* Zeitungen wieder abdrucken lassen, und mit Noten versehen. So weit diese im Ganzen bedeuten: so sehr scheinen sie hie und da neuer Noten zu bedurfen. Z. B. wenn Hr. *Seiler* behauptet, dafs *alle wesentlichen Glaubensartikel* und *Sittenlehren* der Religion Jesu in dem neuen Gesangbuche *schrift- und zweckmäfsig* ausgedruckt zu finden sind: so fügt Hr. *M.* hinzu: „ist wahr; und nur ein Maulwurf kann dies nicht sehen, „ein Genosse der Obscurantenzunft es nicht sehen wollen." Rec. ist übrigens so billig, diesen Abdruck der Recensionen *den Localverhältnissen*, für die er zunächst bestimmt ist, nicht zweckmäfsig und verdienstlich zu finden: nur wird Hr. *M.* hoffentlich so gerecht seyn, den übrigen Urtheilern, deren jenen zum Theil contrastirende Beurtheilung hier nicht mitgetheilt worden ist, die Competenz zu richten nicht abspre-chen zu wollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Februar 1798.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Unger: *Geschichte der Europäischen Staaten von Karl Ludewig Woltmann.* Erster Band. 1797. XXVI. und 458 S.

Eben dasselbe Buch unter dem Titel: *Geschichte Frankreichs.*

Geschichtserzählungen sind seit mehr als dritthalbtausend Jahren von den Urhebern oder Zeugen der Thaten oder aus Ueberlieferungen unzählige aufgezeichnet worden. Die kritische Beurtheilung der Richtigkeit einzelner Darstellungen haben einsichtsvolle oder interessirte Manner von jeher gelegentlich übernommen: über den ganzen Vorrath historischer Materialien wurde die Kritik bey Anlass der mannichfaltigen Revolutionen Europens in diesen letzten drey Jahrhunderten nach und nach verbreitet: es musste bald dieser, bald jener Theil genauer beleuchtet werden. Die Universalhistorie ist so alt als die ersten zehen Capitel des ersten Buches Mosis, welche die Grundzüge der Urgeschichte aller in dem Gesichtskreise des Verfassers liegenden Volker enthalten: anders gestaltet erscheint sie in Herodots Darstellung der Europäischen und Asiatischen Staatenverhältnisse; anders in Polybs Beschreibung des Ursprunges der römischen Welt. Ihre nahere Ausbildung ist sie der christlichen Religion schuldig, deren aus dem Judenthum hinübergebrachte historische Quellen (die Grundlage synchronistischer Behandlung) eine seit dem Anfang der Dinge ununterbrochene, chronologische Geschichtserzahlung enthielten, indess die Lehren Jesu und der Apostel und das Interesse der Hierarchie eine weit ausgebreitetere Volkervereinigung gründete: es wurde einem zu Rom wohnenden Greise wichtig, was der Wilde am Oronoko sich für Gedanken mache, und ob jener Baniane den Christian oder den Christus mit Anbetung nenne. Als die im Namen Gottes zusammengerufenen Völker auch unter ihren menschlichen Beziehungen sich näher kennen lernten, und bald das Uebersinnliche über dem vor uns liegenden, ja selbst Moralität über sinnlichen Genüssen, vergessen wurde; erwachte der Trieb alles zu umfassen, alles zu ergründen, nur lebhafter: daher es bey dem unermesslich angewachsenen Vorrathe von Kenntnissen immer nothwendiger wurde, allgemeine Formeln zu finden, welche die Uebersicht und Anordnung erleichtern. Eine solche Formel, ein solches Resultat und ein solcher Schlüssel wäre die Universalhistorie seyn, *wenn sie noch zur Zeit möglich wäre.* Alsdann erst wird eine Universalhistorie seyn können, wenn man mit den Materialien der Geschichte einzelner Staaten und Volker, sowohl in Ansehung ihres Werthes als ihres Geistes, mehr in das Reine gekommen seyn wird. Hierin sind wir etwas weiter als unsere Väter, aber lange, lange so weit nicht, als erfoderlich wäre. Die politischen Verfassungen, die Nationalvorurtheile, die gedrückte Lage der meisten Gelehrten und die Gleichgültigkeit des, in Cultur und Aufklärung wahrlich in den meisten auch unserer Länder noch zurückstehenden Publicums haben bisher nicht erlaubt, mehr zu thun. Dennoch muss es geschehen. Bey der fürchterlichen Erschütterung aller alten Meynungen, unter dem Krachen des überall zusammenstürzenden europäischen Staatengebäudes, ist wohl so wenig an der Nothwendigkeit neuer Grundfesten, als daran zu zweifeln, dass die Resultate der Erfahrung aller Zeiten und Volker die besten seyn werden. Diese Hauptarbeit für die grösten, dringendesten Interessen der Menschheit wird von einer anderen verdienstlich vorbereitet, und beschleuniget: wenn Männer von Gelehrsamkeit und Geist die aus bisherigen Forschungen sich einstweilen ergebenden Resultate dem Publicum in lebhafter Darstellung vor Augen bringen. Der Sinn für das Wesentliche wird hiedurch geübt; es werden Ideen geweckt, welche ein so concentrirtes Gemalde leichter als eine unübersehliche Gallerie hervorbringt. Alles kömmt auf den philosophischen Maler an: weiss er die Farben wohl zu vertheilen, so wird bald jeder sehen, worauf es ankommt, welcher Zug in diesem Geschichtgemälde der herrscheude, charakteristische, und was von ihm zu halten, ob er zu verschmähen, oder was ihm abzulernen ist.

Hr. Professor *W.*, welcher die Geschichte der europäischen Staaten auf diese Weise zu bearbeiten gedenkt, giebt in dem vor uns liegenden Bande eine Probe an der Geschichte desjenigen Volks, dessen dreyzehenhundertjährige politische Consistenz, dessen im ersten Zeitraume des Mittelalters durch Waffen und Einrichtungen behauptetes Uebergewicht, dessen zu dem vorzüglichsten Einfluss auf alle andere Nationen qualificirter Charakter, endlich dessen neueste, noch unvollendete That (die grösste seit Rom und Mohammed) die erste Aufmerksamkeit gewiss verdient.

Die (sehr kurze) Einleitung schildert Gallien und das grosse Frankenreich bis auf den Vertrag zu Verdun, durch welchen Frankreich ein *selbstständiger* (von den ausländischen Eroberungen abgesonderter, die meisten seither französisch redenden Völker umfassender) Staat geworden, S. 1—12. Die Geschichte

deſſelben wird hierauf nach vier Perioden ſo beſchrieben, daſs das eigentlich Weſentliche, das, wodurch ein Staat und eine Nation, Staat und Nation iſt, nämlich die Entwickelung und gegenſeitige Einwirkung der Verfaſſung und des Nationalgeiſtes, das Hauptaugenmerk bleibt. Demnach wird ein erſter, ohngefähr 400 Jahre langer Zeitraum von dem Gedeihen der Ariſtokratie (ſeit Karl dem kahlen) bis zur erſten Verſammlung der Reichsſtände (unter Philipp dem Schönen) zweckmäſsig angenommen, und (S. 13—44.) ſo beſchrieben, daſs aus den vielen Materialien der Stoff nachmaliger Erſcheinungen herausgehoben wird. Wahr und glücklich iſt die zuerſt S. 42. vorkommende und bis in unſere Tage durchgeführte Bemerkung, daſs und wie, die franzöſiſche Cultur ihren Anfang von der Phantaſie nahm, welche wunderbare Regſamkeit ſich ſchon früh äuſserte, und wie ſelbſt Ideen der Schule ſofort mit politiſchen Verhältniſſen in Verbindung kamen. Der zweyte Zeitraum begreift jene zwey hundert Jahre von dem Anfange bis zu dem (ſeit Karl VIII. merkbar werdenden) Verfalle der ſtändiſchen Verfaſſung, S. 45 — 84. (Wie eine ausnehmende Liebe der Könige Charakterzug der Nation damals nothwendig werden muſste S. 60.; der nachtheilige Einfluſs italieniſcher Kriege auf die innere Verfaſſung S. 77.; und wie bey den Franzoſen jener kühne Geiſt aufkam, durch welchen die Griechen ſich auszeichneten, und welcher auch über Gegenſtände der heiligſten Verehrung zu ſpotten wagte, ſobald man etwas lächerliches daran bemerkte; ein Geiſt, „welcher leicht zu frevelhaften Handlungen „verführt, ohne welchen aber eine Nation die *Kraft* „kaum behalten wird, welche nöthig iſt, um ſie zum „Gefühle der Menſchenwürde zu erheben," S. 83.). Die dritte Periode umfaſst die folgenden zwey hundert Jahre bis zu Vollendung des Deſpotiſmus unter Ludwig XIV; S. 84 — 147. (Wie durch die auswärtigen Kriege die Aufmerkſamkeit des Adels von den inneren Staatsverhältniſſen ganz abgezogen wurde, S. 99.; Charakter Sully's, die groſse Einfachheit, die ernſte Nüchternheit ſeiner Maximen S. 141. ff., wie die Humanität Heinrichs über die Schranken ging, in welche er eingeſchloſſen war, und der Werth, welchen ſeine weibliche Sanftmuth durch ſeinen männlichen, durchdringenden Verſtand bekam; wie feſt und wie milde ſeine Regierung geweſen, und wie ihm bisweilen geſchehen, daſs er auf den Adel der menſchlichen Natur zu viel Vertrauen ſetzte; wie ſeine Toleranz über die Denkart ſeiner Zeitgenoſſen ſo erhaben war, daſs ſie nothwendig an ihm irre werden muſsten, u. ſ. f., S. 143 — 153. Vergleichung des groſsen Königes mit Richelieu; wie jener eine ſolche Ruhe in Frankreich beabzweckte, während welcher in ſeinem geliebten Reich ein Paradis aufblühen ſollte, Richelieu die Stille eines Kirchhofes; und wie der Frieden, welchen jener wünſchte, jede Sehnſucht nach einer Veränderung aufheben, des Cardinals Frieden aber daher entſpringen ſollte, daſs keiner mehr Kraft und Muth hätte, ihn zu ſtören S. 163. ff. Von dem an drängen ſich hervorſtechende Charaktere, deren Schilderung man um ſo begieriger leſen wird, je vertrauter man ſie kennt. Wir können davon nur wenige Proben geben. Ludwig XIV. S. 193. „Natur und Schickſal hatten ſich vereiniget, damit er auf das vollkommenſte einen König „*repräſentiren* könnte; aber er zeigte ſchon in ſeinem „ſiebenzehnten Jahre, daſs er neben ſeiner Rolle auch „wirklich etwas *ſeyn* würde; nämlich ein alles verachtender Deſpot." — S. 217. Luxemburg und Catinat: „jener ein militäriſches Genie, dieſer einer von „den herrlichen Köpfen, welche in jedem Fache, das „ſie wählten, in kurzer Zeit hervorragen; jener durch „genialiſche Augenblicke über gewöhnliche Menſchen erhaben und ſtets von Liebe flammend, dieſer immer groſs in kraftvoller Ruhe und voll Sinn „für feſte Freundſchaft." S. 220. Wie Ludewigs Andachteley „ſeinen Selbſtdünkel und ſeine Geringſchätzung anderer Menſchen ſo vermehrte, als ſie „Erniedrigung der menſchlichen Würde in Hinſicht „auf das höchſte Weſen zur Folge hat." *Eb. daſ.* Vergleichung Ludewigs mit Leopold von Lothringen, „welcher durch Klugheit und Milde jede Spur „des Kriegsunglücks verwiſchte, und die Redlichkeit ſeiner Verſicherung, daſs er morgen ſein Herzogthum verlaſſen würde, wenn er nichts Gutes „mehr ſchaffen könnte, durch ſeine edlen Handlungen bewies, u. ſ. f. S. 226. Vendome's genialiſches „Feuer am Tage der Schlacht; ſeine unglaubliche Vernachläſſigung der Diſciplin gegen ſein Heer und ſeiner eigenen Perſon; wie ihn aber die Krieger auch „ſo liebten, daſs ſie ſeinetwegen von einem erfochtenden Leben gern zur ungeheuren Anſtrengung „und augenſcheinlichen Gefahr übergingen." S. 230. Grundcharakter der franzöſiſchen Cultur unter Ludwig XIV. „Weil die beſtimmte Weiſe, wie die „Nation einen Gegenſtand in ihre Empfindungen aufnehmen ſollte, durch eine Phantaſie bezeichnet war, „welche ſich nicht zu Idealen erhebt, ſondern ihre „ſchaffende Kraft im Getümmel des wirklichen Lebens zeigt, ſo muſste die Cultur durchgängiger wirken, als vielleicht bey irgend einem andern Volke, „aber Kraftaufſerung, auf welche Art ſie geſchehen „mochte, ſchien lang das einzige Ziel der Franzoſen, „und Befriedigung der Leidenſchaften ihr einziges „Glück." „Unter dieſen leidenſchaftlichen Menſchen ſchloſſen auch Jünglinge einen Freundſchaftsbund mit einander, deſſen Wirkungen in das Zeitalter der griechiſchen Freyheit zu gehören ſcheinen. „Sie ſchwuren, ſich einander nie zu verlaſſen, und „blieben ſich getreu bis in den Tod; jeder fand ſeinen Schmerz, ſeine Freude, in den Herzen ſeiner „Genoſſen wiederholt; in der Abweſenheit des Freundes „des entſagte der Freund allem Vergnügen, und „trauerte wenigſtens mit dem Anſtande der Melancholie." Was hier bis S. 247. über die franzöſiſche Literatur folgt, verdiente ganz abgeſchrieben zu werden! Das iſt der Charakter dieſes Buchs, daſs überall zweckmäſsige Beſtimmtheit und Blick auf das Auszeichnende herrſcht, ohne daſs über der angeſtrengten Aufmerkſamkeit auf Eines das kalte Urtheil

Digitized by Google

Sitte, welches aus Betrachtung aller Seiten eines Gegenſtandes und ſeines Verhältniſſes zum Ganzen entſpringt. Der vierte Zeitraum erſtreckt ſich bis auf die groſse Revolution, mit Inbegriff der Geſchichte der letztern bis auf die Robeſpierriſche Tyranney. Wir übergehen die Schilderungen des Herzogs von Orleans S. 249. und des Polizeyminiſters d'Argenſon S. 251., um nur von Ludewig XV. zu erwähnen, „wie die Natur ihn mit keinen vorzüglichen Anlagen „beſchenkt, ein (anfangs) kränklicher Körper ihre „Schwäche vermehrt hatte, und ihm die Erziehung „vollends alle Kraft genommen, weil ſie von zwey „Männern geleitet wurde, deren der eine, Villeroi, „ihn zu entkraftender Frömmeley gewöhnte, und „der andere, Fleury, alles that, um ihn in ewiger „Kindheit zu erhalten," S. 261., von Fleury, „wie „die Einfalt ſeiner Sitten preiswürdiger geweſen wäre, wenn ſie mehr aus Selbſtbeherrſchung als aus „einer gewiſſen Beſchranktheit ihren Urſprung gehabt hätte;" wie er „die emporſtrebenden Geiſter „niedergedrückt, und ſeine unaufgeklärte Denkungsart durch lebhafte Theilnahme an den janſeniſtiſchen Streitigkeiten verrathen hätte" S. 263. Anfang des Maitreſſeneinfluſſes S. 267.; wie des Königs glühendes Temperament, ſobald die erſte Angſt vor ſeinen Vorurtheilen überwunden war, ihn ſchnell zur frechſten Wolluſt verleitete. Die Pompadour S. 277. Bey Anlaſs der Hinrichtung Damiens S. 279.: „nie „verlor ſich aus dem franzöſiſchen Charakter jene „Miſchung von Zartheit und Wildheit der Empfindung, die ſich früh in demſelben fand." Bernis, S. 280. Choiſeul 284: „die Energie ſeines Charakters „und Geiſtes. Vielleicht ein beſſerer Menſch, wenn „er nicht unter Menſchen gekommen wäre, die er „verachtete;" S. 288. „aber ſo trat er ohne Gefühl „für die Tugend alles vor ſich nieder, was ihm gefährlich ſeyn konnte." Die Geſchichte Ludwigs XVI., verflochten in die Darſtellung der Urſachen der Revolution S. 289. Charakteriſirung Montesquieu's, „des erſten, groſsen Vorläufers derſelben," S. 290. ff.; Volkaire's und Roſſeau's, die ihr „am meiſten vorgearbeitet" S. 291. „bey beiden war Phantaſie das „herrſchende Vermögen, und ſie zeigte ſich mit einem ſolchen bezaubernden Muthwillen, oder mit einem ſolchen Pathos, daſs eine leichtſinnige und leidenſchaftliche Nation von ihr muſste hingeriſſen werden." „Die Weltweisheit bot Schätze dar, welche mehr die Habſucht reizen, als alles, was die Geſchichte verheifst." „Wo iſt ein Volk, welches ſo wenig Sinn wie das Franzöſiſche für das reine Sittengeſetz und einen ſolchen Enthuſiasmus für heroiſche Momente beſäſse!" Schön und wahr heifst es bey Anlaſs der Verſammlung der Stände. S. 297. Die Verhältniſſe der alten Freyheit traten nun vor den Geiſt der Nation; aber wenige merkten, welchen Genius neuer Art man in ihnen erblickte." Necker, „deſſen Talente durch keinen Charakter, so wie ſeine Kenntniſſe durch kein Genie unterſtützt wurden; der, aus ſeiner engen Sphäre herausgeriſſen, ſich ſelbſt nicht mehr kannte, und ſeinem Verdienſte beymaſs, was den Umſtänden gebührte."

(Der Beſchluſs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Erfurt, b. Beyer und Maring: *Makrothymia* oder Verſuche zur Ausbildung der Menſchheit. *Erſtes Stück.* 1797. 208 S. 8. (14 gr.)

Der ungenannte Vf., ein Schulmann, der unſere ganze Achtung und Liebe verdient, denkt in einer Reihe von Heften ſeine Bemerkungen und Erinnerungen über folgende wichtige Gegenſtände mitzutheilen: 1) über Erziehung und Unterricht; 2) über die beſte Art, die Volks- und Landesreligion aufrecht zu erhalten, zu begünſtigen und gewiſſenhaft zu benutzen, als Sache der bürgerlichen Obrigkeit, als höchſtnöthige Geſellſchaftspflicht gegen den groſsen Haufen; 3) über zweckmäſsige, liebevolle, öffentliche Beſſerungsanſtalten aller Art von Fehlenden, Verirrten und Schwachen, auch denen man den Namen der groſsten Verbrecher gab, mit beſonderer Hinſicht auf beſſere Einrichtung alles deſſen, was man bürgerliche Strafen nennt; 4) über die höchſt nöthige Abſchaffung aller Almoſenaustheilung, wie ſie groſstentheils bisher geſchah, und über die Beförderung eines allgemeinern Geſchäftseifers, nebſt zweckmäſsigerer, ernſtlicherer und mit ſittlicher Bildung verknüpfter Unterſtützung der Leidenden. Die Art, wie ſich der Vf. im Voraus über dieſe Gegenſtände aufsert, nimmt für ſein Herz ein, läſst aber zugleich einen Enthuſiasmus befürchten, der der kaltblütigen und ruhigen Prüfung hinderlich ſeyn würde. Dieſe Ahndung wird durch das erſte St. widerlegt, welches vom Schul- und Erziehungsweſen auf eine ſehr verſtändige, von reifem Nachdenken und vieler Erfahrung zeugende Art handelt, wenn man gleich nicht allen und jeden Meynungen und Vorſchlägen des Vf. beypflichten wird. Wir können nur die Reſultate ausheben. Das erſte Cap. von Schulanſtalten und deren Verbeſſerung enthält Grundregeln nöthiger Vorſicht und zur Vermeidung der gemeinſten Fehler, wenn bey Verbeſſerung der Schulen etwas bleibend Gutes bewirkt werden ſoll. 1) Nur die öffentlichen Schulen müſſen jetzt noch das Hauptziel des Strebens einer weiſen Obrigkeit ſeyn. 2) Vor allem müſſen erſt gute Bildungsanſtalten für Lehrer errichtet werden. 3) Die höchſte Landesobrigkeit muſs die Schulen in Oberaufſicht nehmen, und 4) die Koſten dazu ausmitteln. Die Obrigkeit muſs 5) eine Schul Commiſſion talentvoller und für dieſes Geſchäft der Schulverbeſſerung allein lebender Männer ernennen. Dieſe ſoll 6) mit den Schullehrern gemeinſchaftlich das Beſte der Schulen berathen. 7) Muſs man durch Briefwechſel und Reiſen andere Anſtalten kennen lernen und das Gute derſelben benutzen. 8) Was mit Uebereinſtimmung der Mehreſten für gut anerkannt und eingeführt worden, darf von Niemanden ohne Vorwiſſen der Vorſteher geän-

dert werden. 9) Es muſs aber von Zeit zu Zeit eine Revision angeſtellt und das Mangelhafte verbeſſert werden. 10) Die Lehrer ſtehen unter der Schulcommiſſion und dieſe unter noch höherer Aufſicht. 11) Die Schulcommiſſion wird ſelbſt oder durch tüchtige Bevollmächtigte nach gewiſſen Regeln und nach ſtrenger Prüfung die Aufnahme der Zöglinge und ihre Beförderung zu höhern Claſſen als Hauptangelegenheit beſorgen. 12) Die Schulcommiſſion muſs wohl beſoldet ſeyn. Sie muſs eine genaue Controlle deſſen, was in der Schule vorgeht, halten. 13) Die Schulcommiſſion ſchlägt die Subjecte zu den Lehrerſtellen vor; die Lehrer werden gut beſoldet. 14) Es müſſen Verſorgungsanſtalten für alte oder ſonſt unbrauchbar gewordne Lehrer errrichtet werden. 15) Die Aeltern müſſen gar nichts für den Schulunterricht, den ihre Kinder genieſsen, bezahlen. — Die Summe des 2ten Cap. vom Unterricht und den nöthigen Lehrgegenſtänden iſt in dieſen Worten begriffen: „Soll Jugendbildung unter allen Unternehmungen zum Wohl der Menſchheit diejenige werden, welche die gröſsten und vortheilhafteſten Veränderungen von allen Seiten verſpricht; welche dem Strome ſchreckliches Elends im menſchlichen Leben nach und nach Grenzen ſetzt: ſo muſs ſie lediglich darauf gerichtet werden, daſs das Nachdenken der Kinder von allen Claſſen mehr und früher, doch immer ihrem Alter angemeſſen, geweckt, mehr belebt und beſchäftigt werde als bisher; man muſs bey allen Uebungen ihre Ueberlegungskraft immer beſtimmter und ſpecieller auf das richten, was jedem in ſeinem beſondern Verhältniſſe das Nachſte, das Wichtigſte und Nothwendigſte wird, und von Zeit zu Zeit ſie dahin zu leiten ſuchen, daſs ſie viele Kenntniſſe ſelbſt ſuchen und finden lernen, und in vielen Stücken das ſclaviſche Vorbeten, den vielen Gedachtniſs-Unterricht entbehren können, bey welchen es nicht kann vermieden werden, daſs die verſchiedenen Köpfe in einerley Formen ſich drücken und dadurch ihrem freyen Geiſte Gewalt anthun laſſen müſſen. Es müſſen junge Leute früher als bisher eigene Kräfte fühlen und immer beſſer ſich ſelbſt überlaſſen gebrauchen lernen, um ihnen mehr Luſt zur Arbeit, als einer eigenen Angelegenheit zu machen, und ihnen recht bald den Genuſs der ſüſeſten Freuden, der des Selbſtthuns und des Selbſtfindens, zu verſchaffen.“ Das Verderbliche der faſt ausſchlieſsenden Gedächtniſsübungen wird ſehr bündig gezeigt und dagegen ausgeführt, man könne bey nichts früher als bey der Entwicklung des Verſtandes und der richtigen Leitung der Vernunft anfangen, welches ſo, wie es der Vf. nimmt, verſtanden allerdings ſeine Richtigkeit hat. Das 3te Cap. von der Nothwendigkeit einer ſorgfältigern Bildung des weiblichen Geſchlechts enthält ebenfalls viele Wahrheiten. Nur iſt die Litaney von Uebeln, die er von dem weiblichen Hang zur Leſerey herleitet, wohl zu groſs. Anſtatt von derſelben ganz abzumahnen, ſollte nur eingeſchärft werden, daſs durch vernünftige Erziehung die Lectüre beſſer geleitet und nützlich gemacht werden müſſe. Für den wichtigſten und ausgearbeitetſten Theil dieſes Werkchens halten wir das 4te Cap. von der Kinderzucht. Es nimmt die Hälfte der ganzen Schrift ein. Der Vf. geht von der Behauptung aus: „Alles, was den geringſten Schein von Härte und Unwillen in Reden, Mienen und Handlungen gegen das fehlende Kind zu Tage legt, iſt der Regel nach nicht recht, und iſt daher dem eigentlichen Zweck der Beſſerung hinderlich; es giebt alſo nur einen einzigen richtigen Weg junge Leute zu bilden, den Weg des liebevollen, Mitleid athmenden Ernſtes und geſetzten Gleichmuths, welches alles doch ſo eingerichtet ſeyn muſs, daſs man Eifer ſpürt, den durch den Fehltritt verurſachten Schaden in allen Wegen, ſo gut als möglich, abzuwenden, und auf die ſicherſte Weiſe ähnlichen Vergehungen abzuhelfen, womit eine genaue Sorgfalt Vergehungen vorzubauen und ſie zu verhüten, ehe ſie geſchehen, verbunden iſt.“ Kurz, der Vf. will alles Leidenſchaftliche, alle Härte und alle körperlichen Züchtigungen durchaus aus der Erziehung verbannt wiſſen; und, wiewohl dieſe Grundſätze nicht ſo neu ſind als der Vf. dafür zu halten ſcheint, da vielmehr die ganze neuere Erziehung dieſelbe Tendenz hat; ſo weiſs ſich doch Rec. keiner Schrift zu erinnern, wo dieſe Grundſätze ſo allumfaſſend, ſo überzeugend und eindringlich abgehandelt und gegen alle wirkliche oder mögliche Einwendungen aufbrauſender und leidenſchaftlicher Erzieher von beiderley Geſchlecht vertheidigt worden wären.

Was der Ausdruck *Makrothymia* auf dem Titel für eine Beziehung zu der Abſicht und dem Inhalt des Buches habe, iſt uns dunkel geblieben. Der Vortrag des Vf., das geſteht der beſcheidene Mann ſelbſt ein, iſt nicht immer der flieſsendſte und deutlichſte. S. 31. ſcheint *oder* im Anfang eines Satzes für *ſonſt* zu ſtehen. S. 168. wird wohl *Leichtſinn* mit einem *lichten Sinn* verwechſelt, wenn es heiſst, der Leichtſinn ſey unentbehrlich bey widrigen Verhängniſſen, und wenn dieſer daher gewiſſermaſsen in Schutz genommen wird.

* * *

Berlin, b. Matzdorf: *Die Lebensrettungen Friedrichs der Zweyten im ſiebenjährigen Kriege und beſonders der Hochverrath des Barons von Warkotſch aus Originalurkunden dargeſtellt* von C. D. Küſter. Mit dem Bildniſſe Friedrichs II. Zweyte verbeſſerte und ſehr vermehrte Auflage. 1797. 220 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 33.) (Die Verbeſſerungen beſtehen in Berichtigungen, die Vermehrungen in neuen zu dieſer Auflage hinzugekommenen Actenſtücken.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Februar 1798.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Unger: *Geschichte der Europäischen Staaten*, von *Karl Ludewig Woltmann*. Erster Band. etc.

Ebendasselbe Buch unter dem Titel: *Geschichte Frankreichs.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Geschichte der Revolution füllt ein Drittheil des Werks. Wenn auch andere Geschichtschreiber natürlich und mit Recht über die neuesten (ihnen bekanntesten, dem Leser wichtigsten) Zeiten besonders ausführlich waren; wie viel weniger ist dieses dem zu verargen, welcher unerhörte, und solche Dinge zu erzählen hat, worüber die Angabe des wahren Gesichtspunkts für den jungen Leser so interessant ist; Begebenheiten, welche freylich die Wirkung aller vorhin beschriebenen, aber auch eben so sicher der unzweifelhafte Anfang einer Reihe noch grösserer sind! Wir sind demnach weit entfernt, mit dem Vf. über die Besorgniss zu hadern, dieses oder jenes Detail in eine so kurze Staatengeschichte aufzunehmen; wenn sich auch nicht immer die *Nothwendigkeit* beweisen liesse. Schon genug, wenn der Geschichtschreiber seines hohen Berufes, Richter der Zeit und der Thaten zu seyn, standhaft eingedenk, weder durch das Jubelgeschrey betäubt, noch durch das Aechzen der fallenden Opfer, zu sehr erweicht wird, sondern wenn er immer die Besonnenheit behalt, ohne die er seinem Amte nicht vorstehen könnte. Dazu gehört eine nicht gemeine Seele; sie muss die Begebenheiten, ganz fassen, vollkommen durchschauen, und mit eben so unbestochenem, als ungetrübtem Blicke ihr Gemälde entwerfen. In der Darstellung des Vf. wird aus der Menge für oder wider die Sache parteyischer Menschen, der eine dieses, der andere jenes tadeln, die Nachwelt aber (insofern wir nach bisher bekannten Datis schliessen dürfen) urtheilen, es war im Ganzen so, und nicht anders. Hieraus wird auch erklärlich, was anfangs ausserordentlich auffällt, wie der Vf. die Erzählung eben unter den schlimmsten *ominibus*, bey dem Aufkommen des Schreckensystems, hat abbrechen mögen. Die letzte Zeile „und die beyspiellose Tyranney von Robespierre begann" schien ein strafendes Epigramm, eine fürchterliche Grabschrift des vierjahrigen Werks: (sehet die Frucht eurer Heldentugenden und Greuel! Statt Ludewigs des Guten Caligula Robespierre): und so schaudervoll auch für uns die Erinnerung jener Tage ist, wo *trucidatis tot insignibus viris, ad postremum* Robespierre in Malesherbes und in den anderen Senatoren *virtutem ipsam exscindere concupivit*; gleichwohl schien es uns nicht billiger, hiemit zu endigen, als wenn eine Schilderung des Ebenbildes Gottes mit der Elephantiasis aufhören sollte. Aber nein; es mag dem Vf. etwas menschliches begegnet seyn: das Schauspiel wurde auf einmal in Frankreich zu gräfslich, auf dem Kriegsschauplatze und in den leitenden Cabinettern zu unbegreiflich oder zu revoltirend, und das Urtheil für den Zuschauer ist noch zu delicat: aber nicht für immer wird dieses Werk hier geendiget bleiben; wir werden die Ungeheuer fallen sehen, und mächtige Männer werden nach ausgespielter Rolle unrücksichtlich beurtheilt werden.

Es ist in dieser Abtheilung eine solche Reichhaltigkeit, und in der Mannichfaltigkeit des Gemäldes eine solche Einheit, dass Proben der Behandlungsart eben so schwer zu wählen, als die abgerissenen Stellen in ihrem ganzen Werthe zu fühlen wären.

S. 300. „Dass man den Vorschlag der Aufhebung „des Feudalsystems mit Acclamation annahm, gereicht „der Nat. Vers. zur Ehre, nicht zum Vorwurf; denn „die Vernunft hatte ihre Debatten schon längst geschlossen, dass ein System, welches nur in Zeiten „der Barbarey nützlich seyn konnte, eine Bürde für „diejenigen Nationen sey, welche dem XVIII Jahrhundert seinen Charakter geben." (Wowider sich dennoch sagen liesse, dass die *Manier* der Auflosung so uralter, so tief in das gesellschaftliche System verwebter, durch alle Gesetze zu wesentlichen Theilen des Privateigenthums gewordener Verhältnisse, kaltere Ueberlegung und Auseinandersetzung erfoderte. Die von vielen Theilhabern in verehrungswürdiger Absicht begangene Orgie jener berühmten Nacht vom 4 Aug. war aufmerksamen Schätzern eine sehr beunruhigende Probe, wohin Beredsamkeit, wohin Vorstellungen, die man an einige herrschende Ideen zu knüpfen wüsste, eine so reizbare Versammlung in anderen Zeiten führen dürften.) S. 309. „Der neue Staat „brauchte warlich nicht, Gesellschaften deshalb um „sich zu dulden, weil der alte sie aufgenommen hatte, *und das menschliche Geschlecht würde durch seine „sogenannten wohlthätigen Institute zu Grunde gehn, „wenn jede Gesellschaft, die ihm ehemals Vortheil brachte, deshalb nachher auf seine Kosten unterhalten werden sollte.*" (Es ist auch in diesem Gedanken, unsers Erachtens, mehr Schein, als Wahrheit. Dass ein, durch Zeitumstände unbrauchbar gewordenes Institut aufgehoben werden möge, diese Wahrheit darf wohl nicht erst bewiesen werden; von derselben

Digitized by Google

ist hier auch nicht die Frage, sondern davon, ob eine der bisherigen Grundfesten der Gesellschaft, auf welcher die Moralität des Volkes vorzüglich ruhete, nicht besser gereiniget, und etwa erneuert, als hinweggerissen worden wäre? ob mit der zahlreichen, aus vielen sehr ehrwürdigen Individuen bestehenden, Menschenclasse, welche (im Vertrauen auf den Schirm der bis auf jenen Augenblick als heilig anerkannten Gesetze) sich den Arbeiten dieses Institutes, mit ihrer ganzen Lebensmühe und nicht ohne eigenen Aufwand von Jugend auf gewidmet hatte, nach den Regeln der Billigkeit und Menschlichkeit, ja einer wahren Politik, verfahren worden ist? u. dgl. mehr. Wir bemerken diese Bedenklichkeiten, um den talentvollen Vf. zu veranlassen, solche Hauptfragen von mehr als einer Seite zu betrachten, und mehr auf das ruhige Urtheil einer unbefangenen Nachwelt zu sehen, als der, allem Neuen zujauchzenden Menge durch die Illusion eines blendenden Gedankens in ihren Vorurtheilen zu schmeicheln. Mehr als eine Stelle macht uns glaubend, dass diese Warnung nicht so ganz überflüssig ist.)? Sehr richtiges Urtheil über die Jacobiner S. 317. Wie wahr die Bemerkung S. 320: „Nichts reifst so hin zu „grofsen Handlungen und Munterkeit in jedem Ge„schäft, als ein Enthusiasm, der uns mit dem Glau„ben täuscht, dass wir nun einzig auf das Gebot der „Vernunft hören." Schilderung Mirabeau's S 321, wovon wir nur das Ende anführen können S. 322: „Er war zu gross, auf der einen Seite nicht schlecht, „auf der andern nicht gut genug für die strenge Mo„narchie, und es fehlte ihm zu sehr an Selbstbeherr„schung und Reinheit des Lebens, um als Bürger „eines Freystaates ruhmvoll zu handeln; für Zeiten „der Revolution war er geschaffen und vom Schicksal „erzogen." Warum la Fayette gefallen, S. 335: „Kei„ner Partey zugethan, urtheilte er über jede nach „ihrem gegenwärtigen Betragen. Aus dieser Ursache, „und weil er keinem Grundsatze treu blieb, als die„sem, nie unedel zu handeln, sank er immer tiefer „von seiner bisherigen Höhe herab." Was S. 347 und weiterhin von der Leitung vorkommt, die ein jetzt verstorbener Staatsminister den Unterhandlungen gegeben habe, die endlich der Krieg abbrach, ist ästhetisch schön, historisch aber durchaus unrichtig: der Vf. konnte diesen Zug der geheimen Geschichte unserer Zeit freylich nicht wohl wissen; der unterschriebene Name des alten Ministers und die Thatsache, dass er (ehemals) meistens that, was er wollte, musste täuschen. In Wahrheit wurde derselbe um nichts mehr gefragt, und er missbilligte so unverholen, was vorging, dass er von seinen Gegnern eben darum für unfahig zu längerer Geschäftsleitung erklärt wurde: er war dies aber so wenig, dass er bis auf den letzten Augenblick richtig sah; man hat wichtige Zeugnisse hierüber; und dieses Factum ist um so merkwürdiger, weil es ein neuer Beweis ist, dass auch der Geist eines mehr als achtzigjährigen Greises nicht altert, wenn er, wie dieser that, immer fortstudirt, und mit seinem Zeitalter fortlebt. S. 353 f. Charakterisirung Dumouriez's und Roland's; eben so S. 355 f. der Gironde. Bemerkung ihres Grundfehlers: „Sie freuten sich einzeln zu sehr ihrer Kraft und „Fähigkeit, und vergassen zu oft der Welt um sich „her, wegen ergötzender Beschauung ihrer eigenen „Grösse; sie legten dem blossen *Geist* eine viel zu be„deutende Gewalt über die Masse eines Volkes, über „die Cabalen der Bosheit, bey." Pethion S. 357. Der König ist durchgehends mit Wahrheit und in Ansehung seines sittlichen Charakters so sorgfältig geschildert, dass nichts unterbleibt, was ihm bey der Nachwelt Gerechtigkeit versichern mag; vergl. auch S. 363, 367. Traurige Wahrheit S. 371: „An die „Stelle der Freyheit war Sklaverey getreten, indem „man zu einer noch höhern Freyheit hinauf strebte." Entsetzen durchdringt bey der Beschreibung des Todes der Prinzessinn Lamballe S. 391 f. Urtheil über den Nationalconvent S. 396: „Verbrechen aller Art „wider das bürgerliche Leben und edler Enthusiasm „für das höchste Glück desselben umgeben seinen Ur„sprung. Als er sein Ende erreicht, weifs man nicht, „ob man die Trümmer, mit welchen er sein Vater„land bedeckte, über die Trophäen, die er errichte„te, oder diese über jene vergessen soll." (Man muss aber (mehr als jemals, in der Geschichte dieser Revolution) die Hülle der schönen Phraseologie abstreifen, um den Charakter der Sprechenden und Handelnden blofs aus den Thatsachen, diese aber nach keinem andern Maasstabe als nach ihrem Einflusse auf das Glück des französischen und der ihm zugewandten Völker zu beurtheilen. Wenn Habsucht, Ehrgeiz und andere Formen der Selbstsucht zum Vorschein kämen, so würden diese Männer bald nichts aufserordentlicheres haben als ihre Lage, und die Kühnheit, womit sie sich dieselbe geschaffen haben. Wohlthätiger für die Menschheit würden sie nicht erscheinen.) Billig S. 403: „Es war ein Glück für Maynz, dass „die geistreichsten Männer, welche zurück geblieben „waren, sich an die Spitze der Revolution stellten, da „sie unvermeidlich geworden war. Die Sprache, wel„che sie nun führten, konnte von der einmal übernom„menen Pflicht nicht getrennt werden; und wenn sie „nicht blofs von der Klugheit, sondern auch von „Schwärmerey für Freyheit eingehaucht wurde, so „war dies gerade talentvollen Seelen leicht zu ver„zeihen." (Ausgenommen von dem Fürsten, der sie in das Land gerufen, und wohl bezahlt hatte, um die Jugend in ganz andern Dingen zu unterrichten. Doch, die Zeit ist gekommen, da ein Theil eben dieser Männer die Grofsmuth gegen Feinde, den reinen Eifer für das Wohl der Stadt und die erhabene Denkungsart beweisen kann, die sie von der vorigen Regierung foderten.) Noch einmal vom Nationalconvent S. 405. Buzot, *Barbaroux*, Louvet, Isnard, S. 406; Robespierre und Marat 407; Collot d'Herbois, *Camille de Moulins*, 408; Danton, 409; Vergniaud, 410; Sieyes, 411. Die grofse Scene der Anklage Robespierre's durch Louvet, 417 ff. Die ungleich grösere: Ludewig an den Schranken, 422 ff. und alles hierauf erfolgte bis 434. *Manibus date lilia plenis!* Pache, (an dem sich so mancher betrog), 444 f. Rich-

Digitized by Google

richtige Anmerkung über die Denkungsart in Belgien, S. 443 f. Hierauf der Fall der Gironde, die Suspension der Freyheit, die Niedertretung der Rechte des Menschen.

Dem ganzen Buche ist noch eine *Einleitung über die Disciplin der Staatengeschichte* vorangeschickt. In derselben ist ein, alles Beyfalles würdiger Plan entworfen, wie und in welcher Ordnung der Vf. die europäische Staatengeschichte behandeln wolle. Er ist ungemein umfassend; er erfodert eine Arbeit des Geistes, die fast schreckt, wenn man sie bedenkt; aber wenn der Vf. diesen Plan spat im Auge behalt, so wird er ihn vollenden; seine erste Hauptarbeit berechtiget zu grosen Erwartungen. So gut sie indessen im Ganzen ausgefallen ist, so wenig wird er, auf diesen Lorbeeren schlafen zu dürfen, glauben. Es wird ihm nicht entgehen, dafs die Grösse und Merkwürdigkeit des in diesem Werk behandelten Gegenstandes, dafs die allgemein verbreitete Kenntnifs der vornehmsten Thatsachen und der bisherige Abgang eines Schriftstellers, der sie, mit lebhaftem Geiste, in bündiger Kürze zusammengereihet, dargestellt hätte, ihm einen Beyfall versichern, den der Vf. nicht weniger der Materie als ihrer Bearbeitung zuzuschreiben hat. In anderen historischen Arbeiten wird er sich vor zwey Abwegen hüten: dafs er die Genauigkeit historischer Wahrheit nie philosophischen Formeln aufopfere (welche aus der Geschichte überhaupt besser wegblieben), und dafs er den Hauptzweck, nützlich zu seyn, über der Begierde zu gefallen nie vergesse. Wir werden bald sehen, ob er den rechten Weg einschlägt: das Studium der Geschichte aus den Quellen läfst sich nicht verbergen: wer sie wohl kennt, wird sich nicht leicht enthalten, sie anzuführen, und über ihre Natur und über den Sinn einzelner Stellen sich *manchmal* Betrachtungen entfallen zu lassen. Das wird ihn dann auch vor zu grofser Eile bewahren; denn so wie eine Geschichte aus den Quellen die sicherste, ja die einige möglichst wahre, ist, so kann ihre Abfassung unmöglich die schnellste seyn. Aber der Vf. wird die ächte Manier gewifs ergreifen; es wäre zu weit unter ihm, nur aus bekannten Büchern Facta zu nehmen, und ihnen eine philosophisch ästhetische Einkleidung zu geben. Er wird sich überhaupt gewifs um so weniger vernachläfsigen, da er ganz vorzügliche Anlage hat, vortrefflich zu seyn.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Köhler: *Handbuch der kaufmännischen Rechenkunst.* Zum Gebrauch für Lehrer und Lernende, von *Andr. Wagner*, Privatlehrer der Arithm. 1794. 278 mit Anh. 27 S. 8. (15 gr.)

Der Vf. setzt bey Benutzung dieses Buchs voraus, dafs man schon einige Kenntnifs im mechanischen Verfahren der bekannten Rechnungsarten habe; doch lehrt er sie sämtlich mit kritisirenden Anmerkungen durch. Die in der ersten Abtheilung über gewisse Vortheile beym Multipliciren und Dividiren sind nicht von grofser Bedeutung, indefs zeichnet sich die über den besondern Fall, wenn der Divisor nahe an 10, oder eine Potenz von 10 hinreicht, aus. Der Vf. rechtfertigt das vorgeschriebene Benehmen durch einen mit Buchstabenformeln geführten Beweis, der freylich nicht für Anfänger ist, aber Freunden der höhern Rechenkunst angenehm seyn mufs; und immer zugleich darlegt, dafs der Vf. mehr als blofs triviale Erörterungen liebe, und Algebra verstehe.

Seine Methode, Brüche zu behandeln, welche er in der zweyten Abtheilung vorträgt, hat uns am wenigsten gefallen wollen. Er vertieft sich dabey in Spitzfindigkeiten und Specialvorschriften, welche gar nicht rathlich sind, und vermittelst etlicher viel einfacherer Sätze hätten umgangen werden können.

In der Lehre von der *Regel de Tri* wird gar wenig auf die Zusammenordnung nach geometrischen Verhältnissen angetragen; und sehr oft blofs gerechnet, ohne Beyfügung der nöthigen Erläuterungen. Selbst, wo dergleichen vorkommen, belehren sie selten mit Deutlichkeit.

In der Lehre von *Kettensätzen* wird, (wo man es nicht suchen sollte) *Decimalrechnung* empfohlen, auch die Uebersicht der Hauptwendungen, welche man dabey kennen mufs, sogleich gegeben; zudem wird eine Tabelle mitgetheilt, welche den sächsischen Thaler in Decimalen von Groschen zu Groschen mit den dazwischen liegenden Pfennigen, enthält; wie auch noch weiter die Ausdrücke anderer oft vorkommender Brüche ebenfalls in Decimalen meistens mit 5 bis 6 Ziffern. Diese Arbeit ist sehr verdienstlich, und wir wünschen nur, dafs viele Arithmetiker den Rathschlägen des Vf. ein folgsames Gehör schenken mögen.

Ueber die Berechnung einfacher Posten, und die der *Agio's*, und des *Disconto* folgen hierauf viele praktische Zurechtweisungen, zum Theil auch Ausführungen mit Buchstabensätzen. Aber eine genügende Deutlichkeit vermissen wir dennoch auch in diesen Abschnitten. Durch Zusammenstellungen in Proportionssätzen erläutert der Vf. durchaus nichts, nach guter moderner Weise.

In der Lehre von Reduction der *Münzsorten* hat der Vf. hauptsächlich jungen Kaufleuten zu *Leipzig* oder in der Nähe nützliche Auskunft zu geben gesucht. Die Auseinandersetzungen über Wechselreductionen (im folg. Abschnitt) zeugen von vielem Fleifs, schwierige Fälle auszusondern; die Darstellung mit Buchstabenformeln S. 231 tritt aber sehr unvorbereitet ein, und ist gar nicht für angehende Rechner.

Sehr ungern haben wir gesehen, dafs der Vf. den Gebrauch der Logarithmen bey kaufmännischen Rechnungen S. 238 herunter setzen will. Seine Erinnerungen sind sehr einseitig. Die Bemerkung über die Vermeidung von Specialregeln S. 239 (unten) und dafs man doch Anfänger nicht so sehr damit belästigen solle, ist sehr gut angebracht.

Digitized by Google

Von Gewinn- und Verluſtrechnungen, Arbitragen und Commiſſionen wird im letzten Abſchnitt mit vielen Beyſpielen gehandelt.

In dem *Anhang* wird über die ſogenannte *Eilferprobe*, die in der That nicht die Aufmerkſamkeit verdienet, welche ihr manche gewidmet wiſſen wollen, einiges vorgebracht, das in gewöhnlichen Rechenbüchern doch nicht zu finden ſeyn dürfte. Hierauf folgen mercantiliſche Aufgaben zur Uebung; und am Schluſs iſt noch eine Tabelle angehängt, Frankfurter Carolins in Leipziger Wechſelgeld mit Diſconto zu verwandeln. Im Ganzen iſt viel Fleiſs auf dieſes Handbuch gewendet; auch Lehrer der Arithmetik werden manches daraus erlernen, was ſie bey ihrem Unterricht benutzen und anwenden können, wenn es gleich von dem Vf. ſelbſt in dieſem Buche nicht immer muſterhaft vorgetragen worden iſt.

Berlin, b. Hayn: *Lehrbuch der Arithmetik, enthaltend die Gründe der Rechnungsarten im gemeinen Leben, wie auch die Lehre von den Wurzeln und Logarithmen.* 1794. 136 S. 8. (10 gr.)

Der Vf., der ſich unter der Vorrede *Wagenführ* unterſchreibt, erklärt, dafs er dieſes Buch zunächſt für die Jugend, die er in den Anfangsgründen der Arithmetik unterrichten müſſe, geſchrieben habe, um ſich dadurch des zeitfpieligen Dictirens zu überheben. Es ſoll alſo keine Anweiſung zum Selbſtunterricht in dieſer Wiſſenſchaft, ſondern nur ein Leitfaden ſeyn, dem der Lehrer bey ſeinem Unterricht bequem folgen könne, und der die hieher gehörigen Rechnungsarten mit möglichſter Deutlichkeit und Kürze erkläre. Die weitere Ausführung, ſo wie die Erläuterung durch mehrere Beyſpiele (einige wenige werden auch hier gegeben) iſt dem Lehrer überlaſſen. Noch erinnert der Vf. dafs er kein Gelehrter von Profeſſion ſey, und entſchuldigt dadurch die etwanigen Mangel im Ausdruck. Indeſſen bedarf er einer Nachſicht in dieſer Rückſicht nur ſelten; mehr Lob aber verdient er in Anſehung der Behandlung der Sachen ſelbſt, von denen er ſich, wie man hieraus ſieht, eine gründliche Kenntniſs erworben hat. Unter der ungeheuern Menge von Rechenbüchern giebt es wenige, die mit gleicher Kürze ſo viel Richtigkeit verbinden. Doch iſt eben dieſe Kürze auch Urſache, dafs manches nicht ſo vollſtändig entwickelt iſt, als es der Genauigkeit wegen wohl ſeyn ſollte; z. B. der Begriff eines Bruchs, der hierdurch *eine Menge gleicher Theile der Einheit* definirt wird; die Multiplication und Diviſion der Brüche; der Begriff der Verhaltniſſe; der Unterſchied zwiſchen der ſogenannten geraden und verkehrten Regel de Tri, ſo wie überhaupt das, was von dieſen Rechnungsarten geſagt wird, zwar nicht unrichtig, aber doch nicht hinreichend iſt, ihre Beſchaffenheit vollkommen darzuſtellen. Bey der Intereſſenrechnung durch Hülfe der Logarithmen iſt der Fall, wo die Anzahl der Jahre, oder der Exponent geſucht wird, übergangen, wozu doch die Logarithmen gerade am wenigſten entbehrt werden können. Dieſer Mangel aber läſst ſich beym mündlichen Unterricht leicht erſetzen, und nach dem, was der Vf. hier geleiſtet hat, läſst ſich von ihm erwarten, dafs er ihm in ſeiner Praxis gewifs abhelfe, und ſich überhaupt durch gründlichen Unterricht in einer Sache, bey der ſo gedankenloſer Mechanismus ſo gemein iſt, der ihm anvertrauten Jugend recht nützlich beweiſe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Tubingen*, b. Schramm: *Scholia in librum II. Elementorum Euclidis*, praeſide *C. F. Pfeiderer* propoſita à Candidatis Magiſterii Philoſ. 1797. 42 S. 8. Unter dieſem Titel trägt Hr. Prof. *Pfeiderer* ſchätzbare Erläuterungen über das 2te Buch von Euclids Elementen vor. Es wird darin mit vieler Gelehrſamkeit gezeigt, theils auf wie verſchiedene Arten die Sätze Euclids ausgedrückt werden können, und von den angeſehenſten Geometern ausgedrückt worden ſeyen; theils werden verſchiedene Beweisarten für dieſelbe angeführt und geprüft, und der Zuſammenhang der Sätze anſchaulich gemacht; theils manche Folgerungen, insbeſondere auch in Rückſicht auf Rechtecke und überhaupt Parallelogramme von gleichem Umfang daraus gezogen; theils umgekehrte Sätze erwieſen; theils endlich die Gründe für Verwerfung oder Beybehaltung einzelner Sätze an dieſer oder jener Stelle, und ihrer Beweiſe, kritiſch unterſucht. Nach den 6 erſten Sätzen ſind hier gleich der 11te und 14te als Anwendungen des 5ten und 6ten, und dann noch der 7te und 8te Satz erläutert, dafs mithin ſetzt noch die 9, 10, 12, 13 übrig ſind. Der 1ſte Lehrſatz, von welchem der nächſtfolgende, wie auch hier gezeigt wird, nur unmittelbare Folgerungen, oder blofs beſondere Fälle ſind, könnte noch allgemeiner ſo ausgedrückt werden, dafs ſtatt der darin vorkommenden Summe von allen Abſchnitten einer Linie der Ueberſchufs der Summe einiger dieſer Abſchnitte über die Summe der übrigen geſetzt würde, wenn man ſagte: wenn von Linien A und B die eine, nämlich B der Ueberſchufs einer dritten C über eine vierte D iſt, und die Linien C und D in beliebig viele Abſchnitte getheilt werden; ſo iſt das Rechteck aus beiden Linien A und B gleich dem Ueberſchufs der Rechtecke aus der ganzen Linie A und jedem der Abſchnitte, in die C getheilt iſt, über die Summe der Rechtecke aus der Linie A und jedem der Abſchnitte, in die D getheilt iſt, und hierher liefsen ſich dann einige der folgenden Sätze noch unmittelbar herleiten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

RASTADT, b. Sprinzing: *Liſte des hohen Geſandtſchafts-Perſonals bey dem Reichs-Friedens-Congreſs zu Raſtadt.* — Zehnte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Gedruckt den 31 Jänner 1798. 4. (Zwey Bogen ohne Seitenzahl.) —

Ebendaſelbſt: *Liſte de. M. M. les Ambaſſadeurs et Envoyés, arrivés à Raſtadt pour le Congrès de l'Empire.* 8. (Janv. 10. 1798.) 1 Bogen.

Die Aufmerkſamkeit des gröſsern, und insbeſondere auch des literariſchen Publicums, iſt jetzt auf den Reichsfriedens-Congreſs in Raſtadt gerichtet, welcher auch den Künſten und Wiſſenſchaften Frieden und Einigung bringen, ſo wie er in politiſcher Hinſicht die neu entſtandenen Bündniſſe und Verhältniſſe auf dem feſten Lande befeſtigen ſoll. Vorzüglich concentrirt ſich dieſe Neugierde, vor der Bekanntwerdung der Reſultate von den Verhandlungen, auf das Perſonale. Zeitungs-Blätter aller Art, wie z. B. die *Hamburger Neue*, die Mainzer *National-Zeitung* u. ſ. w. haben durch biographiſche Anekdoten und Bruchſtücke den Heifshunger ihrer Leſer zu ſtillen geſucht, und Hr. *Poſſelt* entwirft in ſeiner *neueſten Weltkunde*, Charakteriſtiken der vorzüglichſten Geſchäftsmänner, von welchen die des Grafen *Metternich*, des Freyherrn *Albini* und der franzöſiſchen Geſandten *Treilhard* und *Bonnier*, ſchon im Jänner 1798 abgedruckt waren. Weniger für das Ausland, als für den geſellſchaftlichen Gebrauch am Friedensorte ſelbſt, wurde, ſobald die Deputation beyſammen war, eine Liſte der Geſandſchaften mit Anzeige der neu numerirten Wohnungen abgedruckt. Wie groſs das Bedürfniſs und die Nachfrage darnach war, mag man daraus abnehmen, daſs dieſe trockene Nomenclatur des Congreſs-Perſonale vom 1 December, 1797 bis Ende Jänners 1798, in *zehn* verſchiedenen Auflagen in deutſcher Sprache, und ſogar auch *einmal* in franzöſiſcher, von dem betriebſamen Hn. Hofbuchdrucker *Sprinzing* fortgeſetzt und erweitert wurden. Mangel an Tact, an Unterſtützung und an zweckdienlichen Bekanntſchaften verunſtalteten indeſs dieſe Verſuche durch mancherley Mangel — und wenn durch Erinnerungen die älteren Fehler verbeſſert wurden, ſo kamen gewöhnlich eben ſo viel neue hinzu. Gegen die Ordnung und die Reihen-Folge der Geſandtſchaften liefen insbeſondere ſo viele officielle Reclamationen ein, daſs kein anderer Maaſsſtab, als die Zeit der Ankunft, angenommen werden konnte. Noch in der zehnten Auflage blieb Schweden, Cisalpinien u. ſ. w. unter der allgemeinen Rubrik von Particulargeſandten, und was die Unvollſtändigkeit deutlich beweiſt, das Buonaparteſche Gefolge und die Cobenzliſche Geſandtſchaft wurde ganz ausgelaſſen.

Das *hohe* Geſandtſchafts-Perſonale, *der daſelbſtige* Congreſs, das *dahieſige* Schloſs geben überdem dieſer Liſte ein ſehr altfränkiſches, ſo wie der *Römer-Hof* ſtatt der *päbſtliche Stul*, der willkührliche Gebrauch und die Wiederholung des Excellenz Titels, u. ſ. w. ein höchſt undiplomatiſches Gewand. In der franzöſiſchen Ueberſetzung artet es ſogar in das Groteske aus, wo z. B. die *Cancelliſtes*, die *Conſultants du Magiſtrat* (Rathsconſulenten), *Conſeiller du Directoire*, (Kreisdirectorialgeſandte v. Dohm), *l'ambaſſadeur du Prince de Linange* etc. aufgeführt, die Wild- und Rheingrafen durch *Comtes ſauvages* überſetzt oder die Liguriſchen Geſandten wie im Congreſsblatt, als *Lykurgiſche* angekündigt ſind. Von irgend einer biographiſchen oder ſonſt zweckmäſsigen Erläuterung findet man gar keine Spur, daher denn auch z. B. die Nürnbergiſche Oberpoſtamts-Zeitung den bey der Badenſchen Geſandſchaft angeſtellten Hofrath *Poſſelt* mit ſeinem Neffen, dem Schriftſteller, verwechſelt und auf des letztern Zeitung ſich als auf ein officielles Blatt berufet.

Und doch hätte ein Verzeichniſs, in welchem jede Hauptgeſandtſchaft wenigſtens einen als Staatsmann, als Unterhändler oder als Schriftſteller bekannt gewordenes Mitglied zählet, und in welchem Generale, und Staats-Miniſter, Profeſſoren und praktiſche Geſchäftsmänner, oder, wie Hr. *Poſſelt* bey Veranlaſſung der ſich in Raſtadt zu Schau ausſtellenden Rieſinn ſagt, ſo viele *groſse und kleine Männer* ſich an einander reihen, wohl eine vollſtändige genaue ſyſtematiſche Zuſammentragung verdient.

Wir glauben daher unſern Leſern, ob es gleich eine Abweichung vom Hauptzweck des Inſtituts iſt, — einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir in möglichſter Kürze ein höchſt mühſam verfertigtes Verzeichniſs dieſer Art liefern, das mit dem oben angeführten nichts als den Namen gemein hat, und auch in der weiteſten Ferne eine anſchauliche Kenntniſs des Perſonale giebt. Es iſt nämlich nicht nach zwey Hauptrubriken, ſondern nach *ſechs* Claſſen ſtaatsrechtlich ſo geordnet, daſs unter einer vollſtändigen Ueberſicht zugleich der Zweck und die Legitimität des Aufenthalts daraus erhellet. Bey den *Particular-Abgeordneten* iſt der Tag der Vollmachts-Uebergabe an das Reichs-Deputations-Directorium, oder der ſogenannten *Legitimation*, ſo wie bey den übrigen die Zeit der Ankunft, angedeutet, woraus man die

succeſſive Bildung des Congreſſes abnehmen kann. Neben einigen kurzen Notizen hat Rec. vorzüglich die vorherigen Anſtellungen ſowohl bey dem Reichstage in Regensburg, als bey dem Congreſſe in Hildesheim, oder in Baſel und Paris bemerklich gemacht, um zu zeigen, wie viel und was für neueſte Geſchäfts-Routine zugleich mit nach Raſtadt geführt wurde. Ein anderer Rückblick iſt die Qualität des Schriftſtellers, welche auf dem Verzeichniſſe mit dem Anfangs-Buchſtaben des Autor-Titels bezeichnet iſt. Die Wohnung iſt aber nur allein bey dem Schloſſe angegeben, als ein Wink, wie viele dieſes herrliche Markgräfliche Gebäude faſst, und zu der Unterkunft der Geſandtſchaften beyträgt. —

Verzeichniſs des in Raſtadt ſich befindenden Geſandtſchafts-Perſonals bey dem Reichs-Friedens-Congreſſe.

I. *Paciſcirende Theile.*

1) ***Kaiſer und Reich.***

A. Kaiſerliche Majeſtät, als Reichsoberhaupt.

Dieſe Geſandtſchaft wohnt im Schloſſe.

Hr. Franz Georg Karl, des h. r. R. Graf von *Metternich-Winneburg* und *Beilſtein*, kaiſerl. wirklich geheimer Rath, Kämmerer, Ritter des goldenen Vliefses, des königlich ungariſchen St. Stephanordens Groſskreuz, kaiſerlicher Botſchafter und Bevollmächtigter zum R. F. Congreſſe.

Hr. Botſchaftsrath *Schraut* (bey der K. Geſandtſchaft in Berlin.)

Hr. Botſchafts-Secretär von *Blenl* (ehedem Feldkriegscanzleydirector) (wird noch vergeblich erwartet.)

Hr. Botſchaftspubliciſt, auch fürſtl. ſtrasburg. Hofrath von *Blum*, (als Schriftſteller bekannt.)

Drey geheime Reichshofkanzleyofficialen- und Botſchafiskanzelliſten, *B. Marx*, *J. Ph. Dilg*, *L. Schwarzhuber*.

Hr. geh. R. H. Kanzleyrolliſt *Schonner*.

2) ***Reichsdeputation.***

a) *Kur-Mainz.*

Wohnen im Schloſs.

Hr. Directorialgeſandte Reichsfreyherr von *Albini*, Kur-Mainz. Hofkanzler, Staats- und Conferenzminiſter.

Als Legationsſecretäre.
- Hr. Hof- und Regierungsrath Freyherr von *Munch*.
- Hr. Hofrath v. *Zurweſten*.
- Hr. Hofrath *Nau* (iſt nach Mainz zurückgegangen.)
- Hr. Legationsſecretär *Otto*.

Hr. Kammerſecretär *Länger*, als Legationsregiſtrator.

Als Legationskanzelliſten.
- Hr. geheimer Kanzliſt *Krämer*.
- Hr. Regierungskanzliſt *Kilian*.

b) *Kur-Sachſen.*

Hr. Conferenzminiſter und wirklicher geheimer Rath, Graf von *Loben*.

Hr. Hof- und Juſtizrath, auch Kanzleydirector *Gunther*, (der Völkerrechts-Schriftſteller.)

Hr. geheimer Secretär *Schmidt*, als Legationsſecretär.

Herren geheime Kanzliſten *Nagel*, *Wolf* und *Geiſsler*.

Zur Geſandtſchaft gehören ferner:

Hr. Kammerherr Graf von *Einſiedel*.

Hr. Kammerherr Graf von *Schulenburg — Klofterrode*.

Hr. Hof- und Juſtizrath *Seyfs* von *Pilſach*, genannt *Lauka*.

Hr. Lieutenant Graf von *Loben*, Sohn des Miniſters.

c) *Oeſtreich.*

Wohnen im Schloſs.

Hr. Graf von und zu *Lehrbach*, k. k. Kämmerer, wirklicher Geheimerrath, auch des Maltheſer- und königl. ungariſchen St. Stephansordens Groſskreuz.

Hr. Legationsrath von *Trautphans*.

Hr. Legationsſecretär *Schiellein*.

— — — *Einſch.*

d) *Bayern.*

Hr. *Maximilian* Reichsgraf von *Preyſing*, wirklicher Geheimerrath und Capitular des St. Georgſtiftes.

Hr. *Karl* Reichsgraf von *Preyſing*, Kämmerer, Hof- und Hofkammerrath; des Maltheſerordens Ehrenritter, als Geſandtſchaftscavalier.

Es ſind beygegeben.

Für die Bayeriſch-Oberpfälziſch- und Neuburgiſche Lande: Hr. Revisions- und Legationsrath von *Branka*.

Für die Kurpfalziſchen Lande:

Hr. Regierungsrath und Profeſſor des Staatsrechts zu Heidelberg, *Zentner* (A)

Hr. Regierungsrath von *Schlemmer*.

Kurfürſtl. wirklicher Rath und Geheimerſecretär, Hr. *Heeſer*.

Hr. v. *Pallhauſen*, Geheimregiſtrator.

Hr. Secretär *Mayers*.

Hr. v. *Mieg* Secretär.

Hr. Bauſecretär *Holzer*.

Für die Jülich- und Bergiſchen Lande:

Freyherr von *Hompeſch*, Kurpfälziſcher geheimer Rath.

Hr. *Schenk*, Jülich- und Bergiſcher Militärökonomierath (A)

Hr. Geheimerſecretär *Robens*.

Wegen Bergen-Op-Zoom und den übrigen Niederländiſchen Herrſchaften:

Hr. von George, Kurpfalzbayriſcher wirklicher Geheimerrath.

Anmerkung. Der Hr. Hofgerichtsrath *Reichert* und deſſen Sohn muſste auf franzöſiſches Verlangen von der Geſandtſchaft abtreten.

Digitized by Google

c) *Hes-*

e) *Würzburg.*

Der Domherr Hr. Graf v. *Stadion*, Bevollm.
Hr. Baron v. *Ritter* } Gesandtschaftscavaliers.
Hr. Baron v. *Reigersberg.* }
Hr. Hofrath und Professor *Sambaber*, Legationsrath (A)
Hr. Hofrath und Legationssecretär *Oehninger.*
Hr. geheimer Kanzley- und Legationsregistrator *During.*

f) *Herzogthum Bremen (Hannover.)*

Hr. Baron von *Reden*, Kurbraunschweig-Lüneburgischer Plenipotentiarius, geh. Kriegsrath, und an den k. preufsischen Hof ernannter Minister, wegen des Herzogthums Bremen, (war auch in Hildesheim.)
Hr. Hof- und Kanzleyrath und Professor von *Martens* (A)
Hr. von *Schwarzkopf*, Ministerresident bey dem Kur- und Oberrheinischen Kreise (A)
Hr. Baron v. *Bothmer*, Kammerjunker, Gesandtschaftscavalier.
Hr. Legationssecretär *La Grange.*
Hr. *Wagner*, Legationskanzlist.

g) *Hessen-Darmstadt.*

(Alternirt mit Baden.)

Hr. Staatsminister Freyherr von *Gotzert* (A)
Hr. Regierungsrath *Lichtenberg*, Legationssecretär.
Hr. Secretär *Bast.* (A)
— — — *Haberkorn.*

Zur Gesandtschaft traten hinzu.
Hr. Regierungsrath *Strecker*, als Particular-Abgeordneter Bevollmächtigter in den Angelegenheiten des Hessen-Darmstädtischen Hofes.
Hr. Regierungsrath *Kappler*, (war in Basel.)

h) *Baden.*

(Alternirt mit Hessen-Darmstadt.)

Hr. Staatsminister Freyherr von *Edelsheim.* Erster Subdelegirter.
Hr. Geheimerrath *Meier.* Zweyter Subdelegirter.
Hr. Hofrath und geheimer Secretär *Posselt*, Sen. als Legationssecretär. (*Oheim* des Schriftstellers.)
Hr. *Muller*, Secretär und geheimer Kanzlist.

i) *Reichsstadt Augsburg.*

Hr. Geheimerrath von *Pflummern*, (aus Biberach.)
Hr. Rathsconsulent *Schmidt.*
Hr. Gesandtschaftssecretär *Lang.*
Hr. Kanzlist *Deifsler.*

k) *Reichsstadt Frankfurt.*

Hr. Schöff und Kreisgesandter v. *Gunderrode.*
Hr. Schöff Dr. *Schweizer.*
Hr. Hofrath *Hofmann*, als Legationssecretär (A)
Hr. Kanzlist *J. Z. Ravenstein*, (aus Wetzlar.)

l) *Französische Republik.*

Bürger Napol. *Buonaparte*, Präsident der Gesandtschaft, und erster bevollmächtigter Minister. (Seit dem 2 Decemb. in Paris abwesend.)
Bürger *Joh. Baptist. Treilhard*, zweyter bevollmächtigter Minister.

m) *Französische Republik.*

Bürger *Bonnier d'Arco*, dritter bevollmächtigter Minister (A)
Bürger *Rosenstiel*, Secretär der Gesandtschaft.
Bürger *Fauvelet-Bourrière* und *Camille Perret*, Legationssecretäre des G. *Buonaparte.*
Die Bürger *Marmont*, *Junot*, *Durook*, *Lavallet*, *Sulkowsky* (von der polnischen Familie dieses Namens) Adjutanten des Generals *Buonaparte.*
Bürger *Berteillot*, Privatsecretär des Ministers *Treilhard.*
Bürger *Bilger*, Privatsecretär des Ministers *Bonnier.*

II. Legitimirte Particularabgeordnete.

1. Aus dem Kur-Collegio.

a) *Kur-Trier*, legitimirt seit dem 5 Decb. 1797.

Hr. Domdechant und geheimer Rath, Graf von *Kesselstadt.*
Hr. Hofrath *Rudermacher* (negociirte in Paris.)
Hr. Hofrath *Sontag.*
Hr. Secretär *Reifferscheid.*

b) *Kur-Köln und Hoch- und Deutschmeister*, legitimirt dem 5 Decemb. 1797 für das Deutschmeisterthum und den 12 Decemb. interimistisch für die Kur.

Der regierende Hr. Reichsgraf von *Erbach-Schönberg*, Hr. zu Breuberg, etc. des deutschen Ordens Ritter, Commenthur und Statthalter zu Mergentheim.
Hr. Geheimerrath und residirender Minister am k. k. Hof, Gottfried von *Ulrich.*
Hr. Hof- und Regierungsrath, auch Hof- und Appellationsgerichts-Comissär *Buchem* nebst dem Kanzlisten *Hermens.*
Hr. Hof- und Regierungsrath *Kibsé.*
Hr. Legationssecretär *A. Handel.*
Hr. Legationskanzlist, *F. Hörner.*
Hr. Regierungsrath *Weber*, Privatsecretär bey dem Reichsgrafen von *Erbach.*

c) *Preussen, qua Kur-Brandenburg*, legitimirt seit dem 29 Decemb. 1797 bey der Reichsdeputation und durch besondere Vollmachten bey der französischen Gesandtschaft.

Hr. Graf *Schlitz* genannt von *Görtz*, wirklicher geheimer Staats- und Kriegsminister, *grand-maitre de la garderobe*, Reichstagsgesandter, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens, als erster Bevollmächtigter.
Hr. Freyherr von *Jacobi-Klöst*, aufserord. Gesandter und bevollmächtigter Minister am Grofsbrittannischen Hofe, als zweyter Bevollmächtigter.
Hr. von *Dohm*, Gesandter am Niederrheinisch-Westphälischen Kreise und bevollmächtigter Minister am Kur-Kölnischen Hofe, als dritter Bevollmächtigter (war Condirectorialis, beym Congresse in Hildesheim. A)
Hr. Graf von *Bernstorff*, Kammerherr und Legationsrath.
Hr. Graf von *Finkenstein*, Legationsrath (Enkel des Cabinetsministers.)
Hr. von *Jordan* (nach Lissabon als Legationssecretär bestimmt.)

c) *Preu-*

c) *Preufsen, qua Kur-Brandenburg.*

Hr. von *Montelay*, Rath- und Lehenprobſt in Wien, als Legationsſecretär.
Hr. geheimer Archivar *Long* aus Baireuth, als Legationsſecretar (A)
Hr. geheimer Secretär *Bever* aus Anſpach, als Legationsſecretär.
Hr. Hofrath *Hoffelein* aus Stuttgard, (unter dem Schutze der Geſandtſchaft.)
Hr. Secretär *Horn*.

Anmerkung. Die fünf übrigen Kurhöfe ſitzen in der Deputation.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göſchen: *Predigten mit Hinſicht auf herrſchende Fehler und Bedürfniſſe unſers Zeitalters.* 1797. 320 S. 8.

Unter der groſsen Menge von Predigten, die mit jeder Meſſe zum Vorſchein kommen, zeichnen ſich die vor uns liegenden auf eine vortheilhafte Weiſe aus. Sie ſind dem gegenwärtigen Zeitalter ganz angemeſſen, und es iſt in denſelben auf *jetzt* herrſchende Fehler, oder vergeſſene Wahrheiten durchgängig Rückſicht genommen worden. Der Vf. hatte ſich anfänglich vorgenommen, ſich in der Vorrede über die Popularität, die er ſeinen Predigten zu geben verſucht hat, ausführlich zu erklären. Da aber neuerlich ein vortrefflicher Aufſatz über die *Popularität* von *Garve* erſchienen iſt, ſo begnügt er ſich nur ein paar Worte für Prediger an Stadtgemeinden beyzufügen. Rec. mufs den hier aufgeſtellten Grundſätzen ſeinen Beyfall geben, und freuet ſich, dafs ihnen der Vf. durchgängig treu geblieben iſt. Damit die Leſer einigermafsen wiſſen, was ſie in dieſer Sammlung zu ſuchen haben, ſo wollen wir den Inhalt dieſer *zwölf* Predigten kürzlich anzeigen: I. *Was eine Gemeinde von einem Lehrer des Chriſtenthums in Anſehung des öffentlichen Unterrichts verlangen darf.* Eine Antrittspredigt, (wie Rec. weifs, in einer Stadt, und vor einem aufgeklarten Auditorium gehalten,) über 1 Kor. 3, 11—13. Da ſich der Vf. in dieſer Predigt ziemlich ausführlich über die Foderungen erklärt hat, welche man an den Prediger in Anſehung des Inhalts ſeiner Kanzelvorträge machen kann; ſo wird es dem Rec. erlaubt ſeyn, einige Augenblicke dabey zu verweilen. Eine chriſtliche Gemeinde darf von ihrem Prediger erwarten: 1) *dafs er keinen andern Grund lege, als der von Chriſto gelegt iſt.* — Aber die Zuhörer dürfen dieſe Foderung nicht übertreiben. Sie dürfen nicht verlangen, dafs er ſich an die *Ausdrücke* und *Vorſtellungsarten* der heiligen Schrift aufs genaueſte binde, und dafs er menſchliche Zuſatze und Deutungen, welche vielleicht in ihren Augen einen hohen Werth haben, zu der Lehre Jeſu rechne. Dies wird mit paſſenden Beyſpielen erläutert, und mit einleuchtenden Gründen belegt. 2) Die Zuhörer dürfen fodern, *dafs der Lehrer auf den von Jeſu gelegten Grund fortbaue*, d. h. dafs er die Lehren unſers Heilandes, welche oftmals in der Schrift nur kurz, nur gelegentlich, angeführt werden, weiter entwickle; die Folgen, welche ſich daraus auf eine natürliche Weiſe ergeben, darſtelle; die Beweiſe, welche aus andern Stellen der heiligen Schrift und einem vernünftigen Nachdenken, oder aus der Geſchichte und Erfahrung geführt werden können, ſammle und vorlege. Dieſes wird ſehr gut ausgeführt, und auf den gegenwärtigen Fall angewendet. 3) Können Zuhörer von ihrem Lehrer verlangen, *dafs ſich ſein auf Jeſu Lehre gegründeter Unterricht durch die Erfahrung als heilſam beweiſe.* — Von den übrigen Predigten führen wir nur die Hauptſätze an. II. *Von der ungegründeten Klage, dafs man nicht Zeit habe, etwas für die Ausbildung ſeines Geiſtes zu thun.* Am 2ten Sonnt. nach Trin. über das Ev. Luc. 14, 16—24. III. *Wem erhält das Geſtändniſs, vor Gott geſündiget zu haben, wahren Werth?* Eine Bufstagspredigt über Luc. 15, 18. 19. IV. *Was giebt es in unſerm Zeitalter für Verſuchungen, das Bekenntniſs des Chriſtenthums zu verlaſſen?* Eine Bufstagspredigt über Heb. 4, 14. V. *Wie viel bey unſern Wohlthaten darauf ankomme, dafs wir ſie zur rechten Zeit und auf die rechte Art austheilen.* Ueber das Ev. am Sonnt. Lätare, Joh. 6, 1—15. VI. *Von der ſtrafbaren Gleichgültigkeit gegen fremder Leben.* Eine Katechismuspredigt über das 5te Gebot. VII. *Wodurch ſich ein chriſtliches Volk auszeichnen mufs.* Eine Bufstagspredigt, über 1 Pet. 2, 9. VIII. *Von der verkehrten Sinnesart vieler Menſchen, Kleinigkeiten als wichtige Dinge, und wichtige Dinge als Kleinigkeiten zu behandeln.* Eine Paſſionspredigt über Joh. 19, 17—22. IX. *Von der weiſen Benutzung des Gegenwärtigen.* Ueber das Evangelium am 15ten Sonntage nach Trin. Matth. 6, 24—34. X. *Was iſt von den Aeuſserungen der Menſchenliebe bey denen zu halten, die kein Beſtreben zeigen, ihre Angehörigen glücklich zu machen?* Ueber Gal. 6, 10. XI. *Eine Ermahnung, die Belehrungen nicht zu überſehen, welche uns Gott durch die Zeitbegebenheiten ertheilet.* Eine Bufstagspredigt über Hebr. 3, 7. 8. XII. *Wie ſorgfältig wir uns zu hüten haben, dafs wir die Aufklärung unſers Zeitalters nicht verdächtig machen.* Am Reformationsfeſt über Röm. 14, 16. Dieſe Hauptſätze ſind gut ausgeführt, und es kommen bisweilen freymüthige, aber mit der nöthigen Behutſamkeit vorgetragene Aeuſserungen vor, z. B. in der Reformationspredigt. — Der Vf. dieſer Predigten hätte ſich nicht ſchämen dürfen, ſeinen Namen auf den Titel zu ſetzen; denn ſie machen ſeinen Einſichten in jedem Betracht Ehre.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

RASTADT, b. Sprinzing: *Liste des hohen Gesandtschafts-Personals, bey dem Reichs-Friedens-Congress zu Rastadt etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

(II. *Legitimirte Particularabgeordnete.*)

2. Aus dem Fürstenrathe.

a. Geistliche Fürsten *).

a. *Speier*, legitimirt seit dem 5 Dec. 1797.	Freyherr von *Hompesch*, der Domstifter Speier und Eichstädt, und des Ritterstifts Odenheim Capitular. (Sohn des kurpfälzischen dirigenden Ministers in Jülich und Berg). Hr. Hof- und Regierungsrath *Oehl*, Gesandschaftsrath. Hr. *Dolhofen*, geheimer Kanzlist, als Secretär.
b. *Hochstift Strasburg*, legitimirt seit dem 20 Jänner 1798.	Hr. Reichsgraf von *Truchsess-Wurzach*, Domprobst. Hr. Max. Reichsgraf von *Königsegg-Rothenfels*, Domcapitular von Köln und Strafsburg; erster Bevollmächtigter. Hr. Anselm *Marschall*, Abt von Maurus Münster, zweyter Bevollmächtigter. Hr. Hartmann von *Eggs*, Pfarrer zu Benfelden, geistl. Rath, dritter Bevollmächtigter. Hr. *Mez*, fürstl. Legationsrath und Domcapit. Consulent. Hr. *Winum*, Secretär.
c. *Trient*, legitimirt seit dem 4 Jänner 1798.	Hr. Geheimerrath von *Zwakh*.
d. *Hochstift Basel*, legitimirt seit dem 18 Dec. 1797.	Freyherr von *Ligerz*, Domherr zu Basel. Erster Abgeordneter. Hr. von *Billieux* v. Ehrenfeld, Geheimerrath. Zweyter Abgeordneter. Hr. *Schumacher*, Hofrath und Conferenzsecretär. Dritter Abgeordneter.
e. *Luttich*, legitimirt seit dem 10 Dec. 1797.	Hr. Staatsminister und Grofskanzler, Graf von *Méan* und *Beaurieux*, des Domstifts Luttich Capitular. (Bruder des Fürstbischofs). Hr. Freyherr v. *Othée*, Geheimerrath und Gesandter beym niederrheinischen und westphälisch. Kreise. Zweyter Abgeordneter. Hr. von *Gretzmullern*, Legationssecretär.
f. *Johannitermeister zu Heitersheim*, legitimirt seit dem 15 Dec. 1797.	Freyherr von *Pfirt*, Maltheserordens Grofsbailli und Commenthur zu Hohenrhein in der Schweiz. Freyherr von *Truchsess*, Maltheserordens Grofskreuz und Commenthur zu Halle in Schwaben. Hr. Alb. J. von *Ittner*, Geheimerrath und Hofkanzler zu Heitersheim. Hr. Chevalier *Dubrau*, Legationsrath (in Frankreich geboren). Hr. *Bumuller*, Legationssecretär.

Anm. Das übrige in der *zehnten* Liste bey Sprinzing hinzugefügte Personale gehört nicht hieher.

g. *Prior und Kapitel der gefürsteten Abteyen Stablo und Malmedy*, legitimirt seit dem 12 Jänner 1798.	Hr. Geheimerrath, Baron von *Othée*. (Siehe Lüttich).
h. Aus dem rheinischen Prälatencollegio. Gefürstete Aebtissinn zu Essen und Thorn, und sodann das Kapitel zu Thorn insbesondere, (legitimirt seit dem 15 Dec. 1797).	Hr. Hofrath *van den Schoor*, Hofrath und Obervoigt.

b. Weltliche Reichsstände.

Anm. Man wird unter den altfürstlichen Häusern Braunschweig-Wolfenbüttel, die Sachsen-Ernestinischen und etwa Oldenburg vermissen; diese haben aber so wie die fehlenden Neufürstlichen Correspondenten (s. Nr. V.).

A) *Meklenburg-Schwerin* legitimirt den 9 Jänner 1798.	Hr. geheime Rath und Staatsminister, Graf von *Bassewitz*, (in Hildesheim anwesend). Hr. Hofrath *Gumpelzhaimer*, (aus Regensburg) (A)
B) *Würtemberg*, legitimirt den 4 Dec. von Seiten des seitdem verstorbenen und den 24sten von Seiten des jetztregierenden Herzogs.	Hr. geheime Rath v. *Mandelslohe*. Erster Bevollmächtigter. Hr. Regierungsrath *Wekherlin*. Zweyter Bevollmächtigter. Hr. Legationscommissär *Parrot*, (aus Mümpelgard). Hr. Legationssecretär *Volz*.

c) *Hessen*

*) Bis jetzt fehlen noch Particularabgeordnete von Salzburg, Constanz, Hildesheim und Paderborn, von Passau, Regensburg und Freysing und von Fulda. Von Prälaten sind einzelne da; und für Bamberg sorgt Würzburg, das in der Deputation sitzt.

Digitized by Google

C) *Heſſen - Caſſel*, legitimirt den 3 Februar 1798.

Hr. Staatsminiſter Freyh. *Waitz von Eſchen*. (Negociirte in Baſel und Paris).
Hr. Kriegsrath *Kopp*, Legationsſecretär. (Ehedem in Paris).
NB. Die *Heſſen - Rheinfels - Rotenburgſchen* Angelegenheiten beſorgt Hr. Kanzleydirector v. *Langen* (ohne legitimirt zu ſeyn).

D) *Dänemark wegen Holſtein*, (legitimirt den 5 Jänner 1798).

Hr. *Niels von Roſenkranz*, Kammerherr und Geſandter in Berlin.
Hr. Legationsrath, Profeſſor v. *Eggers*, aus Copenhagen (A).
Hr. Regierungsaſſeſſor, Baron von *Eyben*, als Legationsſecretär, (Sohn des Kanzlers in Glückſtadt, war auch in Hildesheim).

E) *Aremberg*, legitimirt den 3 Febr. 1798.

Hr. Geheimerrath v. *Zwanziger* Löwenſtein - Werthheimiſcher und Caſtellſcher Abgeordneter bey der fränkiſch. Kreisverſammlung (Negociirte in Paris).
Hr. Legationsrath v. *Zwanziger*, ſein Sohn.

F) *Hohenzollern - Sigmaringen*.

Der regierende Fürſt von Hohenzollern - Sigmaringen, *Anton Aloys* in Perſon (am 1 Febr. abgereiſet).
Hr. Hofrath *Geſsler*, als Abgeordneter, (legitimirt am 29 Jänner 1798.)

G) *Salm - Salm*, legitimirt den 9 Dec. 1797.

Hr. Geheimerrath und Kanzleydirector von *Noel*. (Negociirte in Paris).
Hr. Legationsſecretär *Noel*.

H) *Salm - Kyrburg*, legitimirt den 20 Dec. 1797.

Hr. Geheimerrath von *Zwackh*.
Hr. Legationsſecretar D. *Dambmann*.

I) *Naſſau*, Geſamthaus, legitimirt den 8 Dec. 1797.

Hr. Regierungspräſident, Freyherr von *Kruſe*, (in Naſſau - Uſingenſchen Dienſten).
Hr. Legationsſecretär von *Neurath* (Sohn des Kammergerichtsaſſeſſors).
Insbeſondere für Naſſau - Hadamar und Dillenburg —
Hr. Geheimerrath von *Paſſavant-Paſſenburg*.
Hr. Domänenrath *Tollius* (A).
Hr. Legationsſecretär v. *Schenk*. (Negociirte unter ſeinem Oheim in Paris).

K) *Fürſtenberg*, legitimirt den 23 Dec.

Hr. geheime Rath *Kleyſer* von *Gleysheim*.
Hr. Hof - und Regierungsrath *Merlet* (wiederum abgereiſet).
Hr. Rath von *Held*, als Legationsſecretar.

L) *Thurn und Taxis*, legitimirt den 5 Dec.

Hr. geheime Rath und Reichs-Oberpoſtamtsdirector, Freyherr von *Prints-Berberich*, aus Frankfurt.
Hr. Legationsſecretär *Braun*.
Hr. Kanzliſt *Pittweyer*.

M) *Wetterauiſches Grafencollegium*, legitimirt den 5 Dec.

Der regierende Hr. Reichsgraf zu *Solms - Laubach* (Reichshofrath in Wien).
Hr. Geſandſchaftsſecretär *Meiſter*.

Von einzelnen Mitgliedern des wetterauiſchen Grafencollegiums.

a) *Solms*, leg. 20 Dec.

Hr. Geheimerrath von *Zwackh*. (Siehe Trient).

b) *Sayn-Wittgenſtein-Berleburg*.

Der regierende Fürſt, *Chriſtian Heinrich* in Perſon.

c) *Wild - und Rheingrafen*, (legit. d. 20 Dec.)

(Wie Solms.)

d) *Leiningen-Guntersblum*.

Die regierende Fürſtinn.
Der Erbprinz *Emich Karl* und ſeine Gemahlinn, geb. Gräfinn Reuß, in Perſon.
Hr. Regierungsdirector *Lang*, als Bevollmächtigter, (legitimirt d. 1 Dec.) Negociirte 1795 in Baſel.
Hr. Ph. *Strover*, Generalcaſſier.

N) *Schwäbiſches Grafencollegium*, legitimirt den 5 Dec.

Der regierende Herr Reichsgraf von *Sickingen*.
Hr. Geſandſchaftsſecretär *Hofſand*.

Von einzelnen Mitgliedern deſſelben:

a) *Fürſten und Grafen zu Oettingen*, legit. den 11 Jänner.

Hr. geheime Rath und Regierungspräſident von *Raoſch*. (Wiederum abgegangen).
Hr. Geheimerrath und Kreisgeſandter von *Belli*.
Hr. Regierungsaſſeſſor, D. *Stremſer*, als Legationsſecretar.
Hr. Baron von *Falkenſtein*, als Legationsſecretär.

b) *Graf von der Leyen und Hohen-Geroldseck*, legit. den 29 Dec. 1797.

Die Herren Räthe *Sejtz* und *Brixius*.

O) *Aus dem fränkiſchen Grafencollegio.*

Fürſten und Grafen von Löwenſtein - Werthheim, legitimirt den 21 Januar.

Hr. Geheimerrath und Kreisgeſandter von *Zwanziger*. (S. *Aremberg*).
Hr. Legationsrath von *Zwanziger*.

Hohenlohe - Waldenburg Bartenſtein, legitimirt den 8 Dec.

Hr. Geheimerrath *Duvaſoir*.

P) *Weſtphäliſches Grafencollegium.*
a. Katholiſchen Theils.

Hr. Clemens Graf von *Metternich - Winneburg*. (Aelteſter Sohn des kaiſerl. Bevollmächtigten). Legit. d. 28 Dec.

Hr. Kur - Cölln. Geheimerrath und Kanzleydirector Freyherr von *Hertwich*.
Hr. Regiſtrator *Morenhoffen*.

β. Proteſtantiſchen Theils, legitimirt d. 28 Dec.

Hr. Reichsgraf von *Solms - Laubach*. (Siehe wetterauiſche Grafen.)

Von einzelnen Mitgliedern:

a) *Fürſt von Wied-Runkel*.

Hr. Regierungsrath *Klum*, legitimirt d. 10 Dec.

b) *Fürſt*

Digitized by Google

b) *Fürſt von Anhalt-Bernburg - Schaumburg.*	Hr. Geheimerrath von *Zwackh*, leg. 20 Dec. (S. Trient). Hr. Legationsſecretär Dr. *Dumbmann*.
c) *Furſt von Ligne.*	Hr. Rath *Claus* (nicht legitimirt).

3. Aus dem Reichsſtädtiſchen Collegio.

a) *Lübeck,* (legitimirt den 19. Dec.)	Hr. Senator *Rodde.* Hr. Legationsſecretär *Carſtens.*
b) *Bremen,* (legitimirt den 17. Dec.)	Hr. Senator von *Groning.* Hr. Legationsſecretär *Pupe.*
c) *Hamburg.* (legitimirt 19. Dec.)	Hr. Syndicus D. *Doormann.* Hr. Legationsſecretär *Schade.*

Dieſe drey Reichsſtädte haben ihre Herren Abgeordneten auch insgeſammt am 5. Jänner 1798 für die *Hanſe* legitimirt. Letztere drey waren ſämmtlich bey dem Congreſſe in Hildesheim.

d) *Heilbronn.*	Hr. Senator *Schreiber.* Hr. Conſulent *Fluchsland.* legitimirt den 26. Decemb. Hr. *Orth.* Hr. *Schreiber.*

III. *Von auswärtigen Mächten.*

1) *König von Ungarn und Böhmen.*	Hr. *Ludwig* Graf von *Cobenzel*, Bothſchafter am ruſſiſch-kaiſerlichen Hofe und wirklicher kaiſerl. geheimer Rath (kam im Anfang des Decembers an — unterzeichnete den Frieden von Campo Formio). Hr. Major von *Murray* (als Courier). Hr. Legationsrath *Hoppél* (ehedem bey dem Grafen Mercy in Paris). Hr. Bothſchaftsſecretär *Butz.*
2) *Schweden.* (Kam am früheſten in der Mitte Novembers an.)	Hr. Generalmajor und Kammerherr Graf von *Ferſen* (mit dem Bothſchafterdiplom). Hr. Comitialgeſandter von *Bildt*, als bevollmächtigter Miniſter. Hr. von *Schorbing* als Bothſchaftsſecretär (aus Regensburg).
3) *Ciſalpiniſche Republik.* (Im December angekommen.)	Bürger (ehedem Graf) *Melzi d'Erile*, Mitglied des gran Conſiglio, bevollmächtigter Miniſter. Bürger *Copa*, Legationsſecretär.
4) *Bataviſche Republik.* (Im December 1797 angekommen.)	Bürger *Carl Ludwig Buch* (Landſchaftseinnehmer in Bentheim.)
5) *Schweizeriſche Eydgenoſſenſchaft.* (Mit Credentialen an die kaiſerliche, die königlich-preuſsiſche und an die franzöſiſche Geſandſchaft, ſo wie auch an den Herrn Markgrafen von Baden verſehen — Angekommen im Jänner 1798.)	Hr. *Peſtalozzi*, Mitglied des täglichen Raths zu Zürich. Hr. von *Tſcharner*, des ſouveränen und des geheimen Raths zu Bern Mitglied. Auch Profeſſor. Hr. *Meyer von Knonau*, aus dem Canton Zürich als Geſandtſchaftsſecretär. Hr. von *Haller* aus Bern als Geſandtſchaftsſecretär. (Enkel des groſsen Gelehrten. — Reiſete im Februar wiederum ab.)
6) *Der päbſtliche Stul zu Rom.* (Im Jänner 1798.)	Hr. Graf von *Turiozzi* (war als Bothſchaftsſecretär nach Paris beſtimmt).
7) *Liguriſche Republik.* (Anf. Februars 1798.) (Der in allen Ausgaben der gedruckten Liſte als Liguriſcher Geſandte benannte Bürger *Bertuccioni* kam nie nach Raſtadt, ſondern hält ſich in Paris mit Aufträgen jetzt auf. *)	Bürger *Boccardi*, bevollmächtigter Miniſter bey der franzöſiſchen Republik. *Louis Boccardi*, ſein Bruder, als Legationsſecretär.
8) *Graubündten.* (Seit dem Decemb. auf der Hin- und Herreiſe zwiſchen Kur, Paris und Raſtadt.)	a) Hr. *Planta.* b) Hr. *Sprecher.* c) Hr. *G. A. Vieli* (Abgeordnete.

IV. *Von Mittelbaren und Corporibus.*

1) *Würtembergiſche Landſtände.*	Hr. Regierungsrath und Landſchaftsconſulent *Georgi.* (Mit Einwilligung des regierenden Herzogs hier angeſtellt — Decemb. 1797.) Hr. *Gutſcher*, bey der Landſchaft Regiſtrator.
2) Evangeliſcher Kirchenrath und geiſtliche Güteradminiſtration in der Pfalz (December 1797.)	Hr. Hofrath *Höffelin* (ſ. Kurbrandenburg).
3) Landſtändiſcher Conſeſs im Breisgau. (Jänner 1798.)	Der Prälat der Abtey Schuttern, *Placidus*, kaiſerl. wirkl. geh. Rath.
A) Insbeſondere von der Ritterſchaft.	Graf von *Hennin.* Baron von *Andlau.*
B) von der Univerſität zu Freyburg.	Hr. Regierungsrath von *Jellenz* (wiederum abgereiſet.) Hr. Prorector Prof. *Martens.* Hr. Appellationsrath Prof. *Petzeck.* Hr. Syndicus D. *Leiner.*
C) von der gefürſteten Abtey St. Blaſii.	Hr. Hofrath v. *Schlichtinsfeld.*
4) Vom Duc de Looz et Coswaaren (jetzt nach Heſſen emigrirt).	Hr. Hofrath und Generalintendant *Franz Joſ. Pithon* (überreichte am 12. December 1797 ſeine Vollmacht bey dem Reichsdeputationsdirectorium.) Hr. *Rhebeck*, als Legationsſecretär.
5) Vom Duc de Croy. (Jänner 1798.)	Der Kurcölniſche geheime Rath Hr. v. *Hertwich* (ſ. oben weſtphäliſche Grafen).

V. *Correſpondenten und Geſchäftsträger, ſo nicht bey der Deputation legitimirt, ſondern an einzelne Canzleyen angewieſen worden.*

Sachſen-Weimar. (Jänner 1798.)	Hr. Legationsrath *Weylandt* (A).
Braunſchweig-Wolfenbuttel. (December 1797.)	Hr. Hofrath und Prof. *Häberlin* aus Helmſtadt (welches in öffentlichen Blättern von Braunſchweig aus widerſprochen worden) (A)
Reichsſtadt Reutlingen. Reichsſtadt Eſslingen.	Hr. Rath von *Schelhas.* Hr. Canzleyregiſtrator von *Neuendorf.*

*) Eben ſo wenig iſt der in der Sprinzingſchen Liſte als anweſend bemerkte Hr. Ritterhauptmann v. *Kerpen* bis jetzt in Raſtadt angekommen.

VI. *Hochfürſtlich badenſche Polizeycommiſſion.*

Cammerherr und Obervoigt von *Drais* (A)
Oberſtlieutenant von *Rabenau.*
Major von *Harrant.*

VII. *Als Reiſende.*

Hr. *Georg Wilhelm*, Erbgraf zu *Löwenſtein-Wertheim.*
Zwey Grafen von *Montjoye* (Frohberg).
Lord *Fife* (aus Schottland).
Hr. v. *Berlepſch.*
Graf von *Degenfeld-Schomburg*, vorher öſterreichiſcher Regierungsrath.
Bürger *Rivals*, franzöſiſcher Geſandter in Caſſel.
Regierender Fürſt v. *Reuſs-Lobenſtein.*
Vernon, Officier in engliſchen Dienſten.
Cammerherr von *Uechtritz* aus Stutgard.
Königl. däniſcher Geſandte von *Wächter.*
Graf *Hermann von Hohenzollern-Hechingen*, Nachfolger des Fürſten.
Hr. Baron von *Wieſenhütten* aus Frankfurt.
Hr. Juſtizrath v. d. *Buſche* aus dem Hannöveriſchen.
Cit. *Valabré* aus Strasburg.

An Damen:

Regierende Fürſtinn und Erbprinzeſs von *Leiningen-Guntersblum.*
Gräfinn v. *Löben* aus Dresden.
Frau v. *Reden* aus Hannover.
Fr. v. *Jacobi.*
Fr. v. *Dohm.*
Fr. v. *Kleuſſer* aus Donau-Eſchingen.
Fr. v. *Schwarzkopf* aus Frankfurt.
Fr. v. *Martens* aus Göttingen.

PAEDAGOGIK.

AMSTERDAM, b. de Vries: *Preisverhandelingen over de naturlike Opvoeding der Kinderen in de twee eerſte Jaaren van hun Leven.* 1797. 219 S. 8.

Es hatte die bataviſche Geſellſchaft zum Nutzen des Publicums die Preisfrage aufgegeben: „*worin beſtehet die beſte körperliche Erziehung der Kinder von ihrer Geburt an bis ſie zwey Jahre alt ſind?*“ Die Abhandlung des Hn. G. *Bakker*, Doctors der Medicin zu Enkhuiſen, erhielt den erſten Preis, und die von dem Hn. *J. Vitringa Coulon*, ausübendem Arzt in Leeuwarden, den zweyten. Beide haben die hieher gehörigen Schriften von *Ballexerd*, *van Doeveren*, *Roſenſtein*, *Deſeſſarts*, *Camper*, *Bikker* und andere mehr genutzt. Beide haben das, was man zum Beſten der jungen Kinder gleich von ihrer Geburt an in Anſehung ihrer Wartung, Kleidung, Nahrung, Bewegung und bey den gewöhnlichen Krankheiten thun ſoll, hauptſächlich für gemeine Frauen und Kinderwärterinnen deutlich zu machen geſucht; und ihre Arbeit entſpricht dieſem Endzweck ganz gut. Hr. *Coulon* hat ſeinen Unterricht in einem Geſpräche zwiſchen ein paar Aeltern und einem Arzt ertheilet. Beide haben die Einimpfung der Blattern angelegentlich empfohlen und die Vorurtheile dagegen gründlich widerlegt. Hr. *C.* redet von noch mehr Kinderkrankheiten als Hr. *Bakker.* Dieſer aber redet mit mehr Beſtimmtheit davon und iſt auch in der Heilung derſelben ausführlicher, als jener. Beide ſind zur Beförderung des Schlafs noch für ein gelindes Wiegen, und Hr. *B.* empfiehlt hierzu mit guten Gründen eine Art von Hangematten. Beide haben unſern *Campe* nicht geleſen, und ſtimmen doch mehrentheils mit ihm überein.

Nun noch etwas ausgezeichnetes von beiden. Hr. *B.* läſst nach den erſten zwey oder drey Tagen nach der Geburt auch im Winter kein Leinenzeug wärmen. Die Kinder ſollen an eine gewiſſe Zeit, an der Bruſt zu trinken, gewöhnt werden. Wenn eine Mutter ihr Kind nicht ſelbſt ſtillen kann, ſo ſchickt ſich für die Natur eines Kindes keine Nahrung beſſer, als Kuhmilch mit Waſſer vermiſcht, ungekocht und nur ein wenig gewärmt. Nach einigen Tagen thut man ein wenig Semmel dazu, und läſst die Milch immer kälter werden, bis ſie endlich ganz kalt iſt. Zur Veränderung kann man ihnen auch manchmal ein wenig Reis oder Grütze in Waſſer gekocht und mit Milch vermiſcht geben. Die Betten in der Wiege ſollen nicht mit Federn, ſondern mit Pferdehaaren oder Heu gefüllt werden. Man ſoll in Magenkrankheiten keine innerlichen Purgiermittel brauchen, ſondern vielmehr Klyſtiere. Gegen die Würmer wird ein Loth Wurmſaamen, ein halbes Loth Schwefelblumen und ſo vieles Honig, als erfodert wird, jenes zuſammen zu bringen, empfohlen. Hierauf wird eine Abführung durch Rhabarber und Honig verordnet, und dieſe Mittel, wobey auch des Morgens nüchtern ein Ueberguſs von Knoblauch mit Milch und Zucker getrunken wird, werden einige Tage wiederholt. Hr. *C.* trägt einen weitläuftigen Unterricht für die Geburtshelferinnen vor, und man merkt, daſs er die Schriften deutſcher Aerzte kennt. Gegen die Würmer will er auch hauptſächlich Wurmſaamen mit Honig brauchen, und zu gleicher Zeit verbindet er damit abführende und ſtärkende Mittel. Er gieſst nämlich ein Noſel Honigwaſſer über vier Loth Wurmſaamen, zwey Loth Orange Schaalen, ein halbes Loth Rhabarber und ein Loth Feilſpäne von Stahl, läſst es einige Tage bey gelinder Wärme ziehen, und giebt dem Kinde des Morgens einen Löffel voll. Es iſt lobenswerth, daſs beide Aerzte oft die Nothwendigkeit zeigen, ſo bald als möglich bey Kunſtverſtändigen Rath zu holen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Vossischen Buchh.: *Religion, eine Angelegenheit des Menschen.* 1797. 189 S. kl. 8. (10 gr.)

Man würde aus der philosophischen Popularität, aus dem ruhigen Gedankenflusse, aus der sanften Wärme des Ausdrucks, aus der Verwandtschaft vieler Ideen und ihrer Darstellungsart mit den Ideen in *den vertrauten Briefen, die Religion betreffend*, den ehrwürdigen *Spalding* als Vf. dieser wenigen, aber an Gehalt reichen Bogen errathen, wenn ihn auch das Gerücht nicht so bald bekannt gemacht hätte. Wahrscheinlich ist diese kleine Schrift des 84jährigen Greises, worin noch so viel Munterkeit des Geistes und eine so vertraute Bekanntschaft mit dem Bedürfnis des Zeitalters sichtbar ist, schon in recht vielen Händen. Dies darf uns indess nicht hindern, einige vorzüglich charakteristische Stellen auszuheben, und dadurch auch andre aufmerksam zu machen. „Ungezweifelt ist jedesmal dasjenige," heisst es S. 8 f. „wofür wir uns am ernstlichsten interessiren, in dem Maasse vernunftmässiger und achtungswürdiger, als es weniger Vergebliches in den Bestrebungen, weniger *Mangelhaftes* in der Befriedigung, weniger *Vergängliches* in dem Besitze bey sich führt, sondern sicher, genugthuend und dauerhaft ist. Dies fehlt aber, vermöge aller Erfahrungen, zu sehr bey willkürlich geschaffenen Bedürfnissen des äusserlichen Lebens, wie viel Gewicht ihnen auch die Einbildungskraft oder die Nachahmungssucht beylegen mag. Das einzige Feste und Zuverlässige muss also der bedachtsame Mensch in sich selbst, in der unveränderlichen Beschaffenheit und Einrichtung seines Wesens aufsuchen und vor allen Dingen, zur richtigen Leitung seines Sorgens und Strebens, im wahren Ernste sich selbst fragen: „was bin ich, als Mensch? Wohin geht meine ganze, ohne meine Willkür mir zugegebene Abzweckung? Was habe ich, nach den eben so unverkennbaren als unauslöschlichen Anlagen und Fähigkeiten dieser meiner Natur zu thun? Was habe ich dabey zu erwarten?" — Was uns dann aber bey der genauen Beobachtung unserer wesentlichen von der menschlichen Natur untrennbaren Anlagen als das Nächste aufstösst und bewusst wird ist der *Trieb zum Wohlseyn*; sodann aber etwas, das sein Ansehen und seine Obermacht mit noch stärkerer Kraft behauptet — *das grosse Grundgefühl der Moralität*, des ewig nicht zu verwirrenden Unterschiedes zwischen dem was *Recht* und *Unrecht* ist. Hieraus ergiebt sich dann „dass es uns als Menschen vor allen andern um Gründung, Befestigung und Erhöhung unserer moralischen Güte, und in der Uebereinstimmung mit dieser, um Selbsterhaltung und angenehmen Genuss des Lebens zu thun seyn soll. — Hier ist uns das eigentliche Feld unserer Geschäftigkeit geöffnet, unser obliegendes Tagewerk angewiesen. — Je näher unmittelbarer und natürlicher hieraus wieder ein weiteres Interesse erwächset, das eben jenem Hauptzwecke unsrer menschlichen Anlage zu statten kommt; je mehr irgend etwas dazu dient, unsere Gesinnung zu berichtigen, uns zu erheben und in dem einzigen wahren Sinn glücklicher zu machen: desto mehr ist es unserer anhänglichen Achtung werth, und desto mehr ehren wir auch wieder uns selbst durch den darauf gewandten ernstlichen Fleiss." (S. 29. 30.) — Das ist denn nun der Fall mit der „*Religion*, mit der *Anerkennung eines höchst vollkommenen Weltregierers in seiner Beziehung auf uns.* — Gotteserkenntniss und Gottesverehrung muss nothwendig dem denkenden Menschen interessant werden — — sobald er die verschiedenen Seiten kennen lernt, von welchen eine reine religiöse Denkart dem moralischen Gefühl mehr Wirksamkeit und Erleichterung, dem Verlangen nach Glückseligkeit mehr Aufmunterung und Sicherheit, also dem ganzen, einzig würdigen Zwecke der Menschheit mehr Unterstützung und Hülfe giebt." (S. 35.) — Auf eine vortreffliche, eindringende, herzerhebende Weise wird denn nun die Verbindung der Religion mit den grossen ursprünglichen Grundtrieben der menschlichen Natur gezeigt; wohin wir aber bey den engen Grenzen einer Recension dem Vf. nicht im Einzelnen folgen können, so gern wir auch die Hauptgedanken in der schönen Sprache des Vf. aushöben. So müssen wir auch übergehen, was sehr wahr und beredt von der ernsthaften Aufmerksamkeit und der ehrenvollen Achtung gesagt wird, welche der *Religion des Christenthums*, wie sie ursprünglich von Jesu für die Allgemeinheit der Menschen gelehrt ist, gebührt. S. 67 ff. — Woher kommt aber das Missverhältniss zwischen der Achtungswürdigkeit der Religion; und die gewöhnlich gegen dieselbe bewiesene Denkart und Verfahrungsweise? Darauf antwortet der Vf. S. 75 ff. „So unverantwortlich es schon immer ist, die auf Gott sich beziehenden Gedanken und Eindrücke, als etwas sehr Entbehrliches anzusehen, und sie keiner ernstlichen Theilnehmung des Herzens würdig zu achten, so hat man doch daran nicht genug gehabt, sondern auch, um so viel als möglich wirklichen Hass dagegen zu erregen, hier und da die weit empörendere Beschuldigung hinzugethan,

Digitized by Google

gethan, „dafs Religion überhaupt und an ſich, alle und jede Religion ohne Ausnahme, der Menſchheit durchaus ſchädlich ſey, und ihre Glückſeligkeit ſtöre.“ „Und S. 80. es ſoll,“ wie man vorgiebt, „die mit Empfindung geglaubte Beziehung auf die Gottheit lauter trübe niederdrückende Betäubung und kriechende Aengſtlichkeit in den Gemüthern verurſachen, und keinen Antheil an irgend einigem Genuſs irdiſcher Freuden verſtatten.“ S. 85. „Eine ernſthafte Richtung des Gemüths auf Gott,“ heifst es ferner, „und auf das, was noch künftig aus uns werden ſoll, feſſelt die Seele mit ihrer ganzen Aufmerkſamkeit ſo ſehr an das Ueberirdiſche, und an eine andere Welt, dafs ſie dadurch den Menſchen viel zu ſehr von der gegenwärtigen abzieht, und zu den Beſchäftigungen und Pflichten, die er ſich ſelbſt und andern ſchuldig iſt, untauglich macht.“ S. 87. „Endlich wird noch der Religion zur Laſt gelegt, „dafs ſie mit der ihr zuerkannten Wichtigkeit an ſo vielen Ketzerverfolgungen und Glaubenskriegen, an ſo vielem dadurch vergoſſenen Menſchenblute, und über die Erde verbreiteten Jammer, Urſache ſey.““ Das, was zur Widerlegung dieſer Einwürfe geſagt wird, iſt gewifs für jeden, der nicht vor allen Unterſuchungen über Religion, entſchloſſen iſt, ſie zu verwerfen, höchſt überzeugend; und die Beurtheilung des Benehmens der verſchiedenen Claſſen von Ungläubigen ſowohl, als von undenkenden Senſualiſten, und von kaltſinnigen, ſorgloſen Gläubigen, iſt ſo treffend, mit ſo viel Rückſicht auf die herrſchenden Geſinnungen in der Welt und den herrſchenden Ton in unſerer neueſten Literatur abgefafst, dafs ſie gewifs für jeden äuſserſt anziehend ſeyn wird. Von S. 142. an iſt von den Abwegen die Rede, auf welche manche bey der Achtung für die Religion gerathen können, wobey indeſſen „eine gewiſſe verworfene Gattung von Menſchen nicht mit in Anſchlag kommt, weil ſie in eine ganz andere Claſſe, als in die der Verirrten gehört, nämlich die Heuchler, dieſe Peſt für die Religion. Denn Bekehrung von planmäſsigen Heuchlern iſt wohl das vergeblichſte Unternehmen von der Welt.“ Man verwechſelt aber oftmals die Mittel zur Religion mit ihr ſelbſt. Das geſchieht nicht nur von denen, die ihre Religioſität in die Beobachtung äuſserlicher Andachtsübungen ſetzen, ſondern auch von ſolchen, die auf ausgebreitete Kenntniſs von religiöſen Gegenſtänden einen gröfsern Werth legen, als ihr zukommt. Nicht weniger nöthig iſt Vermeidung der Einſeitigkeit im Urtheil über die Aechtheit und den Werth religiöſer Empfindungen anderer.“ Der wärmſten Beherzigung werth iſt endlich, was der Vf. in dem letzten Abſchnitt von der Art ſagt, „wie vom Anfang an die religiöſen Begriffe und Lehren in die jugendlichen Seelen gebracht, und nachher auch darin unterhalten werden, und wie dieſes geſchehen ſollte? Möchte man endlich zur allgemeinen Ueberzeugung kommen, dafs nur nach der hier vorgezeichneten Methode aufrichtige Achtung für die Religion und merklicher Einfluſs derſelben auf Sittlichkeit und Glückſeligkeit befördert werden kann.“ S. 158. Sätze und Formeln, die auf das Gebiet der Auctorität als nothwendige Bedingungen der höchſten Glückſeligkeit, in beträchtlicher Menge zu glauben, im Gedächtniſſe zu behalten und zu bekennen, vorgelegt und eingeſchärft werden, ohne zugleich eine klare Einſicht ihrer nahen natürlichen Beziehung auf die unmittelbaren menſchlichen Grundtriebe zu verſchaffen, — die können unmöglich auf das Herz und die Empfindung den Eindruck machen, durch welchen allein hier der groſse Zweck zu erreichen iſt.“

Berlin, (ohne Anzeige des Verlegers): *Wahre Chriſtus Religion*, wie ſie ſich jetzt, auch ohne Glauben an Wunder und Weiſſagungen, an dem Gewiſſen der Chriſten und Nichtchriſten rechtfertigt und nie in der Menſchenwelt vergehen kann; mit Anmerkungen herausgegeben von *Johann Ernſt Schmidt*, Prediger zu Kruſſow in der Uckermark. Nebſt einem Schreiben des Hn. D. *Semmler*, über wahre Chriſtusreligion, chriſtliche Kirche und ſymboliſche Bücher etc. an den Herausgeber dieſer Schrift. 1794. XVI u. 320 S. 8. (20 gr.)

Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift war *das Geſpräch zwiſchen Jeſu und einem Ausländer*, von *Semmler*, in deſſen Beantwortung der Schrift des Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten: vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger. Hr. *S.* fand es für würdig, daſſelbe noch einmal abdrucken zu laſſen und mit einem Commentar zu begleiten, um es allgemein bekannter und gemeinnütziger zu machen. Dieſer Commentar iſt nun freylich etwas weitläuftig gerathen, und von hoher Declamation nicht ganz frey, beſonders S. 83 u. f. wo der Vf. ſich lange bey der unermeſslichen Gröſse des Reichs Gottes aufhält, und dazu auch alle unvernünftige und lebloſe Geſchöpfe rechnet, da doch nur von dem moraliſchen Reiche die Rede iſt, und bey dem, was der Ausländer ſagt, wo der Vf. glaubt, auch allezeit etwas beyfügen zu müſſen, wo es doch oft gar nicht nöthig iſt. Auch kann Rec. nicht in allem dem Vf. beyſtimmen, als S. 69. wo er das Wachsthum im inwendigen Menſchen zur Gründung geiſtiger Vollkommenheit aus der Erkenntniſs der Wahrheit und dieſe aus ſinnlichen Vorſtellungen und Neigungen herleitet. (Kant, deſſen Philoſophie Hr. *S.* mit vieler Sorgfalt ſtudiert haben will, ſagt gerade das Gegentheil.) S. 66. wo der Vf. meynt, dafs der Menſch gleich nach ſeiner Geburt dümmer wie das Thier ſey, (ſchwächer wohl und unbehülflicher, aber nicht dümmer,) und S. 120., wo der Vf. meynt, dafs die natürliche Religion nur für eine idealiſche aber nicht die wirkliche Menſchenwelt paſſe. (Alſo extra *eccleſiam nulla ſalus* und die tugendhaften Heiden haben dieſe mehr als natürliche Religion gehabt?) Aufserdem hat aber Hr. *S.* ſein Thema gut ausgeführt und beſonders einige Materien ſehr lichtvoll dargeſtellt, als S. 122. wie man die Geſchichte Jeſu auf der moraliſchen Seite zu betrachten habe, S. 150. von Jeſu als dem Sohne Gottes, S. 159. von der allmä-

Digitized by Google

ligen

ligen Verbreitung der Wahrheit, S. 180. von der Vergebung der Sünden. Das Refultat iſt: hier iſt mehr als Naturalismus oder als bloſse philoſophiſche Religion (in Abſicht auf locale den Zeiten angemeſſene Darſtellung, aber nicht den Geiſt der Lehre.) In dem angehangten Schreiben, das allerdings noch verdiente, dem Publicum mitgetheilt zu werden, lebt ganz der Geiſt Semmlers, und ſein Grundſatz von dem Unterſchiede der moraliſchen und kirchlichen Religion iſt auch hier kurz und kräftig dargeſtellt. Was der Vf. dabey über den Unterſchied von Geiſt und Buchſtaben, Lehre und Lehrform der chriſtlichen Religion und über den Werth der ſymboliſchen Bücher geſagt hat, verdient ſehr beherzigt zu werden.

OEKONOMIE.

Tübingen, b. Cotta: *Taſchenkalender auf das Jahr 1797. Für Pferdeliebhaber, Reiter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgeſetzte groſser Marſtälle.* Herausgegeben von *F. M. F. Freyherrn Bouwinghauſen von Wallmerode* etc. mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dem Herausgeber ſcheint es nach und nach an Materialien zu gebrechen. Man wird auch bey einer flüchtigen Vergleichung wahrnehmen, daſs der diesjährige Kalender ſeinen Vorgängern, was den innern Gehalt betrifft, ziemlich weit nachſteht. Die 12 Monatskupfer ſind Nachſtiche von den 16 illuminirten Kupfern, die der Maler Pforr zu Frankfurt zu Hünersdorfs im J. 1790 zu Marburg herausgekommenen *Anleitung zu der natürlichſten Art Pferde abzurichten*, das folgende Jahr herausgab. Daſs dieſe Kupfer dadurch, *daſs ſie in einem ſo viel kleinern Formate erſcheinen*, um vieles verlieren würden, war vorauszuſehen; indeſſen hätte in mancher Hinſicht auch wieder nachgeholfen werden können. Das Pferd in Schulbewegungen iſt weit ſchwerer zu zeichnen, als in ſeinem Naturſtande, weil man hier nicht bloſs das Charakteriſtiſche des Thieres, ſondern vielmehr das Kunſtrichtige im Auge zu haben pflegt. Pforr iſt unſtreitig einer unſrer beſten Thier- und beſonders Pferdemaler und hat, was die Pferde betrifft, gewiſs alles geleiſtet, was man mit Billigkeit von ihm erwarten konnte; auch hat dieſes die gute Aufnahme der Kupfer erwieſen; nicht ſo ſehr aber hat es ihm mit der Art, ſeine Reiter auf die Pferde zu ſetzen, immer glücken wollen, und man könnte gegen die mehreſten etwas erinnern. Beſonders auffallend iſt hierin das 12te Kupfer, das ein linkstraverſirendes Pferd vorſtellt, wo der Reiter ganz rechts gekehrt iſt, da er doch links gewendet ſeyn muſs. Dieſe und verſchiedene andre Fehler hätten bey dem Nachſtiche leicht abgeandert werden können, wenn nur einige Aufmerkſamkeit darauf verwendet worden wäre. Der *Biographie* des Hn. Stallmeiſter Plön zu Berlin iſt deſſen wohlgetroffenes Bildniſs in Kupfer beygefügt. Unter der Rubrik: *Pferdekenntniſs* und *Wartung* wird von dem natürlichen und künſtlichen Getränke der Pferde gehandelt. Daſs reines Waſſer dem geſunden Pferde am zuträglichſten, flieſſendes Waſſer aber beſſer, wie ſtehendes oder Brunnenwaſſer iſt; auch was ſonſt noch hierüber geſagt iſt, ſind ſehr bekannte Dinge. Unter der Ueberſchrift: *Pferdezucht* findet man Nachrichten von dem hannoveriſchen Landgeſtüt zu Zelle und deſſen Aufnahme. Ein kurzer, aber intereſſanter Aufſatz, aus *Viborgs* Sammlung von Abhandlungen entlehnt. Wenn die Angaben in der beygefügten Tabelle richtig ſind, ſo hat dieſe Stuterey einen zwar langſamen, aber deſto wohlthätigern Fortgang gehabt. Im J. 1736 wurde mit 14 Beſchäler der Anfang gemacht. Durch ſie wurden 460 Stuten bedeckt und hiervon fielen 155 Fohlen. Dieſe Landbeſchäler wurden von Jahr zu Jahr vermehrt, bis 1785 (ſo weit geht nur die Berechnung) ihre Zahl zu 86 Stück angewachſen war. Mit dieſen wurden 6 55 Stuten bedeckt und 2029 Fohlen geboren. Unter dem Artikel *Thierarzneykunſt* werden einige Nachrichten von der königl. däniſchen Thierarzneyſchule zu Koppenhagen gegeben. Ebenfalls aus Viborgs Sammlung von Abhandlungen. Der Artikel *Reitkunſt* liefert diesmal *nichts*. Dafür ſoll die Erklärung der Monatskupfer, die aus dem Werke, worauf dieſe Kupfer ſich beziehen, gehoben iſt, gelten. Der Artikel *Fuhrweſen und Equipagen* enthält die Beſchreibung der engliſchen Stoge-Cooches (die Abbildung davon giebt das Titelkupfer). Dieſes iſt eine Landkutſche, gewöhnlich mit 8 auch 12 Rädern. Sie kann 16 bis 20 — und manche noch groſsere 24 — 28 Perſonen faſſen, die auf 2 Bänken an einem Tiſche ſitzen. Bey verſchiedenen ſind auch kleine Schenken angebracht, wo die Reiſenden zu Eſſen und zu Trinken haben können. In 24 Stunden reiſet man gewöhnlich 76 engliſche Meilen. Wie viel Pferde erfoderlich ſind dieſes Gebäude wegzuziehen, iſt nicht angegeben. In dem *Allerley von Pferden* findet ſich nichts beſonders. Das Verzeichniſs der jetzt lebenden Stallmeiſter, Bereiter, Pferdeärzte etc. auch der neu herausgekommenen Schriften über Pferdewiſſenſchaft, iſt fortgeſetzt.

Nürnberg, b. Stein: *Der Förſter*, oder *neue Beyträge zum Forſtweſen*, von *F. Heldenberg*. Erſtes Heft. 1797. 172 S. kl. 8. mit 1 Kupf. (12 gr.)

In dieſer periodiſchen Schrift, welche in brochirten Heften von 8 — 10 Bogen herauskommen wird, verſpricht der Vf. nur ſolche Abhandlungen, Aufſätze, Bemerkungen und Anzeigen aufzunehmen, wodurch die Forſtwiſſenſchaft im ausgedehnteſten Verſtande, mit bisher ganz oder gröſstentheils unbenannten Aufſchlüſſen, neuen Entdeckungen und Beobachtungen, oder genauern Berichtigungen und nähern Erklärungen des bereits Bekannten, ergänzt oder wenigſtens bereichert werden kann. Gegenwärtiges Heft enthält eigentlich 6 Aufſätze, unter welchen der erſte die Gründe für den periodiſchen Wachsthum der Pflanzen in Bezug auf die Nadelholzgattungen insbeſondere enthält.

Der ungenannte Vf. ſtatuirt den Pflanzen Schlaf der Nadelbäume aus dem Phänomen, das uns das Holz zeigt, vermöge deſſen der Saft im Frühjahr und ſpäterhin im Sommer abermals in ihm aufſteigt. Rec. bemerkt hier, dafs dies Phänomen, welches man ſeines Orts gewöhnlich ausdrückt, dadurch, dafs man ſagt *der Baum geht*, oder wo ſeine Rinde abzuſchälen iſt, nicht nur an Nadelbäumen, ſondern auch von Eichen und mehrern Laubhölzern und Sträuchern zu bemerken ſeye. Er glaubt aber deswegen nicht, dafs die Bäume von einer ſolchen Periode zur andern ſchlafen, ſondern iſt der Meynung, der Baum entzieht das erſtemal im Frühjahr, wo ſeine Lebenskraft durch die Wärme excitirt wird, dem Boden ſo viel Säfte als dieſer fahren zu laſſen vermag, und der Boden ſucht dieſen Abgang wieder zu erſetzen. Hat er nun auf dieſem Wege ſo viel neue Säfte, dafs das Einſaugungsvermögen der Wurzeln über die Cohäſionskräfte der ſaftigen und feſten Theile des Bodens das Uebergewicht gewinnen kann, ſo tritt die zweyte Saftperiode ein, wo der Baum abermals geht, das iſt: wo ſeine Rinde von ihm geſchält werden kann.

Das zweyte Stück enthält *Anſchläge über zwey zum Verkauf beſtimmte Forſtreviere.* Dabey bemerkt Rec. einmal, da der Wirtemberger Spitz nur alle 20 Jahre auf einmal abgeſtocket werden, und dieſer Fall für ihn nach 16 Jahren eintreten ſoll, dafs der Käufer, der ihn nach dem, was er bis dahin zu hoffen hat, ſogleich baar bezahlen ſoll, die 16jährige Zinſe verliert. Auch kommen jene 105⅓ Klafter ganz in Anſchlag, auf welche das Oberholz bis dorthin zuwächſt; ſo dafs alſo die hier angeführte Reduction, ſo wie der 3jährige Zuwachs ganz wegfallen. Das nämliche verſteht ſich auch von dem untern Lochwald.

Das dritte Stück verdiente wegen des ganz eigenen ſeiner Materie eine vollſtändigere Ausführung, als dieſes Orts gegeben werden kann. Der Vf. beantwortet nämlich die Frage: *wie iſt dem Holzmangel aller Art, und für alle Zeiten am ſicherſten auszuweichen?* dadurch, dafs er ſagt, man verkaufe ſämmtliche Domänenwaldungen im Staat an Privatperſonen, ſo werden dieſe das Forſtweſen gerade ſo beſtellen, wie ſie übrigens den Feldbau treiben. Die Sache, ſo unausführbar ſie auch anfänglich ſcheint, verdient immer eine nähere Unterſuchung, und Rec. iſt für den Staat, in welchem er lebt, überzeugt, dafs die Vorſchläge des Vf. allerdings in demſelben mit Nutzen angewendet werden können, ſo ſehr ſie auch anderwärts Modificationen leiden mögen.

Nr. IV u. V. beleuchten einige forſtwirthſchaftliche Bedenken des Hn. Prof. Schranks, und Nr. V. behandelt die Kennzeichen, den Nutzen und die Cultur des unächten Acacienbaums in bündiger Kürze. Das erſte Heft ſchlieſst die neueſte Forſtliteratur; und es iſt nicht zu zweifeln, dafs dieſe Zeitſchrift, wenn ſie in der Folge ſo gut gewählte Artikel ferner liefern ſollte, ihre Abnehmer finden werde.

MARBURG, in der akadem. Buchh.: *F. L. v. Wizleben Beyträge zur Holzcultur.* 1797. 182 S. 8 (8 gr.)

Unter dieſem Titel liefs ein mit *T. L. K.* unterſchriebener Vf. einige in dem Reichsanzeiger Nro. 100. 187. 190. 193. des Jahr 1796 und einige in dem von Wildungſchen Forſt- und Jagd-Kalender 1795 und 1797 eingerückte forſtliche Aufſätze zuſammendrucken, um dieſelbe gemeinnütziger zu machen. Der erſte, Nr. 100. von dem nürnbergiſchen Pfleger zu Reicheneck, Hr. *v. Scheurl*, enthält einige in Fragen geſtellte Bedenklichkeiten wegen des Culturproceſſes in dem Nürnberger oder Reichswald.

Auf dieſe antwortet der hochfürſtl. heſſen-caſſelſche Oberjägermeiſter *v. Wizleben* in den angezeigten Blättern des Reichsanzeigers; und ſetzt dieſelbe mit einer Gründlichkeit auseinander, die dieſem in theoretiſchen als praktiſchen Fache rühmlichſt bekannten Forſtmanne, zur Ehre gereicht, und ihm des Danks des forſtlichen Publicums vergewiſſert. Man findet nämlich hier den Culturproceſs auf gewiſſe dem Locale anpaſſende, Maximen reducirt, die gleichſam Anhaltpunkte abgeben, an welche man ſich in Anwendung der nöthigen Modificationen hiebey zu halten hat, um die Abſicht auf dem ſicherſten und nächſten Wege zu erreichen.

Nicht minder gründlich und deswegen um ſo ſchätzbarer iſt auch der hier beygedruckte Aufſatz dieſes Forſtmanns über die in den orsnien-naſſauiſchen Fürſtenthümern errichteten Magazine einheimiſcher Holzſamen, und das demſelben angehängte Räſonnement. Dieſe Einrichtung, wobey mit Beybehaltigung aller cameraliſtiſch-nützlichen Nebenzwecke, der Samen auf herrſchaftliche Koſten geſammelt, in Magazine vertheilt, und aus denſelben den Unterthanen blofs gegen Erſatz der Sammlungskoſten abgereicht, und unter Anleitung forſtlicher Perſonen verwendet wird, iſt zur Cultur ausgelichteter und verödeter Waldungen, ſehr zweckmäſsig, und verdient deswegen überall nachgeahmt zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

ZÜRICH, b. Vf.: *Verſuch eines Handbuchs der Schweizeriſchen Staatskunde*, von *Jo. Caſpar Faſi*, Prof. der Geſchichte und Erdbeſchr. in Zürich. 1796. 329 S. 8.

Es iſt dem Rec. kein Buch bekannt, das über dieſen Gegenſtand, bey ſolcher Kürze, ſo viel enthielte, es ſo richtig darſtellte, und mit einer Menge Thatſachen ſo viel Urtheil und Fingerzeige vereinigte. Der Vf. iſt ein Sohn des durch ſeine ſchweizeriſche Erdbeſchreibung berühmten 1790 verſtorbnen *Joh. Conrad Faſi*. Er ſelbſt hat mehrere Schriften herausgegeben, die wir nach und nach anzeigen werden. Aus allen erhellet Fleiſs, geſundes Urtheil, und eine eigenthümliche Mafsigung, welche ihn in dieſen parteyſüchtigen Zeiten eines beſondern Zutrauens würdig macht. Rec. erwartet viel von ihm, und freut ſich zu ſehen, dafs, nachdem Berufsarbeiten oder der Tod andere Kenner des ſchweizeriſchen Staatsrechtes der Bearbeitung deſſelben entriſſen, ein Jüngling von altem Fleiſs ſie mit neuem Geiſte übernimmt.

Ein Verzeichniſs der Kapitel wäre unnütz; man weifs was in eine Staatskunde gehört, und es fehlt *nichts*. Dafür wollen wir einige Reſultate ausheben, hierauf einiges neu oder beſonders gut behandelte bemerken und endlich einige, leicht zu verbeſſernde Verſehen anzeigen.

Die Gröſse des Flächeninhaltes der Schweiz nimmt Hr. *F.* mit *Waſer* auf 955 Quadrat Meilen an (S. 7.); die Bevölkerung, nach neueren Zählungen, zu zwey Millionen (S. 48—52.), alſo für eine Quadrat Meile 2005 (S. 53.), und er zeigt, dafs die Volksmenge zwar auch hier in Städten abnimmt, auf dem Lande aber beträchtlich wachſt (S. 54.) 200,000 Menſchen nähren ſich mit Schaaf-, Baumwolle-, und Seidenmanufacturen (S. 62.). Für eine Million Gulden fuhrt man Käſe und Butter aus (S. 74.). Hingegen werden 300,000 Centner Salz eingebracht, und Getreide, nebſt Kartoffeln, reicht kaum für zwey Drittheile der Einwohner hin (S. 75.). Doch „zeigt die „Menge des circulirenden Geldes, die Niedrigkeit „der Zinſen, der hohe Preis der Güter, der immer „ſteigende Arbeitslohn, ſelbſt der zunehmende Auf„wand und die wachſende Bevölkerung, dafs die „Sümme des Nationalreichthums ſich vermehrt „(S. 79.)."

Billig zeichnet Hr. *F.* unter Ereigniſſen, welche einen beſſern Geiſt der Zeiten bezeichnen, den ſeit einigen Jahren von Katholiſchen und Reformirten gemeinſchaftlich gefeyerten Bettag aus (S. 92.). Wir fügen bey, dafs Baſel, nicht nur als die eidgenoſſiſche Garniſon dort lag, die Martinskirche, wo die Reformation zuerſt geprediget worden, zu katholiſchen Gottesdienſte überlieſs, ſondern dafs dieſer auch nach dem Abzuge derſelben fortgeſetzt worden, bis er, auf Anſinnen der franzöſiſchen Geſandtſchaft, am Ende 1797 wieder abgeſtellt wurde. S. 97. ſchildert der Vf. die Folgen der in der Schweiz bekanntlich früh, weit, und immer allgemeiner betriebenen Cultur der Wiſſenſchaften: „beynahe ganzliche Er„loſchung des Religionshaſſes, (der vier bürgerliche „Kriege hervorgebracht hatte), verbeſſerte Erziehung „und Geſetzgebung, Milderung der Regierungen, „weniger blinde Ergebenheit gegen Rom."

„Die Mannſchaft, welche man ohne Nachtheil „der Landwirthſchaft miſſen, und einige Jahre lang „beſolden könnte," ſchätzt er auf 113,800 Mann (S. 274. ff.), und ſchlieſst hieraus, dafs die Schweiz im Stande iſt, ſich ſelbſt wohl zu vertheidigen. (Es verſteht ſich, dafs die Cantone und in jedem die Obrigkeit mit ihren Angehörigen vollkommen einig ſey. Unter dieſer Vorausſetzung, die aber unumgänglich nothwendig iſt, und deren Abgang ſchlechterdings verderblich wäre, glaubt auch Rec., dem die Schweiz ebenfalls bekannt iſt, dafs dieſes Volk beſſer widerſtehen würde, als ein mittelmäſsig angeführtes, gleich groſses Heer von Linientruppen. Daher es auch wohl niemand angreifen wird, ohne vorher einer Partey ſicher zu ſeyn. Dieſes zu verhindern, iſt das vornehmſte Problem der eidgenöſſiſchen Politik.) Ueber die Zeughäuſer (S. 278. ff.) empfiehlt Rec. zu fleifsiger Betrachtung den *Avis aux Suiſſes ſur leur artillerie* 1794 und eben deſſelben Verfaſſers *Correſpondence militaire*, Bäle 1795. Beide Schriften enthalten Bemerkungen die ſehr zu beherzigen ſind. (Bey dieſem Anlafs erlaubt ſich Rec., Regierungen welche Kriegsſchulen haben, auf den, ihm bekannten, aber aus eigenen Gründen öffentlich nicht nennbaren, Vf. dieſer beiden Schriften als einen in jeder Rückſicht trefflichen Mann und Lehrer, der jetzt brodlos iſt, aufmerkſam zu machen, und wird, auf Anfrage, nähere Auskunft über ihn geben.) Aber, es iſt Zeit, einzulenken.

So gedrängt die Kürze dieſes Lehrbuches iſt, ſo unterläſst doch der patriotiſche Vf. nicht, über Unvollkommenheiten Winke zu ertheilen, und auch ganz frey ſeine Gedanken zu ſagen. So S. 17. über die Vernachläſſigung der Direction des Adda- in dem Valtellin (er hätte daſſelbe von dem Rhoneſtrom im

Digitized by Google

Lande Wallis, der freylich ſchon ſchwerer zu bezwingen iſt, bemerken können); S. 21. über das, was zum Beſten der italieniſchen Schweiz mit dem *Laghetto von Chiavenna*, den Seen von *Lugano* und *Locarno* ſo leicht geſchehen könnte. Er beurtheilt wie er ſoll, nämlich indem er die Vortheile und Nachtheile abwägt, das Glück der demokratiſch regierenden und der den Ariſtokratien untergeordneten Landleute (S. 60.): daſs auch dieſe ganz uneingeſchränkte Landeigenthümer ſeyn, und der ſcheinbare Nachtheil der Verfaſſung durch deſto trefflichere Polizey-, Armen-, und Krankenanſtalten und ungeſtörte Ruhe gröſstentheils, wo nicht ganz, erſetzt werde. Dieſer Meynung iſt auch Rec. ſo, daſs, wenn auch einige Veränderungen in ihrer Verfaſſung in dieſem Augenblick geſchehen müſsten, er ſie gleichwohl für nichts weniger als *nothwendig* zu ihrem Glück, wohl aber als nöthige Maaſsregeln zu Vereinigung aller Gemüther für gemeinſchaftliche Vertheidigung betrachtet. S. 62. giebt Hr. *F.* nicht undeutlich zu verſtehen, was er von dem Fabrikweſen halt, wo es den Landbau verdrängt. S. 95. verurtheilt er nach der Wahrheit die enge Denkungsart der kleinen Enkel der groſsen Reformatoren, welche im XVI und XVII Jahrhundert dem Geiſte neue Feſſeln ſchmiedeten, die nicht leichter als die vorigen waren. S. 123. hätten wir finden mögen, daſs ein Canton oder eine patriotiſche Geſellſchaft die, in ihrer Art zum Theil einzigen, und unerſetzlichen, Zurlaubenſchen Manuſcripte gekauft, und ſo dem Vaterlande geſichert habe. S. 145. klagt Hr. *F.* beſcheiden, doch unverholen, über die, in Anſehung hiſtoriſcher und politiſcher Schriften allzu beſchränkte, Preſsfreyheit. Wenn man ihre Schickſale ſelbſt in der mächtigen franzöſiſchen Republik bedenkt, ſo wird man freylich geneigter, als je, zu entſchuldigen, wenn ſchweizeriſche Obrigkeiten, welche einer etwa verſtimmten öffentlichen Meynung weniger Gewalt entgegen zu ſetzen haben, auf alles wachſam ſind, was auf ſelbige wirken kann. Doch läſst Rec. ſich nicht nehmen, daſs Wahrheit und Recht von der Preſsfreyheit am Ende nichts, wohl aber Uſurpationen ihre Entlarvung, zu befürchten haben, und er wäre immer für die Beſchränkung der Cenſurgeſetze auf das Verbot ſolcher Dinge, die der öffentlichen Sicherheit unmittelbar nachtheilig ſind. Wir können nicht umhin, den Anfang des Kapitels von dem Einfluſſe der Wiſſenſchaften S. 148. abzuſchreiben: „*Unwiſſenheit „iſt die Mutter vieler Verwirrungen in jedem Staate;* „dem Unwiſſenden kann ein ſchlauer Ränkemacher „oder Heuchler alles weiſs machen und ihn zu ſei„nem blinden Werkzeuge brauchen," u. ſ. f. Der Vf. nimmt die Stifter der helvetiſchen Freyheit mit vollem Fuge wider die Vergleichung in Schutz, die man zwiſchen ihrem Werk und der franzöſiſchen Revolution hat anſtellen wollen; er bemerkt ihre Ehrfurcht ſelbſt für feindliches Eigenthum, und die Groſsmuth derer, welche Zug und Glaris wirklich politiſche Freyheit (nicht um Millionen verkauften, ſondern) ſchenkten (S. 154—157.). In bündiger Kürze ſtellt er die wahren Verhältniſſe des Abbts von St. Gallen zum Reiche und der Schweiz dar (S. 213.), worüber man ſo ſchädliche Vorurtheile hat verbreiten wollen. S. 259. gedenkt er der wahrhaft königlichen Aufopferung Berns zur Zeit der Fruchtſperre 1790: die Republik gab ihren Bürgern und Landleuten das geſammelte Korn zu ſolchen Preiſen, daſs ſie bey 900,000 Franken daran verlor. (Es exiſtirt ein Verzeichniſs der Wohlthaten, welche ſie dem Land in dieſem Jahrhunderte hat zufliefsen laſſen. Die Bekanntmachung deſſelben würde in dieſem Augenblick nicht eine Pralerey, aber ein Commentar der Schmähworte ſeyn, mit welchen der *Ami des loix* u. a. über dieſe angeblich *tyranniſche Oligarchie* ſo verſchwenderiſch ſind.) Die Miſsbräuche der Verwaltung in den gemeinen Herrſchaften hat Hr. *F.* S. 229. u. a. a. O. zu ſchonend berührt. Das verhehlt er nicht, daſs die ſchweizeriſchen Geſetze „nirgends ganz deutlich, „faſslich und den Zeiten angemeſſen, ja den Rich„tern ſelbſt nicht immer ganz bekannt ſind" (S. 242. f.); freylich werden der Länder wenige ſeyn, die ſich des Gegentheiles mit vollem Rechte rühmen könnten. Er rügt auch mehrmals den üblen Gebrauch, Strafgelder zum Haupteinkommen der Richter zu machen. S. 263. Wir wollen nur anzeigen, daſs gewiſſe Artikel (Mineralien S. 34., Landwirthſchaft S. 64., Kunſtproducte S. 68., alles, was Literatur und ſchöne Künſte betrifft S. 129—148., die wohl analyſirten Stammgrundgeſetze S. 166—180., die Beſchreibung der Münzen S. 206., Maaſse S. 293. und Gewichte S. 303., nebſt vielen, die wir ungenannt laſſen,) theils durch Reichhaltigkeit, theils durch eingeſtreute Bemerkungen beſondere Aufmerkſamkeit verdienen.

Die Fehler betreffen Kleinigkeiten. S. 1. wird Tobias Meyer unrichtig *Matthias* genannt. Daſs S. 22. nicht geſagt worden, wie Raynal's Monument vom Blitz getroffen und hierauf vollends niedergeriſſen wurde, iſt keine zuzurechnende Lücke; das Factum iſt neuer. S. 46. iſt wohl zu gewagt angenommen, daſs das alte Noricum und Helvetien deutſch geredet. Es iſt unbedeutend, doch der Genauigkeit wegen anzumerken, daſs Studierende von Schaffhauſen 2 (nicht 3) Jahre auf einer deutſchen Univerſität ſeyn müſſen (S. 101.) und daſs für Ungarn auch zu Genf Stipendia ſind oder waren (S. 102.). Es gehört zum Gemälde unſerer Zeit, daſs, nachdem Hr. *F.* S. 328. verbeſſert hatte, was er S. 102. von des, durch Kaiſer Joſeph vorgenommenen Aufhebung der *Collegii Helvetici* geſagt, wir nun die Verbeſſerung durch die Anzeige berichtigen müſſen, daſs eben dieſes Collegium durch Bonaparte ohne weiters aufgehoben worden iſt. Durch ein Verſehen iſt S. 186. geſagt, es ſey Zürich den ſeit 1500 mit Frankreich geſchloſſenen Bündniſſen bis 1777 nicht beygetreten; da doch dieſer Canton 1614 dem Bunde von 1602 förmlich beytrat, und bekannter Maaſsen bey dem von 1663 eine wichtige Rolle ſpielte. Bey dieſem Anlaſs wollen wir erinnern, daſs in einer ſchweizeriſchen Staatskunde auch die Analyſe des Bundes von 1777 (der S. 285. nicht einmal erwähnt wird,) an ihrer Stelle geweſen

Digitized by Google

wesen wäre. S. 196. ist der französische Resident im Lande Wallis vergessen; Wickham war nicht Ambassadeur, sondern Minister; Degelmann eben dieses, nicht Resident, und Cronthal (in Bündten) ist Geschäftsträger, nicht Minister. Es ist nicht ausgemacht, dass die Trennung Unterwaldens 1250 vorging (S. 198.); man weiss die Epoche gar nicht. S. 200., in der Note, ist die Castlaney Bouveret in der Feder geblieben.

Diese Bemerkungen sind hinreichend, unsere Aufmerksamkeit und Unparteylichkeit zu beweisen. Desto unverdächtiger wird den Lesern das Resultat unseres Urtheils seyn, dass dieses Buch in jeder Hinsicht eines der besten ist, welche je über diesen Gegenstand geschrieben worden. In einer solchen Kürze ist es wohl ungezweifelt das beste. Wir werden bey Anzeige der *Bibliothek* des Vf. die Mühe bemerken, die er sich giebt, diesem Handbuch die möglichste Vollkommenheit immer mehr zu verschaffen.

PHILOLOGIE.

PARIS, b. Laran: *Vie de Julius Agricola par Tacite.* Traduction nouvelle par Des*** 1797. 172 S. 12. (12 gr.)

„Anhaltend arbeitete ich zwey Jahre an dieser Uebersetzung sagt der Vf. in der Vorrede, fünfmal habe ich ihr eine völlig neue Gestalt gegeben, öfter noch sie mit besserender Hand abgeschrieben, Männer von sehr gebildetem Geschmacke übten ihre unerbittliche Kritik an derselben, frühere Uebersetzungen nützten mir durch ihre Vorzüge so wie durch ihre Fehler; nach dem glücklichen Worte des treffenden Ausdrucks haschte ich zuweilen Monate lang, band mich streng an wörtliche Uebertragung, so hartnäckig auch unsere Sprache widerstrebt. Und bey allem diesen Bemühen wird man doch nur selten sagen: so hat Tacitus sich ausgedrückt; hoffentlich sagt man aber bey einzelnen Stellen: der Mann dringt in den Geist seines Originals."

So tiefes Gefühl der Schwierigkeiten, nebst dem offenherzigen Geständnisse des eigenen Unvermögens in die Uebersetzung die volle Kraft des Originals zu legen, die Anklage gegen seine Muttersprache, alles scheint völlig der Natur des Franzosen zuwider zu seyn, erweckt aber eben hiedurch ein äusserst günstiges Vorurtheil für den Vf. Auch wird man durch dieses Vorurtheil nicht betrogen, keiner Schwierigkeit des Textes wird mit einer hübschen Phrase von eigener Erfindung ausgewichen; nur selten däucht uns der wahre Sinn des Tacitus verfehlt, oder durch eingeflickte Partikeln geschwächt zu seyn. Bey weitem in den meisten Fällen lässt sich weder gegen Wahrheit noch Ausdruck etwas erinnern. Hat er aber auch den reinen scharf begrenzten mit möglichst wenigen Worten hingestellten Begriff des Römers lebendig zu erhalten gewusst? Dies wohl nur zuweilen. Er gab, so viel seine Sprache, fast dürfte man sagen, so viel die neuern Sprachen erlauben. Vielleicht werden ihm ohnehin seine Landsleute einige Gewaltthätigkeiten an der Muttersprache kaum verzeihen. Er wählt z. B. Participial-Constructionen, um sich desto näher an den Text zu schmiegen, S. 15. *Non sane alias exercitatior magisque in ambiguo Britannia fuit; trucidati veterani, incensae coloniae, intercepti exercitus etc.* Der Uebersetzer giebt: *Jamais la Bretagne ne fut plus agitée qu'alors, ni moins assurée pour nous. Nos vétérans égorgés, nos colonies embrâsées, nos armées interceptées etc.* In andern Stellen setzt er, um der Stärke des Ausdrucks nicht zu schaden, ganz gegen die Gebundenheit seiner Sprache, den Accusativ an die Spitze der Periode. S. 27. *La célebrité même, il ne la rechercha, ni par des vertus d'ostentation, ni par intrigues.* Bey aller dieser Bemühung fasst doch die Uebersetzung gedoppelt so viel Raum als der Text. Um das, was der Lateiner mit Kraft und Schönheit gesagt hatte, wenigstens gleich schön auszudrücken, brauchte der Franzose eine Menge von Phrasen: jenem war ein einziges passend hingestelltes Wort ausdrucksvoll geworden. Die deutsche Uebersetzung eines Meisters (es lohnte der Mühe einen solchen Versuch zu machen) würde gewiss mehr als alle Demonstrationen den Vorzug der deutschen Sprache in Ansehung der Kürze und des Nachdrucks beweisen. Diese Kürze abgerechnet, behält die vorliegende französische den Vorzug vor allen Versuchen den Tacitus in neuerm Gewande auftreten zu lassen. Der Stellen sind viele, wo der Alte im getreuen schönen Bilde vor Augen schwebt; jede Seite würde Beweise liefern. Ein Paar als Probe. Tacitus erzählt c. 2. zwey Römer mussten ihre Lobschrift auf den Paetus Thrasea und Priscus Helvidius mit dem Leben bezahlen, sogar die Lobschrift wurde auf öffentlichem Markte verbrannt: *scilicet illo igne vocem populi romani, et libertatem senatus, et conscientiam generis humani abolere arbitrabantur. — Ils pensoient donc que dans ces flammes s'anéantiroient aussi, et la voix du peuple romain, et la liberté du sénat, et la conviction du genre humain.* Schöner noch ist die Stelle des dritten Kapitels übergetragen, wo Tacitus die Wohlthat unter einem Nerva und Trajan zu leben anschaulich macht, zugleich aber auch die Klage erhebt: *cependant par la nature de la foiblesse humaine, l'effet des remedes est plus tardif que le mal: et, comme c'est avec lenteur que les corps croissent et dans un instant qu'ils perissent, de même on étouffe bien plus aisément le génie et l'émulation qu'on ne parvient à les ranimer: car la paresse aussi a un charme qui nous pénétre insensiblement, et l'inaction, d'abord insupportable, finit par se faire aimer.* — Gleich darauf kommt eine Stelle, welche zugleich das richtige Gefühl des Uebersetzers und sein Unvermögen beweist, mit gleicher Stärke in die Seele des Römers zu sprechen. „Nur wir, eine kleine Zahl, haben nicht blos die andern, sondern uns selbst überlebt, *exemptis e media vita tot annis, quibus juvenes ad senectutem, senes prope ad ipsos exactae aetatis terminos per silentium venimus. — Puisqu'il faut bien retrancher de la durée de notre vie tant d'années*

nées pendant lesquelles nous sommes parvenus en silence, jeunes à la vieillesse, vieux aux derniers momens de notre existence. Tacitus will nicht sagen, dafs man diese Jahre aus dem Leben abschneiden soll, sie sind schon abgeschnitten, zur Null gemacht, durch das unwillkürliche Schweigen in einer solchen Reihe von Jahren. — Ein einziges Flickwörtchen schwacht zuweilen den Vortrag, z. B. c. 9. liefert Tacitus das Bild seines Schwiegervaters: *ubi officio satisfactum, nulla ulterius potestatis persona: tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat.* — *Avait-il satisfait à ses fonctions? on ne retrouvoit plus en lui le personnage revêtu du pouvoir: sur tout il se gardoit de l'humeur sombre, de l'arrogance, de l'avidité etc.* Weiter unten: *statim ad spem consulatus revocatus est* — *il fut revoqué par l'espérence du consulat*, ist sicher unrichtig ausgedrückt. Der Gedanke sagt nicht, man machte ihm Hoffnung zum Consulat; sondern, seine Zurückberufung wurde von jederman als ein Zeichen angenommen, dafs man ihm das Consulat bestimmt habe," *à l'espérance.* Ein kleiner Nebenzug verursacht noch öfter eine falsche Wendung. S. 53. *Paulinus egregius cetera, arroganter in deditos consuluit* — *grand homme d'ailleurs, mais arrogant envers ceux qui s'étoient rendus.* Hier ist nicht die Frage, ob Paulinus ein grofser Mann war oder nicht, sondern dafs er in der Provinz seine Sache trefflich machte, den einzigen Punkt ausgenommen. Es würde zweckwidrig seyn ähnliche Fälle zu häufen; sie schaden dem Verdienste dieser mit Glück und Einsicht verfertigten Uebersetzung nicht. Aber auf einen groben Druckfehler wollen mir aufmerksam machen. S. 99. steht *villes* statt *mines.* — Das Original steht dieser Uebersetzung zur Seite getreu und mit Sorgfalt abgedruckt. In einigen Anmerkungen am Ende des Buchs giebt Hr. D. theils von einigen Schwierigkeiten des Textes, theils von einzelnen Stellen seiner eignen Uebersetzung Rechenschaft. Man sieht daraus, dafs er die Stelle des 12 c. *scilicet extrema et plana terrarum etc.* so wenig als die übrigen Ausleger verstanden hat; ob sie gleich nach dem damaligen System der Erdkunde deutlich genug ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort (wahrscheinlich *Tubingen*): *Einige Wünsche, die Würtembergische Geistlichkeit betreffend*, gewidmet dem Petitionscomite des Würtembergischen Landtags. Im April 1797. 32 S. 8. Zwischen dem 14 und 18 Jahre werden die der Theologie bestimmten jungen Würtemberger in ehemaligen Klöstern unterrichtet. 20 bis 30 Zöglinge haben hier, für 2 Jahre lang nur 2 Lehrer, in den 2 folgenden abermals andere zwey. Sehr begreiflich ists, dafs diese selbst nicht in allem unterrichtet genug seyn können, worin künftige Religionslehrer, die also überhaupt gebildete Menschen seyn und durch Ueberlegenheit an Geistesubung und Kenntnissen sich zu dem vielsagenden Namen: Lehrer dessen, was Menschen, als Menschen wichtig ist, legitimiren sollen, vorbereitet werden müfsten. Philologie wird zwar zur Hauptsache gemacht, aber selten auf eine Verstand und Geschmack bildende Art. Sie wird von beiden Lehrern als Hauptfach gefodert. Wer kann nun von ihnen, höchstseltene Ausnahmen abgerechnet, mit Recht erwarten, dafs sie auch für Mathematik, Physik, Geschichte etc. Vorkenntnisse, Geschmack und Zeit, um mit dem brauchbarsten der neueren Entdeckungen und Berichtigungen bekannt zu bleiben, in einem solchen Grade haben werden, dafs nicht allzuviel, was mehr des Verlernens als des Lernens werth ist, in die ersten Eindrücke — und was hängt nicht alles von diesen ab! — übergehen müfste. Aufser diesen Mängeln für das intellectuelle haben jene 4 Klöster noch ganz Klosterform und daher in vielen Punkten etwas Klösterlichsteifes; denn wie leicht verbildet auf viele Jahre hinaus das Aeufserliche und das Ererbte auch die Gewohnheiten und Einrichtungen bey Männern, die an einem andern Ort ihre ganze Liberalität zeigen würden. Dispensationen führen, so lange die übrige Klosterform da ist, zur Regellosigkeit. Wo die ganze Lage auf eine alte Regel hindeutet, da bewirken partielle Ausnahmen nichts als Verachtung der Regel. Das erlaubte zum Verbot gemacht, fuhrt Connivenz herbey und diese — ist der Tod des Gehorsams und des Gesetzes. — Die 4 Klöster liegen entweder ganz isolirt oder bey kleinen Städtchen. Durch Zutritt in Häuser von Lebensart sich auch nur in etwas zu bilden, ist schon durch diese Situation unmöglich gemacht. Blödigkeit oder Rohheit sind die Folgen davon. Jünglinge, denen keinen Umgang als mit sich untereinander haben können, vermögen auf einander wohl zur intellectuellen Bildung Einflufs zu haben. Aber wie zur gesellschaftlichen? Soll der künftige Volkslehrer die Jahre, in denen das Gemüth für den Anblick der Menschen, wie sie sind, die meiste Empfänglichkeit hat, auch unter Fremdlingen in der Zelle verleben? — Der deutlich und warm vorgetragene Vorschlag des Vfs., alle diese Inconvenienzien zu heben und alles Gute der Klosterschulen beyzubehalten, ist äufserst einfach: Vereinigung der 4 Institute in Eines und Versetzung desselben in die, ohnehin solcher Unterstützungen bedürftige, zweyte Residenzstadt, Ludwigsburg. Alsdann können alle zur Bildung des Gelehrten und des Menschen erfordeliche Fächer unter 8 Lehrer vertheilt, alsdann kann aus einem heiteren Gebäude aller claustralische Rost verbannt seyn, alle doch die Genauigkeit in der Aufsicht über zusammenlebende Zöglinge, welche in diesen Jahren die gröfste Wohlthat ist, aufzuheben. Den ökonomischen Nutzen, welcher bald nach den ersten Ausgaben entstehen müfste, würde das Kirchengut fühlen; ein mitten im Lande gelegener Ort würde auch den Aeltern viele Kosten und Sorgen ersparen. — Aber, sagt vielleicht mancher aus der jetzigen Generation, *wir* sind doch auch in diesen Klöstern erwachsen, wir, nunmehrige! — — Wohl: aber haben diese würdige Männer das, was sie jetzt sind, jenen klösterlichen, haben sie es jenen pädagogischen Defecten und Lücken zu danken? Nur diese wünscht der Vf., dessen Freymüthigkeit und Sachkenntnifs auch in einigen kurz angehängten Wünschen gewifs Gehör verdient, abgeändert. Und welcher von allen dort Erzogenen, wird nicht zugeben, dafs er, wo nicht in gelehrten, doch in menschenbildenden Fächern entweder noch jetzt die dort gebliebenen Lücken, besonders in Mathematik, Naturgeschichte, Physik, welche für die Fähigkeiten jener Jahre so angemessen waren, mit Bedauren fühle, oder, wenn dies je neben seinen folgenden Geschäften möglich war, nur mit doppelter Mühe ausgefüllt habe! Ohne Vervielfältigung oder Vereinigung der Lehrer aber läfst sich diesen Defecten sicher nicht abhelfen!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, im Verlage der Waisenhausbuchh.: *Briefe an christliche Religionslehrer*, von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Consistorialrath und Professor der Theologie. *Erste Sammlung.* Ueber populäre und praktische Theologie. 1796. 286 S. *Zweyte Sammlung.* 1797. 362 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der würdige Vf., der sich durch sein Handbuch der populären und praktischen Theologie um angehende Religionslehrer ein grosses Verdienst erworben hat, hat nach seiner eignen Angabe in der Zuschrift an den Hn. D. *Nösselt*, in diesen Briefen die Absicht: manchem durch sein Handbuch veranlassten Misverstand, manchem daran genommenen Anstos durch bescheidne und freymüthige Erklärungen über einzelne Materien abzuhelfen. „Die erste Sammlung," sagt er, „beschäftigt sich fast allein mit Präliminarunterschungen, von denen gleichwohl sehr viel abhängt, wenn man nicht beynah bey jedem einzelnen Lehrpunkt der christlichen Religion, immer wieder von vorn anfangen will. Ich habe dabey zugleich auf einige, wie mich dünkt, ungerechte Angriffe, welche neuerlich von Seiten kritischer Philosophen und Theologen auf die sogenannte neuere *Theologie* gemacht sind, Rücksicht zu nehmen, für *nützlich* gehalten, nicht sowohl um mich zu vertheidigen, als vielmehr der Einseitigkeit und Anmasung vorbeugen zu helfen, welche eine weniger erwünschte, wenn gleich nicht unerwartete Folge neu entstehender Systeme zu seyn pflegt. Dass ich dadurch weder ungerecht noch undankbar gegen die Verdienste der kritischen Philosophie und ihre weise Benutzung in der Theologie seyn wollte, wird der Inhalt meiner Briefe am besten beweisen." Wir wollen nicht entscheiden, ob der Vf. die einzelnen Angriffe, die von kritischen Philosophen und Theologen auf sein Handbuch sind gemacht worden, und die er abwehren will, auch in der That abgewehrt habe. Ist dieses, welches sie selbst erklären mögen, nicht geschehen, so scheint uns die Schuld daran zu liegen, dass Hr. N. Gegnern von sehr verschiedenen Meynungen, ob sie sich gleich alle zur Schule desselben Meisters bekennen, zu antworten unternimmt. Rec. der dem Kampfe zwischen der neuern Theologie vor Kanten, und der sogenannten kantischen oder kritischen Theologie mit Ruhe zusieht, weil er gute Hoffnung hat, dass am Ende beide Parteyen gewinnen, und sich nähern werden, kann nicht leugnen, dass ihm vor der Hand eben so viel, wo nicht mehr, Schwankendes und Inconsequentes auf Seiten derer zu seyn scheint, die zu rasch das berühmte Werk: *Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*, zur Norm ihrer Behauptungen angenommen haben. Nach des Rec. Einsicht ist die Tendenz dieses scharfsinnigen Werkes unverkennbar diese: Unter der Voraussetzung, dass die ganze Bibel Urkunde einer geglaubten göttlichen Offenbarung, und der Glaube daran dem Volke heilsam sey, und folglich erhalten werden müsse, — die Lehren, Vorschriften, Erzählungen u. s. w. der Bibel so zu erklären, dass sie sich mit den Grundsätzen einer geläuterten Philosophie und Sittenlehre vertragen. Wobey Kant noch annimmt, dass das ältere kirchliche System wirklich so, wie es war, in jenen heiligen Urkunden enthalten sey, und diesem mit bewundernswürdigem Scharfsinn einen Sinn unterlegt, der mit den Resultaten seiner Nachforschungen übereinstimmt. — Nun sollten doch aber nicht einige von denen, die sich kantische Theologen nennen, thun, als wenn der Sinn, den Kant nach seinen Voraussetzungen sehr wohl in die Lehren u. s. w. der Schrift legen kann, wirklich darin enthalten wäre, und als wenn man das hergebrachte kirchliche System deswegen beybehalten und vertheidigen müsste, weil ihm eine sehr sublime, philosophische Deutung könne gegeben werden; es sollten nicht andere fodern, dass man in biblischer und kirchlicher Sprache dem Volke, wenn auch noch so scharfsinnige Philosopheme als Christenthum vorzutragen habe; und dabey Fragen umgehen, die sie freylich nicht befriedigend zu beantworten wissen mögen; ob sich nämlich eine ausserordentliche göttliche Offenbarung historisch erweisen lasse, und in wiefern die Bibel Urkunde derselben sey? Es sollten sich nicht andere das Ansehen geben, als müsse man deswegen, weil der Glaube an eine ausserordentliche göttliche Offenbarung und eine heilige Urkunde desselben zur festern Vereinigung einer Religionsgesellschaft heilsam sey, auch durchaus eine göttliche Offenbarung und heilige Bücher annehmen, und als dürfe man in diesen Büchern nicht mit Hülfe der theoretischen Vernunft d. h. mit Hülfe von Sprach- und Geschichtskenntnissen und einer hinlänglichen Einsicht in die Religions- und Sittenlehre, das Locale und Temporale von dem Allgemeingültigen scheiden, weil man so das Ansehen der heiligen Urkunde schwäche; und dann doch mit Hülfe der praktischen Vernunft, d. i. immer wieder mit Kenntnis der aus unserer Natur entwickelten sittlichen Gebote und der darauf gegründeten Religionswissenschaft, den Aeusserungen, Lehrsätzen und Vorschriften der heiligen Schriftsteller einen ganz andern Sinn unterlegen, als diese

Digitized by Google

dieſe mit ihren Worten verbanden. Es ſollte nicht ein anderer Theil jener Theologen mit einer ganz verſchiedenen Wendung die Miene annehmen, als wenn er das Daſeyn einer auſserordentlichen Offenbarung keinesweges bezweifle, und den Glauben an geſchehene Wunder zur Beſtätigung derſelben vertheidige, und doch ſich merken laſſen, man wolle nur dadurch andere Vertheidiger einer göttlichen Offenbarung, die unter dem Namen Rationaliſten bekannt ſind, in Verlegenheit ſetzen, und ſie zu dem Geſtändniſs zwingen, es laſſe ſich das höhere Anſehn Jeſu und der heiligen Schriftſteller nicht behaupten, ſondern man habe ſich bloſs an die Lehren und Ausſprüche der Vernunft zu halten. Es ſollten endlich nicht andere von dem Glauben an Offenbarung und dem Offenbarungsglauben zur ſcheinbaren Vertheidigung des Chriſtenthums ſprechen, und unter Offenbarung Etwas aus uns ſelbſt Erzeugtes, worüber noch jedermann Erfahrungen machen könne, verſtehen; da nach dem Sprachgebrauch und der Dogmatik, Offenbarung allemal etwas Gegebenes, was nur gewiſſen Perſonen innerhalb eines gewiſſen Zeitraums zu Theil ward, anzeiget. Wer mit der neueſten theologiſchen Literatur bekannt iſt, der wird es gefühlt haben, daſs man aus den Aeuſserungen mehrerer kritiſcher Theologen nicht recht abnehmen könne, was ihre ernſtliche Meynung von Offenbarungen, von Wundern, von Aufſtellung eines Syſtems der chriſtlichen Lehre nach Principien der praktiſchen Vernunft, von manchem ſehr orthodox klingenden Satze u. ſ. w. ſey. So iſt es auch mit den Vorwürfen, welche ſie denen machen, die nicht nach ihren Principien Unterſuchungen über Offenbarung und heilige Urkunden anſtellen. Man weiſs kaum, ob ſie manche Beſchuldigung im Ernſt, oder nur um die hiſtoriſch-kritiſchen Theologen, wie wir ſie nennen wollen, in Verlegenheit zu ſetzen, oder nur um der kirchlichen Theologie ein Compliment zu machen, vorbringen. Manche der Beſchuldigungen, gegen welche ſich Hr. N. vertheidigt, ſind nach des Rec. Meynung ganz von dieſer Art. — Gingen beide, die philoſophiſch-kritiſchen und die hiſtoriſch-kritiſchen Theologen mit der Sprache gerade heraus, ſo würden ſie ſich nach des Rec. Meynung geſchwinder dahin vereinigen, wohin es nach längern Kampfe doch kommen wird: Wir glauben beide nicht, daſs die Bibel in dem Sinne eine göttliche Offenbarung ſey, oder auch enthalte, als man dieſes nach den kirchlichen Syſtem behauptet. Aber wir finden es beide nöthig den Glauben, als beruhe das Chriſtenthum auf einer auſserordentlichen göttlichen Offenbarung, nicht zu ſchnell und unvorſichtig zu zerſtören. Wir nehmen beide an, daſs nichts in der Urkunde der für göttlich gehaltenen Offenbarung für allgemein gültige Lehre dürfe angenommen werden, als was mit den Grundſätzen der Vernunft übereinſtimmt; aber wir hiſtoriſchen Theologen geben uns Mühe, aus dem Sprachgebrauch, der Darſtellungs- und Vorſtellungsart und der Geſchichte der alten Welt das Temporelle und Locale von dem Allgemeingültigen zu ſondern, und dem Volke nur dieſes als göttliche Lehre und Vorſchrift vorzu[tragen], wobey es uns, welches wir nicht leugnen [können], bis itzt noch an ſichern Principien der Sonde[rung] fehlet, nicht ſowohl deſſen, was zur allgem[einen] Religion und Sittenlehre, als deſſen, was zur [örtlichen] gehört, wenn wir ſie noch als eine [Religion] darſtellen wollen. Wir kritiſchen Theologen [halten] den Glauben an eine göttliche Offenbarung [für Gott]kunde, der in vieler Rückſicht ſehr heilſam iſt, [nicht] ein ſolches Verfahren zu untergraben; laſſen [die] Bibel wie ſie iſt, und legen den, der Vernunftſtöſsigen Stellen einen andern, einen moralischen Sinn unter. Freylich müſſen die Verſtändigen dem Volke am Ende auch einſehen, daſs wir uns getrauen einen übernatürlichen Urſprung der [Bibel] zu behaupten; aber dann wenn ſie zu dieſer [Einſicht] gelangen, wird dieſes für ihre Moralität nicht [mehr] ſchädlich ſeyn. Erklärten ſich beide Parteyen [auf] dieſe Weiſe gegen einander, ſo würden die Punkte, über die ſie ſich noch weiter zu vergleichen hätten, [um] leichter ausgemittelt ſeyn, und wo ſie noch nicht [über]einander ſtritten, von beſtimmten Sätzen ausgegangen werden. Wie die Sache jetzt liegt, kann man [noch] eine lange Weile vergeblich kämpfen; wie wir [ſo] ſicher glauben, daſs Hr. N. den meiſten kritiſchen Theologen ſehr wenig paſſend geantwortet zu haben ſcheinen wird. — Doch wir gehen, ohne uns [weiter] darauf einzulaſſen, zur nähern Anzeige des Inhalts dieſer Briefe fort. Die Praliminarunterſuchungen der erſten Sammlung betreffen erſtlich die Frage: „Darf, ſobald eine Offenbarung, oder wenn man lieber will, eine durch Chriſtus unter göttlicher Autorität gelehrte poſitive Religion, als Thatſache angenommen wird, der Inhalt derſelben einer [kritiſchen] Muſterung unterworfen, nur das was darin [allgemein] des Populären und Praktiſchen an ſich trägt, als Material des chriſtlichen Volksunterrichts angenommen, das Uebrige, ohne es zu leugnen, oder zu bekämpfen, gleichwohl ohne Gefahr übergangen werden, oder wird durch eine ſolche eigenmächtige Sonderung alles ſchwankend und ungewiſs, die heilige Schrift entheiligt, und die Vernunft des Menſchen zur Meiſterinn der höchſten göttlichen Vernunft erhoben?" Der Vf. erinnert zur Beantwortung dieſer Frage, [dass] die Offenbarung nicht mit ihrer Urkunde, [die] Bibel verwechſelt werden dürfe (5ter Br.) und [dass] dieſes aus der Geſchichte des Entſtehens der Sammlung der neuteſtamentiſchen Schriften [und] aus der Miſchung heterogener Gegenſtände, [die] in der Urkunde vorkommen und in gar keiner [nothwendigen] Verbindung mit der Religion ſtehen, aus dem [Eigen]thümlichen der Sprache, in welcher vieles ſey, [das] ohne gelehrte Kenntniſſe gar nicht verſtanden [werden] könne. (7ter Br.) Woraus dann am Ende des Briefs die Schlufsfolge gezogen wird, es könne [in] der heiligen Urkunde der Offenbarung nicht alles [für] alle beſtimmt ſeyn. An welchen Merkmalen ſoll [man] denn aber, mit dieſer Frage wird die Unterſuchung im 8ten Br. fortgeſetzt, das Weſentliche vom Auſserweſentlichen unterſcheiden? Die Ang[abe]

Digitized by Google

cher Merkmale ist mit grofsen Schwierigkeiten verbunden. Man mufs zuerst (9ter Br.) mit sich einig werden, was ganz unleugbar und selbst allgemein eingestanden, zu dem Wesentlichen des Zweckes der Lehre Jesu gehört. Dahin gehört 1) die Hervorbringung einer sittlich vollkommenen Denk- und Handlungsweise durch moralischen Unterricht, 2) die beständige Verbindung der Religion als Bestimmungsgrund mit dem moralischen Unterrichte 3) die beständige Vergegenwärtigung der sichern Erwartungen des Menschen nach dem Tode. „Der christliche Lehrer, der seiner Pflicht und seinem Berufe eine Gnüge leisten, und mit Jesu zu gleichem Zwecke wirken will, mufs folglich 1) seine Zuhörer über das Wesen des sittlichen Guten nach der Anweisung Jesu belehren und zur Liebe dafür gewinnen; er mufs 2) das sittlich Gute als Gottes Willen, und die Uebung desselben als die einzige Gott gefällige Verehrung, jedes Böse als Sünde, als Verletzung der Pflicht gegen Gott darstellen, und zu dem Ende Gott als das vollkommenste moralische oder heiligste Wesen kennen lehren, und dabey überall 3) den Menschen auf seine Bestimmung für diese, und seine Hoffnungen in jener Welt aufmerksam machen.“ — Von dem Zwecke Jesu sind die *Mittel* zu unterscheiden, deren er sich zur Erreichung desselben bediente. Ueber diese Mittel, oder über die Hülfslehren und Hülfsbegriffe, welche Jesus gebrauchte, sind die Meynungen getheilter. Nach des Vf. Meynung sind die Hülfslehren nicht für alle Zeiten gleich nothwendig und wesentlich. Er ist der Meynung, dafs in den Schriften des N. T. vieles *herablassend* gesagt sey. (11ter Br.) Der 12te Br. enthält sodann einen Versuch, die Absonderung der Hauptlehren von den Hülfslehren, oder des Allgemeingültigen im N. T. von dem Localen und Temporellen auf gewisse feste Grundsätze zurück zu bringen. — Wir haben den ganzen Ideengang des Vf. angegeben, ohne denselben durch unsere Bemerkungen zu unterbrechen, wir können aber nicht leugnen, dafs uns in der ganzen Untersuchung noch einige Unbestimmtheit der Begriffe zu herrschen scheine, und legen deswegen unsere Gedanken dem Vf. zur Prüfung vor. Durch die Untersuchung, was zum Wesentlichen des Zwecks der Lehre Jesu gehöre, und was folglich auch Zweck des christlichen Lehrers seyn müsse, werden die einzelnen Lehren, welche nach des Vf. Meynung populär und praktisch sind oder nicht sind, noch nicht bestimmt. Soll das durch den Versuch ersetzt werden: das Allgemeingültige in der Lehre Jesu von dem Temporellen und Localen, das Aufserwesentliche von dem Wesentlichen nach festen Grundsätzen zu unterscheiden? Fast scheint es uns so! Aber mit welchem Rechte? Sind die Begriffe des *Allgemeingültigen* und des *Praktischen* mit einander zu verwechseln? — Kann nicht manches im N. T. populär und praktisch seyn, was vielleicht nicht zu den Allgemeingültigen oder Hauptlehren Jesu gehört, als z. B. die Lehre von Jesu allgemeinen Weltgerichte, von den Wirkungen des Satans u. a. m. Kann nicht umgekehrt manches ganz eigentlich zur Lehre Jesu gehören, und doch nicht populär und praktisch, wenigstens nicht für unsere Zeiten seyn, wie so manches was Jesus von seiner eignen Person lehret? — Sodann wollen wir zugeben — ob sich gleich noch immer grofse Schwierigkeiten finden würden — dafs nach des Vf. Grundsätzen die eigentlichen Lehren Jesu von dem Temporellen und Localen zu scheiden seyen; — aber sollte hier die Untersuchung nicht noch einen Schritt weiter gehen, und die Frage im Voraus beantwortet werden: ob die *eigentliche* Lehre Jesu eine *allgemeingültige* Lehre, ob das, was in ihr aufser der *allgemeinen* Religionslehre enthalten ist, für alle Menschen gültig sey? Ob Jesus überhaupt eine *allgemeine Religionslehre* habe geben wollen? Würden diese Fragen bejaht, dann wären die Scheidungsgrundsätze des Vf. erst recht brauchbar: müfsten sie verneint werden, so müfste man weiter fragen: was ist überhaupt Religion? und so einen Maafsstab suchen, nach dem man beurtheilen könnte, was von dem Unterrichte Jesu alle Menschen angehe. — Im 13ten Br. wird eine andere Präliminaruntersuchung angestellt: was eigentlich *Populär* und *Praktisch* sey. Sie wird schon im 2ten Br. eingeleitet, dort aber wieder abgebrochen. *Populär* nennt der Vf. eine Wahrheit, wenn sie der Fassungskraft derer, denen man sie vorträgt, angemessen ist; was der Religionslehrer vorträgt, mufs von denen verstanden werden können, die er unterrichtet. *Praktisch* heifsen Religionswahrheiten, wenn sie geschickt sind, den Menschen zu bessern, und dadurch wahrhaft ruhig und glücklich zu machen. „Ist nun, heifst es S. 157 *Theologie* der Inbegriff systematisch geordneter Religionswahrheiten, so wird man ihr das Prädicat einer praktischen geben können, wenn sie die Wahrheiten, und *die* Vorstellungs- oder Behandlungsarten derselben ausheben, welche vorzüglich geschickt sind, den Willen zu lenken und den letzten Zweck aller Religion — *innere Sittlichkeit oder Heiligkeit des Willens* — zu befördern. Sobald diese Wahrheiten Theile eines Ganzen seyn sollen, welche harmonisch zusammen hängen, so versteht es sich von selbst, dafs nichts zu ihnen gehören könne, was dem übrigen widersprechen, oder durch andere Lehren als unwahr oder unlauter dargestellt würde, möchte sich auch noch so viel Wirkung davon auf den Willen erwarten lassen. Nicht also *alles*, was den Menschen zum Handeln selbst zum Guthandeln zu bestimmen fähig ist, sondern nur das, was *harmonisch* mit den ersten Grundsätzen der Religions- und Sittenlehre, harmonisch mit ihrem ganzen Inhalte, diesen Zweck erfüllt, darf eine Stelle in einer praktischen Theologie finden.“ — Um in dieser Demonstration Consequenz und Bestimmtheit zu finden, sieht sich Rec. genöthigt, sie ohngefähr auf diese Weise zu ändern: ist nun Theologie nach der gewöhnlichen Vorstellung, der Inbegriff systematisch geordneter *Kirchenlehren*, so wird man ihr das Prädicat einer praktischen geben können, wenn man diejenigen Wahrheiten u. s. w. aushebt, und zu einem Ganzen vereinigt, welche vorzüglich geschickt sind u. s. w. Denn aus einer Theologie, welche der Inbegriff systematisch geordneter, *wirklicher* Religionswahr-

wahrheiten ist, braucht nichts ausgehoben zu werden. Eigentliche Religionswahrheiten müssen alle praktisch oder geschickt seyn, den letzten Zweck der Religion: Sittlichkeit oder Heiligkeit des Willens zu befördern; es darf nichts darinnen vorkommen, was nicht *harmonisch mit den ersten Grundsätzen der Religions- und Sittenlehre* wäre. Ueberhaupt scheint es aber Rec. als ob Hr. N. mit Unrecht den Bestimmungsgrund des Praktischen und Populären in dem Objecte suchte, da er doch in den Subjecten zu suchen ist. Objectiv müssen alle Religionswahrheiten populär und praktisch seyn, subjectiv aber müssen wir zugeben, dass manche die Fassungskraft ungebildeter Menschen übersteigen, und auf die Lenkung ihres Willens keinen Einfluss haben. Freylich konnte sonach ein Handbuch der populären und praktischen Theologie eigentlich nichts anders seyn, als eine Anleitung zur Kenntniss der Religionswahrheiten, welche der Fassungskraft und den moralischen Bedürfnissen des grossen Haufens, wie er bey uns gewöhnlich ist, angemessen, und welche ihm daher von Predigern vorzutragen sind. — Der Vf. zeigt in der Folge aus der Geschichte, wie gross jederzeit die Vortheile einer solchen Auswahl der Religionswahrheiten im Vortrage der Lehren gewesen sey, welche nach der Fassungskraft und den Bedürfnissen der Menschen auf einer gewissen Stufe der Bildung gemacht ward. — Die dritte Präliminaruntersuchung betrifft die *Lehrweisheit*, welche nur Reformatoren ohne Menschenkenntniss mit dem Namen der Furchtsamkeit und Heucheley beschimpfen können. Zur Lehrweisheit rechnet der Vf. 1) seinen Unterricht an die einmal vorhandenen Ideen seiner Zuhörer anzuschliessen, 2) dieser vorhandenen Ideen so lange zu schonen, als sie ohne Schaden nicht angegriffen werden können, und manche bessere Idee so lange zurück zu halten, bis sie in die vorige Ideenreihe der Schüler einpasst. Rec. ist hierin mit dem Vf. vollkommen einverstanden. So auch fast durchgehends mit der bis zum Schluss der ersten Sammlung fortlaufenden Anwendung der vorgetragenen Theorie von der christlichen Lehrweisheit, auf den Gebrauch der verschiedenen Beweisarten der Religion. Der Vf. redet insbesondere davon, ob man gegenwärtig das Wunderbare als Beweis des Göttlichen entbehren könne, und ist mehr dafür, die Aufmerksamkeit von dem Wunderbaren abzulenken. Freylich kommt hier auf die Erklärung des Göttlichen sehr viel an. Ist das Christenthum eine aufserordentliche Offenbarung, im dogmatischen Sinne des Worts, so bedarf sie auch einer solchen Beglaubigung, als Wunder sind.

(Der Beschluss folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Hilscher: *E. Sibly* M. D. *Medicinischer Spiegel.* Oder *über die Befruchtung des weiblichen Menschen, den Ursprung der Krankheiten und die Ursachen des Lebens und des Todes.* Aus dem Englischen übersetzt mit 2 Kupf. 1796. 254 S. 8.

Als Dr. *Sibly* in Form von Büchern und Magazinen mit Kupfern und Holzschnitten geziert, dem wohlhabenden Engländer vordemonstrirte, Adam sey ein Hermaphrodit, und durchsichtig gewesen, und ihm seine Solar- und Lunartinctur im Posaunenton anpries, dachte Rec. nicht ohne Nationalstolz: das dürfte in deinem Vaterlande doch nur ein Marktschreyer dem Pöbel sagen! Jetzt aber da er einen Theil dieses Unsinns sogar übersetzt vor sich hat, würde er an den Verstand seiner Landsleute verzweifeln, wenn er es nicht für ungerecht hielt, die Sünde eines Uebersetzers, den es vermuthlich hungerte, dem deutschen Publicum zur Last zu legen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Breslau*, b. Korn: *Briefwechsel zwischen dem Hn. Prorector Schummel und dem Prediger Muller über das Krankenhaus Allerheiligen. Breslaus Bürgern gewidmet.* 1797. Mit patriotischem Vergnügen sieht man hier abermals den Entwurf zu einem neuen Tempel der Menschlichkeit und Liebe veranstalten, dessen Aufbauung, oder vielmehr Verbesserung gewiss den lauten, und gerechten Beyfall eines jeden wahren Menschenfreundes erhalten wird, der bedenkt, dass gute medicinische Polizeyanstalten, in Ansehung der Verpflegung armer hülfloser Kranken überhaupt, eines der ersten und vorzüglichsten Augenmerke einer jeden grossen und volkreichen Stadt seyn sollte. Leider! blieben alle bisherigen Bemühungen, dem schlechten und elenden Krankenhospitale *Allerheiligen* zu Breslau eine andere, und neue Form zu geben, nur fromme, vergebliche Wünsche! —

Das Geschrey der Elenden nach Hülfe und die ungewöhnlich starke Mortalität in diesem Spital bewogen endlich die Commission der königl. Kriegs- und Domänenkammer daselbst, die Mängel desselben etwas genauer zu untersuchen, und nunmehr gewann, besonders aber durch den rühmlichen Eifer der beiden auf dem Titel genannten biederen und edlen Männer, die gute Sache bald eine neue und erwünschte Gestalt! — Die Wohlthätigkeit, und Herzlichkeit der Breslauer Bürger wurde lebendig: gute Menschen in der Stadt und aufserhalb derselben fanden sich bereitwillig, selbst grosse Summen aufzuopfern, um dem alten Hospital eine andere und bessere Anordnung zu verschaffen. Es soll bis auf den Grund abgerissen, und vorzüglich, wie es scheint, ganz nach dem Modelle des Krankenhauses zu Bamberg, (das unstreitig eines der schönsten und prachtvollsten in Deutschland ist), — angeordnet, und aufgebauet werden.

Die Vorsicht segne das lobenswerthe Bestreben der Breslauer Einwohner, und ihr edler Vorsatz werde ein musterhaftes Beyspiel der Nachahmung für mehrere grosse Städte unsers deutschen Vaterlandes! — —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, im Verlage der Waisenhausbuchh.: *Briefe an christliche Religionslehrer*, von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir können bey der Anzeige der zweyten Sammlung kürzer seyn. Die Briefform, und der Wechsel der Personen, an welche die Briefe gerichtet sind, erlaubt dem Vf. sein Hauptthema auf einige Zeit zu verlassen, und über andere Gegenstände seine Meynung mitzutheilen. So enthält der 1ste Br. sehr fruchtbare Gedanken, *über die zweckmässige Einrichtung der Prüfungen zum Predigtamte.* Mochte man sie in recht vielen Consistorien beherzigen! Die Idee des Vf. die angehenden Prediger Katechisationen halten zu lassen, und dadurch zu prüfen, ob sie eigne Begriffe haben, und populär zu seyn verstehen, ist schon seit mehrern Jahren durch das Leipziger Consistorium realisirt, wo die designirten Prediger in der dasigen Freyschule unter der Aufsicht eines Consistorialassessors katechisiren müssen. — Der 2te Br. enthält *Rathschläge, an einen jungen thätigen Prediger, seine Thätigkeit und sein Studieren gehörig zu ordnen.* Br. 3 und 4. *Wie erweckt und erhält man Interesse an der Religion?* — Voll Weltkenntniss und heilsamer Winke für Prediger. Vorzüglich hat uns gefallen, was der Vf. über die auf den Kanzeln so gewöhnlichen Vergleichungen der christlichen Religion mit dem Judaismus und Ethnicismus saget. Br. 5—8. *Ueber den Gebrauch der Bibel im Unterricht des Volkes.* Rec. würde das meiste in diesem reichhaltigen Briefen unterschreiben. Die Kantischen Ideen von der moralischen Interpretation sind nach seiner Meynung sehr richtig aufgefasst, und die — wohlverstandene — moralische Interpretation beym Gebrauche der heil. Schrift zu ascetischen Zwecken mit Recht empfohlen. Im 7ten Br. aber wünschte Rec. eine Stelle näher bestimmt, und durch einige Beyspiele erläutert, damit sie nicht für Anfänger verführerisch werde, und bey den oftmals schlecht begriffenen Grenzen zwischen moralischer und allegorischer Deutung einen sehr schlechten Geschmack im Predigen zurückbringe. Das Volk," heisst es S. 109 ff. wird wie die Kinder durch Bildung und Dichtung weit mehr angezogen, als durch philosophische Präcision und schulgerechte Auslegung. Dies wussten die ältesten Lehrer der Menschheit, und darum wählten sie eben diese Mittel — Symbole, Parabeln, Apologen, und kleideten die Lehren der Religion und der Moral in diese gefällige Hülle. — — Halten Sie es nicht für verlorne Zeit, zuweilen in den Schriften der Allegoristen und Mystikern zu blättern. Unter vielen Schlacken werden Sie auch oft ein reines Gold finden, und vieles von ihrer Manier lernen können, so manche Keime religiöser und moralischer Wahrheiten, welche dem Auge des Schriftgelehrten entgingen, aus biblischen Erzählungen zu entwickeln." — Rec. getraute sich nicht, diesen Rath jungen Predigern zu geben, wenn er nicht sehr gewiss von ihren richtigen Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnissen, und ihrem ganz gereinigten Geschmack überzeugt wäre. — Br. 9—11. *Behandlung der Lehre von dem Daseyn Gottes im populären und praktischen Unterrichte.* Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet das, was vom Gebrauch der Vorstellung Gottes unter dem Symbole eines Vaters gesagt wird. — Die zweyte Hälfte der Briefe dieser Sammlung beschäftigt sich ganz mit der *öffentlichen* Behandlung *der Lehre von der durch Christum gestifteten Erlösung.* Diese Briefe sind dem Rec. wie aus der Seele geschrieben. Sie haben ihm um desto mehr Freude gemacht, da er die vorgeschlagene Methode stets bey seiner Amtsführung beobachtet, dabey seine eigene Ruhe erhalten, und, wie er hofft, auch Nutzen gestiftet hat. Wir können hier nur die Hauptpunkte der ganzen Abhandlung angeben, empfehlen sie aber jedem Religionslehrer zum sorgfältigen Studio. — Nach einer kurzen Einleitung, wie nothwendig es für den praktischen Religionslehrer sey, sich die Lehre von der Erlösung, welche sich nicht aus dem Volksunterricht verbannen lässt, deutlich und richtig zu denken, stellt der Vf. zuerst in einem sehr gut geschriebenen Gespräche die verschiedenen Meynungen über diese Lehre dar; die Meynungen der strengen Vertheidiger des kirchlichen Systems; der christlichen Rationalisten; der Freunde von der Herrnhutischen Brüdergemeine; der kritischen Theologen. Hierauf wirft er folgende drey Fragen auf, und beantwortet dieselben. 1) Zu welchen allgemeinen Resultaten führt die unparteyische Betrachtung aller vom Anfang bis auf diesen Augenblick über den Begriff der Erlösung geführten Streitigkeiten? (Die Resultate betreffen entweder das *Historische* oder das *Exegetische* oder das *Dogmatische.*) 2) Welcher Lehrtropus möchte unter allen darüber angenommenen, dem Bedürfniss unsrer jetzigen Zuhörer der angemessenste, und daher im populären und praktischen Unterricht vorzüglich zu befolgen seyn? (Es ist hier eine doppelte Classe von Zuhörern zu unterscheiden, die *Ungeübten*, und die *Geübtern.* Bey jenen muss man sich der grösten Simplicität be-

fleifsigen, und vor allem nur gewiffe Hauptfatze recht anfchaulich zu machen fuchen. Solche Satze werden angeführt. Bey den Geübtern ift auf die hiftorifche Interpretation des N. T. und die Zweifel der Vernunft Rückficht zu nehmen). 3) Was räth dem öffentlichen Religionslehrer die chriftliche Weisheit, wenn ein Theil feiner Zuhörer, oder auch einzelne Mitglieder feiner Gemeine fchon einen feften Begriff von der Erlofung angenommen haben, gefetzt auch er ftimmte mit feinen eignen Ueberzeugungen nicht überein? — Was der Vf. hier über die Erforfchung der in der Gemeine herrfchenden religiofen Denkart; über die Vermeidung einer polemifirenden Dogmatik; über die Billigkeit gegen alle Parteyen; über das Benehmen am Krankenbette und bey der Abendmahlsfeyer in Anfehung offenbar fchädlicher Begriffe von der Vergebung der Sünde; und über die Abendmahlsfeyer felbft fagt, zeigt von foviel Bekanntfchaft mit der Denkungsart des grofsen Haufens, von fo reifer Ueberlegung, wie demfelben beyzukommen, und feine Erkenntnifs mit Bewahrung feiner Moralität zu erweitern fey, ift fo voll von weifen Rathfchlägen: wie man heilfame Veränderungen im öffentlichen Unterrichte vorzunehmen habe; dafs jeder angehende Religionslehrer, der Nutzen ftiften will, gewifs in diefen Briefen die dienlichfte Belehrung, und, wenn er nicht ganz zum öffentlichen Lehrer verdorben ift, den ficherften Leitfaden durch ein gefürchtetes Labyrinth, finden wird. — Der letzte Brief enthält noch eine Warnung nicht wegen der Wirkfamkeit des Myfticismus der wahren Aufklarung in der Religion den Weg verfperren zu wollen. Zum Schlufs etwas von den Mitteln, die Religion zu erhalten, nach der Befchaffenheit unfers Zeitalters. Wir können uns nicht enthalten, noch eine fehr fchöne Stelle, die ein Wort zu feiner Zeit enthält, hier aus zuzeichnen: „Ich kann nicht oft genug darauf zurück kommen, dafs in der Verkehrtheit fo vieler Lehrer, in ihrer Entfernung von dem wahren Geifte der Religion, der Hauptgrund liegt, warum ihr Stand fo vielen harten Urtheilen ausgefetzt war, und warum felbft in frühern und fpatern Jahrhunderten, fo viel Verfolgungen über fie ergiengen. Es kann Zeiten geben, wo man die Religion felbft in ihnen haft, und wo möglich jeden Gedanken an die *Macht über uns* von der Erde vertilgen möchte, weil man zittern mufs, wenn man an das Dafeyn einer folchen Macht denkt. Wir haben fie ja felbft erlebt diefe Zeiten. Aber auch unter folchen Stürmen würde der Stand der Religionslehrer fich fefter gehalten haben, wenn fie nichts hätten feyn wollen, als Lehrer des Friedens, der Ordnung, Gefetzmäfsigkeit, der Sittlichkeit, der Ehrfurcht gegen Gott; wenn fie keine andere Achtung verlangt hätten, als die, welche Einficht, Rechtfchaffenheit und Heiligkeit des Wandels felbft dem Tugendhaffer abzwingt; wenn fie keine andern Vorrechte begehrt hätten, als ungeftört wohlthun zu können. Auch ift es kein Unglück für das Ganze, wenn dies endlich, wärs auch durch bittere Erfahrungen, gelernt wird. Unfere proteftantifchen Prediger haben folche Erfahrungen noch nicht gemacht. Mögen fie dies dankbar erkennen, und ja nicht verfehlen, aus fo warnenden Beyfpielen Nutzen für fich zu ziehen. Denn viele von ihnen kleidet es immer fehr übel, wenn fie vom Pfaffenthum reden, dem uns die Reformation entriffen habe. Man fieht an ihnen die Wirkungen diefer Reformation noch viel zu wenig."

Auf Oftern verfpricht der Vf. den letzten Theil diefer Briefe, worin er befonders die Lehre von der menfchlichen Befferung, von den Motiven der Sittlichkeit, und von den Hülfs- und Uebungsmitteln der chriftlichen Tugend erortern, und hiebey zugleich das meifte von dem ausführen will, was er ehemals in einem dritten Theil zu J. Wesleys Leben zu bearbeiten gefonnen war.

LEIPZIG, b. Cruſius: *Muſeum für Prediger.* Herausgegeben von *Johann Rudolph Gottlieb Beyer*, Pfarrer an der Bonifaciuskirche zu Sömmerda im Erfurtifchen. *Erſten Bandes. Erſtes Stück.* 1791. 22 Bog. gr. 8. (18 gr.)

Dieſes *Muſeum* ſoll theils als eine Fortſetzung des nun geendigten *Allgemeinen Magazins für Prediger*, theils aber auch als ein neues Werk angeſehen werden. Der Plan iſt folgender. 1) Das Muſeum wird auch wieder *Vorarbeiten zu Predigten*, theils in kurzen Entwürfen, theils in Winken und Fingerzeigen zur Erfindung und Ausarbeitung einzelner Hauptſätze enthalten, doch ſoll weniger Raum als im Magazin dazu beſtimmt werden. Die in dieſem 1ſten St. befindlichen *Entwürfe* ſind vom Hn. Domprediger *Forſter* in Naumburg, und werden bis zu einem vollſtändigen Jahrgange fortgeſetzt werden. Damit man aber unter mehrern Materien und Arbeiten die Wahl habe, ſo werden im 2ten St. eine Anzahl Entwürfe ebenfalls von Trinitatisſonntage an folgen, die Hr. Prediger *Troſchel* (J. E. T.) in Berlin eingeſandt hat. 2) Eine *Hauptrubrik* im Muſeo werden *Aufſätze* und *Abhandlungen* über wichtige Gegenſtände der Theologie und der Religion, Erörterungen über Fragen und Aufgaben, die den wiſſenſchaftlichen und theologiſchen Theil ſowohl, als auch die praktiſche und moraliſche Seite betreffen, ausmachen. Doch werden auch Erinnerungen und Belehrungen über kleinere Gegenſtände, die mit Hauptſachen in Verbindung ſtehen, nicht ausgeſchloſſen. 3) Auch *Nachrichten* vom kirchlichen Zuſtande des proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchlandes, auch wohl zuweilen des Auslandes, von Veränderungen und Verbeſſerungen in der Liturgie, nebſt andern das Kirchen- und Schulweſen betreffenden Vorfällen, werden im Muſeum ihren Platz finden, beſonders wenn ſie zugleich belehrend abgefaſst ſind. 4) *Recenſionen* von neuen theologiſchen Schriften werden zwar *nicht* geliefert werden, aber *Bemerkungen* über den Geiſt und Inhalt gewiſſer Schriften, *Erläuterungen* über einzelne Stellen, *Anzeigen* und *Erörterungen* auffallender oder ſonſt des weitern Nachdenkens würdiger Gedanken ſollen auch einen Platz in dieſem M. finden. Uebrigens werden *zwey Stücke* wie

Digitized by Google

wie das gegenwärtige einen *Band* ausmachen, welcher mit dem *Bildnisse* eines um die Theologie und Religion verdienten Mannes gezieret seyn, und einige Notizen von dessen Leben und Schriften enthalten wird. — So weit der Plan dieses *M.*, wie er in der Vorrede angegeben worden; nun zur Ausführung selbst.

Den Anfang macht eine *Revision der vorzüglichsten Fehler bey Vorträgen über die Lebensgeschichte Jesu*, von *F. E. A. Heidenreich*, Diak. zu Merseburg. Diese Abhandlung holt weit aus und ist sehr weitschweifig, welches besonders auffällt bey der Anzeige des *ersten Fehlers: man trägt zu selten die Beweise und namentlich die fasslichen Beweise für die Glaubwürdigkeit der Lebensbeschreibung Jesu vor.* Rec. ist nicht für besondere Beweisführungen dieser Glaubwürdigkeit auf der Kanzel. Soll man sich oberflächlich verhalten, wozu würde das nützen? Und sollte man sich in tiefere Untersuchungen einlassen, wer würde sie anhören wollen? Mit den angerathenen Betrachtungen über die Fragen: *konnten* und *wollten* die Jünger Jesu die Wahrheit sagen, würde man auch nicht viel weiter kommen, ganz anderer Rücksichten über die Sache selbst zu geschweigen, auf welche der einsichtsvolle Herausgeber schon in einer unten gesetzten Anmerkung hinwinkt. *Zweyter Fehler: beym Nachdenken über die Lebensbeschreibung Jesu, und bey Vorträgen über dieselben, giebt man der Phantasie oft einen zu weiten Spielraum.* Die Sache selbst ist richtig, wie auch der Vf. durch sein eigenes Beyspiel solches bestätiget, findet aber in unsern Zeiten aus mehrern Gründen ungleich weniger als sonst statt. *Dritter Fehler: man folgt sclavisch nur zu häufig dem Geiste der Kleinigkeit, der das wenigere Wichtige zu der fälschlich angenommenen Würde des vorzüglich Wichtigen erhebt.* So manches gegen diese Ueberschrift zu erinnern seyn möchte, so verschiedenes Nützliche ist doch in der Ausführung selbst enthalten. *Vierter Fehler: man geht nicht sorgfältig genug der periodischen Ausbildung des Geistes Jesu nach*, zu deren Beförderung auch das öftere Besuchen der Synagogen, der Hauptfeste zu Jerusalem u. s. f. zu rechnen sey. *Fünfter Fehler: man macht das wahrhaft Grosse und Eigene in Anlegung und Hinausführung des Plans Jesu nicht anschaulich genug. Sechster Fehler: man fasset die Tendenz des Charakters Jesu auf den Geist seiner Lehre nicht scharf genug ins Auge. Siebenter Fehler: man betrachtet vorzüglich merkwürdige, besonders wundervolle Begebenheiten immer noch viel zu einseitig.* In Ansehung der verschiedenen Erklärungen, welche gegen die kirchliche Genugthuungslehre in neuern Zeiten gemacht werden, ist folgende S. 40 stehende Anmerkung zu lesen: „Man sehe: *Löffler* über die kirchliche Genugthuungslehre; *Oertel* Abhandlungen zum Brief an die Römer; *Rochow* Berichtigungen, welche in der Apol. A. C. p. 96, und Form. Conc. p. 207 seq. Edit. Rech. *schon ihre Widerlegung* finden.“ — Wenn es S. 42 heifst: gewifs, wenn *Sokrates* als ein Weiser lebte und starb, so lebte und starb *Jesus* als ein *Gott*; so möchte man wohl fragen, wie denn ein Gott zu sterben pflege: — *Achter Fehler: man setzt das in den Handlungen und Reden Jesu so unverkennbar liegende Aesthetische nicht fleifsig und bündig genug aus einander. Neunter Fehler: man verfährt beym Anmahnen zur Nachfolge Jesu zu oberflächlich. Zehnter Fehler: man nimmt auf das Charakteristische der in der Lebensgeschichte Jesu vorkommenden Personen, nicht oft und treffend genug Rücksicht.* Der Hauptcharakter dieser Abhandlungen liegt offenbar darin, dafs neue Meynungen mit dem alten System amalgamiret, und dieses dadurch gehoben werden solle. Da fällt Rec. aber immer der Ausspruch Jesu ein: niemand flicket ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappe reifset doch wieder vom Kleid, und der Riss wird ärger. — Der Herausgeber giebt durch gar wenige aber scharfsinnige Anmerkungen berichtigende und weiter weisende Winke. Die 2te Abhandlung betrifft die Frage: *darf und soll der Prediger auf der Kanzel polemisiren?* War der vorhergehende Satz etwas langweilig, so ist dieser desto launiger und unterhaltender. Das Resultat davon ist S. 81 befindlich: „So hoffe ich seinen (des klugen Tellers) Sinn getroffen zu haben, dafs die Kanzel der Tummelplatz wider speculative Abweichungen nicht seyn darf, und am wenigsten wider ausgestorbene Meynungen; auch nicht wider solche, mit denen wir noch nicht so recht aufs Reine sind, und bey denen man übrigens ein guter Christ und Staatsbürger seyn kann. Wir gestehen keinem Fürsten eine Tyranney über unser Gewissen zu, und eben so wenig können wir sie einem Prediger zugestehen. *Ventiliren* mögen wir, wenn es mit weiser Mäfsigung geschieht, nicht aber verfolgen und verdammen.“ Der Vf. hat sich *J. M. S.* unterschrieben. 3tens folgen *kurze Nachrichten aus Franken*, im October 1795 eingeschickt. Kein Ländchen oder Städtchen fast dieses Kreises geht leer aus, und die oft schnell und grell abwechselnden Farben von Licht und Dunkel geben dieser literarischen Karte ein so buntscheckiges Ansehen, als die geographische kaum hat. Gesangbücher, Katechismen und andere Kirchen- und Schulanstalten werden der Reihe nach angegeben und geschildert. 4tens stehet ein *Brief an den Kandidaten Z. einen liturgischen Modefehler betreffend*, welcher kein anderer ist, als der *Bückling* des auf die Kanzel oder gar vor den Altar tretenden Predigers. Mit Recht sagt der Vf.: aber ist denn auch die ganze Sache der Rede werth? Auch kommen diejenigen Prediger, und das mit mehreren Rechte übel weg, welche die Zuhörer oder die Communicanten mit *Sie* anreden. Ein Ceremonienmeister müsste in der That dem das Abendmahl ausspendenden Prediger zur Seite stehen, um diesem zu sagen, ob er dem hervorkommenden Communicanten mit *Du*, *Er*, *Ihr* oder *Sie* anreden solle. Wenn die Aufklärung in nichts anderm als solchen Kleinigkeiten sich äufsert, da steht's in der That übel. Am besten bleibt man bey Vornehmen und Geringen bey der gewöhnlichen Formel. Die nun 5tens kommenden *Entwürfe zu Predigten* sind so, wie man sie vom Hn. Domprediger *Förster* erwarten kann. Die etwas hervorstechenden *Hauptsätze* sind: *über die Unempfind-*

pfindlichkeit, die sehr gewöhnlich, sehr häfslich und schädlich, und drittens endlich sehr strafbar sey; *über das immer mehr überhand nehmende unsittliche Betragen der Jugend; woher es wohl kommen mag, dafs man jetzt die Kirchen seltener als ehemals besuche;* über den Gedanken: *Gott lafst Gnade für Recht ergehen; von der Aufmerksamkeit auf die Vorboten zukünftiger unangenehmer Ereignisse. Von dem Schaden, den der Widerstand gegen wahre und ächte Aufklärung in der Religion von jeher bewirkt hat, und noch bewirken mufs.* Die Ausführung hätten wir freylich oft anders gewünscht, doch auf ein weiteres können wir uns hier nicht einlassen. Das 6tens hinzugefügte *Trauungsformular* eines vor einer französischen Municipalität vorher zusammen gegebenen Ehepaars hat uns gröfstentheils wohlgefallen. Es ist vom Pfarrer *Mader* zu Mühlhausen in der Schweiz. In dem endlich noch hinzugefügten *Schreiben* kommt manches, artige liturgische Veranderungen betreffendes vor. — Dem Herausgeber wünschen wir stets gute Materialien in das nicht übel angelegte Fachwerk seines Museum.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

MADRID: *Almanak mercantil ó Guia de comerciantes para el año de 1797.* Par *Don Diego Maria Gallard.* 40 Bog. 8.

S. 1 bis 228 enthält den allgemeinen Zolltarif von ein- und ausgehenden Waaren. Bis S. 257 was beym ausländischen und insbesondere beym amerikanischen Handel zu beobachten ist. Hierauf folgen bis S. 503 Nachrichten von den einheimischen Handlungsplätzen, vom Personale derselben, von Handlungscompagnien, Banken, Wechseln, Fabriken, Handwerken, Magazinen; von Münzen, Maafs und Gewicht u. s. w. Amerikanischer Etat bis S. 514. Einige ausländische Handlungsplätze bis S. 534. Reductionstafeln von Münzen, Maafs und Gewicht, machen, nebst dem neuen französischen Kalender, den Beschlufs. Der Almanach existirt schon seit verschiedenen Jahren, und, bey einer Vergleichung der älteren mit dem neuesten, hat Rec. in letztem schätzbare Vorzüge gefunden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Gera*, b. Rothe: *Specimine indicis Xenophontei praemisso* quatuor oratiunculas. — habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruth. Prof. Eloqu. 1798. 12 S. 4. Seit lange hat man vergebens gehofft, dafs die vor vier und dreyfsig Jahren zu Leipzig veranstaltete Edition der Xenophontischen Werke die versprochene Zugabe erhalten würde, welche den Vorwurf eines übereilten, planlosen Abdrucks mildern, und Ernesti's öffentliche Empfehlung einleuchtender machen könnte. Mehrere Bearbeitungen einzelner Xenophontischen Schriften traten unterdessen ans Licht: aber jene Ausgabe blieb unvollendet, und schien allmählich in Vergessenheit zu gerathen. Jetzt erfahren wir mit Gewifsheit, dafs der Editor derselben, der vor einigen Jahren verstorbene Conrector *Thieme* in Leipzig, wirklich den Willen gehabt, die gesammelten Anmerkungen seiner Vorganger, vorzüglich die kritischen, nebst einem philologischen und historischen Index, in einem besondern Bande folgen zu lassen; dafs er alsdann seinen Plan blofs auf die Register eingeschränkt, und endlich, der Arbeit müde, den ganzen Apparat seinem ehemaligen Schüler, dem Hn. Prof. *Sturz* in Gera, zur Verarbeitung und Herausgabe überlassen habe. In geschicktere Hände hätte dieses Geschäft schwerlich gegeben werden können. Denn gerade der emsige, auch bey den trockensten und kleinlichsten Gegenständen unermüdliche Fleifs, den Hr. *St.* schon durch einige Beyträge zur neuen Fabricischen Bibliothek bewiesen, gerade die gründliche, aus den Quellen der Alten selbst, nicht von der Oberfläche ihrer Commentatoren geschöpfte Sprachkenntnifs, welche er durch seine Abhandlungen über den Alexandrinischen Dialekt und die bekannten Sammlungen der Fragmente von Hellanicus, Pherecydes und Agesilaus bewährt hat, gehören dazu, um bey einer solchen Arbeit die Foderungen der Verständigen zu befriedigen. Und in welchem Grad Hr. *St.* dies zu leisten im Stande sey, zeigt die gegenwärtige Probeschrift, welche blofs das Zeitwort ἄγειν behandelt. Alle Bedeutungen dieses Wortes, welche in Xenophons Schriften vorkommen, werden hier, wohlgeordnet und mit Angabe der Stellen, aufgeführt; dunkle Stellen bald aus dem Zusammenhange, bald durch Parallelen, bald mittelst der Autorität alter Grammatiker erläutert; hie und da auch neuere Commentare citirt, welche seltnere Wortbedeutungen umständlicher entwickelt haben; ferner werden die hauptsächlichsten Abweichungen der Lesart in verschiedenen Ausgaben bemerkt, und am Schlufs noch die Wörter angegeben, mit denen jenes ἄγειν von den Abschreibern gewöhnlich verwechselt worden ist. (Unverkennbar ist der Gewinn, der aus einem *so* abgefafsten Index nicht blofs für die Lectüre der Xenophontischen Schriften, sondern für das griechische Sprachstudium überhaupt entspringt. Wenn indefs unsere Erinnerungen nicht zu spät kommen, (da, dieser Schrift zufolge, das ganze Werk noch in diesem Jahre vollendet ans Licht treten soll): so möchten wir wohl dem würdigen Herausgeber folgende drey Punkte zur Erwägung empfehlen: 1) ob es nicht besser sey, alle blofs kritischen Bemerkungen von dem Index zu sondern, diesem nur die exegetischen vorzubehalten, und jene (wie auch *Thieme* anfangs zu thun gesonnen war) nach der Ordnung der Xenophontischen Schriften in ununterbrochener Reihe und mit Zuziehung auch der neuesten kritischen Hülfsmittel, z. B. der *drey Gailischen* Ausgaben, mitzutheilen. Nicht leicht wird jemand, der die kritischen Bemerkungen braucht, sie mühsam aus dem Index zusammenlesen; und Hn. *St.* selbst ist hier der Raum beengt, die aufgeführten Varietäten der Lesart zu prüfen oder mit *erwiesenen* Urtheilen zu begleiten. 2) Möchten wir Hn. *St.*, zum Besten der Käufer, die möglichste Kürze empfehlen, vorzüglich bey Citaten, bey Anführung der Meynung von anderen Gelehrten u. s. w. Wir getrauen uns an mehreren Stellen den hier in zwey Zeilen ausgedrückten Sinn in drey, vier Worte zusammen zu fassen. 3) Wird es, unseres Bedunkens, den Gebrauch dieses Index ungemein erleichtern, wenn die Bedeutungen der Worte nicht, wie hier in der Probeschrift, in fortlaufender Folge fortlaufen, sondern wenn die Hauptbedeutungen in neuen Zeilen abgesetzt, und die ihnen untergeordneten durch Cursivschrift mehr herausgehoben werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. März 1798.

LITERARGESCHICHTE.

AMSTERDAM, b. Peter den Hengſt: *Jan Hendrik van Swinden Lykrede op Pieter Nieuwland* d. 24. Nov. 1794. uitgeſproken te Amſterdam in de Matſchappy *Felix meritis*. 1795. 172 S. 8.

Pieter Nieuwland war den 5. Nov. 1764 zu Diemermeer, einem Dorfe bey Amſterdam, geboren. Sein Vater war von Profeſſion ein Zimmermann, dabey ein Liebhaber von Büchern und in der Mathematik ziemlich erfahren. Er hatte dieſen ſeinen einzigen Sohn bis in ſein eilftes Jahr ſelbſt unterrichtet. Der Vater hielt ſich zur lutheriſchen Kirche, ſeine Mutter war ein Glied der baptiſtiſchen Gemeinde, und dieſer ihr Sohn bekannte ſich zu der reformirten Lehre. Er ſtarb an einer Entzündung im Halſe, wozu ein Fieber gekommen war, den 14. Nov. 1794, dreyſsig Jahre alt, zu Leyden als Profeſſor der Naturkunde, höhern Mathematik, der bürgerlichen und Kriegsbaukunſt, der Hydraulik und Aſtronomie. *Nieuwland* hatte von ſeiner Kindheit bis an ſeinen Tod vorzügliche Beweiſe von auſserordentlichen Seelenkräften gegeben. Hier ſind einige Beyſpiele! Seine Mutter konnte ihm in ſeinem dritten Jahre *nichts* Beſſeres zu ſeiner Unterhaltung geben, als *die Kupferſtiche von Jan Luiken*. Sie las einmal die funfzig ſechsfüſsige Verſe, die zur Auslegung der Bilder dienen, laut her, ohne ſie zu wiederholen, und auch nicht in der Abſicht, daſs ſie ihr Kind lernen ſollte. Einige Zeit darauf gerieth ſie in nicht geringes Erſtaunen, da ſie hörte, daſs ihr Sohn bey dem Anblick dieſer Bilder dieſe funfzig Verſe völlig genau herſagte. Ehe er ſieben Jahr alt war, hatte er bereits mehr als funfzig Bücher geleſen, und zwar ſo, daſs er Auszüge daraus machte und dieſes manchmal in Verſen. Hier iſt auch eine Probe ſeines Verſtandes in ſeinem achten Jahre. Der gröſste Rechenmeiſter unſerer Zeit, der Hr. *Aeneae* in Amſterdam, fragte ihn, ob er wohl den körperlichen Inhalt von einer hölzernen Statue des Mercurius, welche auf einem Uhrwerk ſtand, angeben könne. Der junge Nieuwland antwortete: „Ja! Unter der Bedingung, „wenn ich ein Stückchen von eben dem Holz habe, „woraus dieſes Bild gemacht worden iſt: ich will „alsdann einen Kubikzoll daraus verfertigen und das „Gewicht deſſelben mit der Statue vergleichen.“

Gedichte, welche die lebhafteſte Einbildungskraft beweiſen, und die er in ſeinem zehnten Jahre in dem ländlichen Hauſe ſeines Vaters unter Spatzierengehen und Beluſtigungen gemacht hatte, ſind von ſeinen Bewundern ſchon damals in poetiſche Sammlungen aufgenommen worden.

Ein ſolches ſeltſames Genie dringt durch die engen Grenzen, die es einſchlieſst. Die Hn. *Bernhardus de Boſch* und *Jeronimo de Boſch*, zwey vornehme und reiche Herren in Amſterdam, waren die wohlthätigen Beförderer zur Entwicklung der koſtbaren Geiſteskräfte des jungen Zimmermannsſohns. In deſſen eilften Jahre nahm ihn jener in ſein Haus, und dieſer in täglichen Unterricht, welches über vier Jahre gedauert hat. Hier lernte er vollkommen Lateiniſch und Griechiſch, nachdem er durch das Leſen der beſten Schriftſteller und zwar zuerſt aus dem Cornelius Nepos und Terenz ſich die Sprachlehre ſelbſt gemacht hatte, ohne eine vorher zu ſehen. Hier erwarb er ſich den guten Geſchmack und zierliche Ordnung: hier hatte er bereits angefangen, ein Kritiker zu ſeyn, ehe er in ſeinem dreyzehnten Jahre, nämlich 1777 das Athenäum in Amſterdam, die alte Literatur unter den Hn. *Tollius* fortzuſetzen, beſuchte. In dieſem Zeitraum, der bis 1784 dauerte, genoſs er noch ferner den Unterricht von dem Hn. *de Boſch*, und ſtudierte unter *Wyttenbach* Philoſophie und Mathematik. Im Jahre 1783 vertheidigte er unter dem Vorſitz deſſelben ſeine *diſſertatio de Muſonio*, deſſen Schriften er kritiſch behandelt hatte, und davon er noch Fragmente herausgeben wollte. In eben dem Jahre überſetzte er auch die zwey Abhandlungen ſeiner berühmten Lehrer *Wyttenbachs* und *de Boſch*, von den Gedanken der Alten über den Zuſtand der Seele nach den Tode, welche von der *Teilerſchen* theologiſchen Geſellſchaft den Preis erhalten hatten.

Nieuwland hat ſich nur von Sept. 1784 bis 1735 auf der Univerſität zu Leyden als Student aufgehalten, und hat hernach in Amſterdam unter der Leitung des Hn. Prof. *van Swinden* mit dem gröſsten Fleiſse die Naturlehre und alle Theile der Mathematik ſtudiert. Er hatte eigentlich keine Lehrer in dieſen Wiſſenſchaften nöthig. Es war ihm eigen, daſs er eine Verbindung zwiſchen verſchiedenen Wiſſenſchaften machen und die Grundſätze überſehen konnte. Kaum hatte er über die Scheidekunſt nachgedacht, ſo machte er ſich die Grundſätze des unglücklich gewordenen *Lavoiſier* ſo eigen, daſs er ſie bey allen Erſcheinungen anwenden konnte. Er konnte ein Buch ungemein geſchwind durchleſen und den ganzen Inhalt davon angeben und behalten.

Nieuwland liebte drey Gattungen von Wiſſenſchaften und zeichnete ſich vorzüglich darin aus: die Dichtkunſt, die reine Mathematik und Naturlehre. Hiezu kam noch in ſpätern Jahren die Aſtro-

nomie. Unter seinen herausgegebnen Gedichten macht ihn sein *Orion* in Holland unsterblich. Niemand war geschickter, als er, griechische Verse in holländische zu übersetzen. In spätern Jahren konnte er nicht viele Zeit auf die Dichtkunst wenden, demunerachtet suchte er oft Erheiterung darin. Unter den kleinen in seiner Jugend aufgesetzten Abhandlungen zeichnen sich folgende zwey besonders aus: *der verhältnissmässige Werth der verschiedenen Zweige der Wissenschaften und Künste*. und: *die besten Mittel, nicht Gelehrsamkeit, sondern einen gesunden Verstand und guten Geschmack allgemein zu machen.*

Nieuwland suchte alle Theile der reinen Mathematik vollkommen zu machen, die mancherley Fehler zu verbessern, die Sachen mehr zu erläutern und zu verbinden, und sie besonders in der Naturlehre und Astronomie in Anwendung zu bringen. Durch die zwey folgenden eben so schweren, als nützlichen Arbeiten, hat er sich den bleibendsten und grössten Ruhm erworben. Es hatte *Cornelius Douwes* den Seefahrern eine gemächliche Methode vorgelegt, auch ausser dem Augenblick des Mittags, der nur einzig ist, andere Zeiten des Tags zu gebrauchen, die *Breite* des Orts zu erfahren, wo sie sich befinden. Man fand die Breite durch zwey ausser den Mittag genommenen Sonnenhöhen. Es blieb aber die Sache unvollkommen. *Douwes* liess noch manches zurück. Die Engländer bedienten sich seiner Methode, ohne sie zu verbessern. *Nieuwland* nahm die Erfindung aufs neue vor, bestimmte mit der grössten Genauigkeit die vortheilhaftesten Zeiten, die möglichen Fehler und die nützlichsten Umstände. Er schrieb in dem Anfange des Jahrs 1789 eine Abhandlung davon, und schickte sie nach *Paris* an den Hn. *de la Lande*, der sie sehr billigte. Da *Nieuwland* im Jahre 1792 sich zwey Monate lang in *Gotha* bey dem Hn. Major von *Zach* aufhielt, sprachen diese zwey Gelehrte oft miteinander über diese Art, die *Breite* zu finden und berechneten die Beobachtungen, die sie mit einem Sextant und artificiellen Horizont gemacht hatten. Bey dieser Methode hatte man sich auf den Beweis, den *Pemberton* ehemals gegeben, gegründet und den Lehrsatz des *Douwes* auf den, welchen *Maupertuis* vorgetragen hatte, zurück gebracht. Die Abhandlung, welche durch jene Beobachtungen erweitert worden, hatte Hr. *von Zach* in das erste Supplement zu *Bodens* astronomischen Jahrbüchern (Berl. 1793) mit Nieuwlands Namen einrücken lassen.

Ein neues Verdienst des sel. Mannes um die Sternkunde war folgendes. Es hatte *Newton* von der wechselseitigen Anziehung der himmlischen Körper zuerst gesprochen, und aus der Mathematik die Gesetze dieser Anziehungskraft erlautert. *D'Alembert*, *Euler*, *Clairaut* machten das vollkommener, was *Newton* nicht völlig deutlich gemacht hatte. Sie beschrieben den Lauf des Monds, die wechselseitigen Wirkungen der Planeten, die Störungen, die daraus in ihren Bahnen und in der Zeit ihres Umlaufs geschehen müssen, wie auch die Gesetze, nach welchen diese Störungen erfolgen. Es blieb aber demunerachtet noch übrig, einige Unordnungen in den Erscheinungen der Planeten und die langsame Veränderung zu erklären; die bey der Beugung der Ekliptik auf den Aequator statt hat. *La Place* machte auch hievon genaue Berechnungen. Alle diese grossen Männer haben hiebey die Wahrheit angenommen, die sie aber nur aus Beobachtungen kannten, dass die Axen der Planeten nicht senkrecht auf ihren Laufbahnen stehen, sondern sich nach denselben mit einer Beugung neigen. Die Axe der Erde, z. B. macht mit der Fläche der Laufbahn derselben, das ist, mit der Ekliptik einen Winkel von beynahe sechs und sechzig und einen halben Grad, aus welcher Beugung allein die Jahrszeiten entstehen, da wir, wenn die Axe senkrecht stünde, eine beständige Jahrszeit und stets Nacht und Tag gleich haben würden. Wovon rührt aber diese Beugung her? Die Ursache ist allen vorigen grossen Astronomen unbekannt geblieben. *Du Sejour* sagte in seinem *Traité analytique des mouvemens apparens des corps celestes. Tom. II. p. 343.*, dass es sehr wahrscheinlich sey, dass diese Erscheinung von einer *physischen* Ursache abhange; allein er wagt es nicht diese Ursache anzugeben. *Nieuwland* wagte es glücklich. Er legte Grundsätze vor, woraus er den Schluss machte, dass auch diese Erscheinung in einer genauen Verbindung mit dem ganzen Systeme der Anziehungskraft stünde. Er brachte die vorgelegte Grundsätze in Rechnung, und nach der Berechnung kam genau der Winkel heraus, der bey jener Beugung wirklich statt hat. Bescheiden und furchtsam machte *Nieuwland* seine Erfindung, *dem* berühmten *Damen*, Prof. in Leyden bekannt, welche einige Einwürfe dagegen machte, die aber *Nieuwland* entkräftete und die Berechnung noch genauer machte. Hr. *von Zach* überschickte den Aufsatz davon nach *Paris* an den Hn. *de la Place*, und liess auch denselben zur Beurtheilung aller Gelehrten in das Supplement der Bodenschen astronomischen Jahrbücher 1793 einrücken.

Nieuwland war ein sehr ausgezeichneter Gelehrter; er genoss aber auch sehr schöne Früchte seines Fleisses in mannichfaltigen Beförderungen. Er wurde in seinem zwey und zwanzigsten Jahre ein Mitglied der Commission, welche das Amsterdammer Admiralitätscollegium angeordnet hatte, die Meeres Länge zu bestimmen und die Seekarten zu verbessern. Nieuwland arbeitete acht Jahre dabey, und übernahm die Bearbeitung des Seekalenders und die Verfertigung der nöthigen Tabellen. Ueberhaupt war ihm die mathematische Arbeit hiebey aufgetragen; doch half er beständig seinen beiden andern Collegen, dem Hn. *van Swinden* und *van Keulen* in ihren angewiesenen Fachern mit solchem Fleiss, dass in der herausgegebenen Abhandlung *über die Meeres Länge und den 3 gedruckten Proben* das Mehrste von ihm ist. In dem zweyten Druck der Erklärung des *Seealmanachs* hat man ihm das meiste, besonders die Erklärung der Gleichmachung der Zeit, der Art, den Gang der Uhr zu bestimmen und die Berechnung der Abweichungen des Monds zu verdanken.

Digitized by Google

Gleich

Gleich in dem erſten Jahre dieſer Verrichtungen ſchien es, als wenn *Nieuwlands* Beſtimmung verändert werden ſollte. Er wurde von den Utrechtſchen Landſtänden im Jahre 1787 nach den Weggang des Prof. *Hennert* zum Nachfolger deſſelben erwählt. Gewiſſe Umſtände machten aber den Ruf rückgängig. Dagegen wurde er von dem Amſterdammer Magiſtrat zum Lector in der Mathematik, Stern- und Schifffahrtskunſt berufen. In dieſem Amte ſchrieb er das reichhaltige, ſchöne und nützliche Buch: *Zeevaardkunde door Pieter Nieuwland*. welches 1793 Georg Hulft van Keulen in Amſterdam herausgab. Es iſt dieſes nur der erſte Theil der Schifffahrtskunſt, und es iſt ſehr zu wünſchen, daſs Hr. *van Swinden* aus den nachgelaſſenen und von ihm ererbten Aufſätzen ſeines verewigten Freundes das Brauchbarſte ausſuchen und mit ſeinen eignen Gedanken dieſe Schrift endigen möge.

Nieuwland wollte nicht nur ein Theoretiker, ſondern auch ein Praktiker in der Aſtronomie ſeyn. Der Hr. Major *von Zach*, bey dem er 1792 nach dem Tode ſeiner Gattinn die Ruhe ſeines Gemüths wieder herſtellen wollte, und der ihm den rechten Gebrauch des *Sextanten* empfohlen hatte, war darin ſein wohlwollender Führer und Beförderer. Dieſer ſein zärtlicher Freund hat auch alle ſeine Beobachtungen und Berechnungen in den erwähnten Supplementen zu *Bodens* aſtronomiſchen Jahrbüchern gemeinnützig gemacht. Im Jahre 1789 wurde *Nieuwland* zum Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft erwählt, welche chemiſche Unterſuchungen anſtellte. Kaum war er darin aufgenommen, ſo hatte er ſich völlig mit der Theorie der Chemie bekannt gemacht. Davon iſt ſeine Abhandlung ein Beweis, die er in der Geſellſchaft, welche den Sinnſpruch: *Felix meritis* führt, den 24. May 1791 vorlas und die in dem *Nieuwen algemeenen Magazyn* 1. *Deel* S. 389. gedruckt worden iſt. Zu gleicher Zeit war er im Stande, die ſchönen Entdeckungen, welche die Geſellſchaft gemacht hatte, durchzugehen, ſie gemeinſchaftlich zu bearbeiten und mit gehöriger Deutlichkeit in franzöſiſcher Sprache herauszugeben. Es ſind von dieſer Arbeit drey Stücke vorhanden, welche den Titel führen: *Recherches Phyſico-Chymiques*. Das erſte Stück erſchien 1792 und wurde in dem *Journal de Phyſique* nachgedruckt. Das zweyte 1793. Das dritte 1794. Es ſtehen auch einige Briefe von ihm über die Scheidekunſt in dem *Letterboden*.

Der frühzeitige und fleiſsige Gelehrte hat ſich auch als ein Mitglied der ſo eben genannten gelehrten Geſellſchaft *Felix meritis* in dem Departement der Naturlehre höchſtthätig erwieſen. Er wurde den 25. Januar 1788 ein titular und den 15. März 1791 ein honorar Mitglied derſelben. Hierin hat er folgende Abhandlungen geliefert: 1) *Over de nieuwſte Ontdekkingen in de Sterrekunde en de Voortgangen, die deeze Weetenſchap in de laatſte Jaaren gemaakt had.* 1788. Dieſes iſt ein Auszug aus der lateiniſchen Rede, die er in Utrecht halten wollte, da er an Hennerts Stelle daſelbſt Profeſſor werden ſollte. 2) *Over de Gedaante des Aardbools.* 1789. 3) *Over den Loop der Komeeten en de Onzekerheid der terugkomſt van de toen verwagte Komeet.* 1790. 4) *Over den Aart der Wiskunde.* 1790. Hier hat er hauptſächlich den Gedanken entwickelt, daſs man die Mathematik als eine vollkommene und ſchone Sprache anſehen könne. 5) *Over de periodike Vermeerdering en Vermindering van het Licht van zekere vaſte Sterren, voral van de Ster Algol.* 1790. 6) *Over de Oploſſing der klootſche Driehoeken door Middel van een nieuw Werktuig, namentlyk door den Paſſer van le Guin.* 1791. (Es hatte der Hr. *le Guin* dem Admiralitätscollegio von Holland einen Zirkel zugeſchickt, den man am beſten bey trigonometriſchen Rechnungen brauchen könnte, und wodurch man beſonders bey der Berechnung der Länge den ſcheinbaren Abſtand von dem wahren herleiten könnte. Die Admiralität trug Nieuwlanden auf den Gebrauch dieſes Werkzeugs zu unterſuchen, und er fand, daſs dieſes Inſtrument in der Trigonometrie ſehr gut zu gebrauchen ſey.) 7) *Over de betrekkelyke Waarde der Weetenſchappen.* 1791. 8) *Over het Stelſel van Lavoiſier.* 1792. 9) *Over de Selenotopographie van Schröder.* 1793. 10) *Over het geen men Cultuur, aufklärung of Verlichting noemt.* 1793.

Es hatte ſich Nieuwland nun ſeit 6 Jahren mit der Mathematik, Stern- und Seefahrtskunde beſchäftigt, und nach ſeinem Beruf an der Verbeſſerung der Seekarten gearbeitet, die Naturlehre und Scheidekunſt aber nur nebenher und zur Erholung getrieben. Im Jul. 1793 wurde er auf die Landesuniverſität *Leyden*, als Profeſſor der Naturlehre, Aſtronomie und höhern Mathematik an die Stelle des berühmten *Damen* berufen, und die Admiralität von Amſterdam bat ihn auch von Leyden aus die Seefahrtsſachen nach wie vor fortzuſetzen, welches er auch bis an ſeinen Tod treulich gethan hat. Die gröſste Veränderung in ſeinem Studieren, die ſein neues Amt hervorbrachte, betraf die Naturlehre. Den mathematiſchen Theil derſelben hatte er bereits ganz in ſeiner Gewalt. Es gehören aber auch gute Experimente und viele Beobachtungen dazu. Der neue Profeſſor ſparte keine Zeit und Mühe, auch hierin ſo vollkommen zu werden, als möglich, und er würde es geworden ſeyn, wenn er länger gelebt hätte. Er wurde aus der Mitte ſeiner ruhmreichen und nützlichen Laufbahn, dreyſsig Jahre alt, der menſchlichen Geſellſchaft entzogen. Die Menge ſeiner Arbeiten und mannichfaltigen Schriften ſind redende Beweiſe ſeines ganz vorzüglichen Genies.

Seine äuſserliche Geſtalt könnte man nicht unter die anſehnlichen rechnen: er hatte auch nicht darauf gedacht, die Manieren der feinen Welt anzunehmen; aber jedermann fand ſeinen Umgang ſehr angenehm, weil ſeine Unterhaltungen ſo viele Mannichfaltigkeit hatten, und er nur erſcheinen wollte, wie er war. Das, was man an ihm ſogleich wahrnahm, war unverſtellte Beſcheidenheit und die liebenswürdigſte Sittſamkeit. Er war ein reiner Verehrer Gottes durch Geſinnungen und Thaten — — ein unvergeſslicher Mann.

Digitized by Google

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Gotha, b. Ettinger: *Encyklopädie der reinen Mathematik und praktiſchen Geometrie, ihre Geſchichte und Literatur in alphabetiſcher Ordnung.* Herausgegeben von G. E. *Roſenthal.* Vierter Band. 1796. 535 S. 4. (mit Kupfern.)

2) Ebendaſelbſt: *Encyklopädie der Kriegswiſſenſchaften*, von G. E. *Roſenthal.* Vierter Band. 1797. 374 S. 4. (mit Kupfern.)

Von der Einrichtung und Beſchaffenheit beider Werke iſt bey der Anzeige der erſten Bande (1796. III, 353.) das nöthige geſagt worden. Dieſe beiden ſind den vorhergehenden in aller Abſicht ſo ähnlich, daſs es kaum nöthig iſt, mehr als die Erſcheinung derſelben anzuzeigen. Man müſste ſehr ungerecht ſeyn, wenn man nicht dem Vf. zugeſtehen wollte, daſs er die Sachen mit groſser Emſigkeit zuſammengetragen habe, und daſs das Werk alles leiſte, was man von einer bloſsen *Sammlung* erwarten kann. Wer daher ſchon mit den Gegenſtänden ſelbſt bekannt iſt, wird es mit Nutzen gebrauchen können; wer ſich aber freylich erſt daraus unterrichten wollte, würde in den meiſten Fällen wenig Befriedigung finden. Denn der Vf. hat ſeine Materialien gar zu wenig verarbeitet; was er über einen Gegenſtand hat finden können, das hat er meiſtens wörtlich wieder abdrucken laſſen, ohne Einleitung, Verbindung und Erklärung der verſchiedenen Theile. Daher herrſcht in einem und ebendemſelben Artikel oft eine verſchiedene Sprache, und — was in Rechnungen beſonders verdrieſslich iſt — verſchiedene Bezeichnung derſelben oder ähnlicher Dinge. Eben daraus entſpringt eine groſse Weitläuftigkeit in vielen Artikeln, ohne immer mit Vollſtändigkeit verbunden zu ſeyn, und Wiederholungen ſind dabey nicht zu vermeiden. So wird unter dem Artikel *Ebene Fläche*, da wo von der Neigung zweyer gegen einander die Rede iſt, zu Anfang der Begriff der Neigung gehörig angegeben, und dann folgen eine Menge Sätze, die nicht bloſs von der Lage der Ebenen, ſondern auch der Linien gegen Ebenen handeln, und unter andern auch die ſchon zu Anfange gegebene Erklarung faſt wörtlich wiederholen. Auch hat der Vf. die Gewohnheit beybehalten, denſelben Artikel unter ſeinem Hauptworte, ſeinem Beyworte, ſeinen lateiniſchen Benennungen aufzuführen, wodurch das Werk unnützer Weiſe aufgeſchwellt wird. Es rückt zwar jetzt ziemlich ſchnell fort, und dieſer Band begreift in der reinen Mathematik die Buchſtaben E und F, und in der Kriegswiſſenſchaft die Artikel von Cl bis Fa; indeſſen hat er doch alle Urſache, ein an ſich ſchon ſo voluminoſes Werk ſo viel als möglich zuſammen zu ziehen. Bisweilen iſt das Hauptwort ſchlecht gewählt, oder Sachen darunter geordnet, die man nicht darunter ſuchen würde. So ſind z. B. in der Kriegswiſſenſchaft mehrere Artikel *Ergreifs*, das Bajonet, das Gewehr etc., wo das, was hier geſagt wird, unter den Artikel *Commando* oder *Exerciren* gehört, und unter dem Artikel *Einmaleins* findet man Vielfache der Ludolph-von-Kölniſchen Zahl, und einige Theile derſelben. Ohne Noth werden bey dem Artikel *Diverſion* eine Menge von Beyſpielen aus der alten und neuen Geſchichte angeführt, denn ſie erläutern nichts, und die Sache iſt an ſich klar; eine geſchickte Diverſion zu machen wird man aber aus noch ſo vielen Beyſpielen nicht lernen. Hiezu kommt noch, daſs die beiden erſten Beyſpiele vom Coriolan, der die Felder der Patricier verſchonen, und die der Plebejer verheeren, und vom Hannibal, der die Güter des Fabius unberührt lieſs, nicht einmal recht hieher paſſen. Am wenigſten können wir einſehen, warum in der Kriegswiſſenſchaft *griechiſche* Wörter eigene Artikel ausmachen, z. B. *Dory*, *Entaxis*, da das hiſtoriſche, was von dieſen Gegenſtanden beyzubringen war, füglich bey den deutſchen Benennungen Platz finden konnte; oder warum ſind andere griechiſche Worte, als ασπις, εγχος, nicht auch aufgenommen worden? Dies ſcheint keinen ordentlichen Plan zu verrathen. Ja der Vf. iſt darüber ſelbſt in einen lächerlichen Fehler gefallen, indem er einen beſondern Artikel aus *Enolkein* macht, und mit vieler Zuverſicht aus dem Homer und Thucydides beweiſen will, was die Griechen darunter verſtanden hätten; wäre es nicht in einem alphabetiſchen Wörterbuch, ſo würde man es in der That für einen bloſsen Schreib- oder Druckfehler halten. — Zu jedem Bande ſind wieder zwanzig Kupfertafeln geliefert; doch iſt in der reinen Mathematik der Text den Figuren ſchon weit zuvor geeilt, ſo daſs der letzte Band vor der Hand nicht ganz zu gebrauchen iſt; in der Kriegswiſſenſchaft gilt das nur von einigen Artikeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Weimar*, in Comm. der Hoffmanniſchen Buchh.: *Nachtrag zur Lehre über geometriſche und ökonomiſche Zertheilung der Felder*, von *Johann Andreas Kirchner*, mit einer Kupfertafel. 1797. 30 S. gr. 8. (3 gr.) — Die Leſer der von uns Nr. 123. der A. L. Z. v. J. mit Beyfall angezeigten Kirchneriſchen Schrift, werden dieſen Nachtrag mit Dank erkennen, da Hr. K. in ihm die ſo vielen Schwierigkeiten unterworfene Zertheilung ſolcher Feld- und Ackerſtücke, die nicht in ihren Theilen einerley Form mit der ganzen Figur, ſondern ſehr aus- und einwärts gehende Winkel, oder zu beiden Seiten ungleiche Krümmungen haben, hier richtig und faſslich vorgezeichnet, und nächſt dieſem die aus §. 16 und 36. nicht ohne Beſchwerde abzuleitende Theorie, über die ganz verſchiedene Vertheilung eines Stücks Feldes ſeiner Breite nach, und wiederum ſeinem Inhalte nach, näher entwickelt, und angehenden Feldmeſſern ihr an ſich ſchweres Kunſtgeſchäfte in ſolchem Fall möglichſt erleichtert hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, in d. Raspeſch. Buchh.: *Magazin für die Geographie, Staatenkunde und Geſchichte.* herausgegeben von *J. C. Fabri*, Prof. der Philoſophie. 1797. *Zweyter Band.* 372 S. *Ditter Band.* 347 S. 8.

Der erſte Band dieſer brauchbaren Sammlung, wodurch manche nützliche Kenntniſſe, beſonders im geographiſchen und ſtatiſtiſchen Fache, verbreitet werden, iſt in der A. L. Z. 1797. Nr. 232. angezeigt und der Plan des Herausgebers angegeben worden. Durch die gegenwärtige Fortſetzung werden dem Geographen und Statiſtiker mehrere zum Theil intereſſante Nachrichten, unter folgenden Hauptabſchnitten geliefert:

Der Iſte Abſchnitt enthält unter der Rubrik: *Preuſſiſcher Staat*. 1) eine Fortſetzung der, im erſten Bande befindlichen, hiſtoriſch-topographiſchen Nachrichten von den, in der Altmark gelegenen, *Arneburgiſchen*, *Tangermündiſchen* und *Stendaliſchen* Kreiſen; von den Parochien *Dieſtorff* und *Mehmke*; ingleichen von den Vogteyen *Steimbke*, *Rohrberg* und *Mezdorff*, als Beſitzungen der Grafen von Schönburg. *Die Beſchreibung* der, in dieſen Landen befindlichen *Ortſchaften*, iſt beſonders in Hinſicht der Bevölkerung und des ökonomiſchen Zuſtandes mit vieler Genauigkeit bearbeitet; doch würde es dem Statiſtiker angenehm geweſen ſeyn, auch von der politiſchen Verfaſſung, von der Cultur, von den Manufacturen u. dgl. m. etwas mehr Nachrichten zu erhalten. 2) Anzahl der in der königl. preuſsiſchen Stadt *Culmbach* nebſt der Veſte *Plaſſenburg* im J. 1796 gezählten Häuſer und Einwohner. Sie beſtehet in 438 Wohnungen und 3395 Menſchen aus dem Civil- und Militärſtande. 3) Anzahl der im Fürſtenthum Halberſtadt und der Grafſchaft Hohenſtein 1796 erfolgten Geburten, Copulationen und Todesfalle, nebſt einigen Anmerkungen über das Verhältniſs der unehelichen Geburten in dieſer Provinz und in einigen andern Ländern. Zur Berichtigung und Ergänzung der Landkarten und Geographien füget Hr. *F.* noch ein Verzeichniſs der Ortſchaften und Häuſer bey, die vom J. 1740—1786, während der Regierungsperiode König Friedrichs II. im Fürſtenthum Halberſtadt erbauet worden. Die Anzahl der neuerbauten Häuſer beläuft ſich auf 1990, welche zuſammen von 8051 Perſonen bezogen wurden.

IIter Abſchnitt. *Herzogthum Meklenburg.* Aeltere und neuere Abtheilungen der Herzoglich Meklenburg-Schweriniſchen- und Strelitziſchen Lande, die Anzahl der Einwohner, ihre körperliche Beſchaffenheit, Sprache des gemeinen Mannes, Verfaſſung und Claſſen der ländlichen Einwohner, Zuſtand der Leibeigenen, Landwirthſchaft, Stadtgewerbe, in Hinſicht der Fabriken und Manufacturen, — dies ſind die reichhaltigen Gegenſtände, dieſes vortrefflichen Aufſatzes, für deſſen Mittheilung der Vf. auf den lebhafteſten Dank des deutſchen Statiſtikers Anſpruch machen kann. Die voranſtehende ältere und neuere Abtheilung dieſes Herzogthums, deſſen Flächeninhalt auf 257, nach andern Berechnungen aber nur auf 217½ Quadrat Meilen beſtimmt wird, liefert eine kurze Ueberſicht aller und jeden Beſtandtheile, die zu dem Schweriniſchen- und Strelitziſchen Landesantheil gehörig ſind. Die Volksmenge beſtand im J. 1758 mit Inbegriff der Stadt Roſtok in 161,738 Seelen, dermalen aber ſoll ſie ſich auf 360,000 Einwohner belaufen. Zum Beweiſe dieſer Angabe, werden Geburts-, Copulations-, und Todenliſten vom J. 1785 bis 1795 — mitgetheilet und mit lehrreichen Anmerkungen begleitet, welche das Verhältniſs der jährlich Gebohrnen zu der Zahl der Verſtorbenen, ausmitteln, und woraus S. 167. das Reſultat gezogen wird, daſs die Volksmenge in beiden Antheilen, mit Ausnahme der hier wohnenden Juden, in 369,219 Seelen beſtehe und mithin auf 1 Quadrat Meile 1591 Menſchen zu rechnen ſind. In einem Zeitraum von 10 Jahren waren 3895 mehr Knaben als Mädchen gebohren; und nach der mittlern Berechnung erfolgte bey der 65ſten Geburt ein Zwillingspaar. Drillinge giebt es hier mehr als in vielen andern deutſchen Provinzen. Von dem Menſchenverluſt, durch Blattern, Epidemien Wochenbetten und verſchiedene Unglücksfalle, finden ſich S. 128. ff. ausführliche Verzeichniſſe mit manchen treffenden Bemerkungen. Der politiſche Zuſtand des Landmanns iſt freylich in Hinſicht der fortdauernden Leibeigenſchaft in den Meklenburgiſchen Landen, eben nicht der glücklichſte. Doch iſt dieſer Zuſtand nicht mehr ſo drückend wie vormals, und überhaupt viel beſſer als in andern Ländern, wo Leibeigenſchaft eingeführet iſt. Sehr oft erhalten hier die Leibeigenen ihre Freyheit um 20 Rthlr., zuweilen auch ganz unentgeltlich. An ihrem, durch Fleiſs und Sparſamkeit erworbenen, Vermögen hat der Gutsherr nach ihrem Tode, keinen Antheil, ſondern es fällt an die nächſten Verwandten oder Teſtamentserben. Auch hat man in neueren Zeiten, zur Beförderung der Cultur und Bevölkerung des Landes, die Einrichtung getroffen, daſs denen, die aus ihren eignen Mitteln Häuſer bauen wollen, nicht nur

die Stelle darzu, sondern auch so viel Land, als zu einigen Scheffeln Aussaat nöthig ist, für einen jährlichen Erbzins zu 1 Rthlr. über gegeben wird. — In den Meklenburg-Schwerinischen Landen befinden sich 9566, in Meklenburg Strelitz aber nur 2402 Häuser. Nach S. 191. bemerkt man einen Unterschied in der Bevölkerung des platten Landes, in Rücksicht der Verschiedenheit des Bodens, so dass auf 1 Quadrat Meile in *Klayboden* an 1268, im *Sandboden* aber nur 507 Menschen gezählet werden. Mit grosser Genauigkeit wird (S. 197. ff.) die Land- und Stadtwirthschaft im Meklenburgischen beschrieben. Getreidebau und Viehzucht sind die Hauptquellen des Wohlstandes der hiesigen Unterthanen, und man gewinnt in diesem Lande so viel Getreide, dass jährlich im Durchschnitt 15000 auch in manchen Jahren 25 bis 30000 Lasten (deren jede aus 96 Scheffeln bestehet) ausgeführet werden können. Nicht weniger vortheilhaft sind die übrigen Naturproducte, deren S. 202. ff. Erwähnung geschiehet. Auch fängt man an auf die Vermehrung der Holzungen aufmerksam zu werden, und nur allein in den Waldungen der Stadt *Waren* hat man 223 Scheffel Eicheln und 700 Scheffel Tannenapfel ausgesäet. Die Pferde, besonders aber die Rindviehzucht, ist in den Meklenburgischen Landen ein wichtiger Zweig der Oekonomie. Ehedem hat letztere zwar durch häufige Viehseuchen mehrmals gelitten; aber durch die 1780 veranstaltete Einimpfung ist dieses Uebel fast ganz getilget. Die Butter macht hier ein so einträgliches Product aus, dass jährlich dafür mit Inbegriff des Käsedebits, bey 300000 Rthlr. fremdes Geld ins Land kommen. Zu den übrigen Gewerben auf dem platten Lande gehören 43 Pech- und Theerbrennereyen, 12 Kalk- und 103 Ziegelbrennereyen und 553 Kornmühlen. Nicht so vortheilhaft ist die Schilderung der Stadtwirthschaft. Denn, ausser den gewöhnlichen Handwerkern, giebt es im Meklenburgischen wenig Manufacturen und Fabriken, wodurch der Nationalreichthum befördert werden könnte. Fast alle gewonnenen Producte werden roh und unbearbeitet ausgeführt, und mit grosem Gewinn bringt sie der Ausländer verarbeitet wieder ins Land. In neuern Zeiten hat man die Aufnahme der inländischen Handwerker, besonders der Wollenarbeiter, durch einen, auf die ausgehende Wolle gelegten, Impost zu befördern gesucht, um von dessen Ertrag die Wollfabrikanten zu unterstützen. Allein dem Mangel und der Vertheurung der Wolle wurde dadurch nicht abgeholfen. Der Vf. bringt daher die Anlegung mehrerer Wollenmagazine in Vorschlag, aus welchen die Arbeiter für billige Preise Wolle zu ihren Werkstühlen erhalten könnten. Dermalen beschäftigen die Wollmanufacturen in 22 Meklenburgischen Städten, 1980 Personen, die im J. 1796, 37292 Stein Wolle verarbeiteten. Eben so ausführlich sind von S. 244—304. die Nachrichten von den übrigen Gewerbsarten, Handwerkern und Künsten, welche in alphabetischer Ordnung, mit Bemerkung der Zahl, der in jeder Stadt befindlichen Fabrikanten, Professionisten und Künstler (zusammen 8574) namhaft gemacht werden. Dieser für die Meklenburgische Landeskunde sehr schätzbare Aufsatz soll fortgesetzt werden.

IIter Abschnitt. *Reichsstadt Nürnberg.* Bericht der Vorsteher des Nürnberger Handelsstandes, im Namen der gesammten Nürnbergischen Kaufleute, an einen hochloblichen Rath dieser Reichsstadt. 1794. — Die dasige Kaufmannschaft hatte, während des französischen Kriegs, das Schicksal, dass verschiedene Waarenversendungen an den Grenzdistricten von den k. k. Truppen unter dem Vorwand, als ob Nürnberg mit Kriegscontreband Waaren nach Frankreich handele, weggenommen und confiscirt wurden. Dieser Unfall veranlasste die Kaufmannschaft zu der gegenwärtigen Vorstellung, worin der Verfall der Nürnbergischen Handlung geschildert und viele Handelsartikel genannt werden, die jetzt ganz darnieder liegen und dadurch das Herabsinken des grösten Theils der producirenden Bürgerclasse bewirken. Man behauptet darin mit gutem Grunde, dass der Handel mit neutralen Staaten überhaupt keiner Einschränkung unterworfen sey, und dass diese Beschränkung noch viel weniger auf Tücher und messingene Knöpfe, die doch keine eigentliche Kriegsbedürfnisse ausmachen und dennoch bisher confiscirt wurden, angewendet werden könne.

IVter Abschnitt. *Reichsstadt Bremen.* Fabrik-Manufactur- und Handels Etat, vom J. 1796. Enthält ein Verzeichniss der daselbst befindlichen Fabriken und Kaufleute, welches der auswärtigen Kaufmannschaft brauchbar seyn kann.

Der *dritte Band* dieses Magazins besteht aus folgenden *acht Abschnitten:* Iter Abschnitt. *Oestreichischer Staat.* Mannschaftsbetrag der Gespannschaften, königl. Freystädte und übrigen Gerichtsbarkeiten des Königreichs Ungarn, zu den auf dem Landtage des J. 1696 versprochenen 50000 Mann Subsidientruppen; Vertheilung der auf eben dem Landtage bewilligten 20000 Ochsen, 10000 Pferde und Getreide-Lieferungen. Ausser diesen, zur Unterstützung der Kriegsoperationen gegen die Franzosen, gelieferten Subsidien, werden in den beygefügten Anmerkungen noch mehrere freywillige Beyträge angeführt, welche im Durchschnitt sich jährlich auf 2½ Millionen Gulden belaufen, und so wohl von dem Reichthum als von den patriotischen Gesinnungen der ungarischen Nation einen sprechenden Beweis abgeben. — Handelsberichte aus *Syrmien* und Ungarn, mit einem Verzeichnisse der von Nov. 1795—96 über Semlin aus der Türkey in die k. k. Erbstaaten eingeführten Waaren. — Nachrichten von der Münz- und Bergstadt *Nagy-Banya* im Sathwarer Comitate des Königreichs Ungarn. — Ausführliche Beschreibung des Passes *Kofel* oder *Cofalo* in Tyrol, dessen in den politischen Blättern zum öftern gedacht worden, weshalb eine Schilderung dieses sonderbaren Felsengebaudes für manche Leser interessant seyn kann. — Vermischte Nachrichten von der k. k. Hauptstadt Wien besonders in Hinsicht des dasigen Kranken- und Waisenhauses. — Refor-

Digitized by Google

late der auf der k. k. Sternwarte bemerkten meteorologiſchen Beobachtungen, im J. 1796.

IIter Abſchnitt. *Von den Bayeriſchen und Oberpfälziſchen Eiſenbergwerken, im J. 1796.* Dieſer Aufſatz ſtehet zwar ſchon in einem Münchner Taſchenkalender; er verdienet aber dennoch allgemeiner bekannt zu werden, zumal da dergleichen Almanache ſelten auſser den Grenzen von Bayern circuliren. Man findet hier eine genaue Anzeige aller und jeder, in dieſen Landen befindlichen, Eiſenbergwerke, in Hinſicht der Lage, Geſchichte und des Ertrags; und man kann ſchon daraus, daſs ſie 5000 Menſchen beſchäftigen und 244,000 fl. in Umlauf bringen, auf ihre Wichtigkeit ſchlieſsen. An Gufswaaren werden jährlich bey 1000, am geſchmiedeten Eiſen 2400 Centner verfertiget. Der Hochofen allein liefert wöchentlich 130—140 Centner. Zum Beſchluſs folget noch ein Verzeichniſs der Preiſe von den dortigen Eiſenwaaren.

IIIter Abſchnitt. *Preuſsiſcher Staat. Fürſtenthum Bayreuth. Verſuch einer hiſtoriſchen Beſchreibung der Herrſchaft Thurnau und Buchau.* Ein zwar nützlicher, aber noch immer ſehr mangelhafter, Beytrag zur Kenntniſs dieſer, noch wenig bekannten, Herrſchaften. Sie begreifen, 57, in die 4 Aemter Thurnau, Buchau, Caſſendorf, und Wieſentfels vertheilte, Ortſchaften, von welchen hier einige topographiſche und hiſtoriſche Nachrichten mitgetheilet werden. Der Markflecken Thurnau, als der Reſidenzort der Grafen von Giech, gehörte vormals dem Dynaſten-Geſchlechte der *Fortſchen von Thurnau*, und fiel nach deſſen Ausſterben 1564 dem Giechiſchen und Künsbergiſchen Geſchlechte anheim. Dieſe Angabe ſtimmt aber mit der Entwickelung der Brandenburgiſchen Landeshoheit über Thurnau (im Staatsarchiv der königl. preuſsiſchen Fürſtenthümer. 2 B. S. 384.) nicht überein; denn daſelbſt lieſet man, daſs dieſer Ort vom Stifte Bamberg, als ein eröffnetes Lehn eingezogen und nachher den Fortſchiſchen Tochtermännern von Giech und Künsberg käuflich überlaſſen worden. In übrigen liefert der Vf. über die Geſchichte und Genealogie der ältern Beſitzer dieſer Lande einzelne Bruchſtücke, die zu einer künftigen planmäſsigern Bearbeitung der Bayreuthiſchen Geſchichte benutzet werden können. Das, ohnweit Würgau gelegene Schloſs Giech (Giechburg) hat man bisher irrig für den Stammſitz der jetzigen Reichsgrafen von Giech ausgegeben; es gehörte aber einer alten Grafen Familie dieſes Namens, die ſchon (im 12ten Jahrhundert) mit dem Reginbodo ausſtarb, deſſen Tochter Chunitza, nicht (wie es S. 85. heiſst) an Graf *Bartholden* von Blaſenberg, ſondern deſſen Sohn *Poppo* vermählt war. Auch kamen ihre Güter nicht an ihren Gemahl, ſondern ſie vermachte ſelbige, weil ſie von ihm geſchieden wurde, beſage einer noch ungedruckten Urkunde vom J. 1142 dem Stifte Bamberg. — Producte, Zuſtand der Einwohner, Auszüge aus Kirchenliſten, Gewerbe, Finanzweſen (die Einkünfte ſchätzt man auf 33000 Gulden Fränkiſch) Polizeyanſtalten und Schulen machen den Beſchluſs dieſer Beſchreibung, die, als ein bloſser Verſuch, nicht nach der Strenge der Kritik beurtheilet werden darf. — Die darauf folgende *topographiſchen Bruchſtücke* betreffen die Pfarrey *Buſsbach* mit den dahin gehörigen Ortſchaften.

IVter Abſchnitt. *Frankreich. Corſica in phyſiſcher, politiſcher und topographiſcher Hinſicht.* Dieſe vortreffliche und mit vieler Kenntniſs geſchriebene Abhandlung rührt vom Hn. Candidat *Bratring* in Neubuskow in der Mark Brandenburg her, und verdienet den Dank eines jeden Freundes der Landerkunde. Der Vf. liefert zuförderſt, in 4 Abſchnitten von den, über Corſica vorhandenen, hiſtoriſchen und geographiſchen Schriften und Landkarten ein ſyſtematiſch geordnetes Verzeichniſs, deſſen Werth ſich beſonders dadurch erhebt, daſs die angezeigten Werke meiſtens mit kritiſchen und literariſchen Anmerkungen verſehen ſind. Von der eigentlichen Beſchreibung dieſer Inſel findet man hier nur die zwey erſten Kapitel, welche von der Lage, Länge und Breite nach Graden, ingleichen von der Gröſse und Ausdehnung derſelben, handeln, und die Verſchiedenheit der Angaben bemerklich machen. In Anſehnung des Flächeninhalts, hält der Vf. die, auf die neueſten und wichtigſten Berechnungen ſich gründende, Angabe Neckers für die glaubwürdigſte. Nach ihm nimmt Corſica einen Raum von 540 Franzöſiſchen Quadrat Meilen ein, welche, wenn man 25 Franzöſiſche für 15 Deutſche rechnet, 324 geographiſche Quadrat Meilen ausmachen. Der verſprochenen Fortſetzung dieſes Aufſatzes ſehen wir mit Verlangen entgegen.

Vter Abſchnitt. *Nordamerikaniſche Freyſtaaten.* Enthält den, in Deutſchland noch wenig bekannten Freundſchafts- und Friedensvertrag zwiſchen der Nordamerikaniſchen Republik und einigen Indianerſtämmen, von 3ten Augſt. 1795. — Handelsnachrichten von dieſem Freyſtaate, in Abſicht der Ausfuhre von 1795—96. — Etwas zur Geſchichte des, am 5ten Septr. 1796 mit Algier abgeſchloſſenen Friedensvertrags.

VIter Abſchnitt. *Bemerkungen eines Reiſenden von der Grafſchaft Mansfeld*, im J. 1795. Es beſtehen ſelbige aus hiſtoriſchen Nachrichten von den Ortſchaften Volkſtädt, Siersleben und Heuſtadt, ingleichen von dem gräflichen Schloſſe zu Eisleben, von der daſigen Kirche zu St. Annen (mit Beyfügung einiger Urkunden) und von dem Catharinenſtifte in der Altſtadt.

VIIter Abſchnitt. *Vermiſchte Nachrichten.* Unter dieſer Rubrik finden ſich 1) geographiſche Bemerkungen über den Canton Ortenau, als Berichtigungen und Ergänzungen des geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſchen Lexikons von Schwaben; 2) Verbeſſerungen und Nachträge in Anſehung der Grafſchaft *Ruppin*, zur Büſchingiſchen Topographie der Mark Brandenburg. Ihr Flächeninhalt wird mit 32½ Quadrat Meilen angegeben und die Zahl der Einwohner belief ſich im J. 1791 auf 41797 Seelen. Dieſen Bevölkerungszuſtand beſtätigen die beygefügten Ortstabellen, woraus man zugleich wahrnimmt, daſs in einem Zeitraum von 20 Jahren, die Population auf dem

flachen Lande sich um 7068 Seelen vermehrt habe. 3) Topographische Bruchstücke, von dem Fürstenthum Würzburg. Sie betreffen nur die 2 Dorfer Himmelstadt und Eschendorf, die besonders in Hinsicht ihres ökonomischen Zustandes beschrieben werden. 4) Nachlese und Berichtigungen zu den im 2ten Bande dieses Magazins befindlichen Nachrichten von den Meklenburgischen Landen. 5) Nachtrag zur Beschreibung von Thurnau, in Ansehung des Aufwandes auf Staatskleidungen von dem Landvolke in dem Gräflich Giechischen. 6) Volkszahl der Französischen Republik in J. II. und V. nebst der Vertheilung der Personen-Luxus- und Mobilien-Steuer, von 60 Millionen Livers.

Tübingen, b. Cotta: *Taschenbuch auf das Jahr 1798 für Natur und Gartenfreunde, mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern.* 212 S.

Auch dieses niedliche Taschenbüchlein nimmt an Werth zu, und liefert wiederum das diesjährige gute und interessante Stücke. — *Wahrscheinliche Witterung des Jahres 1798 nach Hüslins Witterungsbeobachtungen.* Diese Witterungsverkündigungen bewähren sich unter vielen dergleichen am allermeisten. Sie sind nach dem Maasstab genommen, dass immer nach 19 Jahren die Witterung im Zeitraum von 8 bis höchstens 14 Tagen in den merkwürdigsten Begebenheiten übereinstimmt. — *Ueber die Cultur der Ananaspflanzen*, von einem praktischen Gärtner. — *Von der Pflanzung und Behandlung des Spargels, nach den besten Schriftstellern und aus eigenen Erfahrungen.* Von *M. Steeb.* — *Aechtes Mittel zur Vertilgung der schädlichen Erdflöhe auf den Pflanzenländern* von *Christ.* — *Erprobtes Mittel, die sogenannten Nelkenlause zu vertreiben*, von Wendland. — *Mittel, Pflanzen, die sich nicht gut durch Setzlinge, Einleger in die Erde oder auf Art der Nelken eingeschnittene Einleger vermehren lassen, in Vermehrung zu bringen*, von denselben Vf. *Aussaat in Eyerschalen* von D. Romer. *Behandlung des drehenden Süssklee (Hedysarum gyrans) dadurch derselbe zur Blüthe gebracht, auch der Same reif wird.* *Ideal einer Obstgartenanlage nach verschiedener Rücksicht der Lage und der Absicht des Besitzers*, von *Christ.* Es enthält zweckmässige Regeln, und einen Auszug der anzupflanzenden besten und nützlichsten Sorten aller Arten sowohl Tafel- als wirthschaftlichen Obstes, zu freystehenden und Spalierbäumen etc. nebst einem Kupferblatt. — *Beschreibung des Gartens von Hohenheim*, dritte Fortsetzung. — Sie hat 9. überaus feine Kupfer und das Titelkupfer hat ebenfalls darauf Bezug. — *Beschreibungen der schönen Gegenden und Spaziergänge bey Zürich*, in Briefen an einen Freund. *Ein Conservatorium der Englander nach neuestem Geschmack.* — Das Gebäude unterscheidet sich von dem Orangeriehaus, als in welchem die Pflanzen in Kübeln oder Töpfen auf Gestellen aufbewahret werden, dadurch, dass der Boden des Cons., der mit Pflanzen-Erde bereitet ist, in Beete und Rabatten eingetheilet wird. Hiezu eine Kupfertafel. — *Ueber einige Pflanzen, deren Wartung den Liebhabern Freude machen und ihre Gärten verschönern wird.* Fortsetzung. — *Erhöhete Nelkenzucht* v. D. Hedwig. *Neueste Gartenberichte aus England.* (Auszüge aus Briefen eines sachkundigen Mannes.) — *Erfindungen und Vorschläge zu Gartengebäuden*, mit 4. schönen Kupfern von Klinsky und Tourel. — *Garten-Miscellen.* — Sie enthalten sehr gute und angenehme Sachen und der Schluss S. 204. eine überaus artige und gerechte Anwendung: *quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris.* — *Gartenliteratur.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Nürnberg und Altdorf*, b. Monath und Kussler: *Sammlung elektrischer Spielwerke für junge Elektriker.* Siebente Lieferung. Mit 7 Kupfertafeln. 1796. 4 Bogen. 8. (8 gr.) Es ist freylich kein Theil der Physik, wo es so viel zu spielen gabe und wo so viel gespielt würde, als die Elektricität; indess kann Rec. sich doch kaum vorstellen, dass Spiele, wie die hier beschriebenen, viele Liebhaber finden sollten, da der Apparat in Vergleich mit der dadurch zu erreichenden Wirkung meistens viel zu umständlich ist. Um ein paar erleuchtete Zündern zu erhalten, oder einen Deckel aufzuschlagen, oder ein Bischen Baumwolle zu entzünden, lohnt es doch wahrlich der Mühe nicht, so viel Umstände zu machen, als hier zu den sogenannten *vier Species*, dem *Wahrsager*, und den *Schattenuhren* erfodert werden. — Wenn wir etwas auszeichnen sollten, so wäre es die *Blitztafel.* Statt der zerbrechlichen und kostbaren Glastafeln zu Spielen mit dem elektrischen Lichte wird hier vorgeschlagen, in einem grosen holzernen Rahmen reinen Taffet auszuspannen, und ihn auf einer Seite mit Bernsteinlack zu bestreichen, doch so, dass rings herum ein drey Zoll breiter Rand ungefirnist bleibt. Wenn dieser Anstrich trocken geworden ist, muss man ihn noch zweymal wiederholen, und dann feine Messing- oder Kupferfeilspäne dünne darauf streuen. Die überflüssigen Späne werden durch Klopfen in den Rahmen heruntergebracht. Ist alles trocken geworden, so muss man noch durch Reiben mit der Hand, oder einem Stückchen Tuch und durch Bürsten so viel von den Feilspänen wegbringen, dass sie nicht ununterbrochen zusammenhängen, sondern in kleinen Zwischenräumen von einander abstehen, in denen das elektrische Licht beym Durchströmen sichtbar wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, in der Curtschen Buchh.: *Johann Christian Reil*, d. A. D. Lehrer's der Heilkunde zu Halle etc. *über die Erkenntnifs und Cur der Fieber.* Erster Theil. *Allgemeine Fieberlehre.* 1797. 580 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dies ist nicht die Arbeit eines leeren Kopfs, der sich in Theorieen und subtilen Hypothesen verliert, oder durch gar zu vieles Erklären gerade am wenigsten erklärt; sondern es ist das Werk eines Mannes, der durch viele neue fruchtbare Ideen einen ächt philosophischen Geist verräth; der erst nach erworbener grosser Erfahrung sich ein System zu machen sucht; der noch vieles zu erklären übrig läfst, und mit lobenswürdiger Bescheidenheit gesteht, wo er Lücken findet, und wo wir zu kurzsichtig sind, sie auszufüllen; dessen schon bekannte Verdienste um die Wissenschaft durch dieses Werk sehr erhöhet werden. Er verdient es, dafs die Leser auch durch das Studium dieser Schrift nähere Bekanntschaft mit ihm machen.

Man würde es sich ehedem zur Schande gerechnet haben, was jetzt dem Vf. zur Ehre gereicht, offenherzig zu gestehen, dafs wir von vielen Erscheinungen im Fieber, z. E. von der nächsten Ursache und Entstehungsart des Frostes, und tausend andern Dingen, gar keine Erkenntnifs haben; so wie er uns überhaupt in dem ganzen Werke mehr Beweise von unsrer Unwissenheit, als von grosen Fortschritten giebt, die wir in der Pathologie gemacht haben. Diese Beweise würden noch stärker seyn, wenn er das neue Werk von *G. Fordyce (on a simple fever.* 1794. 8.) genützt hätte. Bey Krankheiten, die sich auf die Mischung organischer Körper beziehen, können wir keine wissenschaftliche Kenntnifs haben, müssen daher alle Hypothesen verbannen, und eine geläuterte Empirie einführen, uns an Erscheinungen und Gesetze halten, obgleich die Existenz kranker Mischungen aus der Erfahrung bewiesen werden kann. Unsre Erkenntnifs dieser Art Krankheiten sey ganz empirisch. (Aber müssen wir denn schon aufhören, sie empirisch zu beobachten, und ist die Klage des Vf. gegründet, dafs man zu viel beobachte und zu wenig denke?) Krankheit, sagt Hr. R., ist nicht das Gegentheil der Gesundheit, sondern beide sind nur verschiedene Arten der Existenz eines lebendigen Körpers. Was er aber zum Beweise dieses Satzes angiebt, zeigt nur, dafs der kranke thierische Körper nicht aufhöre thierischer Körper zu seyn, und der Satz ist nur neu vorgetragen. Lebenskraft sey als Grundkraft theils unerwiesen, theils als solche nicht unbedingt veränderlich. Wir kennen die Natur des Fiebers nicht, und die Behandlung desselben sey blofs nackte Empirie; sie von einem Reize seiner Fiebermaterie, fehlerhaften Lebenskraft, vermehrter Reaction der Organe etc. herzuleiten, seyen blofs Worte, die nichts erklären, und viele dieser Angaben falsch. Auch unsre Erkenntnifs der Wirkung der Arzneyen sey empirisch, und von blutreinigenden etc. Mitteln sprechen, sey sinnlose Traduction aus der todten Natur in die lebendige. Daher sey auch die Curart der Fieber empirisch. Wir theilen blofs die Ideen des Vf. mit, und müssen die Beweise die Leser selbst nachlesen lassen. Die epidemische Constitution durch Thermometer, Hygrometer etc. erforschen, sey eben so fruchtlos gewesen, als jetzt die Resultate der Beobachtungen mit dem Eudiometer schwankend sind. „*Ein Fieber* sey eine „widernatürliche Veränderung der thierischen Kräfte „eines Organs, ohne eine sichtbare mit derselben in „Verbindung stehende Verletzung der Structur desselben, nämlich eine Erhöhung der Reizbarkeit, „wobey das Wirkungsvermögen unverletzt oder geschwächt ist, verbunden mit einer erhöheten Reizbarkeit derjenigen Nerven und Gefäfse, die dem „fiebernden Organe zunächst angehören.“ Wahrscheinlich findet man diese Erklärung für unser Zeitalter, wo man so oft von Reiz, Reizbarkeit, Reizfähigkeit etc. reden hört, so sehr passend, als man in den vorigen Zeiten, wo man noch allein an Humoralpathologie hing, ein Fieber aus muriatischer oder andrer Schärfe der Säfte erklärt wurde. Der Vf. setzt selbst hinzu, dafs es hiebey auf Convenienz und Sprachgebrauch der Aerzte sehr ankomme, und weicht durch diese Definition der Verlegenheit aus, den Sitz in den Gefäfsen allein oder in den Nerven anzunehmen, ob er gleich über das Mitleiden von beiden in einem Fieber weiter philosophiert; er tritt dadurch der Humoralpathologie so wenig zu nahe als der Nervenpathologie, und bestätigt stillschweigend die von *Hufeland* etc. glücklich angenommene Verbindung von beiden. Die nächste Ursache des Fiebers sey Krankheit der thierischen Kräfte unmittelbar in den fiebernden Organen. Der Vf. bedient sich dabey oft des Ausdrucks von kranker Mischung der fiebernden Organe, gesteht aber sogleich darauf, dafs wir von dieser kranken Mischung gar keinen Begriff haben (aber oft neuer Worte bedürfen). Ungleich praktisch nützlicher ist das, was Hr. R. von dem verschiednen Fieberreize §. 38. bis zu Ende des ganzen

zen Kapitels fagt, befonders von anfteckenden Giften und ihren Wirkungen, vom Fieberftoffe als einer Materie, und wo er den Begriff von allem diefem mit der gröfsten Scharffichtigkeit fehr glücklich entwickelt, fo dafs wir uns kaum das Vergnügen abfchlagen können, ganze §§. daraus abzufchreiben. Es war uns jedoch neu, dafs S. 63. bey dem Hannattan in Afrika alle Kranke plötzlich gefund werden follen, und unerwartet, dafs der Vf. ganz treuherzig annimmt, der Vollmond errege die Anfälle des Wahnfinns, der Kolik, des Steins etc. Es thut einem leid, wenn man findet, dafs ein fo hell fehender Kopf, zuweilen zu Aufführung feines Gebäudes, auch verlegne oder unbrauchbare Materialien in die Hände bekommt, und z. E. bey Gelegenheit des Einfluffes der Geftirne, fich auf die unzuverläfsigen Angaben von *Balfour* etc. beruft (die wir ehedem A. L. Z. 1796. Nr. 156. unterfucht haben) oder fogar auf das alte: *Luna vetus vetulas* etc. zurückkommt. Vielleicht verdiente *Herfchels* grofser Gedanke von wahrfcheinlicher Abnahme des Sonnenlichts die Aufmerkfamkeit der Aerzte mehr. Das anfteckende Gift fey nach feiner Wirkung auf unfre Sinnorgane eine milde thierifche Materie ohne alle kauftifche Schärfe. Man fieht überhaupt den Vf. die pneumatifche Theorie weniger anwenden als es Mode ift, und wenn er vom oxydirten Stickgas etc. gar nicht redet, fo mufs man hoffen, dafs das Exempel eines fo fcharffinnigen Forfchers immer mehrere reizen werde, fich von der Ebbe und Fluth diefer Mode nicht fortreifsen zu laffen, fondern zu begreifen, dafs, obgleich der Vf. von Mifchungen der thierifchen Materie und chemifchen Proceffen redet etc., diefe chemifchen Gefetze eben fo wenig allzeit auf den thierifchen Körper anwendbar bleiben, als der thierifche Körper den ehemals angenommenen hydraulifchen Gefetzen gehorcht, oder die Iatromathematiker ihre Theorieen haben erhalten können, wenn fie fanden, dafs z. E. der *Muſc. maſſeter* oder *deltoideus*, ganz wider die Gefetze der Mechanik vom Hebel, dem fixen Punkte fo nahe angebracht find.

Die Stoffe die im febrilifchen Urin fichtbar find, feyen nicht die Krankheitsmaterie, fondern Producte des Fiebers, und ihr Abgang hebe nicht das Fieber. Die Abmagerung erfolge, weil der Kranke immer Kohlenfäure aushauche, und keinen Kohlenftoff wieder zu fich nehme. Den Typus der Fieber leitet der Vf. von der veränderten Lebenskraft her, und diefe ftehe mit dem Laufe des Mondes im Verhältniffe; jedoch wiffen wir die letzte Urfache des Typus nicht. Bey den Heilkräften der Natur, welche Stahl der Seele zufchreibt, macht der Vf. vortrefflich den Einwurf: warum heilt die Seele des Arztes ihren Körper nicht beffer, als die Seele des Bauern den ihrigen heilt, da die erfte doch mit ihrer natürlichen Anlage zu diefem Gefchäfte noch das Studium diefer Wiffenfchaft verbindet? Warum heilet die Seele der wilden und dummen Menfchen ihren Körper oft beffer, als die Seele des Klugen? Es würde jedoch dem Vf. wohl nicht fo gar leicht zu beweifen werden, dafs die Zoophyten keine Seele haben, wie er bey diefer Gelegenheit annimmt. Wenn durch Fieber zuweilen Krankheiten gehoben werden, fo gefchehe dies nicht durch Ausleerungen feindfeliger Stoffe, fondern durch ihren Einfluſs auf die Modification der thierifchen Kräfte.

So wie zu einer Krife nicht immer eine fichtbare Ausleerung irgend einer groben Materie nothwendig ift, fo feyen die meiften Metaftafen, als Wanderungen der Krankheitsftoffe angefehen, Hypothefen ohne Grund. Nach diefen allgemeinen Grundfätzen kommt der Vf. nun der Eintheilung des Fiebers näher, und nimmt 3 Gattungen deffelben an: *Synocha*, wo die Lebenskraft, wenigftens die Reizbarkeit, erhöhet, und das Wirkungsvermögen der kranken Organe nicht gefchwächt ift; *Typhus*, wo nur die eine Aeufserung der Lebenskraft, ihre Reizbarkeit, erhöhet, das Wirkungsvermögen aber gefchwächt ift; *Lähmung*, wenn beide Aeufserungen der Lebenskraft in den kranken Organen geftört oder gefchwächt find. Viele werden hier den Einwurf, welcher dem Vf. von einem andern Arzte gemacht war S. 229. nicht ganz ungegründet finden, dafs die angenommene letzte Gattung mehr als Product des Fiebers angefehen werden müffe; und die Frage des Vf.: wohin follen die brandigen und warzigten Pocken kommen? hat uns am wenigften befriedigt, da jene fehr zwanglos unter *Typhus* gebracht werden können. Es hat wenigftens der Sprachgebrauch die Lähmung bisher immer als Wirkung einer andern Urfache bezeichnet, und auf der andern Seite, wenn man diefe neue Idee bey einigen S. 269. aufgeführten Krankheiten auch noch fo richtig findet, doch wohl nicht leicht eine *Amauroſis* unter Fiebern mit aufgeftellt. Der Vf. fagt nachher S. 233. felbft, dafs ein Fieber, das als *Synocha* anfängt, in der Folge Lähmung werden kann; bringet Brand, in welchen alle Entzündungen übergehen können S. 266. unter Lähmung; fagt S. 533. dafs die Lähmungen gewöhnlich mit dem *Typhus* verwickelt find, oder fich ihm in feiner letzten Periode zugefellen.

Höchft intereffant ift das Schema, nach welchen die Arten der Fieber abgehandelt werden können. S. 244. Bey den genannten drey Gattungen finden fich nun faft eben diefelben Krankheiten unter *Synocha* aufgeführet, welche unter *Typhus* ftehen; unter den Krämpfen auch Ruhr, Keichhuften; unter Gemeingefühl, Kolik, Zahnfchmerz. Vortrefflich ift der Gedanke von Lähmung der Saugadern bey den Waffersuchten nach Entzündungen, und bey gefchwollenen Füfsen nach hitzigen Fiebern, die Lähmung der Hautarterien bey dem Zurücktreten des Scharlachs, bey dem plötzlichen Einfallen des Gefichts in Pocken; auch gehören ohne Zweifel die paffiven Blutflüffe dahin; aber eben diefe, fo wie viele der vorhergehenden Zufälle nicht überhaupt mehr unter Apyrexien? Wenn unter Lähmung auch Brand S. 260 aufgeftellt ift, fo fcheint diefes höchftens nur auf trocknen Brand.

Brand

Brand der Alten, den man hier gar nicht genannt findet, anwendbar.

Wenn der Vf. darauf zur Curmethode der Fieber übergeht, so nennt er die entzündliche Verdickung des Bluts, Fäulniss, Galle, katarrhalische und rheumatische Schärfe, Miasma und Ansteckungen, *wankende ehemalige Grundpfeiler der Arzneykunde*, und legt wieder über unsere Unwissenheit ein sehr demüthigendes Geständniss ab; wo jedoch der denkende Arzt nach gewissen Gesetzen und Regeln verfähret, da findet er auch wieder Trost von S. 278 an, und wir bedauern es sehr, dass uns der Raum fehlt, aus dem ungleich wichtigern praktischen Theil desselben viel auszuzeichnen, wo der Vf. im philosophischen Raisonnement eine Stärke zeigt, die ihm selbst bey Aerzten von der längsten Erfahrung den grösten Beyfall verspricht, besonders im 13ten Kap. Es gebe Fieber, wo wir bloss Zuschauer seyn müssen, Mittel, wodurch wir unmittelbar auf die nächste Ursache des Fiebers wirken, und die erhöhete Reizbarkeit abstumpfen. Hierauf beruhe die Stärke der Curmethode nach Brownischen Grundsätzen, wobey die Kranken schneller genesen, die daher Prüfung verdiene, und keine Ausklatschung ohne Gründe; sie dürfe nur nicht überall, sondern nach gewissen Regeln angewandt werden, die hier sehr genau bestimmt werden, z. E. dass die *Synocha* schon ganz andere Mittel erfodere als der *Typhus* etc. Unter den allgemeinen Mitteln werden Blutlassen, Erregung des Erbrechens, des Laxirens, Vermehrung der Transpiration, der Ausleerung des Urins, Bäder und Kothmachende Mittel untersucht, ihre Anzeigen, so wie ihre Wirkungsart, angegeben. Das Blutlassen solle man nicht auf gewisse Tage einschränken (wobey das undeutsche: *die Regeln der Frauenzimmer*, anstatt der Reinigung, wohl dem Leser missfallen wird). Wie Brechmittel weiter als auf den Magen wirken, auf Saugadern, Blutgefässe. Alles, was im Magen ist, sagt Hr. R., leeren die Brechmittel aus, aber alle diese Dinge sind als äusere Dinge weder Krankheiten, noch nächste Ursache derselben, sie sind Producte der entfernten Ursache der Krankheiten, die der Magen in den meisten Fallen fortschaffen wird, wenn man ihm seine gesunden Kräfte wieder geben kann. (Aber auch Gifte, die vorher mit unter jene Dinge gerechnet waren?) Bey der sogenannten Ausleerung der Galle erinnert der Vf. nach seiner schon bekannten Idee, dass sie eben so Product einer Krankheit sey, welche durchgehends von einer zu reizbaren und thätigen Leber herrühret. Die Ausleerung der Galle helfe nichts, wenn die Krankheit bleibt, durch welche sie erzeugt wird. Die Gallsucht erfodere beruhigende Mittel. Die sogenannten Gallenfieber seyen zuweilen gelinde Leberentzündungen. Den ansteckenden Stoff leeren diese Mittel nicht aus, oder verhüten die Ansteckung so wenig, wie bey der Inoculation, weil dazu nur kurze Zeit erfodert wird. (Bey der sogenannten Turgescenz nach oben würde vielleicht für unerfahrne ein Wink über *Melaena*, über Blutbrechen, wobey sich fast alle die angegebenen Zeichen auch befinden, nicht überflüssig gewesen seyn.) So sey auch bey den Schleimfiebern der Schleim ein Product einer zu reizbaren Beschaffenheit der Schleimdrüsen, daher es nicht genug sey, denselben durch Laxiermittel fortzuschaffen. Ueber die antigastrische Methode. Von der Ausdünstungsmaterie wissen wir wenig. Bey Erkältungen sey wahrscheinlich der Reiz der Kälte, und nicht die zurückgehaltene Transpirationsmaterie (auch nicht die von *Weikard* angenommene?) die Ursache der Krankheit, der Katarrhe und Rheumatismen etc., so wie der Hauptzweck der Ausdünstung nicht Ausleerung feindlicher Stoffe, sondern Erhaltung des Gleichgewichts der thierischen Wärme, als eine nothwendige Bedingung der Wirksamkeit der Lebenskraft ist. Zuweilen scheint die Bescheidenheit den Vf. zu weit zu führen; er sagt z. E. ob die kothmachenden Mittel auch auf die Saugadern wirken, sey unbekannt; wie soll man denn die Strangurie von spanischen Fliegen anders erklären?, da die Wirkung eben so erfolgt, als wenn sie verschluckt sind. Das laue Bad wirke auf eine uns unbekannte Art, vielleicht auf die Temperatur der Reizbarkeit, die es mässige und rectificire. Was der Vf. zur Empfehlung warmer Bäder im *Typhus* bloss aus richtiger Theorie vorzubringen scheinet, *Brandis* aber schon aus der Erfahrung bewiesen hat; das kann auch Rec. aus der seinigen bestätigen, und die Leser nicht aufmerksam genug darauf machen. In einem besondern Kap. über die Richtung der thierischen Wärme suchet der Vf. die Anwendung der Kälte und Wärme auf den menschlichen Körper auf richtige Grundsätze zurück zu bringen. Er kennet ein Exempel eines phrenitischen Menschen, der des Nachts aus dem Hause lief, und in einen Brunnen fiel, in welchem er bis an den Hals im Wasser stand. Des Morgens wurde er geheilt von der Phrenesie und vom Gefässfieber aus dem Brunnen gezogen.

Allgemeine Lebensordnung in Fiebern. Die Säuren können schwerlich wirkliche Reinigung der Luft bewirken, und die mineralischen, in dieser Absicht (von den Engländern) empfohlen, seyen kaustisch, und reizen die Lunge. Dabey geht der Vf. über die Meynung von *Mitchill*, *Fourcroy*, die Luft zu verbessern, so wie von *Herz* und *Selle* über die Heilsamkeit der Lazerethluft, leise weg. In der Speiseordnung ist Hr. R. nicht sehr streng, und erlaubt unter gewissen Bedingungen Fleischspeisen im *Typhus*. — Methode, die Fieberkranken zu untersuchen. — Hier findet sich in einer gedrängten Kürze das wichtigste, worauf ein genauer Beobachter aufmerksam seyn muss. Genauere Bestimmung der *Synocha* und der Heilart, wobey Wiederholungen unvermeidlich waren, die aber zugleich zu grösrer Aufklärung dienen. Eine Quente von Sydenhams Laudanum auf einmal zu nehmen, ist hier wohl ein Druckfehler. Wenn der Vf. sich so oft auf *Jacksons* Autorität verlässt, so scheint er zu vergessen, in welchem Klima dieser seine Beobachtungen gesammelt, und wie selten daraus allgemeine Resultate auch für das unsrige geltend seyn können. Bey der Gelegenheitsursache

Digitized by Google

des *Typhus*, wo Hr. R. auch Kummer, Sorge etc. sehr richtig mit angiebt, erinnert er eben so treffend an das Problematische des schnellen Todes, den zuweilen ein brandiger, oft kleiner und unedler, Theil hervorbringt. Die Regeln über die Cur des Typhus, über die Anwendung und Wirkung des Mohnsafts etc. sind, selbst für einen sehr erfahrnen Arzt noch so lehrreich, dass wir uns nur mit Mühe des Abschreibens enthalten; wer sich damit bekannt macht, wird zugleich desto richtiger über *Brown* urtheilen können. Der Mohnsaft, meynt Hr. *A.*, passe vorzüglich beym *Typhus* des Seelenorgans, wobey die Leser nicht vergessen dürfen, dass er in dem vorhergehenden die Fieber auf gewisse Organe eingeschränket, und z. E. Gefässfieber, fiebernde Organe sagt. Wenn er das Queckfilber, als eins der vorzüglichsten Heilmittel bey vielen Arten des Typhus empfiehlt; so wird vielen Lesern das von *Rusch* im gelben Fieber gegebene: *Ten and Ten* einfallen, aber auch mancher, ungeachtet der hier genau angegebenen Anzeigen, die eigne entscheidende Erfahrung des Vf. darüber zu erfahren, besonders aber den Zeitpunkt etc. genauer bestimmt zu sehen, wünschen, wo es eigentlich passt, weil man die deutschen Aerzte noch immer furchtsamer oder wenigstens behutsamer damit umgehen sieht, als die englischen, und dasselbe doch, ohne allen Zweifel, eins der grösten Mittel ist, die wir besitzen. Hr. R. klagt S. 508 selbst über Mangel der Zeichen. Bey der Gichr. wogegen er auch Zutrauen zum Queckfilber zu hegen scheint, hat Rec. Ursache, sich dringend dagegen zu erklären, und aus der Erfahrung davor zu warnen. Anzeigen für die Anwendung der Rinde. Zuletzt setzt der Vf. seine Begriffe von *Lähmung* noch deutlicher aus einander; es sey eine Verminderung oder gänzliche Zerstörung der Lebenskrafte eines Organs durch eine Verletzung seines innern Zustandes. Der *Typhus* sey zuweilen Wirkung der *Synocha*; so sey auch Lähmung nicht protopathisch, sonderu Wirkung des Fiebers, wodurch denn das oben wider diese Eintheilung von Fiebern erinnerte mag berichtiget werden. Begriff von Fieberschwäche, von unterdrückten Kräften, vom Faulfieber, das von einer wirklichen Faulnifs des Bluts nicht entstehen könne; denn diese ziehe augenblicklich den allgemeinen Tod nach sich, weil ohne Blut kein thierisch-chemischer Process, keine Lebenshandlung in irgend einem Organe möglich ist; aber wohl sey Verminderung der Lebenskraft des Bluts gedenkbar; wenigstens dürfe man nicht das Faulfieber zu einer eignen Gattung erheben, sondern es gehöre zu der Gattung von Lähmungen. Einige Phanomene der speciellen Lähmung werden hier beschrieben, wobey die Wirkung der sogenannten antiparalytischen Mittel sehr sinnreich erklärt wird S. 544. Wo Hr. R. vom Mangel der Anzeigen für Mittel klagt, wo die reizenden schaden können, und die schwächenden auch, setzt er hinzu: die *Sydenhame* und *Browne* haben von jeher sich den Rang streitig zu machen gesucht. Es scheinet ihm jedoch hier die grofse Erfahrung von *White* entfallen zu seyn; sonst würde er sich darauf besser, als auf die viel unzuverlässigern Erscheinungen beym Galvanismus S. 546 bezogen, auch den Moschus nicht ganz vergessen haben. Den Beschluss macht eine kleine Anzahl Formeln zu Arzneyen und Nahrungsmitteln, wo wir jedoch den im Werke selbst S. 451 zu 2 Loth in 24 Stunden empfohlnen Salpeter nicht wieder finden, und daher einen Druckfehler vermuthen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Cadiz: La Tauromaquia ó Arte de torear.* Por *Josef Delgado (alias Illo).* 1796. 58 S. 8. Der Vf. wundert sich, dass Spanien über die Kunst mit Stieren zu fechten noch kein Buch aufzuweisen hatte, da doch die Neigung zu diesem Schauspiel im Lande so allgemein ist, und die Nation so sehr charakterisirt. Er glaubt, dass diese Neigung den Spaniern angeboren, und die Kunst eben so alt seyn müsse, als Stiere in Spanien vorhanden sind; er rühmt die spanischen Stiere als die stärksten und tapfersten, und dass die Passion, mit ihnen zu kämpfen, den Spaniern, als einer so tapfern Nation, ganz angemessen sey; Carl V, Philipp IV, den König Sebastian von Portugal, den berühmten Pizarro u. a. m. führt er als bekannte Stierkämpfer an. Er selbst, als erfahrner Stierfechter, rühmt seine Kunst als die angenehmste und edelste, und freut sich, dass die Neigung zu derselben gegenwärtig den höchsten Grad erreicht hat. Feige, oder neidisch nennt er diejenigen, welche diese Neigung für barbarisch halten; man dürfe nur Zuschauer seyn, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Dass zuweilen ein Stierfechter umkomme, sey kein Argument, sonst müsse man alle Spiele und Vergnügungen, wobey man zufällig unglücklich werden könne, auch das Reiten und Schwimmen, wo die Gelegenheit zum Unglück viel häufiger ist, verwerfen; bey den öftern Stiergefechten finde man am Schlusse des Jahres selten, dass ein Fechter verwundet oder getödtet worden sey. Sollte man nicht glauben, dass eine Stierfechterseele ihre ganz eigne Logik habe? Von Humanität ist wenigstens in dieser Deduction keine Spur zu finden.

Von der Kunst selbst enthält die erste Abtheilung das Fechten zu Fufs, und die zweyte das Fechten zu Pferde; den Beschluss macht ein alphabetisches Verzeichniss der bey der Tauromachie üblichen Wörter und Ausdrücke, an der Zahl 118.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. März 1798.

PHYSIK.

BERLIN, b. Hartmann: *Grundriſs der Naturlehre.* Ein Leitfaden bey Vorleſungen. Entworfen von Dr. *David Ludwig Bourguet* Profeſſor der Chemie beym königl. Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin. Mit zwey Kupfertafeln. 1798. 326 S. 8.

Der Auftrag, welchen der Vf. erhielt, der erſten Claſſe des *Friedrich Wilhelm Gymnaſiums* die Experimental-Naturlehre mit beſonderer Rückſicht auf die Chemie vorzutragen, vermochte ihn, da keines der bisher bekannten Lehrbücher, ſeiner Meynung nach die nöthige Kürze mit Faſslichkeit verbindet, und zugleich eine Ueberſicht der ganzen Chemie gewährt, gegenwärtigen Grundriſs abzufaſsen. Da er übrigens eingeſtehet, daſs ein ſolches Werk nicht füglich etwas anders als Compilation ſeyn könne, da er ſeine vorzüglichſten Gewahrsmänner *Gren* und *Klügel* nennt, ſo würde es unbillig ſeyn, wenn Rec. durch Vergleichung zeigen wollte, *wie viel* der Vf. dieſen Männern zu verdanken hat. Auch das Miſsverhältniſs in Anſehung der Ausführlichkeit bey den verſchiedenen Materien entſchuldigt er durch den beſondern Zweck, den er vor Augen hatte, Rec. will daher ſeine Bemerkungen nur auf einige Punkte einſchränken, welche unter keiner der angeführten Rückſichten begriffen ſind.

Die Definition des Begriffes Natur, wird vom Vf. ſo geſtellt: S. 1. *Natur iſt der Inbegriff alles deſſen was wahrgenommen werden kann.* Rec. würde ihn ſo faſſen, Natur iſt Verknüpfung der Dinge nach einem allgemeinen Geſetze, oder Natur iſt das Beſtändige in den Erſcheinungen, welche letzte Definition ſich ganz auf die erſte zurückführen laſst. Ueberdem da *Wahrnehmung* nur durch die Sinne möglich iſt, ſo würde die *Definition des Körpers: es ſey ein Ding, welches durch die Sinne wahrgenommen wird,* mit der vom Vf. gegebenen Definition der Natur, in nichts verſchieden ſeyn. *Naturgeſchichte* und *Naturbeſchreibung* (S. 4.) ſind nicht ſynonym, indem die erſte ſich mit der Kenntniſs der natürlichen Dinge *wie ſie waren*, die letzte mit der Kenntniſs der natürlichen Dinge *wie ſie jetzt ſind* beſchäftigt. S. 11. §. 7. Sagt der Vf. es läſst ſich nicht beweiſen, daſs die Theilung der Materie Grenzen habe, er hätte hinzu ſetzen müſſen, *wohl aber daſs ſie keine habe*, indem die Materie den Raum ſtetig erfüllt. S. 13. §. 12. Wird geſagt, je nachdem die Richtung des bewegten Punktes *während des ganzen Weges* dieſelbe bleibt, oder ſich ändert, iſt die Bahn *gradlinigt* oder *krummlinigt:* allein bey der krummliuigten Bewegung, ändert der bewegte Punkt, *ſeine Richtung* beſtändig. S. 20. §. 30. ſtehet: ein Punkt der durch eine ſtetig wirkende Kraft bewegt wird, muſs jeder andern, *in einer andern Richtung* wirkenden widerſtehen, ihr Wirken vermindern oder vernichten, iſt A = B ſo heben ſie einander auf. Dieſes iſt doch nur dann wahr, wenn die Richtungen der Kräfte entgegengeſetzt ſind, nicht aber wenn *ſie einen Winkel* einſchlieſsen. Unter den einfachen Subſtanzen wird die *Auſtralerde* S. 24. aufgeführt, ſie wird noch einmal S. 128. bey Gelegenheit der Erden genannt, und doch kannte der Vf. Klaproths Zerlegung derſelben. S. 138. Nur *Wärmeſtoff*, *Lichtſtoff*, *Sauerſtoff*, *Waſſerſtoff*, *Stickſtoff*, *Kohlenſtoff* ſollen wirklich *Grundſtoffe* d. i. *unzerlegbar*, Schwefel, Phoſphor, die übrigen Radicale der Säuren, die Metalle und Erden nur *unzerlegt* ſeyn, allein einmal läſst ſich *a priori* hierüber nichts beſtimmen, zweytens iſt auch nach dem Vf. der *Kohlenſtoff* eine Zuſammenſetzung aus einem eigenthümlichen Subſtrat und dem Lichtſtoff (S. 116.), ob übrigens die ſchwarze Farbe die eigenthümliche des *reinen* Kohlenſtoffs ſey, iſt für Rec. noch nicht entſchieden. Die Richtung der Schwere geht eigentlich nicht durch den Mittelpunkt der Schwere (S. 24. §. 37.) dieſes würde nur der Fall ſeyn, wenn die Erde eine vollkommene Kugel wäre. S. 25. §. 40. würde Rec. bey der Definition des flüſſigen Körpers hinzuſetzen, deſſen Grundmaſſen durch jede noch ſo geringe Kraft ſich *nach jeder beliebigen Richtung* verſchieben laſſen. — Die Gasarten müſsten nicht *expanſible* ſondern *expandirte* Körper genannt werden; die Baſis einer jeden Luftart iſt expanſibel. Nicht nur bey denjenigen Flüſſigkeiten welche der Vf. rein expanſibel nennt, ſondern bey allen Gasarten, und mehreren tropfbaren Flüſſigkeiten, (als Naphta) ſind die *repulſiven* Kräfte gröſser als die *attractiven*, und nur der Druck der Atmoſphäre iſt es, dem ſie (§. 50. S. 27.) ihren Aggregatzuſtand verdanken. — Die Rechnung §. 64. iſt ſchon im 32 §. angeſtellt worden. — Nicht allein wegen vergröſserter Fliehkraft, ſondern auch wegen der Richtung, nach welcher die Kräfte auf einander wirken, iſt die Schwerkraft unter dem Aequator geringer §. 72. S. 35. Der 95 §. S. 45. muſs ſo gefaſst werden: *wenn am Hebel der erſten Art gleich groſse Kräfte in gleicher Entfernung vom Ruhepunkte angebracht ſind, ſo bleibt der Hebel in Ruhe, und auf die Unterlage drückt ein Gewicht, welches der Summe der Kräfte gleich iſt.* S. 77. §. 135. wird geſagt, der gemeine Heber beſtehet *aus einer gekrümmten Röhre*, billig hätte der Vf. hinzuſetzen müſſen,

Digitized by Google

müssen, *von* der ein Schenkel länger ist, als der andere. Die Behauptung des Vf. S. 109. §. 205., dass der Lichtstoff keine ursprüngliche sondern eine abgeleitete expansible Flüssigkeit sey, die aus einer eigenthümlichen Basis *dem Lichtstoff*, und dem *Wärmestoff* der diesem Expansibilität ertheile, bestehet, ist so wenig erwiesen, als dass die Bestandtheile *aller* Laugensalze Stickstoff und Wasserstoff S. 124. seyen. Ungeachtet *van Mons* es behauptet, so fehlen doch noch immer entscheidende Versuche über diesen Gegenstand. Nur dann wenn die entzündlichen *Körper keinen Kohlenstoff enthalten*, ist das S. 114. §. 110. Gesagte richtig, dass er das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft zersetze, und das Stickgas *rein* zurücklasse. Der unangenehme Geruch scheint dem Wasserstoffgas nicht eigenthümlich zu seyn, sondern von fremdartigen Bestandtheilen, häufig von Phosphor herzurühren. — Rec. hatte gewünscht, dass der Vf. einen Grund angegeben hätte, warum er die *Kohlensaure den vegetabilischen Sauren* beyzählt. Die *Ameisensäure* ist so wenig von der *Essigsaure* verschieden, dass sie kaum eine besondere Erwähnung verdient, wohl aber zeigen die *Kampfersaure* und *Korksaure* neuern Versuchen zufolge, so viele Eigenthümlichkeiten, dass sie nicht hätten übergangen werden sollen. Unter den zu dem Kieselgeschlecht gehörigen Fossilien findet Rec. die Bestandtheile des *Grammits* so angegeben 35 Kieselerde, 33 Kalkerde, 33 Titankalk, eine Spur Braunstein, hier ist offenbar eine Verwechslung mit dem *Titanit* vorgegangen, der Grammit hingegen bestehet aus fast gleichen Theilen Kieselerde und Kalkerde. So hätten auch die Bestandtheile des orientalischen Granats des Katzenauges, Smaragds so wie des Halbopals nach *Klaproths* Analyse, angegeben werden sollen. Auch haben wir eine neuere Analyse des *Topas* von *Vauquelin*, der zufolge er aus 31 Kiesel- 68 Alaunerde bestehet. Unter den thierischen Substanzen S. 193. hätte billig die *Benzoesaure*, welche *Vauquelin* in so beträchtlicher Menge im Pferdeharne fand, aufgeführt werden müssen. Die Krystalle des *phosphorsauren Natron*. S. 196. sind kein neutralisirtes Salz sondern enthalten einen Ueberschuss von Alkali. Bey völliger Neutralisirung schiesst dieses Salz nicht in Krystallen an. Nach Rec. Ueberzeugung sind *Eyweisstoff* und Faserstoff zwey sehr verschiedene Substanzen. Von fast allen Stoffen des Thierreichs findet statt, dass sie sich nur in Ansehung der *quantitativen* Verhältnisse ihrer Bestandtheile (S. 124.) unterscheiden. Statt des Schleifens der Diamanten, S. 216. zu erwähnen, welches keinesweges in die Naturlehre gehört, würde Rec. die merkwürdigen Versuche über das Verbrennen des Diamants in Sauerstoffgas angeführt haben. Nur durch *das Schmelzen* nicht durch *blosse Hitze* wird das *salzsaure Silber* zu *Hornsilber*. Beym Eisen S. 240. hätte müssen angeführt werden, dass es nur zwey Grade der Oxidation eingehet, und entweder 27 Procent oder 48 Procent Oxygen annimmt, und dass die verschiedenen Eisenkalke, nur *Gemenge* aus diesen sind.

HAMBURG, b. Bachmann und Gundermann: *Grundriss der Experimental-Naturlehre in seinem chemischen Theile nach der neueren Theorie* sowohl zum Leitfaden akademischer Vorlesungen, als auch zum Gebrauch für die Schulen entworfen von *Joh. Gottl. Fr. Schrader* Dr. und ausserord. Prof. der Phil. zu Kiel. Mit 66 Figuren. 1797. 18 Bogen 8.

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass mehrere würdige Schulmänner gegen ihn den Wunsch geäussert hatten, ein Lehrbuch zu besitzen, welches nicht allein die eigentliche Experimental-Physik mit Beziehung auf die neuern in dieser Wissenschaft gemachten grossen Fortschritte und Entdeckungen, sondern zugleich eine Beyspielsammlung zur Erläuterung der vorgetragenen Wahrheiten, und hie und da eine kurze Beschreibung der vorzüglichsten Handgriffe bey den Versuchen enthielte. Diesen Wunsch hatte er gesucht durch dieses Lehrbuch zu erfüllen, und zugleich darauf gesehen, dass der Preis desselben nicht so hoch werden möchte. In der letztern Absicht sind dem Buche keine Kupfertafeln beygefügt, sondern die nothwendigsten Figuren in Holzschnitten zwischen dem Text selbst gedruckt. Uebrigens bemerkt noch der Vf. dass er vorzüglich *Lichtenbergen* und *Gren*, gefolgt sey; und bey solchen Führern lässt sich schon etwas Gutes erwarten. In der That gehört dieses Lehrbuch zu den bessern dieser Classe, die Sachen sind meistens deutlich und ordentlich vorgetragen, und die Absicht, die dadurch erreicht werden sollte, ist wenigstens gröfstentheils erreicht worden. Von der andern Seite aber müssen wir auch gestehen, dass wir nichts vorzügliches oder auszeichnendes darin gefunden, oder eine einzige neue Idee oder neue Ansicht der Sachen wahrgenommen haben. Es hat, so wohl in Rücksicht der äussern als innern Einrichtung und Beschaffenheit, die gröfste Aehnlichkeit mit dem *Achard'schen* Lehrbuch, das nach denselben Mustern verfertigt ist: nur folgt dieses noch der ältern Gren'schen Theorie von Phlogiston, das gegenwärtige mehr der neuesten; dort werden die Versuche weitläuftiger beschrieben, und die Sachen meistens umständlicher abgehandelt, die hier kürzer angezeigt und mehr zusammengezogen werden. Gleich der erste Paragraph ist in beiden fast wörtlich gleich.

Achard.	*Schrader.*
„Unter dem Worte *Natur* „verstehet man die Vereini- „gung oder den Inbegriff aller „Eigenschaften eines vorhan- „denen Dinges.".	„Unter dem Wort *Natur* „verstehet man den Inbegriff „aller Eigenschaften eines vor- „handenen Dinges."

Beide bestimmen hier den Begriff des Worts *Natur* zu einseitig; es hat noch mehrere Bedeutungen; und beide sind in den gewöhnlichen Fehler gefallen, aus der Etymologie des Worts *Naturlehre* den Begriff dieser Wissenschaft herzuleiten, den sie daher viel zu weit angeben. Es heisst hier §. 3. (und die Achard'sche Erklärung stimmt ganz damit überein) „*die Na-*

Digitized by Google

„*turlehre ist diejenige Wissenschaft, die uns die Natur* „*oder Eigenschaften der Körper kennen lehrt.*" Nach dieser Definition gehörte auch die Physiologie, Anatomie, und ein grofser Theil der Naturgeschichte in die Physik, denn zu der Natur eines Körpers gehört unstreitig die Beschaffenheit oder der Bau desselben, und Pflanzen und Thiere sind Körper. Auch hat der Vf. sich sehr wohl gehütet, die verschiedenen Theile der Wissenschaft aus seiner gegebenen Definition abzuleiten, sondern sie werden nachher der Reihe nach abgehandelt, ohne dafs man weifs, wie man dazu kommt. Eine systematische Darstellung derselben würde die beste Prüfung seiner Definition gewesen seyn. — Der Zusatz zu den angeführten Paragraphen, dafs die Untersuchung *unkörperlicher* Wesen der Gegenstand einer ganz andern Wissenschaft sey, war ganz unnütz, denn es versteht sich von selbst, dafs eine Wissenschaft, die von *Körpern* handelt, nicht auch von *unkörperlichen* Wesen handeln kann. — Den Zustand, in den die Körper bey physikalischen *Versuchen* gefliſſentlich gesetzt werden, *gezwungen* zu nennen, (§. 9.) heifst entweder dieses Wort in einer ganz ungewöhnlichen Bedeutung nehmen, oder etwas, das vielleicht kaum von einem und dem andern Versuche gelten möchte, auf alle ausdehnen. — In der Geschichte der Wissenschaft §. 16. wird *Copernikus* ein *Danziger Rathsherr* genannt, was er niemals gewesen ist; er war aus *Thorn* gebürtig und Domherr zu Frauenburg. Vielleicht hat der Vf. sich mit *Hevelius* geirrt; dieser ist Rathsheer in Danzig gewesen. — Im 80 §. wird eine Erklärung von der beschleunigten Bewegung fallender Körper gegeben, die, so viel uns bekannt ist, *Gren* in der ersten Auflage seines Handbuchs der Naturlehre zuerst aufgestellt, und die ihm *auch Achard* nachgeschrieben hat, die aber unrichtig *ist*. *Gren* hat sie schon in der zweyten Auflage verbessert, hier aber kommt sie wieder vor. Soll nämlich das, was hier ein *Augenblick* heifst, so viel als ein unendlich kleines Zeittheilchen seyn, so fällt der Körper darin mit gleichformiger Geschwindigkeit, und man kann sie nicht während desselben noch um 1 zunehmen lassen; ist es aber ein *endlicher* Zeitraum, so ist es eine ganz willkührliche Annahme, dafs während desselben die Schwere ihre Wirkung nur *einmal* äufsere, und seine Geschwindigkeit gerade noch um 1 vermehren soll, wie es die Folge nothwendig machte. — Daraus, dafs der Wärmestoff die Ursache der *Flüssigkeit* der Körper ist, (§. 175.) folgt noch nicht, dafs er *elastisch* seyn müsse. — Kann nicht das Wasser eine Menge fester Körper flüssig machen, ohne dafs es eine merkliche Elasticität hat? — Eben so wenig läfst es sich erweisen, dafs es ohne den Widerstand der Luft keine *tropfbaren* Flüssigkeiten geben könnte; es gehört ja hiezu nichts weiter, als eine gewisse starke des Zusammenhangs zwischen den Theilen der Flüssigkeit, nun mufs es doch zwischen dem Zustande der Festigkeit und dem der luftförmigen Flüssigkeit eines Körpers unzählige Grade der Stärke des Zusammenhangs geben. Wenn der äufsere Druck der Luft auch eine gröfsere Menge von Wärmestoff nothwendig macht, um einen Körper in den Zustand einer luftformigen Flüssigkeit zu versetzen, so folgt ja nicht, dafs ohne diesen Druck schon die kleinste Quantität von Wärmestoff dazu hinreichend wäre. Ja wenn sich die Menge des Wärmestoffs wie der Druck der Luft verhalten sollte, so müfste, wenn dieser = o würde, jener auch gleich Null werden, das heifst, die Körper müfsten alsdann ohne allen Wärmestoff luftförmig werden. — Und ist nicht eben in dem Pulshammer, den der Vf. zum Beweise seiner Behauptung anführt, das Wasser in tropfbarer Gestalt vorhanden? Noch mehr: ist nicht das Quecksilber im Toricellischen Vacuum tropfbar? — Mit Unrecht wird §. 184. die Luft zu den guten Leitern der Wärme gerechnet. Dafs uns in einer kalten Luft (und besonders wenn sie bewegt ist) friert, kommt von dem grofsen Unterschied zwischen der Temperatur unsers Körpers und des umgebenden Mittels her; wo also auch schon bey einem geringen Leitungsvermögen des letztern dem erstern eine Menge Wärmestoff entzogen werden mufs. Eine Koffekanne in *warmes* Wasser gesetzt mufs freylich länger warm bleiben, als in der Luft, weil diese eine *viel geringere Temperatur* hat; wer möchte aber hieraus den Schlufs ziehen, dafs das Wasser eine geringere Leitungsfähigkeit besitze? Nach den neuesten Versuchen von Thomson gehört die stagnirende Luft zu den schlechtesten Wärmeleitern. — Ueberhaupt scheint uns der ganze Abschnitt *von der Wärme* zu kurz behandelt zu seyn. Wir finden hier nichts von der Strahlung der Wärme, nichts von der Entstehung derselben durch Reiben, nichts von der thierischen Wärme; und warum die Ueberschrift: „vom Wärmestoff *und Feuer*" heifst, da von dem letztern, den ersten §. ausgenommen, in dem ganzen Abschnitte nichts vorkommt, sehen wir nicht ein. — Es ist ihm überdem ein besonderer Abschnitt gewidmet. In diesem heifst es unter andern, dafs der Weingeist, Kampfer und die ätherischen Oele für sich allein brennen, Baumöl und Talg aber erst durch Beyhülfe des Dochtes. Allein es ist ja etwas Bekanntes, dafs man Oel oder Fett nur gehörig erhitzen darf, so brennen sie ebenfalls für sich allein; und der Docht in den Lichtern und Lampen soll nichts anders bewirken, als dafs *nur wenig* Talg oder Oel auf einmal bis zu dem Grade der Verbrennung erhitzt werde, und den Proceſs der Verbrennung auf eine bequeme Weise einleiten. — Diese Bemerkungen, dergleichen sich noch mehrere machen liefsen, mögen zum Beweise dienen, dafs wir das Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen haben, und dafs es nicht von Mängeln frey ist, die der Vf. bey den Führern, die er gewählt, hätte vermeiden können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Almanach und Taschenbuch für Gartenfreunde* von *W. G. Becker.* 1798. 400 S. 12.

Diese sich sehr empfehlende Zeitschrift wird immer interessanter und reichhaltiger an nützlichen und an-

genehmen Materien, die in die Gartenkunst einschlagen, und sie vervollkommnen. Der schöne elegante Druck, das treffliche Papier und die Feinheit der Kupfer erheben sie zur Zeit bey ihrem mannichfaltigen Interesse über alle ihres gleichen. Auch die Garten-Literatur, die weit umfassend wird, und die darin enthaltene bescheidene und einsichtsvolle Beurtheilung der von Zeit zu Zeit herauskommenden Gartenschriften macht dem geschickten Vf. Ehre. Die kurze Anzeige des Inhalts und der bekannten Verfasser wird hinreichen, den Werth dieses Taschenbuchs zu würdigen. I. *Theorie der Gartenkunst.* Vom Hn. Ob. Appellationsrath von *Ramdohr.* II. *Ueber Gartenanlagen und Verschönerung natürlicher Gegenden.* Von *W. G. Becker.* III. *Beschreibung des Naturgartens des Hn. Grafen von Wizay in Hedervar auf der Insel Schütt in Ungarn.* Von Hn. *Petri.* IV. Beschreibung des ländlichen Gartens zu Naro in *Ungarn, zwey Stunden von Raab,* von Hn. *Petri.* V. *Charakteristische Schilderungen mehrerer Gärten in verschiedenen Ländern.* Aus dem Coup d'oeil sur Beloeil gezogen. Von *W. G. Becker.* VI. *Ueber eine Anlage in der Villa Borgheſe zu Rom, bey Gelegenheit eines Tafelaufsatzes, an den Herausgeber* von Hn. *Krauſs.* VII. *Nachtrag zu dem Aufsatze über die Villa Borgheſe.* Von ebendemselben. VIII. *Entwurf zu einem Nationalgarten.* IX. *Verzeichniſs derer Pflanzen, welche im Kurfürstlichen Orangegarten zu Dresden bey dem Hn. Hofgartner Seidel vom Junius 1796 bis zum Junius 1797 zum erstenmal geblühet haben.* X. *Verzeichniſs derer Pflanzen, welche im Kurfürstlichen groſsen Garten zu Dresden bey dem Hn. Hofg. Hübler vom Junius 1796 bis zum Junius 1797 zum erstenmal geblühet haben.* XI. *Verzeichniſs einiger Pflanzen, welche im Jahr 1796 in dem Graflichen Mittrowskyſschen Garten zu Brünn unter der Pflege des Hn. Schott geblühet haben.* XII. Auszug aus einem *Schreiben des Hn. Redowsky in Memel nebst einem Verzeichniſs von Pflanzen, die bis zu Ende des Augusts 1796 in dem Garten des Hn. Bremer geblühet haben.* XIII. *Botaniſche Bemerkungen vom Hn. Hofcommiſſar Börner in Dresden.* XIV. *Ueber die botaniſch-praktiſche Gärtnerey.* XV. *Erprobte Verfahrungsart, Pflanzen aus einem wärmern Klima nach und nach an ein kälteres zu gewöhnen.* Von *Petri.* XVI. *Weitere Beobachtungen über den Anbau und die beſsere Benutzung des eſsbaren Cypergraſses oder der Erdmandeln (Cyperus eſculentus)* vom Hn. Hofgärtner *Schweikert* zu Carlsruhe in Baden. XVII. *Beschreibung der Trichosanthes anguinea.* Vom Hn. Hofgärtner *Hübler* in Dresden. XVIII. *Beschreibung eines unbekannten Schwamms,* vom Hn. *Petri.* XIX. *Von der im vorigen Taschenbuche beschriebenen Pflanze aus der Familie der kürbisartigen Gewachſe.* XX. *Verzeichniſs einiger Pflanzen die zu Einfaſſungen dienen.* XXI. *Gedanken zu Einrichtung einer Holzſammlung.* In Beziehung auf die im vorigen Taschenbuche beschriebene neue Methode des Hn. Hausmarschalls Freyherrn zu Racknitz, vom Hn. Architekt *Panſse* in Dresden, mit einem Kupfer. XXII. *Muſter zu Denkmälern.* Mit einem Kupfer. XXIII. *Kurze Nachrichten.* XXIV. *Gartenliteratur.* XXV. *Gartenproſspecte.* XXVI. *Erklärung der Kupferblatter.* XXVII. *An Gärtner und Gartenfreunde.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hannover,* b. Gebrüd. Hahn: *Ueber verſchiedene Höhenmeſſungen, zwey entdeckte groſse Magnetfelſen und andere merkwürdige Gegenſtände des Brockengebirges,* von *Chriſtian Friedrich Schroder.* 1796. 100 S. gr. 8. Diese Schrift soll als die erste Fortsetzung der von dem Vf. vor einigen Jahren herausgegebenen Abhandlung vom Brocken, von der erheblicher Hindernisse wegen der versprochene zweyte Theil nicht erscheinen wird, dienen. Sie ist in der Form eines Briefes an den bekannten Harz-Beschreiber, Hn. *Lasius,* abgefasst. Einer ihrer Hauptzwecke ist, einige Irrthümer in des erstern Beobachtungen über die Harz-Gebirge zu berichtigen. Ins besondere ergiesst der Vf. seinen Eifer gegen die aus Barometer-Messungen berechneten Höhen der Stadt Wernigerode, des Brockens, u. s. w., welche er durchaus für zu niedrig hält und dieses mit dem Gefälle der Holtemme, eines kleinen von Wernigerode aus, durch das Fürstenthum Halberstadt fliefsenden und Mühlen treibenden Flusses, beweisen will, auch bewiesen haben würde, wenn er das Gefalle dieses Flusses bey den Mühlen, nicht blofs nach einer von ihm angenommenen Mittelzahl, sondern durch wirkliche Messungen, bestimmet und angegeben hätte. Wenn er mit einer solchen Genauigkeit, wie man erwarten konnte, gegen die Barometer-Messungen, von denen er kein Freund ist, gestritten hätte: so würde ihm dies mehr Ehre gebracht haben, als die leidenschaftlichen Aeusserungen gegen Männer, von welchen dergleichen Messungen auf dem Harz-Gebirge angestellt worden sind. Nach Hn. S. Rechnung ist der Gipfel des Brockens wenigstens 4000 Rheinl. Fuss über die Meeres-Fläche erhaben. Uebrigens ist zwar die Schreibart des Vf. gedehnt und streitsüchtig, mit unter auch vom Pedantismus der Eigenliebe nicht frey: allein seine Schrift enthält dennoch manche merkwürdige und unterhaltende Nachrichten, die gedrängter erzählt, sich angenehm lesen lassen würden; so wie auch nützliche Winke für diejenigen, welche den Brocken bereisen wollen. Für den Physiker und Mineralogen sind insbesondere die sorgfältigen Beobachtungen über die magnetischen Wirkungen der beiden Granit-Klippen, die Schnarcher genannt, lesenswerth. Nicht allein die ganzen Klippen, sondern auch abgeschlagene Stücke, äusserten solche Wirkungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. März 1798.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1800, *nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten*, herausgegeben von *Bode*, Aſtronom und Mitglied der Akademie. 1797. 252 S. 8.

Hr. B. ſucht ſeinem Jahrbuch ſowohl in Abſicht auf die von ihm darin berechneten Tafeln, als auch in der Auswahl der darin aufgenommenen Aufſätze immer mehr Vollkommenheit zu geben, und Rec. glaubt, daſs eine Vergleichung des hier anzuzeigenden Jahrgangs mit einigen ſeiner Vorgänger dies Urtheil ſicher rechtfertigen werde. Voran ſteht, wie gewöhnlich, die Zeit- und Feſtrechnung auf das Jahr 1800, wobey von neuern Völkern beſonders auch der Calender der Juden, und der Türken — nicht aber der franzöſiſche angeführt wird. Auch dieſen letzten namentlich anzuführen, möchte künftig nicht nur um deswillen um ſo räthlicher ſeyn, weil doch viel mehrere Leſer den unter uns gewöhnlichen Calender mit dem franzöſiſchen, als mit dem Türkiſchen zu vergleichen Veranlaſſung haben dürften, ſondern auch, weil wirklich nach einer Aeuſserung *Hn. Lalandes* in dem zugleich ausgegebenen Supplementbande es zwiſchen der franzöſiſchen Regierung und ihren Aſtronomen noch nicht ganz entſchieden ausgemacht zu ſeyn ſcheint, ob es in Anſehung der Schaltjahre bey dem erſten Decret des Nationalconvents ſein unwiderrufliches Verbleiben haben ſolle, oder nicht, und mithin fortgehende Nachrichten darüber erwünſcht ſeyn müſſen. Für uns Uebrige wird das Jahr 1800, ungeachtet es 4 Jahre nach dem letzten Schaltjahre folgt, doch ein gemeines Jahr von 365 Tagen ſeyn, weil nämlich nach der bekannten Gregorianiſchen Einrichtung die Schalttage immer dreymal hintereinander bey dem Ende eines Jahrhunderts, namentlich bey 1700, 1800, 1900 wegfallen, und nur beym 4ten Jahrhundert bleiben. Hiedurch wird alſo der Unterſchied zwiſchen dem Julianiſchen und Gregorianiſchen Calender, der von 1700 an 11 Tage betrug, von 1800 bis 1900 12 Tage ausmachen. Das eigentliche Jahrbuch hat Hr. B. dadurch noch mehr vervollkommnet, daſs er der ſtündlichen Zunahme der geraden Aufſteigung des Monds von 12 bis 1 Uhr des Nachts nach Berliner Zeit eine eigene Rubrik widmete, bey Planeten auch heliocentriſche Länge und Breite angab, und die Erſcheinungen Mercurs von 3 zu 3 Tagen anſetzte. Dieſe Angaben waren für praktiſche Aſtronomen wirklich wünſchenswerth, wenn auch gleich darüber die Anzeige einiger minder intereſſanten Erſcheinungen wegfallen muſste, und z. B. bey dem Mond, und eben ſo bey den Planeten, ſtatt des ſonſt erwähnten Auf- *und* Untergangs nur *der ſichtbare* Auf- *oder* Untergang angeführt werden konnte. Diesmal iſt auch wieder die Erklärung von der Einrichtung und dem Gebrauch des aſtronomiſchen Jahrbuchs beygefügt, die ſeit 1791 weggeblieben war. Es iſt ſehr zu billigen, daſs dieſe Erklärung, die doch der Hauptſache nach immer die nämliche bleibt, nicht mehr wie ehedem alle Jahr, ſondern nur von Zeit zu Zeit wieder abgedruckt, und dadurch der Raum für neue Abhandlungen geſpart wird. Alle 10 Jahre einmal, dächte Rec. wäre genug, und eben ſo könnte es mit der Tafel mit der Aufſchrift: wie viel die Himmelskörper unter andern Polhöhen früher oder ſpäter als zu Berlin aufgehen, gehalten werden. Einzelne Aenderungen im Jahrbuche laſſen ſich ja immer dazwiſchen hinein kürzlich anzeigen. Aus den angehängten Aufſätzen und Abhandlungen zeichnen wir folgendes aus. Aus einer Handſchrift des ſel. Lambert kommen Bemerkungen über den 1759 zurückgekommenen Kometen vor. Dieſer Komet iſt von 1456 bis 1759 5mal beobachtet worden, woraus ſich 4 dem erſten Anſchein nach noch ziemlich ungleiche Perioden von 75 J. 77 T.; 76 J. 52 T.; 74 J. 323 T. und 76 J. 178 T. ergeben. Lambert macht nun die Bemerkung, daſs, wenn man noch viele vorhergehende Erſcheinungen des Kometen wüſste, ſich leicht *eine mittlere* Periode würde beſtimmen laſſen, von welcher die einzeln gefundenen Perioden weit weniger, als unter ſich abweichen würden. In Ermanglung ſolcher frühern Beobachtungen bringt er aber doch durch eine einfache, auf die bisherigen Erſcheinungen gegründete Zeichnung eine mittlere Periode von 75 Jahren 218 Tagen heraus, bey welcher Vorausſetzung dann die Abweichungen der einzelnen Perioden von derſelben nicht nur an ſich weniger beträchtlich werden, ſondern auch nach einem ziemlich einfachen Geſetze fortſchreiten. Hiernach findet Lambert, daſs der nächſte *wahre* Durchmeſſer des Kometen durch das Perihelium gegen die Mitte Octobers 1833 zu erwarten ſey. Ein kleiner Rechnungsfehler iſt es übrigens, wenn S. 121 für 1759 bey dem mittlern Durchgang die Anzahl der Tage zu 52 angeſetzt wird, und daher in der danebenſtehenden Gleichung + 8 ſteht. Wenn man zu dem nächſtvorhergehenden mittlern Durchgang 75 J. + 249 T. addirt, ſo kommen vielmehr 61 T. heraus, und damit in die Gleichung — 1. Eigentlich

lich sollten freylich wieder 60 Tage herauskommen, und die Gleichung aufser b nichts enthalten. Dies geschieht auch wirklich, wenn man ganz genau rechnet, und das Julianische Jahr überall zu 365, 25 Tagen setzt. Noch bemerkt Lambert, dafs die von Saturn herrührende Ungleichheiten in dem Lauf des Kometen ziemlich genau nach 7, so wie die von Jupiter herrührenden Ungleichheiten ziemlich genau nach 8 Perioden des Kometen wiederkehren.

Olbers über den 1533 von Appian beobachteten Kometen berichtigt einen in den von Downes berechneten Elementen desselben vorkommenden Fehler, giebt dann aber noch andere, von diesen gänzlich verschiedene Elemente an, welche die freylich sehr groben Beobachtungen Appians gleich gut darstellen, und macht aus dieser Veranlassung überhaupt die Bemerkung, dafs, wenn man die Zwischenzeiten zwischen den Beobachtungen unendlich klein, mithin das Stück der Kometenbahn zwischen den Beobachtungen als geradlinicht und gleichformig durchlaufen annehme, das Kometenproblem immer auf eine Gleichung des 6ten Grads führe, die wenigstens 2 reelle Werthe haben müsse. Hr. Prof. *Klügel* trägt die Parallaxenrechnung mit Rücksicht auf die sphäroidische Gestalt der Erde, die er schon im Jahrbuche für 1790 gelehrt hatte, dadurch noch genauer vor, dafs er auch die 2te Potenzen der dabey vorkommenden kleinen Winkel mitnimmt. Von *Beitler* kommt eine neue Berechnung der von ihm beobachteten Sonnenfinsternifs vom 3. April 1791 vor. Er findet daraus den Unterschied der Mittagkreise zwischen Paris und Mietau 1 St. 25′ 28″,6. *Trembley* liefert Bemerkungen über die Theorie von der Fortrückung der Aphelien bey den Planeten. La Grange hatte diesen Gegenstand in den *Berlin. Mém.* von 1786 geometrisch behandelt, und einfache und kurze Auflösungen des Problems gegeben. Trembley zeigt nun, dafs, wenn man auf ähnliche Art wie la Grange blofs den Theil der perturbirenden Kräfte, welcher eigentlich auf dies specielle Problem Einfluss hat, in Betracht zieht, auch die Rechnung mit gleicher Kürze auf die nämlichen Resultate führe, und dafs auch die bey der geometrischen Behandlung zu Grunde gelegten Sätze nur unter einer andern Einkleidung das nämliche enthalten, was die bey der Rechnung zu Grunde gelegten Sätze. Von *Schröter* kommen mehrere sehr interessante Beobachtungen vor. Hier nur einiges davon. Schr. fand nach mehrern Beobachtungen dunkler oder heller Stellen auf Saturn seine Umdrehungszeit zu 11 St. 51 M.; etwas mehr als 12 St.; 11 St. 40′,5, also von Herschels Angabe, nach welcher sie 10 St. 16 M. wäre, sehr verschieden. Er halt aber selbst diese Beobachtung nicht für hinreichend zu einer sichern Folgerung über die Rotationsperiode. Auch Schr. fand die Herschelsche Beobachtung über die Umdrehung des 5ten alten Saturnstrabanten in eben der Zeit, in welcher er seinen synodischen Umlauf vollendet, vollkommen bestätigt, und aufserdem zeigten ihm seine Beobachtungen auch bey dem 1ſten, 2ten und 3ten Saturnstrabanten, und bey dem 4ten Jupiterstrabanten genau das nämliche Phänomen: mithin wäre jetzt das Gesetz, dafs sich die Trabanten während eines synodischen Umlaufs einmal um ihre Axe drehen, unsern Mond mitgerechnet, bereits an 6 Trabanten bestätigt. Auch in dem 3ten, und selbst in dem 2ten Jupiterstrabanten hat Schr. Flecken wahrgenommen, die ihm aber zu vergänglich zu seyn scheinen, als dafs sich der Trabanten Umdrehungszeit daraus herleiten liefse. Ferner hat Schr. den Durchmesser der 5 alten Saturnstrabanten zu bestimmen gesucht, und findet für den 1ſten und 2ten 105 geogr. Meilen, für den 3ten 256, für den 4ten 618, und für den 5ten 388. Nach dieser Bestimmung darfs uns wohl nicht wundern, dafs so kleine Korper in einer solchen Entfernung so schwer zu Gesicht kommen. Auch die Durchmesser der Jupiterstrabanten hat er gemessen, und findet sie sämmtlich kleiner, als man bisher, wahrscheinlich durch die Irradiation irregeführt, angenommen hatte. Von den Hn. *Triesnecker*, *v. Lienhove*, *Koch*, *Derfflinger* und *Olbers* kommen verschiedene merkwürdige Beobachtungen vor. Von *Bode* aufser den Nachrichten von den zu Berlin im Jahr 1796 angestellten Beobachtungen, und von dem 1797 entdeckten Kometen, welcher sehr nahe an der Erde vorbey ging, und deswegen eine so schnelle scheinbare Bewegung hatte, eine Tafel, die halbe Dauer der Culmination des Monds zu finden, und eine Abhandlung über vermuthete Verrückungen der Erdpole und Veränderungen in der Neigung der Erdaxe. Bekanntlich haben manche Naturforscher und Geologen auffallende Erscheinungen auf der Erdoberfläche durch einer angenommenen Verrückung der Erdpole, oder Veränderung der Neigung der Erdaxe zu erklären versucht. B. zeigt nun das Unhaltbare und Ungegründete einer solchen Hypothese, indem er theils die Gröfse der Kraft in Erwägung zieht, welche zu einer solchen Wirkung erfoderlich wäre, theils die weitern Folgen betrachtet, welche ein solches Ereignifs haben müfste. Die Erdkugel hat sich nun einmal vermoge der natürlichen Mischung der Materien von verschiedener specifischer Schwere auf jeder Seite ihrer Laufbahn ins Gleichgewicht gesetzt. Was könnte nun, so lange unser Sonnensystem das nämliche bleibt, dieses Gleichgewicht stören? Etwa Veränderungen auf der Erde selbst? Allein hierüber kann uns wenigstens unsere Erfahrung nichts befriedigenges lehren. Denn wie wenig ist es nicht, was der Mensch vom Innern der Erde weifs? Gesetzt, die Höhe des Erdrückens über der Oberfläche des Meers betrage 6000 Fufs — und nur wenige Gegenden erreichen diese Höhe — und die Tiefe der Oceane sey eben so grofs; so beträgt dies zusammen nur etwa den 50ſten Theil einer Linie bey einem einfüfsigen Erdglobus, oder den 5ten Theil eines mafsigen Sandkorns. Würden also, wenn sich auch in dieser Kugelschaale Gebirge auf Gebirge wälzten, und Oceane und Länder ihre Stellen wechselten, solche Katastrophen, so gefährlich sie auch für die gerade zu der Zeit lebenden Menschen seyn möchten, die Lage der Erd-

Digitized by Google

Erdpole und der Axe zu verändern vermögen? Wohl so wenig, als ein Erdglobus von einem Fuss im Durchmesser merklich aus dem Gleichgewicht kommt, wenn ein Insect das Papier zernagt, womit die Kugel überzogen ist. Oder werden Kometen das Gleichgewicht der Erde stören können? Allein nach allem, was wir von diesen Körpern wissen, scheinen sie eine nur aufserst geringe specifische Schwere und Masse, folglich nur eine geringe Anziehungskraft zu haben. Mehrere derselben sind auch in neuern Zeiten der Erde sehr nahe gekommen, und nie hat man auch nur in der Atmosphäre aufserordentliche von ihnen herrührende Wirkungen wahrnehmen können. Viel weniger wankten bey ihrer Annäherung die Pole und Axe der Erde, was unsere heutigen Astronomen gewifs bemerkt hätten. Ferner müfsten so beträchtliche Veränderungen auch bedeutende Folgen haben. Auch diese zeigen sich eben so wenig. Zwar glaubte man schon manchmal aus den in Deutschland, in Siberien und anderwärts gefundenen Elephantenknochen, und Ueberresten von südlichen Pflanzen auf solche Aenderungen schliefsen zu dürfen. Allein bey näherer Erwägung aller Umstände zeigt sich bald, dafs die vorgeschlagene Hypothese diese Erscheinungen gar nicht erklären würde. Denn hätten die Pole wirklich ihren Ort geändert; so müfsten sie, damit Deutschland und das nordliche Siberien *zugleich* in die heifse Zone hätten kommen können, in der Gegend von Californien und Madagascar gelegen haben. Dann würde es aber eben so viel Schwierigkeit haben, zu erklären, wie die ostindischen und afrikanischen Elephanten in diesen unter dieser Voraussetzung damals weit kältern Ländern hätten leben, oder dahin kommen können. Oder, wären zwar die Pole am *nämlichen* Ort, wie jetzt, gewesen, es hätte aber die Erdaxe eine geringere Neigung gegen die Erdbahn gehabt; so wäre zwar die Sonne über einer viel gröfsern Anzahl von Ländern als jetzo des Sommers senkrecht gestanden, aber sie wäre auch des Winters über den Horizont eben dieser Länder weit weniger hoch, oder auch gar nicht heraufgestiegen; der länger daurende rauhere Winter hätte mithin wieder zerstört, was der Sommer erzeugt hätte. Doch würde eine solche Aenderung der Neigung der Erdaxe — die aber, wie man sieht, nichts von dem erklärt, was man durch sie erklären will — sich noch eher denken lassen, als eine Ortsveränderung der Pole: denn bey dieser müfste eine ganz neue Axe, ein neuer Aequator entstehen, und die sphäroidische Gestalt der Erde sich gänzlich umändern, dadurch aber die furchtbarsten Revolutionen entstehen, und die Rudera einer vorher vorhandenen Bevölkerung viel zu tief in dem Schoofs der Erde begraben werden, als dafs sie ein Gegenstand der Nachforschungen des kommenden Geschlechts seyn könnten. Nicht astronomische, sondern physische und chemische Ursachen haben ohne Zweifel die Aenderung in der Temperatur der verschiedenen Erdstriche, wenn wirklich eine Statt gefunden hat, bewirkt. Diesen letzten Gedanken hat besonders auch Hr. Oberbergrath *v. Humboldt* in einem Schreiben an Hn. *B.* scharfsinnig entwickelt, und die anfanglich gröfsere Wärme des Nordens aus dem bey Erhärtung des daselbst vorzüglich angehäuften festen Landes entbundenen Wärmestoff erklärt. Diese bisherigen Bemerkungen Hn. *B's.* haben nun Rec. ganzen Beyfall, und er hielt es für nützlich sie bey mehrern Lesern in Erinnerung zu bringen; eben so freymüthig aber mufs er gestehen, dafs ihm die von Hn. *B.* vorgeschlagene Hypothese einer dritten Bewegung der Erde, kraft der sie sich *jährlich* um die Pole der Ekliptik drehen soll, nicht ganz behagen will. B. glaubt daraus zu erklären, wie die Erde bey ihrem jährlichen Umlauf von Westen nach Osten der Sonne nach und nach *alle Theile ihrer Oberfläche* zukehre, und wie sich der Parallelismus der Erdaxe beständig erhalte, beruft sich auch dabey auf die Analogie des Mondes. Allein bey dem Mond schliefst man ja eben daraus, dafs er der Erde *immer einerley Seite* zukehrt, er müsse sich, während seines Umlaufs um die Erde, zugleich einmal um seine Axe drehen, und den Parallelismus der Erdaxe begreift Rec. nach der alten, allgemein angenommenen, und bisher auch von Hn. *B.* vorgetragenen Erklärung, dafs er blofs eine Folge der einmal angenommenen Stellung der Erdaxe sey, die sich ohne eine neue Ursache nicht ändern könne, weit leichter als bey dieser neuen Erklärung, oder vielmehr bey der alten Erklärung begreift er ihn, bey der neuen aber nicht. Von dem geschickten und unermüdet fleifsigen Rechner Hn. Pr. *Wurm* zu Nürtingen kommt eine Berechnung der geographischen Länge verschiedener (17) Oerter aus der beobachteten Bedeckung von 1 und 2 ♁ im Stier den 14. März 1796 vor. Darunter kommen als neu bestimmte, oder doch noch nicht häufig genug untersuchte Oerter vor Tübingen, Dillingen, und — die Vaterstadt Hn. Wurms, Nürtingen, in welcher er selbst beobachtete. Bey der Berechnung bediente er sich der Gerstnerschen im Jahrbuche für 1798 vorkommenden Methode, die er, besonders in dem Fall, wenn mehrere Beobachtungen zu vergleichen sind, vor allen übrigen Rechnungsarten, namentlich auch der ältern Gerstnerschen als beträchtlich kürzer empfiehlt. Von Hn. *v. Zach* ist auch dieses Jahrbuch wieder mit einer Menge wichtiger astronomischer Nachrichten bereichert. Wir bemerken nur einige der interessantesten. Hr. *la Place* hat seine schon 1787 gemachte merkwürdige Entdeckung von der aus den Gesetzen der allgemeinen Schwere herrührenden mittlern Bewegung des Mondes nun noch mehr vervollkommnet, indem er auch bey der Fortrückung der Erdferne des Monds, und bey der der Mondsknoten eine ähnliche Secularglei-chung fand, eine Entdeckung, die eine ganz neue Revolution in der Mondtheorie bewirkt. Hr. la Place beschäftigt sich jetzt neue Mondstafeln zu verfertigen. Hr. *Herschel* hat einen sehr kleinen Stern im Schwan gerade hinter dem Körper eines Kometen gesehen. Er schliefst daraus, Kometen haben entweder keinen, oder höchstens einen unendlich kleinen dichten Körper. Ungeachtet nun Hr. *Maskelyne*

an dieser Erscheinung zweifelt (wirklich ist sie auch so sonderbar, dafs Rec. ebenfalls gesteht, sich nicht alles Zweifelns enthalten zu können. Sollte nicht eine optische Täuschung, ein Vulcan oder etwas dergleichen dabey denkbar seyn?) so findet sich doch in dem Tagebuche eines Hn. *Bryant* von 1744 eine ähnliche Beobachtung. Die zuversichtliche Erwartung der Rückkehr der Kometen würde freylich dadurch umgestofsen werden.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Monath u. Kufsler: *Franz le Vaillant's Naturgeschichte der afrikanischen Vögel.* Aus dem französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *Johann Matthäus Bechstein. Erster Heft.* Mit sechs Kupfertafeln. 1797. 4.

Diese Uebersetzung und Nachbildung wird in Deutschland, wo es der unbegüterten oder minder reichen Kenner und Liebhaber der Natur so viele giebt, willkommen seyn, da sie ein classisches Werk um einen gegen das Original beträchtlich verminderten Preis (für jedes Heft illuminirt 1 Rthlr. 12 gr. Pränum. 1 Rthlr. 20 gr. Verkaufspreis gegen 5 Rthlr. für jedes Heft des Originals) erhalten, ohne dabey etwas mehr zu verlieren, als die feinste, blofs für Kunstluxus bemerkbare, Ausführung der Abbildungen, die hier gar nicht in Anschlag kommt, und für den Naturfreund völlig entbehrlich ist. Die Copien leisten in der That alles, was man nur bey dieser Wohlfeilheit billig verlangen kann; und Rec. fand sie im Wesentlichen von denen des Originals gar nicht verschieden, wenn sie auch gleich nicht, wie jene, mit Farben gedruckt, sondern nur illuminirt sind. Die schwarzen Exemplare werden etwas wohlfeiler ausgegeben, der Unterschied ist aber nicht so grofs, dafs nicht dafür die lebendigern gemalten Exemplare lieber sollten gewählt werden. Hn. *Bechstein's* Anmerkungen verdienen allen Dank, sie mögen bestätigend oder berichtigend seyn.

Leipzig, b. Supprian: *Interessante Schilderungen der merkwürdigsten Säugthiere.* Ein neues Spiel und Lesebuch als ein Geschenk zu angenehmer Selbstbeschäftigung für wifsbegierige Kinder, von einem Kinderfreunde. Mit Kupfern und Karten. (18 kleine Abbildungen und 87 Spielkarten.) 1797. 154 S. 8. (16 gr.)

Nachdem die Karten den spielenden Kindern zufallen, wird einer unter ihnen der Lehrer der andern, und hat das Recht die übrigen nach gewissen Gesetzen zu examiniren. Die, welche zu antworten wissen, bekommen Belohnungen. Doch ist dem Lehrer freygelassen, zuweilen, wenn er selbst nicht fort kann, ins Buch zu sehen, mit dem eigentlich die spielenden Kinder vorher bekannt und vertraut seyn sollen. Da die Beschreibung übrigens nicht in Beziehung auf ihre Bestimmung zu tadeln ist, so ist das Schriftchen brauchbar. Die Kupfer sind etwas schlecht, und scheinen für die summarische Vorstellungsart der Kinder berechnet, was nicht gut ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Berlin: Bekenntnifs meiner Religionsüberzeugungen, nebst einigen Gelegenheitsreden.* 1797. 98 S. 8. (6 gr.) — Der Titel sollte eigentlich heifsen: einige Gelegenheitsreden, nebst dem Glaubensbekenntnifs eines jungen Frauenzimmers bey ihrer Confirmation; denn das ist der Inhalt dieser wenigen Bogen. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, er habe die geistlichen Reden, die er hier mittheilt, aus Freundes Händen empfangen; ohne seine Vermittelung würden sie wohl nie in's Publicum gekommen seyn; und er glaube durch die Mittheilung derselben Lesern von gebildetem Geschmack und geläuterten Religionskenntnissen ein angenehmes Geschenk gemacht zu haben. Hierin wird sich der Herausgeber nicht geirrt haben; denn auch nach des Rec. Ueberzeugung waren diese Reden nebst dem Glaubensbekenntnisse der öffentlichen Bekanntmachung vollkommen werth. Wir wollen den Inhalt kürzlich anzeigen: I. *Gedächtnifsrede Friedrich des Grofsen* (auf Friedr. d. Grofsen), *gehalten vor einer vermischten Militär- und Civilgemeinde;* den 24. Sept. 1786. — Eine vortreffliche, musterhafte Rede! Mit hinreifsender Beredsamkeit schildert der Vf. den Charakter des grofsen Monarchen, läfst ihm überall nur gerechtes Lob widerfahren, ohne seine Mängel, die er jedoch mit Behutsamkeit berührt, zu verschweigen. Der Hauptsatz ist: *Friedrich, der Grofste unter den Grofsen! — und doch Mensch.* II. *Bekenntnifs meiner Religionsüberzeugungen.* Mit einigen, hinten angehängten Veränderungen, den 5. Jun. 1789 öffentlich abgelegt von einer jungen Dame. — Der Herausgeber vermuthet, der Lehrer des jungen Fräuleins habe diese Rede zwar nicht gemacht, sie aber doch durchgesehen und verbessert. Das ist wahrscheinlich. Denn ein solcher Aufsatz ist von einem jungen Frauenzimmer von etwa 15 Jahren, kaum zu erwarten. III. *Abschiedsrede eines Feldpredigers von seinem Regiment;* gehalten vor einer vermischten Militär- und Civilgemeinde; über 2 Pet. 1, 13. Diese Predigt mufs einen aufserordentlichen Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben. Nach der Vorrede war der Vf. Feldprediger eines preufsischen Reiterregiments, wurde aber *wider seinen Willen*, von diesem Posten abgerufen, und ist nun Prediger einer Dorfgemeinde, wo er weit weniger Besoldung hat, als bey seiner vorigen Stelle. — Alfo eine Pönitenzpfarre! Nach der hier abgedruckten Abschiedspredigt zu urtheilen, mufs der Mann ein vortrefflicher Redner seyn, der ein besseres Schicksal verdient hätte. IV. *Eine Trauerede.* Von dem Vf. der erst angezeigten Abschiedspredigt. Sie ist sehr zweckmäfsig, und enthält lehrreiche Gedanken über Entschliefsungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. März 1798.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Lange: *Sammlung aſtronomiſcher Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten*, herausgegeben von *J. E. Bode*. Dritter Supplementband zu deſſen aſtronomiſchen Jahrbüchern. 1797. 252 S. 8.

Dieſer Supplementband hat ſeinen reichhaltigen Inhalt vorzüglich der Güte des Hn. Obriſtwachmeiſters *von Zach* zu danken, deſſen Bemerkungen, eigene Beobachtungen, und Correſpondenznachrichten bey weitem den gröſsten Theil dieſes Bandes anfüllen. Unter 25 in demſelben vorkommenden Artikeln ſind 20 zum Theil gröſsere Aufſätze von Hn. *v. Z.* mitgetheilt. Hier nur einiges davon. Unter den Planetenbeobachtungen waren beſonders noch die des Gegenſcheins des Planeten Mars, und der untern Zuſammenkunft der Venus mit der Sonne wichtig. Jene ſtellte Hr. *v. Z.* im Jun. 1796, dieſe im Aug. 1796 mit der ihm eigenen Sorgfalt an. Aus der erſten ergab ſich, daſs *la Landes* Marstafeln manchmal noch um eine Minute von dem Himmel abweichen, welches bey keinem der übrigen Planeten, ſelbſt bey dem Mond nicht mehr, der Fall der Tafeln iſt. Viel beſſer ſtimmten die Triesneckerſchen Marstafeln. Bey dieſer Gelegenheit berechnete Hr. *v. Z.* die Störungen des Mars durch die Erde und Jupiter aufs neue nach Clairauts Theorie, und giebt hier Tafeln dafür, ſo wie für die Secularzunahme der Mittelpunktsgleichung des Mars. Aus der Beobachtung der Conjunction der Venus hingegen ergab ſich, daſs die la Landeſchen Venustafeln ſehr gut übereinſtimmen, und beſonders eine gute Beſtimmung des Apheliums enthalten. Auch für die Venus liefert Hr. *v. Z.* Tafeln, ihre Störungen durch die Erde und Jupiter zu berechnen. Sonſt beobachtete Hr. *v. Z.* auch noch den Gegenſchein Jupiters und Saturns 1796, und den des Uranus 1797, und fand bey Jupiter und Uranus die ſchönſte Uebereinſtimmung der Tafeln, nicht eben ſo hingegen bey Saturn. Noch andere Zachiſche Beobachtungen ſind die der geocentriſchen Zuſammenkunft des Jupiters mit dem Mars; Sternbedeckungen vom Mond; Beobachtungen Saturns nach der Oppoſition, und in der Gegend ſeiner Quadratur; Beobachtungen des Mercurs, Venus, Mars und Jupiters; Beobachtung der Frühlingsnachtgleiche 1797, und der Sonnenfinſterniſs den 24 Jun. 1797. Aus dieſer bloſsen Hererzählung ſieht man hinreichend, wie trefflich dieſer thätige Aſtronom ſeine ſo vorzügliche Sternwarte zu benutzen weiſs. Im Thüringer Walde, und im Hennebergiſchen hat Hr. v. Z. wieder mehrere geographiſche Ortsbeſtimmungen, vermittelſt Hadleyſcher Sextanten, und Chronometer gemacht. Das Verdienſt, das er ſich dadurch erwirbt, iſt gedoppelt, da er bey ſolchen Gelegenheiten häufig junge Manner, die ſich in der praktiſchen Aſtronomie üben wollen, mitzunehmen pflegt. Diesmal war Hr. Dr. *Burckhardt* aus Leipzig, und Hr. van *Beck Calkoen* aus Amſterdam bey ihm. Aus Veranlaſſung dieſes letzten macht Hr. v. Z. die Bemerkung, die wir unſern Leſern mit dem Wunſch mittheilen, daſs ſie doch etwa am rechten Orte Senſation machen möchte, daſs *in ganz Holland von keinem Ort, keiner Stadt, keiner Univerſität, keinem Hafen, keiner Küſte, die wahre Länge und Breite bekannt ſey!* Selbſt von Amſterdam iſt die Länge auf $7\frac{1}{2}$ Min. alſo $\frac{1}{8}$ Grad ungewiſs! Die holländiſchen Seekarten, auch die neuſten, ſind daher meiſtens gar nicht graduirt! Je einfacher die Beobachtungsmethoden werden, deſto mehr darf man doch wohl auch hoffen, daſs ſich Beobachter und Beobachtungen vervielfältigen werden. Beſonders auch für die Beſtimmung der Längen laſſen ſich in Zukunft häufigere Beobachtungen erwarten, da Hr. v. Z. in einem ſchönen, ebenfalls hier eingerückten Aufſatz augenſcheinlich erwieſen hat, daſs ſich vermittelſt Hadleyſcher Sextanten Monds- und Sonnendiſtanzen hinreichend genau nehmen, und daraus die Längen der Oerter genauer noch als durch Verfinſterungen der Jupiterstrabanten beſtimmen laſſen. Dieſe faſt täglich mögliche Beobachtungsmethode kann nicht genug empfohlen werden. Auch von Philadelphia und Cambridge in Nordamerika, ſo wie von Vilna und Grodno in Litthauen giebt Hr. v. Z. genauere Längenbeſtimmungen, als man bisher hatte. Von Hn. *Flaugergues* zu Viviers kommen verſchiedene aſtronomiſche Beobachtungen und Formeln vor. Vom Hn. Grafen von *Brühl* eine Beſchreibung von der Hemmung in Hn. *Mudges* erſtem Zeithalter und Beweis eines Verfahrens, um die wahre Gröſse der Winkel zu erhalten, die mit einem nicht merklich fehlerhaft eingetheilten Kreisinſtrument beobachtet worden ſind. Hr. Inſp. *Köhler* zu Dresden theilt verſchiedene aſtronomiſche Beobachtungen mit, nämlich die der Sonnenfinſterniſs am 31 Jan. 1794 zu Dresden; Mondsdiſtanzen, und Mittagsſonnenhöhen zu Hubertsburg und Wittenberg; verſchiedene andere Mittagshöhen, und Sternbedeckungen; Beobachtung der Mondsfinſterniſs den 4ten Febr. 1795; Bedeckung Jupiters vom Monde den 23 Sept. 1795; Jupiters-Trabantenverfinſterungen; und Beobachtungen des Planeten Mars in der Nähe des Periheliums. Von Hn. *Duc la Chapelle* zu Montauban kommen vor: Beobachtung der Bedeckung Jupi-

Digitized by Google

ters vom Mond; Sternbedeckungen; Beobachtungen des Mercurs, und des Mars in seiner Opposition; Bedeckung des Saturns vom Monde den 10 Jan. 1797. Ebenderselbe giebt gelegentlich Nachricht von merkwürdigen Versuchen des Hn. *Prevoſt* über die Ausdünstungen riechender Körper, und eine Art, sie dem Auge bemerkbar zu machen. Man giesst nämlich wenige Tropfen Wassers auf die Fläche eines Tellers oder Spiegelglases, und vertheilt sie darauf sehr gleich, und legt alsdann den riechenden Körper z. B. ein Stück Kampfer in die Mitte. Unter andern Wirkungen entfernet sich das Wasser augenblicklich, auf eine beträchtliche Entfernung im Umkreise, und der Raum zwischen beiden wird vollkommen trocken. Je stärker der Geruch ist, desto gröfser wird der getrocknete Zwischenraum. Hr. v. *Roumofskj* giebt Nachricht von seinen beobachteten Sternbedeckungen, von seinen Berechnungen der in Amerika 1791 beobachteten ringförmigen Finsternis, und von dem Zustand der Astronomie in Rufsland. Die letztverstorbene Kaiserinn zeigte in Unterredungen mit Hn. v. R. viele Einsichten darin; jetzt mufs man vor der Hand wegen viel wichtigerer Beschäftigungen sich mit den Instrumenten und Anstalten begnügen, die da sind. Auch in Siebenbürgen beschäftigt sich der dortige Bischoff Graf von *Batthyán* mit Astronomie, beobachtet selbst, will in seiner Cathedralkirche einen Gnomon errichten lassen, einen Spiegelsextanten und Chronometer kaufen, und zur Verfertigung einer bessern Landkarte von Siebenbürgen mitwirken. Zu Kremsmünster ist an die Stelle des seel. Filxmillners P. *Derflinger* getreten. Von diesem, und eben so von Hn. Canonicus *David* zu Prag kommen mehrere interessante Beobachtungen von Jupiters-Trabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen, Bedeckungen Jupiters und Saturns vom Monde, Mondsdistanzen, Oppositionen des Mars und Saturns, und der Sonnenfinsternis vom 24 Jun. 1797. Auch in Deutschland verbreiten sich immer mehr astronomische Kenntnisse. Hr. P. *Fridl aus Salmannsweil* in Schwaben berichtet, dafs in dieser Abtey eine Sternwarte errichtet, und ein Mauerquadrant angeschafft, auch verschiedene andere Instrumente, ein Teleskop, Pendeluhr und beweglicher Quadrant bereits vorhanden seyen. Auch zu Kaisersheim sollte eine Sternwarte erbaut werden, wenn es anders die Folgen des Kriegs nicht hindern. Noch mehr läfst sich von den Bemühungen des fürstlich augsburgischen Landgeometers Hn. *Ammans* erwarten, dessen Verdienste in der A. L. Z. bey der Anzeige der von ihm herausgegebenen geographischen Ortsbestimmungen im östlichen Schwaben bereits gerühmt worden sind. Er fährt mit dem nachahmungswürdigsten Eifer fort, seine Instrumentensammlung zu vermehren, und vermittelst derselben genaue Ortsbestimmungen in Schwaben zu machen. Er hat jetzo von seinem Landesherrn den Auftrag, das ganze Hochstift Augsburg aufzunehmen und zu mappiren, und zwar so grofs, dafs jede Karte in Länge und Breite gerade eine Minute der Erdoberfläche enthalten, und jeder Zoll Decimalmaafs des augsburgischen Fufses 300 Schuh vorstellen soll. Mitten unter dem Kriegsgetümmel so lang es nur immer thunlich war, mafs Hr. A. auf dem Lechfelde bey Augsburg eine Grundlinie von 14000 Fufs, die er auf 40000 Fufs zu verlängern wünscht, aber seitdem an ihrer Fortsetzung gehindert wurde. Seine Triangelreihe hat er nun mit den Bohnenbergerschen vereinigt, und so ist jetzt der Grund zu einer vorzüglichen Karte von Schwaben gelegt, an welcher Hr. Prof. *Bohnenberger* bereits den Anfang gemacht, und ein sehr schönes Blatt von einem Theil des Schwarzwalds dem Publicum vorgelegt hat. Aus la Landes Correspondenz mit Hr. v. Zach kommen sehr viele Nachrichten vor. Im Jahr 1796 schien die Gradmessung in Frankreich aus Mangel an Geld einigemal ins Stecken zu gerathen. Doch that die Regierung alles mögliche für die Wissenschaften. Den Bogen zwischen dem Dünkircher Thurm und dem Pariser Observatorio findet de Lambre 125511 Toisen, mithin nur 4 Toisen weniger als Cassini und la Caille. Sonst kommt in diesem Bande noch vor: eine Sammlung der Beobachtungen der Sonnenfinsternis vom 24 Jun. 1797 von Hn. v. Z., eine umständliche Anzeige von Olbers Abhandlung über die bequemste Methode die Bahn eines Kometen zu berechnen, von *Bode*; von ebendemselben ein Auszug aus Maskelynes astronomischen Beobachtungen in den Jahren 1793 und 1794; Anfragen des Hn. du Bocage an Hn. Beauchamp wegen der geographischen Lage verschiedener Städte in der Gegend des schwarzen und kaspischen Meers; Beschreibung der Einrichtung und Aufstellung des Herschelschen 40füfsigen Reflectors, und noch einige andere astronomische Nachrichten, worunter wohl Orianis Berichte von Buonaparte, und der von ihm erfahrnen Behandlung die meisten Leser interessiren dürfte. Auf besondern Befehl des Directoriums, wozu, wie es scheint, auch la Lande mitgewirkt hatte, nahm er nicht nur Oriani sehr gütig auf, und besuchte ihn auf der Sternwarte, sondern liefs auch auf seine Fürsprache allen Gelehrten, die ihre Besoldungen nicht mehr erhielten, dieselbe sogleich wieder auszahlen. Er selbst will der Sternwarte zu Mayland eine Pendeluhr schenken, die beste, die zu haben sey, wenn sie auch 200 Louisd'or koste, und wirklich hat bereits auf Orianis Ersuchen Hr. v. Zach zu dieser Absicht eine aus England verschrieben. Welch ein Contrast zwischen einem solchen Betragen, und dem auch in diesem Supplementband gelegentlich erzählten Verfahren der Franzosen, das der gute Mayer und Lowitz im siebenjährigen Krieg erfahren mufste! Diesem wurden seine selbst geschnitzten Kunststücke, etliche 100 Rthlr. werth verbrannt: jenem zum Verdrufs wurde in der untern Etage der Sternwarte ein Pulvermagazin angelegt, an dem er mit der Laterne immer vorbey mufste, ja der Koch eines bey ihm einquartirten Officiers brach sogar die Seitenwände seines Hauses ab, um dabey zu kochen. Mayer starb aus Aerger über die Franzosen! Von Buonaparte rühmt Oriani seine Thatigkeit, die Bestimmtheit seiner Gespräche, und einen äufserst richtigen Blick in Allem. Kurz vor dem grofsen Treffen zu Arcole sprach er mit Oriani von der

Digitized by Google

der Algebra, ihrer Anwendung auf die Geometrie, und den Verdienſten verſchiedener franzöſiſcher und fremder Schriftſteller, als ein ſehr unterrichteter Mann; es ſchien, er hätte keine andere Beſchäftigung, als das Studium der Mathematik. Eben ſo paſſend ſprach er über Naturgeſchichte und ſchöne Künſte, zur Bewunderung von Männern, welche dieſe Gegenſtände zu ihrer ausſchlieſsenden Beſchäftigung machen.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Ruff: *K. E. Mangelsdorffs* Profeſſ. der Geſchichte, Beredſamkeit und Dichtkunſt auf der Univerſität zu Königsberg, *kleiner Hausbedarf aus der allgemeinen Geſchichte der alten Welt.* — Ein Leſebuch zum allerunbedenklichſten Schul- und Familiengebrauch für Kinder von zwölf bis funfzehn Jahren, ein dem angegebenen Zwecke gemäſs bearbeiteter Auszug aus deſſelben Verfaſſers gröſseren gleichnamigen Buche. 1797. 396 S. 8. — Nebſt fünf chronolog. Tafeln. (1 Thlr. 4 gr.)

Ein guter Gedanke, aus dem weitläufigern Erzählungsbuche der alten Geſchichte einen Auszug zu liefern, welcher auf Schulen als Compendium gebraucht werden kann, nichts Anſtöſsiges gegen herrſchende Religions- und politiſche Begriffe enthält, und durch den faſslichen, muntern, belehrenden Vortrag in dem Schüler Anhänglichkeit für das Studium der Geſchichte und bey zweckmäſsiger Erläuterung des Lehrers mannichfaltigen Nutzen zur Entwicklung des Verſtandes und Nachdenkens bewirken muſs. Rec. empfiehlt alſo mit inniger Ueberzeugung dieſe mit kluger Auswahl, mit beſſernder Abänderung verfertigte Arbeit, und darf verſichern, daſs unſere Nation kein vorzüglicheres für dieſen Endzweck beſitzt. Auch der Verleger hat durch beſſeres Papier das Seinige zur Empfehlung des Buchs beygetragen, da das nun geendigte gröſsere Werk in dieſem Stücke ſehr vernachläſsiget war. Weil wir mit Zuverläſsigkeit einer zweyten Auflage entgegen ſehen, ſo bitten wir den Vf. dringend, kleine hin und wieder unterlaufende Unrichtigkeiten mit aller der Sorgfalt, welche man dem Publicum und vorzüglich der Jugend ſchuldig iſt, wegzuwiſchen, und wollen ihn hiezu auf einige derſelben aufmerkſam machen. S. 129 „Babylonien wird eine Provinz des perſiſchen Reichs, nachdem Kröſus zur Rettung deſſelben ganz Kleinaſien vergeblich aufgeboten hatte.“ Aus welcher Quelle weiſs doch wohl Hr. *M.*, daſs dem Könige von Lydien das Wohl des entfernten babyloniſchen Reichs ſo ſehr am Herzen lag? 132 *Hars* ſtatt *Pars* iſt bloſs Druckfehler. 136 Der Apis der Aegyptier heiſst auch hier noch immer das *heilige Stück Rindvieh.* 164. „3000 Griechen waren in dem Treffen des jüngern Cyrus gegen ſeinen Bruder geblieben.“ Dies nicht; der Verluſt der Griechen im Treffen ſelbſt war äuſserſt unbedeutend; aber ungefähr 3000 waren während der langen Zeit zu Grunde gegangen, welche die Zehntauſende brauchten, um die Küſten von Europa wieder zu erreichen. 176 „Porſenna nahm die Citadelle von Rom weg.“ Die Citadelle iſt ja wohl das Capitolium; dahin kam Porſenna nicht. 192 „Alexandria an einem Arm des Nils.“ Iſt unrichtig. 196 „Die Gymnoſophiſten ſind griechiſchen Urſprungs.“ Ihr Name iſt es, wollte der Vf. ſagen. 199 „Die Gallier, welche in Griechenland einbrachen, kamen von jenſeit der Karpathen her.“ Nein, ſie ſtanden an der Grenze Thraciens, und gingen über die Gebirge nach Macedonien. 204 „Von den Seleuciden reiſsen ſich loſs Groſs- und Kleinarmenien.“ Warum denn nicht auch, Medien, Aſſyrien etc.? 226 Der Flecken *Cannae*, berühmt durch der Römer Niederlage, wird hier zum erſtenmale zur Feſtung. 234 „Die Römer fiſchten mit goldenen Angeln.“ Soll bedeuten, ſie wuſsten allen Vortheil auf ihre Seite zu lenken.

ZÜLLICHAU, b. Frommann: *Handbuch der brandenburgiſchen Geſchichte*, von *Gottfried Traugott Gallus*, Prediger zu Hagenberg und Altenhagen in der Grafſchaft Schaumburg-Lippe. Vierter und letzter Band. 1797. 1 Alph. 9 Bog. 8.

Bloſs der Titel belehrt uns, daſs das der letzte Band, der doch nur bis zum Abſterben Königs Friedrichs, folglich bis ins J. 1713, geht, ſeyn ſoll. Weder eine Vorrede noch ſonſt etwas meldet die Urſache. Es iſt ſehr zu wünſchen, daſs der Vf. von ſeinem Vorhaben abſtehen und die Brandenburg-preuſſiſche Geſchichte bis auf die neueſte Zeit fort führen möchte. Denn er bleibt ſich in dieſem Bande nicht nur gleich, ſondern er ſcheint auch ſein hiſtoriſches Talent noch mehr geltend gemacht zu haben, vornehmlich in Anſehung einer anſtändigen Freymüthigkeit im Urtheilen: es müſste denn ſeyn, daſs hiezu ſeine aus dem Preuſſiſchen (wo damals noch Preſszwang herrſchte) bewirkte Verſetzung ins Bückeburgiſche das Meiſte beygetragen habe. Er ſchreibt, ſeiner Abſicht gemäſs, unterhaltend und anziehend, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben: nur bisweilen verläſst er den ruhigen Ton des Geſchichtſchreibers, und verfällt in Declamation. Die Schilderung der Sitten, ſowohl der Herrſcher als der Beherrſchten, von Zeitraum zu Zeitraum war auch in dieſem Bande ſein Hauptaugenmerk, und ſie iſt ihm gut gelungen.

Die ſchlimme Regierung des Kurfürſten Johann Siegmund, mit der dieſer Band beginnt, wird ganz der Wahrheit gemäſs geſchildert. Gewöhnlich wird ſie hoch gerühmt, wegen der damals bewerkſtelligten Vergröſserung der brandenburgiſchen Staaten durch das Herzogthum Preuſſen und durch Stücke der cleviſchen Verlaſſenſchaft: aber man vergiſst darüber die Hauptſache, daſs nämlich das Volk dabey nicht glücklich und der Wohlſtand des Landes nicht befördert worden iſt, daſs die Landesſchulden ſich vermehrten, daſs J. S. zwar viel weiſe Geſetze gab, aber ihnen nicht Nachdruck ertheilte. „Der Adel „ſchwelgte, die Geiſtlichkeit zankte, der Bürger ſoff,

Digitized by Google

„der Bauer darbte.“ S. 10 bis 44 ist eine kurze Geschichte Preussens eingeschaltet. S. 72 ist er nicht mit dem zufrieden, was Hr. OCR. *Hering* zu Breslau in seiner historischen Nachricht von dem ersten Anfang der evangelischen reformirten Kirche in Brandenburg (Kap. 2) von der Religionsänderung des Kurfürsten Joh. Sigmunds erzählt, und urtheilt, dass sie nämlich nicht durch Politik, sondern vom Geist der Wahrheit bewirkt worden sey.

Bey der unglücklichen Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm, (so wie nachher bey der schlechten Regierung Friedrichs III), dachte Rec. aufs neue nach über die Unbilligkeit der Geschichtschreiber und des Publicums überhaupt, bey Beurtheilung schwacher Regenten. Man überhäuft sie gewöhnlich mit Vorwürfen, ohne zu bedenken, dass doch die Schuld nicht immer an bösem Willen, sondern oft in angeborner Schwäche liege.

Die Regierungsgeschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelms ist vorzüglich gut und unparteyisch abgefasst. Seine Regententugenden, die ihm mit Recht den Beynamen des Grossen erwarben, werden erhoben und gehörig dargestellt, aber auch seine Fehler keineswegs verschwiegen oder bemäntelt. Freylich hatte Hr. G. hier an *Schröckh* (in dessen Allgemeinen Biographie Th. 3) einen trefflichen Vorgänger, den er auch, wie wir sehen, benutzt hat, ihm aber doch nicht ohne Prüfung gefolget ist. Er ist z. B. strenger in Beurtheilung der Fehler dieses Fürsten, als Hr. *Schröckh*. — Ueber die in dieser Regierungsgeschichte S. 214 vorkommende Note von der Herleitung des Wortes *Accise* wird *du Fresne* in seinem Glossar unter den Wörtern *Assidere* und *Assisa* den Vf. eines Bessern belehren.

Auch die Regierungsgeschichte des ersten Königs von Preussen ist trefflich ausgearbeitet und, so wie das ganze Buch, lehrreich, indem Laster und Sittenlosigkeit von dem Vf. scharf gegeisselt werden, er mag sie antreffen, wo er will. „Weiber und Günstlinge hatteten Friedrichen, und warfen ihn, wie einen Spiel„ball hin und her; an seinem Hofe wohnte die Kabale, „die Hinterlist, die Schmeicheley; Laster jeder Art „hatten da ihren Sitz aufgeschlagen. — Friedrich wollte gross seyn: da er aber keinen Geschmack, kein „Gefühl und keine Einsicht für das wahre Grosse besass; so suchte er die Augen durch Schein zu blenden, so suchte er grosse Höfe im Pomp nachzuäffen „und den Schatten statt des Körpers zu greifen. Er „schwamm im Vergnügen, da das Land in Thränen „zerfloss; er schwelgte, unterdessen dass Tausende „des elendesten Hungertodes starben.“

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Frankfurt am Main*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Juristisch - mathematische Abhandlung über Anatocismus und Interusurium*. Zu Erlangung der höchsten Würde in der Rechtsgelahrtheit der hochlöblichen Juristenfacultät zu Giessen als Probeschrift vorgelegt von *C. Zimmermann*. 1797. 47 S. 4. Zuerst setzt der Vf. die Rechnung der Zinsen von Zinsen auseinander, und erläutert sie mit mehreren Beyspielen; alsdann giebt er die juridischen Begriffe von Anatocismus, nebst ähnlichen Fällen, wo aber doch kein eigentlicher unerlaubter Anatocismus Statt findet, an, hierauf geht er die verschiedenen vorgeschlagenen Berechnungsarten bey dem Interusurium durch, und vertheidigt, wie billig, die Leibnitzische, zeigt auch in Beyspielen den Zusammenhang dieser Lehre mit verschiedenen in der juridischen Praxis vorkommenden Fällen, und handelt noch endlich die Lehre von zusammengesetzter Rabatrechnung ab. Die Hauptsache der Rechnungsformeln fand Rec. ganz richtig, welches um so natürlicher ist, da der Vf. sie grösstentheils ganz mit den nämlichen Bezeichnungen aus bewährten Büchern, besonders aus *Florencourts* Abhandlungen aus der juridischen und politischen Rechenkunst entlehnt hat, wie man sich leicht durch Vergleichung von Zimmermann. §. 2—5. 20, 28. 42. 45. 62. 63. 93. 94. 95 mit Florencourts 14. 15. 18. 20, 24. 19. 50. 33. 34. 42 überzeugen kann. Diese Uebereinstimmung geht soweit, dass selbst ein bey Florencourt vorkommender kleiner Fehler in seinem §. 34. (da nämlich für $p=0$, $\varrho=1$ gesetzt wird, statt dass für $\frac{1}{p}=0$ $\varrho=1$ ist, weil man nämlich hat $\varrho=\frac{p+1}{p}=1+\frac{1}{p}$) von Z. §. 94. und eben so in mehreren Stellen wiederholt wird. Unrichtig ist auch die Erklärung der Tafel §. 78. Sie enthält nicht, wie es hier heisst, die Logarithmen des Bruchs $\frac{m+1}{m}$, sondern vielmehr des Bruchs $\frac{m}{m+1}$. Eben diese Unrichtigkeit findet sich §. 82. An mehreren andern Stellen ist wenigstens der Ausdruck nicht gut gewählt, wenn auch die Sache richtig ist. Auch werden wohl die meisten Juristen mit vielen der hier aufgestellten Begriffe nicht zufrieden seyn. Sie werdens z. B. nicht gelten lassen, dass der Tutor dem Pupillen Zinsen aus Zinsen, als solche, zu verrechnen schuldig sey, sondern behaupten, was er zu verrechnen habe, komme nicht als Zins, sondern als Rückstand der Rechnung in Betracht, aus welchem Zinse zu rechnen nicht verboten sey. Freylich möchte hiebey, wie auch Florencourt erinnert, manches auf einen Wortstreit hinauslaufen. Auch ist es wohl nicht so unbegreiflich, als der Vf. meynt, warum einige Juristen auch dies für unerlaubt halten, geringere Zinsen anzunehmen, als das Gesetz erlaubt, sich aber diese wieder verzinsen zu lassen; denn es könnte ja auf diese Art der Vertrag nach mehreren Jahren doch sehr zum Schaden des Schuldners ausschlagen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Curt: *Archiv für die Physiologie*, von D. *Joh. Christ. Reil*, Prof. in Halle. *Erster Band.* 1796. *Erstes Stück.* 188 S. *Zweytes Stück.* 192 S. *Drittes Stück.* 208 S. *Zweyter Band.* Mit neun Kupfertafeln. 1797. 551 S. 8.

Die Erscheinung einer Zeitschrift für die Physiologie befriedigt ein sehr fühlbares Bedürfniss unserer Zeit. „Es ist in der That sonderbar, sagt der verdienstvolle, als scharfsinniger Physiolog schon berühmte, Herausgeber dieses Archivs in der Zuschrift an die Herren *Gren* und *Jakob*, dass unter allen Wissenschaften die Physiologie, wenn ich die Anatomie von ihr ausnehme, verhältnissmäfsig fast die geringsten Fortschritte gemacht hat, und gröfstentheils nichts anders als einen Wust theils ungegründeter, theils sinnloser Hypothesen enthält.“ Der Grund davon scheint ihm nicht blofs objectiv, sonder auch subjectiv zu seyn, und in dem Mangel an einem vorgezeichneten zweckmäfsigen Plane und an richtigen Regeln, nach welchen man in der Physiologie untersuchen mufs, zu liegen. Hauptsächlich dringt er darauf, den Grund thierischer Erscheinungen nicht in einem übersinnlichen Substrate zu suchen. Die Erfahrung überzeugt uns von dem Daseyn der Vorstellungen, allein den absoluten Grund derselben werden wir nie finden. Wir beobachten, dass viele thierische Erscheinungen, mit Vorstellungen in Verbindung stehen; haben aber keinen Grund, auch andere Erscheinungen die ohne Vorstellungen wahrgenommen werden, von ihnen oder ihrem übersinnlichen und unerwiesenen Substrat abzuleiten. Dem Grund thierischer Erscheinungen, die mit Vorstellungen keine Gemeinschaft haben, und von der Art sind die meisten, müssen wir in dem Beweglichen im Raume weiter nachforschen. (Allein wem drängen, bey der Betrachtung dieses Plans, sich nicht bedeutende Zweifel vor? Wo ist die Grenze zwischen Vorstellungen und thierischen Erscheinungen, die mit Vorstellungen keine Gemeinschaft haben? Wo ist der Beweis, dass der absolute Grund aller thierischen Erscheinungen, mit dem der Vorstellungen nicht einer und derselbe sey, dass mithin von dem einen gilt, was Hr. *Reil* von dem andern sagt, wir werden ihn nie finden? — Gleichwohl eröffnet die Bahn, welche Hr. *R.* bricht, die erfreulichsten Aussichten, und gewiss gelangen wir auf ihr weiter, als wir bisher waren. Führt sie uns auch nicht zur Erkenntniss des absoluten Grundes des Lebens, so verschafft sie uns doch ohne Zweifel eine genauere Bekanntschaft mit den Gesetzen, nach welchen es, bey der Verschiedenheit des organischen Stoffs, verschiedentlich modificirt erscheint.)

Den Anfang macht eine Abhandlung des Herausgebers *von der Lebenskraft*, die, in Verbindung mit einigen zu Halle herausgekommenen Dissertationen (nämlich *Gautier de irritabilitatis notione, natura et morbis.* 1793, *Hübner de coenaesthesi*, 1794, *Zöllikofer de sensu externo.* 1794, und *Büttner de functionibus organo animae peculiaribus*, 1794), eine vollständige Uebersicht des Reilschen Systems giebt. Der Grundsatz dieses Systems ist, wie sich schon aus dem Obigen ergiebt, mit Hn. *Reil's* Worten folgender: „Ich werde den Grund aller Erscheinungen thierischer Körper, die nicht Vorstellungen sind, oder nicht mit Vorstellungen als Ursache oder Wirkung in Verbindung stehen, in der thierischen Materie, in der ursprünglichen Verschiedenheit ihrer Grundstoffe und in der Mischung und Form derselben suchen.“ Es ist hier, der Beschränktheit des Raums wegen, der Ort so wenig für eine vollständige Darstellung dieses Systems, als für eine nähere Prüfung desselben, und wir müssen uns, was die letzte anbetrifft, hier auf solche Schriften beziehen, in welchen bereits der Anfang dazu gemacht ist, nämlich auf Hn. *Köllner's Prüfung der neuesten Bemühungen und Untersuchungen in der Bestimmung der organischen Kräfte (Reil's Archiv* B. 2. H. 2.), auf Hn. *Roose's Grundzüge der Lehre von der Lebenskraft*, und auf das *Journal der Erfindungen etc.* St. 25. Eine Prüfung der in diesen Schriften vorgetragenen Gründe, wie man sie von Hn. *Reil* hoffen und erwarten kann, wird gewiss lehrreich und nützlich ausfallen, und ist durch die Bemühungen der Herren *Cappel* und *Schmid*, einige derselben zu entkräften, mit welchen Hr. *Reil* selbst schwerlich sehr zufrieden seyn dürfte, noch keinesweges überflüssig gemacht. — Die *Recensionen* übergehen wir hier, wie bey den folgenden Heften.

Zweytes Heft. Ueber Nervenkraft und ihre Wirkungsart. Ein Aufsatz, den unsere Leser schon aus der Anzeige von Hn. *Treviranus physiologischen Fragmenten* kennen. — *Chemische Untersuchung des Gehirns verschiedener Thiere* von *Fourcroy*, übersetzt aus den *Annales de chimie* T. XVI. Janv. 1793. p. 282. — *Ueber das organische Naturreich* aus *Fourcroy's philosophie chimique.* — *Parmentier* und *Deyeux Abhandlung über das Blut* aus dem *Journ. de physique etc.* T. I. P. 1. 372. et 435. —

Digitized by Google

Drittes Heft. Fortsetzung der übersetzten *Abhandlung über das Blut.* — *Zergliederung* (Zerlegung) *der Thränen und des Nasenschleims*, nebst neuen Bemerkungen über einige Krankheiten, die von diesen Feuchtigkeiten herrühren von *Fourcroy* und *Vauquelin*, übersetzt aus den *Annales de chimie* T. X. Aout 1791. p. 111. Bey Gelegenheit der Erzählung von den Veränderungen, welche diese Feuchtigkeiten durch die Beymischung der oxygenirten Salzsäure erleiden, merkt der Herausgeber an, dass vielleicht öfter durch ähnliche Mischungsveränderungen Verdickungen der gerinnbaren Säfte entstehen. Wie oft, sagt er, mögen wir verdünnende und auflösende Mittel ohne Grund geben, wenn die verdickten Säfte erst nach ihrer Abscheidung durch den Beytritt des Sauerstoffs entstehen. — *Chemische Untersuchung der Leber des Rochen* von *Vauquelin*, ausgezogen aus den *Annales de chimie* T. X. p. 193. — *Ueber einen muthmaßlich neuen Sinn bey Fledermäusen* aus dem *Giornale fisico-medico di Brugnatelli* T. I. p. 197. — *Eine anatomisch-physiologische Beobachtung* aus dem *Giorn. fis. med.* Febbr. 1794. p. 173. — *Ueber die Wirkungsart der Reize und der thierischen Organe* von D. v. *Hadai*. Nach Reilschen Grundsätzen. Der zu früh verstorbene Vf. betrachtet die Erscheinungen der organischen Natur als Wirkungen der gemeinen physischen Kräfte. Er glaubt, dass die Actionen belebter Körper und ihrer einzelnen Organe Wirkungen einer in ihnen zu derselben Zeit vor sich gehenden Mischungsveränderung sind. Der Uebergang der vorigen Phanomene zu den gegenwärtigen erscheint uns als Wirkung, als Action des Organs. Diese Mischungsveränderungen, als nächste Ursachen der Actionen eines Organs, geschehen unmittelbar in dem Organ, und in denjenigen Theilen desselben, die wirken. Allein sie werden erregt durch eine ausser ihnen befindliche Ursache, die wir Reiz nennen. —

Zweyter Band. Erstes Heft. Versuche mit dem thierischen Magnetismus von Hn. Dr. *Pezold*. Zwey und zwanzig dem Anscheine nach *bona fide* beobachtete und beschriebene, zum Theil nicht wenig auffallende, Versuche, über die Rec. sich kein Urtheil anmaßt. — *Ueber den Zweck der Eustachischen Röhre von Hn. Köllner.* Der Vf. glaubt, man nehme noch jetzt in der Physiologie an, die Eustachische Rohre befordere das Hören dadurch, dass Schallstralen vermittelst derselben zur Paukenhohle gelangten, da doch bekanntlich *Sommerring*, *Blumenbach*, *Hildebrandt* u. A. dieser Meynung schon längst nicht mehr beystimmten. Er widerlegt diese Meynung unter andern dadurch, dass er annimmt, es sey diese Eustachische Rohre mit einem Klappchen versehen, welches sich nach dem Innern des Mundes zu öffne, und durch die eindringenden Schallstralen angedrückt werde, so, dass das Eindringen derselben in die Röhre selbst dadurch verhindert werde. Allein wenn es auch eine solche Klappe gäbe, so würde sie durch das Andringen der Schallstralen, die ja bekanntlich keine Bewegung der Luftmasse sind, keinesweges angedrückt werden können. Er lehrt, die Eustachische Röhre diene zur Ausführung und Ableitung der überflüßigen Schallstralen, welche in unsere Gehörorgane gebracht werden. Allein es dringt ja keine Luft durch das äussere Ohr in die Pauke, sondern nur bis zum Paukenfelle, und die diesem und dem innern Ohre mitgetheilte zitternde Bewegung lässt sich nicht ableiten. — *Home über die Muskelbewegung* aus den *Philosophical transact.* f. th. y. 1795. P. 1. p. 1. nebst berichtigenden Bemerkungen von Hn. *Klügel*. — *Versuche über die Nerven, besonders über ihre Wiedererzeugung, und über das Rückenmark lebendiger Thiere* von *Cruykshank* aus den *Philos. transact.* f. 1797. P. 1. p. 177. — *Versuche über die Reproduction der Nerven* von *Haighton* gleichfalls aus den *Philos. transact.* l. c. p. 199. — *Home Vorlesung über die Muskelbewegung.* Ebendaher 1795. P. 1. p. 202. — Ein Schreiben von Joseph *Mangili* an *Scarpa über das Nervensystem an Blutigels, des Regenwurms und anderer Würmer*, aus dem Lateinischen (Ticini 1795.). — *Zerlegung derjenigen Flüßigkeit, die durch den Bauchstich aus der Bauchhöhle ausgeleert wird.* Sie habe viele Aehnlichkeit mit andern serosen thierischen Flüßigkeiten, aber die Eigenschaft eigenthümlich, dass sie sich fast ganz in Eyweisstoff verändere. —

Zweytes Heft. Einige Bemerkungen über die Natur des Urins von *Gärtner*; eine Uebersetzung der zu Tübingen 1796 erschienenen Dissertation: *Observata quaedam circa urinae naturam.* — *Bemerkungen über die Structur der Augen der Vögel* von *P. Schmidt*, aus den *Philos. transact.* f. the y. 1795. P. 2. p. 263. — *Ueber die nächste Ursache der Krankheiten* von *Reil*. Sie ist ihm eine veränderte Form oder Mischung der thierischen Materie und zwar unmittelbar in dem Organ, das leidet. — *Einige Eigenheiten in der Zergliederung* (in dem Baue) *des Wallfisches* von *Abernethy*, aus den *Philos. transact.* f. 1796. P. 1. p. 27. — *Prüfung der neuesten Bemühungen und Untersuchungen in der Bestimmung der organischen Kräfte, nach Grundsätzen der kritischen Philosophie* von Dr. J. *Köllner*. Eine mit Scharfsinn, Sachkenntniss und bescheidener Freymüthigkeit abgefasste Abhandlung.

Drittes Heft. Beschluss der *Köllnerschen Prüfung etc.* — *Einige Bemerkungen über die Erzeugungsart des Känguruhs, nebst einer Beschreibung der Zeugungstheile desselben* von *Home*; aus den *philos. transact.* f. 1795. P. 2. p. 1. — *Ueber die Muskelbewegung* von demselben. Ebendaher 1796. P. 1. p. 1. — *Ueber die Wiedererzeugung der Nerven* von *Meyer*. Gegen *Arneman*. — *Die Falte, der gelbe Fleck und die durchsichtige Stelle in der Netzhaut des Auges* von *Reil*. Hr. R. stimmt der Meynung des Herrn *Michaelis* und *Autenrieth* bey, dass der Mangel der gelben Farbe in der Netzhaut solcher Augen, die nicht gesehen haben und nicht haben sehen können, ein Beweis sey, dass das Licht nicht durch eine blosse mechanische Berührung, sondern durch eine anderweitige Veränderung in der Netzhaut selbst den Act des Sehens hervorbringe. — *Ein Brief über das System der Evolution* von *Fontana*, aus dem Italienischen

Digitized by Google

nischen (Firenze, 1792.). — *Einige Bemerkungen über die Entstehung der Hydatiden* von Dr. *Veit*. — Jedem Bande ist ein Register angehängt.

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung dieser Zeitschrift entgegen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt u. Leipzig: *Ueber den Werth und die Vorzüge geistlicher Staaten und Regierungen in Deutschland* von *Karl Moriz Fabritius*. Allen Reichspatrioten und Unterthanen geistlicher Länder gewidmet. 1797. XIV. und 196 S. 8. (14 gr.)

Das allgemeine Gerücht: dafs, bey Beendigung des unglücklichen Kampfes zwischen den Beherrschern Deutschlands und der französischen Nation, die mehresten geistlichen Staaten zur Ausgleichung würden dienen müssen, veranlafste diese Schrift. Der Vf. bemüht sich, zu zeigen, dafs die Bischofe eben so gut im rechtlichen Besitze ihrer Würde und Landeshoheit seyen, als die weltlichen Reichsstände; und die Verfassung der geistlichen Staaten besser, als die der meisten weltlichen sey. Ton und Inhalt stellen sie als eine Parteyschrift dar, welche vermuthlich die bekannte Auffoderung an die geistlichen Stände, sich gegen die angebliche mächtige Conföderation der protestantischen Fürsten enger mit dem Reichsoberhaupte zu verbinden, unterstützen sollte.

Schon in der Vorrede äufsert sich der Vf. gegen Preufsens, das er zwar weder hier, noch in der Schrift selbst genannt, aber deutlich genug bezeichnet hat, angebliche Politik und Eroberungssucht mit ausschweifender Bitterkeit. „Gegen einen conqueranten Staat," sagt der Vf. in der Vorrede S. VIII., „sollte die ganze „Menschheit aufstehen, und nicht eher aufhören zu „tödten, zu vertilgen, zu vernichten, bis nichts „mehr zu vertilgen und zu vernichten übrig blieb." Die Schrift selbst theilt er in 2 Bücher. Das 1ste handelt von dem *Ursprunge der Bischofe; deren Reichsstandschaft und Landeshoheit*; dem 2ten hat er folgende Ueberschrift gegeben: *Natur und Wesen der geistlichen Staaten. Werth und Vorzüge geistlicher Regierungen vor den weltlichen. Beantwortung einer äufserst wichtigen Frage.* Der Vf. geht in dem ersten Buche bis in die frühesten Zeiten des Christenthums zurück, um zu zeigen, wie Bischofe schon im ersten Jahrhunderte entstanden, und wie sie späterhin zu der richterlichen und gesetzgebenden Gewalt gekommen sind; und bemüht sich, sie gegen die vorzüglich in neuern Zeiten der Kirche überhaupt, und den Bischofen insbesondere, so häufig gemachten Vorwürfe, als ob sie zur Auflosung der Bande des Staats und Schwächung der kaiserlichen Macht gewirkt hatten, zu rechtfertigen. Natürlich wird hier auch Gibbons erwähnt, dessen Einfluss auf das Urtheil seiner Zeitgenossen nicht zu verkennen ist. Der Vf. spricht diesem trefflichen Geschichtschreiber, der doch die meisten Thatsachen mit dem Urtheile gleichzeitiger und unverdächtiger Schriftsteller belegt, Glaubwürdigkeit, und, mit einem angeführten englischen Kritiker, sogar Schönheit der Schreibart ab. Wurde Gibbon wirklich, wie der Vf. behauptet, durch feindselige Gesinnungen gegen das Christenthum und die Bischofe, zu allzuharten Urtheilen verleitet: so hat er doch gewifs unverkennbare Verdienste um das wichtige Studium der Kirchengeschichte, welches aber freylich allen denen, die nicht kalt prüfen, sondern ein bestechendes System auf Kosten der Vernunft und Wahrheit vertheidigen wollen, ein Stein des Anstofses seyn mufs.

Unser Vf. verwechselt offenbar Christenthum mit Dogmenlehre, Religion mit Kirche. S. 36. sagt er: „das Interesse des Staats war mit dem Interesse der „*Religion* so innig verwebt, dafs sich eins vom andern nicht mehr trennen liefs." Nach Rec. Ueberzeugung ist das immer der Fall; aber er will auch nicht bezweifeln, dafs damals (zu Constantins Zeiten) das Interesse der *Kirche* mit dem Interesse des Staats so genau verwebt war. Wenn aber die damaligen Bischofe oft „eine nützliche Mittelmacht zwischen Volk und Souverain waren:" sind es darum auch die heutigen noch; oder konnen sie es seyn, da sie selbst Landesherren geworden sind? Was der Vf. unter Christenthum verstehe, davon mag folgende Stelle zeugen: S. 42. „man mag von diesem" (dem Athanasianischen) „Glaubensbekenntnifs denken, was „man will! es hat allgemeine Beystimmung und gesetzmäfsiges Ansehen erhalten, und alle, die sich „nach der Vorschrift dieses Symbols zum Christen„thum bekennen, sind verpflichtet, sich nach den „Lehrsatzen desselben zu bequemen. Können sie sich „von der Wahrheit und Gottgeziemendheit seines In„halts nicht überzeugen: so haben sie das Recht aus „der, auf dieses Symbol verpflichtenden, Kirche „zu treten, und — Schande dem Manne, der Chri„stum mit dem Munde bekennet und im Herzen leug„net!" Rec. enthält sich, hierüber Bemerkungen zu machen, die sich ohnehin jedem Leser, der das Athanasianische Glaubensbekenntnifs mit Aufmerksamkeit gelesen hat, aufdringen werden.

In dem Eingange des zweyten Buches werden die geistlichen Staaten als „eingeschränkte Wahlmonarchien" vorgestellt, „wo die Fürsten alle Macht haben: Gutes, nur keine: Böses zu thun;" und S. 109. wird etwas dreiste behauptet: „dafs alle benachbar„ten Unterthanen weltlicher Fürsten das Loos bi„schöflicher Unterthanen beneiden; — dafs die Bauern „in den bischöflichen Ländern im Durchschnitt ge„nommen, gemächlicher wohnen, besser leben, und „überhaupt munterer und zufriedener sind, als die „Bauern unter der Regierung weltlicher Fürsten." Zu Begründung der Meynung: dafs man durch die Wahl sicherer, als durch den Zufall der Geburt einen guten Regenten zu erhalten hoffen dürfe, erwartete Rec. zwar nicht hier viel Neues zu finden; aber die mehrmals aufgestellten und hier wiederholten Gründe würden, nach dessen Gefühle, mehr Eindruck gemacht haben, wenn der Vf. weniger declamirt, und das Bild der Erziehung eines künftigen geistlichen Fürsten und eines Erb- oder Kronprinzen nicht

Digitized by Google

mit feiner einfeitigen, parteyiſchen Feder verzeichnet hätte. Auſser der Habſucht, die nach den Gütern der Geiſtlichkeit trachtet, ſagt der Vf., hatten die Feinde derſelben noch einen Grund, ſie ihnen zu entreiſsen: „der fundirte Klerus war in Verbindung „mit dem begüterten Adel von jeher die Klippe, wo„ran jede willkürliche Gewalt ſcheiterte.“ Dieſes veranlaſst ihn, dem Adel, beſonders dem unmittelbaren, eine Lobrede zu halten. Der Vf. äuſsert ſich dann über Aufklärung; über Republikaner ohne republikaniſche Tugenden, wobey er eben ſo viel Wahres, als über die, mit behutſamer Hand zu heilenden, Gebrechen in den geiſtlichen Staaten ſagt. Seicht und oberflächlich hat Rec. hingegen ſein Urtheil über den Vorzug des Adels bey den Dikaſterien, und über die Oberämter, gefunden. Der Vorzüge der geiſtlichen Staaten zählt der Vf. ſechs: 1) daſs in der Regel nur Männer zur Regierung kommen, die Geſchäftskenntniſſe haben; 2) die durch Domkapitel eingeſchränkte Regierungs-Gewalt; 3) daſs kein Conquerantengeiſt ſie beſeelen könne, ſondern ihr eigenes Intereſſe Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung erfodere; 4) dem Fürſten die Macht, Böſes zu thun, fehle; 5) die Dienſte in denſelben vorzüglicher ſeyen; 6) die Neuzuwählenden durch Capitulationen beſchränkt, und dadurch die Miſsbräuche verhindert werden können; wobey er überall Hn. v. *Moſer* durch Auszüge aus ſeiner bekannten Schrift: *über die Regierung der geiſtlichen Staaten*, reden läſst. Hierauf wirft er die Frage auf: *Erfodert es Deutſchlands und der auswärtigen Mächte Intereſſe, daſs die geiſtlichen Staaten nothwendig ſäculariſiret werden müſſen?* Bemerkt: daſs Länder und deſſen Bewohner nicht, wie Weiden mit ihren Heerden, verkauft oder vertauſcht werden können; daſs die Unterthanen ſich dieſe Anmaaſsung ſchwerlich würden gefallen laſſen; und fodert dann alle auf, das einzige Mittel, was ihnen übrig bleibe, zu ergreifen: in Maſſe aufzuſtehen, und ſich an den Kaiſer und deſſen Armee anzuſchlieſsen. Die Beantwortung jener Frage enthält, ſtatt einer gründlichen, kaltblütigen Unterſuchung, wieder mit Bitterkeit und Declamation angefüllte Ausfälle auf Preuſsen. Rec. iſt nicht nur ein Freund der Freymüthigkeit; ſondern kann auch einem Vf., der ſeiner vaterländiſchen Regierung ergeben iſt, gegen diejenigen, welche ſie, ſeiner Meynung nach, zu ſtürzen drohen, viel überſehen. Der Vf., welcher andere immer in die Schranken der Gerechtigkeit und Mäſsigung zurückweiſt, überſchreitet ſie aber zu ſehr, als daſs ihn das warme Gefühl, das ſich gegen alles Unrecht empört, entſchuldigen könnte. Rec., der in das Geſchrey gegen die geiſtlichen Staaten nicht mit einſtimmen wird, ſo lange man ihn nicht überzeugt: daſs die *mehreſten* weltlichen mit mehr Gerechtigkeit und Menſchlichkeit regiert werden; der hiernächſt jenes Gefühl mit dem Vf. theilt und gewiſs jede Politik, welche mit der Gerechtigkeit unverträglich iſt, eben ſo ſehr verabſcheut, beklagt es um ſo mehr, jemehr er dieſen Grundſätzen Eingang wünſcht, wenn die, welche ſie vortragen, ſelbſt durch einſeitige Darſtellungen den Eindruck ſchwächen, den ſie machen ſollten und wollten. Auffallend iſt es, wie ſich ſeit Kurzem die Sachen ſo geändert haben, daſs nun die geiſtlichen Staaten zum Theil von *der* Hand Hülfe und Schutz gegen ihre gänzliche Auflöſung ſuchen, gegen welche ſie noch vor wenigen Monaten ſich, aus Furcht vor dieſer Auflöſung, verbanden.

* * *

Leipzig, b. Cruſius: *Ueberſetzung und Erklärung der gewöhnlichen Epiſteln und Evangelien an allen bey uns üblichen Sonn- und Feſttagen*, mit Benutzung und Anführung der vorzüglichern Ältern, beſonders neuern Bibelausleger ausgearbeitet und mit kurzen, aus dieſen Abſchnitten hergeleiteten praktiſchen Sätzen begleitet von M. *Traugott Aug. Seyffarth*. 7ter Heft. 1797. 300 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. No. 328. 1796. No. 146. 1798. No. 3.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Jena*, gedr. b. Göpferdt: *Conr. Dietr. Mart. Stahl* phil. D. diſſ. mathematica *doctrinam de dignitatibus nova methodo* exhibens (reſp. *Georg Horn* Naſſov.) 32 S. 8. Zuerſt bemerkt der Vf. die Erklärung der Potenz, als eine Menge gleicher Factoren, ſey zu eingeſchränkt, weil ſie nur auf ganze und bejahte Exponenten gehe. Nun giebt er folgende Erklärung: jede Dignität gründe ſich auf ein Verhältniſs 1:a, ſo daſs jede Zahl b eine Dignität von a ſey, deren Grad die Zahl anzeigt, welche ausſagt, wie die Verhältniſſe 1:b aus der 1:a durch Zuſammenſetzung oder Theilung oder beides zugleich hergeleitet werde. Eben ſo iſt $c = a^{-n}$, von $1:c = n$ $(1:\frac{1}{a}) = -n$ $(1:a)$. Des Vf. neue Erklärung beruht darauf. Zwiſchen 2 Zahlen ſtellt er ſich einen Raum vor, der von der kleinern zur gröſsern durchlaufen wird, und als dieſes Raumes Maaſs ſieht er das geometriſche Verhältniſs beider an. Nun wird der Grad der Potenz einer Zahl a beſtimmt durch die Menge der Schritte oder Theile derſelben, deren jede dem Schritt von 1:a gleich iſt. Nach der entgegengeſetzten Richtung werden negative Schritte gezählt. Nun werden dieſer Erklärung gemäſs die Aufgaben durchgegangen von der Multiplication und Diviſion der Potenzen, und von ihrer Erhebung zu einem neuen Grade. Darauf folgen Sätze von irrationellen Potenzen oder mit gebrochenen Exponenten. Die ganze Abhandlung iſt in einer trefflichen Ordnung und mit vieler Deutlichkeit geſchrieben, und iſt ein rühmlicher Beweiſs von des Vf. ſyſtematiſchen Geiſt und ſeiner Entwickelungsgabe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Göttingisches Journal der Naturwissenschaften*, herausgegeben von *Joh. Friedr. Gmelin. Ersten Bandes erstes Heft.* 1797. 159 S. und drey Kupfertafeln. *Zweytes Heft.* 1797. 159 S. 8.

Der Zweck, den sich der Herausgeber bey dieser Zeitschrift vorgesetzt hat, ist der, vollständige Annalen für das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften zu liefern, und alle neue in dieses Fach einschlagende Beobachtungen zu umfassen. Um nur Wichtiges und Neues zu liefern, bindet sich dieses Journal an keine Zeit, sondern die Erscheinung desselben wird jedesmal von der Menge des Vorraths abhängen. Gegenwärtiges erstes Heft enthält sieben Abhandlungen. Die erste derselben ist von Hn. Prof. *Wildenow*, und enthält *eine Beschreibung zweyer neuen Pflanzengattungen Schradera* und *Rotlera* S. 1 bis 9. Beide gehören zur *natürlichen* Ordnung der Euphorbien. Wegen der eigenthümlichen Gestalt ihres Pistills, und dem abweichenden Bau der männlichen, von dem, der weiblichen Blume eignen sich beide hinlänglich um zwey neue Gattungen aus ihnen zu bilden. Die erstere dieser Pflanzen gehört zur XXI. Classe des Linnéischen Systems, der *Charakter essentialis* von der *männlichen* Blume ist folgender: *Calyx tetraphyllus, Corolla nulla, Stamina duodecim*; von der weiblichen: *Calyx pentaphyllus persistens, Corolla nulla, Stigmata tria multifida, Capsula trilocularis monosperma.* Es werden von dieser Gattung drey Arten aufgeführt: Schradera *scandens*, *lucida* und *dioica*. Die zweyte Gattung *Rotlera* gehört zu Linnés XXII. Gattung. Ihr *Charakter essentialis* ist bey der männlichen Blume: *Calyx tryphyllus, Corolla nulla.* Bey der weiblichen: *Calyx monophyllus, quadrifidus, Stylus unicus, Stigmata quatuor filiformia glandulosa, Capsula quadrilocularis.* Von dieser Gattung ist bis jetzt nur eine Species bekannt. Von beiden Pflanzen sind Abbildungen geliefert. Den Ausdruck *Flos magnitudine auctus* würde Rec. nicht brauchen, sondern ihn lieber mit dem *Flos multo amplior* vertauschen. Die zweyte Abhandlung: *über die neue Chemie* S. 10—86. rührt vom Herausgeber her. Weit entfernt die Verdienste zu verkennen, welche die neuern Chemiker sich um die Naturwissenschaft erworben haben, führt Hr. *Gmelin* zwar nicht eigne, sondern von andern Chemikern angestellte Versuche an, die mehreren Sätzen der neuern Chemie entgegenstehen, um zu einer genauern Prüfung der noch streitigen Punkte zu ermuntern. So bemerkt er, dass nicht in allen Fällen es die Basis der Lebensluft sey, mit welcher das Metall sich vereinige, um einen kalkförmigen Zustand anzunehmen, dass unter gewissen Umständen die Metalle Wasser, Luftsäure, Stickgas einzusaugen scheinen; er führt hiebey *Lavoisier's* Bemerkung an, der aus *dem für sich bereiteten* Queckssilberkalke eine Spur von Stickgas und Luftsäure erhielt; *Maret's* Versuche, der aus der Mennige mit $\frac{1}{3}$ Kohlensäure verunreinigte Lebensluft, andrer die aus Eisenrost Kohlensäure entbanden, so wie *Westrumb* aus verschiedenen Metallkalken Wasser erhielt. Noch mehr stunden *van Mamm's* Versuche, der durch den elektrischen Schlag Metalle in Salpetergas und gemeiner Luft, *Charles* der gleichfalls durch Elektricität sie im luftleeren Raume und in brennbarer Luft verkalkte, und *Morozzo's* Erfahrungen, der in mit Kohlensäure und Salpetergas angefüllten Gefäsen, bey starker Hitze Queckssilber und Bley verkalkte. Lassen sich nun Zweifel gegen den Satz, dass jede Verkalkung der Metalle in der Verbindung der Basis der Lebensluft mit dem Metalle bestehe, erregen, so würden die Beweise für die Zersetzung des Wassers durch eiserne Nägel gleichfalls schwankend. Scheint nicht Elektricität bey jeder Wassererzeugung wirksam zu seyn? Wie wirkt sie, als *Kraft* oder als *Stoff*, der einer chemischen Vereinigung mit andern, einer Zersetzung, so wie einer neuen Bindung, sowohl des Ganzen als der Theile empfänglich ist? Entzieht er den beiden luftförmigen Stoffen etwas, oder giebt er ihnen etwas? u. s. w. alle diese Fragen müsten (bemerkt der Vf.), vorher beantwortet werden, ehe man mit *entscheidender Zuversicht* schliefsen könne; *das Wasser entstehe aus der innigern Vereinigung jener beiden luftförmigen Stoffe.* So wären dann zugleich auch alle die Anwendungen, die man von dieser Theorie zur Erklärung so mancher Erscheinungen in der thierischen Oekonomie und dem Pflanzenreiche gemacht, unzuverlässig. (Rec. ist überzeugt, dass wenn auch alle die Sätze der neuern Chemie noch zu einer grösern Evidenz als der bisherigen erhoben werden könnten, unsre neuere Physiologen, die zu voreilig mehrere Lehren der Chemie zur Erklärung so vieler Processe in organischen Körpern angewendet haben, manchen Schritt werden zurück thun müssen, indem die Gesetze, welche die organische Natur bey ihren Operationen befolgt, sich sehr von denen, welchen die todte Materie unterworfen ist, unterscheiden.) Auch dem Satze *Lavoisiers*, dass die Wärme bey dem Verbrennen blos aus der Lebensluft komme, in welcher

das Verbrennen vorgenommen wird, werden mehrere Verſuche andrer Chemiſten entgegengeſetzt, welche denſelben einzuſchränken ſcheinen, die aber Rec. übergehen muſs, um dieſe Anzeige nicht über die ihm vergönnten Grenzen zu erweitern. Hr. *Gmelin* würde ſich kein geringes Verdienſt um die Wiſſenſchaft erwerben, wenn er dieſe neue Zeitſchrift dazu nutzte, um manche der noch zweifelhaften Sätze dadurch ins Klare zu bringen, daſs diejenigen Verſuche, welche entſcheiden müſsten, mit *der nöthigen Genauigkeit* unternommen, und ihre Reſultate im Verfolg dieſes Journals bekannt gemacht würden. So würde Rec. folgenden Verſuch des Hn. *Bonvoiſin*, ohne ihn durch Wiederholung zu beſtätigen, nicht angeführt haben. Dieſer ſchüttete in eine Glasphiole gelben Präcipitat, in einen gröſsern Kolben Samen von einigen Gewächſen, ſchmolz dann beide zuſammen und wog das Ganze auf das Genaueſte. Nachdem er dieſe Vorrichtung einige Zeit der Sonne ausgeſetzt, der Präcipitat ſchwarz geworden, und der Samen gekeimt hatte, bemerkte er *eine beträchtliche Gewichtszunahme*, welche Hr. G. dem *verkörperten Lichte* zuzuſchreiben nicht ungeneigt iſt. (??) — Die übrigen in dem erſten Hefte enthaltenen Aufſätze *P. S. Pallas phyſiſche und topographiſche Schilderung Tauriens* S. 86—135. *P. E. Abilgaard Beſchreibung eines neuen Blutigels* S. 135—136. *J. C. Fabricius Beſchreibung des ſchadlichen Zucker- und Baumwollenwurms in Weſtindien* S. 137—143. *Ol. Eſtlund entomologiſche Bemerkungen zur Fauna ſuecica* S. 144—148. *Holocentrus Lentiginoſus, beſchrieben von M. Vahl* S. 149—156. übergeht Rec., da ſie Auszüge aus andern Schriften ſind.

Die erſte der im *zweyten Hefte* befindlichen Abhandlungen, handelt von dem *Wismuth und ſeiner Verbindung mit andern Metallen* S. 1—32. Der Herausgeber hat Wismuth mit Kupfer, Zinn, Bley, Zinn und Bley in verſchiedenen Verhältniſſen zuſammengeſchmolzen. Auch bey einem beträchtlichen Uebergewicht von Kupfer, zeigte das Gemiſch viel Sprödigkeit, das Kupfer wurde übrigens weit leichtflüſſiger, ohne Glanz und Farbe merklich zu ändern, eine ſolche Verbindung könnte daher immer in techniſcher Rückſicht, bey Arbeiten die nicht mehr unter den Hammer und wenig unter den Meiſel kommen, nützlich ſeyn. Zinn mit Wismuth in verſchiedenen Verhältniſſen verſetzt, gab ein ſprödes Metall. Bley verlor durch einen Zuſatz von Wismuth nicht ſo ſehr von ſeiner Geſchmeidigkeit als Kupfer und Zinn u. ſ. w. Alle dieſe Verſuche ſind ſchon von andern Chemiſten angeſtellt worden, und gegenwärtige Arbeit iſt nur als eine Beſtätigung jener frühern Verſuche anzuſehen. Die zweyte Abhandlung S. 32—49. von Hn. *Fulda* betrifft die *Feuerkugeln*. Aus funfzig von verſchiedenen Naturforſchern über dieſe Erſcheinungen angeſtellten Beobachtungen, zieht der Vf. folgende Reſultate. Sie ereignen ſich unter jedem Himmelsſtrich, zu jeder Jahrszeit und Tagszeit, erſcheinen gröſstentheils bey heiterm Himmel, bey den mehreſten war eine meiſtentheils ſehr ſchnelle Bewegung ſichtbar, ſo bewegte ſich die 1758 beobachtete in einer Secunde ſieben deutſche Meilen. Sie bewegen ſich ſowohl von, als nach allen Weltgegenden hin, ohne immer der Richtung des Windes zu folgen. Sie flogen faſt alle gegen die Erde hernieder. Ihre Geſtalt war bald vollkommen Kugel-, bald Spindelförmig, ihre Länge öfters 7 bis 8 Grad am Himmel. Ihre ſcheinbare Gröſse war ſehr verſchieden, übertraf aber die des Mondes einigemal, nur einige dreheten ſich ſichtbar um ihre Axe. Sie verbreiteten mehrentheils ein ſehr lebhaftes blendendes, ſeltner ein mattes Licht, ihr wahrer Durchmeſſer war ſehr beträchtlich, von der von *Rittenhouſe* 1779 zu Philadelphia beobachteten, faſt eine halbe deutſche Meile. Sie ſcheinen in ſehr verſchiednen, doch die mehreſten in ſehr beträchtlichen Höhen entſtanden zu ſeyn. Ihre Dauer war ſehr verſchieden. Viele ſprühten Funken aus, und die meiſten ſah man ſich in mehrere bald gröſsere bald kleinere Stücke zertheilen, ehe ſie verſchwanden, wobey bald ein donnerähnliches Geräuſch, bald ein plötzlicher Knall vernommen wurde, zugleich wurden mehrere derſelben nach dieſem Platzen in Rauch aufgelöſt. Nach dieſer Zerſtörung wurde in einigen Fällen ein Schwefelgeruch wahrgenommen, auch wollte man nach Erſcheinung dieſer Meteore ſchlackenartige Maſſen entweder wirklich niederfallen geſehen, oder ſie nachher auf der Oberfläche der Erde entdeckt haben. *Die dritte Abhandlung* von *Joh. Fabbroni: Verſuch eines Magazins für Beobachtungen und Erfahrungen über vulkaniſche Stoffe* S. 49—138. leidet keinen Auszug. *In der vierten Abhandlung* S. 138—142. *theilt* Hr. Oberbergrath *Karſten eine äuſsere? Beſchreibung (der äuſsern Kennzeichen) des Melanits und Augits* mit. Erſterer findet ſich bey *Fraſcati* in Italien im Baſalt eingewachſen. Er iſt *dunkelſchwarz*, kommt in ſechsſeitigen *Säulen* vor mit *drey Flächen zugeſpitzt, welche auf den abwechſelnden Seitenkanten aufgeſetzt* ſind. Zuweilen ſind die Kanten an dieſen Säulen *abgeſtumpft*. Er iſt *äuſserlich ſtarkglänzend, inwendig glänzend* von *Fettglanz*. Der *Bruch* iſt *vollkommen* und *ziemlich kleinmuſchlicht*. Er iſt ganz *undurchſichtig, hart*, aber nicht in hohem Grade, ſehr *ſpröde*. eigenth. *Gewicht* 3,6919. Der *Augit* iſt bis jetzt im *Fuldiſchen* hauptſächlich aber in *Böhmen*, und in der Grafſchaft *Glaz* gefunden worden. Er hat eine ſehr *dunkellauchgrüne*, ſich ins *grünlicht-ſchwarze* und *gräulicht-ſchwarze* verlaufende Farbe. Er kommt *grob eingeſprengt* und *kryſtalliſirt* vor; letzteres in *ſechsſeitigen Säulen, welche breitgedrückt, mit ungleichen Flächenwinkeln verſehen*, und *mit vier Flächen zugeſpitzt* ſind, *welche auf den ſchmälern Seitenflächen ruhen*, ſeltner ſind *die Enden zugeſchärft* und die *ſchärfern Seitenkanten abgeſtumpft*. *Aeuſſerer Glanz*. An den *inſern* (iſt wohl ein Druckfehler und ſoll heiſsen *friſchen*) *Stücken ſtarkglänzend, inwendig desgleichen* und zwar *Glasglanz*. Parallel mit der Axe der Säulen iſt der *Bruch blattrich*, und zwar *geradblattrich*; aber höchſtens von *zwiefachem Durchgange*, der Quer-

Digitized by Google

bruch *muſchlicht*. Er iſt *undurchſichtig* oder ſchwach an den Kanten durchſcheinend, iſt *hart und nicht ſonderlich ſchwer* 3,2916. Die übrigen Blätter dieſes Heftes füllen Auszüge aus *G. Shaw's Thiergeſchichte von Neuholland* und *M. Vahl Anmerkungen über einige Vögel*.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Predigten von G. W. C. Starke.* 1797. 10 Bog. 8.

Dieſer Predigten ſind VII. folgenden Inhalts: I. *Ueber das Weſentliche aller Religion*, Text Matth. VII, 21. II. *Aerntedankfeſtpredigt* (Aerntepredigt) T. Pſ. XXXIV, 2. III. *Von der Wahrhaftigkeit*, T. Eph. IV, 25. IV. *Ueber das Zurückblicken auf die vergangnen Zeiten*, T. Pſ. CIII, 2. V. *Ueber das Verhalten in Tagen der Geſundheit*, T. Joh. IX, 4. VI. *Ueber einige Vortheile der irdiſchen Leiden*, T. 2 Cor. IV, 17. VII. *Von der Unſterblichkeit der Seele*, T. 1 Joh. II, 17. Von dem Vf. der Scenen aus dem häuslichen Leben liefs ſich auch in dieſem Fache nichts Gemeines erwarten. Mit der in ſeinen anderweiten Schriften geſchätzten Gabe, ſeine Leſer zu rühren und auf eine eben ſo ſanfte, als gleichwohl eindringliche Weiſe fürs Gute zu erwärmen, findet man hier faſt überall eine richtige Behandlung von Gegenſtänden der Moral und Religion, Deutlichkeit und Gründlichkeit der Erläuterungen und Beweiſe, vornehmlich aber eine ungemeine Anſchaulichkeit in der Darſtellung (namentlich ſolcher Bilder, die für die Empfindung fruchtbar ſind) vereinigt. Zur Bekräftigung dieſes Urtheils mögen folgende nicht mühſam ausgeſuchte Stellen dienen: aus der 3ten Predigt über die Wahrhaftigkeit, das ſogleich nach der Angabe des Thema eingeflochtene Gebet S. 59. 60.: „laſs heiligſter Vater, o laſs dein „Reich kommen, laſs die Zeiten ſich nähern, in welchen Vernunft, Religion und Pflicht, und nicht der „Eigennutz herrſcht, in welchen deine Kinder auf „der Erde nicht erſt durch Verwirrungen, durch Zerſtörungen und fürchterliches Wehe vor Unrecht und „Unredlichkeit gewarnt werden. Laſs die Zeiten „ſich nähern, in welchen ſich alle aus Einſicht des „Verſtandes, mit Willigkeit des Herzens unter deine „ewigen Geſetze beugen, weil ſie die beſten ſind. „Gieb daſs alle Völker, alle Regierungen der Völker „und ihre Rathgeber, alle Herrſcher der Erde, alle „groſse(n) und kleine(n) Geſellſchaften, alle Bürger, „alle Nachbarn gerecht und liebevoll, ehrlich und „wahrhaftig mit einander umgehn, daſs alle Menſchen „die Lügen ablegen und die Wahrheit reden, weil „ſie unter einander Glieder ſind. Amen.“ — Ingleichen aus der ſchönen unterhaltenden und von trefflicher Kenntniſs und moraliſcher Würdigung des Menſchen zeugenden Selbſtprüfung von S. 92. an in der 4ten Predigt folgende Stelle S. 94.: „täuſche ich mich „ſelbſt durch den Wahn, wie weich, wie leicht zu „bewegen mein Herz ſey, und flieht dieſe Miſsbilligung meiner Unvollkommenheiten ohne Erfolg über „meine Seele dahin, wie eine Wolke, die eine Zeitlang den Himmel trübt, aber keinen Regen ſchenkt?“ Endlich noch folgendes herrliche den Geiſt des Schriftſtellers vorzüglich charakteriſirende Bruchſtück aus der letzten Predigt S. 154. 55. „wie gern glaube ich „dem Paulus! Gerade ſo, wie mit dem Korne, ſagt „er, iſt's mit dem Menſchen. Ich trete an ein offenes Grab, und ſchaue ernſthaft in dies enge Bett, „denn es iſt freylich etwas Ernſtliches begraben zu „werden. — — — Wie geſagt, ich bin ſehr ernſthaft dabey: denn es war der Leib eines Menſchen, „wie ich bin ſehr ernſthaft dabey: denn es war der „Leib eines Menſchen, wie ich bin, der verſcharrt „wird, und dieſer Leib verweſt; aber ich zittere nicht, „ich denke an das Samenkorn des Paulus, und überlege, daſs die äuſsere Zerſtörung nöthig war, damit der Menſch vollendet werde. Ich ſtelle mir vor, „wie der Menſch nun erhöht und vollkommner „wird, ich ſtelle mir vor ſeine erhabnere Geſchäftigkeit, ſeine hellern Einſichten, ſeine geläuterten Gefühle, ſeine deutlichere Kenntniſs Gottes und der „Schöpfung und der Fügungen des Ewigen; ich ſtelle „mir vor die unausſprechlichen Freuden, welche er „mit ſeinen Lieben, die er wieder findet, und mit „unzähligen Guten genieſst, und ſchaue ruhig auf das „neue Grab, und gehe zurück an meine Geſchäfte mit „dem Gedanken: Hoffnung der Unſterblichkeit, wohl „mir daſs ich dich habe: Hoffnung der Unſterblichkeit, „dich kann ich nicht verlieren. Haus und Gut und „Vaterland und das Leben kann mir geraubt werden; „aber du nicht Hoffnung der Unſterblichkeit! Bis „dies Herz nicht mehr ſchlägt bin ich der Zuverſicht: „die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.“ — Beynahe iſt der Hang darſtellend und rührend zu ſprechen, in dieſen Vorträgen etwas zu überwiegend, und der Vf. fällt offenbar zuweilen aus der, obgleich traulichen, doch ernſten Sprache, ſittlicher und religiöſer Volksbelehrung, in den Ton des Romans. Hiezu kommt noch, daſs in den Schilderungen eine gewiſſe Einförmigkeit herrſcht, indem die meiſten derſelben ſich unter einen ziemlich engen Kreis verwandter oder ſehr ähnlicher Gegenſtände befaſſen laſſen; was freylich dann am meiſten auffällt, wenn man mehrere dieſer Predigten hinter einander lieſt. Die von dem Vf. geäuſserten Gefühle und verſuchten Rührungen des Gefühls ſind nicht ſelten, was in einer Predigt nicht Statt haben ſollte, zu individuell, um auf allgemeine Theilnehmung Anſpruch machen zu können. Wie viele gute und gar nicht gefühlloſe, ja was mehr ſagen will, wie viele leichtſinnige und noch unſittliche Menſchen werden z. B. nicht mit ihm ſympathiſiren können, wenn er in der That zu auffallend oft von *Thränen* des Dankes, der Freude, der Wehmuth ſpricht. Unſtreitig würde auch ſeine Beredſamkeit noch mehr Eindruck machen, wenn Exclamationen, wie z. B. S. 89. „Wohlan denn man bedenkt ſo ſelten den Segen der Geſundheit! wohlan denn wer geſund iſt etc.“ und S. 109. „in welcher mir Gott unausſprechlich viel Gutes, *ach!* und Vollkommenheit geben will etc.“ ſparſamer darin angebracht wären,

wären; so wie die gute Declamation durch nichts mehr leidet als durch zu häufiges Accentuiren; so wie Kraft und Schönheit der Rede selbst durch nichts mehr gestört wird, als durch zu häufige Exclamationen. Auch nicht immer mit gehöriger Auswahl angebrachte Epitheta, z. B. S. 122. „nach dem grofsen Gesetze der *beseligenden* Vollkommenheit handeln" gegen die überspannte Schilderung der bey weitem nicht immer vorkommenden Folgen der Unwahrhaftigkeit und gegen das eckelhafte daselbst S. 73. gebrauchte Bild: „Menschenblut wird vergossen, als wär' es *unreines* Wasser" gegen die übel angebrachte Wiederholung S. 78. „der Reiche in seiner Fülle, der Dürftige bey seinem schwarzen Brodte," — gegen die lose Verbindung der Exordien mit den Themen in der ersten und dritten Predigt — und die mangelnde logische Verbindung wenigstens Klarheit im Thema und der Eintheilung in der ersten, dritten und fünften Predigt ihre gegründeten Erinnerungen haben, die jedoch Rec. nicht hindern, mit der wärmsten Erkenntlichkeit für das, was er geleistet hat, von dem Vf. zu scheiden.

* * *

Nürnberg, in der Rave'schen Buchh.: *Die Gottheit Christi. Ist sie wohl aus Seinen eigenen Reden, die Er vor und nach seiner Verherrlichung führte, klar und deutlich zu erweisen?* von H. S. B. (engl.). 1796. 55 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796 Nr. 225.)

Frankfurt a. M., in der Andreäischen Buchh.: *Gedichte*, von *Eulogius Schneider*. 3te Aufl. 1798. 164 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796 Nr. 382.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Pest, Presburg u. Leipzig*, b. Landerer: *De forensibus Judicum et Medicorum Relationibus in vicem introductionis in Medicinam forensem* dilucidat *Franciscus Schraud*, Med. Prof. Pest 1797. 75 S. 8. — Der Vf. gehört zu den thätigern Aerzten Ungarns, welche ihre Praxis benutzen, um die Theorie zu bereichern, welche mit der neuern Literatur und den neuen Entdeckungen in der Medicin fortgehen und nach Kräften auch von Zeit zu Zeit die Resultate ihres Nachdenkens und ihrer Wahrnehmugen bekannt machen, und welche deshalb in ihrem localen Verhältnifs betrachtet, unstreitiges Lob verdienen, wenn sie auch wenig neues zu der allgemeinen Literatur liefern sollen. Da Hr. *S.* kürzlich von der Regierung den ehrenvollen Auftrag hatte, in Verbindung mit dem königl. ungrischen Hofrath Sigmund *v. Lovász* die Anstalten gegen die im J. 1796 in Syrmien ausgebrochene Pest zu leiten: so hat man von ihm ein brauchbares Werk über die Geschichte dieser Pest, ja auch vorhergehender Pestseuchen nebst Prüfung aller bisher bekannten Mittel, und der Art ihrer Anwendung zu erwarten. Dieses Werk hat nicht nur den Beyfall der Wiener berühmten zu Censoren desselben von höchsten Orten bestätigten Aerzte des Hofraths *Frank* und des D. *Plenk* erhalten; sondern es hat auch die menschenfreundliche Regierung, die mit den vom Hn. *S.* in Syrmien gemachten Anstalten und deren Erfolge sehr zufrieden war, denselben neuerlich wegen der im Tarnopolarkreise sich äussernden Pestanzeigen mit angemessenen Reisegeldern und Zusicherung einer anständigen Belohnung dahin bestimmt.

Doch nun zum Inhalte dieser Schrift. Das Thema ist für jeden Criminalisten sehr wichtig: von der Beschaffenheit des sogenannten *Visum Repertum* hängt oft Tod oder Leben eines Menschen ab; die Bestimmtheit oder Unbestimmtheit, die Bündigkeit und Zuverlässigkeit desselben hat auf das Gewissen und die Ueberzeugung des Richters den grösern Einfluss: und der Richter als Laye in der Medicin mufs sich um so mehr auf den Arzt verlassen, als er sich selbst ohne Vermessenheit kein competentes Urtheil in solchen Fällen zutrauen kann. Rec., der mehrere ungrische Criminalprocesse gesehen hat, weifs, dass die Mangelhaftigkeit derselben, und die Unzuverlässigkeit, mit der man nach allem durchgelesenen Actenwust urtheilt, sehr oft von schwankenden medicinischen Zeugnissen herrührt, und der Vf. hat also eine in jeder Rücksicht für sein Vaterland nützliche Schrift geliefert. Gerichtlich werden Aerzte gebraucht a) zur Untersuchung solcher körperlicher Schwächen, die für die Person selbst gesetzlicher Weise gewisse einschränkende Folgen wirken, oder andern schädlich seyn könnten. b) Zur Untersuchung von Verwundungen, Verstümmelungen oder Todschlägen. Sehr richtig bemerkt der Vf. S. 10. dass die Aerzte von Rechtswegen dem ganzen gerichtlichen Verfahren beywohnen sollten, um sich über Ursache, nächste Veranlassung, Umstände und unmittelbare Folgen eines solchen Umstandes zu orientiren, und so desto zuverlässiger bestimmen zu können, wie und was auf den Körper gewirkt habe, und ob der Kranke auch bey Verübung dieser oder jener That wirklich bey vollem Gebrauch der Vernunft gewesen sey. Der Vf. belehrt hierüber die gewöhnlichen Juristen eines bessern, welche glauben, mit einem *Viso Reperto* sey alles gethan und nur darauf habe sich der Arzt zu beschränken; denn in einem Sectionsbericht seyen die Erzählung des Gefundenen, und das Urtheil über die Tödtlichkeit, d. h. *judicium medicum* himmelweit unterschieden. S. 23 folg. wird erwiesen, dafs bey Gegenständen von dieser Wichtigkeit, wo möglich, immer ein Arzt, von dem man allemal längeres und tieferes Studium des menschlichen Körpers voraussetzt, doch nebenbey auch ein Chirurgus und nach Befund der Sache eine Hebamme beygezogen werde. Allemal soll wenigstens das *judicium medicum* von einem Arzt aufgesetzt werden: und es sollte auch hierin die Appellation gelten. Hievon nimmt der Vf. S. 34. Gelegenheit, die mancherley Grade der Tödtlichkeit zu bestimmen und erwähnt auch das Crevische Mittel, durch Metallreiz das Daseyn einer Lebenskraft zu erforschen. Faulende Cadaver könnten durch dephlogistisirte Salzsäure in wichtigen Fällen zur Section vorbereitet, und der Gesundheit unschädlich gemacht werden: weil man öfters die Ursachen des Todes verwechseln könne. Endlich wird besonders auf Bestimmtheit über jenen Punkt gedrungen, ob die Verletzung durch sich selbst, oder durch eingetretene Umstände tödtlich gewesen sey. — Man sieht aus allem diesem, dass der Vf. mit voller Sachkenntnifs und vieler Wärme für Menschenwohl geschrieben habe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. März 1798.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, in der Weygandschen Buchh.: *Mercier über die Einsamkeit* und ihren Einfluss auf Geist und Herz, nach *Zimmermann;* Ein Buch f. d. reifere Jugend beyderley Geschlechts. Uebersetzt u. mit psycholog. Reflexionen begleitet vom Prof. *Heydenreich* in Leipzig. 1797. 310 S. 8. (20 gr.)

Das Eigenthümliche des berühmten Werkes über die Einsamkeit hat Tissot im Leben Zimmermanns vortrefflich aus dem Temperament, dem Charakter und den Schicksalen des Vfs. entwickelt. Eben derselbe fällt über die Mercierische Bearbeitung des Zimmermannischen Werkes folgendes Urtheil: „der Uebersetzer hat die ganze Geschichte der Einsiedler weggelassen; und gewiss hätten auch einige Leser das Hineingehen in das Einzelne des Lebens derselben etwas zu lang gefunden, aber wie kann man eine vollständige Geschichte des Menschen haben, ohne Kenntnifs der geistlichen Orden, der Beyspiele des gröfsten Muthes, der unerhörtesten, mit der gröfsten Heiterkeit ertragenen Entsagungen und grofser Seelen- und Körperstärke zu haben? Ist es nicht in der Geschichte der Einsiedler, in der man die Ursachen erforschen kann, welche zur Einsamkeit bestimmen, in der man die Menschen kennen lernen kann, welchen sie vortheilhaft ist, die Umstände, unter welchen sie nützlich oder schädlich ist, die Wirkungen, welche sie hervorbringt, alle ihre Vortheile und Nachtheile? Mufste das gänzliche Weglassen dieses Theils das Werk nicht entstellen? Auch aus den andern Theilen ist vieles weggelassen worden, selbst sehr viel wichtiges; aber das, was geblieben ist, hat doch noch viel Interesse, ob es gleich nur auseinandergerissene Stücke eines sehr schönen Gebäudes sind." Die Schonung für noch herrschende Vorurtheile und vermuthlich auch die Rücksicht auf die Censur, vor welcher Zimmermanns kecke Aufdeckung alles religiösen Wahns damals keine Gnade gefunden haben würde, bewog Hn. Mercier die freyen Bemerkungen und Erzählungen von Anachoreten und Klösterbewohnern aufzuopfern. Wenn dadurch und durch die Wegschneidung oder Abkürzung so vieles andern das originelle Werk allerdings verstümmelt worden ist: so mufs man doch auf der andern Seite bekennen, dafs es ein Gewinn ist, dafs hier der polemische Ton, die üppigen Auswüchse, die zu schneidende Kraftsprache vertilgt worden. Es ist nun ein geistreiches Lesebuch daraus entstanden, ungefähr von dem Umfang, wie es sich auf die Toilette schickt, für welche weder Zimmermanns grofses Werk noch Garvens neueste vortreffliche Schrift über Gesellschaft und Einsamkeit ganz geeignet zu seyn scheint. Der Prof. Heydenreich hat seiner Uebersetzung des epitomirten Zimmermanns einige psychologische Bemerkungen über die Einsamkeit S. 299 bis 310. angehängt. Man nennt, urtheilt der Vf. derselben, den Menschen *einsam*, wenn ihn die Gegenwart anderer *Menschen* nicht in der freyen Verfolgung des Gangs oder Spiels seiner Vorstellungen hindert, wenn er unabhängig von jeder von *Menschen* herrührender Stöhrung seine Bestrebungen und Gefühle seiner Natur und Lage gemäfs entwickeln kann. Abwesenheit der Menschen versetzt uns in Einsamkeit, wir mögen übrigens von einer noch so grofsen Menge belebter und lebloser Gegenstände der Natur umgeben seyn. Diese machen nämlich keine so starken Eindrücke auf uns als Wesen unsers Geschlechts, deren Anblick in uns, kraft eines Instincts und eines Mitgefühls für alles was Mensch heifst, das gröfste Interesse hervorbringt, die Freyheit unsers Geistes stört, uns nöthigt bey ihm zu verweilen und unsere Aufmerksamkeit und Phantasie eine Zeitlang auf ihn zu heften.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Maurer: *M. Joh. Friedr. Aug. Kinderling*, zw. Pred. z. Calbe a. d. Saale, *über die Reinigkeit der deutschen Sprache und die Beförderungsmittel derselben mit einer Musterung der fremden Wörter und andern Wörterverzeichnissen.* Eine Abhandlung, welche von der Königlich-Preufsischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin den zweyten Preis erhalten hat. Berlin 1795. 442 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man mufs die Akademie loben, dafs sie dieser Abhandlung einen Preis ertheilt, man kann sie nicht tadeln, dafs sie ihr nur den zweyten Preis ertheilt hat. Sprachgelehrsamkeit von keinesweges gemeiner Art und ein fast eiserner Fleifs mit guter Beurtheilung verbunden scheinen allenthalben hervor, und wenn man auch dem Vf. in vielen einzelnen Behauptungen nicht Recht geben kann, und von mancher Bemerkung nicht wohl einsieht, warum sie hieher gezogen ist, so liest man doch auch diese nicht ungern.

Hr. K. theilt sein Werk in den allgemeinen Theil S. 3—66. und in den besondern bis zu Ende des Buchs, vornehmlich bis S. 106.; denn den übrigen

Raum nehmen die Wörterverzeichniſſe ein. Seine Schrift ſteht alſo der Campiſchen an Anzahl der Seiten nach, wie ſie ihr an gründlicher Beantwortung der Hauptfrage nachſteht, ungeachtet Hr. K. ganz methodiſch (d. i. nach ſeiner Ueberſetzung dieſes — von Hn. C. mit Stillſchweigen übergangenen — Worts, kunſtmäſsig, wiſſenſchaftlich, regelmäſsig) verfährt, und in der Hauptſache ſo ziemlich mit Hn. C. einig, obgleich etwas gemäſsigter und duldſamer iſt, folglich auch die Sache mit nicht ſo groſsem Eifer und Enthuſiaſm betreibt, welcher indeſs bey denen die ſich eingeſchlichnen Miſsbräuchen entgegenſetzen auch bey einiger Ueberſpannung zu entſchuldigen iſt.

Im erſten Theil beweiſet Hr. K. gleich anfänglich, daſs vollkommene Reinigkeit einer jetzt lebenden Sprache nicht möglich ſey, geht aber dabey ſo weit, daſs er behauptet, es würde in der menſchlichen Urſprache ſchon eine Verletzung der höchſtmöglichen Reinigkeit geweſen ſeyn, wenn man einem Vogel von ſeinem Laute und ſeiner Singart einen ähnlich lautenden Namen gegeben hätte, (wobey der Kukuk und die Turteltaube in Gefahr gerathen, nirgends einen einheimiſchen Namen zu haben). Dann iſt freylich vollkommene Reinigkeit ein Unding. Daſs aber deshalb eine Sprache nothwendig arm ſeyn müſſe, läſst ſich wohl ſo geradehin mit Hn. K. nicht bejahen. Eingeſchränkte Reinigkeit, fährt er fort, iſt zwar nicht unumgänglich nothwendig, aber doch ſehr nützlich. Mit der Reinigung der Sprache muſs (S. 8.) allemal Bereicherung, und mit derſelben, „wenn man anders nach beſtimmten Geſetzen verfährt," Verſchönerung der Sprache, Zuwachs an Kraft, Nachdruck, Beſtimmtheit, Deutlichkeit, Kürze und Wohlklang verbunden ſeyn. Viel geſagt und viel gefodert! Leider behaupten die Einmiſcher fremder Wörter in ſehr vielen Fällen das Gegentheil, und ſind in einzelnen Fällen nur zu ſchwer zu widerlegen. In der gebildetern deutſchen Sprache, beſonders der Bücherſprache, iſt eine gewiſſe begränzte Reinigkeit leichter, als in vielen andern Sprachen, behauptet Hr. K. weiter. Er holt hiebey, wie Rec. glaubt, zu weit aus, wenn er dafür ſtreitet, die deutſche Sprache ſey eine Stammſprache, und nicht von einer Stammſprache abgeleitet. Dies könnte ſeine Richtigkeit haben, und es könnten doch dabey in neuern Zeiten aus Sprachen, die keine Stammſprachen ſind, viele Wörter, ſogar aus der dritten und vierten Hand, aufgenommen ſeyn, welche in der Stammſprache nicht konnten ausgedrückt werden. Sogar konnte die deutſche Sprache, wie jede andere, ihre eigenthümlichen Benennungen gewiſſer Dinge fahren, und in Vergeſſenheit kommen laſſen, und fremde dafür annehmen, wie dies z. B. mit der *Naſe* gar wohl der Fall geweſen ſeyn kann, die ſo gut als Mund und Stirn ehemals einen unlateiniſchen Namen haben mochten. Noch mehr iſt das Volk, welches eine Stammſprache hat, in die Nothwendigkeit geſetzt, die Erzeugniſſe, die es von ſeinen Nachbarn erhält, mit fremden Namen zu benennen, wie dies Hr. K. von dem Weine eingeſteht, von den *Lettern* aber und dem Worte *ſchreiben* es mit Schottel nicht zugeben zu wollen ſcheint, wie er denn auch das mittellateiniſche Wort *charaxare* lieber von dem Deutſchen *kratzen*, als vom Griechiſchen χαράσσειν ableitet. Ueberhaupt aber kommt es bey der Beurtheilung der Reinigkeit einer Sprache nicht darauf an, ob eine Sprache in ältern Zeiten, ſondern nur, ob ſie in neuern etwas von andern aufgenommen hat, welches das fremde Gepräge zu ſichtbar an ſich trägt. Wenn ein Deutſcher keine fremde Sprache kann, ſo merkt er Wörtern, wie *Genie, Lectüre, Autorität, Collegium, Hoſpital, Regent, Genuin, Laviren*, den fremden Urſprung an, und fühlt bey ihnen eine Unbehaglichkeit, die er bey *Regel, Siegel, recht, regieren, Preis (pretium), Form*, ja ſelbſt *Natur, Figur, Partey, Lilie, Linie* und *Maſchine* nicht empfindet. Unſtreitig geht es alſo zu weit, wenn man Wörter verbannen will, denen niemand mehr ihren fremden Urſprung anmerkt, um andere dafür zu erfinden, die noch erſt bekannt, ja oft noch erſt verſtändlich werden ſollen, da jene beides längſt geweſen ſind. Da die Frage der Akademie einzig und allein die Einmiſchung fremder Wörter betraf, ſo hätte Herr K. ſich nicht über anderweitige Barbarismen und Solocismen ausbreiten, ſondern bey jenen allein ſtehen bleiben ſollen. Was er alſo z. B. von veralteten Wörtern ſagt, wäre recht gut, wenn es nur eigentlich mehr hieher gehörte. Von S. 43. an nähert er ſich mehr ſeinem eigentlichen Zwecke, verliert ſich aber doch dabey von Zeit zu Zeit in Nebenunterſuchungen. Ueber neugebildete Wörter ſagt er viel heilſames, und dies iſt, da man, um fremde Wörter zu verbannen, an deren Stelle mehrentheils neugebildete ſchaffen muſs, keinesweges zweckwidrig. Er empfiehlt Durchforſchung der Kunſtſprache, in welcher für vieles, was man nur mit ausländiſchen Wörtern benennen zu können glaubte, reine deutſche Benennungen vorhanden ſind; allein gerade hier vergiſst er Beyſpiele beyzufügen, deren ſich ihm doch verſchiedene ſehr lehrreiche aufdringen muſsten. Bey der unmittelbar hernach von ihm empfohlnen Beobachtung der Kinderſprache hat er ſich dieſer Unterlaſſungsſünde nicht ſchuldig gemacht. Wenn er aber erwähnt, eines ſeiner Kinder habe die *Jalouſie* vor einem Fenſter einen *Fenſterſchirm* genannt, ſo würde er ſich irren, wenn er das Kind für den Erfinder dieſes Worts hielte, welches in vielen Gegenden, wo man *Jalouſie* kaum kennt, täglich gebraucht wird, und dem Kinde durch das Geſinde bekannt geworden ſeyn konnte. Eben dieſes Kind nannte einen holzernen Buchhalter eine *Buchſperre*, welches man kaum von einer kindiſchen Erfindungskraft erwarten ſollte. Daſs man die Verſtändlichkeit neugebildeter Wörter bey Kindern erproben ſolle, iſt ein beyfallswürdiger Vorſchlag, der jedoch auch auf manche erwachſene Kinder des männlichen und weiblichen Geſchlechts, nach Molieres Beyſpiel, welcher aus ſeinen Theaterſtücken ſeiner alten Magd vorlas, um ihre Verſtändlichkeit — und

und die Natürlichkeit des Witzes — zu prüfen, auszudehnen seyn mochte. Die Aufsuchung und richtige Bestimmung synonymischer Wörter vermehrt ebenfalls den Sprachschatz. Ein solches Onomastikon, nach dem Beyspiel Pollux, haben schon andere gewünscht, und Hr. K. erinnert richtig, dass man in dasselbe alle Wörter, gute und schlechte (folglich auch den ganzen Vorrath einzelner Landschaften, und besonders der Volkssprache) aufnehmen müsse, wo sich denn Ausdrücke in Menge finden werden, um manchen eingeschlichnen Fremdling wieder zu verdrängen.

In der Musterung der fremden im deutschen gebräuchlich gewordnen Wörter wird bemerkt, 1) andere europäische Sprachen hätten weit mehrere Wörter, besonders aus dem lateinischen entlehnt (wobey doch einigermafsen immer in Betrachtung zu ziehen ist, in wiefern man in denselben den entlehnten Wörtern das Fremdartige mehr oder weniger anmerkt, als im deutschen; 2) *gröfstentheils* wären es fremde Sachen, die man mit ausländischen Namen benennt (leider immer noch kleinentheils); 3) viele fremde Wörter könnten mit deutschen verwechselt werden, nur dass die deutschen noch nicht so gangbar sind, als die fremden; 4) viel fremdscheinende Wörter sind zwar zunächst aus einer fremden Sprache genommen, aber zum Theil ehemals aus der deutschen entstanden, folglich nicht als Raub, sondern als Eigenthum anzusehen. (Hier kann Rec. nicht beystimmen. Von unendlich vielen Wörtern bildet man es sich nur ein, dass sie ursprünglich deutsch sind; z. B. *Perle, Partisane, Poltron, radotiren, Rang, Ranzion, abandonniren, bivouacquiren, affröse, Aggrafse, Armee, Allarm, Kabinett, Kumpan etc.* Aber wenn auch der deutsche Ursprung erwiesen ist, so hört so etwas, nachdem es auswärts in der Form oder in der Bedeutung geändert ist, nicht auf, fremde zu seyn, wovon *Bill* und in anderer Rücksicht *Berline* zu Beyspielen dienen können.) 5) Viele wären wirklich nicht fremden Ursprungs, z. B. *Vater*. (Besser: viele wenn sie auch fremden Ursprungs sind, sind dennoch schon in uralten Zeiten aufgenommen; *Vater* mag tausendmal, wie andere Verwandschaftsnamen, von *Pater*; *Ohr*, wie andere Benennungen der Glieder, von *auris* herkommen; man braucht sie jetzt nicht als fremde zu verstofsen.) 6) Die meisten fremden Wörter wären lateinisch; lateinisch aber wäre aus dem Tuscischen, und dieses mit dem Deutschen nahe verwandt. (Dies sagt noch weniger, als das nächst vorhergehende.)

Jetzt zu Hn. K's. Verzeichnissen! Er hat die Sprachen nach dem ABC geordnet, fängt also unter den Morgenländischen mit der *Aegyptischen*, unter den Abendländischen mit der *Danischen* an, und schliefst bey jenen mit der *Virginischen*, bey diesen mit der *Ungarischen*. Unstreitig war die alphabetische Rangordnung der Sprachen hier die unschicklichste unter allen. Allein ein zweyter Uebelstand, den man hier wahrzunehmen sich nicht entbrechen kann, besteht darin, dass so vieles einer unrechten Sprachquelle zugeeignet ist. Am auffallendsten ist dies bey den griechischen Wörtern, die wir mehrentheils nur mittelbar aus dem Lateinischen erhalten haben. (Leitet doch Hr. K. selbst das Wort *Domback* aus dem Englischen her, das doch wohl eher aus dem Malayischen *Tombago*, Kupfer, kömmt. Doch vielleicht nimmt er an, es habe von einem Engländer, Namens *Domback*, seine Benennung, welches aber erweislich falsch ist. Allein alsdenn müsste er auch jenes andere Metall, welches Hr. Adelung *Bindspeck*, andere *Pinschbeck* und noch andere *Pinscheback* schreiben, unter die aus dem Englischen hergekommenen Wörter gesetzt haben, weil *Pinchbeck* oder *Pinschbeck* ein Engländer war, oder, wenn er, wie einige behaupten, in Deutschland geboren ist, doch in England lebte.) Man sieht hier also Wörter wie *Achat, Alabaster, Almosen, Analogie, Anis, Anker, ären* für *ackern* (von ἀρόω), *aromatisch, Athem* (von ἀτμὸς; warum nicht noch eher von ἀτμὸς?), *Bibel, Camel, Camelott, Chaos, Charpie, Scumare, Clericus, Dattel, Diamant, Engel, Epistel, Erzbischof, Fanol, Glosse, Gressire, Gummi, Historie, Hor* oder *Uhr, Hummer, Ideal, impfen* (von ἐμφυτεύω), *Ingber, Kannte* (von κάνθος, wie *Canton*), *Kalch, Kerker, Kümmel* (wobey doch erinnert wird, dass es eigentlich Hebraisch sey), *Laye, Lampe, Leyer, Marone, Marter* und *Märtyrer, Metall, Mispel, Mite* (d. i. Milbe von Μίδαξ), *Mohr* (von μαῦρος), *Münze* (ein Kraut), *Musikant, Nerve, Orgel, Pflaster, Quitte, Senf, spenden, Stil* (welches von στίλβω kommen soll), *Taxe, Teufel, Tiger, Ton* u. s. w. als aus dem Griechischen herkommend angeführt, die wir doch mehrentheils aus dem Lateinischen, zum Theil auch aus andern Sprachen haben. Dagegen fehlt manches unmittelbar aus dem Griechischen entlehnte oder neuzusammengesetzte ziemlich bekannte Wort, z. B. *Aerostat, Chrysalide, Daktyliothek etc.*

Da es hauptsächlich darauf ankam, ob diese Wörter entbehrlich oder unentbehrlich, durch ursprünglich deutsche ersetzlich oder nicht ersetzlich sind, so hatte Hr. K. viel Mühe sparen können, wenn er sie alle in ein einziges Register gebracht hätte. Dadurch wäre auch dem Leser viel Mühe erspart worden. Jetzt will jemand wissen, was Hr. K. für einen Ausdruck für *Magazin* vorschlage, er sucht das Wort also unter den Französischen, findet es nicht; geht zum Italienischen, und findet es nicht; endlich erblickt er es S. 106. unter den Wörtern „aus ungewissen Afrikanischen und Amerikanischen Sprachen" mit der Uebersetzung *Zeughaus, Vorrathshaus*; (aber wenn nun von einem theologischen *Magazin* oder von einem *Magazin* in einer Berline die Rede ist?) Rec. ging es mit Worte *Rocambole* so, dass er endlich unter den *danischen Wörtern* fand, ungeachtet er sehr zweifelt, dass der Name aus Dännemark stammt, ob die Pflanze gleich daselbst zu Hause seyn soll.

In Ansehung der Uebersetzung der fremden Wörter hat sich Herr K. kürzer gefafst, als Hr. *Campe*, nimmt es sich aber nicht übel, viele Wörter ohne Erklärung

klärung und Ueberſetzung hinzuſetzen, und von andern zwar eine Erklärung, aber keine Ueberſetzung zu geben. Am allerwenigſten iſt das ſeine Sorge, ob die Ueberſetzungen für alle Fälle paſſen. Hier ſind einige *Artikel* zur Probe!

Artikel, Hauptſtück, Hauptpunkt.

Apanage. Dafür fehlt uns noch ein bequemes und kurzes Wort. In den geringern Ständen iſt das Wort *Auszug* gebräuchlich, aber nicht in den höhern, ob es gleich bequem genug wäre (woran Rec. doch ſehr zweifelt). Man könnte *herrſchaftlicher Auszug ſagen*. (Von *apanagirt* wird nichts erwähnt.)

Adreſſe, ein ſehr vieldeutiges Wort: Behendigkeit, Klugheit, Verſchlagenheit, Geſchicklichkeit etc. auch die Ueberſchrift oder Aufſchrift eines Briefes, die Geſchäftskenntniſs, die Nachweiſung u. ſ. w.

Abonnement, Meldung, Verſprechung, Gutſprechung.

Ravelin, ein Aufsenwerk einer Feſtung.

Reuſſiren, glücklich ſeyn, ſeinen Zweck erhalten.

S. die Ital. Wörter. — Und in den Italieniſchen Wörtern ſteht denn: *Reuſſiren*, glücklich ſeyn, ſeinen Zweck erhalten von *riuscire*, Lat. *exire*. *Reuſſite*, glücklicher Fortgang.

Die *Grotte* (ſteht ebenfalls unter den Italieniſchen Wörtern), eigentlich Griechiſch, von κρυπτη. Das Wort *Grottier* wird mehrentheils aus dem Franzöſiſchem hergenommen.

Marqueur, ein Bezeichner. Hier fehlt ein bequemes Wort.

Matratze, von Materas oder Matelas, und dem urſprünglich deutſchen Worte Matte, könnte durch *Haarkuſſen*, *Hearbette* überſetzt werden.

Miniatur, Mahlerey im Kleinen mit Safftfarben, die *Pastellmalerey*, doch wollte ich lieber ein ganz deutſches Wort haben, etwa *Feinmalerey*.

Das iſt wahr, daſs Hr. K. viele hundert Wörter mehr angeführt, ja ſogar überſetzt hat, als Hr. Campe; allein dafür geht der letztere auch viel genauer, und iſt ausführlicher.

Zuletzt folgt noch *Verſuch eines Verzeichniſſes neuer (guter und ſchlechter) Wörter der Proſaiſten und Dichter, gröſstentheils des achtzehnten Jahrhunderts*, S. 349—440., und bis S. 442. *Verzeichniſs einiger unſcheinender Wörter, die aber alt ſind*. Mehrentheils Zuſätze zu Hn *Adelungs* Wörterbuch, die man, wie das ganze Buch, mit Dank annimmt, wenn ſie gleich nicht alle unmittelbar hieher gehören.

Was Rec. über einzelne Stellen noch zu erinnern hätte, würde ihn zu weit führen. Nur auf eine einzige Stelle, die durch einen Druckfehler verunſtaltet zu ſeyn ſcheint, will er noch aufmerkſam machen. S. 79. wird von den *vortrefflichen Anmerkungen des Willeram und Junius* zum *Cod. arg.* oder *Utpida* geſprochen. Vermuthlich ſoll es heiſsen *des Junius zum Willeram und zum Cod. arg.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Leo: *Kurze und gründliche Anleitung alle Arten zahmes Federvieh mit Nutzen zu erziehen und zu mäſten*. Von *J. M. Beyer* Landwirth, Ehrenmitglied der Königl. Grosbritanniſchen und Kurfürſtl. Braunſchw. Lüneburgiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft zu Zelle. 1796. 74 S. 8. (5 gr.) Ganz mit dem Vf. einverſtanden: „daſs viele unſerer Oekonomen noch nicht zu beurtheilen wiſſen, welch ein „wichtiger und nothwendiger Artikel das Federvieh aller Art, „in einer wohl eingerichteten Wirthſchaft ſey? daſs *gründliche* Belehrung von Erziehung, Pflege und Benutzung des „Hausgeflügels immer noch, bey alle dem was davon zerſtreut „geſchrieben worden, wahres Bedürfniſs ſey!“ erwartete Rec. auf ſo wenigen Seiten zwar nicht eine hinlängliche und vollſtändige, doch aber eine in gedrängter Kürze richtige Anweiſung hievon zu finden, zumal da Hr B. nach ſeinen Worten S. 6. „dieſe Kenntniſs allen Fräuleins, Kammerjungfern, Aus„geberinnen und Hüttermüttern recht deutlich zu beſchreiben,“ ſich in dieſen Bogen vorgenommen hatte. Aber dieſe Erwartung wurde dermaſsen getäuſcht, daſs wir auch nicht einen Abſchnitt, ja keine Seite auszuzeichnen wüſsten, welche, wenn ſie nützliche Belehrung gewähren ſollte, nicht ganz umgearbeitet werden müſste.

Wer glaubt, daſs eines *Mannes* Hand in unſern Tagen ſchreiben könne, was S. 11. und S. 20. zu leſen iſt? „Man muſs „einer Henne, die brüten will zu Hülfe kommen — ihr Eyer „unterlegen, und dabey iſt ein Vortheil, den man in Acht nehmen muſs. Man muſs die Eyer in eine Schürze nehmen, „nicht mit den Händen hineinlegen, ſondern ſie müſſen aus der „Schürze nach einander ins Neſt fallen, doch ſo daſs ſie nicht „zerbrechen, dieſes hat den Vortheil, daſs die Küchlein mit „einander zugleich ausgebrütet werden:“ und S. 20. heiſst es das Eyerweglegen der Hüner.

„Eine alte Hüner-Mutter, die ich auch deswegen um Rath „fragte, gab mir folgenden im Grunde ſehr abergläubiſchen „Rath, nämlich? ich ſollte die Hüner die erſten 12 Tage im „Jahre hindurch in einem Reifen füttern, nämlich ich ſollte den „Reif auf die Erde legen, und das Futter hineinſchütten, da„mit dieſes in dem magiſchen Kreiſs aufgezehret wurde, und „ſo würde mir keine Henne ihre Eyer vertragen: ich habe es „nicht verſucht, aber dennoch bin ich von andern der Wahr„heit verſichert worden.“

Wohl Beweiſes genug, daſs Hr. B. mit ſeinem Gegenſtand zu unbekannt, nicht gewuſst: daſs Hüner nur dann Eyer wegtragen, wenn man die ihnen angewieſenen Neſter zu rein ausplündert, nicht 3 bis 4 Eyer ſtets darinnen liegen läſst: daſs eine Weiber-Schürze, oder wie auch ſonſt die Thorheit lehrte, eine Männer-Mütze nie mitwirken kann, wenn Küchlein zugleich auskriechen ſollen; dieſes letzte aber allezeit erfolgt, wenn man der Bruthenne alle Eyer aus dem Neſte, darauf ſie ſich ſetzen wollte, wegnimmt, weil ſie auf dieſen ſchon Stunden- oder Tagelang gebrütet hatte, und ganz neugelegte aus dem Vorrathe oder von andern Neſtern, wählet, und ohne alle Poſſen in das Brutneſt legt; die Bruthenne täglich gut füttert, wenn ſie vom Neſte gehet; wodurch ihr volle Kraft zum Brüten bleibet. Alter und Entkräftung der Bruthennen bewirken das einzelne, periodiſche und in dieſem Falle allezeit auſserſt ſchwächliche Auskommen der Jungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Syſtem der Noſologie im Umriſſe*, von D. *Wilhelm Gottfried Plouquet*, der Medicin Profeſſor in Tübingen. 1797. 284 S. 8. (1 Rthlr.)

Es war ein glücklicher Einfall, daſs Hr. P. den Wunſch erfüllete, den man ihm nicht nur öffentlich, im Journale der Erfindungen etc. geäuſsert, ſondern den auch mancher anderer ſtillſchweigend gehegt hatte, ſein noſologiſches Syſtem in deutſcher Sprache zu liefern. Jetzt kann ein jeder Leſer nach Gutdünken ſeine eigne wer weiſs wie gelehrt ausgeſonnene, griechiſche, lateiniſche, oder des Vf. Termiuologie hinzuſetzen, ohne erſt in die Nothwendigkeit zu gerathen, das Gloſſarium des Vf. oder Wörterbücher nachzuſchlagen. Ohne Zweifel hatte vorher die gar zu gelehrte Geſtalt des Werks, und die neu erfundene Benennung die Leſer abgeſchreckt. Die jetzige Generation der Aerzte iſt der aus dem Anfange und der Mitte dieſes Jahrhunderts ſo unähnlich in Abſicht gründlicher Sprachkenntniſſe, daſs man beynahe aus der Unkunde des Griechiſchen und aus dem lateiniſchen Stile das Alter eines Arztes berechnen kann. So durfte alſo den würdigen P. die Kälte nicht befremden, womit ſein lateiniſches Syſtem aufgenommen wurde. Und wenn einem Arzte, der ſich alles gerne bey ſeiner Lectüre bequem und leicht macht, bey allem gewöhnlich auf der Oberfläche bleibt, den die todten Sprachen weniger als die lebendigen intereſſiren, nun einmal einfiel, ſich eine gründliche noſologiſche Kenntniſs zu erwerben, ſo konnte man wohl erwarten, daſs er am wenigſten in Hn. P. gelehrten Werke ſich Raths erholen würde. Und aus welcher Quelle ſollte gar der Wundarzt, der noch weniger eine ſchulgerechte oder gelehrte Erziehung gehabt hat, und doch gerne in der Medicin pfuſchert, bey einem ſolchen Einfalle, ſchöpfen? Jetzt iſt alſo die neue Arbeit von Hn. P. ein ſehr nützliches und allgemein brauchbares Werk geworden. Der Vf. hat es zwar unter dem beſcheidenen Titel von Umriſſe vorzüglich zum akademiſchen Vortrage beſtimmt; aber ſelbſt andere, welche nicht ſo glücklich ſind, ſeinen Commentar darüber zu hören, werden ihn ſchon ſehr inſtructiv finden; da nicht nur jeder Name des Geſchlechts von Krankheiten, der Gattungen etc. bedeutend, treffend und faſslich iſt, ſondern auch die weſentlichen Charaktere ausdrückt, ſo wie es der Vf. in der leſenswürdigen Einleitung ſelbſt als ein Erfoderniſs eines noſologiſchen Syſtems anführt, um die unzähligen Krankheiten einer chaotiſchen Verworrenheit zu entreiſsen, die bisher leider! noch immer herrſchet. Daſs der Vf. die Literatur, welche der lateiniſchen Ausgabe beygefügt war, hier weggelaſſen hat, iſt ein Verdienſt mehr. Denn wenn man gleich nur mit vorſichtiger Prüfung die vielen heutiges Tages erſcheinenden Beobachtungen als rein zuverläſſig oder glaubwürdig, zum Belege der verſchiedenen Gattungen von Krankheiten, annehmen darf, ſo kann man der erſtaunenswürdigen Beleſenheit des Vf. auf der andern Seite wieder zutrauen, daſs er keine zweydeutige oder verdächtige gewählt — aber auch nicht leicht eine wichtige Urſache von Krankheiten überſehen habe, ſo wie dies letztere auch beym aufmerkſamen Leſen dieſes Umriſſes deutlich wird. Es würde ohnehin für einen, der ſich genauer aus andern Schriftſtellern belehren will, und ſchon des Vf. groſses Werk, die *Biblioth. med. pr.* beſitzet, hier eine überflüſsige Wiederholung geworden ſeyn. Dem Vf. dieſer *Biblioth. med. pr.* muſste es übrigens nicht ſehr ſchwer werden, jetzt dieſen Umriſs zu entwerfen, und das dort geſammlete ſyſtematiſch zu ordnen. Man ſiehet es ihm auch zuweilen an, daſs jenes Werk ihm zum Grunde des gegenwärtigen gedienet, und man ſiehet es gerne, ob er gleich nicht immer den billigen Scepticismus bewieſen, wenn es darauf ankam, die von einigen Schriftſtellern angenommene Aetiologie als richtig auch anzunehmen.

Wir dürfen hier von dieſem Umriſſe nur wieder einen Umriſs machen, ohne in ein Detail hinein gehen zu können. Der Vf. hat alles unter 7 Claſſen gebracht. I) Krankheiten der Kräfte; dahin er Schwäche, Reizungen, Beunruhigungen des Nervenſyſtems, Fieber, Entzündungen; Fehler der zur Bewegung gehörenden Werkzeuge; Krankheiten des Empfindungsvermögens; Krankheiten der äuſsern, der innern Sinne, des Gemüths; Krankheiten Schlaf und Wachen betreffend rechnet. II) Krankheiten des Umlaufs des Blutes und der Säfte. Störungen, Unordnungen, Verſtopfungen, Ergieſsungen, Ausfluſs des Serum und der Lymphe, Waſſerergieſsungen in Holen des Körpers, Ergieſsungen von andern Säften. III) Krankheiten des Athemholens, wo auch Nieſen, Lachen, Weinen, Fehler der Sprache aufgeführt ſind. IV) Krankheiten des Nahrungsgeſchäfts. V) Krankheiten die Ausleerungen betreffend. VI) Krankheiten des Zeugungsgeſchäftes etc. VII) Veränderungen der in die Sinne fallenden Eigenſchaften. Es iſt ſchwer, eine Krankheit unter eine gewiſſe Claſſe zu bringen, die nicht eben ſo wohl in eine andre gehört hätte, und man wird eben ſo wenig mit irgend einem andern Syſtemati-

ſtematiker, als hier mit Hn. P. durchgehends einerley Meynung hegen können. Man wird hier z. E. die Ruhr eher in der 5ten Claſſe als in der erſten ſuchen, da ſie nicht immer urſprünglich entzündlicher Art iſt; man wird nicht leicht die Lienterie, den *fluxus coeliacus*, *hepaticus* blofs als Modificationen der Diarrhöe abfertigen; nicht das Weinen, Lachen, die Fehler der Sprache, das Stottern unter die Krankheiten des Athemholens ſetzen; oder einen Tanzkrampf noch der Tarantel zuſchreiben; man wird die *Convulſio cerealis* ganz weglaſſen, wenn ſie nicht etwa unter *toxica* mit begriffen ſeyn ſoll; man wird viele Krankheiten, die hier in der 4ten Claſſe aufgeſtellt ſind, als zum Empfindungsvermögen gehörig, ſchon in der 2ten Claſſe ſuchen; man wird ſich nicht quälen, neue griechiſche Benennungen zu erſinnen, wo wirklich ſchon gut griechiſche, treffende Namen da ſind; und ſo nicht leicht *Dyſcatabroſis* für *Dyſphagia* ſetzen, oder *Iſchuria* durch *Uriſcheſis* verdrängen.

Doch man verträgt ſich leicht über die verſchiedenen Claſſen, Ordnungen, Gattungen und Abtheilungen, ſo bald die Aufzählung von den mannichfaltigen Urſachen der Krankheiten ſo vollſtändig geſchiehet wie hier, vorzüglich bey Narrheit, Blindheit, Engbrüſtigkeit, und der Gewinn für den Pathologen ſo ſichtbar iſt.

Leipzig, b. Heinſius: *Wilhelm Falconer's — Beobachtungen über den Puls zur Berichtigung der Anzeigen deſſelben bey Krankheiten und insbeſondere bey Fiebern.* Aus dem Engliſchen überſetzt, mit Anmerkungen und einer Beylage begleitet von *Kauſch*. 1797. 178 S. 8.

Hr. K. der hier als Ueberſetzer und Commentator Beyfall verdienet, beklagt ſich, dafs noch ſo wenig geleiſtet worden, dem Normalpulſe eines geſunden Menſchen eine feſtere Grundlage zu verſchaffen. (Er hätte hinzuſetzen können, dafs ſelbſt die Chineſer, die wir übrigen Europäer, ſeit *Cleyers* Zeiten, faſt für unſere Lehrer erkläret, und wegen ihrer hohen Kenntnifs bewundert haben, grade am unerträglichſten unwiſſend ſind, und, nach den neueſten Nachrichten der engliſchen Geſandſchaft, ihre Unterſuchung des Pulſes in Gauckeley ausartet, indem ſie z. E. am Kopfe einen ganz andern Puls zu finden glauben, als am Fufse etc.) *Falconer* hat hier den Puls mehr phyſiologiſch als pathologiſch unterſucht. Wenn er ſich auf *Hippocrates* Beobachtungen berufet, ſo wird er von dem Ueberſ. aus unſerm *C. Sprengel* gehörig zurecht gewieſen. Da *ſchnell* und *langſam* auch bey dem Pulſe relative Begriffe ſind, ſo bedürfe es vor aller Unterſuchung erſt eines Normalpulſes. Der Puls der Weiber ſey bedeutend ſchneller als bey den Männern. Temperament, Länge des Körpers, vorzüglich die Lebenslänge und Jahre, machen hier einen groſsen Unterſchied. Bey Neugebornen ſey der Puls gewöhnlich 130, 140. Bey dieſer Gelegenheit werden verſchiedene intereſſante Tabellen, auch aus andern, *Floyer*, *Haller*, *Senac*, *Robinſon* etc. beygebracht. Die langſamſten Pulſe hat der Vf. bey Frauenzimmern angetroffen, 24. 36. Zuletzt nimmt er 75 Schläge in einer Minute als die Normalzahl an. Der Puls einer geſunden Perſon werde gegen das Alter von 45 Jahren bis 60 hin, nach und nach langſamer, nachher wieder ſchneller, jedoch verlaſſe er ſich ſelbſt auf dieſe Beobachtung nicht. Zeit des Tages. Da ſey der Puls kurz vor dem Mittagseſſen ſo langſam, als er des Morgens beym Erwachen zu ſeyn pflegt. Nach Ruhe, nach Bewegung des Körpers, des Geiſtes, verändere er ſich. Im Schlafe fand er, wider die Meynung einiger Schriftſteller, den Puls langſamer, bey dem erſten Erwachen nicht über 61—63; wenn nämlich kein Anlafs zu Bewegungen deſſelben gegeben war. Jede Bewegung oder Anſtrengung, auch nur im Stehn, im Sprechen, beſchleunige den Puls; im Liegen werde er langſamer; in der wagerechten und ſitzenden Lage einerley. Die Kälte, in dem Grade, dafs ſie die Lebenskräfte nur nicht überwältige, beſchleunige den Puls. Das Lächerliche von *Floyers* Tabelle, der nach dem Grade der Breite den Puls ſchneller werden läfst, dem *Haller* ſogar Beyfall gab, wird zum Theil aus neuern Beobachtern bewieſen. Bey den Nahrungsmitteln ſtehe der Puls in keinem Verhältniſſe mit der Menge derſelben; nach einigen wenigen Stücken trocknen Brodes habe er den Puls eben ſo viel ſchneller beobachtet, als nach einer mäfsigen Mahlzeit, jedoch dauere dieſe Schnelligkeit alsdenn kürzer. Die Unterſuchung des Pulſes im Bade, die wir von dem Vf. als Arzte bey einer groſsen Mineralquelle ſehr lehrreich erwarteten, iſt höchſt dürftig ausgefallen. In Krankheiten müſſe man immer wiſſen, in welchem Verhältniſſe der Puls mit dem natürlichen ſtehe. Der Ueberſetzer erinnert hierbey ſehr richtig, auch mit der Gleichheit, Härte und Stärke müſſe man bekannt ſeyn, die Schnelligkeit allein verleite zu Irrthümern, und den von ihm zum Beweiſe erzählten Fällen wird gewifs jeder praktiſcher Arzt ähnliche hinzuſetzen können. Hr. K. bringet zuletzt Beobachtungen bey, die er an ſeinen eignen, und andrer Pulſe gemacht hat, und von *Falconers* wenig abweichen. Das Tobacksrauchen beſchleunige den Puls um 7, 8 Schläge. „Ich bin nicht „ſo geſchickt, ſagt er, den *pulſus verminoſus* von „einem andern ungleichen Pulſe zu unterſcheiden; „allein wenn ich einen ungleichen Puls finde, und „das Auge nebſt der Geſichtsfarbe und dem Alter da„mit als Wurmanzeigen übereinſtimmen, dann habe „ich gewifs hinreichenden Grund dieſen Weg zu be„treten. Ob nun der Puls ſchnell oder langſam „ſchlägt, dies iſt mir dann ziemlich gleich etc. Das „Wurmauge, die polycholiſche Farbe, der nervö„ſe Habitus, der hypochondriſche Charakter leiten „den Erfahrnen weiter.“ Einen groſsen Theil des Buchs nehmen Tabellen ein, wo ein Puls mit dem angenommenen Normalpulſe jedes mal verglichen iſt, wenn jener langſamer oder geſchwinder im natürlichen Zuſtande gefunden wird.

Leipzig.

Digitized by Google

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemisten*, von D. *Johann Bartholmä Trommsdorf*, Professor der Chemie auf der Universität zu Erfurt etc. *Vierten Bandes zweytes Stück.* 1797.

Diese nützliche Zeitschrift erhält sich in ihrem guten Gehalte, und das gegenwärtige Stück ist wieder nicht blofs für Apotheker, sondern auch für andere Chemiker lehrreich und interessant. Für die Apotheker, als solche, sind vorzüglich die ersten Aufsätze bestimmt: ein (vielleicht manchem Leser zu trivial scheinender) Commentar über die Einleitung zur pharmaceutischen Experimentalchemie des Herausgebers, von ihm selbst; (da hier auch pharmaceutische *Pflichtenlehre* und *Klugheitslehre* vorkommen, so ist wohl der Titel: *Experimentalchemie*, zu enge und hätte statt seiner lieber: *Pharmacie*, gesetzt werden sollen;) ein pharmaceutisches Gespräch, in welchem ein Apotheker geschildert wird, der seine schändlichen Verfalschungen mit dem gefühllosesten Phlegma erzählt; und eine Nachricht von einer pharmaceutischen Gesellschaft in Berlin, mit dem *(cui bono?)* angehängten Reskript des Obercollegii medici, welches dieselbe für unnöthig erklärte, und seine Autorität ihr abschlug; (wenn man in den Gesetzen dieser Gesellschaft liest: „Karten zu spielen ist der Gesellschaft erlaubt, doch nicht höher, als einen Pfennig Einsatz: wer höher spielen will, findet unten eine Tabagie" — so erregt dieses von den Beschäftigungen der Gesellschaft keinen sehr vortheilhaften Begriff.) Aus den *chemischen Abhandlungen* ziehen wir das Wichtigere aus. Ueber die *Metallkalke*; die Stufenfolge der Oxydation, welche der Vf. bestimmt: 1) Metall, 2) ganz unvollkommner Metallkalk, 3) unvollkommner Metallkalk, 4) halbglasartiger Metallkalk, 5) glasartiger Metallkalk, 6) vollkommener Metallkalk, 7) Metallsäure, scheint in so fern nicht ganz richtig, weil die Verglasung eines Metallkalks und die Oxydation eines Metalls *res mere diversae* sind, und ein Metallkalk in verschiedenen Stufen der Oxydation verglaset werden kann, wie wir vorzüglich am Eisen sehen, das nach Maafsgabe seiner Oxydation Gläser von verschiedenen Farben giebt. Das aus der Goldauflösung durch Eisenvitriol niedergeschlagene niederfallende Gold hält der Vf. für ganz unvollkommen verkalkt: Rec. hat jedoch, wenn er recht frische Eisenauflösung nahm, mehrmals vollkommen glänzende Goldblättchen unter dem braunen Niederschlage gesehn. Der weisse Arsenik ist doch wohl als ein *vollkommener* Metallkalk anzusehen, da er sogar schon einige Eigenschaften von Säure zeigt. Beschreibung eines sehr vortheilhaften *Ofens* für den praktischen Scheidekünstler vom Hn. BC. *Westrumb*. Er ist cylindrisch, und so beschaffen, dafs er ohne Kapelle zum Schmelzen, und zum Destilliren im freyen Feuer, und mit eingesetzter Kapelle zum Destilliren aus dem Sandbade gebraucht werden kann, auch mit einer beweglichen Kuppel und Zugröhre, die man aufsetzen und weglassen kann. Geübten Chemikern nicht neu, aber in einem solchen Journale ist die Beschreibung mit der Abbildung doch gewifs manchem Leser nützlich. Beschreibung eines Apparats zur Bereitung des *Wasserstoffgas* von Hn. *Juch*. Er besteht aus einer Retorte A, in welche man Eisenfeile schüttet; und einer zweyten B, in welche man Wasser giefst. Beide sind von Kupfer: aus B geht eine eingeschraubte Röhre in A, aus A geht eine S—röhre aus: B erhitzt man zum Rothglühen, in A lafst man das Wasser sieden. Ohne der Erfahrung des Vf. von der Brauchbarkeit dieses Apparats widersprechen zu wollen, kann Rec. versichern, dafs er seine dicke eiserne Röhre, in die er beym jedesmaligen Gebrauche blanke Eisendrathstangen steckt, schon vielemale gebraucht, und dennoch die Röhre noch hinlängliche Dicke und Festigkeit hat, auch dafs er damit eine grofse Menge, 20, 30 und mehrere Maafse nach der Menge des Wassers, Gas erhält. Eine solche Röhre ist doch nicht so kostbar als eine kupferne Retorte, die am Ende durch das öftere Glühen auch zerstört wird; die Röhre läfst sich leichter und stärker glühen, weil man sie *durch* glühende Kohlen leitet, und die Wasserdämpfe kommen im Durchgange durch dieselbe doch gewifs mehr in Berührung mit dem locker darin steckenden Eisendrathe als mit der am Boden der Retorte liegenden Eisenfeile. Ueber die Entstehung eines *ätherischen Oels*, aus dem kohligtölichten Wasserstoffgas und dem zündenden Salzdunst, vom *Herausgeber*. Er fand die Erfahrung der holländischen Chemisten bestätigt, und erhielt jedesmal ein weifses, halbdurchsichtiges Oel, schwerer als Wasser und von angenehmen Geruche. *Dorfe* hat beobachtet, dafs ein Gemeng aus gleichen Theilen Schwefel und Eisenfeile mit gewafserter Salpetersäure übergossen, anfangs salpeterhalbsaures Gas und nachher *Ammoniakgas* gab. Als er rauchende Salpetersäure im pneumatischen Apparate mit Wasser mischte, erhielt er salpeterhalbsaures Gas, oxydirtes Stickgas und reines Stickgas. Hr. Apoth. *Bucholz* macht unter andern auf den starken Gehalt des fabrikmäfsig bereiteten *Mineralkalis* an Pflanzenkali aufmerksam. Vom Hn. *Drechsler* ist eine mit vielem Fleifse ausgearbeitete sehr genaue Tabelle, welche die Grane, Drachmen und Unzen in Decimaltheilen des deutschen Apothekerpfundes bestimmen: (Lavoisiers Tabelle geht auf französisches Gewicht.) Chemische Untersuchung des *gepfefferten Fleischschwammes (Agaricus piperatus)*, vom Hn. *Hugo Kind*. Sie ist mit Kenntnifs und Sorgfalt angestellt, und zeigt in zwey Medicinalpfunden desselben 6 Drachmen, 2 Scrupel, und 10 Gran Eyweifsstoff, 1 Unze, 3 Dr. 8 Gr. Gummi, 1 Dr. 1 Scr. Harz, 2 Unzen Faserstoff, 10 Unzen, 4 Dr. 2 Scr. 2 Gr. Wasser und scharfen Stoff. Beide Vf. sind im Institute des Herausgebers und machen ihm Ehre. Chemische Untersuchung des *Mundspeichels*, von Hn. *Juch*. Er gab durch Destillation viel riechendes *Wasser*: der zähe Schaum, den er dabey gab, verrieth *Schleim*: durch hinlängliche Abdampfung zeigten sich Krystalle von *Kochsalz*; Alkohol schlug *Eyweifsstoff* nieder: bey der Verbrennung des trocknen Rückstandes von der Abdampfung aller Feuchtigkeit entband sich berlinerblausaures Ammoniak (Rec. schliefst dieses daraus, dafs Papier mit

Eisenvitriolauflösung gefärbt, durch die Dämpfe eine blaue Farbe erhielt. Der Vf. schliefst daraus blofs auf Berlinerblausaure; allein blofse Berlinerblausaure schlagt das Eisen aus dem Vitriole nicht nieder; wenn die Farbe nur blaugrün gewesen wäre, so konnte es auch blofses Ammoniak gewesen seyn. Auf jeden Fall hätte aber der Phosphor, obwohl er ein Grundstoff der Berlinerblausäure ist, nicht als *nächster* Grundstoff des Speichels neben jenen aufgeführt werden sollen; und unrichtig heifst Oel ein entfernter Bestandtheil des Speichels; es ist weder nächster noch entfernter, sondern nur Product bey der trocknen Destillation. Die Abwesenheit der Kalkerde, obwohl auch Rec. sie keineswegs zu den nächsten Grundstoffen des Speichels rechnet, folgt aus Versuch 10. wohl nicht; denn verdünnte Schwefelsäure kann zu einer Auflösung von Kalkerde in Salzsäure gegossen werden, ohne sie zu treiben, wenn des Wassers genug ist, um den entstehenden Selenit aufzulösen; auch schlägt aus unzersetzten thierischen Säften, wenn sie gleich Kalkerde enthalten, z. B. aus Harn, verdünnte Schwefelsäure keine Kalkerde nieder. Eben so wenig möchte sich beweisen lassen, dafs der Speichel feiner und reiner gemischt sey, als das Blutwasser. *Naturhistorische Abhandlungen.* N. G. des *Moschus*, vom Hn. Dr. Dürr. Eine brauchbare Compilation, ohne eigne Beobachtungen. Den Beschlufs des Stücks machen, wie in den vorigen ein *Repertorium* der neuesten Entdeckungen, literarische Anzeigen und Auszüge aus Briefen. Hr. *A.* meldet, dafs er das *phosphorsaure Quecksilber* aus Quecksilbersalpeter und Knochenerde bereite. Hr. *Fuch*, dafs Hr. OSR. *Hermbstädt* die schönste Schwefelmilch aus reiner Schwefelleber fälle, die er aus *Tartarus vitriolatus* und Kohle bereite, und die Pottasche mit Kohlensäure sättige, indem er sie in einem Zimmer, wo geathmet wird, zerfliessen lasse. Beide Processe kann auch Rec. aus Erfahrung empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Gera*, b. Rothe: *Bemerkungen über eine zweydeutige Handlung Jesu.* Von *Joseph Grulich*, Pf. zu Niebra in d. Weidaischen Inspection. 55 S. 8. Ein Versuch, jenem zweymaligen, gewaltsamen Verjagen der Viehhändler und Wechsler aus dem Tempel, welches uns von Matth. 21, 12. Mark. 11, 15. Luk. 19, 45. Joh. 2, 15. (allzu unvollständig und unpragmatisch) beschrieben wird, das gehässige zu benehmen und eine rechtfertigende Veranlassung für dieses Betragen Jesu auszufinden. Der Vf. entwickelt, theils aus historischen Spuren theils aus denkbaren Muthmafsungen zu diesem Zweck folgende Combinationen.

Die Verkäufer des Opferviehs und die Wechsler, welche sich bey dem Tempel zu Jerusalem, das Geschäft machten, gegen gemeine Münze das schwerere, zu Bezahlung der Tempelsteuer nöthige Geld den Festbesuchern zu überlassen und damit zu agiotieren, mögen, wie der Vf. vermuthet, gewöhnlich einen Platz *aufser* dem Tempel gehabt haben. Nur am frequentesten Feste des Passa zogen sie sich, denkt er, näher herbey und schlichen sich in den *Heidenvorhof* des Tempels mit ihrer Krämerey und Macklerey so ein, dafs, wenn wirklich Heiden und Proselyten diesen, schon von Salomo 1 Kön. 8, 41—43 ihrer Andacht gewidmeten, Platz benutzen wollten, sie auf die anstöfsigste Art in der Nähe des blökenden und brüllenden Opferviehes und der geräuschvollen Wechslertische sich aufhalten und sehen mufsten, dafs man sie und ihre Annäherung zu Jehova nicht achte. Jesus, der sich *auch aus den Heidenproselyten* als Messias eine Heerde erwerben (Joh. 10, 16) und gleich als in einer entlegeneren Provinz seines Reichs auch unter ihnen zu regieren übernehmen wollte (Luc. 19, 12. 15), war mit Recht über dieses öffentliche Zurückstofsen derselben im Eifer, und wollte laut mifsbilligen, dafs das *für alle Völker* zur Anbetung bestimmte Gotteshaus durch Schachern und Wuchern entehrt und seiner wohlthätigen Zwecke beraubt werde. Der Wink, welcher bey Mark. 11, 17 in den Worten: mein Haus soll ein Bethaus heifsen *für alle Völker*, liegt, ist für diese Vermuthung der Absicht Jesu allerdings merkwürdig. Dafs der allgemeinere Ausdruck *Tempel* in diesen Stellen von dem Vorhofe (da aber gerade vom *Heidenvorhof?*) zu verstehen sey, hat vornämlich Surenhuis in *βιβλ. καταλλαγ.* S. 260 gezeigt. Auf die Fälle mufs gerade am Osterfest jener Vieh- und Wechselhandel am gröfsten und also auch am meisten störend gewesen seyn. — Jesus nun peitscht das Vieh weg, stöfst die Wechslertische um und handelt dabey — freylich nicht nach dem, was eine abendländische Polizey gestatten würde, wohl aber nach der Freyheit, welche nach den Begriffen der Juden ein Prophet (und ein Zelote bey offenbaren Verletzungen gottesdienstlicher Anstalten sich herausnehmen durfte, seinen entflammten Eifer nicht blos mit Worten, sondern auch durch (symbolische) Handlungen und ein rasches Durchgreifen zu äufsern. Er that dieses an den *beiden* Passafesten, welche er ganz zu Jerusalem zubrachte. Vom zweyten Passafest nämlich sucht der Vf. zu zeigen, dafs es nicht ganz zu Jerusalem zugebracht und also diesmal jene ärgerliche Eindrängen der Viehkäufer in den Heidenvorhof den nicht selbst angetroffen habe. Joh. 6, 4. Gemildert wird das Verfahren, wenn man Joh. 2, 15 das *παντας* mit Hn. *Gr.* auf die Thiere „Schafe sowohl als Ochsen" einschränkt, die Verkäufer und Wechsler aber blofs durch das Heroische in dem Anblick und der Handlungsweise des Eifernden weggeschreckt denkt. Auch wird, wie den Rec. dünkt, das Ganze zusammenhangender, wenn man den 18 Vers nicht als eine Frage: wodurch sich Jesus zu diesem Betragen *legitimire?* versteht, sondern übersetzt: Was willst du uns dadurch *andeuten*, dafs du dieses thust? Jesus antwortete: er wolle ihnen andeuten, dafs, wenn sie nur wollten, ihre jetzige Tempelverfassung in kurzem aufgehoben und etwas besseres an deren Stelle gesetzt seyn könnte. *τι σημειον δεικνυεις ημιν, ὁτι ταυτα ποιεις, quid indicii nobis ostendis sic agendo? i. e. quid indicas nobis hoc actu?* — Was die Juden ihren *Zeloten* zugestanden, ist bekannt. Auf dieses Zelotenrecht wird die Handlung Joh. 2, 17 ausdrücklich bezogen.

Sollte der Vf., dessen Forschbegierde Lob verdient, künftig ähnliche Arbeiten unternehmen, so würden sie durch eine kürzer gefafste Darstellung in jeder Rücksicht gewinnen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG: *Blätter vermischten Inhalts.* Zweyter Band. 560 S. Dritter Band. 532 S. Vierter Band. 544 S. Fünfter Band. 543 S. Sechster Band. 598. S. von 1788 bis 1797.

Des ersten Bandes dieser periodischen Schrift ist Erwähnung geschehn A. L. Z. 1788 Nr. 311[a]. Da sie jetzt ihr Ende erreicht hat, können wir uns nicht enthalten, des vielen Guten und Angenehmen, welches sie in einem Zeitraume von zehn Jahren zunächst der Provinz, für welche sie bestimmt war, mitgetheilt hat, vor dem grösern Publicum, weitere Meldung zu thun, zumal da man wenige Aufsätze finden wird, die so provinciell wären, dass sie nicht den deutschen Patrioten und den Liebhaber unterhaltender Lectüre anziehn könnten.

Unter den Beyträgen, welche ein allgemeineres Interesse bezwecken, sind verschiedene von ausgezeichnetem Gehalt. Selten, und man dürfte vielleicht behaupten, bisher noch gar nicht ist eine Lehre der neuern Philosophie mit so ächter Popularität und in einem so natürlichen Dialog, wie in dem *Gespräch über Sittlichkeit und Pflicht* (5. B. 4. H.) vorgetragen worden. — Leichte Sprache und eine angenehme Lebhaftigkeit beseelen den Vorschlag in dem Aufsatze *der Gänsekopf* B. 3. S. 237. eben so sehr als die treffende Satire auf die Sitte guter und böser Seelen vorzüglich in kleinen Städten, uns alles zu erzählen, was sie unter dem Geschwätze der Menschen über uns vernommen haben. Unter den Menschen leben lernen, heisst, sich vor den Menschen hüten lernen, lehrt Hr. *Müller* in seinem Emmerich, der überhaupt so manches lehrt, durch dessen Ausübung unbefangner Frohsinn und Adel der Seele leicht verloren gehn könnten. Allein der Vf. dieses Aufsatzes liess sich von ihm bethören, wiewohl er lange des Heiden Epikurs Verfahren beobachtet und, wenn ihm jemand etwas Böses hinterbrachte, so ein andrer von ihm gesagt haben sollte, geantwortet hatte: „lieber Freund, der Mann kennt meine Fehler bey weitem nicht alle; sonst hätte er mehr Böses von mir gesagt.“ Nur quälte es ihn, dass er doch so manches von Sagen und Urtheilen über ihn nicht erfuhr; er zog deshalb die Geschichte zu Rathe. „Noch sieht der Reisende bey Ortygia, die grosse, in Gestalt eines menschlichen Ohrs gehauene Felsengrotte, welche so angelegt war, dass jeder darin entstehende, auch leiseste, Schall sich an einem gewissen Orte, wie in einem Brennpunkte vereinigte. Dieser Ort hiess das Trommelfell, und demselben gerade gegenüber hatte Dionys eine Höle bauen lassen, die an ein kleines Zimmer stiess. Zu diesem heimlichen Zimmer wusste der König allein den Zugang, und durchaus unbekannt war's also, dass und wann Dionys sich an der Grotte befinde. Die Grotte, hiess es, sey zum Vergnügen des Publicums angelegt. Auch richtete es der dienstfertige Hofmarschall leicht in's Werk, dass hier Klubb und Assembleen gehalten wurden. Da erschien nun der sicilianische Adel und Unadel in buntem Gemische. Hatte dann der wohlthatige syrakuser Wein den Unterschied der Stände wunderbar verschwemmet und der erfroheten Gesellschaft den Mund geöffnet, so ergoss sich das Gespräch frey über tausend Reichs- und Stadtneuigkeiten. Hier kannegiesserte man über politische Gegenstände und meynte, der letzte Frieden mit Karthago hätte wohl unter ehrenvolleren Bedingungen für Sicilien geschlossen werden können. Dort ärgerte man sich darüber, dass der König Sophistenschwärme in's Land rufe und seinen Plato wegschicke. Hier wurden die Liebesangelegenheiten Seiner Majestät gemustert. Laidions Blicke, sagte man laut, regierten jetzt das Land. Dort kritisirte man, o weh! des Königs Verse, und der Dichter Philoxen las das letzte Stück der athenienssischen Literaturzeitung vor, wo dem gekrönten Versemann ohne Barmherzigkeit der Stab gebrochen war. — Bald lernte Dionys seine Feinde kennen und entfernte sie. Besonders vergab er es nie dem bösen Philoxen, dass er die Literaturzeitung las. Freylich war die Folge, dass Dionys — allein blieb. Aber Dionys war auch *ein König*, und ein *Tyrann* dazu. *Ich*, so rief ich, als ich's las, ich möchte wohl, dass unser ganzes Städtchen ein solches Ohr wäre. Welche Wollust, an dem Trommelfelle, als dem Brennpunkte des Stadtgeredes zu sitzen und unaufhörlich zu horchen!“ Die Löwenköpfe des Pallastes von St. Marco zu Venedig bringen den Vf. auf den Vorschlag, dass der bedeutende Gänsekopf an irgend einem öffentlichen Orte des Stadtchens befestigt würde, und so durch die berühmte Schnatteröffnung alles, was ein jeder von jedem hörte, freundlich aufnähme. An einer reichen Zettelausbeute wäre nicht zu zweifeln.

Eine originelle Laune, welche sehr nützliche Lehren nicht ohne Wärme des Herzens und mit überzeugenden Gründen so lachend giebt, dass man sich schämt, ihnen nicht längst nachgekommen zu seyn, herrscht in den Aufsätzen *Hoffnung* B. 2. S. 349. *über Krankenbesuche.* B. 3. S. 1. *wann ist's am besten sein Testament zu machen?* S. 81. Vorzüglich der zweyte über das lästige und für die Wiederherstel-

lung des Kranken nachtheilige, welches überhäufte Besuche mit sich führen, ist reich an lebendiger Schilderung. „Ich lag kürzlich eingepackt in Schafwolle, in der Lage des berühmten Reisenden *Lemuel Gulliver*, wie ihn die Herren in Lilliput an den Erdboden gefesselt hatten, kein Glied des Leibes und kein Ohr am Kopf regend; als mein Schlafzimmer von acht Schuhen im Gevierte auf einmal mit einem Halbdutzend theilnehmender Besucher angefüllt war. Wie viel Raum auf einen jeden fiel, würde ich bald ausrechnen können, wenn ich genau die Masse meiner eigenen Lage wüsste." In die Krankenstube versetzt hört man nun das vielfache Geschwätze, welches sich von Zunge zu Zunge ergiesst, vorzüglich die Rathschläge über den Kranken. Wunderbare Träume, welche bey diesem die Wirkung dieses Getöses waren, führen folgende Anekdoten herbey. „Ich hatte auf der Universität einen lieben würdigen Freund; (*denn ich bin auch gewesen, wo allein ächte Weisheit zu Kauf ist, und wer es nicht glauben will, dem kann ich es mit meiner Matrikel beweisen, eine Art des Beweises, die so untrüglich, als bisweilen die einzige ist, welche man liefern kann!* — solche Züge verdienen keinen Platz in einem solchen Aufsatze.) Dieser mein Freund lag an einer Brustkrankheit tödtlich danieder. Der Mann lebet noch in Holstein, und wenn ihm dieser Aufsatz zu Gesicht kommen sollte: so wird er die Güte haben, mir die Wahrheit der Geschichte öffentlich zu bezeugen. Ich nebst drey andern Bekannten leisteten ihm Gesellschaft, und brachten ihn mit der gewöhnlichen frohen Laune und einem Dutzend Pfeifen Toback in einen Zustand der Ruhe, welche der herzukommende Arzt für die ewige Ruhe auszugeben geneigt schien. Weil unser Kranker anfangs sehr unruhig war, und viel hustete, so sorgten wir dafür, dass nicht ein Lüftchen durch eine Ritze der Thüre oder Fenster zu ihm dringen konnte, und heizten den Ofen, dass er glühete. Der Medicus riss die Fenster auf, warf die Tabackspfeifen zur Erde, und liess das Feuer aus dem Ofen nehmen. Die Brust des Kranken fing an sich zu heben; er hustete und seufzete laut: ach und o. Nun, mein Herr, waren die ersten Worte des Arztes, danken Sie Gott, dass Ihnen durch meine Anordnung, durch die wohlthatige Luft, das Leben gefristet wird. Mein Freund dankte ihm keinesweges, dass er ihn aus einer Empfindung der Seligen gebracht hatte, und zürnete gar heftig. Denn er habe im Traum eine Art Kanaster geraucht, dergleichen auf dieser Welt nicht zu finden sey.

Eben so lehrreich, als die Laune in diesen Aufsätzen, wird der leise Anstrich von Satire, durch welchen sich einige andre auszeichnen, z. B. über häusliche Glückseligkeit. B. 3. S. 55 und 155. unparteyische Prüfung einiger Volksmeynungen, welche von etlichen für Aberglauben gehalten werden. B. 2. S. 321. Wenn der Vf. *des Gänsekopfes* in seinem Witze mehr Erfindung, der Urheber der oben angeführten Aufsätze mehr Talent verrieth, charakteristische Züge aus dem Leben aufzugreifen; so haben die kaum genannten dagegen eine unbeschreibliche Einfalt und das überraschende des Naiven. Diese Mannichfaltigkeit der Satire ist kein unbedeutender Vorzug dieser periodischen Schrift, welche dennoch nie gegen die Güte des Herzens gefehlt hat. Man könnte, mit so leiser Berührung der Localität, wie hier geschehn ist, ein satirisches Blatt schreiben, welches von entschiedenem Nutzen für eine bestimmte Gegend wäre, und doch dem ganzen deutschen Publicum angehörte. Die Thorheiten der Deutschen sind sich fast an allen Oertern einander gleich, sobald man nicht vergisst, innerhalb welches Standes man sich gerade befindet. Bey andern Völkern sind die Stände durch die Verfassungen gleichfalls geschieden; bey keinem so durch Anmassungen der Thorheit, wie bey uns. Dazu kommt noch, dass ein grosser Theil unsrer Narrheiten aus der Nachahmung andrer Nationen fliesset; mit herrschender Gewalt geht diese über das ganze Volk.

Um diesem Reichthume der Lehre durch Scherz und Satire in dieser periodischen Schrift keinen Reiz der Mannichfaltigkeit abgehn zu lassen, verschafft der Hr. Hofmedicus *Gramberg* im fünften Heft des fünften Bandes dem Leser eine befriedigende Kenntnifs von dem berühmten Gedichte, *Rollenhagens Froschmäusler*. Die literärischen Notizen werden dem Literator sich durch den Fleifs, womit sie gesammelt sind, eben so sehr empfehlen, als die Darstellung des Inhalts dieses vortrefflichen Gedichts und die kluge Mittheilung der schönsten Stellen einem jeden, welcher diese Blätter in die Hand nimmt, willkommen seyn müssen. Solche hohe Einfalt und deutsche Kraft in Sprache, Scherz und tadelnder Lehre wird dem gemeinen Mann, für welchen solche Provincialblätter vorzüglich mit bestimmt werden, durch Mark und Gebein dringen. Vielleicht war es nie mehr Bedürfnifs, als gerade jetzt, solche alte Gedichte, wie dieser Froschmäusler ist, zur möglichsten Wirkung auf alle Classen unsrer Nation zu verhelfen. Es herrscht in ihnen ein deutscher Stolz, der mit Ehrfurcht erfüllt; in wenigen Zeilen rufen sie oft zur Selbstständigkeit auf, lehren den Deutschen, was ihm ziemt,

> Indem sich nun bewegt das Land,
> Zittert als ein' baufällig Wand,
> Wenn grofse Donnerwett'r aufstehen,
> Oder Lastwag'n vorübergehen. S. 388.

Unsre beiden populärsten Dichter, *Göthe* und *Bürger*, haben sich deshalb an diesen alten Quellen unsers Nationalismus mit Freude gestärkt. Dass der letzte gesonnen war, den *Froschmäusler* von neuem in das Publicum einzuführen, erfahren wir durch den gegenwärtigen reichhaltigen Aufsatz. „Wie wär' es, sagt er in einem Brief an den Vf. desselben, wenn man mit dem Werke wie mit alten Treffen verführe, und es rein ausbrennte? Das würde gleichsam eine Art von Uebersetzung aus der alten fehlerhaften unvollkommenen Sprache in eine neue richtigere und voll-

komm-

kommere seyn. Geist und Inhalt aber blieben, so viel als möglich, unverändert." Eine Probe seiner Bearbeitung dieses Gedichts ist hier gleichfalls geliefert. Nach ihr zu urtheilen, wäre durch eine solche Umarbeitung zu viel und zu wenig geschehn. Von Rollenhagens Manier und Geist wäre zu viel verwischt worden, als dass man, um sie kennen zu lernen, nicht zur alten Quelle hätte zurückkehren müssen; und es wäre ihm nicht genug genommen, um ihn dem gegenwärtigen Geschmack ganz angemessen zu machen. Was für einen solchen Zweck, bey Werken der Art geschehen muss, hat *Göthe* in seinem *Reineke der Fuchs*, meisterhaft gezeigt.

Es liess sich erwarten, dass in diesen Blättern vermischten Inhalts oft die Rede von der Erziehung seyn werde. Im Allgemeinen lässt sich über die verschiedenen Aufsätze, in welchen hier dieser Gegenstand, über den man sich nie aussprechen wird, berührt worden ist, nichts besseres sagen, als folgende Worte aus einem derselben: „über Erziehung zu schreiben ist schwer. Die allgemeinen Grundregeln derselben sind jedem bekannt; man kann also nicht viel neues darüber sagen, wie doch mancher verlangt. Indessen sehe ich doch gern, dass oft davon geschrieben wird. Mancher hält die wichtigsten Dinge für unbedeutend. Wenn er aber sieht, dass bald dieser, bald jener ernsthaft darüber nachdenkt: so wird er am Ende selbst aufmerksam." Die Abhandlung, aus welcher diese Worte genommen sind, *Allerley aus den Papieren des Magisters P** besonders über Unterricht und Erziehung* B. 2. S. 95. ist mit grosser Deutlichkeit geschrieben, wie einige andre. Zwey Aufsätze vom Hn. Pastor *Langreuter*: *Soll ich am Geburtstage meiner Tochter einen Kinderball geben?* B. 3. S. 341. *Noch etwas über Kinderbälle?* S. 425. haben so viel Anspruchslosigkeit und verrathen so viel Wärme des Vfs. bey hellem Verstande, so viel Glauben an die Güte der menschlichen Natur bey so viel Kunde von derselben, dass eine Mutter sich schnell ein mütterliches Herz abspreche, wenn das Lesen derselben keinen wohlthätigen Eindruck auf sie macht. Wortreicher und weniger anspruchslos redet Hr. Prof. *Ricklefs über die Verbindung der Privaterziehung mit der öffentlichen.* B. 6. S. 81., wiewohl er richtig bestimmt hat, was man von dem Unterricht auf einem gutgeordneten Gymnasium für die Bildung der Jünglinge erwarten dürfe, und dass die vornehmste Ursache, warum die Erwartung so häufig nicht erfüllt werde, in dem Mangel eines Zusammenhangs der Privaterziehung mit der öffentlichen liegt. Da der Vf. ohne Anspielungen und ohne Bitterkeit spricht: so ist folgende Stelle wirklich auffallend: „sollte sogar jemand Feindschaft deshalb auf mich werfen, nun! so möge er es — wenn er kann. Mich tröstet leicht das Bewusstseyn, etwas gesagt zu haben, das dem Staate und der Menschheit heilsam ist, und setzt mich über die Unannehmlichkeiten hinweg, die mir etwan aus einem Grolle erwachsen könnten, den ich gewiss nicht verdiene." In dem Aufsatz *etwas über weibliche Erziehung.* B. 4. S. 449. sind einige helle Blicke auf die Culturgeschichte der Deutschen geworfen, um zu beleuchten, in wiefern Bildung des weiblichen Geschlechts in den verschiedenen Zeitaltern möglich war. Zwey Aufsätze, welche vorzüglich in Hinsicht auf die Erziehung der Landjugend und die Bildung ihrer Lehrer geschrieben sind: *ein Vorschlag zur bessern Einrichtung der niedern, insonderheit der Landschulen.* B. 3. S. 353. vom Pastor *Kuhlmann* zu Osternburg; und *über Schulmeisterseminare, vorzüglich in Rücksicht auf Oldenburg.* B. 5. S. 148. vom Pastor *Kuhlmann* in Wardenburg, sind von denkenden Köpfen abgefasst, welche ohne Umschweif den Gegenstand selbst berühren, und schon durch die Art des Vortrags verrathen, wie sehr sie geschickt sind, zur Ausführung ihrer Vorschläge sehr thätig mitzuwirken.

Zu den vorzüglichsten Stücken dieses Journals gehören die Denkmale, welche verdienstvollen, auch im übrigen Deutschland bekannten, Oldenburgern geweiht sind. Rec. konnte beym Anblick derselben sich des Wunsches nicht enthalten, dass in allen Gegenden unsers Vaterlandes der Ruhm verehrter Männer, so wie es hier geschehn ist, den folgenden Geschlechtern überliefert würde. Nicht zu gedenken, wie viel Aufklärung über Deutschland aus einer solchen Sitte für den Historiker und Statistiker entspringen könnte; nicht zu erinnern, wie der Nachwelt es dadurch viel eher möglich würde, der allgemeinen Geschichte unsers Vaterlandes einige Vollkommenheit zu geben: wer wollte auf einem solchen Gottesacker voll deutscher geweihter Grabmäler nicht mit Rührung verweilen? wie wollte der Deutsche im Süden sich hier nicht des nördlichen Bruders freuen? Durch den *Nekrolog* von *Schlichtegroll* ist ein Anfang der Art gemacht. Allein wenn derselbe nicht zu einiger Vollendung gelangen kann, ohne eine lebhaftere Unterstützung aus allen Gegenden, so ist wiederum der nachtheilige Umstand, dass eine Schrift der Art nicht das Andenken verdienstvoller Männer in dem Kreise, wo sie wirkten, so verbreiten kann, als durch periodische Blätter geschehen würde, die ihre bestimmte Provinz hätten. Auch verdient so mancher ein Denkmal, der sich auch nicht den geringsten auswärtigen Namen erwarb. Eine Sammlung der Denkschriften auf verehrte Männer aus Provincialblättern, deren sich alle Gegenden erfreuten, müsste dann ein begeisterndes Nationalwerk werden. Aus dieser Zeitschrift hat *Schlichtegrolls* Nekrolog die Blätter aufgenommen, welche Hr. *v. Halem* seinem Freunde *Widersprecher* mit gerührtem Herzen widmete. Ein edler Sinn, welcher sich auch durch die zärtlichste Freundschaft in seinem Urtheile nicht wird bestechen lassen, spricht so vernehmbar aus ihnen, dass ein Dritter in das Lob dessen, welchem das Denkmal geweiht ist, so einstimmen wird: er war ein Freund des Urhebers dieses Denkmales. Mit einem bewundernswürdigen Fleiss in Zusammensuchung literarischer Notizen hat Hr. Hofmedicus *Gramberg* die Lebensgeschichte des gräflich-oldenburgischen Leibarztes, *Anton Günther Billich* geschrieben. B. 6. S. 429. 465. Dieser gelehrte Freund *Conrings*

und geachtete medicinische Schriftsteller verdiente freylich ein Denkmal, an welchem literarische Gelehrsamkeit sichtbar war; doch möchte man fast behaupten, dafs der Aufwand derselben hier zu grofs sey, wenn nicht in den Anmerkungen sich so manches fände, worüber sich nicht nur der Forscher in der medicinischen Literarhistorie freuen wird, sondern welches durch Erscheinungen unsrer Tage besonders unterhaltend ist. So heifst es in einer Anmerkung über das System des Anführers der Methodiker, *Thessalus* von Tralles in Lydien: „das System des Schotten, *Browne*, von Sthenie und Asthenie, indirecter und directer Schwäche, Incitabilität u. s. w., welches in unsern Tagen so viel Aufsehen gemacht, und so viele Anhänger und Vertheidiger, auch Gegner, gefunden hat, scheint in vieler Hinsicht von jenem Thessalischen Geist umweht, und vielleicht aus ihm geschöpft zu seyn." S. 477. 78. Von demselben Vf. ist der Versuch einer Biographie über *Johan Michael Herbart* B. 2. S. 373., ein glückliches Bemühn, den Werth dieses herrlichen Mannes von allen Seiten darzustellen. *Herbart* war Rector der oldenburgischen Schule von 1734—68, ein Mann, welcher nur durch kleinere Schriften seinem Zeitalter bekannt wurde, aber mit den grofsen Schriftstellern dieser herrlichen Epoche unsrer Literatur enthusiastisch fortging, und in der Denkart seines Kreises selbst Epoche machte. „Er war, heifst es S. 394., ein heller Kopf, ein Selbstdenker, der Wahrheit suchte und annahm, wo er sie fand, aber nie anderer Meynungen nachbetete. Mit guter Beurtheilung verband er Geschmack und Witz. Er ging mit der Zeit fort, und war einer der ersten, der in dem ehemals berühmten *Gottsched* zwar den guten Sprachforscher, aber auch den geschmacklosen Mann erkannte, und sich hingegen für die bessern Schriftsteller erklärte. *Klopstock* fand, seit der ersten Erscheinung seines Messias, in ihm einen grofsen Bewunderer, und warmen Vertheidiger; mit Entzücken pries und las er ihn seinen Freunden." Mit einem ähnlichen literarischen Fleifse, wie in den kaum angeführten Biographieen, und mit Kritik hat *L. W. C. von Halem* Nachrichten über *Johann Lys* B. 5. S. 500. geliefert. Oldenburg war der Geburtsort dieses berühmten Künstlers, eines Malers aus der niederländischen Schule. Der Vf. rückt zuerst die Notizen aus Sandrart und Houbraken ganz ein, fügt dann die Zusätze und Abweichungen ihrer Nachfolger hinzu, ferner was sich über die von Johann Lys vorkommende Gemälde auffinden liefs, und giebt zuletzt ein Verzeichnifs der nach seinen Gemälden verfertigten Kupferstiche. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatze sagt der Vf., welcher die Aufsicht über die Bibliothek hat, die der Herzog von Oldenburg von den Erben des sel. *Brandes* in Hannover kaufte, in seinem Bibliothekarseifer folgendes: „Kenner (denn von denen, die eine solche Bibliothek noch nicht von dem *Romanenmisthaufen des Bücherverleihers* zu unterscheiden wissen, ist hier nicht die Rede) Kenner werden aus dieser einzigen Probe *) schon auf den hohen Werth der ganzen Sammlung schliefsen können, womit Se. Herzogl. Durchlaucht unsere Stadt beglückt haben, und zu der den hiesigen Literatoren der freye Zutritt vergönnt worden ist."

Unter den naturhistorischen und medicinischen Abhandlungen sind verschiedene, welche ohne Zweifel auch für den Kenner der Wissenschaften, welchen sie angehören, Werth haben, so wie sie unleugbar für das Publicum, welchem sie zunächst geweiht wurden, von ausgezeichnetem Nutzen sind. Von dem Hn. Hofmedicus *Gramberg*, der überhaupt für dieses patriotische Institut besonders thätig gewesen ist, findet man (aufser einer Abhandlung: Warnungen vor dem Gebrauch des Arseniks im 5ten B.) einen Aufsatz *über Hauscuren und Hausmittel in hiesigen Gegenden*, welche in sechs Fortsetzungen sich durch drey Bände dieser Blätter erstreckt, und nur von einem Arzte geschrieben werden konnte, der lange und reiche Erfahrungen über diesen Gegenstand gemacht hatte. Im zweyten Bande ist ein *Versuch über die Feldmäuse und Mittel dagegen*, vom Hn. Advocat *Erdmann*, voll Urtheil und fleifsiger Belesenheit. Zwey Aufsätze eines scharfsinnigen Physikers, des Leibarztes *Hellwag* sind reichhaltig und gedrängt: *vom kalten Bade* B. 2. S. 181. *Vom Bley und dessen giftigen Eigenschaften* B. 6. S. 113. Ueberaus verständlich geschrieben, und um so belehrender dünkt uns der *Versuch einer Naturlehre fürs Haus und fürs gemeine Leben*, von Hn. Prinzeninstructor *Kruse* B. 6. S. 177 und 516. Dieser handelt über Wärme und Kälte.

(Der Beschluss folgt.)

* * *

Wien, b. Hörling: *Leitfaden der in den K. K. Erblanden vorgeschriebenen deutschen Vorlesungen über die Pastoraltheologie.* Herausgegeben von Franz *Giftschütz*. 3te verbesserte Aufl. 1796. 466 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 221.)

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs: *Vom Ursprunge des Gregoriusfestes.* Eine Schulschrift von M. *S. T. Bücke.* Neue Aufl. 1797. 36 S. 8. (3 gr.) (S. Rec. d. A. L. Z. 1793. Nr. 200.)

*) Dies bezieht sich darauf, dafs alle in dem Werk *Idée generale d'une collection complette d'Estampes* in der ersten Classe aufgeführten, zum Theil sehr kostbaren und sehr seltnen Gallerieen, Cabinette und Sammlungen sich sämmtlich, und viele darunter in den ersten und schönsten Abdrücken in der oldenburgischen Bibliothek befinden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG: *Blätter vermiſchten Inhalts* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Aufſätze jeder Art über die Gegend, welche die eigentliche Sphäre dieſer periodiſchen Schrift waren, ſchmücken dieſe Blätter ſchon durch die Namen ihrer Urheber, die auf manche Weiſe der gelehrten Welt bekannt geworden ſind. Z. B. *v. Oeder*, *v. Halem*, *Moſer*, *Gramberg*, *Mutzenbecher*, *Wiarda*. Die bekannte Geſchichte Oldenburgs durch *v. Halem* verdankt ihren Urſprung dieſen Blättern. Eben derſelbe hat in der *Beſchreibung ſeiner kleinen Reiſen in der dortigen Gegend*. B. 5. S. 129. B. 6. S. 409. 496. eine angenehme Gabe ſeines Talents in leichter Unterhaltung geſchenkt. Da dieſe periodiſche Schrift nie durch den Buchhandel in das gröſsere Publicum gekommen iſt, würden wir es uns nicht verzeihn, folgendes nicht ausgehoben zu haben (der Reiſende unterhielt ſich mit ſeinen Begleiterinnen über die 700jährige Fabel vom oldenburgiſchen Horn): S. 132. „in dieſem Augenblick hielt unſer Fuhrmann beym Sandkrug an. Wir traten in die Hütte, und ich fragte die Wirthinn, ob ſie nicht einen Dreyfuſs habe und eine Lampe? Sie gab mir beides. Von wem hat ſie das bekommen, gute Frau? — Van een oolt Mann, he heet *Gleim*, he ſchall wiſs Verſe maken. — Sehen Sie, da meine Damen, ſagte ich, den Urſprung einer Fabel, über deren Deutung nach 700 Jahren die Gelehrten ſich den Kopf zerbrechen, und, wie gewöhnlich, tauſend alberne Hypotheſen bilden werden. Vor wenigen Jahren kam nämlich der alte Dichter *Gleim*, deſſen Kriegslieder, wie ich hoffe, nach 700 Jahren noch werden geleſen werden, in den Sandkrug und foderte einen Dreyfuſs, um den Keſſel mit Waſſer zum Kochen darauf zu ſetzen. Wir haben keinen Dreyfuſs, war die Antwort. Reicht mir dann den Blaſebalg, damit ich das Feuer anflamme. — Wir haben keinen Blaſebalg. — Gebt mir ein Lämpchen, damit ich — Herr! unterbrach ihn der Wirth, wir haben kein andres Lämpchen, als was dort unterm Boden hängt, und was Sie wohl nicht anrühren wollen. — Armſeliges Volk! ſeufzte der Barde, und zog ſeine Straſse. Nach wenigen Wochen kam er denſelbigen Weg zurück, und brachte den Leuten einen Dreyfuſs, einen Blaſebalg und eine Lampe zum Geſchenk. Der Spaſs des alten Mannes ward bekannt. Reiſende fragten in der Folge den Wirth nach den geſchenkten Sachen, und dieſer zeigte ſie wie jetzt vor, mit der Bemerkung, daſs ſie von einem Dichter herrührten. Dies wird den Wirth bewegen, ſolche Stücke als Heiligthümer zu bewahren. Der Blaſebalg wird vergehen, vielleicht auch die Lampe; aber der Dreyfuſs erhält ſich, und die Jahrhunderte werden eine Fabel darüber ausgieſsen.“ Von einer andern Hand findet man in dieſen Reiſebriefen einen intereſſanten Aufſatz über ein mechaniſches Genie im Oldenburgiſchen, den Künſtler *Uhlhorn* zu Bockhorn, der ſich ganz ſelbſt bildete. Wir würden ihn hier mittheilen, wenn er nicht zu viel Raum einnähme, und jede Nachricht in ihm nicht zu merkwürdig wäre, als daſs man einen Auszug davon machen dürfte.

Beyträge zur Geſchichte der oldenburgiſchen Rechte hat der verſtorbene *Widerſprecher* geliefert. Der *Verſuch einer Geſchichte aller bey uns vorkommenden Arten der Gütergemeinſchaft*. B. 2. S. 261. 509. Die Abhandlung *über die Abfindung von geſchloſſenen Stellen und über das Erbrecht der Kinder*. B. 4. S. 273. ſind wichtige Aufſätze für das deutſche Privatrecht und den gelehrten Forſcher, zu welchen die Abhandlung eines Ungenannten *über Abfindung von geſchloſſnen Stellen und Erbrecht der Kinder nach Verſchiedenheit des Vermögens* B. 5. S. 25. als ein trefflicher Nachtrag eines hellen Kopfs und kundigen Mannes hinzugefügt werden muſs.

Von der weitern Kritik dieſer reichhaltigen Blätter durch die Beſorgniſs zurückgehalten, zu weitläuftig zu ſeyn, wollen wir nur noch folgende drey Beyträge zu denſelben anführen: *Lebensweisheit aus den Griechen und Römern*, vom Prof. *Ricklefs*. B. 5. S. 434. *Die Höhlen zu Muggendorf im Bayreutſchen*, beſchrieben vom Advocat *Gramberg*. B. 5. S. 487. *Eine Rede über die allgemeinſten Urſachen, welche in Staaten den Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken*, vom Hn. *Herbart*. B. 6. S. 60. In jener Beſchreibung merkwürdiger Hohlen wird man Züge einer lebhaften Phantaſie und ein glückliches Talent zu Schilderungen mit eben dem Vergnügen wahrnehmen, wie den denkenden Kopf und die lichtvollen Ideen in dieſer Rede, und wird wünſchen, daſs jene durch einen Ausdruck, der über den Gedanken erhaben iſt, und dieſe durch ein zu groſses Ceremoniel, womit die Ideen eingeführt werden, nicht bisweilen das Vergnügen ſtörten, welches ſie gewähren.

In Verbindung mit dieſen Blättern vermiſchten Inhalts muſs folgende Schrift angezeigt werden.

Digitized by Google

Gedruckt auf Koſten der Butjadinger: *Vertheidigung der Butjadinger gegen einen in die oldenburgiſchen Blätter vermiſchten Inhalts eingerückten Aufſatz*, von *Gerhard Anton Ibbeken*, Prediger zu Blexen an der Weſer in Butjadingen, auf Verlangen ſeiner Landsleute. 1796. 140 S. 8.

Der verſtorbene Etatsrath *Hunrichs* in Oldenburg, bekannt durch ſeine praktiſche Anleitung zum Deich-, Siehl- und Schlengengraben und durch Anmerkungen zu dem oldenburgiſchen Deichbande von *Münnich*, hatte zu einer Zeit, wo ein beträchtlicher Theil des Herzogthums Oldenburg, das Butjadingerland, in den ſchrecklichſten Verfall gerathen war, ſich bemüht, die Urſachen deſſelben und Mittel aufzufinden, wodurch ihm abgeholfen werden könnte. Ein Aufſatz von ihm, welcher daher entſtand, ward von den Herausgebern der Blätter vermiſchten Inhalts in das zweyte Heft des ſechsten Bandes eingerückt. Der Vf. glaubte ſich durch die Geſchichte der Butjadinger berechtigt anzunehmen, daſs ihr urſprünglicher Charakter, ein gewiſſer Nationalſtolz mit Arbeitſamkeit und Sparſamkeit verknüpft, durch den Ueberfluſs, in welchem ſie ſpäterhin leben konnten, in einen Hang zum Wohlleben und Groſsthun übergegangen ware. Stolz, Faulheit und Verſchwendung, der allerſchlimmſte Charakter eines Landwirths, hätten dann auch bey den Butjadingern das Unglück herbeygeführt, unter welchem ſie erlagen. Die vorzüglichſten Mittel dagegen ſind deshalb auch auf die Verbeſſerung des Charakters derſelben berechnet.

Jeder Unbefangne, welcher höret, daſs die auſserordentlichſten unglücklichen Ereigniſſe das Volk, von welchem die Rede iſt, eine Reihe von Jahren hindurch beſtürmten, wird ſich freylich wundern, daſs der Vf. auf dieſe zunächſt liegende Urſache eines ſchrecklichen Verfalls keine Rückſicht nahm; aber voll Achtung für den Scharfſinn, welcher unverkennbar in dem Aufſatz herrſcht, es leicht begreiflich finden, wie man jetzt, da jenes Land ſich auſserordentlich erholt hat, und ſich die Sitten ſeiner Einwohner gebeſſert haben ſollen, viel weniger daran denkt, den vornehmſten Grund trauriger Zeit in dem Charakter der letzten aufzuſuchen. Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht zwey Aufſätze, zur Vertheidigung der Butjadinger geſchrieben. B. 6. S. 197 und 273. beſonders iſt der letzte reich an guten Bemerkungen. Dagegen wird es zu den ſonderbarſten Erſcheinungen in der Schriftſtellerwelt gerechnet werden, daſs die Herausgeber der Blätter vermiſchten Inhalts, weil ſie das Urtheil eines verſtorbenen patriotiſchen Mannes bekannt machten, mit einer Schrift, wie die gegenwärtige iſt, angegriffen, oder vielmehr heftig bedroht werden konnten. Dem Vf. ward das Geſchäft aufgetragen, ſein Vaterland zu vertheidigen, und die gegen ſeine Landesleute vorgebrachte Beſchuldigungen in ihrer Blöſse darzuſtellen. Er wagt gehäſſige Zweifel über die Aechtheit der Handſchrift, aus welcher der Aufſatz abgedruckt iſt; er vermuthet, daſs die Publicirung deſſelben aus böſen Abſichten veranſtaltet worden ſey, wegen eines Planes zum Verderben des guten Volks der Butjadinger. „Wenn *Hunrichs* wirklich der Verfaſſer eines ſolchen Aufſatzes geweſen ſeyn ſollte: ſo müſste er ſich nothwendig ein gar zu fürchterliches Gewebe von Bosheit denken, worin ſelbſt dieſer Mann ſoll verflochten geweſen ſeyn.“ Er bedient ſich ſogar einmal folgender Worte: „*ſeine gutmüthigen Landsleute hegten den Verdacht, als wenn bey der Herausgabe die Abſicht geweſen ſey, das durch traurige Schickſale von ſeinem Wohlſtande herabgeſunkene Völkchen denen verhaſst zu machen, die zu ſeinem Wiederaufkommen allein etwas beytragen könnten, und ſo dem Entkräfteten, aus Muthwillen noch einen Stoſs zu geben, um ſeinen völligen Untergang zu bewirken, oder zu beſchleunigen.*“ Wenn man ſolche beleidigende Vermuthungen und Beſorgniſſe ins Publicum zu bringen wagt: ſo vertraut man ohne Zweifel auf die Milde einer feſten Regierung, unter welcher man lebt, und widerlegt ſich dadurch ſelbſt am beſten.

Der Vf. mag ſich über den ſchonenden Geiſt der Herausgeber freuen, welche ihn ohne Empfindlichkeit nur mit einigen treffenden Bemerkungen über ſein ſonderbares Beginnen ſtraften. B. 6. S. 294–315. Pſychologiſch kann man ſich, da der Vf. ſich ſelbſt als einen kaltblütigen funfzigjährigen, „*nicht als einen brauſenden Jünglingskopf mit grau werdenden Haaren*“ ſchildert, und als ein Mann von Verſtand und Talent ſelbſt an einigen Stellen dieſer Schrift erſcheint, den Urſprung derſelben wohl nicht anders erklären, als daſs er begeiſtert von der Auffoderung, ſeine Landsleute zu vertheidigen, ſich den Feind ſo giftig und furchtbar, wie nur irgend möglich, vorſtellte, um deſto mehr Ehre einzuärnten. Dieſe Spannung der Seele trug auch wohl dazu bey, daſs die Schrift in einem unertraglich geſpannten, gezierten Ton abgefaſst iſt. Auf ächt hierarchiſche Weiſe ſpricht der Vf. von *ſeinem* Volke; er wünſcht der Mann zu ſeyn, der, wie der Dichter ſagt, *regit dictis animos et pectora mulcet!* Hier ſehn Sie, ſagt er S. 20., das Reſultat meiner reiflichen Ueberlegungen! Luther ging einſt ſeinen *Elephanten*-Schritt fort, ohne ſich durch ſeines Melanchthons Bedenklichkeiten ſtören zu laſſen. *Parva ſi licet componere magnis*, ſo iſts hier der nämliche Fall.“ Etwas gezierteres möchte wohl ſelten geſchrieben werden, als folgende Stelle: „wenn Jemand, dem ich nichts zu leide gethan, mit der Quart über dem Arm auf mich losrennt, und ich, weil ich dieſen Stoſs nicht niederpariren kann, ihn mit der forcirten Terze wegbebe, ſo kann dieſe vielleicht dem Angreifer ins Haarwachs gehen, allein darum bleibe ich doch ſtets der Vertheidiger, weil der Andere mich zuerſt ohne Urſach angriff. Sollte dies nicht der Fall ſeyn bey meinen vorläufigen Bemerkungen?“ — Wir wünſchen, daſs dem Hn. Prediger, wenn er die forcirte Terze künftig einmal zur Vertheidigung brauchen ſollte, dieſelbe beſſer, als im gegenwärtigen Falle, gelingen möge.

KASTAD.

Digitized by Google

Rastadt, b. Sprinzing: *Rastadter Congress-Calender* 1798, mit einem Plane von der Stadt Rastadt und einer Ansicht des Schlosses. 94 S. Taschenformat. (1 fl. 12 kr.)

Dass der Friedenscongress zu Rastadt bey einiger Verlängerung, gleich dem Reichstage zu Regensburg, eine ihm eigenthümliche Staatsliteratur bekommen würde, liess sich wohl nicht anders erwarten. Das dringendste Bedürfniss dieser Art war ein Congresscalender, dessen Form und Inhalt sowohl für den Gebrauch am Congressorte selbst, als auch für die allgemein gespannte Aufmerksamkeit des auswärtigen Publicums, unter den verschiedenen Hauptgesichtspunkten befriedigend sey. Das hier angezeigte Taschenbuch ist zwar ein Erstling, welcher aber bis jetzt noch die später erschienenen Versuche dieser Art sowohl an Reichhaltigkeit, als an Gemeinnützigkeit übertrifft. Eine kurze Darstellung des Inhalts wird dieses Lob rechtfertigen.

Voran eine Zusammenstellung des vierfachen Zeitcalenders für Christen, Juden, Türken und für Franzosen. — Der erste Abschnitt ist eine *Beschreibung der Stadt und der umliegenden Gegend*, welche die auf dem Titelblatt angezeigten beiden Plane auf das beste erläutern. Der Hauptcharakter der Darstellung ist Wahrhaftigkeit, entblösst von allen Charlatanerien und Uebertreibungen. So gesteht der Vf. ganz offenherzig, und beynahe mit Entstellung des im Ganzen schönen Umrisses, dass die Gegend *flach, sandig* und *sumpfigt* sey. Rec. findet vielmehr, dass sie malerisch-gemischt und mit manchen gepriesenen Gegenden der Schweiz und von Deutschland sich vergleichen lasse. — In Ansehung der Gassenbeleuchtung wählt er mit Recht den Ausdruck, dass solche seit dem Anfange des Congresses *etwas* vor sich gehe. So gesteht er auch, dass das Wasser *sehr schlecht* sey, welches bey den häufigen Unpässlichkeiten im Gesandtschaftspersonale sich nur zu sehr bewährt. Von gleicher Aufrichtigkeit zeugt S. 8. das sonderbare Beyspiel der *Intoleranz*. — Die Bemerkung, S. 5. dass die *türkischen* Seltenheiten des Markgrafen Ludwig im Jahr 1797 vom Schlosse geflüchtet worden, und dass, nach Entfernung des Hofes von Rastadt, alles darin *muthlos*, *unthätig*, *düster* und *leer* wurde, beweist die seltene Resignation eines Schriftstellers, der seine Puppe nicht blos von der *glänzenden* Aussenseite dem Publicum feil bietet. Für die feinern Berechnungen des Statistikers hebt Rec. noch aus, dass vor 109 Jahren die Stadt ein Raub der Flammen wurde, dass sie jetzt 538 modelmässig gebaute Häuser zählt, dass das gesandtschaftliche Personale, mit Einschluss der Livree, 519 und das der durch den Congress herbeygelockten Fremden 288 Köpfe, dass endlich die Anzahl sämmtlicher Einwohner 5000 Seelen, so wie die monatliche Hausmiethe etwa 20.000 Gulden beträgt. Von den Gegenden ist das Lustschloss zu *Favorite*, die Stadt *Baaden* und das Murythal kurz skizzirt worden.

Der zweyte Abschnitt giebt unter dem bescheidenen Titel: *Blick auf den Friedenscongress*, eine allgemeine Nachricht von den Friedensverhandlungen seit Buonaparte's erstem Briefe aus Klagenfurt an den Erzherzog Karl, und vom S. 23. die Hauptpunkte des Inhalts der zehn ersten Sitzungen der Reichsfriedensdeputation vom 9. December 1797 bis zum 30. Januar 1798.

Der dritte Abschnitt: *Geschichte des ersten Rastadter Friedens* betitelt, ist ein deutscher Auszug aus dem französischen Werke — *Vie du Marechal Duc de Villars, écrite par lui même, publ. par Anquetil* (nach der Ausgabe von 1784) von dem man schon im Rastadter Congressblatte, Nr. 21. 22 und 27. aus derselben Feder Bruchstücke las. Es schwindelt gewiss dem Vergleichenden, wenn er dort das Resultat der Verhandlung sich um ein Fürstenthum in Flandern für die Prinzessinn Ursini, und um das Marquisat Viaduna für den Marquis de St. Croix drehen sieht, dahingegen es jetzt bey der Festsetzung der *ersten Grundlage*, um die Abtretung des *ganzen linken Rheinufers* zu thun ist. Die Abfassung des Friedensinstruments erfoderte 1714 *sechs Tage*, und die Vorlesung allein dreyzehn Stunden, und wie viel Zeit wird sie im Jahre 1798 erfodern?

In der *vierten* und *fünften* Numer ist eine *chronologische Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse des Kriegs gegen Frankreich*, seit dem 19. August 1792 bis zum 11. October 1797, zu Wasser und zu Lande, und sodann das Datum der *Europäischen Friedensschlüsse seit dem Westphälischen*, mit dem summarischen Inhalte des letzten, insbesondre auch das Tagebuch der dreyzehn Friedensschlüsse enthalten, welche seit dem 9. Februar 1795 mit der französischen Republik geschlossen worden.

Der *sechste* und letzte Abschnitt umfasst das Congresspersonale, so wie solches besonders bey dem Hofbuchdrucker *Sprinzing* nach und nach in eilf deutschen Ausgaben abgedruckt worden (vergl. A. L. Z. d. J. Nr. 65 u. 66.).

Als Vf. dieses Taschenbuchs, des Congressblattes, und mehrerer anonymischer Schriften wird zu Rastadt ein Hr. *Schreiber* genannt, der in Baden die Aesthetik lehrte, sich aber jetzt blos mit der Literatur beschäftigen soll.

Basel, b. Decker: *Manuel du Congrès de Rastadt* 1798. 110 S. Taschenformat.

Schwerlich wird der Zeitgenosse in einem Handbuche des Rastadter Friedenscongresses, noch dazu in französischer Sprache, einen so umständlichen Abriss der deutschen Staatsverfassung und des deutschen Staatsrechts suchen, so wie er hier einen Hauptbestandtheil des vorliegenden Taschenbuchs auf 64 S. unter dem Titel: *précis de la Constitution germanique*, ausmacht. Die goldene Bulle und die erste Wahlcapitulation ist das entfernte Ziel, von welchen der ungenannte Vf. ausgeht, und erst von S. 58. an bezieht sich die Erzählung insbesondre auf die Reichsdeputationen. Indess ist auch dabey S. 63. die Aufführung der königlich schwedischen Gesandtschaft in reichsständischer Qualität nicht ganz richtig, weil

solche als souveräne Botschaft (*Ambassade*) nach Rastadt kam, und nur als solche dort nicht anerkannt wurde, wegen Vorpommern sich aber gar nicht legitimirt hat. Dieses hätte S. 83. bemerkt, und das Personalverzeichniss dieser Botschaft nicht unter den Particularabgeordneten, sondern S. 108. unter die *puissances etrangères* gestellt werden sollen.

Der Vf. macht diesen *précis* im Eingange als einen Commentar zu der Liste des *Ambassadeurs, Ministres, Envoyés et Deputés, rassemblés à Rastadt*, geltend, welche die andre Hälfte des Taschenbuchs von S. 68—110. einnimmt. Allein alsdann hätte, z. B. ein Verzeichniss aller Reichsgrafen weit eher, als das Verzeichniss der Reichsstände S. 110. darin aufgenommen werden müssen, weil solche bey dem Congresse mehr Particularabgeordnete, als diese, haben. Ueberdem wäre diese Absicht weit besser durch die Anführung der Hauptpunkte über das *notorisch nächste* Interesse einer jeden Gesandtschaft bey den Friedensverhandlungen erfüllt worden. So hatte z. B. bey der Gesandtschaft der *schwäbischen Grafencurie* das dreyfache Interesse, nämlich die observanzmässige Besetzung der Domstifter *Cölln* und *Strasburg* aus ihrer Mitte, die Betheiligungen der Grafenhäuser *Oettingen*, *Leyen* und *Sickingen* auf dem linken Rheinufer, und endlich die Wiedereinsetzung der angeblich aus Frankreich emigrirten Mitglieder dieser Grafen Curie, so bey der Gesandtschaft von *Trient* die Abreissung des Marquisats *Castellaro* an die Cisalpinische Republik und der Ersatz der Kriegsschäden bemerkt werden können.

An sich ist dieses Namenverzeichniss eines der vollständigsten und richtigsten, welche bisher im Drucke erschienen sind. Das Gefolge des Generals *Buonaparte* und die gräflich *Cobentzelsche* Gesandtschaft S. 70 u. 82. sind zuerst darin richtig angegeben. Die Ausdehnung S. 68. 86 u. 88. auf die *Privat*secretäre derer v. *Metternich*, *v. Erbach* und *v. Dohm*, geht sogar über die Eingeschränktheit der Rubrik hinaus, welche nicht auf alle unter dem Schutze der Gesandtschaften gestellte Personen sich ausdehnt; indess sind auch hier mehrere Lücken und Fehler. Der S. 105. angeführte reichsritterschaftliche Gesandte von *Kerpen* ist eben so wenig, als der Ligurische, *Bertuccioni* (S. 109.) bis jetzt, (2. Febr.) in Rastadt angekommen. Der Graf *Turiozzi*, S. 108. ist nicht päbstlicher Plenipotentiaire, sondern blos Beobachter. Bey Baden (S. 80.) hätte der Hr. geheime Rath *Mayer* als Mitbevollmächtigter angegeben werden müssen, und S. 97. ist es eine sehr *uneigentliche* Bezeichnung des hessendarmstädtischen Particularabgeordneten *Strecker*, wenn solcher, als *pour les affaires personnelles du Landgrave* anwesend, aufgeführt wird. Ein Druckfehler, den man auf schönem Velinpapier am wenigsten verzeiht, fällt S. 99. bey dem nassau-oranischen Domänenrath *Dollius* in die Augen, welcher in der gelehrten Welt unter der Orthographie *v. Tollius* längst bekannt ist. — Die *während* dem Abdrucke vorgegangenen Veränderungen können jedoch ohne Unbilligkeit nicht zur Last gelegt werden. So ist z. B. die *Mission du Corps helvetique* S. 103. am 10. Febr. ganz von Rastadt abgegangen, und die von *Bayern* S. 74. seit dem 17. Febr. ganz verändert. Dem Grafen *Preysing* folgte ein Graf *Morawitzky*, dem Botschaftscavalier *Karl Preysing*, ein Kammerherr *Desiré la Rosée*, und dem Legationsrath *v. Branka*, der als ingolstädtscher Lehrer und Schriftsteller rühmlichst bekannte Regierungsrath *v. Krenner*. Bey *Kurmainz* S. 71. ging der Hofrath *Nau* zur Rettung seines Eigenthums unter schleuniger Resignation seines Amts in die Stadt Mainz zurück, und nun versieht der Hofrath von *zur Westen*, ein Schwager des Ministers von Albini, dessen Geschäfte. Für die westphälische Grafencurie katholischen Antheils hat sich neben dem jüngern Grafen *von Metternich* noch der kurcölnische Geheimerath *v. Hertwich* legitimirt. Endlich z. B. ist zu der herzoglich bremischen Gesandtschaft S. 77. noch der Justizrath Freyherr *von dem Busche* hinzugekommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Hemmerde: *Wanderungen in einige Gegenden von Göttingen, im Sommer* 1792. 1797. 103 S. 8. — Einem götting'schen Studenten fällt es ein mit einigen Freunden zu Fuss in einem Halbzirkel um die Stadt zu ziehen, und besonders die Schlossruinen, Hanstein, Gleichen, Plesse und Hardenberg zu besuchen. Dagegen ist freylich nichts zu erinnern, da durch diese in den Pfingstferien angestellte Wanderung — Collegia nicht versäumt wurden. Aber für sich selbst und für andre hätte dieser Musensohn doch etwas Nützlichers vornehmen können, als die nur für seine jugendlichen Gefährten allenfalls erbauliche Beschreibung dieser Excursion drucken zu lassen, die selbst für solche Leser, welche, wie Rec. die romantischen Berggegenden um Göttingen kennen und lieben, kein Interesse hat. Langweilige Erwähnung der unbedeutendsten Begegnisse, flache, alltägliche, zum Ueberdruss wiederholte Schilderungen von Aussichten und Naturscenen, deren Beschreibung kaum dem geübtesten und talentvollsten gelingt, verbrauchte, kraftlose sentimentalische Brocken und süssliche Schwärmerey, und einige Seiten trockner historischer Nachrichten von den benannten Bergschlössern, machen den Inhalt dieser Bogen aus — dem der Vf. durch eine bescheidne Aeusserung im Vorbericht umsonst eine Folie unterzulegen sucht. Er könne, als angehender Schriftsteller, dem nur auf die gefoderte Nachsicht der Leser Anspruch machen, wenn sich in seinem schwachen Versuch auch nur eine wahre und männliche Empfindung entdecken liesse, die der Anblick jener deutschen Bergschlösser beym Verweilen unter den Trümmern dieser Denkmäler illustrer Jahrhunderte mannichfaltig weckt; oder, man auch nur einen aus ihrer Geschichte hervorgehobenen und darstellend ausgezeichneten Zug fände, wozu selbst die angeführten dürren Chroniknachrichten Stoff darbieten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. März 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer: *Neue Miscellaneen artistischen Inhalts für Künstler und Kunstliebhaber. Fortsetzung des neuen Museums für Künstler etc.* Herausgegeben von *Johann Georg Meusel.* — 2tes und 3tes Stück. 1796. 4tes 5tes 6tes und 7tes Stück. 1797. 8. Jedes Heft von 8 Bogen.

Der hauptsächliche Inhalt gegenwärtiger sechs Stücke, dieser sich in ihrem Werth erhaltenden Zeitschrift, ist folgender.

2tes Stück. Ueber bildende Kunst der Alten, die Ursachen ihrer Schönheit und ihre Anwendung auf den Geist des Jahrhunderts. Eine Vorlesung in der Kasselschen Gesellschaft der Alterthümer, gehalten von (dem neuerlich verstorbenen), Prof. *Engelschall* daselbst. Energie des Geistes, edlere Bestimmung der bildenden Kunst, vertraute Bekanntschaft mit der schönen Natur, werden in diesem kurzen gut geschriebenen Aufsatz, als Grund der Vollendung der Werke griechischer Kunst angegeben und diesem nach wird der Weg vorgezeichnet, auf welchem der Künstler unserer Zeit, dieser Vollendung nachstreben müsse. — Verzeichniss der Originale und Copien von Abdrücken des *Lucas Dammetz* (*von Leyden* genannt), aus der Kupferstichsammlung des Grafen von Kollowrath. 274 Stücke dieser schätzbaren Sammlung werden hier beschrieben. — Das Schicksal der Künste. Ein Fragment, von einem deutschen Künstler, der Rubrik wenig entsprechende Aphorismen, zur Berichtigung allgemeiner Ideen über Kunstgegenstände — Kunstnachrichten von einer Reise durch Schwaben und einen kleinen Theil der Schweiz von *C. L. Junker*, — manche interessante Notizen enthaltend. — Nachrichten von tyrolischen Künstlern u. s. w.

3tes Stück. Von den Künsten überhaupt und von den schönen insbesondere, nach Hn. *Kant* von *F. Grillo.* — *J. H. Tischbein.* Ein Bruchstück aus der angekündigten Biographie dieses verdienstvollen Künstlers, von dem verstorbenen Prof. *Engelschall.* Der Vf. hat in diesem lesenswerthen Fragment, die frühe Entwicklung des Genies und die weitern Fortschritte der Ausbildung des Künstlers, so viel ihm von seinen Jugendjahren zur Wissenschaft kam, dargestellt. — *Wilhelm Böttner* und *Joh. August Nahl.* Die Nachrichten von dem Leben und den Kunstwerken dieser beiden geschickten hessischen Künstler, sind von ihnen selbst aufgesetzt. — Biographie *Peter Brandels*, eines im Anfang dieses Jahrhunderts lebenden böhmischen Geschicht- und Portraitmalers. — Einige kurze Aufsätze von *A. F. B. Brückmann*, Arzt in Braunschweig, über verschiedene artistische Gegenstände. — Verzeichniss der Materien, aus welchen die Alten, Statuen, Bildnisse und halberhobene Arbeiten gemacht haben. Eine in diesem Stück fortgesetzte und im folgenden, beendigte Abhandlung. — *Cleinow*, über den Einfluss des Lichtes auf die Farben — über das Portrait — und über den griechischen Künstler *Lysippus.*

4tes Stück. Ueber die alte und die neue Kunst. Ein Künstler-Gespräch, worin einige gute Bemerkungen mit vielen Trivialen gemischt sind. — Ueber die radirten Landschaften des (verstorbenen). Hn. v. *Hagedorn.* Hier ist mit Recht mehr Werth auf diese Arbeiten gesetzt, als der bescheidne liebenswürdige Mann selbst darauf zu setzen pflegte, der sie blos Versuche in der Kunst nannte. — Ueber die sechszehn berühmten chinesischen Schlachtstücke. Einige Missionaire in China entwarfen die Zeichnungen dazu; sie wurden in den Jahren 1765 bis 1774 zu Paris unter *Cochin's* Aufsicht gestochen, und stellen die kriegerischen Thaten des verstorbenen Kaisers *Kien-Long* dar. Die hier von diesen sowohl in Ansehung der dargestellten Gegenstände als auch in Ansehung der Composition und der Ausführung schätzbaren und äusserst seltnen Blättern gegebenen Nachrichten, werden Kunstliebhabern angenehm seyn. Nur wenig Abdrücke dieser merkwürdigen Stiche behielt der König von Frankreich für die königl. Bibliothek. Einige andere, von den Künstlern selbst heimlich gemachte Abdrücke, wurden zerstreut. — Die Platten erhielt der Kaiser von China, wo sie wohl auf immer für die Kunst verloren seyn mögen. Der ungenannte Vf. dieser Beschreibung, hat das seltne Glück, eine gewiss einzige vollständige Sammlung, nicht allein von den Originalabdrücken, sondern auch von abweichenden Probeabdrücken, von Abdrücken *avant la lettre*, und von den Hellmann'schen kleinern Nachstichen, in 54 Blättern, zu besitzen. Eine noch genauer detaillirte Beschreibung von den historischen Darstellungen und der artistischen Behandlung der Hauptblätter, als diese blos allgemeine Notiz davon liefert, würde nicht unwillkommen seyn: wozu Rec. den Vf. derselben hiedurch auffodern möchte. — *J. E. Nilsons* Würdigung. Von *Junker.* Es war eine schwere Aufgabe, einen der vornehmsten Beförderer des sogenannten Augsburger Geschmacks (der freylich doch nur Zögling der geschmackverderblichen Augsburger Schule zu nennen ist), ohne Sophisterey zu vertheidigen. Die groben Fehler Nilsons, besonders in Ueberladung seiner Portraits mit ge-

schmacklosen kleinlichen Schnörkeleyen und Nebenwerken, bemäntelt der Vf. nicht, lafst aber den relativen Vorzügen des fleifsigen Künstlers, in Behandlung, Zeichnung, Beleuchtung, Gewändern und Aehnlichkeit mehrerer seiner vielen Portraits von berühmten Personen, Gerechtigkeit widerfahren, — wobey er hie und da nur zu wort- und lobreich wird. — Ueber fünf geschobene Blätter nach *Füger's* Gemälden. Der Triumph des grofsen deutschen Künstlers, sein *Germanicus*, dieses in jeder Eigenschaft eines grofsen Kunstwerks mit den besten englischen Blättern rivalisirende Blatt, von *Pichler* gestochen, ist nicht unter den hier beschriebenen Stücken. — Ueber verschiedene ältere und neuere deutsche Kunstwerke und Künstler, folgen hier Nachrichten: besonders wird ein sächsischer mechanischer Künstler *J. G. Greiner* in Verfertigung der Harmonica gerühmt. — Mancherley kürzere Nachrichten.

Drey Viertheile des *5ten Stücks*, füllen Kunstnachrichten aus der Schweiz, vom Jahr 1794 bis 1796. Es ist eine Fortsetzung der vom Rec. schon in einem frühern Stück dieser Zeitschrift, ausgezeichneten, mit Geschmack, Sachkenntnifs und Darstellungsgabe, von einem Ungenannten (mit A zu B — I unterzeichnet), gegebenen schätzbaren und reichhaltigen Notizen über Producte schweizerischer Kunst und über die Künstler selbst. Auffallend merkwürdig ist die grofse Anzahl trefflicher Künstler in der Schweiz, und der Reichthum der vorzüglichsten Kunstwerke, die ein dreyjähriger Zeitraum in diesem Lande hervorgebracht hat — aber auffallend und für die Cultur des Kunstgeschmacks erniedrigend ist es auch, wie wenig bekannt und genossen dieser Reichthum in mehrern Gegenden Deutschlandes und besonders in dessen nördlichen Theil, mit geringer Ausnahme, noch ist. Statt dafs die reichen, sich so nennenden, Kunstliebhaber, mit einigen Kosten, sich den vielfachen Genufs dieser, in täuschender Nachbildung der schönen und erhabnen Natur, vortrefflichen Kunstwerke verschaffen konnten, und dazu alle Mittel in Händen haben, begnügt sich der frivole Geschmack der meisten mit den buntgefärbten französischen und (seit einiger Zeit eben so colorirten) englischen Blättern. Zu vielen tausenden werden diese gröfstentheils kindischen Spielereyen der Kunst für geringe den Rahm und das Glas, worin sie gewöhnlich schon gefafst sind, oft noch nicht bezahlende Preise, in öffentlichen Auctionen verkauft — und mit dieser wohlfeilen Tapete, die Zimmer behängt. Ist es zu verwundern, dafs die ächte Kunst auf solchen Steppen und Heiden, noch immer nach Brod geht und dafs hier der Künstler mit dem Handwerker in einem Range steht? — — Beschreibungen von alten Gemälden, Nachrichten von Künstlern (unter andern von der Bemmelschen Künstlerfamilie in Nürnberg) und andere vermischte Notizen, machen den übrigen Inhalt dieses Heftes aus, vor welchem, ein nach einem alten enkaustischen Gemälde, von *Schmidt* in zart punctirter Manier geätzter Petrus-Kopf steht.

6tes Stück. Ueber Kunst, nach Hn. *Kant* von *F. Grillo*. — Einige Grundsätze der schönen Architectur — und von den Säulenordnungen: zwey Aufsätze von *Cleinow* — Nachrichten von *Joh. Hartmann* Landschaftmaler in Biel. Von diesem sehr fleifsigen und geschickten Künstler, besitzt Rec. eine schon vor 16 Jahren für seine Sammlung verfertigte Zeichnung, in *Gouache*, die in der lebendigen und warmen Darstellung der Natur, und in geistvoller Behandlung der einzelnen Parthien, seinen neuesten Arbeiten nicht allein nicht nachsteht, sondern mehrern derselben selbst noch vorzuziehen ist. Rec. wünscht, dafs der etwas harte Ton und die manchmal grellen Farben-Contraste, einiger dieser letzten Landschaftzeichnungen, dem trefflichen Künstler nicht eigen werden mögen. — Beschreibung der von *Watt* und *Boulton* erfundenen und 1793 in Holland errichteten Dampf- oder Stoom-Maschine. Der Mechanismus dieser wirksamen Maschine ist hier beschrieben. — Es folgen Nachrichten von verschiedenen ältern und neuern Kunstwerken. Die der Wiener Gallerie, zum Nachtheil gereichenden Nachrichten S. 825., sollte doch der dortige Gallerie-Inspector Hr. *Rosa* nicht unwiderlegt lassen, wenn er sie anders, wie Rec. nicht zweifeln will, mit gutem Gewissen widerlegen kann. — Die Schilderung Christus, aus einer alten (wohl nicht ächten) Handschrift, S. 828. erinnert Rec. lebhaft, an eines der vortrefflichsten und seltensten Miniatur-Gemälde von *Petiteau*, nach *Jouvenet de Boulogne*, welches er unlängst in Paris in den Händen des bekannten Basreliefmalers *Sauvage*, der es ihm für 100 Carolin anbot, sah. Fast möchte Rec. behaupten, dafs der Künstler den herrlichen Kopf, nach dieser Beschreibung der Gestalt Christus, die im Original in der Pariser National-Bibliothek befindlich seyn soll, entworfen habe; so genau trifft er damit in allen Zügen überein.

7tes Stück. Kraft und Werth der Schönheit. Aphoristische, grofstentheils entlehnte Sätze, die von der classischen Belesenheit des Sammlers zeugen. — Ueber Historische- und Landschaft-Malerey. — Vergleichung der Eigenschaften beider Hauptarten der Malerey. — Von der Luftperspective von *Cleinow*. — Ueber eine Marmor-Gruppe des Bildhauer *Canova* in Rom, Venus und Adonis. Der Genius der alten Kunst ist in diesem seit dem letzten Jahrzehend berühmt gewordenen römischen Künstler wieder erwacht: das beweiset auch diese Nachricht von einer seiner letzten Arbeiten, welche freylich sehr lobredneriſch klingt, und mit einem, den Italienern eignen, Schwulst abgefafst ist. Man lasse doch das Werk seinen Meister loben, und vermindere nicht muthwillig den Eindruck des Kunstwerks, durch solche bombastische Declamationen! — Geschichte der Kunst. Ein Fragment der Kunstgeschichte des Jahrs 1794. Aus dem literarischen Nachlasse des verstorbenen *Engelschall*: ein Aufsatz, welcher schmerzhaft an den frühen Verlust dieses um die schöne Literatur verdienten Mannes erinnert.

Wün-

Digitized by Google

Würzburg, b. d. Expedition der gel. Anzeigen: *Bonnavita Blank's*, Exprovinzials des Minoriten-Ordens, Dr. und Prof. der Phil. und Naturgesch. und Directors des Hochfürstl. mosaischen Kunstcabinetts z. Würzburg. — *Musiv-Gemälde oder Mosaische Kunstarbeiten, in dem Hochfürstl. Kunst-Cabinette zu Würzburg, von ihm selbst beschrieben und mit einer Vorrede herausgegeben* von *A. M. Köl*, Dr. u. Prof. der Phil. zu Würzburg. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 1796. 318 S. 8.

Es ist allgemein anerkannt, was der Vorredner zu diesem Werke rühmt, dass Würzburg in diesem Jahrhundert einige Regenten gehabt hat, welche thatige Beforderer der Wissenschaften und des Gemeinwohles überhaupt waren. Davon zeugen mehrere sichtbare Spuren, welche sie im Lande, besonders aber in der Hauptstadt, von ihrem Daseyn, in Stiftung oder Verbesserungen mannichfaltiger literarischen sowohl als anderer offentlichen Anstalten, zurück liessen. Franz Ludwig der letzt verstorbene Fürstbischof zeichnete sich hierin besonders aus. Ihm verdankt die Akademie Würzburg ihre verbesserte Einrichtungen, und die Stadt manche treffliche Polizey-Anstalten. — Auch der verdiente Vf. des gegenwärtigen Werks Hr. *Blank*, ward von ihm bey der Universität angestellt. Die kurze Skizze seines Lebens und besonders seiner Ausbildung zu einem vorzüglichen und in seiner Art einzigen Künstler, ist in der Vorrede des Prof. *Köl* enthalten. Sein Genie entwickelte sich beym frühen Studium der Naturgeschichte und der Mathematik und bey seinen vielen Wanderungen in den Alpen der Schweiz, wo er in dem Frauenkloster zu Paradies bey Schaffhausen als Pfarrer stand. Mit dem Malen fing er an, verliess aber bald diese Versuche, um selbstständig zu einer *Erfindung* überzugehen, welche er bis zu einem vorzüglichen Grad der Vollendung brachte. Diese Erfindung ist die, nach der Analogie sogenannte, *Moos-Mosaik* oder die Zusammensetzung von Musiv-Gemalden aus Natur-Producten. Er führte nämlich Gemälde, statt mit Farben, mit Auftragen von verschiedenen Arten Moos aus, und brachte hiermit nicht allein Landschaften sondern auch Seeprospecte, Seestürme, feuerspeyende Berge, Ruinen, Gebaude aller Art u. s. w. der Natur höchst täuschend nachgeahmt, zu Stande. Dann setzte er, auf einem flachen Grunde, Vögel in ihren natürlichen Stellungen, durch Auftragen der einem jeden eignen Federn mit eben so glücklichen Erfolg zusammen, und formirte die Nebenwerke hiezu, Bäume, Gebirgstücke u. dgl. ebenfalls aus natürlichen Körpern ohne alle Farben. Aber auch hierbey blieb der Künstler noch nicht stehen. Er ging zur Nachbildung von Säugthieren über, indem er diese durch Auftragen der ihnen eignen Haare, darstellte. Er setzte ferner Landschaften, Tag- und Nachtstücke, auch sogar Portraits theils aus Federn theils aus Holzarten, Flachs, Blumenblüthen, Samenkörnchen, aus dem Staube von Schmetterlingsflügeln und aus den zartesten Geweben und Gespinnsten von Insecten zusammen. — Bewunderungswürdig in der That ist der ausharrende Fleiss dieses Künstlers in der mechanischen Composition aller dieser Werke, aber viel mehr noch, sein Genie und sein viel umfassender Erfindungsgeist, wenn man bedenkt, dass der mechanische Theil seiner Arbeiten es bey weitem nicht allein ist, welcher hiebey in Betracht kommt, sondern dass ein vorzüglicher Grad von vielfachen wissenschaftlichen Vorkenntnissen in den Operationen der Natur und der nachahmenden Kunst, dazu gehört, alle solche Werke in der Vollkommenheit auszuführen, wie solches von Augenzeugen und Kennern versichert wird. — Herr B. ward 1789 nach Würzburg berufen, und entschloss sich, auf Zureden, seine zahlreiche Sammlung eigner Kunstarbeiten in dem Saal des dortigen Minoriten-Klosters öffentlich aufzustellen, zu deren Ansicht jedermann freyen Zutritt hatte, — 1794 kaufte der verstorbene Fürst Bischof, diese ganze Sammlung, für eine sehr mässige Summe, welche, wie der Vorredner sagt, dem Künstler von manchem Liebhaber schon für ein einzelnes Stück geboten war. Dieses gutwillig dargebrachte Opfer, zeugt eben so sehr von der Uneigennützigkeit des Künstlers, als von — der kleinlichen Sparsamkeit des Fürsten und von dem geringen Grad der Belohnung, den im Allgemeinen die Kunst in Deutschland findet, wo der Künstler nur noch gar zu oft mit dem Handwerker und Trödler verwechselt wird. — Die Sammlung ward nun in ein Nebengebäude des Residenz Schlosses versetzt und Hr. B. zum Director dieses musivischen Kunstcabinetts und zum Professor der Philosophie und Naturgeschichte ernannt.

Für die gegenwärtige Beschreibung dieser in ihrer Art gewiss einzigen Sammlung von Kunstwerken ist man dem Vf. Dank schuldig. Sie ist sehr genau und in Ansehung der Stücke darstellend. Merkwürdig ist in diesem gegebnen Detail der einzelnen Gemälde der Aufwand des Fleisses und die zweckmässige und sinnreiche Wahl des Stoffes zu den dargestellten Gegenständen. In Hinsicht dieses Verdienstes will Rec. nicht über den Vortrag der Beschreibungen rechten, welche freylich einfacher, körnigter, weniger weitschweifig und mit mehr Geschmack hätten gegeben werden können. Am auffallendsten ist in den Notizen von den einzelnen Stücken, das Lob der Darstellung dieses und jenes Gegenstandes, womit dem Anschauer der Gemälde nichts gedient seyn kann, das wohl gar den vortheilhaften ersten Eindruck, welchen die Stücke machen müssen, schwächt, und worüber jeder andere Leser lächelt. Folgendes ist die allgemeine Anzeige des Inhalts des Buchs und des Gehaltes der Sammlung selbst; welche in vier schön decorirten Sälen des Würzburger Schlosses aufgestellt ist.

Der erste Saal enthält die Landschaften mit den aus ihren eignen Federn aufgetragnen Vögeln. Es sind 107 Stücke, von 1 bis 3 Schuh gross. Die lateinischen Namen der aus den drey Naturreichen genommenen Stoffe sind beygefügt. Die grosse Mannichfaltigkeit von Vögelarten, in den ihnen einzeln

Digitized by Google

eignen Acten und Stellungen, und die Verschiedenheit der Nebenwerke, ist merkwürdig.

Im zweyten Saal befindet sich die Sammlung der Kryptogamen und der andern Materialien, aus den drey Naturreichen, welche zu den mosaischen Kunstwerken genommen wurden. Der Vf. sammelte sie entweder selbst auf seinen Reisen, oder verschaffte sie sich durch seine ausgebreitete Correspondenz aus den entferntesten Theilen von Europa, so wie aus Amerika. Diese Stoffe sind auf 241 hinter Glas gefafsten Tafeln von 1 Schuh in Quadrat, gefafst. Von der trefflichen Sammlung der Moosarten, verspricht der Vf. eine genauere Beschreibung zu liefern. Auch sind in diesem Saal noch drey grofse Schweizer Prospecte aus Pflanzentheilen, Insecten-Gespinsten u. dgl. zusammengesetzt. Vielleicht hätte diese Sammlung zweckmäfsiger ihren Platz im ersten Saal finden können, weil sie als Vorbereitung zur Betrachtung der musiv *Gemälde* anzusehen ist. Im dritten Saal sieht man die Landschaften, ohne aufgelegte Thiere, und andere Naturgemälde. Fast unübersehlich ist die Zusammensetzung dieser Stücke, aus den verschiedensten vegetabilischen und animalischen Stoffen. Es sind zusammen 39 Gemälde; darunter ist das Portrait des jetzigen Fürst Bischofs, von Federa, in Basreliefmanier wie Marmor bearbeitet.

Der vierte Saal enthält die Landschaften mit ausgelegten Säugthieren und noch eine Vögelsammlung zusammen 15 Stücke.

Der Vf. giebt hierauf eine systematische Uebersicht der in dieser Sammlung befindlichen Vögel, nach der Linneischen Ordnung. — Die folgenden Namen der Vögel und Säugthiere sind deutsch, lateinisch, französisch und englisch angegeben — und endlich ist noch die wohlgeordnete Werkstätte des Künstlers beschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Schrambl: *Rede bey der feyerlichen Wiedereröffnung des K. K. Theresianums* gehalten von *Franz Grafen v. Saurau*, Sr. Maj. Finanz-Minister und Hofkammer-Präsidenten, dieses Hauses ernanntem Protector, den 11 Dec. 1797. 1 Bogen. Diese Rede ist in mehr als einer Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung an Oesterreichs politischem und literarischem Horizonte. Was kann nicht Oesterreich von einem Minister erwarten, der so viel Geist, Geschmack, Beredsamkeit besitzt, als diese Rede verräth! der, wie man aus Privatnachrichten weifs, seinen Horaz immer in der Tasche trägt (auch diese Rede ist mit einem Verse aus dem Horaz geschlossen) und dabey nicht nur die Geschäfte der obersten und geheimen Polizey und des vielumfassenden Finanzwesens leitet, sondern auch durch seine Bemühungen bey Entdeckung und Bestrafung mancherley antimonarchischer Complotte, und bey Organisirung des Aufgebots sich das nahere Zutrauen des Monarchen in höherem Grade erworben hat. Von einem solchen Mann ist jedes Wort, besonders öffentlich gesprochen, höchst wichtig und vielbedeutend.

Der Hauptzweck der Bildung des Adels im Theresianum soll nach dieser Rede dahin gehen, um ächte Staatsbeamte zu bilden, deren der Monarch sich zu bedienen hoffe, um die Menschen beglückenden Entwürfe auszuführen, deren sein fürstliches Herz voll ist; Beamte, die jenen Uebeln entgegenstreben würden, welche der Aberwitz und die Irrthümer unserer Zeit über einen angesehenen Theil Europas ausgebreitet haben: welche deutsche Sitte, die verscheuchte deutsche Redlichkeit zurückrufen, und die Schmach, welche durch Abhängigkeit von fremden Gaukeleyen über Deutschland wieder verbreitet ist, mit der wachsenden Gröfse des Erzhauses tilgen helfen würden. Ueber Eifergeist erhaben, habe der Monarch der neuen Anstalt nicht den Namen *Francisceum* gegeben, sondern den Namen *Theresianum* gelassen; habe einen durch persönlichen Charakter und Gelehrsamkeit gleich schätzungswerthen Mann zum Vorsteher, und zu Lehrern und Aufsehern verdiente in dem weiten Gebiete der Wissenschaften ruhmvoll bekannte Namen (z. E. de Luca, Haschka, Scherer etc.) erkohren. Der Redner selbst verdanke seine Erziehung und Bildung einzig dem Theresianum, und preise sich doppelt glücklich, das Werkzeug zu seyn, dessen Se. Majestät sich zur Wiederherstellung dieser Stiftung zu bedienen geruhte.

Rec. warf sich bey Durchlesung dieser vortrefflichen Rede folgende drey Fragen auf: Ist es wohl dem Geiste der Zeit angemessen, und verspricht es einen guten Erfolg, die Erziehung des Adels von der Erziehung der Bürgerlichen durch abgegene Institute gleichsam zu isoliren? Ist es überhaupt gut, die Erziehung Convicts- und Klostermäfsig einzurichten, und das Herz der jungen Leute von der Individualität des nächtlichen Umgangs zurück, und in die Falten der kalten theoretischen Moral zusammen zu ziehen? Ist es endlich rathsam, diese Erziehung des Adels in die Hände der Geistlichkeit zurückzugeben? Nie hat sich deutlicher, als bey Erscheinung der Gentzischen Schrift an den neuen König von Preussen (S. A. L. Z. 1798. Nr. 1.) ein doppeltes System zur Sicherung der Monarchieen gegen Neuerungen veroffenbart. Ein System thut nöthig; dieses ist unleugbar; planlose Regierungen eilen vollends nur dem in der That drohenden Verderben zu. Das eine System giebt dem Geiste der Zeit nach, und lenkt ihn zugleich unvermerkt, indem es alle billigen Foderungen ächter Aufklärung befriedigt, und so die Aufklärung selbst für die Erhaltung der ruhigen monarchischen Regierungsform, die so verwahrt bey rechtlichen Leuten den Vorzug vor den Stürmen der Demokratie immer behält, interessirt. Das andere System stellt sich dem Geist der Zeit gerade in den Weg, behauptet den *Status quo*, und braucht alle Mittel der Macht über Geist und Leib, um denselben beyzubehalten. Rec. wünschte aufrichtig, dafs, da in solchen Fällen Experimente gar zu kostbar sind, und es weit vorzuziehen wäre, wenn die streitigen Fragen über den wahrscheinlichen Erfolg durch theoretische Discussionen vorläufig berichtigt würden, ohne dafs sich dabey Uebermacht und Leidenschaften in Gesetzen sehr setzten: auch jene drey Fragen in der Rede aufgenommen, und nach ihrer doppelten Seite zufolge dieses gegeneinander Systems gründlich geprüft worden wären.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, auf Kosten des Vf.: *Bibliothek der schweizerischen Staatskunde, Erdbeschreibung und Literatur*, von *J. C. Fäsi*, Prof. der Gesch. und Erdbeschr. 1796. In 3 Bänden 1120 S. 8.

Diese periodische Schrift ist eigentlich Materialiensammlung zu einer vollkommnern Staatskunde der Schweiz, Ergänzung und Berichtigung des neulich (A. L. Z. d. J. N. 68.) angezeigten Handbuches desselben Verfassers. Hieraus ist schon abzunehmen, dass sie, ohne die Geschichte auszuschliessen, sie, zumal insofern es weniger auf Entdeckung unbekannter als auf blosse Darstellung der schon verbreiteten Begebenheiten ankäme, zu keinem Hauptgegenstande macht, und überhaupt nichts praktisch nützliches, wohl aber das nur ästhetisch Schöne, ausser ihrem Wege liegt. Endlich sind die meisten Aufsätze so geschrieben, dass man sieht, es war den Verfassern um die Vervollkommnung der vaterländischen Einrichtungen eben so sehr als um die Vervollkommnung ihrer Kunde zu thun. Indessen ergiesst sich dieser Geist nie in Declamationen, so sehr er auch das Ganze belebt.

Nach dem kurzen Vorbericht folgt ein Aufsatz *über einen höchstwichtigen Gegenstand der öffentlichen Erziehung*, 9—12. In diesem wird sehr gut gezeigt, wie nöthig und wie sehr möglich es ist, jedem Bürger und Landmanne von den Rechten und Pflichten, die er verfassungsmässig hat, einen deutlichen Begriff einzuprägen. Dieses ist in kleinen Republiken, von denen hier eigentlich die Rede ist, zumal unwidersprechlich, und, wenn die repräsentirende Form jedem unmittelbarern Einfluss als ehemals auf die Verwaltung gewähren soll, unumgänglich: diejenige Verfassung, wo dieses gar nicht möglich oder vollends verlaubt wäre, würde überhaupt einen schlechten Begriff von sich erregen. *Bevölkerungszustand der Zürchischen Landvogtey Eglisau*, von *Rutschmann*, Wundarzt und Untervoigt in Hüntwangen, 13—36; 97—112. Die Volksmenge nimmt zu; der Wohlstand nicht eben so. Hiebey äussert der Vf. Besorgniss und gewissermassen Missbilligung in Ansehung des erstern; der Herausgeber berichtiget ihn durch Angabe mehrerer eines Mittels zu Emporbringung des letztern; worin Rec. ihm Recht giebt: so lange noch ganze Zweige des Landbaues und Arbeitfleisses unbenutzt, und in allen Theilen der Welt vortreffliche Landstrecken unbebaut liegen, sind Klagen über zu grosse Volksmenge voreilig. Nur mehr Spielraum lasse man den menschlichen Fähigkeiten. Uebrigens sind Arbeiten wie diese, sehr schätzbar: nur ihre Menge und Genauigkeit wird über die allgemeine Staatskunde des Landes die fehlenden Aufschlüsse liefern. *Bevölkerung von Glaris*, 37—40. Alle vorigen und selbst des Herausgebers Angaben werden durch richtigere Tabellen verbessert: 28000 (nicht blos 16 oder 22000) Menschen. Was muss es um statistische Schätzungen weitläuftiger Staaten seyn, wenn man in diesem Winkel der Erde je den 5ten oder 6ten Einwohner hat übersehen können! *Ueber Vevay und die umliegende Gegend*, 41—56; 1105—1111. Der erste Aufsatz liesst sich mit Vergnügen, und man glaubt sich unterrichtet: aber wie misstrauisch gegen Reisebeschreibungen macht der zweyte, welcher so viel wesentliches daran zu berichtigen findet, dass man erstaunt, wie viel selbst ein so vernünftiger Mann missverstehen und übersehen konnte. Die Wahrnehmungen des Rec. sind ganz dem Berichtiger günstig. *Zusätze und Berichtigungen zu Norrmanns Darstellung des Schweizerlandes*; von Hn. *Fäsi* selbst; 57—86; 210—234. Eine der nützlichsten Arbeiten: Es hatte Hr. N. nicht nur alle in irgend aufzufindenden Büchern zerstreute Materialien gesammelt, kritisch verglichen und mit einer Genauigkeit geordnet, welche von einem Ausländer kaum zu erwarten war; sondern auch handschriftliche Bemerkungen über die gedruckten Angaben zu bekommen gesucht. Man darf sich nicht wundern, wenn so viele Sorgfalt gleichwohl unzureichend erfunden wird: So wenige kennen ganz ihr eigenes Land; so wenige bemühen sich um kritische Forschung; und so mannichfaltige Kenntnisse erfodert die Geographie und Statistik der Schweiz, wo Natur und Menschen gleichsam gewetteifert haben, in einen möglichst kleinen Raum die grösste Zahl von Varietäten zusammenzudrängen. Hr. F. giebt sich die verdienstliche Mühe, überall herumzuschreiben, um jeden Artikel des Norrmannischen Werks an den Orten selbst mit den Gegenständen vergleichen zu lassen. Die hier vorkommenden Bemerkungen betreffen den Canton Zürich; sie rechtfertigen die Mühe. Die *Anzeigen neuer Bücher* übergehen wir, wie gewöhnlich, um nicht Recensionen zu recensiren: Es herrscht Freymüthigkeit in denselben, und, wo ein Missgriff begegnet ist, findet auch die Antikritik ihren Platz. *Ueber Wallis*; 112—131; von dem obigen Vf., der über Vevay schrieb. Er beschäftiget sich vornämlich mit den *Cretins*, welche Abartung der Menschheit er für eine dem Unterwallis eigenthümliche Krankheit hält, wovon der Urstoff in dem Geblüte liege. Nach des Rec. Meynung eine unzureichende Lösung; in-

dem sie die Frage zurückläfst, woher diese Anlage eben in diesem Lande? wovon also aufs neue ein localer Grund wird gesucht werden müssen, und Rec. bleibt noch immer in der Idee, dafs er in der ungeheuren Hitze, welche, wo die Thäler nordwärts hin geschlossen sind, niemals Kühlung zulafst, vielleicht in Verbindung mit dem Wasser ist. In den höchsten Thalern des Obernwallis lebt man mehr auf den Bergen, die Unreinlichkeit ist nicht in gleichem Grade; Kropfe aber sind in diesen hohen Gegenden überhaupt keine Seltenheit; nur ihr Maafs und was im *Cretin* damit sonst verbunden ist, zeichnet diesen aus. *Ueber die Verfassung des Thurgaues;* 132—156; aus einem schon vor vierzig Jahren geschriebenen, ungedruckten Werk des Geographen *J. Conrad Fafi*, Vaters des Herausgebers. Actenmäfsig, und so beschaffen, dafs man den übrigen, unbekannten Reichthum dieser fleifsigen Arbeit, wenigstens in fruchtbarem Auszuge, mit Nutzen und Vergnügen geniefsen würde. Es ist zu hoffen, dafs der Sohn auch nicht unterlassen wird, was zu seiner Zeit der Vater nicht so wagen durfte, den Unterschied zwischen den Gesetzen und der Praxis freymüthig darzustellen. Eine gute Abhandlung über die *Volksmenge der Grafschaft Baden*, 157 ff.; mit einer Tabelle, von Pfarrer *Stamm* zu Birmistorf. 23,750 Menschen. *Zusätze zu Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte*, 160—168. Ein eben so nützliches Unternehmen als die Berichtigungen von Norrmann. Diesmal eine Nachlese zu dem 621 Art. des IV Bandes: *memorandor. Urbis Bernae elegiaca descriptio*, von *Heinrich Lupulus*, und aus desselben Zeit; genau, doch nicht viel neues. *Leben des rheinauischen Pater Moriz van der Meer Hohenbaum*, von *Ildephons Fuchs*, Archiv.; 185—209; nebst einem in Kupfer gestochenen Porträt desselben, das dem ersten, (wie Steinbrüchel's Bild dem 2ten und *Joh. Conrad Fäsi's* dem dritten Bande) vorgesetzt ist. Den Auswärtigen ist *P. Moriz* durch die gelehrte Arbeit in *Zapf's monumentis anecd.* bekannt. Er war ein Diplomatiker von unermüdetem Fleifse; so, dafs, da er 1795 in seinem 78 Jahre starb, der Greis noch zwey Stunden vor seinem Tode, sich an sein Schreibepult setzen liefs, und arbeitend gestorben wäre, wenn die schon starrende Hand ihm den Federzug nicht versagt hätte. Wir verbinden hiemit das *Leben* seines Freundes und Mitarbeiters *P. Basilius Germann* von demselben VI. 281—315. Beiden hat *P. Ildephons* Verzeichnisse der Arbeiten dieser Religiosen beygefügt, und er findet sich zu einer Beschreibung von Mangold's Chronik von Constanz veranlasset; welche Haller's Artikel über dieselbe sehr gut berichtiget. Uebrigens kann man das Leben dieser Männer nicht lesen, ohne zu fühlen, dafs ihre Arbeiten die einförmige Stille und die Unterstützung des Institutes erfoderten, worin sie ihre Tage zugebracht. Für gelehrte Arbeiten, zumal von der Art, wobey mehr Fleifs und Bücher als Weltkenntnifs erfodert werden, (obwohl auch diese ein spat eintretender mitbringen könnte) ist besonders, nicht die Secularisation der Klöster, wohl aber gar sehr zu bedauern, dafs die Fonds dieser, doch eigentlich literarischen Institute auf ganz andere Dinge verwendet (oft verschleudert) werden, ohne dafs je eines dazu eingerichtet würde, für Unternehmer solcher Werke und den Abdruck derselben eine stille Freystatte und Mittel darzubieten. *Ueber die* (zu wenig bekannte) *Verbindung der bündnerischen mit der schweizerischen Republik*, 234—247; 316—337; womit zu verbinden *Uebersicht der politischen Begebenheiten in Bünden* 1795, 649—660; 878—883; *erneuerte und vermehrte Staatsgrundgesetze Bündens*, 1001—1067. Die erste und dritte Abhandlung liefern mehrere bisher ungedruckte oder nur in fliegenden Blattern herumgehende Urkunden: als, den ewigen Bund zwischen Zürich, Glaris und den X Gerichten 1590; zwischen Wallis und Rhätien 1600; Urkunden über das Project einer allgemeinern, engern Verbindung 1701, (welches alles, nebst den Auszügen schon bekannter Staatsacten genugsam zeigt, dafs nach dem *Geist* voriger Zeiten beide Bundesrepubliken gegen auswärtige Machte sich gemeinsam vertheidigen sollten, und wenn in Sachen des Veltellins diese gemeinschaftliche Sorge und Mitwirkung unterblieb, die Schuld weniger an den Alten liegt, als Zeichen einer Zeit ist, wo Schwache und Parteygeist das alternde Werk mehr und mehr untergraben, erschüttern und auflösen); der ewige Bund 1544, der Kefelbrief *(contra ambitum)* 1570; die Landesreformen 1684, 1694 und 1794. Die alteren Grundgesetze findet man vollständiger in der 1767 zu Chur und Zürich herausgekommenen Sammlung. Die neueste Landesreform ist ausführlicher, und ihre Absicht scheint, offenbar, ernstlicher demokratisch: aber wir enthalten uns aller Bemerkungen, weil über die Vorgänge in diesem Lande seit 1794 allzu viele zu machen wären, die nicht in ein gelehrtes Journal gehören. Rec. begnügt sich Vereinigung aller Parteyen zu Behauptung der Freyheit und Verfassung zu wünschen: da denn die eine allerdings nie vergessen darf, dafs Bündten ursprünglich demokratisch ist und kein Bündner dieses zu ändern versuchen soll; die andere aber, dafs Dinge, welche im Widerspruche mit veralterten Gesetzen, misbrauchsweise, aber mit einer gewissermafsen zur Sitte gewordenen Allgemeinheit und Publicität, geschehen seyn mögen, jetzt auf einmal an einigen, die zum Theil selber sie gemifsbilliget hatten, mit Härte zu ahnden, einen schweren Verdacht erregt; dafs Parteygeist das Werk verunstalte, für welches reiner Patriotismus sonst bald alle einnehmen würde. *Leben des* als Philologe, Padagoge und Burger verdienten Canonicus *J. J. Steinbrüchel*, 377—388. Eine malerisch angenehme und geologisch merkwürdige *Beschreibung des* bündnerischen *Thals Ferrera*, eines der einsamsten bewohnten Winkel am Alpgebirge; 389—399. Abdruck eines *Fundamentalgesetzes der Verfassung von Bern* v. 1384; 400—404; über dessen Sinn und politischen Werth *Müller* II, 404—408 einen kurzen Commentar gab. *Bevölkerung des Cantons Schafhausen*; 409—414: Das Resultat ist 26000 Seelen; aber gleichwie sie im Ganzen unstreitig zugenommen, so evident und fast unbegreiflich grofs war ihre

ihre Abnahme in der Stadt! in diesem Jahrhunderte über ein Drittheil! Wir erwarten, dafs in einem folgenden Stück diese Sonderbarkeit aufgeklärt werde: der Geist der Zunftregierung kann der Bevölkerung (wenn er es wäre! *Müller* II, 282) doch wohl nicht in *solchem* Grade nachtheilig seyn; wo wäre sonst Zürich, wo sie um 75 Jahre älter ist? Schafhausen hat wenige Fabriken; aber dieses selbst verdient Erklärung, da die Lage viel günstiger ist als die von St. Gallen und Winterthur. Die Regierung war nichts weniger als tyrannisch; die Sittenlosigkeit eher geringer als gröfser denn anderswo; keine bedeutende Emigration; keine ungesunde Luft. Ueberhaupt (aber *so* stark nicht) haben die Städte in Vergleichung des Landes seit einiger Zeit (in verschiedenen Cantons auch an Wohlstand) abgenommen, und hiedurch ist die Veränderung, welche jetzt vorgehet, bereitet worden. Die Beleuchtung der Ursachen und des Ganges dieses Phänomens ist eine sehr interessante Aufgabe für den philosophischen Geschichtforscher. *Wichtige Vorschläge zu Verbesserung der Erziehungsanstalten*, 415—432; 465—481; und zwar besonders für den Landmann, für die sogenannten niedern Classen und die Kaufleute. Anfangs liefs man jenen so ganz bey dem Feldbaue und den Handwerker bey seiner mechanischen Arbeit, dafs eigentlich nur besonders in theologischer Rücksicht das sechzehende Jahrhundert Landschulen und sogenannte deutsche Schulen errichtete; und sie sind noch so schlecht als ihr erstes unvollkommenes Institut es mit sich brachte. Die Wichtigkeit der Reform mufs jedem Eidgenossen einleuchten, der die Gewalt von den sonst höheren Ständen an das Volk unwiderstehlich übergehen sieht. Was wird daraus werden, wenn es nicht gebildet ist? wenn keine Humanität die Kraft der Charaktere mildert? wenn keine richtigen Begriffe gegen demagogische List waffnen? Vergeblich würde man sich die Möglichkeit einbilden, durch Entziehung des Unterrichts neue Ideen überall aufser seinem Gesichtskreise zu halten. Liefst sie der Dorfschulze nicht aus den Zeitungen vor? Und nichts ist gefährlicher als die falschen Begriffe. Dieses ist genug, um auf diesen und ähnliche, praktisch ausgedachte Vorschläge aufmerksam zu machen. *Zwey Gutachten über Brandassecuranzcassen im Canton Bern*, auszugsweise, 452—462. *Edle Handlung eines Zürcher Landmannes*, welcher in der Theurung der Kriegesjahre den Armen in seinem Kirchspiele wöchentlich Mehl austheilen liefs, ohne dafs sein Name bekannt wurde (wie er denn auch ihn verschwiegen wird), 486 ff. *Bevölkerung von Appenzell äufser Rhoden*, 492—497: 39,414 Seelen. Auch hier nahm sie (obwohl keine Stadt dort ist) hinter der Sitter zu, in vielen Kirchspielen vor der Sitter merklich ab; eben wie die Zahl der Ehen im letzten Decennium am unbeträchtlichsten war. Doch dieses läfst sich daraus erklären, weil dieses Land, zumal gewisse Gegenden) besonders vom Fabrikwesen lebt, welches durch Anstalten der vorigen und noch mehr durch die Ereignisse unter der jetzigen französischen Regierung sehr grofse Stöfse erlitten hat. *Geschichte des eidgenössischen Defensionals*, 492—539; 560—587. Dieses Defensional ist eine Ausgleichung, wie viele Mannschaft jeder Canton zu einem Corps von 13,400 Mann mit 16 Stücken zu stellen hätte. Vervielfältigen, vermindern kann man die Zahl nach den Umständen; die Verhältnifs bleibt. Nur müfste auch diese wenigstens alle funfzig Jahre eine Revision untergehen, weil so die Volksmenge hier steigt, dort fällt. Ohnehin versteht sich, dafs alle übrigen Punkte, (so wie die Waffen und Kriegsmanier der Staaten sich ändern, mit welchen man es aufzunehmen haben mochte) von Zeit zu Zeit modificirt werden müssen. Ueberhaupt ist dieses, in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges und in den ersten Kriegen Ludewigs XIV entworfene Defensional dem Geschichtschreiber merkwürdiger als zu unseren Zeiten für den Staat wichtig. Die Darstellung ist actenmäfsig. *Auszüge ungedruckter Urkunden, Freyburg im Aechtlande betreffend*, 540—546; um so schätzbarer, je mangelhafter die diplomatische Kenntnifs der Geschichte dieser, doch merkwürdigen Stadt bisher ist. *Fasch über die Vermehrung des Kornbaues im Canton Basel*, 551—558; sehr gute Vorschläge. *Ulysses von Salis* beschreibt 588—621 *die Gebirge des Bündtnerlandes im Grofsen*: Eine vortreffliche Arbeit: sorgfältig, deutlich, voll mannichfaltiger Aussichten. Wenn der enge Raum zwischen dem Falknifs und dem Berge hinter Ragaz mit einem berghohen Damme verrammelt werden könnte, so würde das ganze Land diefseits der Alpen jetzt noch ein See, 605. In der ganzen Alpenmauer ist nur Eine, wahrscheinlich durch ein Erdbeben geöffnete Schlucht, wodurch man aus Deutschland fast ebenes Fufses nach Italien kommen kann; der Inn strömt sich durch dieselbe und liefse sich wohl mit der Adda verbinden; 601—619. Sonderbare Verschiedenheit des Baues der Alpen auf der südlichen Seite, 612, 616. *Bevölkerungslisten von Neuchatel und Valangin*, 622—625: 43,856 Seelen. *Ulrich, Taubstummenlehrer*, 626—637; und Probe, dafs der Rath von Genf, bey den schrecklichen Unruhen das Gefühl, was er einem Wohlthäter der Menschen schuldig ist, nicht verloren hat. *Patriotische Nacheiferungsgesellschaft zu Neuchatel*, 638—643; ein Verdienst des auch sonst so schätzbaren preufsischen Gesandten zu Turin, Chambrier. *Verhandlungen mit der französischen Republik, betreffend die Verwahrung der Grenze bey Basel*, 661—670. Hoher Ton und bescheidene Würde gegen einander. *H. C. Escher's geognostische Nachrichten über die Alpen* 671—695; 857—878. Diese Abhandlungen gehören in Ansehung der Neuheit der Betrachtungen und Resultate, unter die vorzüglichsten, und werden von niemanden ungelesen bleiben, wer sich von der Theorie der Erde richtige Begriffe bilden will. Man kömmt auf die sonderbarsten Erscheinungen: das Jungfrauhorn, die Wetterhörner, mit ihren 12000 Fufs hohen, mit ewigem Schnee und Eis belasteten Firsten, aus ganz bestimmten Kalksteinschichten bestehend, welche dem Anschein nach bis in ihre oberste Höhe fortsetzen! Auf nichts ist Rec. begieriger als auf die fernere Darstellung auch der zwischen Wallis und Piemont liegen-

den Kette, und am allermeiſten auf die Auseinanderſetzung der aus allen Angaben reſultirenden Entſtehungsgeſchichte. *Epochen der Kloſterſtiftungen* 696—702; 762—768. Nichts weniger als diplomatiſch, ja nicht ohne unrichtige Angaben. Sonderbar fällt jedoch auf, vom ſiebenten bis zum XIII Jahrhund. zwar 23, und eben ſo viele Stiftungen im XIII, hingegen aber auch zwiſchen 1601 und 1684 *zwey und dreyſſig* derſelben anzutreffen; im achtzehenten Jahrhundert noch zwey, deren das letzte 1734. *Leben Joh. Conrad Faſi*, des Geographen; 729—761. Geboren 1727; geſtorben 1790. Sehr gut; man überſieht das thätige, und immer auf das Nützliche abzielende Leben eines Mannes, der über Vorurtheile erhaben war, deren Beſiegung andere jetzt erſt dem Zeitalter ſchuldig werden. Lobenswürdiges *Edict von Solothurn*, wodurch alle Leibeigene ohne Entgeld, ſchon 1785, frey gelaſſen, indeſs einigen Klöſtern die übrigen zu eben dieſem Zweck mit einer Aufopferung von 15000 Cronen abgekauft wurden; 767—771. *Ueber die Gewäſſerſcheidungslinie* 772—784. Ein Theil des Hauptwalles des Mittelmeerkeſſels gehet durch die Schweiz, und in derſelben hat der Wall vermuthlich ſeine höchſte Höhe. Dieſe Art von Beobachtungen iſt reich an Folgen, deren Darſtellung die Grenzen der ſchon zu ausführlichen Recenſion verbieten. *Brodaustheilungen im Canton Zürich* 1794 f.: Von 171,937 Einwohnern haben 34,697 dieſe Unterſtützung verlangt, und z. B. 1795 mit Aufopferung eines Werthes von 119,704 Gulden 26 Schill. von der Obrigkeit erhalten. Das ſind die tyranniſchen Oligarchen, worüber der *Ami des Loix* und der *Redacteur* ſchreyen! *J. Conrad Faſi Abhandlungen über die Geſchichte der Schweiz, zwiſchen* 1500 *und* 1510., 794—855; 884—939; 979—1000; 1068—1104. Sehr ſchätzbares Probeſtück der von ihm aus *Gilg Tſchudy's* und anderen urkundlichen Papieren bearbeiteten Fortſetzung der berühmten tſchudiſchen Chronik, dieſes Fundamentalwerks der Geſchichte der Schweiz, deren Herausgabe im J. 1771 angekündiget, aber von der damaligen Regierung, aus übertriebener Aengſtlichkeit unterſagt wurde. Freylich würde der Geſchichtforſcher die chronologiſche Darſtellung der Abſchiede nach ihrem vollen Inhalte, und die Ausfüllung der Zwiſchenräume aus gleichzeitigen Chroniken, jeder *ſchönern* Bearbeitung vorziehen; denn es erleichtert ihm ſeine Arbeit, alles im Zuſammenhange der Zeiten und Umſtände überſehen zu können: die Farben wird jeder nach ſeiner Weiſe auftragen; den Geiſt wird er ſeinem Werk am beſten einhauchen, wenn der des Alterthums, ganz ungemiſcht, aus dem unzerſtückelten Ganzen, ihn angehaucht hat. Doch muſs Rec. ſagen, daſs auch ſo hier ungemein viel zu lernen iſt: Abſchiede von ſonſt nie bekannt gewordenen Inhalte ſind in ihrer einfaltigen Urſprache abgedruckt, und Punkte der ſchw. Geſchichte beleuchtet worden, die es beſonders bedurften. Die Abtheilung nach Materien, die Verbindungen, die Betrachtungen, ſind als Stützen zur Forthülfe des gröſsern Publicums anzunehmen, und man kann auch nicht ſagen, daſs etwas fremdartiges eingemiſcht worden. Der erſte Abſchnitt enthält die Verhandlungen mit Frankreich, der zweyte mit dem Kaiſer, der dritte mit Rom und Venedig, der vierte über die Aufnahme der Städte Baſel, Schafhauſen und (was aber vereitelt wurde) Coſtanz in den Schweizerbund. Alle geben zu Betrachtungen Anlaſs, welche wir uns ungern verſagen.

Dieſe Bibliothek wird fortgeſetzt; ſobald wir die Stücke des Jahrganges 1797 vollſtändig in Händen haben werden, ſoll ihre Anzeige folgen. Es wäre übrigens beſſeres Papier zu wünſchen; aber der Vf. würde es wohl weder an äuſſerlicher Vervollkommnung noch Fleiſs der Fortſetzung fehlen laſſen, wenn er (wie es zu wünſchen iſt) nach Verdienſt unterſtützt würde.

* * *

MAGDEBURG, b. Keil; *Predigten mit Hinſicht auf den Geiſt und die Bedürfniſſe der Zeit und des Orts*, gehalten von *C. G. Ribbeck*. 3ter Th. 1797. 272 S. 4ter Th. 1798. 332 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 330. 1797. No. 278.

HAMBURG, b. Wörmer: *D. Chriſt. Ludw. Gallings Auszüge aus ſeinen Sonntags- Feſt- und Paſſionspredigten, im Jahr* 1796. 19ter Jahrgang. 288 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Suppl. No. 50. 1786. Suppl. No. 84. 1793. No. 164. 1794. No. 54. 1797. No. 319.)

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der Hiſtoriker, oder Compendiöſe Bibliothek der Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der Geſchichte. I. Theorie der Geſchichte. IV. a. A. Geſchichte der Römer. V—VIII Heft.* 1798. 350 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 264. u. No. 312.)

BERLIN, b. Schöne: *Biographien einiger merkwürdigen Berliniſchen Freudenmädchen.* 3ter Th. — Auch unter dem Titel: *Raritäten von Berlin oder Geſchichten merkwürdiger Berliniſcher Freudenmädchen vom Mann im grauen Rocke.* 4ter Th. 1798. 306 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. No. 344. 1798. No. 60.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. März 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Bern, in der Obrigkeitl. Druckerey: *Gutachten Mrhgh. hrn. der Committirten über die Verbeſſerung der hieſigen Criminal-Proceſsform.* Gedruckt und Mrghrn. Rath und Bürgern auszutheilen erkennt, den 31 Jan. 1797. 252 S. ohne Inhaltsanzeige 8.

Der Canton Bern arbeitet ſchon mehrere Jahre an Verbeſſerung ſeines Criminalweſens. Bereits vor 11 Jahren war von Abſchaffung der Tortur die Frage. Im J. 1791 wurde „eine Inſtruction zu Führung der Criminal-Proceſſe“ in der Geſtalt eines Lehrbuchs abgefaſst. Sie blieb unbenutzt, bis im Hornung 1795 ein ſo genannter „Anzug“ (eine Vorſtellung? oder eine Motion?) die Bürger von Bern und die deutſchen Unterthanen in peinlichen Sachen auch mehrere Inſtantien genieſſen zu laſſen, zum Vorſchein kam; jener Entwurf ward nun in ein ſchriftliches Gutachten zuſammengezogen. Man fand ihn aber den Abſichten der Obern und der Verfaſſung des Berner Staats nicht angemeſſen. Nun wollte man beſtimmt, eine Inſtruction für die Criminal-Richter zu Stadt und Land, nur, wie dieſe an ſich wirklich ſchon beſtehen. Und hierüber iſt gegenwärtiges Gutachten der niedergeſetzten Commiſſion durch den Hn. Rathsconſulent *Haller* (des groſsen Hallers und der Mariane Enkel, Sohn des Vf. der Bibliothek Schweizer. Geſchichte), einem noch jungen aber verdienten Mann abgefaſst worden.

Also ein Local-Actenſtück! welches nur als ſolches beurtheilt werden kann. Wir enthalten uns daher auch aller Kritik, welcher es als ein gelehrtes Product unterworfen wäre. Dagegen, da kein Menſchenfreund gleichgültig bey elenden Proceſsformen bleiben kann, wenn ſie auch von weitem ihn ſelbſt nicht treffen, ſo wollen wir über die Sache ſelbſt unſere offenherzige Meynung ſagen. Das Gutachten fängt mit einer guten theoretiſchen Abhandlung über den Begriff und die Grundſätze einer peinlichen Proceſsordnung an; hierauf folgt eine für den Fremden oft zu magere Geſchichte und Darſtellung der gegenwärtigen Verfaſſung des Berner Criminal-Juſtizweſens. Alsdann kommen die Vorſchläge zu den Verbeſſerungen, und dieſe ſind am Ende in 78 Fragen aufgelöst. Das Ganze hat auf ſolche Art eine Einrichtung, welche für die Bequemlichkeit der Ueberſicht und der Entſcheidung nicht beſſer ſeyn konnte. Dem Vf. ſo wohl als der Commiſſion gereicht auch vorzüglich die Freymüthigkeit und Beſcheidenheit ſehr zur Ehre, womit ſie Mängel anzeigen, zum Theil aber auch nur kaum andeuten. Sie geſtehen S. 119. offenherzig: es begegne zuweilen, „daſs Proceduren anhgehoben werden, die auf keine glaubwürdige oder „doch auf eine ſehr unbeſtimmte und unwahrſcheinliche Art bekannt worden ſind, und wobey die Inquiſition zu einer Weitläufigkeit anwächſet, ohne „daſs doch zuletzt aus denſelben ein wirkliches Reſultat herauskommt, wohl aber der Nachtheil entſpringt, daſs die Inquiſiten lange in Gefangenſchaft geweſen, an ihrer Ehre und Verdienſt Schaden gelitten, und zuletzt, ob gleich losgeſprochen, „dennoch unter dem Verdacht der öffentlichen Meynung des durch die Inquiſition angetaſteten guten „Namens leiden müſſen.“ S. 127. „Der Miſsbrauch „von der Folter war in der That ſo unbegreiflich „groſs, daſs man faſt gar keine andere Art von Inquiſition als die peinliche Frage kannte.“ S. 142. „Wenn man aber ſchon die das Criminal-Juſtizweſen betreffende Erkenntniſſe und Gewohnheiten in „einen eigenen Codex zuſammenfaſſen, für die Zukunft feſtſetzen und mit einer guten Inſtruction für „die Leitung der Proceduren begleiten wollte; ſo „würde doch dieſe Arbeit zu dem vorhabenden „Zweck nicht hinlänglich ſeyn. Je beſſer und methodiſcher dieſelbe gemacht würde; deſtomehr müſſte die Dürftigkeit und Unvollſtändigkeit der vorhandenen Anſtalten ins Auge fallen.“ etc. „Zu dem „iſt aber auch die beſte Proceſsordnung nicht auszuführen möglich, oder wenigſtens nie auf ihre genaue Befolgung zu zählen, wenn die Gerichtsſtellen nicht mehr oder weniger derſelben angepaſst, „und diejenigen Perſonen, welche die Inſtruction erfüllen ſollen, entweder mit zu viel andern Geſchäften überladen ſind, oder ihnen ſelbſt ganz allein „überlaſſen, ohne Hülfe noch Aufſicht, noch Controlle ſtehen.“ Da ſiehet es freylich noch traurig aus, und die Criminal-Juſtiz, welche uns gegen Mord, Raub, Brand u. ſ. w. ſchützen ſolle, iſt in den Händen ſonſt zu viel überladener, noch dazu unwiſſender Perſonen öfters ſelbſt die allergröſste Verbrecherinn, ihre Greuel hüllen ſich zwar in Formalitäten, aber der Unſchuldige, den ſie martert, leidet mehr, als wenn er unter den Händen wirklicher Räuber und Mörder wäre. Die Proceſſe der letzten ſind doch wenigſtens kürzer.

Für die auf ſolche Weiſe unleugbaren Uebel der Criminal-Juſtiz im Berniſchen ſind die hier gemachten Verbeſſerungs-Vorſchläge zwar alle gut; wir halten ſie aber nur noch nicht für hinlänglich genug, und zwar in zwey Hauptrückſichten. 1) Schon zur

Beurtheilung: ob ein Verbrechen, was für eins begangen worden, wie die Anzeigen beschaffen seyn? und dann zur Untersuchung selbst gehören so viele Kenntnisse und Eigenschaften, dass in der That für einen Inquirenten Ehrlichkeit und ein schlichter Verstand nicht hinreichen. Noch mehr gehört aber 2) alle mögliche Menschen- und Gesetzkenntniss zur Entscheidung über Verbrechen. Wo gute Inquirenten fehlen, da sind die besten Gesetze und Instructionen beynahe unnütz; der schlimmste Missethäter entschlüpft ihrer Ungeschicklichkeit eben so leicht, als sie den Unschuldigsten leicht mit Fragen und Gefangniss martern können. Gute Inquirenten zu bilden, ist nun so schwer nicht. Bey guten Criminal-Gesetzen und Instructionen wird aus jedem nur mehr als mittelmässigen Kopfe doch wenigstens ein erträglicher Inquirent, und da jeder District nur einen Inquirenten nöthig hat, so sollte es daran nirgends fehlen können. Nur müssen Erblichkeit, Loos, Familienverbindung u. dergl. nicht ihre Anstellung bestimmen. Weder Verträge, noch Privilegien können auch eine Regierung binden, dass sie die Criminal-Procedur schlechten Händen anvertrauen oder lassen muss. Sie kann sie wenigstens zur Bestellung tüchtiger Amtsverweser anhalten. Woher hat nun die Klage S. 119., wovon wir oben einen Auszug gaben, anders ihren Ursprung, als dass hie und da schlechte Inquirenten sind, oder die Gerichte selbst ihre Criminal-Gerichtsbarkeit schlecht verwalten müssen? Hierüber scheint nun nicht befriedigend zu seyn, dass nach S. 144. diese Rechte und Gerichtsbarkeiten auf Titeln und Verträgen beruhen, welche die hohen gnädigen Herrn heilig zu halten gewohnt sind, und die ohne Einwilligung des Nutznieссers nicht geschwächt noch modificirt werden sollen; der weitere Zusatz, dass sie hiezu bisher durch keinen Missbrauch oder Nachlässigkeit Anlass gegeben haben, rechtfertiget die Schonung der Titel und Verträge in einem so wichtigen Fache als die Verwaltung der peinlichen Gerichtsbarkeit ist, nicht. Denn ohne Missbrauch, d. h. ohne Vorsatz und ohne Nachlässigkeit kann man aus Unwissenheit und Unverstand „Proceduren unternehmen, wo am Ende nichts heraus„kommt, als dass ein Unschuldiger gepeiniget wor„den ist.“ Dass auch diese Gerichtsstellen sich die landesherrlich vorgeschriebene Processform so wohl als auch die einzuführende Criminalgesetze gefallen lassen müssen, ist wohl wahr. Allein das Gutachten erkennt selbst an einem andern Ort, und es ist unleugbar, dass die besten Criminalgesetze in schlechten Händen unnütz, wenigstens unzureichend, sind. Mithin anstatt hier einen Schleier über die Gebrechen der peinlichen Gerechtigkeits-Stellen zu ziehen, hatten wir gewünscht, den Rath zu finden, dass schlechte Inquirenten aller Titel und Verträge ungeachtet entfernt werden sollen.

Ganze Criminal-Gerichte abzuändern, und sie mit lauter fähigen Männern zu besetzen, gehet freylich so leicht nicht an. Allein, warum bedient man sich in der Schweiz nicht auch des so einfachen Mittels, dessen man sich anderer Orten, wo die Criminal-Gesetze nicht deutlich, vollständig und bestimmt genug, die Gerichte hingegen mit ungelehrten Leuten besetzt sind, mit so augenscheinlichem Nutzen bedient? Warum fragt man nicht unparteyische Rechtsgelehrte um Rath? Selbst Souverains, die keine eigene aus Gelehrten bestehende Criminal-Gerichte haben, thun dies, und schon lange, ehe man sich eine französische Revolution träumte, ehe man noch den an sich noch so unbestimmten Satz: die drey Staats-Gewalten müssten getrennt seyn, mit so viel Aufwand von Worten und Blut predigte; ist solcher in den souverainsten Staaten in wirklicher Ausübung. Sie haben entweder sachverständige Gerichte, oder lassen Sachverständige um Rath fragen, und in keinem wohlgeordneten Staate setzet die Regierung eine härtere Strafe an, als diese Sachverständigen anrathen, wohl aber kann sie mildern. Dergleichen Bemerkungen haben wir ungern in gegenwärtigen Gutachten vermisst, und dass sie nicht unnöthig seyn, mag hier nur eine kurze Darstellung der peinlichen Gerichtsverfassung in Bern selbst beweisen. Der Herr Grosweibel allda ist der Inquirent in der Hauptstadt und dem dazu gehörigen ansehnlichen Bezirke von vier Landgerichten. Er hat zwar noch den Gerichtsschreiber und in allen Capitalfällen zu den Herrn Räthen einen Oberexaminator zur Beyhülfe. Allein noch neben diesen Verrichtungen ist er das Haupt aller Weibel, hat die Sicherheitspolizey zu verwalten, und ist zugleich Präses des Stadtgerichts, in welchen Eigenschaften er mit einer Menge streitiger und nicht streitiger Civil-Sachen überhäuft, und gehalten ist, alle Morgen den Versammlungen vom Rath oder Rath und Bürgern beyzuwohnen. Denke man sich den arbeitsamsten tüchtigsten Mann; wird er allen diesen Verrichtungen gewachsen seyn? Ausser dem wird seine Ernennung durchs Loos entschieden, und lässt sich wohl bey den grossen ökonomischen und politischen Vortheilen dieses Postens, erwarten, dass sich immer Leute zum Loos melden werden, welche ihn ganz ausfüllen?

Zur Untersuchung der Criminal-Procedüren ist in Bern eine eigene Commission, diese bestehet aber aus zwey Heimlichen, die auch sonst die Hände voll zu thun haben, und aus einem Raths-Gliede, aber gerad allemal dem jüngsten!!!

Das Urtheil selbst wird so dann vom Rath, von „Räth und Bürgern“ aber nur dann gefällt, wenn es Bürger aus Bern oder aus den dahin gehörigen vier Landgerichten betrifft. Dieses letztere Collegium bestehet aus 200 Mitgliedern, und stellt zugleich den Souverain von Bern vor!

Gegenwärtiges Gutachten giebt nun bey manchen Gebrechen kaum einen Fingerzeig, bey andern hingegen thut es, jedoch mit aller möglichen Schonung, vortrefliche Vorschläge, und zwar öfters auf zwey, dreyerley Art. Wir wünschen, dass die Krisis, worin sich gegenwärtig auch der Stand Bern befindet, die Absicht gegenwärtiger Blätter nicht ver-

eitle.

Digitized by Google

eitle, ſondern vielmehr befördere, und zwar ohne unſelige Revolutions-Ausbrüche.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Deroy, *Oeuvres de Félix Nogaret. L'Ariſtenete françois.* Tom. I. 19. und 228 S. Tom. II. 244 S. De l'imprimerie de Coſſon à Verſailles. 1797. 12. (19½ gr.)

Frankreich beſaſs vorher ſchon mehrere Ueberſetzungen und freye Bearbeitungen des griechiſchen Sophiſten. Hr. *Noguret* kennt derſelben drey, eine verſtümmelte Nachahmung vom J. 1695, deren Verfaſſer ein Capuziner war, eine andere von 1752, das Werk eines Rechtsgelehrten, und die Arbeit des eben ſo geſchickten, als liebenswürdigen Literators *Berenger*, deſſen Erzählungen in Ariſtänetiſcher Manier im Manuel des boudoirs (3 Bde in 16.) eingerückt ſind. Rec. hatte niemals Gelegenheit, die beiden erſten Werke kennen zu lernen; auch ſcheinen ſie in Frankreich ſelten zu ſeyn. Er kann daher ihren Werth ſo wenig beurtheilen, als er anzugeben vermag, welches derſelben von *Alain René le Sage* neuerlich Wort für Wort abgeſchrieben wurde, da ſich Hr. *Nog.* darüber, nach Vorr. S. 11. und Th. II. S. 237. widerſprechend äuſsert. Dagegen beſitzt der Rec. eine Ueberſetzung des Sophiſten unter folgendem Titel: *Lettres d'Ariſtenete, aux quelles on a ajouté les lettres choiſies d'Alciphron traduites du Grec. Londres* 1739, worin der ganze Schriftſteller ohne irgend eine bedeutende Auslaſſung oder Verkürzung enthalten iſt. Es kann daher Hr. *Nog.* nicht behaupten, dafs er der erſte ſey, der den Ariſtänet in franzöſiſcher Sprache ganz übertragen habe. In ſeinen Augen war Berenger allein ein gefährlicher Nebenbuhler. Der Grund, warum die Verſuche von 1695 und 1752 verunglückten, wird S. 12. alſo angegeben: *c'eſt que la luxurie n'eſt pas la volupté; c'eſt que Thémis eſt gauche, quand elle veut ſ'égayer.*

Was nun die Arbeit des Hn. *Nog.* ſelbſt betrifft, ſo ſind wir, wenn er doch den Ariſtänet überſetzen wollte, damit vollkommen einverſtanden, dafs er weder in der Sache, noch im Ausdruck ſich mit Aengſtlichkeit an das Original hielt. Ein Schriftſteller, wie dieſer, darf dem heutigen Publicum, und noch dazu franzöſiſchen Leſern, in keiner buchſtäblichen Ueberſetzung vorgelegt werden. Nur einige der intereſſanteſten Erzählungen, die der geſchmackvolle Verfaſſer wohl zu unterſcheiden wuſste, und mit einem Sternchen bezeichnete, konnten mit Genauigkeit übertragen werden. Solche, vor denen ein doppeltes Sternchen ſteht, ſind freye Bearbeitungen mit Zuſätzen und Verſchönerungen. Ein dreyfaches Sternchen kündigt eine, in der Manier des Griechen ſelbſterfundene Erzählung an. Wir wollen unſern Leſern von jeder Gattung insbeſondere Nachricht geben.

Die Zahl der eigentlich überſetzten erotiſchen Erzählungen iſt nicht ſehr groſs, und ſelbſt manche, die von dem Vf. dafür ausgegeben werden, können doch nur für Nachahmungen gelten. Einem jeden Stücke der ganzen Sammlung iſt ein lateiniſches Motto vorangeſetzt, das der Einbildungskraft des Leſers den Inhalt der Erzählung mit wenig Worten andeuten ſoll. Man kann dabey den Scharfſinn und die Beleſenheit des Vf. in lateiniſchen Dichtern und Rednern nicht verkennen, von denen er öfters mit Verehrung und Enthuſiasmus ſpricht. Bekanntlich trägt im Originale jeder ſogenannte Brief eine doppelte Ueberſchrift, die aus der Inhaltsanzeige und der Adreſſe beſteht. Dieſe fällt in der franzöſiſchen Nachahmung ganz weg, und an die Stelle jener, die nach des Rec. Urtheil von dem Vf. ſelbſt herkommen, und nicht, wie der Verdeutſcher Ariſtänets vermuthet, Zuſätze eines müſſigen Grammatikers ſind, treten gewähltere und paſſendere Titel. B. I. Br. 7. (*Nogar.* I, 10.) hat die Ueberſchrift: *Le futur n'y connoîtra rien.* — Dafs die Ueberſetzungen des Vf. aus dem griechiſchen Originaltexte gemacht ſind, hat ſich Rec. nirgends überzeugen können. Mit der griechiſchen Sprache ſcheint Hr. *Nog.*, wie ſchon aus der verfehlten Rechtſchreibung ſo vieler griechiſchen Namen erhellet, keineswegs vertraut zu ſeyn. Er gedenkt auch blofs einer lateiniſchen Ueberſetzung des *Jean Corneille de Gaw*, (von der wohl kein Literator noch etwas gehört hat) und weifs nicht einmal, dafs ſein Landsmann, *Joſias Mercier*, Verfaſſer des lateiniſchen Ariſtänet iſt. Bisweilen geſchieht es auch, dafs er den Sinn der *lateiniſchen* Worte nicht erreicht. *Tumultuarium* ſtratum nactus (*Ariſtän.* I., 2. *Nogar.* I., 16.) heifst doch nicht: *j'y trouvai un lit en déſordre.* Die Urſchrift ſagt: στρῶμα αὐτοσχέδιον εὗρον, und was darunter zu verſtehen ſey, kann dem Sprachkundigen nicht entgehen. In ähnlichem Sinne ſagt *Euſtathius* (Geſchichte des Ismenias und der Ismene) B. V. S. 225. τράπεζα αὐτοσχέδιος. Der Ton der Erzählung iſt überall ſehr gut getroffen.

Unterhaltender und mehr im Tone moderner Schriften ſind diejenigen Stücke, worin der Vf. den Grundzügen der griechiſchen Erzählung folgt, und in der Ausführung ſich ſeiner Einbildungskraft und Laune überläſst. Das Original iſt hier oft ſo unkenntlich, dafs es einer groſsen Bekanntſchaft mit dem Sophiſten bedarf, um das vor Augen gehabte Stück zu erkennen. Indeſs Ariſtänets Perſonen faſt gar nicht in Handlung ſind, iſt hier alles belebt, und überall ſind Gottheiten, die ſich für die Liebenden verwenden. Als Muſter guter Erzählungen merken wir an: Th. I. S. 134., ff. *l'Amante abandonnée* (Ariſt. II., 13.) und ebendaſ. S. 154. ff. *l'Echange* (Ariſt. II., 15.). Selten geſchieht es, dafs der Vf. dem griechiſchen Coſtume ungetreu, und in ſeinem Stile etwas gedehnt wird, deſto häufiger aber, dafs er das Original durch Mangel an Delicateſſe und durch eine ausgelaſſene Phantaſie übertrifft, in welcher Rückſicht er jedoch ſeine Schuld ſelbſt eingeſteht, und dem Leſer in der Vorrede eine Warnung giebt.

Unter den ſelbſterfundenen Erzählungen ſind einige, z. B. *les philoſophes, la prodigue et l'avare, Si-*

monide et Glycerie, die nicht im Geiſte Ariſtänets gedichtet ſind, und eher unter den *Contes philoſophiques* des Vfs. eine Stelle verdienen möchten. Ein artiges Stück, das eine Menge Regeln für Eheluſtige enthält, führt die Ueberſchrift: *Stheſicore (Steſicore) avoit raiſon.* Es iſt die Geſchichte eines Mannes, der zweymal in ſeinem Leben auf das heftigſte geliebt hatte, und nachdem der Taumel der Leidenſchaft vorüber war, die Summe der angenehmen und unangenehmen Empfindungen während ſeiner Liebe berechnet, um einem ſeiner Freunde das Uebergewicht der letzten vor Augen zu legen. Der Schluſs dieſer Erzählung, worin ein unglücklicher Ehemann gegen jede Ehe aus Neigung declamirt, diene unſern Leſern zur Probe von der Schreibart des Vfs.: „*Les mariages d'inclination ne vaudront jamais les mariages de convenance. Deux individus ſans reſſources ſ'uniſſent par amour, comptant ſur un attachement eternel, qui doit leur tenir lieu de tout, et qui ne leur tient lieu de rien. Ils finiſſent par ſe haïr, etonnes qu'ils ſont au bout d'un terme aſſez court, de ſe voir d'un tout autre oeil que par le paſſé. Au contraire, les mariages de convenance ont cela d'avantageux, que chaque contrahant ne fonde ſon bonheur que ſur l'aiſance de la vie. On ſe prend avec une eſpèce de certitude qu'on ne ſ'aimera pas, et c'eſt de cette perſuaſion que naît la felicité. S'il arrive qu'on ſ'aime, on jouit d'autant plus que l'on y avoit moins compté. Votre femme n'eſt point jolie, mais elle eſt bonne, mais elle eſt douce. Avec elle, vous n'êtes point gêné. Rentre chez vous, elle vous accueille ſans vous etouffer; elle eſt agreable à vos amis: elle les reçoit d'une façon engageante qui les rappelle, et vous rend votre priſon preferable à toute autre. L'amitie ſe renforce: la reconnoiſſance vous captive. Ce ſentiment raiſonne vaut mieux que tous les feux folets de l'amour. Je ne te dirai: marie-toi, que quand tu ne me parleras pas d'une femme ſur le ton de l'enthouſiaſme.*“

Da der vor uns liegende Ariſtänet nur einen Theil der Schriften des Vf. ausmachen wird, ſo zeigen wir unſern Leſern noch die übrigen Werke an, welche in nachſtehender Ordnung auf das gegenwärtige folgen werden: *Contes philoſophiques* 1 Bd., *Contes en vers* 2 Bde, *Apologues et Elegies amoureuſes* 1 Bd. *Pièces fugitives* 1 Bd. *Poeſies ſacrées* 1 Bd. *Literature* 2 Bde. In Frankreich geſchieht es öfters, daſs Hr. *Nogaret* mit dem durch ſeine Romane, Anekdoten und patriotiſchen Geſänge bekannten Hn. P. J. B. *Nougaret* verwechſelt wird. Er erklärt deswegen Vorr. S. 18: „*Je ne m'appelle pas P. J. B. Nougaret: je ne marche pas accompagné de tous les Saints; je n'en ai qu'un: il ſe nomme Félix et ne me quitte jamais.*“

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Göttingen*, b. Dieterich: *Cubik-Rechnung des Bau- und Nutzholzes.* Von *Joh. Ge. Wallis*, Organiſten zu Herzberg. 1794. 29 S. 8. Der Vf. lehrt in zwey Abſchnitten, wie man beſchlagenes Holz, und wie man rundes Holz von verſchiedener Art und Geſtalt zu berechnen habe. Wir können die Art, wie er die Sätze combinirt, nicht loben. Er multiplicirt ungleichartige Gröſsen direct, z. B. S. 7.

80 Qu. *Zoll*, iſt der Inhalt der Grundfläche
mit 14 *Fuſs* Länge multipl.

1120

und dividirt erſt nachher mit 144; damit ein richtiger Cubik-Inhalt in Cubik-Fuſsen herauskomme, ohne für Anfänger die gehörige Erinnerungen beyzuſetzen. Auch in ſeiner Anweiſung, Schwellfuſse zu calculiren, zeigt ſich, daſs ihm die Belehrung durch gehörig geſtellte Proportionen, gleichgültig, oder gar unbekannt ſey. Eben ſo zeigt derſelbe in ſeinen weitern Angaben, wie Holz nach dem Säulen- und Riegelfuſs zu berechnen ſey, wenige Bekanntſchaft mit den beſſern Lehrmethoden der Neuern, und ſcheint überhaupt blos mechaniſche Rechner durch etliche Beyſpiele bilden zu wollen. S. 15. Wird *vermehren* und *multipliciren* für einen gleichbedeutenden Ausdruck genommen; und deshalb angegeben: „1 vermehre nicht.“ — S. 20. Wird gelehrt: „der Durchmeſſer einer *runden* Fläche verhalte ſich zu einer Seite des Quadrats, das daraus gehauen werden könne, wie 7 zu 5. Wie mag man nur Anfängern ſolche offenbare Unrichtigkeiten, ohne Beyſatz und Legitimation ſo beſtimmt vortragen? Das wahre Verhältniſs iſt 2 zu 1, 414.... und daraus kann man folgern: 7 zu 4, 949...., auch alsdann für *einzelne* Fälle eine eilende Rechnungen wohl zugeſtehen, daſs die Annahme der bequemern Zahl 5 für 4, 94.. von der Wahrheit öfters nicht allzuweit abführen werde. Aber die Grundverhältniſſe müſſen von jedem Lehrer zuerſt in den *gehörigen* Zahlen angegeben werden, ehe er der Abweichungen erwähnt; ſonſt wird der mathematiſche Lehrling bald an der Gewiſsheit mathematiſcher Wahrheiten irre werden. Aber der Vf. gedenkt freylich in keiner Zeile der Nothwendigkeit, Decimalen in Cubikrechnung kennen zu lernen, und hat ſich auch deshalb auf Brüche wenig einlaſſen mögen. Daſs man beym Reſultat gewiſſer Rechnungen die Brüche am letzten Abſchluſs nicht ganz genau zu nehmen habe, daraus folgt nichts für die Bequemlichkeit in Aufſtellung der Fundamental-Verhältniſſe. Tannen, welche noch Wipfel oder Spitzen haben, lehrt der Vf. als Kegel ausrechnen; aber ganz ohne gründliche Auseinanderſetzung. Die Auflöſung der zwey letzten Aufgaben erfodert Kenntniſs von Formirung zuſammengeſetzter Proportionen; der Vf. gedenkt aber derſelben mit keinem Wort, ſondern ſtellt blos Zahlen, und hie und da einen fehlecht bezeichneten Satz nach der Regel de Tri hin.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. März 1798.

LITERARGESCHICHTE.

Heiligenstadt, in der kurfürstl. Buchdruckerey (und in Commission b. Schröder in Göttingen): *Eichsfeldia docta, sive Commentatio de scholis, bibliothecis et doctis Eichsfeldiacis.* Pars I. *Edidit Joannes Wolf, Nortenae ad S. Petrum Canonicus.* 1797. 20 Bog. kl. 8.

Das zum Kurfürstenthum Mainz gehörige Ländchen *Eichsfeld*, ehedem ein Gau des alten Thüringens, war bis in die neueste Zeit herein, nicht eben in Ansehung seiner Geographie, wohl aber seiner politischen und gelehrten Geschichte, so ziemlich *Terra incognita*. Desto preiswürdiger ist das mit Glück bekrönte Bestreben des Hn. Canonicus *Wolf* zu Nörten, uns mit jener zwiefachen Geschichte in nähere Bekanntschaft zu bringen.

Schon in seiner *politischen Geschichte des Eichsfeldes mit Urkunden erlautert* (Gött. 1792. u. f. in 4.) Th. 2. S. 174—179 lieferte der Vf. ein Verzeichniss der Gelehrten jenes Landstriches, mit dem Versprechen, ihre Biographien oder nähere Nachrichten von ihnen zu einer andern Zeit und in einem besondern Werke nachzuholen. Eines Theils dieses Versprechens hat er sich nun entledigt, und in der 51 Seiten langen Vorrede giebt er Rechenschaft von dieser verdienstlichen Arbeit. Erst von den mancherley damit verknüpften Schwierigkeiten, indem noch nicht einmal Bahn gebrochen war, und mehrere Eichsfelder in auswärtigen Ländern Ehre und Glück fanden, folglich aus gar mancherley und verschiedenen Quellen, die nach einander angegeben werden, zu schöpfen war. (S. X der Vorrede ist *Fochert* gedruckt statt *Jöcher*). Hr. *W.* unternahm sogar dieses Werkes wegen eine Reise nach Erfurt, wo ihn der unvergleichliche Prälat *Placidus Muth* und andere wackere Männer nach Herzens Wunsch unterstürzten. Hernach von dem verhältnissmäfsigen Reichthum berühmter und ansehnlicher Männer, die das Eichsfeld hervorgebracht, als Fürstbischöffe, Aebte, und andere vornehme Geistliche, Canzler, Professoren u. s. w. die alle namentlich und nach den Ländern, wo sie sich hervorthaten, aufgeführt werden.

Voraus geht eine *Dissertatio de scholis et studiis, quae fuerunt in Eichsfeldia ante saeculum XIV* (S. 1—39). In den ältesten Zeiten sah es damit dort, wie überall in Deutschland, aus, roh und kahl. Erst gegen den Ausgang des 10ten Jahrhunderts findet man Spuren von Lehranstalten; im 12ten, wo überhaupt in ganz Europa eine grofse Veränderung des Studienwesens vorfiel, ging es besser. Die Canonici, die etwas mehr als ihre Horas brüllen lernen wollten, wanderten nach Bologna; und in der andern Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet man deren, die mit dem Magistertitel geziert waren; wodurch sie sich den Weg zu höhern Ehren und fettern Pfründen bahnten. Was die Klosterstudien auf dem Eichsfelde betrifft; so konnten sie nicht vor dem 12ten Jahrhundert statt finden, weil erst im J. 1108 das erste Kloster dort gestiftet wurde. Und da gieng es mit Studiren, mit Anlegen der Bibliotheken, mit Bücherschreiben und Bücherabschreiben, wie anderwärts; welches alles mit Beyspielen erläutert wird.

Nun folgt das chronologische Verzeichniss von 113 Eichsfelder Gelehrten mit kürzern und längern Biographien vom J. 1304 bis 1730. Warum gerade bis 1730, finden wir nicht bemerkt; hoffentlich werden die folgenden im zweyten Theil nachgeholt werden. Der Vf. stellt nicht blofs Schriftsteller auf, sondern auch andere Männer, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht haben; auch trifft er unter jenen keine Auswahl, sondern erwähnt eines jeden, er mag viel oder wenig, gut oder schlecht geschrieben haben. Es sind auch unter ihnen Fremde, die einen grofsen oder den gröfsten Theil ihres Lebens im Eichsfelde zugebracht haben; hingegen auch Eichsfelder, die aufser ihrem Vaterlande lebten. Dies alles wird niemand misbilligen, auch dies nicht, dafs Hr. *W.* sich der lateinischen Sprache bedient: schwerlich aber, dafs er die schon vorhandenen Nachrichten giebt, wie er sie findet, und sie nicht nach seiner Weise verarbeitet. Denn daraus entsteht eine widerliche Ungleichheit; wir meynen die in Mönchslatein des Mittelalters abgefafsten Notizen, die zwischen seinen gut lateinischen mit unter laufen. Daher kömmt es auch, dafs er nicht überall Verzeichnisse der Schriften seiner Landsleute mittheilt, und dafs der schriftstellerische Werth derselben selten oder gar nicht gewürdigt wird, wenn dies nicht schon in den abgeschriebenen Notizen geschehen ist.

Uebrigens sind freylich der auch aufser Eichsfeld berühmten Gelehrten sehr wenige. Wir können nur folgende nennen. *Joh. de Indagine* oder *von Hagen.* (Dieser Karthäuser hat bekanntlich viel geschrieben: aber es wird nicht ein einziges seiner Producte angeführt, sondern blofs ein Mönchselogium aus einer Chronik wiederholt. Wenn der Vf. sagt, Hagens Vaterland und Herkunft wären unbekannt; so sollte man doch denken, in dem Karthäuserkloster zu Erfurt, wo er Mönch war und wo noch viele seiner Werke handschriftlich liegen, hätte er es erfahren können).

können). *Albertus Kunne* von Duderſtadt, Buchdrucker (der aber nicht in ſeinem Vaterlande, ſondern gröſstentheils in Memmingen, ſeine Kunſt ausübte. Neues von ihm findet man hier gar nicht, ſondern blofs das, was *Schelhorn* in ſeinen Beyträgen zur Erläuterung der Geſchichte von ihm beybringt, überſetzt). *Athanaſius Kircher.* (Hier wieder kein Wort von ſeinen Schriften und von ihrem Gehalte). *Joh. Fincke* (ſtarb 1649), der erſte, der eine Speciallandkarte von Eichsfeld entwarf. *Phil. Moring* (der 1612 ſtarb. Hier hatte der Vf. nicht bey Jöcher'n ſtehen bleiben, ſondern das von ihm angeführte Freheriſche *Theatrum virorum eruditorum*, S. 1121, zu Rathe ziehen ſollen; denn dort würde er mehrere Nachrichten von dieſem Landsmanne gefunden haben). *Joh. Weſſenhof* der erſte Buchdrucker auf dem Eichsfelde, zu Duderſtadt, ſeit 1668. Der Vf. wünſcht zu erfahren, ob irgend eine ältere Druckſchrift dieſes W. exiſtire? Ferner, deſſen Vaterland und andere Umſtände. *Moritz Gudenus* (ſtarb 1680), der von der proteſtantiſchen Religion zur röm. katholiſchen übertrat. Eine umſtändliche Biographie, die vielleicht noch mehr würde gewonnen haben, wenn Hr. *W.* gewuſst hätte, dafs Hr. Hofr. *Strieder* in ſeiner Grundlegung zu einer heſſiſchen Gelehrtengeſchichte (B. 5. S. 146—162) das Leben dieſes Mannes, und zum Theil aus Handſchriften, beſchrieben hat. Er giebt auch ein genaueres Schriftenverzeichnifs und nähere genealogiſche Umſtände. Hingegen können auch ein paar Kleinigkeiten in dem Striederſchen Werk durch dieſes verbeſſert werden. *Marcus Schönemann* (ſtarb 1683). Aus dem Artikel: *Joh. Barckefeld* (ſtarb 1685) kann die ihn betreffende Notiz in Adelung's Fortſetzung des Jöcheriſchen gelehrten Lexicons ergänzt und berichtigt werden. Doch führt Adelung ein Buch dieſes Juriſten an, das Hr. *W.* nicht hat. Endlich *Joh. Moritz Gudenus*, der bekannte Geſchichtſchreiber Erfurts; wo wir eben auch die Würdigung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Verdienſte vermiſſen. — Mitten unter den Gelehrten erwähnt der Vf. auch, ſo wie es die chronologiſche Ordnung mit ſich bringt, der Stiftung gewiſſer Lehranſtalten, von denen jedoch noch beſonders im 2ten Theil, wohin ſie eigentlich auch gehören, gehandelt und zugleich von Bibliotheken u. ſ. w. Nachrichten ertheilt werden ſollen.

Leipzig, b. Dyck: *Entwurf von Platon's Leben* nebſt Bemerkungen über deſſen ſchriftſtelleriſchen und philoſophiſchen Charakter: *aus dem Engliſchen überſetzt mit Anmerkungen und mit Zuſätzen über Platon, Ariſtoteles und Bacon* verſehen von *Karl Morgenſtern*, Profeſſor der Philoſ. zu Halle. 1797. XVI u. 221 S. gr. 8.

Die engliſche Schrift, welche Hr. M. zum Theil überſetzt hat, erſchien 1760 unter dem Titel: *Remarks on the Life and Writings of Plato. With Answers to the principal Objections againſt him; and a general View of his Dialogues* Edinburgh, printed for A. Millar, London, A. Kinkaid and J. Bell. Der ungenannte Verfaſſer derſelben verband mit einer ausgebreiteten Beleſenheit und einer vertrauten Bekanntſchaft mit Platos Schriften, einen ſcharfen Beobachtungsgeiſt und geſunde Beurtheilungskraft, und war dahet im Stande, für ſeine Zeitgenoſſen viel Lehrreiches über Plato zu ſagen, und in vielen Punkten richtigere Anſichten von ſeiner Philoſophie zu geben. Eine Ueberſetzung dieſes Buchs ware zu jener Zeit auch für Deutſchland zu wünſchen geweſen; jetzt aber, da mehrere deutſche Gelehrte dieſen Theil der Literatur nicht ohne Glück bearbeitet haben, dürfte es ſcheinen, als käme dieſe Ueberſetzung zu ſpät. Den gröſsten Theil des Originals, *general View of Plato's Dialogues* hielt Hr. M. ſelbſt nach *Tiedemanns* weit gründlichern *Argumentis* nicht einer Ueberſetzung werth, und ſchränkte ſie blofs auf die zwey übrigen Theile *Account of the Life of Plato* und *Remarks and Answers to the Objections* ein, welche doch auch nach ſeinem Urtheil für gar nichts Vollſtändiges und Vollendetes zu halten ſind. Indeſſen würde man ſich ſehr irren, wenn man dieſe Schrift für entbehrlich und die darauf gewandte Mühe für überflüſsig halten wollte. Das Original blieb auch demungeachtet noch leſenswerth, und es hat in der Ueberſetzung an Umfang zwar verloren aber an Inhalt ungemein gewonnen, da theils die Beweisſtellen vollſtändig mit kritiſchen Geiſte angeführt, die Angaben des Britten mit denen anderer vorzüglich deutſcher Schriftſteller verglichen, und oft beide berichtiget, auch manche ſchätzbare Zuſätze des Ueberſetzers hinzugefügt worden. Zudem iſt Platos Leben, Charakter und Philoſophie ein zu reichhaltiger und vielſeitiger Gegenſtand, als dafs man glauben könnte, es ſey hier ſchon ſobald alles erſchöpft, oder es gebe keine Nachleſe mehr. Wenn auch alle Materialien zuſammen ſind, dann wartet das Ganze noch auf die bildende Kunſt eines geiſtvollen Schriftſtellers. Wir zweifeln nicht, dafs unſere Leſer ſich mit uns freuen werden, dafs wir ihnen ein ſolches Werk aus dem Schluſs der Vorrede ſchon vorläufig ankündigen können. „Ich ſelbſt betrachte dieſe Kleinigkeiten, ſo wie meine übrigen auf Platon ſich beziehenden Verſuche, nur als Vorübungen zu den Arbeiten reiferer Jahre über das Leben, den Charakter, die Philoſophie und die Schriften des ehrwürdigen Attiſchen Weiſen.

Die Nachricht von dem Leben des Plato (S. 1—98) iſt, wie wir ſchon erwähnt haben, keine vollſtändige Biographie. Der Vf. berührt die Lebensumſtände bis auf ſeine Reiſen nach Sicilien nur kurz; dann überſetzt er einen Theil aus Platos 7 Briefe, der ſich auf ihn ſelbſt und ſeine Reiſen beziehet. Dieſe Stellen überſetzte Hr. M. nicht aus dem Engliſchen, ſondern aus dem Griechiſchen mit Benutzung der Schloſſerſchen Ueberſetzung. Die Vergleichung beider lehrt, dafs Hr. M. in vielen Stellen den Sinn und den Ton des Originals glücklicher getroffen hat, oft aber auch, wo er nichts beſſeres geben konnte, von der Schloſſerſchen nicht abweicht. Im Ganzen hält keine von den bisher erſchienenen Ueberſetzungen gröſserer und kleine-

Digitized by Google

kleinerer Stücke aus Plato eine Vergleichung mit der seinigen aus, und dieser erste kleine Versuch macht den Wunsch nach mehreren und grösseren Arbeiten dieser Art rege. In den Noten unter dem Texte kommen mehrere feine kritische Bemerkungen vor, von denen wir nur einige anführen. S. 128 d. Z. A. heifst es von Menschen, die keine Anlage für die Philosophie haben πόντες τε ὅσα μαθήματά ἐστι καὶ ὁ πόνος ἡλίκος, καὶ δίκτα ἢ καθ' ἡμέραν ὡς πρέπεσα, ἢ κοσμία ὧν πράγματι. χαλεπὸν ἴσως καὶ ἀδύνατον ἀνεῦρε. Durch eine leichte Veränderung der unterstrichenen Worte, welche keinen Sinn geben, verbessert Hr. M. S. 60 πρέπεσα ὧν κοσμία (sc. ἐστι), τὸ πράγμα τι χαλεπόν. Auch in der Vorrede S. VII findet man einige Textesberichtigungen. — Die meisten Anmerkungen beschaftigen sich mit Berichtigung falscher Angaben des Originals; zugleich werden aber auch andere Schriftsteller zurechte gewiesen, z. B. S. 13 bezweifelt Hr. M mit Recht ob Plato Kriegsdienste gethan hat; S. 34 über Platos Garten bey der Akademie. (Wir bemerken hier noch, dafs das Factum, auf welches der Britte S. 98 anspielt, und wo Hr. M. keine erläuternde Anmerkung geben konnte, weil er nicht wufste, welchen Vorfall der Vf. vor Augen gehabt habe, wahrscheinlich kein anderes ist, als dessen Plutarch in dem Leben des Demosthenes (XXI. ed. Hutten 5 B. S. 286 erwähnt). — Wenn auch durch alles dieses kein neues Factum gewonnen ist; (neu ist uns nur die einzige Bemerkung gewesen, dafs der anonyme Biograph des Plato in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst statt des Hermogenes einen Hermippus ebenfalls Parmenidis Schüler, nennt, den Plato soll gehört haben) so ist doch die Revision des Gesammelten und die literarische Uebersicht der Schriftsteller, die von einzelnen Lebensumständen gehandelt haben, kein geringer Vortheil, den diese Anmerkungen gewähren.

Der zweyte Theil enthält Bemerkungen über Platon und Beantwortung einiger ihm gemachten Vorwürfe. Sie dringen zwar nicht allezeit tief ein, sind aber doch nicht ohne Geist und Interesse geschrieben. Der Uebersetzer fand auch hier vieles wegzuschneiden, zu berichtigen und zu verbessern, konnte aber der Kürze wegen oft auf seine vortrefflichen Commentationes verweisen. Am Ende folgen noch einige Zusätze des Hn. Uebersetzers, veranlafst durch einige Gedanken des Britten, die wir ohne Bedenken für das Durchdachteste und Interessanteste in dem ganzen Buche halten. 1) *Gedanken zu einer Vergleichung des Platon und Aristoteles.* S. 181—196. 2) *Gedanken zu einer Parallele zwischen Aristoteles und Bacon.* S. 179—209. 3) *Ueber die Mannichfaltigkeit der Platonischen Darstellungsweise und Schreibart.* S. 210—217. 4) *Ueber die Gründe, durch die Platon zur Wahl der dialogischen Form bestimmt zu seyn scheint.* S. 218—221. In den beiden Parallelen sind die Eigenheiten und Verdienste der beiden griechischen und des brittischen Weisen treffend und unparteyisch erwogen und gegen einander gestellt. Es sind freylich nur einige Züge aus dem ganzen Gemälde herausgehoben, aber sie zeichnen die Männer doch in ihrem Verhältnifs zu einander treffend. In der ersten zeigt der Vf. wie sich Plato und Aristoteles in Rücksicht auf Erfindungsgabe des Einzelnen, Anordnung des Ganzen ihrer Systeme, Verdienste um die philosophische Sprache, die Summe der Wahrheiten und Kenntnisse, die in beider Schriften enthalten sind, und endlich in Rücksicht auf die darin herrschenden Methoden der Untersuchung und die Geisteskräfte, welche dadurch geübt werden, verhalten. Noch zeichnet der Vf. als dem Plato eigenthümlich die Schönheiten seiner Darstellung und die Richtung auf das Idealische aus, und leitet daraus lehrreiche Folgerungen in Ansehung des Schicksals ihrer Philosophie her, „warum die Philosophie des Aristoteles in den Zeitaltern, wo der Sinn für das Schöne schlief, zumal in der Gestalt, wie sie durch Scholasticismus beschränkt, raffinirt und skeletisirt war, Jahrhunderte hindurch vorzüglich in akademischen Hörsalen, in Monchscellen, und späterhin in den Museen der Gelehrten herrschte: da hingegen Platon immer, besonders aber beym Wiederaufblühn der Künste in Italien der Lieblingsschriftsteller der Dichter, geistvoller Frauen und aller der Männer war, die zartere Empfindung, wärmeres Gefühl und lebhaftere Einbildungskraft mit philosophischem Geiste verbanden." — In dem zweyten Anhange wird die Eigenthümlichkeit des Geistes und der Philosophie Aristoteles und Bacos, und ihr wohlthatiger Einfluss auf ihr Zeitalter eben so richtig gezeichnet. „Der englische Philosoph zeigt in seinen Werken — insofern mehr *den Geist der Erfindung*, mehr das *Talent des Erweiterns*, als er überall auf neue, unbetretene Bahnen hinweist; der Griechische mehr den *Geist der Ordnung*, verbunden mit einem hohern *Talent des Ergründens*, insofern er überall die schon betretenen Bahnen schärfer bezeichnet, und die Provinzen selbst, durch die sie führen, genauer begrenzt; überdies jeden auf denselben ihm aufstofsenden Gegenstand mit dem ihm eignen Scharfblick penetrirt, und, ein Lavoisier oder Morveau in der Scheidekunst des Intellectuellen, in seine feinsten Bestandtheile zerlegt." Die Leser werden schon aus diesen paar Stellen — mehr abzuschreiben erlaubt uns der Raum nicht, — sehen, wie viel Fleifs auch auf die Diction gewendet ist, der auch der Uebersetzung den Vorzug eines deutschen Originals gegeben hat.

NÜRNBERG, b. Bock u. Mofer: *Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler*, nebst kurzen Biographien derselben. *Neunzehntes und zwanzigstes Heft*, oder *des zweyten Bandes siebentes und achtes Heft.* 1796. 1797. 8.

Die in diesen beiden Heften vorkommenden Gelehrten sind folgende. *Johann Christian Gottlieb Ackermann*, Prof. der Medicin in Altdorf. Die beygefügte Biographie ist ganz kurz und ohne Schriftenverzeichnifs. *Andreas Udalrich Meyer*, regensburgischer geistlicher Rath und Hofcaplan; ein ungemein thatiger

Gelehrter, der schon vor mehrern Jahren, da er mit *Stertzingern* wider die Hexenfreunde zu Felde zog, das baierische Amortizationsgesetz in Schutz nahm, und die Mönche in seiner *Bona causa clericorum* in ihre Klöster zurück zu treiben suchte, nicht geringes Aufsehen machte. Er gab seine meisten Schriften pseudonymisch oder anonymisch heraus, die aber hier sämmtlich angezeigt werden. In den neuern Zeiten hat er sich besonders durch seinen *Thesaurum juris ecclesiastici* bekannt gemacht. *Placidus II. (Muth)* Abt des Benedictinerstiftes auf dem Petersberg zu Erfurt. *Roman Zirngibel*, Benedictiner zu S. Emmeran in Regensburg. Seine zahlreichen Schriften betreffen meistens die Geschichte und Rechte seines Stiftes. *Karl Sebastian von Bemmel*, ein geschickter Maler in Nürnberg, der aber schon 1766 gestorben ist. *Friederich Hildebrandt*, Professor der Medicin in Erlangen. *Justus Möser* — starb schon 1764. Vermuthlich hat sich das Bildniss dieses Gelehrten verspätet. *Johann Ludwig Klüber*, Prof. der Rechte in Erlangen. Die beygefügten Biographien sind ziemlich kurz gerathen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte und Beschreibung der französischen Niederlande des Elsasses und Lothringens.* 1794. 384 S. 8.

Auf eine seltsamere und unglücklichere Idee kann wohl nicht leicht ein statistischer Schriftsteller gerathen, als der Vf. bey diesem Werk gerieth. Er wollte bey jedem während des jetzigen Kriegs merkwürdig gewordenen Orte dieser Lande zeigen, wie weit die Heere des Kaisers, der Ansprüche auf die französischen Niederlande besitzt und diese jetzt ausführen wolle, in der Ausführung derselben wirklich gekommen wäre; und damit endlich gar nichts fehle, so sollen noch am Ende des Werks alle die Veränderungen bemerkt werden, die seitdem der Vf. schrieb, auf dem Kriegstheater vorfielen! Die Ausführung entspricht dann auch vollkommen jener Idee; nirgends ist Leben, Kraft und Energie, nirgends nur eine Spur von Auswahl, glücklicher Stellung und Verkettung, und eben so elend wie er die Begebenheiten erzählt und die Regierungspläne entwickelt hat, sind auch die geographischen und statistischen Angaben vorgetragen.

Mit einer etwa zwey Bogen starken Geschichte der französischen Niederlande fangt das Werk an. Die wahre Ueberschrift dieses ersten Abschnitts wäre gewesen „zusammengerafte Bruchstücke zur Geschichte des Kriegs Philipps II mit seinen Niederländern, so wie zur Geschichte Ludwigs XIV gehörig." Was von der Gröfse und den Gränzen der französischen Niederlande, des ehemaligen Gouvernement von Flandern und Hennegau, jetzt *Departement Nord (du Nord)* gesagt ist, könnte nicht kläglicher seyn; in Büsching befinden sich ja weit befriedigerende Angaben. „Während der Belagerung der Stadt Lille im J. 1792 wurden in kurzer Zeit 500 Häuser ein Raub der Flamme, mehr als 2000 Häuser wurden beschädigt; viele Menschen fanden unter den Trümmern der einstürzenden Häuser ihren Tod und eine ziemliche Anzahl Menschen wurden von den Bomben getödtet; es ist also leicht zu begreifen, dafs diese Belagerung ein empfindlicher Schade für die Einwohner dieser Stadt war! Man verfertigt in Lilla so feinen Zwirn, dafs das Pfund zu 1800 Liv. verkauft wird; das wäre, 29 Liv. auf einen Louisd'or gerechnet, nicht weniger, als 360 Thaler in Gold. Die Zahl der Einwohner rechnete man ehedem auf 56000 Seelen;" *ehedem* heifst aber hier, so wie fast überall im ganzen Buche bey ähnlichen Angaben *nach Büschings Angabe*. Auf diese Art und in dieser Sprache ist das ganze Buch geschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, b. Eichenberg: *Versuch über das Strafrecht*, von *J. P. A. Leitler.* 1796. 24 S. 8. Ein *Versuch*, welcher für den eigentlichen Gelehrten nichts neues enthält. Vom Zwangsrecht im Stande der Natur geht der Vf. auf das Strafrecht über, und das Resultat ist, dafs im Stande der Natur jede Strafe unerlaubt, im Staate aber nur solche Strafen rechtmäfsig seyen, die übertragen werden können, und übertragen worden seyn. „*Nie* habe also ein Staat das Recht, die Todesstrafe über einen Menschen zu verhängen, und die auf diese Art Hingerichteten seyen auf unrechtmäfsige Weise ihres Lebens beraubt worden." S. 12 u. 18. — In einer Note lenkt der Vf. wieder ein, und gestehet doch dem Staate das Recht zu, Menschen zu tödten, aber nur zur Vertheidigung. Der Raum erlaubt nicht, hier eine genauere Kritik einzugehen. Auch im Stande der Natur wird sich zwar niemand beygehen lassen, seinen Nebenmenschen im eigentlichen Sinn des Worts strafen zu wollen, aber die Moral, sich blofs mit der Wiedererstattung zu begnügen, würden sich wenige gefallen lassen, und der Vf. würde bald durch die Erfahrung finden, dafs sie zu seiner Sicherheit nicht zureicht. Wenn er ferner als Begriff der Strafe angiebt: „jede Gewalt, die man noch *äufser* derjenigen, welche „*zur Sicherheit bedrohter* oder Wiedererlangung entgriffener *Rechte* angewendet wird, einem Verletzer zufügt," so wird man ihm einwenden, dafs man keine gerechte Strafe kenne, welche dem Verbrecher aufser der Sicherheit bedrohter Rechte ein Leid zufügt. Dessen ungeachtet sind alle Kenner und Menschenfreunde auch überzeugt, dafs es eine Menge zweckloser und übertriebener Strafen gebe, dafs Todesstrafe nur in wenigen Fällen gerecht seyn könne, und dafs viele Criminalordnungen nach dem alten Schnitt schon längst eine Verbesserung bedürfen. Man mufs aber rühmen, dafs wir bereits Gesetzbücher haben, die vernünftiger sind, und zu diesen bessern Einsichten ist man gelangt, ohne gerade den Ideengang unsers Vf. einzuschlagen. Wenn aber auch er damit Rigoristen bekehrt, so verdient er Dank.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. März 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Allgemeine geographische Ephemeriden.* Verfasset von einer Gesellschaft Gelehrten und herausgegeben von *F. von Zach*, H. S. G. Obristwachtm. und Director der herz. Sternwarte Seeberg bey Gotha. *I. Bds. I. II. Stück.* 1798. Text 250 S. Intelligenzblatt 24 S. gr. 8. und 1 Karte in 4to.

Wir eilen unsern Lesern Bericht vom Anfange eines periodischen Werks abzustatten, welches einigen der weitläuftigsten und angenehmsten Wissenschaften bleibenden Vortheil, und unsrer Nation wahre Ehre bringen wird, und auf das die Erwartung aller Freunde der Länder- und Völkerkunde, der Statistik und der Astronomie wahrscheinlich nicht weniger als die unsrige gespannt ist; nämlich vom Beginn der geographischen Ephemeriden, die unter der Leitung des Hn. *v. Z.* erscheinen, und von denen wir das Januar- und Februarstück vor Augen haben. Je schneller jetzt die Geographie und die Wissenschaften, welche mit ihr in Verbindung stehn, durch die vereinte Mitwirkung aller cultivirtern Nationen, und durch den Geist der Publicität, der auch bey den Regierungen sich immer mehr entwickelt, an Vollkommenheit und Ausbreitung gewinnt; desto weniger bleibt es dem Einzelnen möglich, auch nur die Hauptwerke, welche jährlich in diesem Fach erscheinen, sich zu verschaffen und sie gehörig zu benutzen, geschweige denn die Nachrichten, welche in zahllosen Brochüren, Journalen, Zeitungen und andern fliegenden Blättern zerstreut sind, zu sammeln, zu sichten, und Resultate daraus zu ziehn. Und doch ist das der einzige Weg, um in diesen Wissenschaften mit fortzuschreiten, und ihnen die möglichste Ausbildung und Zuverlässigkeit zu verschaffen. Ein periodisches Werk, welches die Mühe des Ausziehens und Sammelns für jeden Einzelnen übernimmt, das geographisch Neue und Interessante, besonders aus grösseren ausländischen Schriften, in gedrängten Auszügen mittheilt, die Menge zerstreuter, oft sich widersprechender Nachrichten über einzelne Gegenstände in eignen Aufsätzen kritisch prüft und verarbeitet, neue Karten und Plane als geographische Hülfsmittel würdigt, und mittelst eines ausgebreiteten Briefwechsels uns vorläufig mit allem Merkwürdigen, was in diesen Wissenschaften geleistet wird, und mit den Männern, die ihnen ihre Thätigkeit widmen, bekannt macht; ein solches periodisches Werk wird daher von Jahr zu Jahr ein dringenderes Bedürfniss. Wir müssen uns glücklich schätzen, dass ein Mann, von des Hn. *v. Z.* tiefen Einsichten, — einer der ersten jetzt lebenden Astronomen, der schon lange mit den Astronomen des Auslands in freundschaftlichem Verkehr stand, und nun durch sie mit allen ausgezeichneten Geographen Europas in Verbindung tritt, — dieses Bedürfniss lebhaft genug zu Herzen genommen hat, um sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, welches diesem Mangel abhelfen, und durch die vereinte Bemühung von Gelehrten aller Nationen jene Foderungen nach Möglichkeit erfüllen soll; und wir glauben alle, welche Liebe und Intresse zu den geographischen, statistischen und astronomischen Wissenschaften haben, feyerlich auffodern zu müssen, sich thätig für dieses Unternehmen zu interessiren, welches, so weit wir den Herausgeber zu kennen glauben, von seiner Seite mit gänzlicher Uneigennützigkeit, aus reiner Liebe zu der Wissenschaft, angefangen ist. Es wäre in der That für uns Deutsche wenig rühmlich, wenn ein solches Unternehmen keine bessere Unterstützung fände, als die ähnlichen periodischen Werke der Hn. Zimmermann und Bruns, die wegen Mangel an Interessenten sich nicht lange halten konnten, aber freylich auch nicht so gut wie die Ephemeriden berechnet und eingerichtet waren. Besonders möchten wir die geographischen Ephemeriden den Lesezirkeln empfehlen, für die sie sich durch das allgemeine Interesse der geographischen und statistischen Artikel und durch die anziehenden Anekdoten und Notizen in den Correspondenznachrichten recht eigentlich schicken.

Den Anfang des ersten Stücks macht eine gut geschriebne *Einleitung*, in der man den feurigen Eifer des Herausgebers für sein Unternehmen und für die bezweckte Vervollkommnung der geographischen Wissenschaften (den besten Bürgen für die Güte der Ausführung) nicht verkennen kann. Der Herausgeber entwirft in derselben den Plan dieser Zeitschrift, so wie wir ihn im Wesentlichen angegeben haben; und macht besonders auf einen astronomischen Gesichtspunkt bey ihr aufmerksam, zu dem keiner der vorigen Herausgeber ähnlicher periodischer Werke sich erhoben hat (auch konnte er nur von einem so thätigen und geschickten Astronomen als Hr. *v. Z.* gefasst werden) und der für die mathematische Geographie und das Landkartenwesen nicht wenig verspricht. Eine solche geographische Zeitschrift ist nämlich recht dazu geeignet, zugleich zu einer *Niederlage für alle astronomische Ortsbestimmungen*, und für alles, was darauf Bezug hat (Beobachtungen, Methoden, Notizen u. s. w.) und zu einem *Vereini-*

gungspunkt zwiſchen allen Aſtronomen und allen Sternwarten Europas zu dienen, mit denen der Herausgeber zu dem Ende einen regelmäſsigen Briefwechſel unterhält, und denen er vermittelſt deſſelben die correſpondirenden Beobachtungen andrer Aſtronomen, die ſie zu ihren Ortbeſtimmungen oder zu anderm Behuf bedürfen, in der möglichſt kürzeſten Zeit und mit den wenigſten Umſtänden zu verſchaffen ſich anheiſchig macht; eine für Aſtronomen ſo wichtige Sache, daſs, wie wir aus der Correſpondenznachricht ſehn, ſelbſt Ausländer, die noch kein Deutſch verſtehn, ſich für die Ephemeriden lebhaft intereſſiren. Der Herausgeber hoffte dadurch eine Menge einzelner Beobachtungen, die für die Geographie von Wichtigkeit ſeyn könnten, von der Vergeſſenheit zu retten, und ladet die Aſtronomen, Geographen und Landkartenzeichner ein, über aſtronomiſche Bedürfniſſe, über zweifelhafte Ortsbeſtimmungen u. dgl. m. bey ihm Anfrage zu halten, (wobey es ſich denn wohl von ſelbſt verſteht, daſs dieſe nicht im Geiſte der Anfragen in einem unſrer öffentlichen Blätter ſeyn werden, wo ſich Männer oft über Sachen, die jedem Primaner bekannt ſeyn müſſen, gar kenntnisreich und geiſtvoll zum Ergötzen aller Welt befragen und beantworten.) Doch darf der Leſer, der auch nicht Aſtronom iſt, doch nicht etwa fürchten, hier nur eine ihm unverſtändliche Sammlung aſtronomiſcher Beobachtungen zu erhalten; denn ſo viel wir aus den beiden erſten Stücken, welche vor uns liegen, urtheilen können, werden hier nur die Reſultate derſelben, völlig berechnet mitgetheilt; (daher fodert häufig eine einzige Zeile Rechnungen von halben Tagen.) Die geographiſchen Ephemeriden von dieſer Seite betrachtet, ſind etwas ganz Neues und Einzig, und können für das Landkartenweſen Epoche machen. Um ihre Wichtigkeit von dieſer Seite recht einleuchtend zu machen, entwirft der Herausgeber einen kurzen, anziehenden Abriſs der *Geſchichte des Landkartenweſens, der Ländervermeſſungen und der Längenberechnungen*, von den erſten Atlanten an, die bis auf uns gekommen ſind (*Agathodämons* 27 Karten zu Ptolemäus Geographie und die *Peutingerſchen Tafeln*) bis zur groſsen *Caſſiniſchen* Triangularkarte von Frankreich, (woran ein ganzes Jahrhundert lang gearbeitet, und die erſt 1796 vollendet worden, aber doch in einzelnen Theilen noch ſo unvollkommen iſt, daſs *Paſumont, Ingenieur Geographe* eine ſeinen *Voyages phyſiques dans les Pyrénées*, Paris 1797 beygefügte, nach bloſsem Augenmaſs entworfne Karte eines Theils der Pyreneen, der Caſſiniſchen bey weitem vorzieht) und von den Längenberechnungen des *Ptolemäus* aus Mondfinſterniſſen, *Kepplers* aus Sonnenfinſterniſſen und *Caſſinis* aus den Verfinſterungen der Jupiterstrabanten an, deren jährlich etwa 1300 vorfallen, bis auf die neuſten Methoden durch Sternbedeckungen und Chronometer, wobey alles ſehr faſslich vorgetragen, und durch wenig bekannte Notizen gewürzt wird. Dieſer Abriſs füllt den groſsten Theil der Einleitung, und wir ziehn aus ihm ein paar Notizen aus: *Marinus* und *Ptolemäus* Angaben weichen in der Lage des Landes der Serer um 48° in der Länge von einander ab; *Gaſſendi* entdeckte in der Länge des mittelländiſchen Meers auf allen damaligen Karten einen Fehler von 18°, und *Caſſini* muſste auf ſeinem Planiſphär die Länge des Caps um 7° und die von Siam um 23° verändern. Ja noch im Jahr 1797 fand *Beauchamp* die Breite des öſtlichſten Theils des ſchwarzen Meers nicht einmal halb ſo groſs als ſie auf unſern beſten Karten angegeben wird, und nach *La Landes* Behauptung kennen wir bis jetzt auf der Erde höchſtens 4 Oerter, deren Längenunterſchied bis auf 2 Secunden in Zeit zuverläſſig iſt. — „Die Aſtronomen der groſsten Seemacht, die engliſchen, haben in den Längenberechnungen unter allen gerade am wenigſten geleiſtet. — „Hätte der franzöſiſche Admiral Graf *d'Orvilliers* nach der Seeſchlacht von Ouëſſant 1778 einen *Chronometer* an Bord gehabt, der ihn über ſeine wahre Länge würde unterrichtet haben, ſo hätte er eine engliſche Flotte, die mit 20 Millionen aus Indien zurückkam, wegnehmen können; ſo aber hatte er bey ſeiner ganzen Flotte einen Fehler von 25 bis 30 Meilen in der Länge, und wurde dadurch verführt, umzukehren, und in Breſt einzulaufen.“ — „Wir geloben, ſo ſchlieſst die Einleitung, ohne Unterlaſs und mit dem äuſserſten Fleiſs uns zu beſtreben, unſern Arbeiten denjenigen Grad von Vollſtändigkeit, Gründlichkeit und Brauchbarkeit zu geben, welchen nur immer zu erreichen, unſre Zeit, Verhältniſſe, Umſtände und Kräfte zulaſſen werden;“ ein Verſprechen, welches im Munde eines Mannes, wie der Hr. v. Z., nicht wenig hoffen läſst.

Doch unſre Leſer werden begierig ſeyn zu erfahren, in wie weit ſchon jetzt dieſe Hoffnungen erfüllt, und der viel verſprechende Plan realiſirt iſt, und ob nicht vielleicht auch hier, wie bey ſo vielen neu entſtehenden periodiſchen Werken, der Plan das Beſte iſt. Rec. hat in dieſer Hinſicht die beiden erſten Stücke mit Aufmerkſamkeit geprüft, und ihm ſcheint es, als hätten wir alle Urſach mit der Ausführung zufrieden zu ſeyn, und unſre Erwartungen nicht herabzuſtimmen. — Die Aufſätze jedes Monatsſtücks ſind unter vier Rubriken vertheilt: *Abhandlungen, Bücherrecenſionen, Kartenrecenſionen* und *Correſpondenznachrichten*, und angehängt iſt eine *Intelligenzbeylage*, welche bloſs zu *merkantiliſchen* Nachrichten über geographiſche Werke und Karten beſtimmt iſt.

Der *Abhandlungen* finden wir in den beiden vor uns liegenden Stücken vier. 1) *Beytrag zur geographiſchen Längenbeſtimmung aus Sternbedeckungen und Sonnenfinſterniſſen für* 43 *Orte aus* 153 *Beobachtungen*, berechnet von *Franz de Paula Triesnecker*, Prof. der Aſtronomie und Vorſteher der Sternwarte in Wien. Wer die Beſchwerlichkeit der parallaktiſchen Rechnungen kennt, mittelſt derer man aus ſolchen Beobachtungen die Längenbeſtimmungen herleitet, muſs den ausdaurenden Fleiſs und den aſtronomiſchen Eifer bewundern, deſſen Frucht dieſer wichtige Aufſatz iſt (und wer von ſolchen Rechnungen keinen Begriff hat, mag auf ihre Mühſeligkeit daraus ſchlieſsen.

Digitized by Google

sen, dafs die Astronomen vor der Mitte dieses Jahrhunderts sich an sie, wenigstens zu diesem Behuf, fast nie wagten, so dafs selbst die beiden merkwürdigsten Totalverfinsterungen der Sonne dieses Jahrhunderts im J. 1715 und 1724 erst im vorigen Jahre von La Lande berechnet worden sind). In den Schriften der pariser Akademie füllt häufig eine Längenberechnung für einen oder für ein paar Orte, ganze Abhandlungen; und hier erhalten wir in einem kleinen Raume sehr compendiös zusammengestellt, die Resultate von 153 solchen Berechnungen, die noch den grofsen Vorzug haben, dafs sie alle nach den neusten Bestimmungen und nach einerley Annahmen geführt sind, welches allerdings, wie der Herausgeber bemerkt, noch ohne Beyspiel ist. Die berechneten Beobachtungen fallen insgesammt in der Zeit zwischen den beiden Sonnenfinsternissen vom 3. April 1791 und vom 24. Jul. 1797, einschliefslich beider, und sind dem wiener Astronomen zum Theil von Hn. v. Z. geliefert worden, der durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel blofs von der letztern Sonnenfinsterniss in Zeit von 6 Wochen 18 Beobachtungen zusammenbrachte. Bey jeder Finsterniss und Bedeckung stehn nebeneinander in einem Täfelchen, für alle Beobachtungen: 1) die Zeit der Eintritte und Austritte, 2) die daraus hergeleitete Zeit der Zusammenkunft, 3) der nach Cagnolis Formeln berechnete Längenunterschied von Paris, und darauf folgt zuletzt noch die Vergleichung zwischen der Länge und Breite des Mondes, wie sie sich einmal aus der Beobachtung, das andremal aus den Tafeln ergiebt, sammt dem jedesmaligen Fehler der Mondstafeln. Die Abhandlung läuft durch beide Hefte durch, und wird im dritten mit einer Zusammenstellung aller berechneten Längen Ort für Ort, und den daraus fliefsenden Resultaten für Geographie und Astronomie beschlossen werden: sie berichtigt die zweifelhafte Länge von 34 Städten und bestimmt die Länge von 9 in dieser Hinsicht noch ganz unbekannten Orten. Die Bemerkungen, welche Hr. *Tr.* über Sternbedeckungen, und was man dabey eine *gute Beobachtung* nennen kann, seiner Abhandlung vorsetzt, zeigen den vielerfahrnen Astronomen, und sind für die praktische Astronomie wichtig. Die besten Beobachtungen sind die Eintritte am dunkeln Mondrande, wenn die Lichtgrenze noch weit genug entfernt ist. Austritte werden oft verfehlt, und am bequemsten mit terrestrischen Oculareinsatz beobachtet. — 2) *Statistische Nachrichten von China, ausgezogen aus Sir George Staunions Reisebeschreibung der englischen Gesandtschaft des Grafen Macartney nach China im J.* 1793. Sie eröffnen das zweyte Heft, sind nur ein Vorläufer einer umständlichen Anzeige dieser merkwürdigen Reisebeschreibung, und enthalten die Tabellen über Gröfse, Bevölkerung, Einkünfte und Kriegsmacht des chinesischen Reichs, welche dem englischen Werke angehängt, und hier auf deutsches Maafs und Gewicht reducirt sind. Hiezu gehört ein sehr netter verkleinerter *Nachstich der Karte über die jetzige Ausdehnung des chinesischen Reichs*, den wir ohne Bedenken dem Original vorziehn, da auf ihn so manche geographische Unrichtigkeit, nach Anleitung von Gatterers Geographie verbessert, manches ergänzt, und die nördliche Grenze nach den russischen Karten genauer dargestellt, auch der Stich fast so schön als der von *Carry's* berühmtem kleinen Atlas von England ist. Werden alle Karten und Kupfer zu diesem Werke so ausgeführt (und der Herausgeber verspricht oft dergleichen zu liefern, z. B. zum dritten Heft die gänzlich veränderte Karte des schwarzen Meers, nach Beauchamps Beobachtungen); so müssen sie den geographischen Ephemeriden auch bey den Ausländern zur Zierde gereichen. (Sollte aber wohl *Balk*, Badachschan und die grofse Bucharey zum Reiche China gehören. Wenigstens ist der chinesische General Tscho-foni, der 1759 die kleine Bucharey dem chinesischen Scepter unterwarf, nur bis Kaschgar, und nicht weiter vorgedrungen.) Einige mit *J. Fr. H.* unterzeichnete gründlich gelehrte Anmerkungen zeigen unter andern die Unschicklichkeit des auf der englischen Karte gebrauchten Namens der chinesischen oder grofsen Tatarey; eines Landes, welches keineswegs der Sitz der Tataren, sondern das Land der Mongolen und Tunguſen ist. Staunton giebt dem chinesischen Reiche, so wie dem russischen eine Ausdehnung von 4 Millionen englischen, d. i. 312500 geographische Quadratmeilen. Allein diese Angabe ist nur sehr ungefähr zu verstehn. Von Rufsland bemerkt der Vf. selbst, dafs es 336000 geographische Quadratmeilen umfafst, und das chinesische Reich enthält nach dem netten Kärtchen bey diesem Hefte (warum prüfte nicht schon der Vf. nach ihr die vage Angabe des Engländers) ohne die tributären Staaten im jenseitigen Indien und ohne Corea (und die darf man wohl eben so wenig hieher, als die cisalpinischen und batavischen Republiken zu Frankreich rechnen) höchstens 270000 geogr. Quadratm., ist also beträchtlich kleiner als das russische Reich. Auch geht der Vf. etwas zu weit, wenn er, um das chinesische Reich im Vergleich mit dem russischen zu heben, aussagt, dafs dieses voll Wüsten und Steppen ist, jenes aber dagegen nichts als bewohnbare, gröfstentheils stark bevölkerte Länder enthalte. Liegt doch die wasserleere Wüste Cobi ihrem ganzen Umfang nach im chinesischen Reiche; sind doch die Weiden, auf denen die mongolischen Horden umherziehn, gröfstentheils ähnliche Steppen, wie die russischen, und giebt es doch in China selbst noch grofse Wüsten, die von wilden Nationen bewohnt werden. Dem eigentlichen China giebt Staunton bald 75000, bald 81125 geogr. Quadratm., und diese Angaben sollen auf Messungen beruhen. Natürlich ist darunter keine andre als die der französischen Missionärs zu verstehn; und nach deren Karten ist diese Angabe viel zu grofs. Eher stimmt mit ihnen Templemanns Angabe zu 69062 geogr. Quadratm. überein. Dieses erregt wenig Zutrauen zu der Kritik, mit der die Engländer ihre statistischen Angaben über China gesammelt und gesichtet haben, und macht uns eben nicht geneigt, der von einem chinesischen Mandarin ihnen

ihnen mitgetheilten Bevölkerungsliste Chinas Glauben beyzumessen, nach der in diesem Lande 333 Millionen Menschen, folglich im Durchschnitt auf einer Quadratmeile noch einmal so viel als in Deutschland leben sollen (dass nach S. 149. China 1471mal stärker als Island bevölkert seyn soll, ist ein Druckfehler, wahrscheinlich statt 247mal). Nach derselben Angabe soll Pekin (eine Stadt, die nur wenig mehr als zweymal so gross als London, und ganz mit holzernen Häusern von einem Stockwerk angefüllt ist) 3 Millionen Einwohner enthalten; welches ganz unglaublich ist, und auch den Vf. bestimmt, die Bevölkerungsangaben als viel zu übertrieben zu verwerfen. Eher möchte es mit der Million Infanteristen und den 800,000 Kavalleristen, welche der Kaiser unterhalten soll, oder mit der Staatseinnahme von 429 Millionen Thaler seine Richtigkeit haben. Auf ihrer ganzen langen Reise durch China haben die Engländer nur eines einzigen Orts, des Lustschlosses Zhe-holl, Breite bestimmt, und sonst keine astronomische Beobachtung gemacht, obgleich sie eine Menge astronomischer Instrumente und Chronometer mit an Bord hatten. — 3) *Kurze Uebersicht der Fortschritte Russlands in der Geographie seines eignen Reichs, nebst einer Anzeige des seit den letzten Jahren bey dem dortigen Bergcadettencorps ausgegebenen russischen Atlasses.* Diese Abhandlung, die im folgenden Hefte wird fortgesetzt werden, enthält eine interessante Erzählung der Verdienste, welche sich Peter der Grosse und Katharina die Zweyte, um die Erdkunde Russlands durch akademische und nautische Entdeckungsreisen, die sie veranstalteten, und durch Vermessungen erworben haben, dergleichen Katharina 1777 für das ganze Reich befahl, und einer beym dirigirenden Senat dazu besonders niedergesetzten Grenzcommission übertrug. Möchte doch (wird jeder Freund der Erdkunde mit dem Herausgeber wünschen) Kaiser Paul den Mathematikern der Petersburger Akademie eine astronomisch-trigonometrische Triangularaufnahme des ganzen Reichs mit Spiegelsextanten und Chronometern auftragen, und dadurch diesen Vermessungen eine eben so sichre Grundlage als Cassini seinem Atlas von Frankreich verschaffen, woraus für die ganze Erdkunde wichtige Vortheile entspringen würden. — 4) *Theehandel der europäischen Nationen in Canton.* Eine kurze Geschichte des Theetrinkens macht den Anfang dieses Aufsatzes, in welchem man die Hand des Statistikers nicht verkennen kann, der uns Deutsche durch seine Notizen in der beliebten Kalenderform, zuerst mit Ostindien, einem Lande, von dem man noch vor zwanzig Jahren gar wenig wusste, genauer bekannt gemacht hat. Der Thee, der den Chinesen ursprünglich als Heilmittel gegen das Fieber und gegen Kopf- und Magenbeschwerden diente, scheint auch nach Europa zuerst als Medicament gekommen zu seyn, fand aber, wenigstens in Dordrecht, anfangs (um 1670) so wenig Beyfall, dass man ihn als *Heuwasser* verspottete. In England kostete 1666 ein Pfund Thee 3 Pfund Sterl.; 1695 verkaufte die englische ostindische Compagnie nur 50000 Pf., aber schon 1721 betrug die ganze jährliche Theeausfuhr nach Europa 4 Millionen Pfund, und jetzt ist sie bis auf 30 Millionen Pfund gestiegen, wovon die Engländer allein 20 bis 24 Millionen auf 18 bis 25 Schiffen nach Europa bringen. Die Holländer führten bisher jährlich 4 bis 5 Millionen, und die Amerikaner 1½ Mill. Pfund Thee aus. In den J. 1788 und 1791 liefen auch preussische Schiffe das erstemal mit 500000, das andremal mit 750000 Pfund Thee aus Canton aus. Da in England bey weitem mehr Thee, als im ganzen übrigen Europa getrunken wird, so machte das J. 1784, worin Pitt den Contrebandehandel mit Thee dadurch zerstörte, dass er den Theezoll bis auf 12½ pro Cent verminderte (im jetzigen Kriege ist er wieder bis auf 20 und für die feinern Sorten auf 30 pro Cent erhöht worden) eine Epoche im europäischen Theehandel. Die englische Theeausfuhr ist seitdem auf das dreyfache bis vierfache gestiegen, und die Theeausfuhr der übrigen Nationen hat nach eben dem Verhältniss abgenommen. Nach den Notizen, welche *Staunton* in seiner chinesischen Reisebeschreibung über den Handel der Europäer in Canton bekannt gemacht hat, und die ein neues Licht über diesen Handel verbreiten, verkaufte die englisch-ostindische Compagnie in dreyzehntehalb Jahren von 1784 bis 97 217 Millionen Pfund Thee für 37,647,230 Pf. St., wovon der Zoll allein der Krone 4,832,189 Pf. St. eintrug. Die Compagnie führt jährlich im Durchschnitt für 1,600,000 Pf. St. Thee und andre chinesische Waaren aus, die *in London* wenigstens 3 Millionen Pf. Sterl. werth sind (30 Mill., wie hier steht, sind ein offenbarer Druckfehler). Nach ihren ostindischen Besitzungen führt sie überdem für 330000 Pf. St. chinesische Waaren. Dagegen führt sie in China ein an brittischen Producten, Wollenwaaren, Zinn, Bley etc. für 1 Mill., und an ostindischen Waaren, besonders Opium für 950000 Pf. St., so dass also die englische ostindische Compagnie in diesem Handel jetzt die Bilanz für sich hat. Die übrigen europäischen Nationen verlieren dagegen im chinesischen Handel jährlich 2,400,000 Rthlr. baar Geld (ihre Einfuhr beträgt 200000, ihre Ausfuhr 600000 Pf. St.); ein Verlust, der bey der zehnmal grossern Silberzufuhr aus dem spanischen Amerika offenbar viel zu unbedeutend ist, als dass er auf den immer steigenden Goldpreis einigen Einfluss haben konnte. Die letzte brittische Gesandschaft an den Kaiser von China, sagt der Vf., hat zwar ihren Zweck nicht erreicht, auch in den nördlichen Seehafen des Reichs handeln zu dürfen, allein diese und andere Vortheile erlangt die ostindische Gesellschaft gewiss durch eine andere Gesandtschaft, die der K. Kienlong um 1796 erwartete, oder durch die Eroberung von Malacca und die den Holländern jetzt gesperrte Fahrt nach China."

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. März 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Industrie Comptoir: *Allgemeine geographische Ephemeriden etc.* von *F. von Zach, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Bücher-Recensionen* enthalten dem Plane der Ephemeriden gemäss nicht blos Beurtheilungen des Werths der angezeigten geographischen, statistischen, itinerarischen und astronomischen Werke, sondern auch unterrichtende Auszüge, dergleichen in diese beiden Heften viere enthalten sind. Sie fangen gewöhnlich mit kleinen lebhaft geschriebnen Schilderungen des jetzigen Zustandes des Landes und des Volkes an, wovon das beurtheilte Werk handelt. Von den angezeigten Werken werden zwey durch die geographischen Ephemeriden der deutschen Lesewelt zuerst bekannt gemacht: 1) *Bourgoing Tableau de l'Espagne moderne*, eine neue, so eben erschienene und sehr bereicherte Ausgabe der allgemein gelesenen Reisebeschreibung des ehemaligen französischen Gesandten in Spanien, der seitdem eine dritte Reise nach Madrit, auf einem andern Wege als die beiden vorigen gemacht, und interessante Nachrichten über den neuesten Zustand Spaniens gesammelt hat. Sollte der Rec. nicht der vorigen Ausgabe zu viel Lob beylegen; (wir wenigstens würden Townsends Reise und Bowles Werk den Vorzug ertheilen) und sollte er sich den Dank der Leser nicht mehr verdient haben, wenn er gleich jetzt die fürs künftige versprochnen merkwürdigen Zusätze, welche die neue Auflage enthalt, und auf die wir begierig sind, hier im Auszuge mitgetheilt hätte, statt sich bey der Abwägung einiger vager und irriger Angaben über Volksmengen und bey manchem rednerischen Schmuck zu verweilen? Nach B. Vermuthung ist es der geheime Plan der spanischen Regierung, die *Grandes* zu erniedrigen, und von allen Aemtern, mit welchen einige Macht verbunden ist, vorzüglich in entlegnen Provinzen, ganz zu entfernen, und daraus erklärt er es, warum in Spanien so viele aus den niedrigsten Ständen zu den höchsten Staatsämtern gelangen, wie z. B. der ehemalige Staatssecretair Graf von Florida Blanca, die Brüder Galvez, die anfangs Mauleseltreiber waren, und selbst der Friedensfürst. 2) *Proceedings of the Association for promoting the Discovery of the interior parts of Africa. Vol. 2. Part 1. London* 1797. eine grosse Novität und bis jetzt noch, eine literarische Seltenheit, wovon Hr. *Hofr. Blumenbach* im zweyten Heft einen Auszug mittheilt. Dieses nur wenig Bogen starke erste Stück des zweyten Bandes enthalt, die Berichte des Dr. *Laidley's* in Gambia über die Schicksale und Entdeckungen zweyer Reisenden, die vom *Gambia* aus nach *Tombuctu* vorzudringen suchten; des Majors *Houghton*, (der aber nicht viel weiter gekommen ist, als schon die Franzosen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, indem er auf der Reise von *Bambuc* nach *Genné*, der Hauptstadt des Reichs Bambarra, unter einem Baum in der Wüste an der Ruhr starb; ein Tod, den er sich durch seine unglücklichen Handelsspeculationen, die er zugleich ausführen wollte, zugezogen haben soll) und des schottischen Wundarztes *Mungo Park*, der, als der Bericht des Doctors geschrieben wurde, noch unterwegs war, jetzt aber schon in London ist, und von dessen Entdeckungen wir wahrscheinlich in einem der nächsten Hefte etwas Authentisches erfahren werden. — Noch enthalten diese Hefte 3) eine sehr genügende Darstellung des Inhalts von *La Places Exposition du Système du Monde*, einem Werk, „woraus nicht nur der Liebhaber der Sternkunde den reinsten, edelsten Genuss sich versprechen darf; sondern worin auch der Eingeweihte in der Kunst in manchen kühnen Pinselstrichen die Meisterhand, die den schönen Umriss entwarf, bewundern muss;" und 4) von *Friebe's* Schrift über *Russlands Handel Industrie und Producte.*

In *den Karten Recensionen* sollen alle gute, besonders ausländische, Karten und Plane, die seit dem J. 1796 erschienen, angezeigt und kritisch beurtheilt werden. Die vor uns liegenden Recensionen sind gründlich, und rügen die astronomischen und geographischen Mängel mit Strenge, wie das nothwendig geschehn muss, wenn dadurch, (besonders in so manchem unserer deutschen Kartenzeichner) der Geist grösserer Genauigkeit erweckt werden soll. Bis auf die *Haasische* gedruckte Karte vom Rückzug der Moreauschen Armee, sind die übrigen beurtheilten Landkarten und Atlanten insgesammt sehr kostbare englische, von denen sonst wohl nur wenige in Deutschland Nachricht erhalten hätten; z. B. *Beauforts* treffliche Karte von Irland, *Andrews* viel versprechender historischer Atlas von England, und *Will. Fadens* elende, aber prächtige, Karte von Spanien und Portugal.

Die Correspondenz-Nachrichten sind für die gewöhnliche Lesewelt unstreitig der anziehendste Theil der geographischen Ephemeriden, und schwerlich wird sie ein Gelehrter aus der Hand legen, ohne darin beyher auch für sein Fach etwas Interessantes gefunden zu haben. Dem Literator sind sie aber ganz

Digitized by Google

unentbehrlich. Wir finden hier nicht nur Auszüge aus den Briefen deutscher Astronomen und Geographen, voll wichtiger, unbekannter Nachrichten; sondern auch das Geographische und Astronomische aus dem sachreichen Briefwechsel des Ritter *Banks* mit Hn. Hofr. *Blumenbach* in Göttingen, so wir *La Landes* in Paris und *Orianis* in Mayland, mit dem Herausgeber. So lang unsere Anzeige auch schon geworden ist, so können wir uns doch nicht enthalten, unsern Lesern auch aus diesem anekdotenvollen Theil der geographischen Ephemeriden etwas zur Probe vorzulegen. Hr. Hofr. *Blumenbach* theilt im ersten Heft eine umständliche Nachricht über unsern Landsmann *Friedrich Hornemann*, den einzigen Sohne einer würdigen Predigerwittwe zu Hildesheim mit, der, ausgerüstet mit einer athletischen Constitution, einer ungemeinen Anstelligkeit und Kunstfertigkeit in mechanischen Dingen, sehr zweckmäsigen Kenntnissen und einer seltnen Festigkeit des Charakters, vom einem unwiderstehlichen Hang zu einer Afrikanischen Entdeckungsreise getrieben, jetzt auf dem Wege ist, um mit Neger-Caravanen von *Cairo* über *Caschna* nach *Tombuctu* zu dringen. Im zweyten Hefte erhalten wir durch ihn die wichtige und jeden Astronomen erfreuende Nachricht, (und also auch diese machen die Ephemeriden zuerst in Deutschland bekannt), *dass Herschel* mit seinem Riesentelescop vier *neue Uranus-Monde entdeckt hat*, so dass wir nun 6 Trabanten dieses fernen Planeten kennen. Sie sind der feinste Gegenstand, den er bis jetzt am Himmel gesehn hat, und schwerlich durch irgend ein anderes Instrument auf unserer Erde erkennbar. Genauere Nachrichten über den Abstand und die Umlaufszeiten dieser Monde werden wir im nächsten Hefte erhalten; vorläufig bestimmt der Herausgeber beides nach *Wurms* Ideal über die Anordnung der Trabanten-Systeme, nach welchem Uranus 8 Monde hätte. Durch das nächste Heft wird also dieses Ideal bestätigt oder umgeworfen werden. — *La Landes* Correspondenz ist voller anziehender Notizen über französische Gelehrte oder Unternehmungen. Ein zweyter fleisiger Correspondent, den sich der Herausgeber in Paris verschafft hat, ist Hr. Doctor *Burckhardt*, der sich ein paar Jahre auf der Gothaer Sternwarte aufgehalten hat, und nun auf Betrieb des Hn. v. *Z.* bey La Lande wohnt, um unter seiner Leitung sich in der praktischen Astronomie noch weiter zu vervollkommnen. Würde sein Brief nicht noch mehr gefallen, wenn manches Geringfügige darin nicht mit gedruckt worden wäre? *La Grange*, der durch eine Heyrath mit *La Monniers* Tochter im Besitz der berühmten Instrumente dieses Astronomen gekommen ist, hat den grosen Mauerquadranten der Nationalsternwarte für 10.000 Liv. verkauft; ein Kauf, der doch nur durch *Buonapartes* Vermittelung zu Stande kam. „Die *Lissabonner astronomische Ephemeriden* enthalten leider nichts als kahles Kalenderwesen, und nicht eine einzige Beobachtung, obgleich in Lissabon vorzügliche engliche Instrumente sind. Allein es fehlt da an Köpfen.“ *Piazzi*, Astronom in Palermo, wird in Sicilien eine Gradmessung vornehmen, wozu er vortreffliche Instrumente besitzt. Er und *Mechain* haben sich krank observirt. „In der National-Druckerey wurde der Druck unserer *Connaissances des temps* suspendirt, allein ich (La Lande) gieng zu unserm Director *Barras*; er empfing mich auf eine Art, welche mir bewies, wie sehr er unsere Wissenschaft schätzt, behielt mich zu Mittage, und als ich nach Hause kam, war die Wirkung meines Besuchs schon sichtbar; denn sehr angenehm wurde ich sogleich mit dem Correcturbogen aus der National-Druckerey überrascht; welche Zuvorkommung! sie macht mich recht stolz.“ Aber wie ist folgendes zu verstehn: „*Paucton*, dem ich im Jahr 1780 seine *Metrologie* machen liess, und der sie jetzt verbessern und eine neue Auflage veranstalten wollte, hat nichts als dummes Zeug über das Maass- und Gewicht-System geschrieben; er darf sich nicht mehr im National-Institut sehn lassen.“ — (Der zweyte Band von *Hevels machina coelestis* findet sich auch auf der *Hallischen* Universitätsbibliothek, und wenn wir nicht irren, auf der Königl. Bibliothek in *Berlin*.) — „Der *türkische Bothschafter* beträgt sich sehr artig gegen mich, weil er die Astronomie sehr liebt. Er wohnt fleisig unserm *Lycee* bey, wo er einen eignen Sopha hat; wenn er mich gewahr wird, muss ich mich sogleich neben ihn setzen. Sein Dollmetscher Codrika hat eine meiner Schriften ins Griechische übersetzt. Die Türken sind zu mathematischen Wissenschaften nicht unaufgelegt. Sie haben in Constantinopel eine mathematische Schule angelegt, die 4 Professoren und 50 Zöglinge hat, und es werden jetzt in Constantinopel *logarithmische Tafeln mit türkischen Typen* gedruckt.“ — In einem im ersten Hefte abgedruckten Brief eines reisenden Engländers aus *Salonichi* vom 9ten Aug. 1797 heisst es: „Unter mehrere alte Reiche, welche jetzt ihrem Zertrümmern zueilen, gehört auch das *türkische*; und selbst unsere Tage werden in Osten eben so grose Veränderungen erleben, als in Westen.“

Die Correspondenz mit deutschen Astronomen betrifft neue Ortsbestimmungen, und einige grose Unternehmungen zu Lander- und Karten-Aufnahmen. Canonicus *David* fährt fort die Breite vieler böhmischer Städte durch seine Beobachtungen mit einem Spiegelsextanten zu berichtigen; Prof. *Bohnenberger* nimmt Wirtemberg astronomisch-trigonometrisch auf, und hat schon das erste Blatt seiner meisterhaften Karte Wirtembergs bekannt gemacht: Prof. *Tralles* in Bern schickt sich an zu einer Aufnahme der Schweiz und einer damit verbundenen Gradmessung, und Calculator *Goldbach* zu Leipzig, ein eben so geschickter und eifriger Liebhaber der Sternkunde, erwartet einen ganzen zwölfzolligen Spiegelkreis nach Borda's Manier von Troughton aus London, zu Beobachtungen in Sachsen. In Halle besitzt Hr. Postsecretair *Pistor* eine kleine Sternwarte, die mit einem 10 zolligen Troughtonschen Spiegelsextanten, zwey Pendeluhren, einem vorzüglichen Ramsdenschen Fernrohr etc. versehen ist, und deren

Breite

Digitized by Google

Breite er auf 51° 28′ 50″ beſtimmt hat. Die Univerſitätsſternwarte liegt gegen 7″ nördlicher. Möchte doch dieſer junge Mann, von deſſen Eifer, Geſchicklichkeit und glücklichen Lage, ſich die praktiſche Aſtronomie viel zu verſprechen hat, ſich noch im Beſitz eines Chronometers ſehn. Scher würden wir durch ihn eine Menge wichtiger Ortsbeſtimmungen in Gegenden, wo es daran noch völlig mangelt, erhalten.

GESCHICHTE.

Warschau, im Jahr 1773, 1793 u. 1795: *Polens Ende*, hiſtoriſch, ſtatiſtiſch und geographiſch beſchrieben von *SIRISA*. Oeffentlich bekannt gemacht. 1797. 548 S. gr. 8.

Der Titel dieſes Werks ſcheint die Geſchichte einer der wichtigſten politiſchen Begebenheiten unſers Jahrhunderts zu verſprechen, und die dabey bemerkten Jahrzahlen berechtigen zu der Hoffnung, daſs ein Augenzeuge, vielleicht ein Theilnehmer jener merkwürdigen Ereigniſſe, hier über die Schickſale Polens in den letzten zwölf Jahren ſeiner Exiſtenz neue und intereſſante Nachrichten geben werde; aber der erſte flüchtige Blick in das Buch vernichtet dieſen vortheilhaften Begriff, und man ſieht bald, daſs der Titel und das Werk ſelbſt nur eine ſehr weit hergeholte Beziehung auf einander haben.

Der Vf. verſpricht zwar in dem Vorbericht, „den „Liebhabern der Geſchichte und Erdbeſchreibung et„was möglichſt vollſtändiges zu liefern," und hat in dieſer Abſicht „dieſes Werk, als die Beſchreibung je„ner wichtigen und merkwürdigen Begebenheiten von „Polens Ende, öffentlich erſcheinen laſſen," aber die darin enthaltne Geſchichte iſt auf 32 Seiten eben ſo mager als einſeitig abgehandelt, und den Reſt des dicken Bandes füllt eine weitläuftige, durch manche Wiederholungen unnöthig ausgedehnte Beſchreibung der Provinzen, Städte und Dörfer, welche den theilenden Mächten in den Jahren 1793 und 1795 zugefallen ſind. Was der Vf. eigentlich 1773 mag geſchrieben haben, läſst ſich nicht errathen; in dieſem Buche iſt es nicht enthalten, denn die Geſchichte fängt mit 1791, und die Erdbeſchreibung mit der Theilung von 1793 an.

Ein elender allegoriſcher Kupferſtich, wo ein ſeiner meiſten Aeſte beraubter Baumſtamm, der ein Lateiniſches P bildet, auf gelben, blauen und grünen Schildern die Numern der Provinzen trägt, welcher die drey Adler, die ihm den Oelzweig bringen, ſich bemächtigt haben, indeſs der von einem Pfeil durchbohrte polniſche Adler ſtirbt, und Krone, Schwerdt und Scepter zerbrochen herabfallen, und durch eine weitläuftige Beſchreibung erklärt, in welcher der Vf. ſich viel auf dieſe Erfindung zu gute thut. Dann hebt die Geſchichte mit einer Unglück bringenden Weiſſagung König Johann Kaſimirs an, welche endlich jetzt erfüllt worden iſt, da „die „Conſtitution von 1791, welche von der Nation „ohne Zuziehung der benachbarten Mächte" (auch nicht Preuſsens?) „*eigenmächtig* entworfen und „angenommen wurde, — — — und die Verbreitung „des franzöſiſchen Demokratismus und Jacobinismus „in Polen nochmalige Gelegenheit gab, daſs die an„grenzenden verbundenen Mächte, zu Sicherheit ih„rer eignen Länder für nöthig hielten," u. ſ. w. So wahr, ſo unparteyiſch, in dieſem Geiſt und in dieſem Ton erzählt nun der Vf., was er etwa von den Begebenheiten der letzten Jahre noch aus den Zeitungen behalten haben mag, und es iſt in der That zu loben, daſs er ſich ſo kurz gefaſst und ſein Werk nicht durch alle damals erſchienene Manifeſte und Deductionen noch um einige Alphabethe vermehrt hat. Wir ſehen hier, wie Madalinsky ſein Heer ganz nach Sansculotten Art den Eid der Freyheit und Unabhängigkeit (von fremden Völkern) ſchwören lieſs, (S. 17.); wie die *Rebellion* der polniſchen *Nation* ausbrach (Ebend.); wie die Ruſſen auf ihrem Zuge nach Warſchau die unbewaffneten Einwohner ſo ſchonend als möglich behandelten, (S. 30.); wie ſehr Suwarow ein Menſchenfreund war, (S. 31.); wie nach Kosciusko's Niederlage alle Freunde der Revolution ihre gerechte Strafe bekamen, S. 33., u. dgl. m. Rechnungsfehler, wie S. 20. vergl. mit S. 26., wo die Anzahl von 30,000 Polen zehnmal ſo ſtark ſeyn ſoll, als 7322 Ruſſen, und Irrthümer, wie S. 22., wo daſſelbe Heer bald auf 22000, bald auf 10000 Mann angegeben wird, muſs man dieſem Geſchichtſchreiber nicht übel nehmen. Er weiſs dagegen ſeinen Vortrag durch ein unaufhörliches Spiel mit den Worten: Franzöſiſch, Freyheit, Demokratie, Jacobiner, etc. nachdrücklich zu würzen, und er hebt ſich gegen das Ende, indem er mit folgender Tirade, die als Probe ſeiner Schreibart dienen mag, ſchlieſst: „Dem Men„ſchenfreunde, und dem Manne, welcher Empfin„dungen moraliſchen Gefühls aus dem gehörigen Ge„ſichtspuncte betrachtet, und ſeine Handlungen nach „dieſer Richtſchnur einzurichten ſucht, thut es be„ſonders wohl, wenn er zuweilen bey beſondern Be„arbeitungen in müſſigen Stunden auf einen Gegen„ſtand ſtoſst, deſſen äuſseres Gepräge Biederſinn, und „deſſen Handlungen edle Charakterzüge darſtellen. „Mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſpähet er in jeder „Geſchichte nach dergleichen Scenen, und findet er „eine, dann verweilt er gern dabey, und ſucht ſich „jeden Umſtand davon ſoviel möglich zu vergegen„wärtigen, um ſich darüber freuen zu können." —

Auf dieſe *hiſtoriſche Bearbeitung* von Polens Ende folgen nun drey Abtheilungen, von denen die Erſte auf 234 Seiten den Preuſsiſchen, die Zweyte auf 166 S. den Ruſſiſchen, und die Dritte auf 100 S. den öſterreichſchen Antheil an dem ehemaligen Polen beſchreibt. Man ſieht ſchon aus der Seitenzahl, welche Abtheilung am vollſtändigſten oder weitläuftigſten bearbeitet iſt. Jede derſelben zerfällt wieder in zwey Theile, den Statiſtiſchen und den Geographiſchen. Die Nachrichten von der Volksmenge und den Einkünften wären ganz intereſſant, wenn man nur den Zeitpunct dieſer Angaben erführe; davon iſt

Digitized by Google

ist aber eben so wenig gesagt; als von der Beschaffenheit des Bodens, der Nahrung, dem Handel, den Producten etc. Bey den Flüssen ist nicht einmal bemerkt, ob sie schiffbar sind; wenn der Vf. von Bergen und Wäldern spricht, giebt er blosse Namen, und überhaupt enthält der äusserst trockne statistische Artikel dieser drey grosen Länderbezirke fast nichts als ein Namenregister, das aus ältern Geographieen, Staatscalendern, Steuercadastern, und neuern Vermessungen zusammengetragen zu seyn scheint, in welchem man aber, da nirgends die Quellen angezeigt sind, unmöglich das Gute, welches daraus zu nehmen wäre, von dem Schlechten unterscheiden kann. Bey dem preussischen Antheil hindert die Verwechslung der neuen Kammerdepartements und Land- oder Steuerräthlichen Kreise, über deren Einrichtung übrigens gar keine Aufklärung gegeben wird, mit der alten Eintheilung in Woiwodschaften und Powiats, völlig die klare Uebersicht des Ganzen, um so mehr, da der neuen Abtheilungen in der geographischen Beschreibung gar keine Erwähnung geschieht. Diese ist als Namenliste wieder sehr umständlich; wie gut aber der Vf. Büschings Hülfe zu benutzen gewusst habe, mag folgende Vergleichung bey dem Artikel Danzig, dem vollständigsten im ganzen Buche, beweisen;

Sirisa.

—— Die beiden Flüsse Radaune und Mottau gehen durch die Stadt, auf *jener* ist eine grose Mühle, und *dieser* fliesst zwischen der Alt- und Neustadt in zwey Armen, die sich beym Ausgang aus der Stadt wieder vereinigen, und so wie der erstere Fluss in die Weichsel fallen. Die Stadt selbst ist grosa, nach alter Art schön, aber unregelmässig gebauet, hat gegen 8000 Häuser, mehrentheils enge Strassen, woran die sogenannten Beyschläge schuld sind, die in Gallerien oder Altänen vor den Häusern bestehen, auf welche man vermittelst einiger Stufen steigt, und über dieselben in die Häuser geht; unter denselben sind grösstentheils gut gewölbte Keller. ——— Die Festungswerke sind ansehnlich, sonderlich gegen Abend und *Mitternacht*, wo die Stadt von Bergen oder Hügeln umgeben ist, die höher sind als die Stadtthürme, und unter welchen der Bischofsberg und Hagelsberg die vornehmsten sind.... Auf dem letzten hat in alten Zeiten ein Schloss gestanden, das, so wie der Berg, von einem Namens Hagel benennet worden, der wegen seiner Tyranney in demselben erschlagen, und sein Schloss eingeäschert ist. Es ist auch daselbst ein herrschaftliches Erbbegräbniss gewesen, wovon die Urnen-Statue oder Fürstinnen-Säule ein offenbarer Beweis ist, die man daselbst ums Jahr 1664 gefunden. Nahe dabey zeiget man nicht nur den Ort, wo die Russen etc.

Büsching.

—— Die 2 kleinen Flüsse Radaune und Mottau gehen durch die Stadt, und dieser fliesset zwischen der Alt- und Neustadt in 2 Armen, die sich beym Ausgange aus der Stadt wieder vereinigen, und so, wie die Radaune in die Weichsel fallen. Sie ist grosa, volkreich und nach alter und Hanseestädtischer Art schön, hat aber mehrentheils enge Strassen, woran die sogenannten Beyschläge viel schuld sind, die in Galerien oder Altänen vor den Häusern bestehen, auf welche man vermittelst einiger Stufen steigt und über dieselbe in die Häuser gehet. Unter denselben sind mehrentheils gute gewölbte Keller. ——— Die Vestungswerke sind ansehnlich, sonderlich gegen *Mittag* und Abend, wo die Stadt von Bergen oder Hügeln umgeben ist, die höher sind als die Stadtthürme, und unter welchen der Bischoffs- und Hagelsberg die vornehmsten. Auf dem letzteren hat in alten Zeiten ein Schloss gestanden, das, so wie der Berg, von einem Namens Hagel benennet worden, der wegen seiner Tyranney in demselben erschlagen, und sein Schloss eingeäschert worden ist. Es ist auch daselbst ein herrschaftliches Erbbegräbniss gewesen, wovon die Urnen-Statue, oder Fürstinnen Saule ein offenbarer Beweis ist, die man daselbst ums Jahr 1664 gefunden. Nahe dabey zeigt man nicht nur den Ort, wo die Russen etc. ——

Die Veränderung des Worts Mittag in Mitternacht bey Gelegenheit der Vestungswerke ist ein Schreibfehler; denn bekannter Maasen hat Danzig an der Mitternachtseite keine Hügel. S. 210. sind die Dörfer Praust und Ohna auf die Halbinsel Hela verlegt, da sie doch beide gegen Mittag von Danzig nahe bey der Vorstadt Sanct Albrecht liegen. — Die Auszüge aus den Chroniken der Städte sind ohne alle Kritik eingerückt; bey Posen heifst es S. 97. ff. „Als der Herzog von Bohmen Prebislaw einen Einfall in Polen machte, plünderte er die Stadt und legte sie ganz in die Asche etc. Die Jahrzahl dieser wichtigen Begebenheit ist vergessen. Bey manchen Orten, die der Vf. wahrscheinlich selbst besucht hat, wird der Geograph plötzlich zum Reisebeschreiber, z. B. S. 261. bey dem Garten von Bialystok, welcher ihm ausserordentlich gut gefallen haben muss, und wo man ihm aus seinem Gasthofe bis an die Wiese Schritt vor Schritt folgen kann.'

Diese Proben mögen genug seyn, von einer so unförmlichen, schlecht geordneten Masse eine Idee zu geben. Man sieht noch am Ende, dass der Titel und die so genannte Geschichte von Polens Theilung dazu dienen sollen, das Ganze auf eine seltsame Weise zusammen zu halten; denn S. 547. nimmt der Vf. den S. 40. abgerissnen Faden plötzlich wieder auf, um noch zu guter letzt mit den Worten: *Polens Ende*, zu spielen, und uns zu sagen, dass „auf solche Art „das grosse Geschäft der gänzlichen Theilung des „polnischen Reichs vollbracht wurde, —— und „auf eine so bewundernswürdige Art selbst der Name Polen auf ewige Zeiten erreichen mufste sein „*Ende*."

Die Karte, welche der Vf. selbst entworfen hat, deutet durch ihre Illumination die verschiednen Besitznehmungen der theilenden Mächte an; die drey Prospecte von Czenstochow, Kaminieck und dem Krakauer Schlosse sind ganz schlecht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs* vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel. Vierter Band. Oder: *Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode* bis zu der Einführung der Concordienformel. Von Dr. G. J. *Plank*, Consistorialrath und Prof. der Theologie. Erster Band. 728 S. 8.

Mit dem gegenwärtigen Bande dieses Werks gewinnt der Stoff desselben einen andern Charakter. In den vorhergehenden Theilen findet man auch die Geschichte des äufsern Ganges, welchen die Reformation in Deutschland nahm; aber von diesem an sind die vielfachen theologischen Streitigkeiten, unter welchen sich unsre Dogmatik in dem angegebenen Zeitraum vollends ausbildete, der einzige Gegenstand der Forschung. Die Manier, in welcher der Vf. bisher gearbeitet hatte, ist indessen nicht verändert worden, und man gesteht sich gern, dafs die liebenswürdige Eigenthümlichkeit derselben nie mehr willkommen seyn konnte, als bey dieser Fortsetzung. Bisher führte der verschiedenartige Stoff bisweilen Partheien herbey, welche so sehr die Theilnahme erregten, dafs man wünschte, in dem reinen Genusse, welchen die Darstellung derselben gewähren mufste, nicht durch den Anblick des Schriftstellers in seiner Werkstäte gestört zu werden, dafs man ganz den Charakter des Geschicht*schreibers* statt der Manier des Geschicht*forschers* foderte. Die Geschichte der theologischen Streitigkeiten aber verträgt nur die letzte, und wir wüfsten nicht, dafs diese jemals ein Historiker anziehender, als der Vf. dieses Werks, mit heiliger Unschuld des Herzens und einer Gründlichkeit geschmückt habe, welche nie von anspruchloser Anmuth verlassen ist. So gern man ihm zuriefe, dafs man ihm auf sein Wort alles glauben wolle, betrachtet man doch seine weitläuftige Darlegung der Gründe und der Zeugnisse für sein Urtheil, seine Erzählung, mit innigem Vergnügen, und sein gröfster Triumph besteht offenbar darin, dafs er uns zwingt, ihm unser volles Vertrauen nicht auf Kosten der nothwendigen eigenen Prüfung bey einem so wichtigen Gegenstand der Geschichte zu schenken. So erscheint er dem Leser als ein Geist, welcher durchaus keiner Partey, keinem Zeitalter angehört. Wenn die fast revolutionäre Wendung, welche das theologische Studium in dieser Zeit der Revolutionen genommen, eine grofse Verachtung gegen die Theologen hervorgebracht hat, welche in der Fortsetzung dieses Werks auftreten: so hat der Vf. desselben sich nicht nur gehütet, in dieselbe einzustimmen, sondern ist auch glücklich vor der Klippe vorbey gekommen, dafs er jene Männer nicht zu sehr in Schutz nahm, und sich scheute, ihre Blöfsen aufzudecken. Eben so blickt nirgends eine Vorliebe für irgend ein System, irgend eine theologische Idee hervor, nirgends eine Spur, irgend eine Art oder Unart der Theologen unserer Zeit zu vertheidigen oder zu bekämpfen. Ohnedies bewahrte vor einer auffallenden Parteylichkeit einer solchen Weise den Vf. schon sein feiner historischer Takt. Wenn sich wahrhaftig eindringende Lehren aus der Geschichte für unsere Tage ergeben: so müfste die Erzählung einer Begebenheit sehr verunglückt seyn, wenn sie sich dem Leser nicht von selbst darbieten würden.

Sobald der Vf. nur eine Art von Stoff vor sich hatte, nämlich die theologischen Streitigkeiten, bot sich ihm, wie er selbst scharfsinnig bemerkt, eine doppelte Manier der Bearbeitung an. Er konnte entweder die Geschichte dieser Streitigkeiten blofs als eine Geschichte der Wissenschaft betrachten, den Gegenstand des Kampfs nach allen seinen Veränderungen darstellen, ohne die Kämpfer auf den Schauplatz zu führen; oder er konnte zugleich alle die äufsern Verhältnisse beschreiben, welche auf den wissenschaftlichen Charakter des Streites Einflufs hatten, und unter ihnen war dann die persönliche Individualität der Kämpfer die Hauptsache. Wenn man dem Vf. auch die Behauptung zugiebt, dafs sich, je sorgsamer und genauer das theologisch-wissenschaftliche abgesondert werde, desto deutlicher die Reihe der damit vorgenommenen Veränderungen vor das Auge des Lesers bringen lasse: so leuchtet doch auf der andern Seite ein, dafs ohne die Erforschung der Seelen und der Umstände, aus und unter welchen die theologischen Meynungen hervorkamen, man in den Geist derselben nie ganz eindringen werde; denn dies ist nur dann möglich, wenn man, nach seinem eigenen Ausdruck, alles mitnimmt, was zur Geschichte des Streits gehört. Besonders aber wird man sich freuen, dafs er sich für die zweyte Manier bestimmte, weil unter allen Schriftstellern, welche bisher über diesen Theil unserer Geschichte geschrieben haben, keiner so gut wie er die psychologische Entwicklung versteht.

Digitized by Google

Je verwickelter nun die Materie durch den Entschlufs des Vf. wurde, nicht nur die streitigen Meynungen, sondern auch die Kämpfer darzustellen; desto nöthiger ward es, zuerst den Leser hinlänglich nach allen Seiten hin zu orientiren: nicht nur der Geist und Umfang des Lehrbegriffs, über welchen, sondern auch der Schauplatz, auf welchem der Streit vor sich gehn sollte, mufsten mit grofser Klarheit geschildert werden. Auf eine befriedigende Weise ist dies in den drey ersten Kapiteln des ersten Buchs geschehn. Zuerst wird der Zustand beschrieben, in welchem sich die lutherische Theologie bey dem Anfange der bestimmten Periode befand, dann die Lage, in welcher die protestantischen Theologen nach mehreren Hinsichten waren, und die Darstellung ihres Verhältnisses gegen die Stammmutter aller ihrer Kirchen, gegen die wittenbergische Universität, führt endlich zu einer Schilderung dieser Universität in den letzten Lebensjahren Luthers.

In der Periode der Bildungsgeschichte des protestantischen Lehrbegriffs, welche die frühern Bande dieses Werks begriffen, bildete sich derselbe eigentlich nur nach den Seiten aus, welche ihn von dem katholischen Lehrsystem unterschieden; hingegen von der Zeit an, mit welcher dieser Theil beginnt, sucht er in sich selbst eine bestimmte Form ohne Rücksichten nach aufsen zu gewinnen. Die alte Theologie hafste man freylich noch; aber man fürchtete sie nicht mehr. „Luther selbst war in Augenblicken, in denen sich sein Geist nicht zu sehr vom Alter niedergedrückt fühlte, am gewissesten davon überzeugt, dafs es dem Irrthum niemals mehr gelingen werde, die von ihm an das Licht gebrachte Wahrheit wieder zu unterdrücken; ja in den letzten Tagen seines Lebens äufserte er zuweilen über den baldigen gänzlichen Umsturz des Pabstthums Hoffnungen, die der Erfolg wenigstens nicht als Weissagungen legitimirte.“ Ganz anders war das Verhältnifs der lutherischen Theologie gegen die Lehre der schweizerischen Reformatoren, und eben Luther fürchtete so sehr ihren Einfluss, als er sie hafste. Die Ruhe, welche er auf die wittenbergische Concordie folgen sah, blieb offenbar deshalb so lange ungestört, weil die meisten lutherischen Theologen, wenn sie sich auch den Schweizern nicht näherten, doch die Streitfragen, über welche man so wüthend die Lanze gebrochen hatte, jetzt viel gleichgültiger als ehemals betrachteten. Diese Stimmung verrieth sich auffallend in der Aufnahme, welche Luthers heftige Schrift, das sogenannte kurze Bekenntnifs vom Abendmahl, bey den Theologen fand. Durch ihr gänzliches Schweigen über dieselbe gaben sie zu erkennen, wie unangenehm es ihnen war, dafs der unselige Streit wieder erneuert wurde. Niemand litt mehr dabey, als Melanchthon, welchen sein alter Freund selbst im Verdacht hatte, dafs er nur auf seinen Tod warte, um sich öffentlich zur schweizerischen Lehre vom Abendmahl zu bekennen. Vortrefflich hat der Vf. den liebenswürdigsten der Theologen damaliger Zeit wider die oft wiederholte Beschuldigung, dafs er seine Meynung über die Nachtmahlslehre völlig geändert habe, hier vertheidigt, und hat selbst diejenigen Leser, welchen es an sich gleichgültig ist, wie Melanchthon über dieselbe dachte, für diese Vertheidigung zu interessiren gewufst, indem er die Bemerkung vorausschickte, dafs ohne eine Rechtfertigung des edeln Mannes in diesem Punkte man den Verdacht der unwürdigsten Verstellung und der unmännlichsten Verleugnung seiner Ueberzeugungen auf ihm liegen lassen müsste.

Wenn das Verhältnifs der lutherischen Theologie zu dem schweizerischen System jetzt weniger bestimmt war, als es schon gewesen: so war die Lage der protestantischen Geistlichen in Hinsicht auf den Staat und die Laien noch ungleich schwankender. Die Grundsätze, welche ehemals über das Verhältnifs zwischen den geistlichen und den weltlichen Personen galten, waren durchaus nicht mehr anwendbar; aber auch das Resultat, welches sich aus Luthers Lehre über diesen Punkt ergab, nämlich, „dafs zwar jeder Prediger den Beruf zu seinem Amte von der Kirche, aber die zu seinem Amte gehörigen Rechte von Gott selbst, wenn schon in einer gewissen Hinsicht durch Uebertragung der Kirche, bekommen habe,“ reichte keineswegs hin, um bestimmte Regeln aus ihm abzuleiten. Nur so viel lernte man bald aus der Erfahrung, dafs durch dasselbe ein Verhältnifs zwischen den Geistlichen und Laien begründet werden konnte, wodurch ein eben so drückendes hierarchisches Joch, wie in der alten Kirche, wiederum sich aufbringen liefse. Unter den Namen des Amtes der Schlüssel, welches ihnen übertragen sey, mafsten sich die neuen Diener der Kirche die willkührliche Ausübung des Bannrechtes an. Ehemals war dieses nur in den Händen der Bischöfe gewesen; jetzt glaubte jeder lutherische Dorfpfarrer es zu besitzen.

Mancherley Umstände wirkten freylich der geistlichen Herrschsucht entgegen, welche wieder empor zu kommen drohte; aber sie hatten im Drange der Zeit ihren Grund, und verloren, so wie dieser aufhörte, ihre entgegenwirkende Kraft. Daher war es ein Glück, dafs Luther selbst, das Orakel der Protestanten bey allen kirchlichen Einrichtungen, die Nothwendigkeit fühlte, die Amtsrechte der Prediger einzuschränken, und sich einigermafsen über seine Lehre, dafs dieselben sich von Gott herschrieben, edelmüthig hinwegsetzte. Er führte nämlich gleichsam als einen Mittelweg die Idee ein, dafs man das Bannrecht, welches sich die einzelnen Prediger beylegten, als ein Gesellschaftsrecht der Kirche betrachten solle, indem man es den Collegien übertrüge, die man auf seinen Rath unter dem Namen von Consistorien zur Führung der Oberaufsicht über das ganze Kirchenwesen um diese Zeit in mehrern Ländern niedersetzte. Von dieser Einrichtung waren keine übeln Folgen andrer Art zu fürchten, dafs nämlich die weltliche Macht sich einer zu grofsen Gewalt über die religiösen Angelegenheiten und den geistlichen Stand anmafste, wohl aber von dem Geiste des lutherischen

rischen Systems überhaupt, nach welchem sie die Oberaufsicht über die Kirche hatte. Als man dem Uebel der alten katholischen Lehre entgegenarbeitete, welches die Kirche auf den Ruinen des Staats erhöht hatte, vergafs man auf die nachtheiligen Folgen zu schauen, welche damit verknüpft waren, dafs nun der Landesherr nicht nur ohne, sondern sogar wider den Rath seiner Theologen entscheiden konnte, was reine Lehre sey, und seiner Willkühr gemäfs Maafsregeln zum Schutze der Orthodoxie ergreifen durfte. Ein grofser Theil der Bewegungen, die mit den theologischen Streitigkeiten verknüpft waren, welche der Gegenstand der Fortsetzung dieses Werks sind, schrieb sich von dieser Unachtsamkeit her. So lange Luther lebte, so lange er, die Kirche und Universität von Wittenberg, der Mittelpunkt für die Glaubenseinigkeit der Protestanten waren, bey welchen jede Obrigkeit bey streitigen Fällen anfragte, zeigte sich freylich die Schadlichkeit derselben nicht in ihrem ganzen Umfange.

Das alte Ansehn, in welchem Wittenberg als die Wiege der Reformation stand; das grofse Uebergewicht an Geist und Gelehrsamkeit, welches man seinen Theologen ohne Widerspruch zugestehn mufste; der Umstand, dafs die Prediger der neuen Kirche fast alle in Wittenberg gebildet waren, und dafs es für die Obrigkeiten äufserst bequem und beruhigend war, bey irgend einem Orakel sogleich die Entscheidung schwieriger Fälle finden zu können, alle diese Ursachen erklären leicht die aufserordentliche Rolle, welche diese Universität jetzt spielte. Allein desto eher liefs sich auch vermuthen, dafs ein Keim der Zwietracht auf ihr und in den Geistern ihrer Lehrer eine Wurzel fassen könne, deren Zweige sich durch die ganze lutherische Kirche erstreckten.

Das Kapitel, in welchem der Zustand Wittenbergs geschildert wird, ist vielleicht der schönste Theil dieses Bandes. Wenn schon die bisher mitgetheilten Bemerkungen ein Licht geben, ohne welches die Geschichte der folgenden Streitigkeiten ein Chaos seyn würde, welches Widerwillen erregt: so wird hier durch die Bemerkung, dafs schon einige Jahre vor Luthers Tode sein Ansehn auf der Universität in eben dem Grade gesunken sey, als Melanchthons Einfluss stieg, und durch die angeführten Gründe, warum dies eine Partey in Wittenberg so sehr übel nahm, auf eine meisterhafte Weise die Quelle beleuchtet, aus welcher die ersten von den folgenden theologischen Streitigkeiten hervorgingen.

Zuerst werden mit lebendigen Farben die Zeichen geschildert, an welchen das Sinken des Einflusses von Luther bemerkt wurde, so ungern man es sich selbst gestand, so gern man es in Wittenberg vor dem übrigen protestantischen Deutschland verbergen wollte: dann findet man die Ursachen entwickelt, warum das Ansehn des verehrten Mannes verringert erschien. „Er hatte länger als zwanzig Jahre hindurch die erste Rolle auf der Universität gespielt, und sich dadurch ein Uebergewicht erworben, durch das alle seine Collegen in eine wahre Abhängigkeit von ihm hinabgedrückt worden waren. Aber dies Uebergewicht ertrug man ohne Unwillen und diese Abhängigkeit fand man nicht beschwerlich, so lange Luthers Geist in der Fülle seiner Kraft noch lebendig war. Die Bewunderung dieser Kraft, womit er ein Werk, zu dem vielleicht keiner seiner Zeitgenossen Stärke genug gehabt hätte, unternommen und fortgeführt, und das Erstaunen über die unermefslichen Wirkungen, die sich in dem Zeitraum dieser zwanzig Jahre schon über ganz Europa davon verbreitet hatten, liefs in der Seele der Menschen, die in irgend einer Verbindung mit ihm standen, weder Mifsgunst noch Eifersucht über ihn aufkommen. Man war vielmehr stolz darauf: nur in irgend einer Verbindung mit dem Manne zu stehen, dessen Namen in jedem Munde, und dessen Ruf durch alle Länder erschollen war. Es lafst sich leicht glauben, dafs Luthers Geist auch mit grofserer Kraft auf die Menschen in seiner Nähe und zunächst auf seine Collegen wirken mochte. Diese fühlten zugleich am lebhaftesten, wie vortheilhaft sein grofserer Einfluss für die Universität wurde, und wufsten am besten, wie er dazu gekommen war, nämlich nur dadurch, weil er überall voran stand, wo gehandelt, sich immer an die Spitze stellte, wo etwas gewagt werden mufste, und von jeder Arbeit, von jeder Gefahr, von jedem Kampf, der zu bestehen war, immer auch den grofsten Theil übernahm. Aber was noch ungleich mehr austrug — dieser erste Mann in ihrem Kreise war auch in der schönern Zeit seines Lebens so guter Mensch, so thätig für jeden einzelnen, dem er helfen und dienen konnte, so warmer Freund seiner Freunde, und bey seiner Geradheit, bey seiner verdachtlosen Offenheit, bey seiner Gutherzigkeit so leicht zum Freund zu bekommen, dafs man sich in keinem Verhältnifs von seinem Uebergewicht gedrückt fühlen konnte. Dies trug ja wohl am meisten aus; denn sobald sich dies verändert hatte, so wurde auch alles in Wittenberg anders."

„Leider! mufs man sagen, dafs sich zuerst *dies* veränderte! Von den Arbeiten und Sorgen des geschäftigsten und unruhigsten Lebens erschöpft war Luther fast etwas vor der Zeit vom Alter übereilt worden: und der alte Luther war nicht mehr so leicht zu ertragen! Das Alter hatte zwar seinen Geist nicht niedergedrückt; aber es hatte sein Herz ausgetrocknet und kalt gemacht; er war mürrisch und finster, verschlossen und argwöhnisch geworden! u. s. w."

Ein schönes Gegenstück zu diesem Gemälde des alten Luther ist die Schilderung Melanchthons, welchen der Vf., wir dürfen nicht sagen mit *Vorliebe*, weil man mit diesem Worte schon den Gedanken an Parteylichkeit verbinden könnte, aber mit wahrer Liebe sein ganzes Werk hindurch behandelt hat. Sie gründet sich auf eine Verwandtschaft der Geister. Aechte Bescheidenheit, welche sich in der Resignation zeigt, dafs man sich in seinem Selbstgefühl irren könne; eine Vielseitigkeit des Urtheils, die ohne ein mildes Feuer des Geistes und Herzens nicht möglich ist; eine Kühnheit der Meynung, wo es endlich gilt,

aber entblöfst von der Keckheit, die sich selbst gefällt; diese Züge in Melanchthons Charakter, durch eine harmonische Ausbildung seiner ganzen Natur und durch eine ausgebreitete Gelehrsamkeit veredelt, scheinen auch bey dem Vf. dieses Werks besonders charakteristisch zu seyn.

„Zu eben der Zeit, sagt er von seinem Liebling, kehrte sich alles in Wittenberg, was sich von Luthern abwandte, gegen Melanchthon hin; und diesem allein fiel alles zu, was Luther von der freywilligen Achtung seiner Mitbürger und Collegen besessen hatte. Melanchthon hatte bisher immer in allen öffentlichen Angelegenheiten der Kirche und der Universität nach Luthern und meistens neben Luthern das wichtigste gethan. Er hatte für die letzte im Besondern vielleicht mehr als Luther gethan, und mehr als dieser zu ihrem Flor und zu ihrer Aufnahme beygetragen. Sein Name wurde auswärts mit eben so vielem und zum Theil mit gröfserm Ruhme, als Luthers Name genannt, wenn schon sein Ruf vielleicht nicht so weit verbreitet war. Aber in dem kleinern Zirkel, in welchem er lebte, war er nie mit einem Menschen in nähere Berührung gekommen, den er sich nicht durch einen grofsen oder kleinen Dienst verpflichtet, den er nicht durch seine Demuth und Bescheidenheit gewonnen oder beschämt, und dem er nicht Zutrauen oder Zuneigung, wenigstens auf Augenblicke, abgezwungen hätte. Dadurch hätte Melanchthon schon längst den *wahren* ersten Platz in der Achtung wie in der Liebe seiner Collegen und Mitbürger erwerben können, wenn er sich nicht auch hierin, wie in allem andern, selbst Luthern nachgesetzt, sich bey jeder Gelegenheit mit der aufrichtigsten Ehrfurcht unter ihn hinabgestellt, und auch damit auf die Richtung der öffentlichen Meynung eingewirkt hatte. Nun aber war es ihm auch desto weniger möglich, ihre Richtung wieder umzulenken, da sie sich einmal selbst von Luthern abgewandt hatte. Es kam nämlich noch ein besonderer Umstand hinzu, der sie am stärksten zu ihm hinzog. Ganz Wittenberg wufste, dafs Melanchthon der wärmste und treufste, wie der thätigste und wichtigste, von allen Freunden Luthers gewesen war. Ganz Wittenberg wufste, dafs er alle seine Arbeiten und Beschwerden, alle seine Sorgen und Gefahren meistens mehr als zur Hälfte mit ihm getheilt hatte. Aber nun war auch ganz Wittenberg Zeuge, dafs er von den Wunderlichkeiten des veränderten alten Mannes am meisten litt, und doch dabey die gröfste Geduld mit ihm hatte, dafs er von seinen Launen, von seiner Reizbarkeit, von seinem Argwohn am meisten ertragen mufste, und doch dabey allen seinen übrigen Freunden noch das Beyspiel der dankbar-kindlichsten Hochachtung Luthers und der zartesten Schonung seiner Schwächen gab. Dieser Anblick zog vollends die Neigung aller bessern Menschen in ihrem Kreise mit einer Gewalt zu ihm hin, der sich seine Bescheidenheit kaum noch entziehn konnte. Man hielt sich verpflichtet, ihn für dasjenige schadlos zu halten, was ihn dies Betragen, wie man glaubte, kosten müfste, und man glaubte es nicht besser thun zu können, als wenn man ihn jetzt schon sehen liefs, wie gern man ihm einst die ganz erste Stelle, die Luther bisher auf der Universität behauptet hatte, einräumen würde, und jetzt schon einräumen zu dürfen wünschte."

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYVERLAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Kircher: *Hinsicht auf die Arzneywissenschaft in Beziehung auf den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem Veterinar-Einrichtungen und deren nöthige Verbesserungen betrachtet werden müssen.* Von D. *J. H. Schmidt.* 1798. 60 S. 8. — Wie sehr der Vf. dieser kleinen Schrift, der sich in derselben sehr bemüht, sich als einen excentrischen Kopf zu zeigen, nur dafs er nicht, wie gewöhnlich, *über* das Centrum hinaus zu eilen, sondern *unter* demselben zu verbleiben strebt, im Stande sey, eine prüfende Uebersicht der Arzneykunde in Hinsicht auf seinen Zweck zu geben, davon mag folgende Darstellung des Brownschen Systems unsern Lesern zur Probe dienen. *„Jedoch haben manche Neuerlinge unter den Aerzten das antiphlogistische System* (der Chemie) *in die Arzneywissenschaft herübergetragen, und es daselbst benutzen wollen. Brown, ein englischer Art, den die Geissel der deutschen Kritik zur Ehre Deutschlands hinlänglich gezuchtigt hat, läfst die Körper lebender Menschen und Thiere, nach dem neuen Systeme der Chemie* (auf welches der Vf., wie auf alles Neue, sehr übel zu sprechen ist, denn so viel man aus dieser Schrift urtheilen kann, ist ihm Selbstdenken und blindlings am Alten kleben, ohne das Neue zu kennen und zu prüfen, einerley), *bald gesauerstofft bald gekohlenstofft werden, und daher Gesundheit oder Krankheit entstehen wie diese oder jene Modification es mit sich bringt;* (.) *So unsinnig wie die ätiologische Krankheitsentwickelung der Art ist* (an die bekanntlich *Brown* nie gedacht hat), *eben so unsinnig ist auch die darauf gegründete Heilung derselben, oder ihre Therapie. Im gesauerstofften, im sthenischen Zustande* (im gereizten, kraftvollen) *gelten alle sogenannten schwächenden Mittel;* (.) *dahin werden gerechnet,* (:) *Aderlässe, Purganzen, auflösende kühlende Salze, sogar mitunter sehr unbestimmt kühlendes Verhalten und Kalte überhaupt:* (.) *Im gekohlenstofften* (im asthenischen,) *Zustande* (*beym Mangel der Reizbarkeit, bey Schwäche, bey Erschlaffung*) *gelten alle sogenannten stärkenden Mittel, Wein, Branntewein, starke Fleischbrühen, China, oftmalt sogar, was zu verwundern ist, Opium.*" — Wer eine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Arzneykunde schreiben und über das Brownsche System aburtheln will, sollte doch billig die ersten Linien desselben kennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Crusius: *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs* vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel. Vierter Band. *Oder: Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode* bis zu der Einführung der Concordienformel. Von Dr. *G. J. Planck*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Man konnte leicht voraussehn, dass mit Luthers Tode, wann nun Melanchthon den ersten Platz einnahm, sich vieles ändern werde, weil der Geist dieser beiden Männer so sehr verschieden war. Allein der milde Charakter des letzten, welcher nur sanfte Umwandlungen verstattete, hätte die Furcht vor allen heftigen Erschütterungen verbannt, wenn nicht ein Umstand hinzugekommen wäre, von dem sich schon damals Gefahr zeigte, wenn gleich nicht nach ihrer ganzen nachherigen Verderblichkeit. In Wittenberg und dessen Nähe hatte sich eine Partey gebildet, welche gröstentheils aus Männern bestand, die ihre eigne Kraftlosigkeit fühlten, aber als sklavische Nachahmer Luthers für aufserordentliche Geister gelten wollten, und nach dem Tode des grofsen Mannes mit seinen Reliquien zu prangen hofften. Sie sahn gleichsam ihr ganzes Daseyn vernichtet, wenn jene Veränderung im Ansehn Luthers und Melanchthons vollendet wurde. Menschen ihrer Art würden gern auch jenen eigennützig aufgeopfert haben, wenn sie hätten hoffen können, den Melanchthon jemals so zu spielen, wie sie den Luther spielten. Eine gewisse grelle Originalität an diesem, welche sich nachmachen liefs, war an jenem nicht zu entdecken: als Lutheraner konnte man etwas bedeuten, aber als Melanchthonianer konnte man nicht gelten, ohne ein Melanchthon zu werden.

Noch während Luthers Leben führte diese Partey einen tückevollen Krieg wider Melanchthon; aber sie schwur ihm den tödtlichsten Hafs, als die Universität Wittenberg, welche durch jene politische Revolution, die den Zustand des ganzen Kurfürstenthums veränderte, zu ihrer Freude zerstört war, da sie keine Rolle mehr auf ihr zu spielen hoffen durften, blofs durch seine Rückkehr auf den ersten Ruf des neuen Kurfürsten Moriz von neuem zu blühen begann. In der Entfernung von Wittenberg sann sie nun auf die gehässigsten Angriffe wider Melanchthon, und die Bewegungen, welche in Sachsen durch das Interim seit dem Reichstage zu Augsburg vom Jahr 1548 entstanden, mufsten die erste Gelegenheit dazu hergeben.

Mit der Erzählung dieser Bewegungen beginnt eigentlich die Geschichte der theologischen Streitigkeiten, welche der Handlung und des Lebens mehr in sich fafst, als manche Leser vermuthen mögen. „Es wird des lebendigen und des leidenschaftlichen Handelns, es wird also auch noch Verwicklung und Abwechslung genug darin vorkommen, denn auch die weitere Bildung unsers Lehrbegriffes war nicht das Werk einer ruhigen Untersuchung, oder eines kälter gewordenen gelehrten Speculationsgeistes, sondern des heftigsten Streitgeistes. Dieser Geist, der unter dem Kampf mit den Katholiken erstarkt war, brauste jetzt in den lutherischen Theologen immer noch fort, suchte sich jetzt, da er mit jenen fertig zu seyn glaubte, neue Nahrung, und schuf sich neue Materie, wurde eben dadurch auf mehrere bisher von ihm übersehene Punkte hingeleitet, und mit unter auch durch gekränkte Eigenliebe, gereizte Eitelkeit, beleidigten Stolz und durch andere noch untheologischere Motive dieser Art verleitet, sich bey der Bestimmung der Form, die er dem Lehrbegriff zu geben strebte, mehr nach der Convenienz seiner Leidenschaft als nach demjenigen zu richten, was ihm reiner Eifer für die Wahrheit hätte eingeben mögen."

Der Kaiser hatte erwartet, dafs der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, welcher in so enger Verbindung mit ihm stand, und ihm so viel verdankte, zuerst das Interim unbedingt für seine Länder annehmen werde. Allein dieser liebte vielleicht die neue Lehre selbst zu sehr, um einem solchen Ansinnen sich gänzlich willfährig zu bezeigen, war wenigstens zu klug, um den Hafs der Protestanten noch mehr auf sich zu laden, und indem er seine neuen Unterthanen noch stärker wider sich reizte, sich der Gefahr auszusetzen, dafs er nie zum ruhigen Besitze seiner kaum gewonnenen Herrschaft gelange. Trefflich hat der Vf. den Sinn der Unterhandlungen entwickelt, welche der Kurfürst über eine beschränkte Annahme des Interim in seinen Ländern mit den Theologen und mit den Ständen derselben, so fein als unermüdet anknüpfte und fortspann. Ueberhaupt ist der so oft verkannte und verabscheute Moritz, über welchen man der heftigsten Sprache der Leidenschaft Jahrhunderte nachsprach, nie so unparteyisch, mit solchem Fleifs und mit solchem psychologischen Scharfsinne nach allen Seiten seines Charakters und Handelns beleuchtet worden, als in diesem historischen Werke.

Man hat dabey die besondere Freude, dass ein Schriftsteller, der allenthalben die liebenswürdigste Offenheit verräth, dem verworrnen Gange eines der schlauesten Fürsten so gut nachzuspüren weifs, und ihn fast immer in seinem Dunkel unschuldig findet. Er hat in Beurtheilung des Kurfürsten in einem glänzenden Lichte jene Eigenschaft gezeigt, ohne welche keine historische Kritik glücken kann, dass nämlich dem Forscher alle möglichen Gründe gegenwärtig sind, nach welchen ein Mann von bedeutender Kraft und in einer wichtigen Lage kann gehandelt haben, und dass er sich gleichsam scheut, in den menschlichen Handlungen auf gewisse Extreme zu kommen, da sie fast immer ein Gewebe so tausendfacher Eindrücke und Rücksichten sind. Man sollte kaum glauben, dass dergleichen grelle Urtheile, die im täglichen Verkehr aus leicht zu erkennenden Ursachen auch den sehr gebildeten Mann wohl überraschen, so häufig bey Historikern vorkommen, bey Männern, welche durch die Kunde vom Sinne so vieler Zeitalter und Nationen, so zahlloser Individuen, vielseitige Milde des Urtheiles zuerst hätten gewinnen sollen.

Die ruhige Erforschung der urkundlichen Denkmale jener Verhandlungen des Kurfürsten mit seinen Ständen und Theologen, und der neuen Kirchenordnung, welche die Frucht derselben war, führt den Vf. dann zu dem Resultat, dass trotz den Vorschriften, die man für Sachsen aus dem Interim in Hinsicht auf den äuseren Cultus und das Cerimonienwesen aufnahm, im Zustande des sächsischen Religions- und Kirchenwesens nichts wesentliches verändert wurde. Selbst wider das irrige, welches sich den aufgenommenen Einrichtungen in der Ansicht der Katholiken angehängt hatte, verwahrte man sich auf das sorgfältigste. Mit besonderer Wärme zeigt der Vf., dass die acht-lutherische Rechtfertigungslehre durch die neue Kirchenordnung gänzlich ungekränkt blieb.

Wenn dennoch durch diese nicht nur in, sondern auch auser Sachsen Bewegungen entstanden, welche eine förmliche fast dreyfsig Jahre fortdaurende Spaltung zwischen den Theologen der Partey nach sich zogen: so findet man auser den allgemeinen Gründen, die in der Spannung der Lutheraner überhaupt gegen den Kaiser und gegen den Kurfürsten Moriz lagen, eine besondre Ursache in dem Umstande, dass fast alle protestantische Stände in Oberdeutschland zur *unbedingten* Annahme des Interims gezwungen waren, und die Prediger, welchen ihr Gewissen es nicht erlauben durfte, sich in eine solche neue Ordnung zu fügen, nun als Märtyrer im Reich umherirrten. Unwillen erregte es daher in einem hohen Grade auserhalb Sachsen, dass Wittenberg, die Mutter der Reformation, und die sächsische Kirche, die vornehmste Stütze derselben, sich auf irgend eine Weise mit dem verabscheuten Interim befafsten. Durch ganz andere Antriebe aber wurden die Menschen in Bewegung gesetzet, welche in Sachsen zuerst das Lärmgeschrey erhoben. Das Gefühl, wie unbedeutend sie durch Melanchthon und dessen Freunde geworden, trieb sie zu ihrem rasenden Verfahren. Mit unparteyischer Strenge sind hier die gehäfligen Antriebe entwickelt, wodurch Matthias Flacius sich an die Spitze dieser Partey drängte. Alle äusere Umstände, womit dieses verknüpft war; die Art, wie er den Streit begann; die Beschuldigungen, welche er während demselben wider die wittenbergischen Theologen vorbrachte; alles dies ist hier scharfsinnig und kunstvoll zusammengestellt, um das Beyspiel der Strenge, welches der milde Vf. hier giebt, hinlänglich zu rechtfertigen. Mit gleichem Vergnügen wird man der Erzählung folgen, wie Flacius und seine Genossen gezwungen wurden, den eigentlichen Streit allmählig blofs auf die Anklage einzuschränken, dass die Wittenberger unter dem Namen von Adiaphoren Punkte nachgelassen hätten, welche durchaus nicht gleichgültig wären, ihrem innern Gehalte nach; und wie man zuletzt, als diese Anklage hinlänglich abgewiesen war, zu der Behauptung überging, dass auch wahre Adiaphora unter den jetzigen Umständen aufhörten, es zu seyn. Gern neigt man sich mit dem Vf. auch bey dieser letzten Anklage auf die Seite der wittenbergischen Theologen. Selbst wenn man zugeben wollte, dass die üblen Folgen, welche der Geist der Zeit aus der bezeigten Nachgiebigkeit ableiten konnte, durch keine guten Wirkungen derselben konnten aufgewogen werden: so durften Melanchthon und seine Collegen doch alle Schuld dadurch abweisen, dass sie das *kleinere Uebel* statt des grofsern, ein Aergernifs für den rohen Verstand statt eines neuen Religionskrieges und einer wahrscheinlich drückenden Einschränkung des protestantischen Cultus gewählt hatten. An eine wahrhafte Verletzung ihres Gewissens bey den Punkten, welche sie aus dem Interim aufgenommen, konnten nur erbitterte Feinde denken.

Man wird sich von der Geschichte dieses Streites über das Interim im ersten Buche nicht trennen, ohne zu einer Partey desselben sogleich noch zurückzukehren. Mitten in der Rechtfertigung der wittenbergischen Theologen, vernimmt man plötzlich, dass nur wirkliche Blöfse Melanchthon seinen Gegnern gegeben habe. „So gewifs es nämlich Melanchthon mit seinen Collegen in Sachsen selbst zu verhindern gewufst hatte, oder vielmehr, so gewifs es ihnen hier gelungen war, durch ihre Vorstellungen noch zu verhindern, dass man um des Interims willen doch nicht weiter nachgab, und bey den neuen deshalb gemachten kirchlichen Einrichtungen nicht weiter ging, als man ohne Verletzung der Wahrheit und der reinen lutherischen Lehre nachgeben und gehen konnte; so wenig lafst sich verhehlen, dass sich doch Melanchthon zuweilen auch über die Nothwendigkeit des Nachgebens etwas zweydeutig geäufsert hatte. Aus einigen dieser Aeufserungen, die ihm hin und wieder entfallen waren, konnte man ohne Sophisterey herausfolgern, dass er sich wohl selbst im Nothfall hätte entschliefsen können, nicht nur für sich noch etwas mehr nachzugeben, sondern auch andern dazu zu rathen, wenn man mit aller Gewalt auf mehr gedrungen hätte." — Den Predigern im Gebiet des Markgrafen Albrecht von Brandenburg hatte er gerathen, sich

Digitized by Google

nicht allzu hartnäckig einer neuen Kirchenordnung zu widersetzen, die doch einige Missbräuche des Cultus enthält, gegen deren Wiederaufnahme er selbst gesprochen hatte.

Alle Schuld, welche deshalb auf ihm haften mochte, entstand daher, dass er den Menschen zu viel Kraft zutraute, der Gewalt der äusseren Eindrücke nicht zu unterliegen, und selbst sie verschwand fast gänzlich, da er zugleich immer die stärksten Aufforderungen ergehn liess, sich über kein Opfer zu bedenken, das der Wahrheit gebracht werden müsse. Aber es ist unmöglich, auf ihn zu zürnen, wenn man sieht, wie er sich bey der Anklage wegen einer solchen Schuld benahm. Im Gefühl, wie es nur ein ausserordentlicher, auf allen Seiten ausgebildeter, Geist haben kann, dass vielleicht eine zu grosse Liebe zum Frieden auf das Gewicht der Gründe, die ihn bestimmten, Einfluss haben könne, so genau seine Vernunft sich bewusst war, sie abgewogen zu haben, thut er durchaus auf alle Vertheidigung Verzicht, als welche aus der einfachen Darstellung seiner Bewegungsgründe sich ergab, und bittet, dass man ihm und seinen Collegen verzeihn möchte, wenn sie wider ihren Willen gefehlt hätten. Diese wahrhaft erhabene Bescheidenheit hätte auch dem bittersten Feinde die Waffen aus der Hand winden sollen.

Der Faden der Geschichte dieser Streitigkeiten oder vielmehr derjenigen, welche sich nach Entstehung der Universität Jena an sie anknüpften, ist am Ende des ersten Buches abgerissen, und wird erst beym Anfang des dritten wieder aufgenommen. Das zweyte enthält die Geschichte eines theologischen Streites, der zu eben der Zeit an einem der entferntesten Ende des Raumes, den der Protestantismus eingenommen hatte, sich entspann, und dennoch die ganze Kirche in Bewegung brachte. Der Vf. giebt zu, dass derselbe mit dem interimistischen Handel nichts zu thun hatte, fügt aber hinzu, dass die meisten Hauptpersonen in diesem auch bey dem neuen Kampfe die Hauptrolle spielten. Osiander wenigstens, dieser eigentliche Held desselben, tritt nur in ihm auf.

Alles kam bey der Beleuchtung dieses Streites, der sich durchaus ganz aus der Persönlichkeit Osianders entspann, und an die sonderbare Gestalt geknüpft wurde, welche die Lehre von der Rechtfertigung in seinem Kopf annahm, deswegen darauf an, dass sein Charakter dem Leser sogleich in dem gehörigen Gesichtspunkt erschien. „Er war ein in einem hohen Grade aufbrausender, und in einem eben so hohen Grade aufgeblasener Mann. Er hatte treffliche Kenntnisse in der classischen und in der theologischen Gelehrsamkeit; aber er schien nie durch einen andern Beweggrund zu dem Einsammeln dieser Kenntnisse angefeuert worden zu seyn, als durch das Vergnügen, das ihm der Gedanke, mehr als andere zu wissen gewährte, und der rastlose Fleiss, mit dem er sein ganzes Leben hindurch sie zu vermehren fortfuhr, hatte keine andere Triebfeder als den Wunsch, sich immer mehr über die Menschen um ihn her zu erheben, um von einer grösseren Höhe auf sie herab sehen zu können. Dieser ungezähmte Stolz des Mannes hatte auf die Form, welche die gesammelten Kenntnisse in seinem Kopf annahmen, einen eigenen Einfluss. Es genügte ihm nicht, nur mehr zu wissen, wie andere; sondern er wollte auch das, was andere wussten, anders wissen als sie, um sich auf mehr als eine Art auszuzeichnen; daher strebte er alles, was ihm vorkam, von einer Seite aufzufassen und darzustellen, die von derjenigen, von der es andere vor ihm aufgefasst hatten, am weitesten ablag. Zum Glück sicherte ihn sein natürlich-gesunder Verstand, dass er dabey nicht auf allzuviele und allzugrosse Thorheiten gerieth, auf die ihn sonst dies seltsame Streben so leicht hätte führen können; aber bey einigen Ideen und Meynungen brachte doch endlich seine Begierde, sich auszuzeichnen, auch seinen Verstand dahin, dass er sie in einer Form aufnehmen musste, die nur sie ihnen gegeben hatte. Natürlich setzte er dann auch auf diese den grössten Werth! Natürlich waren ihm unter allen seinen Meynungen keine so wichtig, als diejenige, mit denen ihm der Versuch, sie auf eine ihm eigene Art aufzustutzen, am vollständigsten gelungen war! Natürlich ergriff er nun auch jede Gelegenheit, sie geltend zu machen, und that es meistens mit einem Stolz, der allen voraus seine Verachtung ankündigte, die sich nur noch bedenken konnten, sie anzunehmen."

So viel wahres diese vorläufige Schilderung Osianders enthält, scheint es doch, dass ihm unrecht geschehe, wenn die auffallende Originalität seines Geistes einzig dem Hange seines Charakters, sich auszuzeichnen, zugeschrieben wird. Freylich lässt sich diese an ihm nicht leugnen, und eben so wenig wird man dagegen streiten, dass derselbe auf die Bildung seiner Ideen Einfluss gehabt habe; aber es spricht nichts wider die Vermuthung, welche am nächsten lag, dass die Eigenthümlichkeit seines Geistes auch ohne jenen Charakterzug zu auffallenden Behauptungen ihn getrieben hätte. Hiezu kommt noch, dass in der Natur der Lehren selbst, welchen er seine sonderbare Originalität aufdrücken wollte, für jeden kühnen und denkenden Kopf, welcher strebte, sie ganz zu ergründen, eben so wie in Luthers Ausdrücken über dieselben, ein mächtiger Verführungsgrund zu wunderbaren Hypothesen lag. Besonders war dies der Fall bey der Lehre von der Rechtfertigung, welche der berüchtigte Zankapfel zwischen Osiander und seinen Gegnern wurde: weiter unten werden wir noch Gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen. Zuletzt aber dünkt es uns fast hart, bey dem ungestümen Streben des Mannes nach Kenntnissen und eigenen Ideen gar keine Liebe für gewisse Theile der Wissenschaften zulassen zu wollen. Freylich war er nicht dazu gemacht, unverfälschte Neigung für die Wahrheit zu fühlen; aber darum konnte ein Geist von so feuriger Einbildungskraft ein hohes Interesse für gewisse Ideen empfinden, unabhängig von seiner Sucht zu glänzen.

Diese zu strenge Beurtheilung Osianders dauert in der ganzen Geschichte seiner Streitigkeiten fort;

Digitized by Google

besonders aber zeigt sie sich in der Ansicht seines rasenden Angriffes auf Melanchthon. Einzig aus dem Grunde, weil dieser zu einem solchen Angriffe durch seine Urtheile über Osiander nicht gereizt hatte, folgert der Vf. die *leider nur allzu natürliche Vermuthung*, wie er sich ausdrückt, dass die Absicht Osianders bey jenem Angriffe gewesen sey, dadurch alle die Theologen, welche über dem Interim mit Melanchthon zerfallen waren, und den bittersten Hass wider denselben trugen, mit Sicherheit auf seine Seite zu bringen. Allein dieser Vermuthung widerspricht durchaus die Offenheit, womit Osiander stets handelte, und der Umstand, dass er bey den verführerischen Verhältnissen, in welchen er lebte, sich nie einen erwiesen hinterlistigen Streich erlaubte, so sehr dergleichen unter den Theologen Sitte geworden, am meisten aber der Zug in seinem Charakter, dass er viel zu stolz war um sich je nach Hülfe umzusehn, und sich selbst stark genug glaubte, um jedem Gegner entgegentreten zu dürfen. Es lassen sich überdies sonst hinlängliche Gründe angeben, welche seinen Angriff auf Melanchthon erklären. Bey aller seiner Eitelkeit besass er doch so viel Stärke des Charakters, dass man in seinem Leben keine Spur von jener Schwäche findet, die bey viel grösseren und bescheidneren Männern gewöhnlich ist, wodurch sie nämlich verleitet werden, den Lobsprüchen, die sie von andern erhalten, Einfluss auf ihr Urtheil über diese zu verstatten: selbst Melanchthons günstiges Urtheil über seinen Geist und seine Kenntnisse bestachen Osianders Urtheil nicht. Zweytens ward dieser nie ungebärdiger in seinem Zorn, als wenn er die Nachbeterey berührte, durch welche sich die meisten Theologen dieser Zeit zu Sklaven Luthers und Melanchthons erniedrigt hatten: in seinem tödtlichen Hass wider jene ward er auch ungerecht wider diese. Drittens endlich waren alle umherschauende Vorsicht und Milde bey der Darlegung seiner Meynungen ihm so völlig fremd, dass sie ihm auch bey andern unerträglich waren, und darum erschienen ihm manche Tugenden Melanchthons als Laster. Schon dies war für ihn Bewegungsgrund genug, auf den verehrten Mann einen rasenden Angriff zu wagen.

Von ganzem Herzen unterschreiben wir dagegen, was Melanchthon selbst in einem Briefe über Osiander sagt: du weisst, wie rühmlich ich über ihn denke. Ich lege ihm Gelehrsamkeit und den Ruhm vieler Tugenden bey; aber sein Genie ist zu ungestüm, als dass es sich innerhalb der scholastischen Einzäumung halten liesse, und er folgt, wohin der Ungestüm seines Geistes wie ein Sturmwind ihn reisset!

(Der Beschluss folgt.)

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Rasp. Buchh.: *Reliquiae houstonianae seu Plantarum in america meridionali a Gulielmo Houstoun* M. D. R. S. S. collectarum icones manu propria aere incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca Josephi Bancks (Banks), Baroneti, R. S. P. asservatis. Juxta exemplar Londinense. Editio in germania prima. 1794. 24 S. 8. Tab. 1—26.

Das Original ist 1781 in London (auf 12 Seiten und 26 Tafeln in 4.) gedruckt erschienen und von Baronet Banks verschenkt worden. Rec. hat *diese Copie* damit verglichen. Die Kupfer sind etwas feiner ausgefallen. Der Text ist getreuer Nachdruck.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Voss u. Comp.: *Die Spazierfahrt nach Machern, oder Taschenbuch und Wegweiser für die, welche von Leipzig aus den grossen und schönen Garten daselbst besehen wollen.* 1797. 111 S. kl. 8. Die geschmackvolle und natürlich schöne Gartenanlage zu Machern, wodurch Hr. Graf von *Lindenau* ein ehrenvolles Gedächtniss seines Namens und zugleich seines guten Geschmacks und seiner Kenntnisse gestiftet hat, verdiente nicht nur die schönen Vorstellungen der unterschiedlichen Hauptpartien dieses einladenden Naturgartens in solchen trefflichen ausgemalten Kupfern, als ein geschickter Künstler Hr. *Muller* in 14 Blättern davon geliefert, sondern auch eine solche, mit Geschmack und Kenntniss abgefasste Beschreibung, als der ungenannte Vf. dieser sogenannten Spazierfahrt gegeben hat. Beide Producte erheben sich in einem desto vortheilhaftern Lichte, wenn man sie mit den im J. 1796 in derselben Verlagshandlung erschienenen colorirten Prospecten von Machern — einer wahren Satire auf deutsche Kunst, und gröblichen Versündigung am guten Geschmack und der Landschaftsmalerey! — und mit der damit verbundenen Beschreibung der Naturscenen dieses Gartens vergleicht, welche im andern Extrem verunglückt und ins Gezierte, Schwülstige und Declamatorische verfallen ist, die dem Gegenstand der Beschreibung und der Simplicität der Natur ganz zuwider läuft. In dieser neuen Beschreibung aber führt ein selbstfühlendes Herz und gut gebildeter Geschmack die Sprache und hält gleichen Schritt mit den niedlichen gemalten Kupfern sowohl, als ihren bezeichneten Gegenständen. Jedem, der zumal dieselbige in der Natur besehen will, wird sie willkommen seyn und vieles beytragen, mit diesen Naturschönheiten, denen die Kunst meist auf eine versteckte Weise zu Hulfe gekommen, nicht nur sein Auge zu sättigen, sondern auch für Geist und Herz Nahrung zu schöpfen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Crusius: *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs* vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel. Vierter Band. *Oder: Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode* bis zu der Einführung der Concordienformel. Vom Dr. G. J. *Planck, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In den ersten Kapiteln des dritten Buches sind die Streitigkeiten erzählt, in welchen Major von Wittenberg und der alte Amsdorf die Hauptrolle spielten. Vortrefflich wird in ihnen, wie nicht oft geschehn ist, der Punkt herausgehoben, über welchen Major eigentlich befehdet wurde. Seine Gegner leugneten nicht, dass gute Werke überhaupt nothwendig wären, sondern nur, dass sie *zur Seligkeit* nothwendig wären; sie wollten die Nothwendigkeit derselben auf einem ganz andern Princip beruhen lassen. „Man sieht, dass doch ein Gegenstand da war, über den sich streiten liess, und über den man zu streiten Ursache hatte: und wer wird sich nicht gern daran halten, um den Unwillen und das Aergerniss zu mildern, zu dem man sich sonst so vielfach durch die Geschichte dieses Streites gereizt fühlt? Es mag auch um so weiser seyn, diesen Gebrauch davon zu machen, wo man kann, da man in der Geschichte der folgenden Händel selten mehr Gelegenheit dazu bekommt; wenigstens in der nächsten, die nun an die Reihe kommt, in der Geschichte der synergistischen Handel, dürfte dies schwerlich der Fall seyn!"

Die Theorie, welche Gegenstand dieses Streites wurde, war schon seit mehr als zwanzig Jahren eigenthümliche Lehre Melanchthons und seiner Schule gewesen. Durch den Drang der Umstände und durch seinen Hass gegen Erasmus war Luther zu dem reinen Augustinischen System getrieben worden, und auch Melanchthon hatte dasselbe, nur noch mit einer ungleich helleren Einsicht, in seinen Zusammenhang aufgenommen. Allein eben so unerschrocken, als er anfanglich sich für dasselbe erklärt hatte, legte er nachher seine veränderte Ueberzeugung dar, und anstatt dem Willen des Menschen ein völliges Unvermögen zum Guten beyzulegen, behauptete er nun, dass besonders bey dem Bekehrungswerk eines Menschen sein eigener Wille eben so nothwendig eine gewisse Thätigkeit äussern müsse, als es gewiss sey, dass er sie äussern könne.

Scharfsinnig hat der Vf. seine Vermuthung, dass Luther selbst in den spateren Jahren dieser Theorie nicht abgeneigt gewesen sey, fast zur Gewissheit erhoben, und eben so scharfsinnig sind die Ursachen entwickelt, warum diese Theorie unter dem Namen des Synergismus nun erst zum Zankapfel gemacht wurde. Die neue Universität zu Jena war errichtet, und Krieg mit Wittenberg sollte vom ersten Augenblick ihres Daseyns an ihre Losung und ihre Bestimmung werden. Laut ward dies angekündigt, indem Flacius auf sie berufen wurde. Der Synergismus entsprach aber als Gegenstand dieses Krieges vortrefflich jener Absicht. Ohne die Wahrheit zu verletzen, konnte man es bey ihm der Menge überzeugend darthun, dass die Wittenbergische Schule von der reinen Lehre Luthers sich verirret habe.

Allein die Aernte, welche man für Jena früh von diesem Streit hoffte, ward von Jena aus sogleich zerstöret, indem der dortige Lehrer der Theologie, Strigel, theils aus Ueberzeugung, theils aus Eifersucht gegen Flacius selbst ein eifriger Vertheidiger des Synergismus wurde. Verdruss darüber, dass von Jena aus dem Zwecke der Universität sogleich entgegengearbeitet würde, und unvorsichtige Aeusserungen Strigels, nachdem der Weimarische Hof selbst den Synergismus mit einem Anathema belegt hatte, mögen das gewaltsame Verfahren gegen ihn und den Jenaischen Pastor Hugelius entschuldigen; an den brutalen Misshandlungen, welche sie erfuhren, war der Hof wenigstens unmittelbar nicht schuld, und er fand bald Veranlassungen genug, das ganze Verfahren zu bereuen. Auch suchte er durch sein nachheriges Betragen gegen Strigel den Vorgang in Vergessenheit zu bringen.

Die Inquisition, welche Flacius in Jena auszuüben begann, nachdem es ihm gelungen war, die Theologen auf die Universität rufen zu lassen, welche bisher seine rüstigsten Gefährten im Kampf gewesen waren, besonders aber ihre Verfolgung gegen den gelehrten Juristen Dr. Wesenbeck in Jena, setzte den Hof in eine grosse Verlegenheit, weil das Ansehn seiner berüchtigten Confutations-Schrift dabey stets in Anspruch genommen werden konnte. Die Errichtung eines Consistoriums war die heilsame Frucht dieser Verlegenheit. Mit starken Farben ist dann auf eine gerechte Weise die Wuth der Jenaischen Theologen wider diese Anstalt geschildert, und die

die Art, mit welcher sie den Herzog Johann Friederich selbst behandelten, ist mit der Rücksicht beschrieben, wie sie nicht ganz wahnsinnig war, weil der Hof sich über alles scheute, eine Reihe seiner eignen Blössen aufzudecken.

Das Gewitter brach endlich über die Inquisitoren in Jena los; aber mit ihrer Entfernung war die Ruhe nicht wieder hergestellt; denn sie liefsen einen grofsen Anhang unter den Predigern des Landes zurück. „Nun kommt noch der häfslichste und schändlichste Abschnitt in der Geschichte der Händel, die über den Synergismus im Sächsischen geführt wurden; denn nun folgt erst noch eine Reihe von Auftritten, die an gelehrter und an moralisch-theologischer Indecenz alles übertreffen, was man selbst nach den bisherigen noch fürchten oder erwarten kann. Glücklicherweise darf sich die Geschichte erlauben, an den empörendsten darunter mit schnellerem Schritt vorüber zu gehen, weil sie auf den Gang des eigentlich theologischen Streites kein anderes und weiteres Licht als die bisher erzählten werfen können.!! Um so eher wird es dem Rec. erlaubt seyn, hier sogleich vorüberzugehn. Mit der Entwicklung der Strigelischen Theorie, die nichts war, als der reine Synergismus der Wittenbergischen Schule, indem die Gegner den *ganzen* Augustinismus ihr entgegenstellten, und mit Bemerkungen über die Rolle, welche die Würtembergischen Theologen bey dem Streite spielten, schliefst dies Werk sanfter, gelehrter, vielseitiger Forschung für den gegenwärtigen Band. Schwerer als in den vorhergehenden Jahrzehnden wird sich in den Kommenden ein Geist ausbilden, ähnlich demjenigen, welcher in ihm lebet, und darum ist die Hoffnung, durch diesen Vf. dieses Werk bald vollendet zu sehn, so viel werth.

Nach der Schilderung so vieler Vorzüge desselben wird es uns erlaubt seyn, ein paar Wünsche zu äufsern, die sich uns lebhaft während dem Lesen aufdrangen. Zuerst leidet freylich die Manier des Geschichtforschers eine weniger gedrängte Schreibart, als die Darstellungen des Geschichtschreibers; allein die Wiederholung gewisser Gedanken und Gründe, kann nur äufserst selten rathsam seyn, und scheint hier zu oft vorzukommen. Nicht jedesmal, wann der Leser sich eine Idee wieder vorführen mufs, so wie sie auch dem Schriftsteller wieder gegenwärtig war, darf sie von neuem ausgedrückt werden. Es ist die höchste Kunst bey der historischen Entwicklung, jeden Gedanken, der nicht verwischt werden darf, da und auf eine solche Weise hinzustellen, dafs er zur gehörigen Zeit von selbst wieder vor die Seele des Lesers tritt. Der Vf. hat bisweilen aus zu grofsem Streben, ganz unparteyisch zu erscheinen, diese Kunst nicht in Anwendung gebracht, oder vielmehr bisweilen ein überflüssiges gethan, wo sie wirklich ausgeübet war.

Dafs die Provincialismen und ein zu verwickelter Periodenbau hin und wieder kleine Mängel dieses Buches sind, ist kaum einer Erinnerung werth: unser zweyter Wunsch geht auf folgenden Punkt. Bey der Geschichte eines solchen Systemes, wie der protestantische Lehrbegriff ist, kann man vollkommen alles geleistet haben, was die historische Entwicklung fodert, und dennoch kann der Leser, welchen der Schriftsteller immer in den richtigen Gesichtspunkt versetzte, in einem gewissen unbehaglichen Dunkel bleiben. Dies kommt daher, weil der blofs historische Gesichtspunkt zu niedrig für die volle Aufklärung über die Bildung eines Religionssystems ist. Wir müssen zugleich einen Wink erhalten, wie es in der menschlichen Natur lag, dafs man auf diese Meynung gerieth, oder sich zu jener verirrte. Sonst kommen wir bey aller historischen Vollständigkeit nicht zur Anschauung. Lebhaft haben wir dieses bey der sonst vortrefflichen Geschichte der Lehre von der Rechtfertigung sowohl in diesem Bande, als in den vorhergehenden empfunden. Wir begreifen nicht ganz die Männer, welche sie erfanden, sie fortbildeten, sich so heftig über sie stritten, weil uns der höhere Gesichtspunkt nicht dargestellt ist, in wiefern sie Bedürfnifs der menschlichen Natur war. Schon als junger schwermüthiger Mönch war Luther in den düstern Klostergängen von bangen Zweifeln über seine Seligkeit gequalet worden, welche die Theorie von der Rechtfertigung veranlafsten. Jene Tugend nämlich, welche der menschlichen Seele vorschwebt als Pflicht, zeigt sich zugleich unerreichbar. Ohne die Lehre der Philosophie, dafs die Bestimmung des Menschen in steter Annäherung zu Idealen bestehe, öffnet sich eine Kluft zwischen uns und unserer Pflicht, welche aufserdem die Religion nur durch die Gnade eines höchsten Wesens, durch welche wir gerechtfertigt werden, auszufüllen vermag. Dafs Luther durch den Ton der symbolischen Worte: Ich glaube eine Vergebung der Sünden! plötzlich eine Ruhe fand, aus welcher sein System gleichsam in einem Augenblick entsprang, war ein Beweis seines genialischen Geistes; dafs er aber dem Vermögen des menschlichen Willens nichts mehr beylegen wollte, sondern alles der Gnade Gottes, ein Beweis seines leidenschaftlichen Charakters. Wie jene Rechtfertigung des Menschen durch das höchste Wesen vor sich gehe, dies sich zu erklären, scheint er nie ernsthaft bemüht gewesen zu seyn. Osiander wollte es, weil er keine Schranken des menschlichen Geistes dulden konnte, und so entstand seine Theorie über die Rechtfertigung. Er hatte die ganz richtige Ahndung, dafs unserer sittlichen Natur damit nicht genug geschähe, dafs uns Gott für gerecht und schuldlos *erklärt*; denn dadurch vermag kein Gott uns unsere Ruhe zu geben, sondern dafs wir wirklich gerecht und schuldlos *gemacht* werden müfsten. So lange er innerhalb der Grenzen des lutherischen Gedankenstromes sich halten wollte und mufste, konnte er bey dieser Klippe nicht vorbeykommen, als durch die Hülfe eines mystischen Nebels. Er fand ihn in der *wesentlichen Gerechtigkeit*, welche dem Menschen mitgetheilet würde, dafs nämlich Christus selbst durch eine gewisse

myſtiſche Vereinigung mit dem Menſchen in ihn übergehe, in ihm lebe und webe nach ſeiner Kraft, ſeinem Weſen.

Ohne ein ſolches Anknüpfen der Lehren über die Rechtfertigung an die reine Beſchaffenheit der menſchlichen Natur wird man über die Geſchichte derſelben nicht völlig aufgeklärt, und ein ähnliches Dunkel ſchwebt hin und wieder über den ſonſt ſo lichtvollen Unterſuchungen dieſes geiſtreichen Geſchichtforſchers.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASSBURG: *Eulogius Schneider's*, ehemaligen Profeſſors in Bonn etc., *Schickſale in Frankreich.* 1797. 247 S. 8.

Seitdem der Kopf dieſes ſo angefeindeten deutſchen Revolutions-Schwärmers unter *Robespierre's* Henkerbeil gefallen iſt, haben ſich einige Stimmen erhoben, die ihn nicht allein weniger ſchwarz ſchildern, als man, ſo lange er in Straſsburg mit an dem Revolutions-Ruder ſtand, von ihm zu hören gewohnt war; ſondern wovon ihn auch mehrere laut vertheidigen. Mögen einige dieſer Vertheidiger zu der proſcribirten Jakobinerpartey gehören, welche mit ultrarevolutionärer Heftigkeit noch immer das Wort für ihre Bundesgenoſſen nehmen; mögen andere bloſs aus einem gutmüthigen Mitleiden und ohne andere Gründe ſich zur Entſchuldigung der meiſten von denen neigen, welche als Opfer des Terrorismus fielen: — Rec. hat Gelegenheit gehabt, in Paris ſelbſt über dieſen immer ſehr merkwürdigen Menſchen, manches unbefangnen Mannes Urtheil zu vernehmen und das Reſultat davon, ſo wie das Reſultat ſeiner eignen auf Thatſachen gegründeten Ueberzeugung, geht dahin: *daſs dieſer von einem heftigen Temperament umhergetriebene, von Eigenliebe und Ehrgeiz verblendete und von Freyheitsſchwärmerey irre geleitete, in ſeinen Thun und Grundſätzen immer ſchwankende, mit ſich ſelbſt nie einige Mann, allerdings ſtrafwürdige Schuld über ſich häufte, jedoch gewiſs weniger verdammlich war, als ſo Manche, die entweder durch blindes Glück oder durch mehr Menſchenkenntniſs und Klugheit als er beſaſs, damals und bisher der ſtrafenden Gerechtigkeit entgingen, und daſs er, von viel bösartigern Menſchen als er ſelbſt war, ihrer Rachgier allein aufgeopfert ward.*

Die gegenwärtige Schrift giebt hierüber einigen Aufſchluſs. Sie enthält, mit ziemlicher Unparteylichkeit behandelt, *S's.* Geſchichte als Revolutionär in Straſsburg, welche mit, gröſstentheils aus *S.* eignen Schriften geſammelten, Actenſtücken belegt iſt. Ohne in die erwägende Zergliederung der angeführten Thatſachen eingehen zu können, ſcheint es dem Rec. der Mühe werth, den Inhalt dieſer Schrift hier zu concentriren. 1791 kam *S.*, wie der Vf. ſagt, auf des Prof. Bleſſig's und ſelbſt auf des unglücklichen Maire F. Dietrich's Ruf und Empfehlung nach Straſsburg, um unter dem damaligen Biſchof Brendel die Stelle eines biſchöflichen Vicars zu übernehmen, wodurch er ſich denn zum geſetzlichen Mitwirker der Revolution conſtituirte. Seine öffentlichen Reden fanden lauten und allgemeinen Beyfall; ſein Name ward den Namen der um die Wiedergeburt der Freyheit verdienten Helden beygeſellt. Das ſchmeichelte der Eitelkeit des Mannes und bereitete gleich Anfangs ſeinem Ehrgeiz eine Schlinge, in welche er bald fallen ſollte. Er wollte nun ſchon für mehr gelten; er drängte ſich vor, ſuchte ſich wichtig zu machen — und glaubte in dem Antheil, den er zunächſt an einer damals gegen den bisher in Straſsburg faſt vergötterten Maire Dietrich erwachenden Jakobinerpartey nahm, den Weg zu ſeiner revolutionären Höhe zu finden. Er trat an die Spitze dieſer Partey, welche zwar viel kleiner an Zahl als die Dietrichſche, jedoch durch Schlauheit ihrer angelegten Plane, und durch das unüberlegte Betragen der letzten, dieſer bald überlegen ward. Die von *D.* verfügte Trennung der Volksgeſellſchaften vollendete den Sieg der Gegenpartey, wiewohl alle Staatsämter noch in den Händen der Partey des Maire waren. *S.* erhob ſich nun in öffentlichen Reden, und in ſarkaſtiſchen Gedichten und andern Schmähſchriften mit ſolcher Inſolenz gegen *D.*, daſs ſelbſt ſeine Partey ihn tadelte, und die Anhänger des Maire ihn wüthend verfolgten. Er muſste ſich einigemal ihren Nachſtellungen mit Lebensgefahr entziehen. — Nach dem 10ten Auguſt 1792 erſchienen Emiſſäre des Convents in Straſsburg — und Dietrich verſchwand (das nachherige unglückliche Schickſal dieſes von mehrern Seiten achtungswerthen Mannes iſt bekannt genug.) — Nachdem *S.* einige Monate die neue Stelle eines Gemeinde-Procurators zu Hagenau bekleidet hatte, ward er zum öffentlichen Ankläger des bürgerlichen Gerichts des niederrheiniſchen Departements in Straſsburg erwählt, trat nun ſogleich mit Reden und Circular Schreiben auf, und rückte in ſein Journal, *Argos* genannt, Declamationen ein, worin er ſeine Liebe zu der neuen Ordnung der Dinge erklärte und zugleich dem ungezähmten Hange ſeiner leidenſchaftlichen Seele, den dieſe Menſchen patriotiſchen Eifer für die Sache der Freyheit und der Republik nannten, freyen Lauf lieſs. Das Wohl des Vaterlandes war das gemiſsbrauchte Loſungswort — und Bürgerblut floſs vom Schaffot. Drey junge Bauerburſche lieſs *S.* als Aufrührer zum Tode führen. Sein durch das neue Amt verſchlimmerter Charakter und aufgereizte Leidenſchaften leuchten aus ſeinen Publicationen nur zu deutlich hervor. Allen vormaligen und noch damals beſtehenden Einrichtungen und Inſtituten, mochten ſie den Straſsburgern auch noch ſo werth ſeyn, kündigte er den Krieg an, und verfolgte Individuen mit hämiſcher Satire. Die Zahl ſeiner Gegner wuchs dadurch täglich und er brachte ſie bald aufs äuſserſte. Schon am 12ten May 1793 erklärte die 8te Section in Straſsburg durch einen öffentlich angeſchlagnen Beſchluſs ihres Zutrauens für verluſtig, und foderte von den Commiſſaren des National-Convents ſeine Verbannung aus der

Republik. In seinem gewöhnlichen hochfahrenden Ton vertheidigte sich *S.* in einem öffentlichen Anschlag gegen diesen Beschluss und belangte, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, seine Denuncianten vor Gericht. Er gerieth einigemal und namentlich, als er *auf Befehl* des Departements und der Commissäre die Guillotine in Procession begleitete und sie auf dem Paradeplatz errichten liess, in Lebensgefahr. Das Volk foderte seinen Kopf. Abermals suchte er sich gegen die Anschuldigungen mit dem zu diesem Verfahren erhaltenen Befehl zu vertheidigen; aber der Hass der Strasburger war schon zu tief gewurzelt, als dass seine Gründe hätten gehört werden können. — Sein Untergang ward beschlossen, als er in den Argos einen Aufsatz gegen die Volksrepräsentanten bey der Rheinarmee einrückte, worin er sie öffentlich der Verratherey anklagte. Diese bewirkten bey ihrem schwachen Gegner einen öffentlichen Widerruf seiner Beschuldigungen; aber das Andenken dieser kühnen Anklage gegen einen *J. Just*, *Lebas*, *Lacoste* u. a. sollte mit dem Blut des Anklagers selbst getilgt werden; ihm ward Tod geschworen. Nach der feindlichen Eroberung der Weissenburger Linien zogen sich die eben genannten Repräsentanten nach Strasburg zurück und ihre Gegenwart ward bald durch die härtesten Volksbedrückungen fühlbar. Denunciationen und Arretirungen, Diebstähle unter dem Namen Requisitionen, waren in der Tagesordnung. Eine Revolutionsarmee ward organisirt, und eine Revolutions-Commission errichtet, wobey S. Just, Lebas und Monet die Hauptagenten waren. S. ward zum Richter bey dem Revolutions-Tribunal angestellt, mit einer von den Repräsentanten unterzeichneten geheimen Vollmacht, alles das uneingeschränkt vorzunehmen, was er zum Wohl der Republik nöthig achtete. Diese zu seiner künftigen Rechtfertigung wichtige Schrift, ward ihm aber bald darauf heimlich wieder entwendet, ohne dass der Leichtsinnige und Verblendete nur auf diesen Verlust achtete. — *S.* kannte seine unversöhnlichen Feinde und dennoch liess er sich täglich von ihnen missbrauchen. S. Just war in Strasburg, wie Robespierre in Paris derjenige, welcher dem Revolutions-Tribunal die Bluturtheile dictirte, und ihm seine Langsamkeit in deren Vollziehung vorwarf, *Schneider* (und hier zeigt sich sein Charakter von der gehässigsten Seite,) spottete in seinen Schriften mit hohnlächelnden Muthwillen, der von dem Blutgericht Verfolgten, aber mit einem sonderbaren Gemisch von gutmüthiger Schwäche, suchte er in andern Aufsätzen diese bereueten Auswüchse seiner satirischen Laune wieder zu entschuldigen. — Sein Charakter und sein Verfahren nahm nun eine bessere Richtung. Er widersetzte sich den Uebelthaten und Bedrückungen von S. Just, Lebas und ihrem mörderischen Anhange mit Nachdruck, und drohete sogar, wenn sie länger mit ihren Volkskränkungen fortführen, sie selbst gefangen nehmen zu lassen, und nach Paris vor das Revolutionsgericht zu senden. Gegen S. Just's Instruction, mässigte er die Strenge des Revolutionstribunals und verwandelte so viel möglich die Todesstrafen in Gefangnissstrafen und Geldbussen. *S.*, welcher auf diese Weise diesen Tyrannen des Volks allenthalben in den Weg trat, und folglich von ihnen weggeschafft werden musste, erhielt auf Anstiften der Repräsentanten von der Volksgesellschaft den Auftrag, im Gefolge der Guillottine aufs Land zu ziehen, um dort die Widersetzlichkeiten gegen die Annahme der Assignaten und des Maximum's zu bestrafen; — und auch in diese Schlinge fiel er. So bald er entfernt war, sammelten seine Feinde ins Geheim auf allen Seiten Beschwerden und Anklagen wider ihn — während *S.* zu Barr die Schwester des bekannten Stamm's heirrathete, die ihm, nach ihrer eignen Erklärung freywillig die Hand gab. In der Nacht nach seiner Verehelichung ward er eingezogen, am andern Mittage, ohne verhört oder auch nur eines Verbrechens bezüchtigt zu seyn, in Strasburg an die Guillottine zur Schau gestellt, noch an demselben Abend geschlossen nach Paris abgeführt und dort in die Abtey gesetzt. Selbst seine erklärtesten Feinde äusserten öffentlich ihr Missfallen über diese Procedur der Commissarien; — aber dabey blieb es; von nun an war von ihm nicht weiter die Rede, und er ward dem ihm von S. Just zubereiteten Schicksal überlassen. — Die erst nach seiner Ausstellung an die Guillottine, in einem von S. Just und Lebas unterzeichneten Urtheil angegebne Ursache dieser Bestrafung war, weil *S.* in einem sechsspännigen von Gardisten begleiteten Wagen in Strasburg hineingefahren sey. — Dieser Vorgang aber verhielt sich so: an einem Regentage im November fuhr *S.* mit seiner jungen Frau auf einem mit acht Personen beladenen Wagen von Barr nach Strasburg: um diesen Transport zu erleichtern, hatten die Bauern in Barr *freywillig* sechs Pferde vor den Wagen gespannt, einige Gardisten hatten, um ihn als Hochzeiter nach Landesgebrauch zu ehren, den Wagen begleitet und bey der Einfahrt in Strasburg die Wache salutirt. — Von seinem Schildträger S. Just inspirirt, stand Robespierre in Paris nun selbst als *S.* Ankläger auf, wogegen dieser ein freymüthiges Schreiben an R. drucken liess. Dieser kühne Schritt eines dem Tode Geweiheten erregte in Paris allgemeines Aufsehen; blieb aber ohne Folgen. Neue unerwiesene Anklagen wurden von Strasburg gegen ihn geschmiedet und an das Pariser Revolutions-Tribunal gesandt, selbst Bestechungen wurden angewandt — und nun gelang seinen Feinden der Streich. *Schneider's* Kopf fiel am 12ten Germinal (im März) 1794 unter der Guillotine. — Die in der hier abgedruckten Sentenz des Revolutions-Tribunals gegen *S.* enthaltenen Scheingründe und offenbaren Lügen werden von dem Vf. der Schrift widerlegt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. März 1798.

GESCHICHTE.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Briefe aus Frankreich an einen Freund in London, von dem Monat November 1794 bis zu dem Monat May 1795.* Von *Watkin Tench*, Major bey den Seesoldaten, zuletzt am Bord Sr. Grosbrittannischen Majestät Kriegsschiff der Alexander. *Aus dem Englischen.* 1797. 212 S. 8.

Von dem Zustand der französischen Marine sind wir gewohnt, mit Herabwürdigung oder gar mit dieser Verachtung reden zu hören. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die Berichte eines Mannes, welcher mit Unbefangenheit, Sachkenntnifs und mit ruhiger Prüfung über diesen so wichtigen Gegenstand der jetzigen Politik und Geschichte urtheilt, und jeden Verdacht von Parteylichkeit schon durch seine Lage, als ein von den Franzosen gefangner *englischer* Seeofficier, mehr aber noch durch seine Berichte selbst, von sich entfernt.

Hr. T. ward am 6. Nov. 1794 mit dem 74 Kanonenschiff Alexander, in dem Seetreffen zwischen dem Rearadmiral *Bligh* und dem Contreadmiral *Neuilly* gefangen. Gegen den Befehl der französischen Befehlshaber, ward er im ersten Tumult des Sieges von den französischen Matrosen und Seesoldaten aller seiner Effecten beraubt, und die Behandlung auf dem Schiffe Marat, so wie auf dem Gefangenschiff, war, ohne gerade persönlich beleidigend für ihn zu seyn, nicht dazu geeignet, einen Engländer zu befriedigen. Er klagt besonders über die eckelhafte Unreinlichkeit der Tafel, über den Mangel an Ruhe, über Zudringlichkeiten der französischen Seesoldaten; er klagt aber ohne Bitterkeit, und in seinen ersten Klagen mischt sich schon die Anerkennung der französischen, so fühlbar gewordenen, Uebermacht und Vortheile ihres Kaperkrieges gegen die Engländer. — Alles, was er ansichtig ward, waren englische Manufacturwaaren — und „Prise, Prise" war die Antwort auf alle seine Anfragen. — Er tadelt die Maafsregel der englischen Marine, das Kreuzen der Fregatten allein auf den Kanal einzuschränken und wegen des Meeres unbesorgt zu seyn. — Entscheidend ist zwar bis jetzt das Uebergewicht der englischen Seemacht über die französische; — doch dürfte die Anstrengung der Franzosen, ihre Energie, ihr Muth, das Emporstreben ihres kriegerischen Geistes, dieses Uebergewicht der englischen Seemacht, bald zum Gleichgewicht bringen. Alles läfst sich von der Wiederkehr des Friedens zum Vortheil der französischen Marine erwarten. An sich selbst ist schon die Bauart der französischen Schiffe, in manchen Theilen, besonders des Schiffbodens (Ursache des schnellern Segelns) besser, als die englische: die Wissenschaft des Schiffbaues wird in Frankreich theoretischer und mit mehr fortschreitender Sachkenntnifs, als wie in England, getrieben, wo Nationalstolz, Eigensinn und Vorurtheil manchen Verbesserungen, wozu die Franzosen Muster liefern, in den Weg treten (wie dies alles auch die in England zur Verbesserung des Schiffbaues errichtete Gesellschaft mehrmals gestanden hat).

Verrätherey, verbunden mit der Unwissenheit, Hartnäckigkeit und Freyheit des die Flotte beherrschenden Conventsdeputirten *Jean-Bon St. André*, geben die französischen Seeofficiere, als die Ursache ihrer grofsen Niederlage vom 1. Junius an. Dieser Mensch hatte alle Besinnung verloren, und sich, bis das Gefecht zu Ende war, im Schiffsraum versteckt. Der Admiral *Villaret de Joyeuse* wollte das Treffen erneuern; der Deputirte verhinderte es aus Feigheit, — doch wahrscheinlich zum Glück des Restes der französischen Flotte. Der Vengeur war das einzige französische gesunkne Schiff — (gegen Lord *Howe's* Bericht, welcher zwey feindliche Schiffe als gesunken angab).

Die Seedisciplin der Franzosen ist strenge und wirksam. In fünf Wochen sah der Vf. nur ein Beyspiel von Ungehorsam auf dem Schiffe Marat. Ein Soldat hatte sich geweigert, einige der gewöhnlichsten Seedienste zu thun. Das Kriegsrecht *(conseil de discipline)*, verurtheilte ihn zum dreymonatlichen Gefängnifs auf dem Lande; ohne auf seine Entschuldigung der Unkenntnifs des Gesetzes, oder darauf zu achten, dafs er sich freywillig zu dienen verbindlich gemacht und deshalb geglaubt hatte, nicht zu demjenigen gezwungen werden zu können, was nur der Erfolg eines freyen Willens seyn müsse. — Die Gesetze der französischen Marine sind sehr bestimmt und speciel. Das *Conseil de marine* kann nur Unterofficiere und Gemeine strafen. Die Officiere des Etatmajor werden von einem aus Officieren bestehenden Kriegsrecht gerichtet. Keins dieser Gerichte kann zum Tode verdammen; das gehörte (damals) zur Competenz des Revolutionstribunals. Die andern Strafen sind das Stripsen (oder Geifseln) mit einer aus neun dünne geflochtenen, mit Knoten abgetheilten und am Ende mit einem Stückchen Bley versehenen Stricken bestehenden Geifsel, wobey aber die Zahl der Streiche eingeschränkt ist: ferner das Laufen durch Riemen oder Stricke; Untertauchen von der grofsen Segelstange; Gefängnifs am Lande oder in der Löwenhöle

(der Bootsmanns Vorrathskammer). Abzug des Soldes und Caſſation. Officiere können nur mit den drey letztern Strafen belegt werden. Bey Leiſtung des Seedienſtes darf kein franzöſiſcher Bürger geſchlagen; aber *geſtoſsen* kann er werden, ſo viel es für nothig gehalten wird. Für eine gegebene Ohrfeige würde ein Officier caſſirt werden; aber den Kopf des Matroſen ſo gegen die Schiffsſeite zu ſtoſsen, dafs die Naſe gequetſcht wird, oder ihm die Zähne einzuſtoſsen — iſt erlaubt. — Der Sold iſt im Ganzen unzulänglich und veranlafst Klagen; doch aber beſtätigen alle franzöſiſche Seeleute, dafs alle Claſſen beſſer bezahlt werden als unter der königlichen Regierung, und dafs der republikaniſche Seefoldat beſſer gekleidet, genährt und gehalten wird. Das Tractement der Officiere iſt hinreichend und dem Range eines jeden angemeſſen. Die Matroſen ſind in Abſicht des Soldes in vier Claſſen getheilt: die erſte Claſſe erhält 40$\frac{1}{2}$ Liv.; — 2te Cl. 36$\frac{1}{2}$ Liv.; — 3te Cl. 33$\frac{1}{2}$ Liv.; — 4te Cl. 30$\frac{1}{2}$ Liv. monatlich. — Zwey Drittheile jeder Beute werden in eine allgemeine Caſſe gelegt, in welche ſich die ganze Seemacht theilt; $\frac{1}{3}$ theilen, nach einem geſetzlichen Verhältniſs diejenigen unter ſich, welche die Beute gemacht haben. Dieſe letztere Einrichtung mit der $\frac{1}{3}$ Theilung, wünſcht der Vf. auch bey der engliſchen Marine eingeführt zu ſehen, wo, wie er ſagt, dieſe wichtige Belohnung der Seegefahren, mit der grauſamſten und beſchimpfendſten Verachtung der Gefühle und Bedürfniſſe der untern Claſſen ausgetheilt wird. — (Bekanntlich war dieſe Beſchwerde einer der Gegenſtände des letzten Aufſtandes der Seeleute in England: aber — *Parker* und die Menge der Delegaten ſind ja todt — und folglich wird die Beſchwerde vor der Hand wohl vergeſſen und an ein *directe juſtitiam moniti* nicht weiter gedacht werden!). — Jedes 74 Kanonenſchiff hat einen Wundarzt und fünf Gehülfen; aber es iſt Mangel an guten chirurgiſchen Inſtrumenten und an Arzeney; deswegen auch die Officiere, welche Priſen machen, beſonders angewieſen ſind, auf dieſe Gegenſtände vor allen zu achten. — Das alte franzöſiſche Marinecorps iſt abgeſchafft; dagegen ſind Linientruppen, ſtarke, geſunde junge Leute eingeſchifft, welche den allgemeinen Verordnungen des Schiffsvolks untergeordnet ſind und unter den unbeſchränkten Befehlen der Seeofficiere ſtehen. — Die Mundproviſionen in Fleiſch und Gemüſen werden, nach der hier angegebnen ſpeciellen Notiz, Decadenweiſe, reichlich vertheilt. Taglich wird friſches Brod, 1$\frac{1}{2}$ Pfund auf den Mann, gebacken, und kann es bey ſehr böſem Wetter nicht geſchehen, ſo erhalten die Leute die nämliche Portion ſehr guten Schiffszwieback. Unter der alten Regierung bekamen ſie ſchlechtes ſchwarzes Brod. Dieſen Unterhalt zieht der Vf. dem Unterhalt der engliſchen Seeleute vor. — An guten Matroſen iſt Mangel; viele 1000 wurden zu Landſoldaten ausgehoben und an die Grenze geſchickt. — Jedes Schiff iſt auf Staatskoſten mit koſtbaren Seekarten von allen Theilen der bekannten Welt verſehen; beſonders vortrefflich und genau ſind die von England und deſſen Küſten, bis zu den kleinſten Häfen u. ſ. w. — An dem Admiralsſchiff werden alle von Paris ſchriftlich eingeſandte officielle Bülletins gedruckt und an jeden einzelnen Mann vertheilt. — Die franzöſiſchen Schiffsſignale ſtehen den engliſchen an Einfachheit, Genauigkeit und Verſtändlichkeit zwar nach; aber die Franzoſen ſind gewandter im Geben und Beantworten derſelben. Dieſen Seedienſt verſieht das Corps der *Pilotins* eigends an jedem Schiffe. — An Vorräthen zur Ausrüſtung fehlt es hie und da auch den franzöſiſchen Schiffen ſehr. — Der Vf. wirft es der engliſchen Flotte als ein unverzeihliches Verſäumniſs vor, im Jun. 1794 die grofse amerikaniſch-franzöſiſche Flotte aus der Acht gelaſſen zu haben. Die Rettung derſelben durch *Villaret*, war zugleich die Rettung Frankreichs. Wäre (nach *Villarets* Aeufserung) die engliſche Flotte zurückgekehrt, als ſie die franzöſiſche, welche am 9. Jun., um ſie von der Küſte entfernt zu halten, Jagd auf ſie machte, aus dem Geſichte verloren hatte, und hätte ſie ſich eine kurze Zeit auf ihrer Station gehalten; ſo wäre die amerikaniſche Flotte für Frankreich verloren geweſen. — Gegen alles Verſprechen nach Quimper gebracht zu werden, mufsten der Vf. und Admiral *Bligh* noch lange auf dem abſcheulichen Gefangenſchiff bleiben. An allen Bedürfniſſen litten ſie, ja ſogar Hunger; wurden aber auf die dem franzöſiſchen Admiral zugeſandte Klagen der Gefangenen, wieder beſſer gehalten und verpflegt.

Bey der unglücklich ausgefallnen Expedition der franzöſiſchen Flotte im Anfang 1795, wobey *ſie 5* Schiffe von 74 Kanonen verlor, würden bey einem ſtärkern Sturm aus Süd-Süd-Weſt, die baufälligen und lecken franzöſiſchen Schiffe, wie Hr. *T.* ſie nennt, wahrſcheinlich alle zerſtört worden ſeyn. Die Seeofficiere hatten ſich alle nachdrücklichſt gegen dieſe Expedition erklärt, und ihren unglücklichen Ausgang vorher geſagt: allein die beſtimmteſten Befehle aus Paris entſchieden. — Die englichen Truppen, welche damals mit einem Tranſportſchiffe von den Franzoſen aufgefangen wurden, waren von ſo elendem Ausſehen, dafs der Anblick den Vf. ſchamroth machte. „Sind *das*, fragte man ihn, die Krieger, welche nach Paris marſchieren ſollen?“ — Der 21. Januar ward an den Schiffen, jedoch mit ſehr verſchiedener Stimmung der Theilnehmer, mit Pomp gefeyert. „Des Königs Tod,“ ſagte ein Officier leiſe zu dem Vf., „erfüllte die Herzen der meiſten Franzoſen mit Beſtürzung und Grauſen, troz dem Schleyer, den der Convent über die wahren Gefühle des Volks warf.“ Von der Königinn ſprach eben dieſer Mann mit Verachtung.

Nach viertehalb monatlicher Schiffsgefangenſchaft ward Hr. *T.* mit dem Adm. *Bligh* endlich ans Land und nach *Quimper* gebracht, wo er frey herumgehen durfte und viel beſſer behandelt ward, als die erſte ſtolze Begegnung des Commiſſars der Kriegsgefangenen verſprach. — Die Nachrichten von dieſer Reiſe, von dem Zuſtand und der Anſicht des Landes, von der Stadt *Quimper*, den dortigen Geſellſchaften, Sit-

Digitized by Google

ten u. f. w. sind interessant und mit vielen Anekdoten gemischt. Rec. will noch einiges auch hievon ausheben. — Der Vf. wurde ungehindert in allen, aus den verschiedensten Parteyen bestehenden Gesellschaften eingeführt. Er ärgerte sich darüber „Damen von Stande mit dem bäurischen Titel *Citoyenne* anreden zu hören; „*Madame*, ward nur halblaut ausgesprochen, und es herrschte unter der republikanischen Partey die Sitten der *Sansculottes*. Der leidenschaftlichste Spielgeist beherrscht die Gesellschaften. — Der Convensdeputirte von der am 31. May gemordeten oder proscribirten Girondisten Partey, *Karvelegand*, war in Quimper und wird von dem Vf. sehr gerühmt. — Selbst von dem neu ankommenden Deputirten *Guermeur* ward dem Vf., so wie überhaupt, mit Auszeichnung begegnet. — Im Ganzen war in diesem Theil von Bretagne, die Stimmung antirepublikanisch. Das nachher falsch befundene Gerücht des mit *Charette* geschlossnen Friedens erregte fast allgemeine Trauer. — In den Kirchen, wo damals schon wieder Gottesdienst gehalten ward, waren die Altorgemälde mit Bajonettstichen durchbohrt und mit Säbelhieben zerfetzt. Die Figuren vom Hauptaltar hatte man auf dem Markt — guillottinirt! — Um Quimper ist die Gegend mittelmäfsig bebaut und der Boden leicht. Kartoffeln zog man nur in Gärten und auf kleinen Flecken Landes. Den Bauern fehlt es übrigens nicht an Kenntnifs des Ackerbaues, und in ihren Hütten ist kein Mangel. Das Rindvieh und Schaafe sind klein und elend; die Pferde sind auch klein, aber stark. — Die Schilderungen (S. 144 u. f.) von dem Elend und den Grausamkeiten, welche die englischen Gefangnen in Frankreich dulden mufsten, sind empörend. Der Vf. legt aber diese Grausamkeiten nicht der französischen Regierung, sondern ihren bübischen Agenten zur Last; eine Billigkeit, die von den jetzigen französischen Gewalthabern schlecht erwiedert wird. In den Gefängnissen starben von 2800 englischen Kriegsgefangnen, in kurzer Zeit 1200 — am Kerkerfieber, welches von der scheufslichsten Unreinlichkeit, von Mangel an gesunder Kost, an Betten und Kleidern, (der sie beraubt wurden,) von Mangel an zureichenden Hospitälern und Krankenwartung, entstand. — Die royalistische Partey halt der Vf. der republikanischen an Stärke zwar nicht gleich, (welche Behauptung mit der oben angeführten antirepublikanischen Stimmung in Bretagne in Widerspruch steht); aber er prophezeiht, dafs sie dennoch bey der ersten Gelegenheit die Waffen gegen ihre Unterdrücker ergreifen werde (welches denn doch glücklicherweise bis jetzt noch nicht eingetroffen ist). — Sehr wahr ist das Urtheil über *Charette*: dafs er, seine künftigen Absichten möchten seyn welche sie wollen, bis dahin (und bis an seinen Tod) aufserordentliche Geisteskraft, Talente, Tapferkeit und Beharrlichkeit gezeigt habe, und, wie Antäus, durch jede Niederlage wie neu gestärkt, wieder erstanden sey. — Bitter spöttelnd vergleicht Hr. *T.* die 1793 in Champagne eingedrungnen Krieger („Pygmaen in Riesenstiefeln," nennt er sie, nach ihren Proclamationen gegen Frankreich) mit dem Monat April (in welchem er dies schrieb), von dem man sagt, er trete ein wie ein Löwe, und gehe hinweg wie ein Lamm. Hämischer ist sein Ausfall auf den verstorbnen König von Preufsen wegen des geschlofsnen Separatfriedens mit Frankreich — darum seine eignen und fremde Länder sein Andenken segnen. — Es folgt hierauf eine scharfe Censur des Finanzzustandes in Frankreich, die nichts Neues enthält. Viel richtig hat der Vf. damals schon über den künftigen Frieden und dessen Bedingungen gesagt, unter welchen die französische Regierung ihn schliefsen werde; — aber freylich waren die seit dem hinzugekommenen, und durch den 4. September vorigen Jahrs sanctionirten, Bedingungen der willkürlichen Eigenmacht und des Rechts des Stärkern, unter welchen sie ihn jetzt schliefst, nicht voraus zu sehen. — Mit Bemerkungen über die damalige Lage Frankreichs und über Robespierre, schliefst der Vf., welcher am 10. May 1795 mit dem Adm. *Bligh* ausgewechselt, über Brest nach England zurückkam.

Dies ist concentrirt der Inhalt dieser viele scharfsinnige und neue Beobachtungen umfassenden, instructiven und unterhaltend geschriebenen Briefe. Die Verdeutschung ist sehr mittelmafsig; Papier und Druck sind ihr ähnlich.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, b. Stiebner: *Hiſtoria von dem ſtreitbaren Helden Hugo Kapet, welcher durch ſeine gewaltige Mannheit des Königs Tochter, die ſchöne Maria und das Konigthum erwarb, auch der Stammvater der letzten Könige von Frankreich wurde.* Neue deutsche Umarbeitung. 1794. 197 S.

Wir zeigen diese deutsche Umarbeitung eines bekannten alten Ritterromans hauptsachlich deswegen an, um diejenigen, die vielleicht eine der beiden ersten Ausgaben desselben von 1500 oder 1508 besitzen möchten, zu veranlassen, diese mit jener zu vergleichen. Rec. hat dieses mit der *Strasburger Ausgabe von* 1537. fol. die er selbst besitzt, gethan, und gefunden, dafs die Ausgabe von 1604. 8. nach welcher diese Umarbeitung gemacht worden ist, mehr ein Auszug als ein genauer Nachdruck derselben sey. Denn jene ältere ist viel weitläuftiger, und erzählt manchen Umstand, welcher in der Octavausgabe nur kurz berührt wird, sehr ausführlich. Ware also die Ausgabe von 1537 ein genauer Abdruck der beiden ältern, wie Rec. fast vermuthet, und die Octavausgabe nur ein Auszug aus denselben, so hatte also der Umarbeiter dasjenige nicht geliefert, was er liefern wollte. Ueber die Umarbeitung selbst wollen wir uns nicht erklären. Doch müssen wir gestehen, dafs wir den alten *geherzten* und *mannhaftigen Hugo Schappler* lieber gelesen haben, als den modernisirten *ſtreitbaren Helden Hugo Capet.*

Digitized by Google

Leipzig, b. Weygand: *Graf Joseph Vincenz von Nádasti* (Nádasdi) *der Edelmüthige.* Eine ungarische wahre neuere Geschichte. 1797. 412 S. 8.

So billig man auch gegen die kleinen Künste seyn mag, wodurch die Büchermacher unsrer Zeit ihren Producten Leser, Abnehmer und also auch Verleger verschaffen; so empörend ist es doch auf jeden Fall, den Namen: *wahre Geschichte*, so gemisbraucht zu sehen, als hier geschieht. Der Vf. versetzt gleich anfangs seinen Helden, der eben so gut ein Engländer oder Türke, als ein Ungar seyn könnte — sogar nichts Nationelles weifs der Vf. seiner Schilderung beyzufügen — nach Wien, lafst ihn dort noch zu Lebzeiten seines Vaters aus einem immer vollen Beutel, — der bekanntlich den Romanschreibern solcher Art stets zu Gebote steht — vielen bekannten und unbekannten, würdigen und unwürdigen Mannern, schönen Mädchen und Frauen, mit mancherley Nachrede, unter mancherley Abentheuern doch mit unbefleckter Tugend Geld austheilen; nach dem Tode seines Vaters grofsmüthig mit der Stiefmutter handeln, dann reisen (auf Reisen giebts wieder neuen Stoff zu Vorfällen mit Nothleidenden), sich verlieben und endlich heirathen. Zum Beweise, dafs der Vf. Wien kenne, wo er seinen Helden meistens handeln lafst, nennt er ein paar Namen, die in Wien bekannt sind — (z. E. Weinbrenner, Flammberg); hingegen lafst er der Wiener Topographie zum Trotz einen Wagen S. 51. am Kohlmarkt in der Leopoldstadt halten. Wer sich selbst kennt, und weifs, dafs er sich mit Büchern dieser Art die Zeit vertreiben kann, dem wollen wir nicht widerrathen, dies Buch zu kaufen. Er wird in demselben die gewöhnlichen Begebenheiten auch durch aufserordentliche gewürzt finden. Die Frau von Klarenbach, z. B. fodert S. 373. die Frau von Ruysch als die Verführerinn ihres Gatten heraus, mit Aufgang der Sonne vor der Strafse, die aus Prag nach Wien führt, zu erscheinen. Die Ausfoderung wird angenommen, der schreckliche Kampf der Athletinnen neuester Zeit beginnt; die Frau von Ruysch stöfst der von Klarenbach den Degen durch den Leib. — Dieses Duell zieht ein zweytes nach sich: der Leser sieht bald darauf auch den Herrn von Klarenbach durch die Hand des Ruysch fallen. Nach S. 404. verliebt sich der schon veraltende Hr. v. Schwab in ein junges Fräulein, das in Werthers Leiden die Kraft des Ausdrucks bewundert, und dem er deshalb auf ihr Verlangen zwey Monat lange Unterricht im verliebten Briefstil giebt u. dgl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Beer: *August Benedict von Thomasius, kurzer und auf Erfahrung gegründeter Unterricht, was man beym Erkauf eines Ritter- oder andern Landguts und Grundstücks, theils aus der Landwirthschafs, theils aus der Rechtsgelahrheit wegen der zu dem Grundstück gehörigen Rechte und Gerechtigkeiten, aller wirthschaftlichen Einrichtungen und Gebaude, Felder, Wiesen, Gehölze, Fischerey und Schäferey, Einkunfte, Ab- und Ausgaben, Anzahl der Unterthanen und dergleichen, sorgfaltig zu wifsen und zu beobachten nöthig hat;* nebst beygefügten Tabellen, in welchen nöthiger Raum zum Eintragen der einzuziehenden Erkundigungen gelafsen ist. 1797. 113 S. 8. — Kurz ist dieser Unterricht eben nicht, denn er enthält in 7 Abschnitten 366 Puncte oder Fragen, und die meisten begreifen wieder mehrere Gegenstände, so dafs die Hauptzahl weit über Tausend steigt. Manche sind recht gut und nützlich, z. B. „Ob und weswegen gangbare Processe, die das Rittergut betreffen, anhängig sind, wofür der Verkäufer bis zum Austrag haften mufs? Wie viel Vieh gehalten werden kann? Wie viel jährlich ausgesäet wird? Wie viel von jedem ausgesäeten Scheffel eingeärntet, und aus jedem Schocke gedroschen wird? Wie viel die Unterthanen Lehngeld geben müssen?" So sind die Bemerkungen in 7 Abschnitt E. die Felder, Wiesen etc. betreffend auch gut, doch aber gröfstentheils so wie obige und mehrere Fragen ganz überflüfsig, da die meisten jedem Käufer selbst beyfallen werden. Andre sind zwar ebenfalls gut, ja sogar nöthig, aber für den Unkundigen dunkel und also unnütz, für den Sachverständigen aber überflüfsig, als „„ob das Rittergut ein *feudum oblatum?* Ob es alt schriftsäfsig sey?"" Hierin hätte doch der Unterschied und die daraus entspringenden Folgen bemerkt werden sollen. Viele Fragen sind ganz unnütz. „Wer ist Gerichtshalter? wo wohnt er? wie viel bekommt er von dem Besitzer des Ritterguts jährlich?" So lange die Gerichtsherren zum Leidwesen der Unterthanen das Recht haben, den Gerichtshalter nach eignem Gefallen ein- und abzusetzen, haben dergleichen Fragen auf den *Werth* des Ritterguts keine Beziehung.

Oft verfallt der Vf. auf Kleinigkeiten und ins Lächerliche, z. B. ob eine helle Küche und Speisekammer da ist? ob in dem Garten *Orangerie* und *steinerne Statuen*, *Spring-* oder andre Brunnen? ob im Dorfe eine Kirche und darin eine *Capelle nebst Ofen?* wessen Religion Verkäufer und seine Ehefrau zugethan? was der Frau Geschlechtsvormund für eine Stelle bekleide? Das Gerichtsarchiv betreffend: ob zu jedem Buchstaben ein besondres Fach ist? ob die Acten in ihren gehörigen Fachern liegen? ob sie mit einem Buchstaben und Numern bezeichnet sind?" — So viele unnütze Fragen und übertriebene Vorsichtsregeln machen diesen Unterricht bis zum Eckel weitschweifig, und noch mehr wird er es durch öftere Wiederhohlung ein und eben derselben Gegenstände. So werden z. B. wegen der Allodialgrundstücke, Abschn. 2. §. 83 u. f. alle die Fragen, welche vorher §. 26 u. f. wegen des Lehnguts aufgeworfen worden, wörtlich wiederholt. Im 3ten Abschnitt, welcher von den Diensten und Schuldigkeiten der Unterthanen handelt, wird fast bey jeder Frage empfohlen, das Erbregister nachzulesen; dies ist sehr wichtig, aber dadurch werden alle diese Fragen überflüfsig. Im 4ten Abschnitt wird angerathen, die das Rittergut angehenden Urkunden nachzulesen, und ein Verzeichnifs aller nur denkbaren beygefügt. Beides ist unnütz, da von jedem, der ein Rittergut an sich bringt, sich dieses von selbst erwarten läfst. Tabellen sind nicht weniger als 37 beygefügt, und sie sind so vollständig, dafs man beym Lesen die Geduld verliert. So viel ist gewifs, wer bey Erkaufung eines Ritterguts diesen Unterricht befolgt, wird nicht leicht in Schaden kommen: wir zweifeln aber sehr, dafs er je eines finden werde, bey welchem alle vorgeschriebne Fragen zu seiner Zufriedenheit können beantwortet werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Gesner: *Attisches Museum, herausgegeben von C. M. Wieland.* Des I *Bandes* II *Heft.* 1796. 13½ Bogen. I *Bandes* III *Heft.* 1797. 11 Bogen. 8.

Die Fortsetzung des Attischen Museum, von dessen Plan und Einrichtung wir unsern Lesern, bey der Erscheinung des ersten Stücks Rechenschaft gegeben haben, entspricht den Erwartungen, die man von diesem nützlichen Unternehmen zu fassen berechtigt war. Leser, welche für etwas besseres und gehaltvolleres Sinn haben, als die Lectüre frivoler *Novitäten* zu gewähren pflegt, werden hier eine fruchtbare Unterhaltung und unterhaltende Belehrung finden; und der Gelehrte, der Philosoph und der Dilettant werden diese Hefte mit gleicher Befriedigung aus den Händen legen. Für alle ist durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände, Reichthum und Vollwichtigkeit des Stoffs, und Anmuth der Form gesorgt; so dass nicht nur die bey Schriften, welche auf Popularisirung gelehrter Kenntnisse ausgehn, allzugewöhnliche Seichtigkeit gänzlich vermieden ist, sondern auch sogar dasjenige, was nichts als Vergnügen verspricht, die Mittheilung besserer Einsichten in mehrere Gegenstände der Gelehrsamkeit zu seinem eigentlichen und innern Zwecke zu haben scheint. Musterhafte Uebersetzungen der berühmtesten Denkmäler des attischen Alterthums; gelehrte Beleuchtung seiner dunkeln Regionen; neue und fruchtbarere Ansichten bekannter Gegenstände, machen den Inhalt der beiden vor uns liegenden Hefte aus, mit welchen der erste Band des attischen Museum geschlossen ist. Wir wollen die einzelnen in ihnen enthaltenen Aufsätze der Ordnung nach anzeigen. I. *Agathodamon. Zweytes Buch.* Was sich bey dem Anfange dieser romantischen Geschichte ahnden liess, bestätigt die Fortsetzung: der Mann, welchen die Hirten von Creta als ein Wesen einer andern Welt, als einen *gütigen, hülfreichen Schutzgeist* bewundern, ist der berühmte *Apollonius* von *Tyana*, welchen alle unsere Leser aus den Denkwürdigkeiten des *Damis*, so wie *Philostratus* sie brodirt hat, als eine Art von Cagliostro, als einen Scharlatan und Wunderthäter vom ersten Range kennen. Der Gedanke, diesen berufnen Mann als einen grossen Wohlthäter des Menschengeschlechtes und einen edeln Menschen darzustellen, und ihn auf der einen Seite gegen seine schwachköpfigen Lobredner, auf der andern gegen seine allzuscharfsichtigen Gegner zu rechtfertigen, war dem Verfasser des *Peregrinus* zuzutrauen. Es ist in der That billig und rühmlich, dass, während die kalte Unparteylichkeit der Geschichte so oft genöthigt ist, der strengen Wahrheit die ästhetische Grösse aufzuopfern, die poetisirende Einbildungskraft ihrer Seits dem Bedürfnisse des menschlichen Herzens entgegenkomme, den Saamen des Grossen und Edeln in dem Chaos trüber Traditionen sammle, und diesen trocknen Boden mit schönen Blumen anpflanze. *Wieland's* Apollonius ist weder ein Schwärmer noch ein Betrüger. In einem von Schwärmerey aller Art angesteckten Zeitalter, setzt er seinen Ruhm in die grösste Nüchternheit der Einbildungskraft; und geht, unter verderbten und lasterhaften Menschen, rein von Lastern und Schwachheiten, als ein Wesen höherer Art umher. Seine Gestalt, seine natürlichen Anlagen und die Leitung seiner Jugend kommt dem frühen Entschlusse zu Hülfe, das Grosse und Gute der verschiedensten Secten, die Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit des Diogenes, mit der Würde und den Kenntnissen des Pythagoras, zu vereinigen, und durch diese Vereinigung zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit, die einem Sterblichen zu erreichen verstattet ist, empor zu klimmen. Sehr schön ist das, was der Vf. den Apollonius über das Gesetz, der Natur gemäss zu leben — ein Gesetz, dessen Befolgung die unumgängliche Bedingung seiner Absichten war — sagen lässt (S. 166.): „Geist und Körper, heisst es hier unter andern, Sinnlichkeit und Vernunft, verhalten sich im Menschen zu einander, wie die Sehkraft zum Auge und die Hand zum Willen. Ich betrachte meine geistige Natur, als mein eigentliches Ich; und meiner Natur gemäss leben, hiess mir das thierische Leben dem Geistigen dergestalt unterordnen, dass dieses so wenig als möglich durch jenes gestört und eingeschränkt werde; desto gemässer also, je mehr der Mensch ein blos geistiges Leben lebt, je völliger er die Sinnlichkeit zur blossen Sclavinn des Geistes gemacht hat, je weniger er die Bürde des Organs, an welches seine Wirksamkeit gebunden ist, fühlt; je zarter die Banden sind, wodurch er mit demselben zusammenhängt, und jemehr der Geist sie in seiner Gewalt hat; *kurz, jemehr der Körper einer reingestimmten Laute gleicht, die dem Tonkünstler blos dazu dient, die melodischen Harmonien, die er in sich selbst spielt, hörbar zu machen.*" Die glückliche Ausführung dieses moralischen Plans verschafft ihm, ausser der Herrschaft über sich selbst, eine entschiedene Gewalt über die Gemüther anderer, die er zum Besten der Menschheit benutzt, und die, ihrer Seits, wiederum den Wahn befördert, ihn für etwas mehr, als einen

Digitized by Google

einen blofsen Menfchen zu halten. Mit diefem Faden in der Hand wird es fchon nicht fchwer, fich durch einen Theil der labyrinthifchen Fabeln vom Apollonius, fo wie fie beym *Philoftratus* erzählt werden, durchzufinden; einen andern aber hat der Vf. an die Leichtgläubigkeit und Schwachkopfigkeit des Damis von Ninive angeknüpft, welcher den Apollonius auf feinen Reifen begleitete, und, mit einem ganz entfchiedenen Hange für alles Wunderbare und Uebernatürliche, jede Handlung feines Meifters, den er nun ein für allemal nicht für einen Menfchen halten wollte, bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit mit den Lumpen feiner fabelnden Einbildungskraft umhing. Mit glücklichem Erfolge hat es *Wieland* einigemal verfucht, die wunderbarften feiner Mährchen auf ihre wahre Geftalt zurückzuführen; ein und das anderemal aber (wie in der Gefchichte der *Lamia* und des Bettlers zu Ephéfus) vielleicht mit einer allzugewiffenhaften Anhänglichkeit an die einzelnen Züge der gefabelten Erzählung. Wenn man indefs hier, wo es darauf ankam, eine Probe *forgfaltiger* Entrathfelung zu geben, einigen Zwang wahrnimmt, fo fühlt man dafür in andern Theilen der Erzählung, mit defto gröfsern Vergnügen, die poetifche Freyheit, mit welcher fich die Einbildungskraft des Vfs. in den von der Gefchichte vorgezeichneten und beftimmten Schranken bewegt; und oft aus demfelben Stoffe, aus welchem Philoftratus eine wunderbare und platte Carricatur gefchnitzt hatte, das Ideal eines grofsen, weifen und liebenswürdigen Mannes hervorgehn läfst. II. *Der Epitafios des Lyfias;* (mit S. [*Friedrich Schlegel*] unterzeichnet). Die der Rede felbft vorausgefchickte Einleitung verbreitet fich über die fchöne und edle Sitte der Athenienfer, den Tod der im Kriege gefallenen öffentlich zu feyern; über das Leben des Lyfias und die Eigenthümlichkeiten feines Vortrags. Es ift bekannt, dafs Lyfias von den Alten als das Mufter der magern Schreibart gerühmt wird. Hr. *S.* erklärt diefes S. 227. dahin, dafs *L.* über geringfügige Dinge auf eine angemefsne Weife und mit Kunft rede. Diefe Gefchicklichkeit, dem magerften und trockenften Stoffe etwas abzugewinnen, und in dem Vortrage der alltaglichften und geringfügigften Dinge, ohne Einmifchung unzweckmäfsiger Zierrathen, zu gefallen, mache das unterfcheidende Verdienft des Lyfias aus. In der Beurtheilung der Rede felbft, bemerkt der Vf. dafs der eine Fehler derfelben, die Gedankenarmuth, eine unvermeidliche Folge ihrer äufsern Beftimmung; der andere, die fchwelgerifche Ueppigkeit des Gefchmacks, eine Folge des Zeitalters fey. Einige treffende Bemerkungen über die panegyrifche Beredfamkeit überhaupt, eine Zwitterart der Redekunft und Dichtkunft, die fich mit der Wahrheit, wie die Dichtkunft mit Ideen zu fpielen unterfangt, übergehen wir, um eine gedankenreiche Vergleichung der attifchen Epitaphien mit den römifchen Triumphen und den fpartanifchen Chören auszuzeichnen: „Es ift lehrreich, wie fich in den Verfchiedenheiten diefer ähnlichen Feffe die eigenfte Eigenthümlichkeit der drey gröfsten Völker des Alterthums fichtbar fpiegelt; welche Völker immer vollendete Meifter in der Kunft fürs Vaterland zu fterben, bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewifs nie übertroffen werden konnen. Der eigenthümliche Vorzug des fpartanifchen Feftes ift fchöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die claffifche Majeftat der romifchen Triumphe find die hellenifchen Feffe felbft nur kleinlich. Das Charakteriftifche der attifchen Epitaphien ift erft die fchwermüthige Empfindfamkeit, dann die gefchwätzige Eitelkeit, und endlich der anbetungswürdige Geift der Gerechtigkeit und Gleichheit. Wo es folche Feffe giebt, da ift es kein Wunder, wenn fich nicht blofs zahllofe einzelne Helden, für den Staat dem Tode weihen, fondern, wenn auch ganze Schaaren begeifterter Bürger nicht in trunkner Wuth, fondern in nüchterner Befonnenheit mit fröhlicher Eile dahin gehn, von wo fie wiffen, dafs fie nicht zurückkehren werden. Es ift kein Wunder, dafs die Athener insbefondere für die öffentliche Freyheit fo gut zu fterben wufsten. Denn Solon war ein kühner und fchlauer Meifter in der Kunft, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu mifchen, und Menfchen durch den Kitt aller himmlifchen und irdifchen Bürgerbande, von denen Plato lehrt, zu einer gefetzlich freyen Maffe zu vereinigen." In der Ueberfetzung der Rede felbft, ftofsen wir an einigen Stellen an. S. 232. Bey dem Gräcifmus: *welche — die erften von allen Roffe beftiegen.* οἱ πρῶτοι τῶν ἵππων. S. 234. „Die Götter der Ober- und Unterwelt würden aber durch diefes Betragen beleidigt; diefe durch *Vernachläffigung des Ihrigen*, jene durch Befleckung der Heiligthümer." Wir würden hier, mit Vermeidung der Dunkelheit in den curfiv gedruckten Worten, und mit Beybehaltung der Wortfolge des Originals, die fich der Ueberfetzer an andern Stellen zur Pflicht gemacht hat, gefchrieben haben: die Götter der Unterwelt würden durch die Entziehung ihrer Gebühr (τὰ αὑτῶν δ' κομίσασθαι), die Götter der Oberwelt durch die Befleckung ihrer Heiligthümer beleidigt. Folgende Worte wird man etwas undeutlich finden (S. 235.) „und wollten lieber die Tugend des Hercules ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächern *mit dem Rechte* kämpfen, als den Machtigern nachgeben, und die, welchen von ihnen Unrecht gefchehn war, ausliefern." S. 238. „Und hinterliefsen ihren Söhnen überall Denkmale ihrer Tapferkeit." Es ift im Original nicht mehr die Rede von jenen alten Bewohnern Athens, die den Epigonen und Heracliden Beyftand geleiftet hatten, fondern von ihren Enkeln, den Siegern bey Marathon: οἱ ἐξ ἐκείνων (τῶν προγόνων) [illegible] τῶν ἵππων κατέλιπον. „Ihre Söhne hinterliefsen überall durch ihre eigne Tapferkeit Tropäen des Siegs." — Einigen wenigen Stellen fcheint noch die Rundung und Glätte zu fehlen, welche Lyfias feinen Reden gab, und die der Ueberfetzer grofstentheils glücklich nachgebildet hat. So fcheint S. 242. der Periode; *denn fie wufsten wohl — zurücklaffen;* nicht

zufam-

zuſammengeſetzt. S. 244. „Sie trugen das meiſte und das wichtigſte zur Befreyung der Hellenen bey: erſt den Themiſtocles, zum *Feldherrn*, der am geſchickteſten zu reden, zu denken und zu handeln wuſste.“ etc. Wir möchten vorſchlagen, dieſes ſo auszudrücken: „Sie gaben das meiſte und ſchönſte her, was Griechenlands Befreyung beförderte; erſtlich den Feldherrn, einen Themiſtocles u. ſ. w. III. *Attiſche Mythen und Sprichwörter. Erſter Abſchnitt. Pallas Muſica und Apollo der Marſyasſieger.* (Von *Böttiger.*) Mit dieſer gelehrten Abhandlung eröffnet der Vf. eine Gallerie von Fabeln und Sprichwörtern, die, auf attiſchen Boden entſtanden oder ausgebildet, mit eigenthümlichen Charakter der Athenienſer geſtempelt ſind. Die Fabel, welche die Reihe zuerſt getroffen hat, iſt eine von denen, die durch die attiſchen Schauſpieldichter eine ganz neue und originale Wendung erhalten haben. Im Allgemeinen ſcheint ſie beſtimmt geweſen zu ſeyn, den Vorzug zu bezeichnen, den in gewiſſen Zeitaltern und unter gewiſſen Stämmen die Citharodik vor der Auletik erhalten hat. Erſt durch die Einführung des wilden Bacchusdienſtes, welcher die Orphiſchen Myſterien, bey denen man ſich der Leyer bediente, über den Haufen warf, ward auch die Flote eingeführt. Theben war der Sitz des Bacchusdienſtes, und in Theben war auch der Gebrauch der Flöte allgemein. Ohngefähr 50 Jahre vor dem Simonides erhielt die Auletik in den pythiſchen Spielen eine öffentliche Sanction. Man brauchte ſie zu Athen bey den dithyrambiſchen und dramatiſchen Chören, wo die ſchwache Begleitung der Leyer nicht ausreichte, und ſie ſcheint bis gegen die 80 Olympiade hier in Anſehn geſtanden zu haben. Schon gegen die 84 Olympiade war dieſes geſunken, und die Verachtung, die ihr Alcibiades bezeigte, vollendete ihren Fall zu Athen. In dieſe Zeit nun ſetzt Hn. *B.* die Veränderung und Ausbildung der Fabel von der Minerva und dem Marſyas, die man nun gegen die zu Athen überall verſpotteten Böotier nutzte. Die *thebaniſche* Fabel von der Erfindung der Flöten klang ganz anders, als die *athenienſiſche;* und es iſt wahrſcheinlich, daſs die letztere der erſtern entgegengeſetzt wurde, gleichſam um die Ehre der Schutzgöttinn Athens zu retten. Sinnreich iſt die Vermuthung, daſs Melanippides, der Verfaſſer eines ſatyriſchen Drama *Marſyas*, der Urheber der gehäſsigen Umbildung jener Fabel geweſen ſey. Ganz offenbar attiſch iſt die Sage, daſs Apoll die Strafe an dem beſiegten Satyr durch einen Scythen verrichten läſst, indem hier der ſiegende Gott wie ein Prytan vorgeſtellt ward, der einen Verbrecher dem Henker übergiebt. — Dieſes ſind ohngefähr die Hauptpunkte, welche den Gang der Unterſuchung bezeichnen, in welche aus der reichen Fülle von Ideen und Beleſenheit des Vfs. eine Menge verwandter Gegenſtände gezogen und vortrefflich erläutert ſind. Wir wollen hier nur auf das aufmerkſam machen, was S. 335. ff. über den Urſprung der Elegie aus dem Flötenliede, und bey dieſer Gelegenheit über den Tyrtäus, über die nachbarlichen Verhältniſſe der Athener und Thebaner und die Fabel von Midas geurtheilt wird. Das Fragment des *Teleſtes* beym *Athenaeus* L. XIV. p. 616. F. welches Hr. *B.* S. 350. ff. zu verbeſſern verſucht, könnte vielleicht mit geringern Veränderungen auf folgende Weiſe wieder hergeſtellt werden:

> Ὃν σοφὸν σοφὰν λαβοῦσαν οὐκ ἐπλήσμαι νόῳ
> [Ἑλλὰς] ἢ δεμνοῖς — ὀρείοις ὄργανον, δυσέφθαλμον
> αἶσχος ἐκφυγοῦσαν [εἶδος], αὖθις ἐκ χερῶν βαλοῦ,
> συμφαγοῦσ' χοιρεστόπῳ τε φηρὶ Μαρσύᾳ κλέος.

Der *dritte* Heft dieſes *erſten Bandes* wird mit dem *dritten Buche* des *Agathodaimon* eröffnet, auf welches wir ſchon in dem Obigen Rückſicht genommen haben. Den nächſten Platz nimmt der Anfang der Charakterſchilderungen *Theophraſts* ein. Der Verfaſſer (Hr. Prof. *Hottinger*, wie wir hören) rechtfertigt in der Einleitung, nach einer kurzen Nachricht von den Lebensumſtänden *Theophraſts*, die Wahl der Charaktere, welche in dem ihm beygelegten Werke aufgeſtellt ſind; indem er zeigt, daſs ſie, bis auf wenige Ausnahmen, zu den fehlerhaften und lächerlichen gehören, und daſs nur dieſe Gattung für die Darſtellung in allgemeinen Charakteriſtiken brauchbar ſey. Da ſich die Theorie des ſcharfſinnigen Verfaſſers auf allgemeine Gründe ſtützt, und die Theophraſtiſchen Zeichnungen nur zur Prüfung ihrer Richtigkeit daneben gehalten werden, ſo kann es ihr nicht ſchaden, wenn auch Theophraſt niemals die Abſicht gehabt hätte, belehrende und intereſſirende Charakterſchilderungen *ex profeſſo* zu ſchreiben, und wenn auch die ganze Sammlung, welche ſeinen Namen führt, ein noch ſo ungleichartiges Gemiſch von Fragmenten ſeyn ſollte. Indeſs ſo ſchlimm wird es wohl überhaupt nicht ſeyn, wenn man auch gleich — wie wir ſehr geneigt ſind — der Meynung des Hn. *Paſtor Sonntag (in Prooemium Characterum Theophraſti. Lipſ.* 1787. 4. S. XVII.) beytreten ſollte, daſs ſie aus verſchiedenen Werken, etwa περὶ ἠθῶν, περὶ βίων, περὶ γελοίου u. a. wo ſolche Charaktere, oder auch nur einzelne Züge als Erläuterungen eingewebt ſeyn konnten, geſammelt worden waren, etwa ſo wie aus den Werken des *Plutarch* die Sammlung der Apophthegmen und andere ähnliche Schriften. Dieſe Vermuthung bekömmt durch das Abgeriſsne des Vortrags einige Wahrſcheinlichkeit, und ſie ſteigt faſt zur Gewiſsheit, wenn man, nach dem von Hn. *H.* geführten ſcharfſinnigen Beweiſe nicht mehr zweifeln kann, daſs die Vorrede ein fremdes, dem Theophraſt angedichtetes Machwerk ſey. Dieſer Beweis, welcher S. 99 107. mit allen Waffen der Dialectick auf eine höchſt lebhafte, geiſtreiche, und wir möchten ſagen, Leſſingiſche Weiſe geführt wird, ſtützt ſich, der Hauptſache nach, auf die nämlichen Gründe, mit denen Hr. Paſt. *Sonntag* in der oben angeführten Schrift, die Aechtheit dieſer Vorrede beſtritten hat. Da Hr. *H.* dieſe Schrift nur nach einer Anführung kannte, ſo würde die Uebereinſtimmung zweyer von einander unabhängig urtheilender Kunſtrichter eine neue Autorität für die Richtigkeit ihrer Meynung dar-

darbieten, wenn es nach solchen Gründen noch einer äufsern Autorität bedürfen könnte. — Aufser der Vorrede erhalten wir hier nur das *erste Kapitel* mit den Anmerkungen. Diese sind von doppelter Art. Die ersten beschäftigen sich mit dem Inhalte, die andern mit den Worten des Originals. In jenen wird der Charakter des ἔργον (Hr. *H.* übersetzt es *der arge Schalk*) in ein ganz neues Licht gestellt, und die Zusammenstimmung der einzelnen Züge mit dem gegebnen Begriff ausführlich gezeigt. In diesen werden einige falsch verstandene Stellen grammatisch erklärt, einige Verdorbenheiten angezeigt, und vorzüglich die Versetzung eines Comma aus überzeugenden Gründen dargethan. — Den Rest dieses Heftes füllt die Abhandlung des *Dionysius* von *Halicarnafs* über den *Isocrates* an, welche der Uebersetzer (Hr. *Fr. Schlegel*) mit einer Nachschrift begleitet hat, in welcher er einige Ideen seines Autors weiter ausführt, und was dem Urtheile desselben zur Vollständigkeit fehle, andeutet. Er zeigt, dafs es die Absicht des *Dionysius* nicht war, alles zu erschöpfen, was sich mit den Kenntnissen seines Zeitalters in künstlerischer Rücksicht über den Isocrates sagen liefs; sondern nur den isocratischen Stil, die isocratische Kunstprosa, nach den bewährtesten Kunstlehren, zu würdigen. Von den mannichfaltigen treffenden und geistreichen Bemerkungen dieses Aufsatzes, vorzüglich über die Verschiedenheit unserer Ansicht der isocratischen Sprache und der, welche *Dionysius* nimmt, können wir hier nur das Daseyn anzeigen. Wir hoffen, dafs der Vf., dessen originale Betrachtung des Alterthums so viele neue Aussichten verspricht, einzelne interessante Andeutungen in der Folge weiter ausführen und entwickeln wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, im Verlag des Hallischen Waisenhauses: *Versuch über die Quellen der Vaterlandsliebe beym Brandenburger vorzüglich vom Soldatenstande.* Eine Abhandlung (,) vorgelesen am Geburtstage des Königs (,) als Wohlthäters der Garnison-Schule zu Landsberg an der Warthe, den 25 September 1797, von *G. B. Gerlach*, Feldprediger beym Dragoner Regiment von Katte. 1797. 72 S. 8. Ein Aufsatz, der dem Herzen des Vfs., seiner Humanität, und seiner liberalen Denkensart die gröfste Ehre macht. Weit entfernt, jene einengenden Vorurtheile für eine Provinz, oder einen Stand zu predigen, welche die Köpfe verfinstern und jeder bessern Erkenntnifs den Eingang versperren, indem sie die Herzen mit einem ungegründeten Stolz aufblähen, sucht er nur seine Zuhörer durch eine richtige Schätzung der wahren Vortheile ihrer bürgerlichen Verhältnisse in der Zufriedenheit mit ihrer Lage und der Anhänglichkeit an ihren Stand und ihr Vaterland zu befestigen, ohne welche unter keiner Regierungsform gute Bürger und treue Diener des Staates gebildet werden können. Mit einfachen aber eindringenden Gründen begegnet er dem unzeitigen Eifer des Reformationsgeistes, indem er zeigt, dafs eine weise Regierung nur durch uneingeschränkte Toleranz und durch eine vorzügliche Sorge für die sittliche Bildung der Menschen der bessern Aufklärung Gelegenheit geben müsse, ihr wohlthätiges Licht zu verbreiten und die Bürger den Reformen, welche ihre Existenz verbessern können, entgegen zu führen.

Von der moralischen Seite betrachtet, wird diese Rede gewifs den allgemeinen Beyfall aller guten Bürger ärnten; als Kunstwerk dürfte sie die Foderungen des Kenners nicht so unbedingt befriedigen. Es wäre unbillig, von einem so kurzen, und unter dem Zwang einer äufsern Veranlassung geschriebnen Aufsatz Vollständigkeit zu fodern, aber was ihm hier abgehen mufs, sollte er durch Gediegenheit und Reife der Gedanken und durch Vollendung der Form ersetzen. Die Sprache ist einfach und edel, ob gleich hier und da nicht ganz logisch richtig, (z. B. S. 8. Resultate (doch wohl des Nachdenkens?) über einen Gegenstand; — oder S. 29. Verbesserungen, die diesen Charakter *geprägt* (?) an sich tragen, u. dgl.) und nicht überall sind die Gründe genug durchdacht, ja zuweilen (wie S. 17. und 18. bey der Vergleichung des Brandenburgers mit dem Schweizer; oder S. 43., bey dem aus den Schriften des Grafen von Herzberg hergenommenen Beweise) nicht einmal ganz richtig. Was man aber am meisten vermifst, ist die gefällige Rundung des Ganzen und die Kunst der ungezwungnen Uebergänge von einem Satze zum andern. Wahrscheinlich wurden bey der öffentlichen Vorlesung diese Mängel durch die persönlichen Eigenschaften des Redners versteckt, und man sieht auch aus der, dem gewöhnlichen Schreibgebrauch zuwider laufenden, Abtheilung der Redesätze, dafs diese Abhandlung zunächst für die Declamation entworfen war; (z. B. S. 35. „der Werth guter Gesetze, (Comma) ist dann sichtbar, wenn — — — und mit ihrer Macht, (Comma) den Hindernissen ein Damm entgegen setzen, welche — — — — Nur sein edles Herz, (Comma) verwandelt Verachtung — — u. s. w.) Um das gröfsere Publicum zu befriedigen, würde sie einer strengern Feile bedurft haben, auch hatte alsdann vielleicht die allerdings ungleiche Schreibart verbessert werden können, welche in der Note S. 1., durch das sehr gemischte Auditorium entschuldigt wird. — Doch der Zweck des Vfs. war edel, diesen hat er gewifs erreicht, wenn er auch hin und wieder mehr, als unumgänglich nöthig war, das Schöne dem Nützlichen aufgeopfert haben sollte. Dafs der Ertrag seiner Schrift zum Besten armer Soldatenkinder angewendet wurde, verschwieg seine Bescheidenheit.

Druckfehler. Nr. 73. S. 581. Z. 31. und S. 582. Z. 16. statt *Kothmachende* lies *rothmachende*. Nr. 78. S. 618. Z. 17. statt *van Mamu's* lies *van Marum's*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Merlin: *Observations sur la nature et sur le traitement du Rachitisme, ou des courbures de la Colonne vertebrale et de celles des extrémités superieures et inferieures*, par *Antoine Portal*, Professeur de medecine au collége de France. 1797. 388 S. 8.

Die englische Krankheit gehört ohne Zweifel unter diejenigen, bey denen bisher vorzüglich noch eine empirische Behandlung Statt fand, je nachdem der hinzu gerufene Arzt entweder Säure, oder Alkalescenz, oder Schwäche als Ursache derselben ansah. Der berühmte Vf. vorliegender Schrift, der unter die ersten jetztlebenden französischen Aerzte gezählt zu werden verdient, ward durch Beobachtung und langjährige Erfahrung, von der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit jener Behandlung überzeugt, wozu ihm Paris, wo die Krankheit mehr als anderswo zu Hause zu seyn scheint, vorzüglich viel Gelegenheit darbot. Es scheint, dass ihn zunächst die Erfahrungen von *Bonvart*, der mittelst des Queckssilbers die englische Krankheit oft glücklich heilte, auf den specifischen Unterschied ihrer Ursachen, aufmerksam gemacht haben. Man ist so sehr geneigt, doch ehemals mehr wie anjetzt, von dem bemerkten Nutzen des Queckssilbers auf die Gegenwart einer venerischen Krankheit zurück zu schliefsen, dass man sich nicht verwundern darf, wenn *Bonvarts* glückliche Behandlung ihn auf den Gedanken brachte, es möchte wohl öfters ein venerischer Zunder der englischen Krankheit zum Grunde liegen. — Der Scharfsinn des Vf., der durch diese Bemerkung, die er bald bestätigt fand, einmal geweckt war, blieb hiebey nicht stehen, sondern fand nun, dass dieses schreckliche Uebel, das man als eine Krankheit eigener Art anzusehen, bisher so sehr gewohnt war, in den allermeisten Fällen blofs symptomatisch und als Folge anderer namhafter Krankheiten vorkomme. — Ja! er zweifelt, ob es überall als ursprüngliche Krankheit Statt finde, und glaubt, dass in solchem vorgeblichen Falle, die entferntere namhafte Ursache nur nicht gehörig erforscht seyn möge.

Um die nächste Ursache der Krankheit bekümmert er sich nicht sehr, er beschreibt die von andern Schriftstellern angegebenen, gestehet aber zugleich, dass er eben so wenig eine festzusetzen sich getraue. Die *Arnemann-Heinesche* Theorie, der zufolge sie sehr scharfsinnig als eine übergrofse Resorptionsthätigkeit des Lymphsystems betrachtet wird, scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, wie er dann überall mehr an die ältere, als an die neuere Literatur des Auslandes sich anschliefst. — Je weniger Werth er aber auf die Untersuchung der nächsten Ursache setzt, auf die freylich selten nur der Arzt wirken kann; desto angelegentlicher empfiehlt er erfahrungsmäfsige Beobachtung der entferntern veranlassenden Ursachen der englischen Krankheit. Namentlich setzt er sechs Hauptarten jener Krankheit, nach ihrer specifischen Causalverschiedenheit fest: die *venerische*, die *skrofulöse*, die *scorbutische*, die welche von *Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes abhängt*, die *exanthematische* und die *gichtisch-rheumatische*. Aufserdem erwähnt er noch einer Art, welche Folge der *Castration*, und einer andern, die zuweilen das *Laster der Selbstbefleckung* zu begleiten pflegt. —

Zufolge dieser Eintheilung, deren Richtigkeit er durch eine Menge genau erzählter Beobachtungen und angehängter Leichenbefunde darzuthun sich bemühet, zeigt er alsdann die Unzweckmäfsigkeit jeder allgemeinen empirischen Behandlung dieser Krankheit, worin jeder unbefangene Beobachter ihm gewifs beypflichten wird. Vorzüglich häufig hat der Vf. drey Arten der *Rhachitis*, die venerische, die scrofulöse, und die aus Fehlern der Eingeweide des Unterleibes abstammende, beobachtet, zu deren Heilung er die gute Wirkung des Queckssilbers in Verbindung mit andern schicklichen Mitteln, nicht genug rühmen kann. Ob dieses in andern Gegenden sich eben so zeigen werde, oder ob die Erfahrung des Vf. mehr mit seinem Locale zusammenhängt, müssen die Versuche, welche seine Beobachtungen ohne Zweifel veranlassen werden, näher ergeben.

Sonst trifft man noch in diesem Werke, aufser den Beobachtungen und Bemerkungen über die englische Krankheit, auch solche an, die andere, entweder der Ursache oder der Form nach, damit verwandte Uebel, z. B. die Krümmung des Rückgrats aus fehlerhafter Beschaffenheit der Rückenmuskeln, die Verkrümmung der äufsern Gliedmafsen, die scrofulöse *luxatio spontanea femoris*, das Verwachsen erwachsener und alter Personen, u. s. w. betreffen; bey welcher Gelegenheit der Leser auf die ausgebreitete und vielseitige Wirkung derselben Ursachen, welche bey der englischen Krankheit thätig sind, aufmerksam gemacht, und überall mit vielen vortrefflichen, frappanten und zum Theil neuen Ideen unterhalten wird.

Im ersten Theil, welcher die verschiedenen Arten der englischen Krankheit darstellt, handelt der Vf. (*Abschnitt* 1.) von der *venerischen*. Es stiefs ihm die-

Digitized by Google

ſelbe ungemein häufig auf; oft ſo, daſs wegen zugleich vorhandener deutlicher Symptome der Luſtſeuche, die Erkenntniſs des Falls nicht ſchwer fiel; oft aber war der veneriſche Charakter des Uebels ſo verſteckt, daſs er nur mit vieler Mühe aufgefunden werden konnte. Gewöhnlich wird das Uebel von den Ammen auf die Kinder übergetragen; es wird aber auch ein umgekehrtes Beyſpiel angeführt, wo durch ein veneriſches von ſeiner Mutter angeſtecktes, und von *Paris* nach *Montmorenci* gebrachtes Kind, die Luſtſeuche auf die Amme, und durch dieſe in mehreren Familien dermaſsen fortgepflanzt wurde, daſs am Ende die Regierung Notiz davon nahm. Die ſchreckhafteſten Zerſtörungen und Verunſtaltungen des Knochenbaues, in Geſtalt der engliſchen Krankheit, ſind die Folgen davon. Das Queckſilber wirkt hier auch ſpecifik, wie bey andern Symptomen der Luſtſeuche. Der Vf. gab es entweder innerlich, in Form eines von Bellet erfundenen Syrups, oder als Einreibung, oder in beiden Geſtalten zugleich. Säuglinge wurden auf die Art behandelt, daſs die, welche ihnen die Bruſt reichten, das Queckſilber empfingen. Da der Vf. hierüber Beobachtungen vom glücklichem Erfolg anführt; ſo dürfte dadurch der Zweifel, ob das Queckſilber der Milch ſeine Heilkräfte mittheile, wohl bejahend entſchieden ſeyn. Selbſt topiſche Räucherungen mit Zinnober, thaten gute Dienſte. Nie durfte das Queckſilber die Gedärme reizen, oder einen Speichelfluſs erregen. Gern zog der Vf. die Behandlung ein wenig in die Länge, um die ganze Säftenmaſſe des Körpers mit dem Mittel anzuſchwängern, indem er aus Erfahrung glaubte, daſs man alsdann nur ſicher hoffen könne, es werde auf den ſchadhaften Theil wirken. So ſah er dann auch Exoſtoſen verſchwinden, weichgewordene Knochen ſich wieder erhärten, gekrümmte wieder gerade werden, und vom Knochenfraſs ergriffene heilen. Bey zu ſtarker Anwendung des Mittels beobachtete er gleichfalls das Mercurialfieber.

Abſchnitt II. Von der ſcrofulöſen Rhachitis. Auch dieſe iſt ſehr häufig, und ſteht, wie der Vf. glaubt, in den meiſten Fällen, in naher Verbindung mit der veneriſchen. Ihre Wirkungen auf das Knochenſyſtem, wie auf die weichen Theile, ſind denen von jener ſehr ähnlich. Doch meynt der Vf., in ganz deutlichen Fällen würde man bemerken, daſs das veneriſche Gift die Knochen mehr erhärte und ſpröde mache, da hingegen das Scrofelngift ſie im Ganzen mehr erweiche. Oft iſt hier auch die Diagnoſis ſehr ſchwer. Man findet oft die Drüſen gar nicht angegriffen, und doch exiſtirt das Uebel. Der groſse Kopf ſcheint beſonders dieſer Art der engliſchen Krankheit eigen zu ſeyn. Mercurialmittel thun auch hier die beſten Dienſte, aber in Verbindung mit den ſogenannten *antiſcorbuticis* und äuſsern Mitteln, als Bädern, künſtlichen Geſchwüren, Frictionen, trockner Luft u. ſ. w. — Nach Pott empfiehlt er beym ſcrofulöſen Beinfraſs der Rückenwirbel, ebenfalls ganz vorzüglich Fontanellen, oder die Moxa, aber zeitig genug angewandt. In vielen Fällen zieht er bey ſcrofulöſen Zufällen, die ſpaniſchen Fliegen den übrigen künſtlichen Geſchwüren vor, indem er auf ihre Abſorption und die dadurch bewirkte Reizung des lymphatiſchen Syſtems viel rechnet.

Abſchnitt III. Von der ſcorbutiſchen Rhachitis. Eine beſondere Wirkung des Scorbuts iſt nach Angabe des Vf. die, daſs er vorzüglich das innere ſchwammige Gewebe der Knochen angreift und zerſtört, indeſſen die äuſsern Lamellen unbeſchädigt ſcheinen, in der That aber ſo geſchwächt werden, daſs ſie endlich dem Druck und der Schwere des Körpers erliegen. Sonſt ſchwellt er noch die Knochen an, und erweicht ſie. Mercurialmittel ſind hier ſchädlich, ausgenommen da, wo die Luſtſeuche oder Scrofeln damit complicirt ſind, wo dann aber zuvörderſt der Scorbut, und nachſtdem jene durch dienſame Mittel gehoben werden müſſen. Beym decidirten Scorbut lieſs der alleinige Gebrauch der antiſcorbutiſchen Pflanzenſafte dem Vf. nichts zu wünſchen übrig, und er heilte damit einen Mann, dem der berühmte *Deſault* wegen des Knochenfraſses das Bein bereits hatte abnehmen wollen.

Abſchnitt IV. Von der exanthematiſchen Rhachitis. Maſern, Blattern, kränzartige Ausſchläge und ſelbſt der Kopfausſchlag, wenn ſie nicht gehörig verlaufen, oder unrecht behandelt werden, bringen oftmals die engliſche Krankheit hervor. Von den Blattern hat der Vf. es am öfterſten bemerkt, weil hier die nach dem Tode noch beſtehenden Flecken, ihm an den Cadavern, welche ihm zur Zergliederung gebracht wurden, die Urſache verriethen. Von den Maſern vermuthet er es aber nicht ſeltener. Er fand die Knochen durch das Blatterngift erweicht, und beſtätigt die auch von andern gemachte Bemerkung, daſs die weichen Theile der an den Blattern Verſtorbenen, ſehr biegſam und nachgiebig bleiben, da man ſonſt bey Rachitiſchen die Muskeln mehr dürr und ſteif antrifft. Zugpflaſter, künſtliche Geſchwüre, laue Bäder, diaphoretiſche Getränke, antiſcorbutiſche Pflanzenſafte, Milchdiät, Spieſsglanz und gelinde Abführungen, ſind die Mittel, welche er empfiehlt. Wenn Verſtopfung der Eingeweide des Unterleibes zugleich Statt findet, verzweifelt er an der Cur.

Abſchnitt V. Von der engliſchen Krankheit die aus Verſtopfung der Eingeweide des Unterleibes entſteht. Eine unnatürliche Bequemlichkeit, oder das phyſiſche Unvermögen vieler Mütter, ihre Kinder nicht ſelbſt ſtillen zu können, hat zu Paris die Sitte eingeführt, die neugebornen Kinder auf dem Lande bey Ammen unterzubringen. Der von Rouſſeau bewirkte Enthuſiasmus ſcheint alſo nicht ſo allgemein geworden zu ſeyn als man gewöhnlich glaubt, oder wenigſtens nicht lange gedauert zu haben. Hier bekommen die kleinen unglücklichen Geſchöpfe auſser der gedungenen, oft ſehr verdächtigen Bruſt, mehrentheils ſehr ungeſunde Nahrung, vorzüglich Mehlbrey, und um der Mühwaltung nicht allzuoft zu bedürfen, in möglichſt groſsen Portionen. Der Vf. vergleicht dieſes Verfahren ſehr naiv und wahr mit dem Nudeln der Enten und Gänſe, die man bis an den Hals vollſtopft, in der Abſicht, groſse Lebern von ihnen

Digitized by Google

zu erhalten. Denſelben Erfolg hat es dann auch bey den Kindern, bey denen nicht nur zuerſt die Leber, ſondern faſt alle Eingeweide des Unterleibes oft krankhaft verändert werden. Die engliſche Krankheit mit allen ihren ſchrecklichen Symptomen, und beſonders eine auffallende Unordnung im Zahngeſchäfte ſind die Folgen davon, (wobey man dann nach *Ilichmanns* vortrefflichen Rath allerdings wohl thun wird, anderswohin als nach dem Zahnen ſelbſt zu ſehen.) Solche rhachitiſche Kinder bleiben, wie ſchon *Duverney* bemerkt hat, oft bis zum zehnten, zwölften Jahre zahnlos, indem die Kelme der Zähne verdorben und ſelbſt wieder verzehrt werden, und viele von ihnen ſterben (angeblich) in der Zahnarbeit. Im Gegenſatz deſſen, was *Cullen* und andere zur Vertheidigung der Mehlbreye und ähnlicher Nahrungsmittel ſagen, behauptet der Vf., daſs ſie ſchädlich ſeyn, und ein obſtruirendes Princip im Körper der Kinder erzeugen. Auffallend möchte es ſcheinen, daſs er auch den Genuſs der Milch in manchen Fällen nachtheilig glaubt, und als ein Beförderungsmittel zur Verſtopfung der Eingeweide anſieht. Aufmerkſame Aerzte aber, werden wie Rec. glaubt, ihm beypflichten, da man in der That viel Relatives in Abſicht der Zuträglichkeit der Milch, ſowohl bey Erwachſenen als bey Kindern wahrnehmen kann. In Abſicht der Cur kommt nach dem Vf. alles darauf an, die Verſtopfungen in den Eingeweiden zu heben, theils durch verbeſſerte Diät, theils durch eröffnende auflöſende Mittel, unter denen er dem *Syrup. antiſcorb. Cod. Pariſ.* ein vorzüglich groſses Gewicht beylegt. Auch äuſsere Mittel, Blaſenpflaſter, Fontanellen, Blutigel u. ſ. w. beſonders wie es ſcheint, in Hinſicht auf die Zahnzufalle, werden nicht vergeſſen.

Abſchnitt VI. Von der gichtiſch-rheumatiſchen Rhachitis beweiſet der Vf. ebenfalls durch Beobachtungen, daſs ſie, wiewohl ſeltener, exiſtire, und bringt manches beſondere von der durch ſie bewirkten Veränderung der Knochen bey, wohin er vorzugsweiſe mancherley Excreſcenzen an ihrer Oberfläche rechnet. Künſtliche Geſchwüre, ſchweiſstreibende und eröffnende Mittel, Milchdiät, laue Bäder, in manchen Fällen Blutigel am Hintern machen die von ihm empfohlenen Hülfsmittel aus.

Abſchnitt VII. Von der Rhachitis, die nach der Caſtration zuweilen erfolgt. Schon *Sauvages* hat ſie angemerkt. Sie kommt häufiger in Italien als in Frankreich vor. In der Nähe der morgenländiſchen Serails müſste man ſie alſo wohl noch öfterer bemerken. Der Vf. ſchlieſst von ihr auf einen erheblichen Einfluſs des Zeugungsvermögens auf die Entwickelung der Knochen, wie er ſich im Wachsthum des Haupthaars und des Barts offenbaret. — Auch von dem Laſter der Selbſtbefleckung hat er die engliſche Krankheit bemerkt, welche zu heben er von kalten Bädern, der Jagde, Eiſenmitteln, nahrhafter Diät und reiner Luft viel erwartet.

Abſchnitt VIII. Von der Verkrümmung des Rückgrats aus Schwäche der Rückenmuskeln. Schnürbrüſte ſind oft Schuld daran, indem ſie die Thätigkeit der Muskeln, welche das Rückgrat unterſtützen und dirigiren ſollen, unterbrechen, und ſomit eine Lähmung aus Gewohnheit in ihnen hervorbringen. Zuweilen aber wirft ſich auch irgend eine Schärfe auf die Muskeln, und reizt ſie zu widernatürlichen Contractionen, in welchem Fall ableitende Mittel, ſo wie im erſten Fall ſtärkende allgemeine und örtliche Mittel, vorzüglich Uebung der Muskeln, die Cur abgeben.

Der zweyte Theil des Werks enthält zunächſt allgemeine Bemerkungen und zwar *Abſchnitt I. über die urſprüngliche Rhachitis.* Der Vf. ſchränkt, wie oben erwähnt iſt, ihr Daſeyn ſehr ein, und iſt geneigt zu glauben, daſs die Krankheit nur ſymptomatiſch und *ſecundario* Statt finde. Bedenkt man aber, daſs er ſelbſt ſie als Folge der Caſtration, der Selbſtbefleckung und mithin bloſs ſchwächender Urſachen, darſtellt: ſo muſs man doch wohl annehmen, daſs ſie auch als eine eigene, für ſich beſtehende Krankheit ſich entwickeln, und auf dieſelbe Art wie Scrofeln, mit denen ſie ſo oft zuſammen angetroffen wird, im Körper ſich erzeugen könne. Ja es lieſse ſich in Abſicht der ſcrofulöſen Rhachitis des Vf. noch fragen, ob nicht bey ihr Scrofeln und Rhachitis bloſs coexiſtiren, ohne mit einander als Urſache und Wirkung in Verbindung zu ſtehen.

Abſchnitt II. Von den Symptomen. Der Vf. behauptet gegen *Gliſſon*, *Mayow* und andere Schriftſteller, daſs die Krankheit ſich nicht auf den Zeitpunkt vom 9ten Lebensmonat bis zum vierten Jahre einſchränke, ſondern nach Verſchiedenheit ihrer Urſachen, in jedem Alter Statt finden könne. Unter den Symptomen herrſcht viel Unbeſtimmtheit. Zuweilen iſt der Kopf zu groſs, zuweilen zu klein. Das Rückgrat leidet nicht immer, und in ſofern bezeichnet der Name: *Rhachitis* die Krankheit nicht genau. Vorzüglich werden die ſchwammigen Knochen angegriffen. Oft ſind die kranken Kinder ſehr geniereich und entwickeln früh die Seelenkräfte; oft aber ſind ſie ſehr einfältig und ſtumpfſinnig.

Abſchnitt III. Reſultat der Leichenöffnungen. Es würde zu weitläuftig ſeyn, das intereſſante Detail der hier angegebenen Bemerkungen mitzutheilen. Rec. ſchränkt ſich darauf ein, nur eine auszuheben, welche die ſogenannten *acephalos* betrifft, und die ſoviel er weiſs, ganz neu und dem Vf. eigen iſt. Wie überall die Rhachitis an kein beſtimmtes Alter gebunden iſt, ſo ſcheint ſie ſelbſt bey der ungebornen Leibesfrucht zuweilen gewiſſermaſsen ſchon Statt zu finden, indem die Verknöcherung der Schedelknochen aufgehalten und geſtört wird. Die Grundfläche des Schadels bildet ſich wohl feſt; allein das Stirnbein, die Scheitelbeine und das Hinterhauptsbein werden zuweilen durch ſo unvollkommne Knochenlamellen, oder eigentlicher durch eine Art von Membranen repräſentirt, daſs der Druck bey der Geburt ſie zerſprengt, das Gehirn ausläuft, und nun ein *acephalus* geboren wird. Eine Idee, die in der That zu denen Exemplaren, die Rec. geſehen zu haben, ſich erinnert, ſehr gut zuſammen ſtimmt. Die ſogenannten

Hirnbrüche und die gleichfalls angeborne *spina bifida* haben ähnliche Fehler der Verknöcherung zum Grunde.

Abschnitt IV. Von den Veränderungen der Knochen mittelst der Rhachitis. Aufser dem eigentlichen Beinfrafs, laufen sie hauptsächlich auf die mehr lockere oder festere Beschaffenheit derselben, oder auf Erweichung und Verdichtung hinaus. Beide beruhen nach dem Vf. auf dem gröfsern oder geringern Antheil an erdigten Bestandtheilen, womit die knorpelige Grundlage der Knochen durchdrungen seyn mufs. Indem er auf die nächste Ursache der Krankheit zurückkommt, ist es ihm nicht ganz unwahrscheinlich, dafs es eine gewisse Säure sey, welche die Bestandtheile der Knochen trenne; indessen macht er selbst sich doch Einwürfe dagegen, die er nicht zu heben weifs. Es kann auch nach des Rec. Urtheil schwerlich, wenigstens nicht immer, eine Säure die nächste Ursache der Krankheit seyn, da man alsdann nicht begreifen kann, wie sie bald gröfsere Erhärtung bis zur Sprödigkeit, bald Erweichung in den Knochen hervorbringen könnte. Der Theorie von der Anwendung der Phosphorsäure, zur Hebung rhachitischer Zufälle ist der Vf. darum nicht gewogen, weil er fürchtet, ihr Uebermaafs werde den gesunden Theilen schaden. Dies trifft aber nur die innere Anwendung des Mittels, und nicht den neuerlich von *Lentin* empfohlenen topischen Gebrauch derselben, beym Knochenfrafs u. s. w. Merkwürdig sind die Beyspiele von allgemeiner Erweichung des ganzen Knochengerippes, die er im Vorbeygehen aus der Geschichte anführt, um zu beweisen, dafs die Krankheit nicht neu, sondern wenigstens seit dem neunten Jahrhundert bekannt sey. Wie wäre es auch möglich, fügt er hinzu, dafs die Ursachen, die sie hervorbringen, die zum Theil immer Statt gefunden haben, nicht vor dem siebzehnten Jahrhundert dieselbe Wirkung hervorgebracht haben sollten?

Abschnitt V. Von der Behandlung. Was hier beygebracht wird, ist der Hauptsache nach bey den Abschnitten des ersten Theils erwähnt. Den kalten Bädern, besonders dem Schwimmen, wie überhaupt einer gutgeordneten Gymnastik, hält der Vf. eine grofse Lobrede. Es verdient aber wohl beherzigt zu werden, was er von den dabey nothwendigen Rücksichten sagt, so wie alles, was er vom Nachtheil der Schnürbrüste und fehlerhafter Wartung der kleinen Kinder beybringt, wodurch *Sömmerring* und *Hufeland* zum Theil sich angenehm bestätigt finden werden.

Abschnitt VI. Von der freywilligen Verrenkung des Schenkelkopfs, aus scrofulöser Ursache. Der Vf. fand den Grund dieser Erscheinung in der Anschwellung der Hayerischen Gelenkdrüsen, die man als Folge eines scrofulösen Depots ansehen, und von andern Uebeln derselben Art, die nach angebrachter Gewaltthätigkeit, oder aus gichtischer Ursache, oder wegen ursprünglich fehlerhafter Construction Statt finden, wohl unterscheiden mufs. Palletta, welchen der Vf. nicht anführt, erwähnt gerade dieser Gattung von *luxatio spontanea* bey einem rhachitischen Kinde. Auch der Vf. fand sie zuweilen mit Zufällen der englischen Krankheit verbunden. — Wiederum empfiehlt er hier das Queckfilber in Verbindung mit *antiscorbuticis* und äufsern Mitteln, vorzüglich der Moxa. — Die angebliche *Luxatio spontanea femoris* wegen Zerstörung des runden Gelenkbandes bezweifelt er, weil er es mehrmals ohne diesen Erfolg hat fehlend gefunden.

Abschnitt VII. Hier handelt der Vf. von der Krümmung der obern und untern Gliedmafsen bey Kindern, also auch von den Klumpfüfsen, und warnt vor dem voreiligen Gebrauche mechanischer Hülfsmittel, indem er versichert, dafs das Uebel oft nicht von einer übeln Lage in der Mutter, oder nachmaliger fehlerhafter Angewöhnung herrühre, sondern ebenfalls oftmals zur Rhachitis gehöre, und durch innere Mittel hauptsächlich gehoben werden müsse.

Den Beschlufs des Werks macht eine schon 1772 unter den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris, abgedruckte Abhandlung des Vf. über die Nothwendigkeit aufserer mechanischer Hülfsmittel, bey Verwachfungen, die im erwachsenen und hohen Alter erfolgen, verglichen mit der Schädlichkeit der empirischen Anwendung derselben Mittel, bey ähnlichen Fehlern des Kindesalters. Auch dieser Aufsatz trägt ganz das ehrwürdige Gepräge der Erfahrung und enthält eine Menge nützlicher praktischer Bemerkungen, wodurch das ganze Buch den Lesern sich empfiehlt.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Ettinger: *Neapel und Sicilien. Ein Auszug aus dem grofsen und kostbaren Werke: Voyage pittoresque de Naples et Sicile de Mr. de Non.* Mit 8 Kupfern. *Achter Theil.* 1797. 128 S. 8.

In drey Kapiteln, enthält dieser Theil, den Verfolg der Reise *de Non*, im Innern Siciliens — Beschreibungen und Nachrichten, besonders von Palermo, dem Feste der heil. Rosalie, der Gegend um die Stadt, der Ruinen von Segesta, des Berges Eryx, des alten Lilibäum, der Salzwerke zu Trapani, Marsala, Mazara, der Ruinen von Selinus: — und acht von Vogel ganz gut nachgestochene Blätter, von einigen dieser merkwürdigen Gegenden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, gedr. b. Schlüter: *Neues hannöverisches Magazin*, worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, welche die Verbesserung des Nahrungsstandes, die Land- und Stadtwirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahrt sind. Zweyter Jahrgang, vom Jahrg. 1792. 1793. 105 Bogen. Dritter Jahrg. vom Jahr 1793. 1794. 104 B. Vierter Jahrg. v. J. 1794. 1795. 104 B. Fünfter Jahrg. v. J. 1795. 1796. 104 B. Sechster Jahrg. v. J. 1796. 1797. 105 B. ohne Titel u. Register in 4.

Ohne Zweifel sind unsere Leser mit uns darüber einverstanden, dass dieses Magazin zu den gemeinnützigsten Sammlungen gehört und einen schätzbaren Reichthum an Wahrnehmungen, Untersuchungen und Resultaten für den Kreis der Wissenschaften und Geschäfte in Umlauf bringt. Die vor uns liegenden fünf Jahrgänge rechtfertigen dieses Urtheil vollkommen, und wir können ihren Werth nicht besser kenntlich machen, als wenn wir die interessanten Aufsätze, die sie enthalten, auszeichnen, jedoch mit Uebergehung alles dessen, was schon irgend anderswo gedruckt ist, und hier nur im Auszuge oder in der Uebersetzung gefunden wird.

Zweyter Jahrgang. Aus der *kurzen Geschichte der neusten Schuldienstverbesserungen in den braunschweig-lüneburgischen Kurlanden* (1 u. 2) ersieht man, dass noch im J. 1790 in diesen Landen etliche hundert Schulmeisterstellen waren, deren jährliche Einkünfte sich nicht über 5 bis 20 Reichsthaler beliefen; dass aber auch seit 25 Jahren zu Verbesserung schlecht dotirter Schulstellen sehr viel geschehen ist, weil es der königlichen Regierung sowohl als den Unterbeamten *Ernst* war. — Hr. Hofmedicus *Domeier* in seinen trefflichen *Fragmenten über Italiens Medicinalanstalten* (S. 13—15, 38—41.) macht den Leser mit *Michael Rosa*, Lehrer der praktischen Medicin auf der schlecht bestellten Universität Modena, bekannt, und beschreibt ihn als einen einsichtsvollen, offenen und scharfsinnigen Mann, der aber doch ganz Italiener bleibt. Dieser Mann, der, in Rücksicht auf seine ausgebreiteten Kenntnisse, für die ganze Universität den Ton angiebt, nimmt sich zum Vortrage seiner Wissenschaft drey volle Jahre Zeit, hält in jedem Jahre ungefähr 30 Lehrstunden und beklagt sich gleichwohl in ganzem Ernste darüber, *dass man die Ferien hier sehr verfolgt.* Ein anderes Beyspiel der italienischen Bequemlichkeit giebt Prof. *Scarpa*, Professor am anatomischen Theater zu Pavia und nach Hn. D. Meynung einer der ersten jetzt lebenden Wundärzte Europens. Er bekommt von Zeit zu Zeit Erinnerungen von Wien, fleissig für die Präparatensammlung zu arbeiten. Mit Lachen erzahlte er das, und setzte hinzu, dass ein Italiener unmöglich gleich einem Deutschen arbeiten könne. An eben dieser Universität (Pavia) hat sich Prof. *Malacarne* mit Untersuchung und Heilung des Cretinismus glückliche Mühe gegeben. Die Beschreibung des pathologischen Cabinetts, des botanischen Gartens, der Naturaliensammlung, des klinischen Instituts, des Hospitals und mehrerer schönen Anstalten in Pavia kann Niemand, er sey Arzt oder nicht, ohne Interesse lesen. Die mit dem Hospital verbundene Apotheke hat die Obliegenheit, zu jedermanns Gebrauche täglich drey grosse Fässer voll Abkochungen zuzubereiten: eins von Klatschrosen, ein zweytes von Eibischwurzel und das dritte von Hasenpappeln. Die Fässer werden mit der Inschrift des darin Enthaltenen vor die Hausthüre gesetzt. Das Volk läuft bey jedem kleinen Uebel hinzu und säuft aus diesen Tonnen nach Gefallen; ja hungrige Fachini (die verworfenste Classe der Menschen, die, ohne Arbeit, von Betrügereyen leben, welche sie an Ausländern verüben,) zapfen sich hier ihr Frühstück. Aus allen den grosen und sehr zweckmäsigen Anstalten der Universität Pavia sprechen die Verdienste des vortrefflichen Gubernialraths und Prof. *Frank*. Auser dem Medicinalwesen berührt Hr. D. auch zuweilen andere Gegenstände, z. B. die in Italien so häufigen Mordthaten. In der kleinen Republik Lucca kommen jährlich 60 Menschen durch Messerstiche um. In Rom wurden, einiger Polizeyaufsicht unerachtet, im J. 1789 innerhalb 9 Monaten 40 gemordet. Im Neapolitanischen kann man jährlich 500 Menschen rechnen, die durch Meuchelmord ihr Leben verlieren: und der König von Sardinien büsst in seinem kleinen Königreiche jährlich 600 Unterthanen durch Dolchstiche ein. Dies ist des Königs eigene Angabe, die er dem Gubernialrath Frank mit dem Zusatze machte: es thate ihm weh; er wüsste es aber nicht zu verhüten, weil selbst seine Geistlichen so häufig mordeten. — *Der Prediger Samuel Theschedick in Ungarn, mit seiner Familie; oder nachahmungswürdige Muster einer länderbeglückenden Industrie.* Das sind sie wirklich. Die Erzählung dessen, was dieser Mann mit seiner Familie zu Stande gebracht hat; nähert sich dem Wunderbaren. Nur ein

einziges Beyſpiel! (17) Er iſt evangeliſcher Prediger im Flecken *Szarwaſh* in der Bekeſher Geſpannſchaft, jenſeit der Theiſs. Aus den Trümmern einer alten Kirche baute er mit Zuziehung einiger andern Hülfsquellen ein Schulhaus zu einer praktiſch-ökonomiſchen Induſtrieſchule für 7 bis 800 Kinder der Gemeine, nach einem Plane, den er bisher ſchon im Kleinen ausgeführt und bewährt gefunden hatte. Zu dieſer Anſtalt brauchte er wenigſtens vier Lehrer. Woher ſollte er anſtändige Beſoldungen für ſie nehmen? Um Szarwaſh herum giebt's viele von Ueberſchwemmungen des Fluſſes Koeroeſk entſtandene Sümpfe, die durch Abzüge leicht können ausgetrocknet werden. Dieſe wird die Gemeine mit Bewilligung der Gutsherrſchaft (Bar. v. Harrucker) urbar machen und an die Einwohner, denen es an Land fehlt, gegen einen maſsigen Erbzins überlaſſen. Der Ertrag beläuft ſich jährlich auf 4000 fl., welche zu Beſoldung der Lehrer und zu den übrigen Bedürfniſſen der Schule verwandt werden ſollen. — Hr. Paſt. *Hempel* zu Breſelenz bey Dannenberg thut den ſehr vernünftigen Vorſchlag (28), jede wirklich vollzogene Todesſtrafe, nebſt einer kurzen Geſchichte des beſtraften Verbrechens und Verbrechers, im ganzen Lande von den Kanzeln verkündigen zu laſſen, mit der gegründeten Vermuthung, daſs ſolche Thatſachen, die jeder Prediger noch als Text zu mancher guten Vermahnung an ſeine Gemeine benutzen könnte, unendlich mehr Eindruck auf die ſinnlichen Menſchen machen würden, als das Ableſen der Mandate, in welchen die Strafen nur — gedroht werden. Hr. P. *Reiche* zu *Quicborn* bey Dannenberg dehnt den nämlichen Vorſchlag auch auf die bürgerlichen Strafen aus (45). — Die *Beſchreibung* (30) *einer Bauernſchule zu Trnowa in Böhmen*, drey Meilen von Prag im Berauner Kreiſe, welche ein Hr. von Schönberg für die Jugend ſeines Guts und ganz Böhmens, von 12—18 Jahren, zu Erlernung des Bauernhandwerks angelegt hat, klingt vortrefflich und ſetzt den Leſer in Verſuchung, das Land zu ſegnen, wo ſolche Anſtalten entſtehen und gedeihen; allein Rec. weiſs aus ſehr zuverläſsigen Nachrichten, daſs dieſe gerühmte Bauernſchule nichts weniger als eine gemeinnützige Anſtalt, ſondern eine ökonomiſche Speculation des *Edlen von Schönfeld* (nicht Schonberg) geweſen iſt, auch von ihrer Eröffnung an nur wenige Wochen in groſser Unvollkommenheit beſtanden hat, weil die Aeltern, die ihre Söhne dahin gegeben hatten, bald ſahen, daſs ſie durch leere Vorſpiegelungen getäuſcht wären. — Ein Ungenannter (31) hat ſich von der wirklichen Ausartung des Winterroggens in Treſpe durch eigene Beobachtung überzeugt, indem er geſehen, daſs eine und ebendieſelbe Staude Kornhalme und Treſpenhalme getrieben hatte; wogegen jedoch ein Hr. v. *Retberg* in Weſterhof (46) erhebliche Zweifel aufbringt. — Zu den gründlichſten und gemeinnützigſten Aufſatzen dieſes Jahrgangs rechnet Rec. die Abhandlung: *über die Mittel, Landſtädte und andere offene Orte, ohne den Gebrauch der Mauern einzuſchlieſſen*: eine von der königl. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen gekrönte Preisſchrift des Hn. Regierungsdirectors *Celle* in Weilburg (90). Er empfiehlt, wie natürlich, vor allen andern Einſchlieſsungsarten lebendige Zäune und Hecken, und ſchlägt dazu Hainbuchen, Ulmen, Acacien, Waſſerlinde, den kleinen Ahorn, weiſse Maulbeere und verſchiedene Arten des Weiſsdorns, als die brauchbarſten Gewächſe vor. — Das letzte Stück dieſes Jahrg. (105) liefert einen Aufſatz des Hn. Paſtors *Schnorr* über die *Waſſerwolle*. Sie entſteht von dem im Frühlinge auf Teiche und alles ſtehende Waſſer ſich oben auffetzenden Schleime, welcher aus vielen an einanderhängenden nach Einer Richtung hinlaufenden Faden beſteht, und wird, an der Sonne gebleicht, ſo weiſs, wie die ſchönſte Baumwolle. Man kann ſie mit vielem Vortheile zu Lampendochten brauchen. Hr. Rath *Weber* nennt ſie Waſſermatte oder Waſſermoos, und verſichert in einer Anmerkung, daſs ſie, gebleicht und mit ⅛ Lumpen verſetzt, ein ſehr haltbares weiſses Schreibpapier, ungebleicht aber und ohne Lumpenzuſatz, ein ſtarkes, ins grünliche fallendes, Papier gebe: auch zum Wattiren der Frauenkleider und Bettdecken ſehr brauchbar ſey.

Im *dritten* Jahrgange wirft ein Ungenannter unter der Aufſchrift: *Fragment zum Kapitel von Freundſchaft*, (5) die Frage auf: „ſollte es nicht rathſam „ſeyn, daſs einige wenige Familien ſich unter einander „der verbinden, ſich Einer der r Andern auf den Fall, „daſs ihr Verſorger die Welt verlaſst, kräftigſt annehmen?“ Unter dem *kraftigſt* will er nicht gerade Unterſtützung mit baarem Gelde oder Vermögen verſtehen; ſondern vielmehr Vorſorge, Rath und freywillige Mitwirkung zum Wohlſtande und guten Fortkommen der Verwaiſeten. Bald darauf (48) giebt H. C. M. Nachricht von einer ſeit 1781 wirklich ſchon beſtehenden Verbindung dieſer Art unter ſieben Familien in Eisleben. Wahrhaftig, der freye gute Wille des Menſchen vermag Viel, wenn er ernſtlich iſt. — Der unvorgreifliche Vorſchlag des Hn. *L. E. F. Cramer* in Hannover (6) zu *zweckmäſsigerer Einrichtung des Privatunterrichts in groſsen Städten* iſt allerdings ſehr vortheilhaft und ausführbar; ſobald wir annehmen, daſs die dabey intereſſirten Perſonen Sinn für Humanität haben. Aber bey der noch immer zu beklagenden Seltenheit dieſes Talents ſteht der Wirklichkeit eines ſo vernünftigen Inſtituts eben die epidemiſche Krankheit im Wege, die allen Verſuchen der Moralität unter den Menſchen aufzuhelfen, unheilbar iſt, nämlich herrſchender Egoismus. Das Nämliche ſagen auch die Bemerkungen eines Ungenannten über dieſen Vorſchlag (H. M. 1794. Nr. 64). — Dem Hn. Hofr. und Leibarzt D. *Fauſt* in Bückeburg (28) kommt es widernatürlich vor, daſs die aus Obſtkernen gezogenen Stämme nicht nur meiſtentheils ſchlecht und kränklich ſind, ſondern auch nicht die Obſtart tragen, aus deren Kernen ſie gezogen ſind. Er glaubt die Urſache in der Methode des Säens zu finden, nach welcher man Kerne, oft ohne Rückſicht auf die Reife und Vollkommenheit der Frucht u.

Digitized by Google

auf die Gesundheit des Baums, der sie getragen hat, im Herbste sammelt und im Frühjahre steckt. Dagegen räth er an, die beste Frucht vom gesundesten Baume mit den Kernen im Herbste in die Erde zu legen, und unter den mehrern daraus erwachsenden Pflanzen die stärksten und gesundesten zu versetzen. So hofft er, dass nicht nur die Stämme dauerhaft werden, sondern, dass auch der Baum, aus einem Borsdorferkerne erwachsen, ohne gepfropft oder oculirt zu seyn, Borsdorfer-Aepfel tragen werde. Ein Gutachten der ökonomischen Gesellschaft in der Kurmark Brandenburg, ingleichen der königl. preussischen Hofgärtner, *Salzmann*, *Selle* und *Steinert* (A. M. 1794. Nr. 22.), ist diesem Vorschlage nicht beyfällig. — Ein Aufsatz *über die Westmünsterabtey in London*, von *Gotth. Friedr. Niemeier* (35) erwähnt das Monument des deutschen *Händel*. Es ist in einer Nische angebracht, etwa zehn Fuss über den Boden erhaben. Händel ist in Lebensgröfse abgebildet. Sein linker Arm ruht auf einem Pulte, unter welchem eine Gruppe von allerley Instrumenten zu sehen ist. Auf dem Pulte liegt die schöne Composition des Liedes aus seinem Messias: *I know that my redeemer lives;* aufgeschlagen. Händel scheint sich darin vertieft zu haben, bis seine Aufmerksamkeit von dem Tone einer Harfe, womit ein Engel in den Wolken erscheint, gefesselt worden. Ueberhaupt beläuft sich die Anzahl der Monumente in diesem Tempel auf 250. — *Ueber die Wahl der Lebensart* (49—52). Der Vf. sagt: „es ist bey der Wahl der Lebensart nicht um ein Unternehmen zu thun, das man aufgeben oder vertauschen kann: nein, das Glück und die Zufriedenheit des ganzen Erdenlebens soll bewirkt werden etc." — Aber, zu bedauern ist der Sterbliche, dessen Glück und Zufriedenheit für das ganze Erdenleben von dem bürgerlichen Geschäfte abhängt, das er treibt. Rec. hat seit kurzem Gelegenheit gehabt, mehrere Schriften über diesen Gegenstand zu lesen, hat aber in keiner die Gründlichkeit gefunden, deren er bedarf und fähig ist. Die gegenwärtige, deren Vf. sich C. H. unterschrieben hat, trägt alle Zeichen einer guten Absicht an sich; allein, die Erfahrungsphilosophie ist bey weitem nicht zureichend, um diesem verwickelten Probleme genug zu thun. — *Was ist Patriotismus?* (62) „Alles, was ein Mitglied des Staats zur „Erreichung des Staatszwecks beyträgt, ist ein Beweis seiner Liebe zum Vaterlande, ist Patriotismus; „aber — wohl zu merken! — nur, wenn diese Handlungen der Erfüllung (Erreichung) jenes Zwecks „wirklich entsprechen, sie beschleunigen, veredeln; „ist's *wahrer* Patriotismus." Demnach soll der Werth der Handlungen blofs vom Erfolge abhängen. Ach, möchten doch die Menschen die philosophischen Gegenstände lieber in Ruhe lassen, wenn es ihnen um weiter Nichts zu thun ist, als die Begriffe dem Interesse der Partey gemäfs zu modeln, der sie etwa gerade den Hof machen wollen! — *Ueber den Ursprung der Städte in den hiesigen* (hannöverschen) *Landen und ihre älteste Regimentsform*, vom Hn. Adv. *Beneke* (75—79. 82). Einer der reichhaltigsten und lesenswerthesten Aufsätze in diesem Jahrgange. Noch verdienen vorzüglich zwey von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschriften erwähnt zu werden. Der Vf. der ersten, Hr. Prof. *D. A. F. Hecker* zu Erfurt, untersucht die Frage: „welches sind die bequemsten und wohlfeilsten Mittel, kranken Armen in den Städten die nöthige Hülfe „zu verschaffen?" mit ausnehmender Genauigkeit; und seine Vorschläge verrathen durchaus den Mann von Erfahrung und Uebersicht. Der Gegenstand der zweyten ist die Frage: „ist ein wahrer Schade für „den Staat zu besorgen, wenn die willkürliche Vertheilung oder Verkleinerung der Bauerhöfe (jedoch „bey gleichförmiger Vertheilung der darauf haftenden Abgaben und Pflichten) ohne Einschränkung „erlaubt wird?" Der scharfsinnige Vf. derselben, Hr. Prof. *Winkler* in Leipzig, beantwortet die Frage mit Nein!

Zu den vorzüglichern Aufsätzen des *vierten* Jahrganges gehört erstlich die Abhandlung: *über die syrische Seidenpflanze*, vom Hn. *C. Schnieber* in Liegnitz (4). Der Vf. hat die Absicht, die Benutzung dieser Pflanze zu Manufacturarbeiten bekannter zu machen. Vor ihm haben schon Hr. Hofrath *Gleditsch* in Berlin und ein gewisser *la Rouviere* in Paris glückliche Versuche mit dem Anbau dieser Pflanze gemacht. Sie verträgt sich sehr wohl mit unserm Klima, und die Frucht derselben enthält ein seidenartiges Product, das an Güte zwischen der animalischen Seide und Baumwolle das Mittel hält. Man vergleiche hiemit ein Schreiben des Hn. Landdrost *von dem Busche* zu Harburg und Anmerkungen dazu vom Hn. Rath *Wehrs* (98). — In einer kleinen Schrift: *über den Ton deutscher Volksschriftsteller in Rücksicht der jetzigen Zeitbegebenheiten* (13) will Hr. Rector *Schilling* in Bremen ein Wort zur Beherzigung der Beamten, Prediger und Schullehrer sprechen. Die Veranlassung dazu gab ihm eine Stelle in Salzmanns Volksschrift: der Bothe aus Thüringen (1794. St. 1. S. 15.), worin erzählt wird, dass die englische Regierung verschiedene Bürger in Edimburg, welche jacobinische Versammlungen gehalten, hat gefangen setzen lassen, wobey der Erzähler nun die Anmerkung macht: „wie „grausam! im freyen Frankreich wären sie mit einer „minutenlangen Guillotinenstrafe davon gekommen." Das nimmt nun Hr. Rect. *S.* dem Herausgeber des B. a. T. sehr übel, meynt, Hr. Salzmann wolle jacobinisch gesinnte Bürger und ihre Versammlungen gegen die Regierung in Schutz nehmen, und fragt die Beamten, Prediger und Schullehrer in seinem patriotischen Eifer: „kann ein Volksblatt dieses Inhalts und „dieses Tons eine nützliche Lectüre für den deutschen Landmann und Bürger genannt werden? „Können insonderheit wir Hannoveraner solche Urtheile in unsers Königs Landen in Umlauf gebracht „zu sehen wünschen?" — Dem Rec. kam's gleich vor, als wenn Hr. Sch. sich hier ganz ohne Noth erhitzte: denn er (der Rec.) nahm die Salzmannische Stelle für Ironie, und fand diese Meynung durch

Hn. Salzmanns eigene Erklärung (31) hierüber, beſtatigt. Iſt nun gleich die Ironie eigentlich nicht der Ton, in welchem man mit dem Publicum, für welches Hr. *S.* ſchreibt, ſprechen muſs; ſo ſind doch die Bürger und Bauern, die den B. a. T. leſen, gewiſs nicht ſo tölpiſch, daſs ſie eine ſo handgreifliche Ironie; als die in der gerügten Stelle iſt, ſo miſsverſtehen ſollten, wie es Hr. Sch. beſorgt. Freylich klingt die Sache ſehr gefährlich, weil die Verſammlungen *jacobiniſch* heiſsen; allein die Jacobinerey iſt, beym Lichte beſehen, nun unter uns Deutſchen doch weiter Nichts, als ein Modewort, das zwar ſehr expreſſif gefunden wird, um gewiſſe Diſſenters verdächtig zu machen, das aber auch Tauſende brauchen, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie damit meynen. Hierauf bezieht ſich ein Aufſatz im Genius der Zeit, 1799. May S. 155. — Im 40. und 58. Stücke wird auch ein Streit über den Vorzug des *e* vor dem *ä* geführt, an dem Rec. weiter keinen Theil nehmen kann, als daſs er die Ableitung des Wortes *edel* von *Adel*, *geben* von *Gabe* für eben ſo unrichtig erklärt, als es vielmehr der Analogie völlig gemäſs iſt, Adel von edel und Gabe von geben abzuleiten, ſo wie Lage von legen, Fraſs von freſſen, Wand von Wenden u. dgl. Nach der Maxime, welche gebieten ſoll ädel zu ſchreiben, müſsten wir alſo auch *läger*, *maſsen* und *wänden* ſchreiben, welches geradezu dem Sprachgebrauche ins Auge ſchlagen hieſse.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, in Comm. der Müllerſchen Buchh.: *Die nach engliſchen Grundſätzen verbeſſerte Pferdezucht in Amerika zur Nachahmung andrer (für andere) Länder.* Nebſt einer Nachricht von den Sächſiſchen Stutereyen. Ein Lehrbuch für Pferdeliebhaber und Oekonomen. 1797. XIV Vorber. und 63 S. 8. (8 gr.) — Daſs dieſes Werkchen eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen iſt, erfährt man in dem Vorbericht des Ueberſetzers, der dann auch von den ſächſiſchen Landſtutereyen, die ſeit 4 Jahren mit gutem Erfolg betrieben werden, Nachricht giebt. Dieſe Anſtalt hat übrigens nichts beſonderes, ſondern iſt ganz nach den Grundſätzen eingerichtet, wie ſolche Geſtüte in andern Ländern ſchon lange beſtehen. Sehr natürlich iſt es, daſs nur die beſſern Stuten für die herrſchaftliche Hengſte ausgeſucht werden müſſen, ſonſt dürften 50 Beſchäler für Sachſen nicht hinreichend ſeyn. Was die Schrift ſelbſt betrifft, ſo wird der Leſer hier ſeine, durch den Titel gereizte Neugierde wenig befriedigt finden. Denn was für Racen von Pferden eigentlich in Amerika in den verſchiedenen Provinzen erzogen wurden, wie man ſie behandelte, ihre urſprüngliche Abſtammung, ihre eigenthümlichen Eigenſchaften etc.: davon ſteht hier kein Wort; ſondern der Vf. ſagt nur im Allgemeinen, daſs er nach einigen Jahren, die er auswärts zubringen muſste, bey ſeiner Zurückkunft die Pferdezucht ſehr im Verfall gefunden habe. Auch iſt der Titel unrichtig, denn es muſs nicht *verbeſſerte*, ſondern *zu verbeſſernde Pferdezucht* heiſsen, weil der Vf. nur Vorſchläge thut, wie der Pferdezucht in Amerika durch die Befolgung der engliſchen Geſtütseinrichtungen aufgeholfen werden könne. Das Werkchen zerfällt in vier Kapitel. In dem erſten redet der Vf. von der engliſchen Pferdezucht und ſagt: daſs die Pferde hier in vier Hauptclaſſen eingetheilt werden. Den 1ſten Rang hat das Rennpferd, den 2ten das Jagdpferd, den 3ten das Kutſchpferd und in die 4te Claſſe gehört das Karrenpferd. Der Vf. beſchreibt S. 7. dieſe verſchiedene Gattungen von Pferden auf folgende Art: „der Wettrenner iſt der Abkömmling eines Barben oder arabiſchen Pferdes und einer engliſchen Stute von reiner Race. Das Jagdpferd iſt der Abkömmling eines Rennpferdes und einer Racen-Stute vom dritten Grade, aber von ſtärkerm Gliederbau als die vorigen. Das Chaiſen- oder Kutſchpferd iſt der Abkömmling von einem Jagdpferde und einer Stute, die von noch ſtärkerm Gliederbau und in einem halben Grade weniger von Race iſt, als die vorherige. Das Karrenpferd iſt der Abkömmling eines Kutſchpferdes und einer der ſtärkſten Stuten aus der Grafſchaft York, Lincoln, Northhampton etc.“ Es folgeln alsdann Regeln, wie der Hengſt und die Stute für einander gewählt werden ſollen, um dieſe Claſſen rein zu erhalten und überhaupt die Anzucht zu verbeſſern. Dabey ſcheint aber der Vf. S. 12. das Vorurtheil noch zu hegen, daſs man keinen Hengſt und Stute mit einander verpaaren müſſe, wo einige Blutsverwandſchaft ſtatt finde, weil davon nichts gutes kommen könne; ſondern der Hengſt begehre immer eine fremde Stute und ſo umgekehrt; die Stute einen fremden Hengſt. Im *zweyten Kap.* folgt nun die Beſchreibung eines tüchtigen Beſchälers und einer guten Zuchtſtute. Der Vf. tadelt die Gewohnheit der Engländer Rennpferde zu unterhalten, die zu weiter nichts, als zum Wettlaufen gebraucht werden können und einen ſo groſsen Koſtenaufwand verurſachen; denn nach des Vfs. Bericht werden oft drey bis vier Stall-Leute auf ein ſolches Pferd gehalten, die es reiben und pflegen müſſen. Kein natürliches Futter hält man für daſſelbe gut genug, und dennoch iſt der Eigenthümer in einer beſtändigen Aengſtlichkeit, daſs dieſem koſtbaren Thiere etwas zuſtoſsen möchte. Das Jagdpferd empfiehlt der Vf. als das nützlichſte und beſte; und es giebt deren ſo vortreffliche, daſs ſie ſelbſt in England oft mit 4 bis 500 Guineen bezahlt werden. Im *dritten Kap.* wird von der ſchicklichſten Zeit, die Stuten belegen zu laſſen, gehandelt. Der Vf. giebt dazu die letzten 10 Tage des April und die erſten 20 Tage des May an, weil alsdann die Stute mit ihrem Fohlen eine friſche Weide finden würde. Und um dieſen Vortheil nicht zu verlieren, will der Vf., daſs man Stuten, die um die angegebene Zeit den Hengſt nicht begehren, mit Gewalt belegen laſſen ſoll. Seine Erfahrung habe ihm hinlänglich gezeigt, daſs dieſes dem Aufnehmen der Stuten nicht hinderlich ſey. Die Natur ſelbſt hat es ſo geordnet, daſs die meiſten Stuten in der vom Vf. bemerkten Zeit roſsig werden. Finden ſich deren aber einige, bey denen der Begattungstrieb ſich ſpäter zeigt, ſo iſt es weit beſſer gethan, dieſen dadurch rege zu machen ſuchen, daſs man der Stute den Hengſt einige Tage hintereinander zeigt und ihn um ſie herumführen läſst, bis er nach und nach näher kommen darf. Rec. hat dieſes Mittel ſchon oft von gutem Erfolg geſehen. Das gewaltſame Bedecken wird kein Kunſtverſtändiger billigen, es müſste denn die Stute, ungeachtet ſie Zeichen giebt, bloſs aus zu groſser Empfindlichkeit den Hengſt nicht annehmen wollen. Die Behandlung der Trächtigen- und Fohlenſtuten, wie auch das Abſetzen und die Pflege der Fohlen ſind gut und zweckmäſsig angegeben. Das *vierte Kap.* betrifft die Verſchiedenheiten der Weiden und was dieſe für einen Einfluſs auf die Pferde haben. Ob zwar der Vf. wegen der Kürze, auf die er ſich eingeſchränkt, dieſe Gegenſtände nicht ſo ausführlich behandelt hat, wie ſie es, ihrer Wichtigkeit nach verdienen, ſo enthält das Werkchen doch manche gute Belehrungen, die für jeden Leſer, den die Pferdezucht intereſſirt, nicht ohne Nutzen ſeyn werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, gedr. b. Schlüter: *Neues hannöverisches Magazin, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Fünfter Jahrgang. *Etwas über die Handwerkszünfte*, vom Hn. Polizeycommissär *Wompner* in Hannover. (5) Es wird zugegeben, dass die Zünfte zu allen Zeiten grosen Unfug getrieben, Ruhe und Ordnung gestört haben, und selbst dem Staate zu manchen Zeiten gefährlich geworden sind; dass auch jetzt noch das Zunftwesen mit mancherley Missbräuchen und ordnungswidrigen Gewohnheiten verbunden sey; aber der Vf. traut einer gesunden und wachsamen Polizey das Vermögen zu, sie in Ordnung — und ihrem wahren Zwecke näher zu bringen: und alsdann, meynt er, habe eine vieljährige Erfahrung gelehrt, dass die Zünfte nicht schadlich, sondern nützlich seyn und dem gemeinen Wesen vortheilhaft werden können; widerräth daher auch die von Manchen empfohlene, oder hier und da versuchte Abschaffung derselben, aus Gründen, die man kaum lesen kann, ohne überzeugt zu werden, dass die Zünfte und Gilden der jetzt bestehenden bürgerlichen Verfassung eben so unentbehrlich seyn, als dem Lahmen die Krücken. — Ein interessantes Seitenstück hierzu ist die *Skizze einer Geschichte der Zünfte und Gilden in Deutschland*, vom Hn. Geh. Kanzeley-Secretär *Hahn* in Hannover. (56 — 59.) Adel und Geistlichkeit waren dem Entstehen der Städte und der Verbreitung der Handwerke und Künste sehr zuwider, weil sie dadurch eine Menge ihrer Vasallen und Knechte verloren, machten daher auch allerley Versuche die alten Verhaltnisse wieder herzustellen. Dieses nothigte die Handwerksleute sich zu verbinden, um den Bedrückungen von Seiten der hohern Stände mit vereinigten Kräften widerstehen zu können. Dergleichen freywillige Corporationen haben schon vor den Zeiten K. Heinrichs I. bestanden (??) — *Was heisst Telegraph auf Deutsch?* (11) Im Auszuge eines Briefes von Hn. K. R. Bergsträsser (Hamb. Corresp. 1794 Nr. 187.) wird dieses Wort durch *Zielschreiber* übersetzt, vermuthlich nach einer Ableitung vom griechischen τέλος. Aber, weit angemessener ist dem Gebrauche des Instruments die Ableitung vom griechischen τῆλε; nach welcher es durch *Fernschreiber* übersetzt werden müsste. Uebrigens wird die Erfindung der Telegraphie von einem Ungenannten (84) dem *Hieronymus Cardanus*, einem Maylandischen Arzte des sechszehenten Jahrhunderts zugeschrieben, der in seinem A. 1553 herausgegebenen Werke *de subtilitate*, im 17ten Buche, welches er: „von Künsten und Kunstsachen," überschreibt, ein Kunstmittel angegeben und mit einem Holzschnitte erläutert hat, wie man mit einer belagerten Stadt durch 5 brennende Fackeln correspondiren könne. Aber, von weit älterer Erfindung, erinnert Hr. *Lenz* in Celle (103) muss doch wohl die Maschine seyn, die *Aeneas Tacticus* in seinen verlorenen militärischen Werken und aus ihm *Polybius* X, 44, 45. beschrieben hat, und bey welcher auch schon brennende Fackeln gebraucht worden sind. — Eine seltsame Anekdote giebt Hr. Secret. *Jauch* in Horneburg (12) *von Gaibia*, einem Christen, der von den Mohammedanern bis auf den heutigen Tag als ein grosser Prophet mit Wallfahrten zu seinem Grabe in Alt-Gradiska verehret wird. Der Grund solcher Verehrung ist, weil Gaibia den Türken, die A. 1683 vor Wien zogen, weissagete, dass ihr Unternehmen unglücklich seyn, und dass der Savestrom einst die Grenzscheidung zwischen dem Gebiete der Türken und Christen machen würde. — Gegen einen Aufsatz im H. M. 1794. Nr. 84. „Noth„wendigkeit und Mittel die hochdeutsche Sprache „dem grosen Haufen bekannter zu machen" declamirt ein (angeblich) alter Prediger (13) und meynt: den niedersächsischen Bauer hochdeutsch lehren heisse eben so viel, als ihm eine jakobinische Modeaufklärung aufnöthigen und ihn an den Bettelstab bringen. Der Mann ist ein Freund des Alten und weiss es nicht nachdrücklicher zu schützen, als durch die Behauptung, dass jede Neuerung ohnfehlbar zur Revolution führen müsse. — Ein Beytrag zu dieser Abhandlung (26) versucht einen Vergleich, kommt aber, wie Rec. dünkt, dem Ziele auch nicht näher: und ein Ungenannter, welcher fragt: (34) *Ist denn wirklich der Niedersächsische Dialekt ein Hinderniss der Aufklärung?* (Der Dialekt an sich wohl nicht; aber die Zweyzüngeley, nach welcher die Leute hochdeutsch gelehret werden und plattdeutsch leben, erschwert ihre Verstandesbildung ohne Zweifel,) trifft schier das rechte Mittel, wenn er die Beantwortung seiner Frage also schliesst: „Die Sprache thut's freylich „nicht, sondern der Geist, der mit und bey der „Sprache ist." — *Bilibald Pirkheimers Schutzschrift für die Klosterfrauen zu St. Clara in Nürnberg*, ein merkwürdiges Sittengemalde aus den Zeiten der Reformation, (15) hat Rec. mit wahrer Erbauung gelesen. — Die *Bemerkungen über Wolle, Wollenmanufacturen und Wollhandel in Achen, Schlesien und einigen andern Gegenden Deutschlandes*, aufgesetzt im J.

1791 (17) sind an interessanten Gegenständen sehr reichhaltig. Ein guter Widder gilt in England 40 bis 100 Guineen. Backwell vermiethete im J. 1789 einen schönen Schafwidder auf 6 Wochen für 400 — 500 Pf. Sterling und liefs sich für die Bedeckung eines Mutterschafs durch seinen Lieblingswidder 8 Pf. Sterling bezahlen. Am Ende des 14ten Jahrhunderts beschäftigten die 4000 Tuchmachereyen in Löven auf 16000 Menschen. Wenn diese des Abends aus den Werkstätten nach Hause gingen, ward mit einer grofsen Glocke geläutet, damit die Mütter ihre Kinder von der Gasse holten, welche sonst im Gedränge hatten können um's Leben kommen. — *Beytrag zur Beschreibung der Syrischen Seidenpflanze*, von Hn. *Moller* in Hamm. (20) wodurch die im H. M. 1794. Nr. 4 7. befindliche Abhandlung des Hn. Rathsdirector *Schnieber* in Liegnitz über eben diesen Gegenstand ergänzt werden kann. Besonders genau ist dieser Vf. in Angabe der Färberey, wobey die Pflanzenseide ganz anders behandelt werden muls, als Wolle, thierische Seide, Baumwolle und Flachsgarn. — In einem *Etwas über den Bezirk und Namen des Wendischen Pagus Drawän*, nebst einigen Bemerkungen über die alten Wenden und deren Sprache, aus der Handschrift eines Predigers *Chilian Wendhold*, v. J. 1705 wird behauptet, dafs die Wenden ihre abgelebten Aeltern in Walder gebracht, sie daselbst getödtet und als unnütze Hausgenossen sich vom Halse geschafft haben. Zur Bestätigung werden ein Paar schauderhafte Beyspiele aus dem 13ten Jahrhunderte erzählt, deren Letztes insonderheit beweiset, dafs die Wenden durch diese Ermordung nicht etwa ihren Alten, wie man gewöhnlich glaubt, einen Liebesdienst erweisen wollen, sondern blofs nach dem Satze gehandelt haben: „Wer nicht mehr arbeiten kann, der soll auch nicht mehr essen." Ein Alter flehte seinen unbarmherzigen Sohn jämmerlich um Schonung seines Lebens an: aber dieser blieb unerbittlich bey dem Vorsatze ihn zu erschlagen, und sodann in der Grube zu verscharren, bey deren Verfertigung er eben angetroffen ward. Von solchen Auftritten, glaubt der Vf., ist der Name *Jammerholz* abzuleiten, den noch jetzt ein Gehölz bey Grabow im Lüneburgischen führt. — Eine *Anekdote von dem bekannten Schweizerbauer Kleinjogg* (63), welcher in einer Gelehrten-Versammlung zu Zürch, ohngefähr im J. 1759 über *Rousseau's Contrât social* manches Wahre sagte und die Weissagung beyfügte: „Lafst das Ding nur drucken und ihr werdet elender und die Leute (das Landvolk) werden um kein Haar glücklicher, sondern auch „elender werden," welche Prophezeihung, nach des Vf's. Meynung, in den neuesten Zeiten traurig in Erfüllung gegangen ist. Nach Rec. Meynung hat Kleinjogg rasonnirt wie ein Philosoph, und prophezeiht, wie ein Bauer. — *Wie ist dem unter uns eingerissenen Uebel der Lesesucht abzuhelfen?* (81 — 83) Am sichersten dadurch, dafs recht viele Bücher in dem quängelnden Tone geschrieben werden, wie diese Abhandlung. — *Etwas, über den Gebrauch des Puders und der Haarfrisuren.* (88, 89.) Der Vf. dieses Aufsatzes nimmt an, dafs im Kurfürstenthum Hannover 800,000 Menschen leben; dafs der achte Theil derselben, also 100,000 sich täglich frisiren und pudern, und damit jährlich 900,000 Pf. Puder (für jeden Kopf monatlich ¼ Pf. gerechnet) verbrauchen, welche, das Pfund zu 2 gr. angeschlagen, die Summe von 75,000 Rthlr. jährlichen Puderaufwands, für dieses kleine Ländchen geben. Wie viel Schulmeisterdienste könnten dafür verbessert werden! — Nimmt man an, dafs jeder Puderfreund 25 Jahr im Stande der Frisur lebt und täglich nur ½ Stunde auf seinen Haarputz wendet; so macht das einen Zeitaufwand für die Lebensdauer jedes Einzelnen von 2275 — aller 100.000, von 227½ Million Stunden, = 51.940 Jahre. Werden nun die Kosten der Frisur für jeden Kopf jährlich nur auf 8 Rthlr. angeschlagen; so kostet sie den Einzelnen in 25 Jahren 200 Rthlr. — die Menge von 100,000, jährlich 800,000, und in 25 Jahren 20 Millionen Thaler. Das ist freylich üble Wirthschaft! Sollte indessen diese ernsthafte Darstellung, bey aller ihrer Evidenz keinen Eindruck machen; so thut's vielleicht die *Appellation der Perückenmachermeister und übrigen Concessionisten hiesiger Alt- und Neustadt* (Hannover) *an ein hochgeneigtes Publicum, gegen die vorgeschlagene Abschaffung des Haarpuders*, (97), welche Rec. für ein Meisterstück der feinsten Persiflage erkennt. Das Hauptargument, welches die Kräusler obigem ängstlichen Berechner entgegenstellen, heifst: „Bestünde „das ganze Menschengeschlecht blofs aus Magen und „Bauch; dann müfste man freylich alle Gaben und „Producte der drey Naturreiche blofs als Gegenstände der Digestion betrachten;" Aber, u. s. w. Und wenn auch durch diese Vorstellung das gepuderte Publicum sich nicht bewogen fühlt, den Anfoderungen der gesunden Vernunft Genüge zu leisten; nun, so wird uns am Ende ein zweyter Pitt durch eine wohlthätige Haarpudertaxe die Hülfe thun müssen. — Auf eine Anfrage im H. M. d. J. Nr. 58.: *„Wer die Vitalien — oder Viktualienbrüder gewesen seyn?* antwortet Hr. Past. *Rotermund* in Horneburg: so hiefs eine Räuberrotte in Niedersachsen, welche gegen das Ende des 14ten Jahrh. anfänglich zu Lande die Reisenden beunruhigten und dadurch den Handel störten, in der Folge aber, nachdem die Hansestädte sich um Vertilgung derselben viele Mühe gegeben hatten, die See unsicher machten, und sich selbst den Namen der Vitalienbrüder beylegten; bis sie nach und nach durch die gröfste Anstrengung, besonders der Stadt Hamburg, unterdrückt wurden. Die letzte Hinrichtung geschahe im J. 1404. — Ziemlich abweichend hiervon erscheint die Erklärung eines Ungenannten (H. M. 1796, 35) welcher meynt: die Vitalier seyn eine Gesellschaft Freywilliger gewesen, welche die Stadt Stockholm zu der Zeit mit Lebensmitteln versorgt hätten, da sie von den Dänen bedrängt ward: und bezieht sich auf *Wiarda* Ostfriesische Gesch. Bd. I. S. 365 — 371. Beide Erklärungen lassen sich wohl so vereinigen, wie es *Mangelsdorf* (allgem. Geschichte der Europ. Staaten, Heft IX, S. 105. Not. u.) gethan hat. — Die Erzählung vom *Strafsenräuber Golatz* und

und Conforten, ſteht mit eben den Worten, wie hier (101, 102) auch im dritten Bande der hiſtoriſchen Gemälde, in Erzählung merkwürdiger Begebenheiten S. 273—286. abgedruckt.

Der *ſechste* Jahrg. giebt: *Charakterſchilderung des Dechant Swift* A. d. E. (4. 5). Hier wird behauptet, daſs man an dieſem Manne in zwey verſchiedenen Perioden ſeines Lebens zwey ganz verſchiedene Stimmungen bemerkt habe. Nämlich, als er England auf immer verlaſſen und die Dechantſtelle in Irland annehmen muſste, ging in ſeinem Charakter eine auffallende Veränderung vor: „von der Zeit an, heiſst „es, war er finſter, argſinnig, rechthaberiſch und „feindſelig. Es war ihm nicht mehr möglich, ſich „mit Menſchen zu verbinden, die in Abſicht auf ihren Rang oder Verſtand von ihm unabhängig waren. „Er war von ſehr unbedeutenden Menſchen umgeben, wie D. Sheridan, Alderm. Faulkner, Miſtriſs „Pilkinton. Dieſe tyranniſch zu beherrſchen ſchien „noch ſein einziger Lebensgenuſs zu ſeyn.“ — *Beſchreibung des Papiniſchen Topfes*, worin man in ſehr kurzer Zeit Fleiſch und ſogar Knochen, mit vieler Holzerſparniſs weich kochen kann; nebſt Vorſchlag denſelben in der Haushaltung zu gebrauchen. Wie mag's kommen, daſs dergleichen Vorſchläge in unſern holzarmen Zeiten nicht mehr beherzigt werden? — Eine Rede, welche in der vaterländiſchen Geſellſchaft zu B. gehalten ward, handelt *von der Vaterlandsliebe* und giebt folgenden Begriff von dieſer Tugend: „wahrer Patriotismus iſt nichts anders, als „das allgemeine Geſetz des Wohlwollens, auf die „Sphäre, darin wir leben, angewandt.“ Noch kennbarer würde dieſer Charakter ſeyn, wenn der Begriff des Wohlwollens beſſer aus einander geſetzt wäre, als hier geſchehen iſt. Auch die Neigung, kleine oder groſse Kinder mit Leckerbiſſen zu füttern, wird oft genug Wohlwollen genannt. Uebrigens iſt die Rede ſchön. — *Lord Worthley:* oder: *wer iſt glücklich?* (8) Ein kleines Stück, aber mehr werth, als zwanzig ſyſtematiſche Diatriben! — *Grammatiſcher Beytrag* in Beziehung auf das 52ſte St. dieſes Mag. v. J. 1795. Der Vf. dieſes Beytrags ſagt: „ich nehme „es auf mich zu beweiſen, daſs unſere erſten Schrift„ſteller, die immer als Orakel angeführt werden, „grammatiſche Unrichtigkeiten haben; daſs unſere „Grammatiker, wie berühmt ſie auch ſeyn mögen, „immer noch nicht auf dem rechten Wege ſind, ſo „Manches überſehen, was nicht überſehen werden „ſollte, und ganz offenbare Sprachfehler machen.“ Der Vf. nimmt im Grunde nicht viel auf ſich. Gleichwohl hat's ſeine Schwierigkeiten von Fehlern zu ſprechen, wo noch keine Regeln aufgeſtellt und anerkannt ſind. In der deutſchen Sprachrepublik gilt eben das Grundgeſetz, welches man in manchen andern Republiken antrifft: jeder thut was er will. — *Beantwortung der von der königl. Societät der Wiſſenſch. in Göttingen auf den November 1795 aufgegebenen Frage:* „wie iſt das Rechnungsweſen bey groſsen Land„wirthſchaften am beſten dergeſtalt einzurichten, daſs „man nicht nur den Ertrag des ganzen Guts, ſon„dern den reinen Ertrag jedes Products erſehen kön„ne, ſo wie dieſes bey den mannichfaltigen Artikeln „der Handlung durch die doppelte Buchhaltung mög„lich iſt?“ von Hn. *Joh. Iſaak Berghaus*, öffentl. Lehrer der Mathem. u. ſ. w. in Cleve. Eine gekrönte Preisſchrift (14—19, 32. 43). Dieſe Schrift behandelt einen ſehr gemeinnützigen Gegenſtand überaus gründlich und genugthuend, erläutert die verlangte Anweiſung durch ein kurzes und deutlich ausgearbeitetes Schema; leidet aber keinen Auszug. — *Der Richter und der Bauer* (20) verräth einen richtigen pſychologiſchen Blick und giebt ſehr bedeutende Winke. Anſtatt *Naturmenſch* würde Rec. lieber ſagen: *roher Menſch*. — *Etwas vom Telegraphen* (33). Der Vf. dieſes kurzen Aufſatzes (Hr. Horn) ſpricht der Synthematographie des Hn. *Bergſträſser* den Vorzug zu vor den Verbeſſerungen des Hn. *Chappe* in Paris und des Dir. *Achard* in Berlin. — *Einige Gedanken über Speiſehäuſer, deren Einrichtung und Verbeſſerung.* Der Vf. behauptet mit Nachdruck, daſs Eſſen und Trinken dem ſterblichen Menſchen unentbehrlich ſey, um zu leben; wie auch, daſs für den Menſchen, der aus Mangel eines gut ſalarirten Amtes, *den Zweck ſeines Daſeyns nur im geringſten Maſse erfüllen kann*, die Garküche eine gar erwünſchte Sache und ein nothwendiges Mittel ſeiner Erhaltung ſey. — *Etwas über das Fauſtrecht*, beſonders in Hinſicht auf die hieſigen (hannoverſchen) Lande (44). Der Vf. ſucht die Billigkeit des Fauſtrechts (der Selbſthülfe) zu jenen Zeiten zu vindiciren, wo freye Leute durch gerichtlichen Spruch ihr Recht insgemein ſchwer und ſpät erhalten konnten, und tadelt diejenigen, welche die Miſsbräuche des Fauſtrechts als weſentliche Beſtandtheile deſſelben anſehen. — *Ueber das Auswandern nach Nordamerika, und den Ankauf dortiger Ländereyen* (47) iſt die Ueberſetzung eines Aufſatzes im *the independent Gazetteer.* 1795. Nr. 164. und enthält eine Addreſſe an die Geſellſchaft zu Newyork, welche zur Belehrung und Unterſtützung derer geſtiftet iſt, die aus andern Ländern nach den vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern. Dieſe Addreſſe warnt vor den Betrügereyen der Mäckler, die ſelbſt aus Nordamerika nach Europa reiſen und hier Ländereyen auf der Karte an Auswanderer verhandeln, die dieſe hernach, bey ihrer Ankunft in dem gewünſchten Lande, entweder gar nicht, oder ſchon in den Händen anderer Käufer, oder doch weit ſchlechter, als man ihnen vorgeſpiegelt hatte, ja oft aller Cultur unfähig, finden. — *Erfindung einer neuen Druckerſchwärze* (52). Nämlich es hat ſich durch mehrere Verſuche beſtätigt, daſs der Flugruſs, der ſich in den Rauchmalzdarren anſetzt, zur Buchdruckerſchwärze gebraucht werden kann. Dadurch wird der Kienruſs zu dieſem Behuf entbehrlich, und alſo der Verbrauch des Holzes, das bisher zum Kienruſsbrennen angewandt ward, vermindert werden. — *Einige Ideen über Lehranſtalten für Wundärzte* (62). Hr. D. *Michaelis* in Harburg als Vf. dieſes Aufſatzes, findet nicht gut, daſs die Wund-

ärzte, wie die gelehrten Aerzte, wiſſenſchaftlich durch Vorleſungen gebildet werden, ſondern wünſcht eigene Anſtalten für die Land- und Compagniewundärzte, auf denen ſie, fern von aller Univerſitätscharlatanerie, blofs in den ihnen nöthigen und begreiflichen Wiſſenſchaften, auf eine mehr praktiſche Weiſe unterrichtet werden. Dafs ein oder zwey *gute* Lehrer in einer ſolchen Anſtalt, wenn die Zahl der Zoglinge nicht über vierzig geht, hinreichend ſeyn werden, iſt ſehr richtig berechnet. Aber ein unentbehrliches Erfoderniſs dabey iſt ein Krankenhaus: und „eine Anſtalt, der dieſes fehlt," ſagt Hr. M. „und in der man doch Wundärzte zu bilden wähnt, „iſt ſo gut, als wenn ſie gar nicht exiſtirte: ja, ſie „ſchadet mehr, als ſie hilft." Die ganze Abhandlung iſt reich an richtigen Bemerkungen, die auch auf andere Lehr- und Bildungs-Anſtalten angewandt werden können. — Am Schluſſe einer Erzählung, *von dem erſtaunenswürdigen Enthuſiasmus der Makaſſars auf der Inſel Celebes* (63) heifst es: „Man iſt jetzt ſehr „geneigt bey der Erziehung Alles für die Bildung „des Verſtandes, Nichts für die Bildung der Phanta„ſie zu thun. Recht gute Rechnungsführer, Rechts„gelehrte, Theologen, Aerzte, Künſtler (?) u. ſ. w. „wird man ziehen: ob aber recht gute *Menſchen*, die „für Menſchenwohl auf Ein Mal den Muth hätten, „Vermögen, Leib und Leben zu geben? das wäre ei„ne Frage, welche die Zukunft erſt, oder auch die „Geſchichte vielleicht jetzt ſchon, mit *Nein!* beant„worten würde." — Die Parallele, in welche der Vf. eines Aufſatzes: *Ueber die ſchnellen Fortſchritte der franzöſiſchen Waffen in Italien* (64 – 66) alles das, was jetzt zum Ruhme der Franzoſen erzählt wird, mit dem ſtellt, was eben dieſe Nation in eben dieſem Lande, in ältern Zeiten, unter ihren Königen gethan hat, führt auf Reſultate, welche den Bewunderern der Neu-Fränkiſchen Heldenthaten eben ſo unerwartet ſeyn müſſen, als es ihnen ſchwer werden möchte, gegen die Richtigkeit derſelben gegründete Zweifel zu erheben. — Die Zurechtweiſung des Sprachberichtigers, der aus *ahnen* und *ahnden* zwey verſchiedene Verben machen will (?0), hat Rec. völligen Beyfall. — *Ueber die weibliche moderne Kleidung in Hinſicht des Schönen und der Geſundheit* (96 bis 98) von dem oben genannten Hn. D. *Michaelis*. Er giebt folgende Erfoderniſſe einer wirklich ſchönen tragbaren Kleidung an. „Die Kleidung mufs den „Körper bedecken, mufs ihn gegen den Einfluſs der „Witterung ſchützen; ſie mufs der Geſundheit nicht „nachtheilig ſeyn, die Geſchäfte nicht hindern, den „Geſchlechtscharakter ausdrücken und der ſchönſten „Form des Körpers entſprechen, dieſe nicht zwin„gen, nicht vernichten und da, wo es der Anſtand „erlaubt, ſie uns ganz, oder ihre gröbern Umriſſe „zeigen." Der Vf. findet dieſe Requiſite in dem modernen Anzuge des ſchönen Geſchlechts vollſtändiger als in den ehemaligen. Er mag ſehen: wie er mit der Mode abkommt, die doch nicht unterlaſſen wird, dieſen Anzug über kurz oder lang durch einen minder natürlichen zu verdrängen.

Das Hannöveriſche Magazin iſt, wie wir hören, mit dieſem Jahrgange geſchloſſen und Rec. iſt wohl nicht der einzige Leſer dieſer reichhaltigen und intereſſanten Sammlung, der es bedauert.

FRANKFURT am Mayn, b. Behrens: *Merkwürdige Geſchichten und Anekdoten älterer und neuerer Zeiten.* (Ohne Angabe der Jahrzahl). *Erſtes* Bandchen. Mit zwölf Kupfern. 170 S. *Zweytes* Bandchen. Mit ſechs Kupfern. 167 S. 12. (1 Rthlr.)

In Ermangelung einiger Notiz über die eigentliche Abſicht dieſer Sammlung, kann Rec. weiter nichts thun, als ihren Inhalt angeben, und allenfalls hier und da eine Bemerkung beyfügen.

I B. *Die Bartholomäusnacht, oder die Pariſer Bluthochzeit;* eine Skizze aus dem ſechszehnten Jahrhundert. — — *Geſchichte der Hugonotten unter Heinrich III., bis zur Ermordung Heinrichs IV.* In aller Rückſicht mittelmäſsig — — *Anekdoten.*

II B. *Ueberblick.* (Eine ziemlich unbeſtimmte Rubrik! Es iſt eine kurze Parallele zwiſchen der republikaniſchen und der monarchiſchen Verfaſſung, zum Vortheil der Letztern, mit einem Epiphonem zur Standhaftigkeit und Ruhe, bey dem Gewirre der Begebenheiten. Dann folgt:) — — *Geſchichte Ol. Cromwells, Prot. v. England;* ziemlich matt erzählt. — — *Die Regierung des Tyrannen Caligula* — — eine Skizze. — — *Die Giftmiſcher; eine grauſame Geſchichte.* „Es iſt nicht möglich!" — mochte man auch hier ausrufen, wenn man lieſt, wie ein reiſender Engländer, um einige tauſend Guineen zu gewinnen, ſich an einen Einſiedler in einem Walde verkauft; wie ihn der verkappte Anachoret an Menſchen überliefert, die das berüchtigte *Aqua Toffana* bereiten; in welchem Zuſtande ihn ſein deutſcher Freund und Reiſegefährte bald nach ſeinem Verſchwinden in einer unterirrdiſchen Höle antrifft; welche Aufſchlüſſe dieſer Freund vom Einſiedler erhält, u. ſ. w. — — *Anekdoten.* Dieſe ſind beſonders dazu geeignet, den Eindruck, den die „*grauſame Geſchichte*" gemacht hat, zu vertilgen, das Gefühl wieder zu beſänftigen.

Die beygefügten Kupfer ſind eben ſo überflüſſig, als ſie der Kenner an ſich mittelmäſsig finden wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. März 1798.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Didot: *Cours de Mathématiques*, à l'usage des éleves du Génie, par le Citoyen *Bossut*, autrefois membre de plusieurs académies. T. I. *Arithmetique et Algebre.* XVI. 364 pag. T. II. *Geometrie et application de l'Algebre à la Geometrie.* XVI. 376 pag. 15 pl. T. III. *Mechanique.* XX. 328 p. 11 pl. an II et III. de la République. 1794. 95.

Die wiederholten Auflagen dieses Werks (auf dem Titel des dritten Theils ist die fünfte Auflage angegeben) zeugen von dem Beyfalle, den es sich in Frankreich erworben hat. Der Vf. versichert auch, dafs er seinem Werke jedesmal gröfsere Vollkommenheit zu verschaffen gesucht habe. In der That zeichnet es sich durch eine sehr geschickte, meistens sehr deutliche, oft eigenthümliche Behandlung der vorgetragenen Materien aus. Zuweilen wird freylich die Strenge der Beweise vernachläfsigt; doch mag dieses in einigen Fällen dadurch entschuldigt werden, dafs in einem Lehrbuche von einer weitläufigen Wissenschaft einige Lehren nur begreiflich gemacht zu werden brauchen, deren genauere Kenntnifs der weitern Forschung überlassen bleibt. Unsere deutschen Lehrbücher der Mathematik schrecken vielleicht durch zu grofse Aengstlichkeit manche Leser ab.

Dem Titel zufolge ist dieses Werk zunächst für Militärpersonen bestimmt. Man findet darin inzwischen nur wenige Anmerkungen über das Kriegswesen. Vieles von dem Inhalte des Werks ist einem Ingenieur der Strenge nach entbehrlich. Allein es erweckt einen vortheilhaften Begriff von der militärischen Erziehung in Frankreich, dafs man den Zöglingen des Ingenieurcorps so vieles zu lernen anmuthet, was zum System der Wissenschaft, nicht zum Handwerk gehört. Man trifft in den drey angezeigten Bänden manches an, wovon unsere Lehrbücher wenig oder nichts enthalten, daher auch Geübte das Werk mit Nutzen lesen werden. Dafs aber die Analysis des Unendlichen ganz weggelassen worden, ist befremdend.

Der erste Theil enthält die gemeine *Arithmetik* und die *Algebra*. Die historische Einleitung ist sehr instructiv für einen Anfänger. Die Arithmetik ist ziemlich kurz abgehandelt. Doch findet man darin eine Methode eine Tafel der Primzahlen zu verfertigen, den Gebrauch der zusammenhängenden Brüche um einen Bruch in kleinern Zahlen mit möglichster Annäherung zum wahren Werthe darzustellen, die *Regula falsi*, und am Ende selbst etwas über Versetzungen und Combinationen. In der gemeinen Arithmetik ist alle Buchstabenrechnung vermieden, daher die Lehre von den Proportionen in der Algebra genauer und ausführlicher abgehandelt wird. Hier hilft sich der Vf. bey der Zusammensetzung der Verhältnisse damit, dafs er die Regel giebt, man solle dabey zwey Ursachen und zwey Wirkungen unterscheiden, und die Factoren derselben Ursache sowohl als die derselben Wirkung in einander multipliciren, wodurch eine einfache Regel de Tri entstehe.

Den gröfsten Theil des ersten Bandes nimmt die *Algebra* ein, von S. 107 bis 361. Es ist aber nicht blofs Algebra im eigentlichen Verstande (Lehre von der Auflösung der Gleichungen), sondern es kommt hier auch verschiedenes aus der Analysis im engern Verstande vor, als zusammenhangende Brüche; der binomische Lehrsatz für jede Gattung von Exponenten (mit Eulers Erweise); arithmetische und geometrische Proportionen und Progressionen auf eine allgemeine Art behandelt; Logarithmen nach Eulers Berechnungsart; etwas von der Umkehrung der Reihen; Summirung einiger Reihen; rücklaufende Reihen. Der Vf. erklärt Algebra für die Wissenschaft der Berechnung der Gröfsen im Allgemeinen. Die Lehre von den Gleichungen ist vollständig genug vorgetragen. Für die Gleichungen vom dritten und vierten Grade, von welchen die letzten in unsern Lehrbüchern vergessen zu werden pflegen, sind Methoden der Auflösung angegeben. Bey denen vom dritten Grade wird durch Addition einer Function einer zweyten unbekannten Gröfse ein vollständiger Cubus hervorgebracht, wodurch die Cardanische Formel ganz bequem gefunden wird. Für den Fall dreyer möglichen Wurzeln werden diese mittelst des binomischen Lehrsatzes durch eine Reihe dargestellt. Man wird hier übrigens die meisten Untersuchungen über die Gleichungen antreffen, als von den umkehrbaren Gleichungen nach Moivre; die Sätze von den Summen der Potenzen der Wurzeln, doch nur bis zu der Summe der dritten Potenzen; den Satz von den Folgen und Abwechslungen der Zeichen, aber nur an einer Gleichung vom dritten Grade erwiesen; die Darstellung der Wurzeln durch eine nach den Potenzen eines aus der Gleichung gegebenen Bruchs geordnete Reihe, an dem Beyspiele einer cubischen Gleichung gewiesen, und mehreres. Die Ausziehung der Quadrat- oder Cubikwurzel aus einem halb oder ganz irrationalen Binomium ist fast zu umständlich abgehandelt. Auch die unbestimmten Gleichungen vom ersten und zweyten Grade sind mitgenommen, jene gleich nach den bestimmten vom ersten Grade, diese gleich nach denen vom zweyten. — Ob man gleich über-

haupt dem Vf. das Lob der Deutlichkeit ertheilen mufs, so wäre doch hin und wieder eine gröfsere für Anfänger zu wünfchen. Gleich anfangs ift der Zweck und die Nothwendigkeit der Buchftabenrechnung zwar nicht ganz übergangen, hätte aber ausführlicher und durch Beyfügung einiger Beyfpiele, die der Vf. fonft häufig gebraucht, noch mehr gezeigt werden können. In Abficht der pofitiven und negativen Beziehungen der Gröfsen bleibt *Boffut* bey der gewöhnlichen Vorftellung, die doch in der That unbrauchbar ift und die Sache erfchwert. Bey der Erklärung der Regeln für das Zeichen eines Products könnte es fcheinen, als würde Vermögen mit Vermögen, und Schuld mit Schuld, oder diefes mit jenem multiplicirt. Er eilt über die Sache hin, und läfst den Anfänger in Verlegenheit, oder verleitet ihn zum Nachbeten. Die Lehre von den Gleichungen des zweyten Grades ift viel zu abftract vorgetragen. Es wird die allgemeine Gleichung, $xx+px+q=o$ vorgelegt, bey welcher der Anfänger fich noch dazu eine oder die andere Gröfse negativ gedenken mufs. So ift auch das Verfahren bey den Gleichungen vom dritten und vierten Grade.

Der zweyte Theil diefes Curfus ift ganz der *Geometrie* gewidmet. Die Elementargeometrie ift ausführlicher abgehandelt, als in unfern Lehrbüchern zu gefchehen pflegt. Unter andern find hier Lehrfätze über die *Maxima* und *Minima* in den Figuren, wo aber der Beweis des 7. Theorems nicht überzeugend ift. In der Stereometrie kommen Lehrfätze über körperliche Winkel vor, unter diefen ein Satz für die Steinhauerkunft, aus den drey ebenen Winkeln eines körperlichen Winkels den Winkel zweyer der Winkelebenen durch Zeichnung zu finden. Auch die Beftimmung gewiffer Abfchnitte auf der Oberfläche eines fenkrechten Kegels, doch unter der Vorausfetzung, dafs eine gewiffe Projection auf der Grundfläche quadrabel fey. In der Lehre von der Kugel ift ein fehr gutes und leichtes Verfahren die Oberfläche eines fphärifchen Dreyecks zu finden. — Die ebene Trigonometrie begreift die vornehmften trigonometrifchen Formeln nebft den gewöhnlichen Aufgaben. — Die zweyte Abtheilung von S. 219—354 enthält die *Anwendung der Algebra auf die Geometrie*. In dem Vorhergehenden war die Rechnung fparfam und nur zum nothwendigften Gebrauch angewandt; hier ift es Abficht, algebraifche Rechnung in die Geometrie zu bringen. Das dabey zu beobachtende Verfahren wird gut auseinander gefetzt. Zuerft Auflöfungen geometrifcher Aufgaben, die auf beftimmte Gleichungen vom erften und zweyten Grade führen. Eine brauchbare Regel, um zu den möglichft einfachen Gleichungen bey diefer Art von Aufgaben zu gelangen, wird im §. 33 mitgetheilt. „Wenn bey einer geometrifchen Aufgabe zwey unbekannte Gröfsen vorkommen, deren Beziehung zu den gegebenen Gröfsen fo befchaffen ift, dafs jede derfelben, welche man zur gefuchten Gröfse wählt, auf einerley Gleichung führt; oder dafs, wenn beide Gröfsen in die Rechnung aufgenommen werden, die Termini, in welchen fie fich finden, ähnlich find, etwa nur mit Unterfchied in den Vorzeichen: fo mufs man weder die eine noch die andere zur gefuchten Gröfse nehmen, fondern eine andere unbekannte Gröfse dazu wählen, die zu jenen fich auf eine ähnliche Art verhält." Doch hat der Vf. diefe Regel bey einer Aufgabe felbft nicht beobachtet. Sie ift folgende: aus der Summe der Katheten und der Höhe eines rechtwinklichten Dreyecks das Dreyeck zu beftimmen. Hier nimmt der Vf. eine der Katheten zur gefuchten Gröfse. Daher kommt er auch auf eine vollftändige Gleichung vom vierten Grade. Die eigentliche Conftruction diefer Aufgabe ift mittelft einer Ellipfe, in welcher der Abftand der Brennpunkte der unbekannten Hypotenufe des gefuchten Dreyecks gleich ift. Gegen einige andere Conftructionen des Vf. läfst fich auch noch etwas erinnern. Z. B. die Zeichnung eines Quadrats in ein Dreyeck ift unbequem, weil fie aus der algebraifchen Auflöfung hergeleitet ift. Die geometrifche Betrachtung giebt eine einfachere. Die Aufgabe, aus den Winkeln zweyer Linien und ihren Neigungswinkeln gegen den Horizont den Winkel ihrer horizontalen Projectionen zu finden, wird viel bequemer durch die fphärifche Trigonometrie aufgelöfet. — Der zweyte Theil der analytifchen Geometrie befchäftigt fich mit der Theorie der krummen Linien. Zuerft wird an verfchiedenen Beyfpielen gezeigt, wie ihre Natur durch Gleichungen ausgedrückt wird; darauf werden die Kegelfchnitte abgehandelt, deren vornehmfte Eigenfchaften, auch die merkwürdigen der Durchmeffer entwickelt werden. Die Abhandlung ift für Anfänger fehr lehrreich; nur möchte der Anfang, da die einfachern Gleichungen aus den allgemeinften hergeleitet werden, für diefe etwas Dunkelheit haben. Ein Anhang enthält eine Manier, ein gedrucktes Gewölbe aus drey Kreisbogen fo zufammen zu fetzen, dafs die Krümmungen fich möglichft nahe kommen.

Der dritte Theil, die *Mechanik*, ift mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet. Er hat zwey Abtheilungen, die Statik und Dynamik. Die *Statik* fängt der Vf. nicht, wie bey uns gewöhnlich ift, mit der Lehre vom Hebel an, fondern mit der Lehre von der Zufammenfetzung der Kräfte, nach allen Fällen, die hier möglich find. Er felbft bemerkt in der Vorrede, dafs er für den Fall, da der Kräfte fo viele find, als man will, und in welchen Richtungen es fey, die Bedingungen des Gleichgewichts auf eine neue Art dargeftellt habe. (Nach dem Verfahren des Vf. wird eigentlich die Zufammenfetzung und Zerlegung der Bewegung dargethan, nicht unmittelbar die der Kräfte.) Von jenen Sätzen wird eine fehr gute und feine Anwendung auf die Lehre von dem Schwerpunkte gemacht. Insbefondere wird gezeigt, dafs der Mittelpunkt der parallel wirkenden Kräfte in jeder Lage des Körpers unverändert bleibt. Boffut fagt, dafs die meiften Schriftfteller über die Mechanik diefen Satz nur behaupten, nicht beweifen. (Wenn man von dem Gleichgewichte an einem Hebel ausgeht, fo wird der Beweis keine Schwierigkeit machen, da das Gleichgewicht

gewicht am Hebel in jeder Lage deſſelben, bey parallelen Kräften, bleibt.) In dem 3 Kap. wird das Gleichgewicht der Maſchinen ausführlich unterſucht, und zwar für die einfachen Maſchinen (eigentlich Hebzeuge). Der Vf. zählt ſieben ſolcher Maſchinen, die Seilmaſchine *(Machine funiculaire)* und die ſechs gewöhnlichen. Die erſte iſt diejenige, wo bloſs Seile gebraucht werden, mehrere Kräfte ins Gleichgewicht zu ſetzen. Der leichteſte Fall iſt, da drey Kräfte an drey durch einen Knoten verbundenen Seilen wirken. Ein ſchwerer, wenn Seile durch Knoten in Geſtalt einer Kette verbunden ſind, und an den Knoten Kräfte mittelſt Seile ziehen. Kurze Anwendung auf eine gleichförmig ſchwere Kette. Fall, da an den Knoten zwey Kräfte wirken, eine nach lothrechter Richtung, die andere nach einer den Winkel zweyer nächſten Seile halbirenden Linie. Das Geſetz des Gleichgewichts am Hebel wird aus dem Obigen hergeleitet. Anwendung auf die Zugbrücken, um in jeder Lage der Brücke ein Gleichgewicht zu erhalten. Der Vf. giebt drey etwas verſchiedene Gleichungen für dieſe Beſtimmung. In der erſten wird das Gewicht der Ketten bey Seite geſetzt; in der zweyten werden ſie als Stangen betrachtet, wobey aber ein Irrthum vorgegangen ſeyn möchte, darin, dafs das Gewicht dieſer Stangen auf die Befeſtigungspunkte vertheilt wird. Die Vorausſetzung bey der dritten iſt die einfachſte und brauchbarſte. — Von dem Widerſtande, den das Reiben und die Steifigkeit der Seile verurſachen. Sehr gute Methode, beides bey Rollen zu beſtimmen. Man nehme zwey Rollen von verſchiedenen Durchmeſſern, und laſſe über jede an einem Seile zwey Gewichte ziehen, von welchen das eine das andere gerade in Bewegung zu ſetzen vermag. Aus den gegebenen Dimenſionen und den Gewichten läſst ſich das Reiben und der Widerſtand wegen der Steifigkeit der Seile herleiten, wenn das wegen des letztern gewöhnlich angenommene Geſetz zu Hülfe genommen wird. Boſſut hat darüber folgenden Verſuch gemacht. Er nahm eine Rolle, im Durchmeſſer 10 Z. 6½ Lin. die Achſe 8 Lin. im Durchmeſſer; ein neues, wenig gedrehtes Seil, 9 Lin. dick, und ein anderes ſolches 13 Lin. dick. An jedem Ende des Seils wurde ein Gewicht von 100 Pf. 12 U. aufgehangen. Zur Uebermucht waren an dem dünnern Seile nöthig 6 Pf. an dem dicken 7 Pf. 8 U. Die Rechnung giebt in dem erſten Falle für die Friction 2,251 Pf. für den Widerſtand wegen der Steifigkeit 3,749 Pf. in dem zweyten Falle für jene 2,158 Pf. (etwas weniger als bey der geringern Belaſtung) für dieſen 5,342 Pf.

Die zweyte Abtheilung enthält die *Dynamik*, oder die Lehre von der Bewegung. Zuerſt von der gleichförmigen, und der gleichförmig beſchleunigten oder verminderten Bewegung. Ueber die Bewegung des Schwerpunkts eines Syſtems. Directer Beweis des Satzes, dafs wenn mehrere Körper auf eine ähnliche Art, nach irgend welchen Richtungen, ſich bewegen, der Schwerpunkt des Syſtems ſich auf gleiche Art bewege oder in Ruhe bleibe. Der Vf. zieht dieſes dem gewöhnlichen (leichtern) durch Zerfällung der Bewegungen nach parallelen Richtungen mit gegebenen Linien vor. Anwendung auf Ausmeſſungen von Flächen und Körpern nach *Guldins* Regel. Das Beyſpiel von dem Inhalte eines ebenen geradlinichten Dreyecks und einer Pyramide könnte verführen, bey krummlinichten Figuren und krummflächigen Körpern ein ähnliches Verfahren anzubringen. — Stofs der Körper, auch der nicht leichte Fall, da ein Körper auf mehrere zugleich ſtöſst. Der Beweis des Hülfsſatzes §. 442 iſt nicht befriedigend. Auch iſt die Auflöſung von dem ſchiefen Stofse §. 443 zu verwickelt. Die Formel für die Geſchwindigkeit nach dem Stofse kann netter gefaſst werden. Bey der Auflöſung der Frage von dem Stofse auf mehrere Körper erhellt nicht, dafs die Verhältniſſe der Geſchwindigkeiten nach dem Stofse dieſelben ſind, es mag der Körper A auf einen oder mehrere ſtofsen. — Bewegung eines freyen Körpers, wenn die Richtung des Stofses nicht durch den Schwerpunkt geht. Gute Erklärung, wie eine Kanonenkugel, die ihre Geſchwindigkeit verloren zu haben ſcheint, plötzlich wieder aufſpringen kann. Sie hatte eine Drehung um eine lothrechte Axe, welche durch den Stofs gegen einen Widerſtand eine horizontale Lage bekommt. — Ueber die Bewegung der Pendel, einfacher und zuſammengeſetzter. Von dem Mittelpunkte des Stofses, dieſer iſt derſelbe mit dem Mittelpunkte der Schwingung. Allein es wird hier nur gefunden, was die Richtung der aus den Kräften der verbundenen Maſſen reſultirenden Kraft iſt, nicht, dafs der Schwerpunkt derjenige Punkt ſey, nach deſſen Richtung die verbundenen Maſſen die gröſste Wirkung auf einen entgegengeſetzten Widerſtand ausüben, was nach des Vf. Definition der Mittelpunkt des Stofses ſeyn ſoll. — Verſchiedene dynamiſche Aufgaben, unter andern die von der Trägheit der Rollen und Räder; eine zu der Lehre von der Schichtung der Ladung eines Schiffes gehörige. — Kurze Bemerkungen über Maſchinen, ſofern ſie wirklich in Bewegung geſetzt werden. — Ein Anhang enthält einige ſchwerere mechaniſche Unterſuchungen, wozu die Analyſis des Unendlichen erfodert wird, nebſt einer vollſtändigen numeriſchen Berechnung zu der Aufgabe über Zugbrücken.

Zu dieſem Curſus gehört noch die neue, ſehr vermehrte Auflage der Hydrodynamik, die 1796 in zwey Banden herausgekommen iſt, von welcher künftig eine Anzeige erfolgen wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Göttingen, b. Dietrich: *Heinrich Dornfelden, oder die Erbſchaft.* Ein Leſebuch für's Volk, von *Johann Chriſtoph Fröbing*, Prediger zu Lehrte im Cellifchen. 1797. 1 Alphab. 8.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Geſpenſter- und Hexenbüchlein.* Ein Geſchenk für ſeine bisherigen Leſer, von *Johann Chriſtoph Fröbing.* 1798. 170 S. 8. (10 gr.)

No. 1. Heinrich Dornfelden, ein Frauenſchuhmacher in Breslau, erhält die unerwartete Nachricht,

dafs fein Onkel, Major Hans v. Dornfelden in Weftindien geftorben ift und viel Geld hinterlaffen hat, welches in Amfterdam liegt und nun dem Gefchwifter des Verftorbenen, nämlich einer Majorinn von Löwenberg und einem David Dornfelden, dem Vater des Schuhmachers, als Inteftaterben zufallen foll. Weil aber David feinen Adel verleugnet, eine Bürgerliche geheyrathet und ein Landgut im Münfterfchen gepachtet hat; fo will die Majorinn ihn nicht für ihren Bruder erkennen und ihm den Antheil an der Erbfchaft ftreitig machen, unter dem Vorwande, dafs er zugleich mit dem Adel auch den Bruderrechten entfagt habe. Bey diefer Lage der Sachen reifet nun unfer Held zu feinen Aeltern ins Münfterfche, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun fey; läfst aber feine Frau nebft drey Kindern zurück, und der Briefwechfel der beiden Eheleute ift der Hauptinhalt diefes Buchs, durch welches der Vf., laut der Vorrede, leere Stunden auszufüllen und gute Entfchliefsungen zu erwecken denkt. Die Erfte der genannten beiden Abfichten wird er ohne Zweifel erreichen: und, wo er die Zweyte nicht erreicht, da wird es, nach Rec. Meynung, am Buche nicht liegen: denn, es ift wirklich fo gefchrieben, dafs es Lefern, deren Gefichtskreis etwa zwifchen dem Wiffenfchaftlichen und Kindifchen liegt, unterhaltend und lehrreich werden kann. Freylich fcheint die Denk- und Schreibart, wie auch das ganze Benehmen des Schuhmachers ein wenig *ultra crepidam* zu gehen: allein, das kommt daher, weil der Mann anfänglich für den gelehrten Stand beftimmt war und alfo auch bis ins Jünglingsalter wiffenfchaftlich gebildet ward. Geographifche Unkunde verräth es, wenn der Vf. feine Reifenden (denn Dornfelden hatte feinen Sohn bey fich) von Dresden nach Leipzig auf der ordinären Poft *bey der Feftung Königftein vorbeyfahren* (S. 163) und feinen Schuhmacher fagen läfst, dafs ein Zinngiefser aus Dresden, der fich des Straffenraubes fchuldig gemacht hat, zur Strafe auf 10 Jahr *nach Königftein in die Eifen* werde gebracht werden. Die Feftung Königftein in Sachfen ift kein Strafplatz für folche Verbrecher: auch werden die Gefangenen auf Königftein nicht in Eifen gelegt. Die Küffe vergifst die Frau Dornfelden faft in keinem ihrer Briefe: und das läfst man der Weiblichkeit hingehen. Aber Tändeleyen wie folgende: „Ach, vergifs ja nicht „die Küffe alle pünktlich zu beftellen, die ich dir „mitgab: und, damit du keinen Mangel daran ha„ben mögeft; fo fchicke ich dir hiemit einen an„fehnlichen Vorrath" — werden denn doch ekelhaft. Auch die ausgedehnten Unterfchriften der Briefe hätten, zu Erfparung des Raums, wegbleiben können. Um die Einförmigkeit des ehelichen Briefwechfels ein Wenig zu heben, giebt der Vf. einige Briefe der oben erwähnten Majorinn v. Löwenberg, einer adelftolzen Närrinn, und ihrer Söhne, deren Einer Rittmeifter und der Andere ein äufserft dummer Junker von Fähndrich ift: wie auch die Epifode von einem Schwager des Dornfelden, in Jauer, der das Unglück hatte, aus einem fleifsigen Tifcher ein halb verrückter Alchymift zu werden. Als Decorationen bey einem Spiele für's Volk laufen folche Sächelchen fchon mit: nur find die Farben ein wenig grell aufgetragen. Aber vielleicht rechnete der Vf. auf Lefer, die fo Etwas verlangen. Diefes fcheint noch mehr der Fall bey

No. 2 zu feyn. Nach der (muthmafslichen) Abficht des Vf's enthält das Büchlein Warnung vor dem Glauben an Hexen, Gefpenfter, Zauberkünfte und andere dergleichen Teufeleyen, eingekleidet in ein hiftorifches Gewebe von Spukgefchichten, Teufelserfcheinungen, Betrügereyen, Diebskniffe, Vergiftungen, Einbrüchen, Mordthaten, gerichtlichen Verhören, Gefängnifsfcenen und Hinrichtungen, verbrämt mit Flüchen, Schwüren, pöbelhaften Schimpfreden, Zigeunerliedchen, Stofsgebeten, Selbftverwünfchungen, bufsfertigen Seufzern, Büttelverweifen und Scharfrichterpredigten. — Das ganze Werk ift in *vierzehen* Gefprächen, oder vielmehr dramatifchen Scenen abgefafst, die aber durch keine der drey Einheiten mit einander in Verbindung ftehen. Die Hauptrollen fpielen *Veit Jammer*, feiner Profeffion ein Keffelflicker, eigentlich aber Anführer einer Diebsbande, und *Hanffliel*, Polizeyknecht und Erzfchelm; doch jeder für eigene Rechnung. Coftume und Ausdruck find dann auch dem Gefchafte angemeffen, das diefe Herren treiben. Hanffliel erfcheint bald als Bär, bald als Mönch mit dem Crucifix. Veit Jammer fchwärzt feinen Kameraden das Geficht mit Rufs, fetzt dem Einen eine Stutzperücke auf u. f. w. Tauferd Schock Schwerenoth, Tauferd Himmel Kreuzfackerment, Hol mich alle T... u. dgl. Weidfprüche dürfen nicht fehlen, um der Zeichnung das rechte Colorit zu geben. Natur mag's wohl feyn, was der Vf. darftellt; aber gerade der roheffe und fchmutzigfte Theil derfelben. Doch, er hat das Büchlein zu einem Gefchenk *für feine bisherigen Lefer* beftimmt. Wenn diefe damit zufrieden find; fo mufs fich's die Kritik gefallen laffen. Ob aber auch der Verleger die Schenkung mag unterfchrieben haben?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. März 1798.

GESCHICHTE.

HANNOVER, in der Helwing. Hofbuchh.: *Hiſtoriſche Vergleichung der Sitten und Verfaſſungen, der Geſetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wiſſenſchaften und Lehranſtalten des Mittelalters mit denen unſers Jahrhunderts in Rückſicht auf die Vortheile und Nachtheile der Aufklärung.* Von *C. Meiners*, königl. groſsbrit. Hofrath u. ordentl. Lehrer der W. W. in Göttingen. I. Band. 1793. 672 S. ohne Vorr. II. B. 755 S. III. B. 1794. 619 S. (5 Rthlr. 12 gr.)

Der berühmte Vf. giebt in der Vorrede des 1. Bandes einen Wink, der bey der Beurtheilung dieſes Buchs nicht überſehen werden darf. Die Frage, „ob die Finſterniſs der vergangenen Zeit der Aufklärung unſers Jahrhunderts vorzuziehen ſey," gewann erſt in dem Zeitpunkt, wo dieſes Werk vollendet wurde, jene groſse politiſche und populäre Wichtigkeit, welche ihn bewog, dieſe Unterſuchung zum Hauptzweck ſeiner Arbeit zu machen. Das Ganze iſt daher gewiſſermaſsen aus zwey verſchiednen Geſichtspunkten zu betrachten; als ein gelehrtes und als ein populäres Werk. Unter beiden Anſichten verdient die Ausführung vortrefflich genannt zu werden, doch iſt es nicht ganz zu leugnen, daſs dieſe Verbindung eines gedoppelten Zwecks der Einheit im Allgemeinen hier und da geſchadet, und die richtigen Verhältniſſe der Theile zu dem Ganzen geſtört hat; daſs vorzüglich der praktiſche Theil mit einem geringern Aufwand von Gelehrſamkeit; der gelehrte hingegen mit mehr ſyſtematiſcher Anordnung hätte vorgetragen werden können; aber vielleicht hatte der Vf. ſehr bewegende Urſachen, Wahrheiten, die er ſich gedrungen fühlte, ſeinen Zeitgenoſſen ans Herz zu legen, gerade in dieſem Gewande, und durch dieſes Vehikel in die Welt zu ſchicken; und ehren müſſen wir den Mann, der in jenem gefährlichen Moment Entſchloſſenheit genug beſaſs, als Vermittler zwiſchen zwey ſtreitende Parteyen ſich zu werfen, einer jeden mit Sanftmuth, aber auch mit männlicher Freymüthigkeit ihr Unrecht zu zeigen, und beide zu mildern Maaſsregeln und zur Eintracht zu ermahnen. Wir dürfen nicht vergeſſen, daſs dieſes Buch in dem Zeitpunkt der höchſten Erbitterung, in den Jahren 1793 und 94 erſchien, wo die Gemüther beider Theile noch zu ſehr erhitzt waren, um nicht in dem gemäſsigten Weiſen entweder einen unduldſamen Obſcuranten oder einen gefährlichen Propagandiſten zu ſehen. Nur ein Mann, deſſen Charakter allgemein bekannt, deſſen Ruf längſt entſchieden war, durfte in einem ſolchen Sturm es wagen, ſeine Stimme laut gegen Vorurtheile ertönen zu laſſen, welche eine irregeleitete Klugheit zu dem Range der erſten politiſchen Maximen zu erheben im Begriff war, und dadurch dem Heer der finſtern Aufwiegler und Pamphletiſten das Schwerdt aus den Händen zu winden.

Durch eine getreue Darſtellung der moraliſchen und bürgerlichen Verhältniſſe der Menſchen in dem mittlern Zeitalter wollte der Vf. ſeinen Leſern den Maaſsſtab der Vergleichung ihres eignen Zuſtandes mit jenen ſo oft mit Unrecht oder Uebertreibung geprieſnen Zeiten in die Hand geben; nur aus einer ſolchen Schilderung konnte die Geſchichte der Fortſchritte, des Steigens und Fallens der Cultur in den mittlern Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung entwickelt werden. Hr. *M.* ſtellt dieſes Gemälde in den eilf erſten Abſchnitten ſeines Buchs auf, und bey dem ungeheuern Reichthum des hier geſammelten Stoffs iſt es unmöglich, der Beleſenheit des Vf., und dem Scharfſinn, womit er bis in die kleinſten Details der bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe eindringt, und aus den flüchtigſten Aeuſserungen ſeiner oft ſo trüben Quellen die ſparſamen Goldkörner herauszufinden weiſs, eine gerechte Bewunderung zu verſagen. Man ſieht aber auch, daſs dieſe ganze Unterſuchung urſprünglich nur für den Geſchichtskenner beſtimmt war; Hr. *M.* bindet ſich an keine ſtrenge chronologiſche Ordnung; er giebt Reſultate oder einzelne Züge, ohne ſich bey Erläuterungen aufzuhalten, die ſein Buch dem bloſsen Dilettanten um vieles verſtändlicher machen würden. Es wäre jedoch mit einigen geringen Aufopferungen vielleicht möglich geweſen, dem Ganzen auch von dieſer Seite einen noch höhern Grad der Vollkommenheit zu geben; bey einer abgemeſsnen Vertheilung unter mehrere Rubriken und einer bequemern Claſſification wäre es dem Leſer leichter geworden, die Claſſe zu überſehen, und die Reſultate, auf die er hingewieſen wird, zu finden; und wenn es dem Vf. gefallen hätte, hier und da eine zu umſtändliche Schilderung abzukürzen, oder die zu ſehr vereinzelten Partieen mehr zuſammen zu ſtellen, und ihnen durch wenige feſte Züge den Umriſs und die Haltung groſser Gemälde zu geben; ſo würde er dadurch Raum gewonnen haben, manches, das man in einem Werke von ſolchem Umfang ungern vermiſst, nachzuholen. Wir rechnen dahin alles, was auf die Sitten, die Lebensart und die Erweiterung der Kenntniſſe einen entſcheidenden Einfluſs hatte; jede groſse Begebenheit, welche neue Begriffe und neue Begier-

den in den Menſchen weckte; aber vergebens erwarteten wir von der Meiſterhand des Vf. eine Unterſuchung über den Einfluſs des weiblichen Geſchlechts auf die Cultur der verſchiednen Jahrhunderte, oder über die Folgen der Entdeckungen Colombo's und Vaſco's von Gama. — Doch nicht ein allgemeines Urtheil, ſondern eine ausführliche Anzeige der vorzüglichſten Materien und ihrer Verbindung, wobey Rec. Gelegenheit finden wird, einige freymüthige Bemerkungen einzuſchalten, kann unſern Leſern von dieſem trefflichen Werk einen Begriff geben.

Th. I. In der *Einleitung*, welche den 1. *Abſchnitt* ausmacht, führt der Vf., nachdem er Rouſſeaus bekannte Preisſchriften über dieſen Gegenſtand gehörig gewürdigt hat, die ſtreitenden Urtheile der Zeitgenoſſen über den Werth unſers gegenwärtigen Zuſtandes an, welche, indem der Eine Theil über Mangel an Energie klagt, der Andre hingegen bey der ſich allgemein verbreitenden hellern Denkensart den Umſturz aller bürgerlichen Ordnung vorherſieht, doch in dem Wahn übereinkommen, daſs Aufklärung allein an allen den Uebeln ſchuld ſey, welche ſie dem Jahrhundert vorwerfen oder in der nahen Zukunft ahnden. Er erklärt nun weitläuftiger ſeinen Vorſatz, die Lobredner der Vorzeit, durch eine genaue Prüfung der von ihnen geprieſnen Vorzüge unaufgeklärter Zeitalter, mit der Gegenwart auszuſöhnen, und entwirft dann die allgemeinen Umriſſe der verſchiednen Epochen der Cultur des Menſchengeſchlechts: „des Zuſtandes *der Wildheit*, wo Jagd und Fiſcherey „allein Beſchäftigung und Nahrung geben; der *Barbarey* im engſten Verſtande, oder der Hirtenvolker, „die bey einem nomadiſchen Leben durch den Ertrag „ihrer Heerden ihre meiſten Bedürfniſſe befriedigen; „und der *halben* oder *völligen Aufklärung*, wo entweder die den Feldbau treibenden Volker ſich noch „nicht über die Sphäre der Handwerke und mechaniſchen Künſte erheben, oder wo eine Nation bereits die ſchönen Künſte und wenigſtens ſo viel wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſitzt, daſs dadurch bey „den unterrichteten und beſſer erzognen Volksclaſſen „alle die Arten von Aberglauben und Vorurtheilen „vernichtet werden, welche rohen und unwiſſenden „Volkern ohne Ausnahme eigen ſind.“ (S. 16. 17.) Da der Vf. ſich vorbehält, in der Folge nähere Beſtimmungen über dieſe Eintheilung zu geben, ſo wäre es unbillig, hier über den Begriff des Worts: *aufgeklärt*, welches als gleichlautend mit: *cultivirt* genommen zu ſeyn ſcheint, eine Erinnerung zu machen.

2. *Abſch. Würdigung des Zuſtandes der Wildheit.* Der Vf. ſtellt hier Rouſſeaus berühmtem Gemälde das Seinige entgegen, welches freylich einen traurigen Contraſt machen muſste, da R. ein Ideal, den Naturmenſchen, Hr. *M.* hingegen den wahren Wilden, oder vielmehr das Mitglied einer wilden Volkerſchaft ſchildert, die doch ſchon auf der niedrigſten Stufe der Cultur ſtehen muſs; denn Zauberer, Feticſche und Schamanen (S. 24. 25.) kennt der rohe Sohn der Natur nicht.

3. *Abſchn. Von der Glückſeligkeit, deren unſchuldige und freye, wenn gleich unaufgeklärte Volker fähig ſind.* „Um glücklich genannt werden zu können, „müſſen unaufgeklärte Volker das Nothwendige hinlänglich beſitzen; von Innen keinen ungerechten „Druck, von Auſſen nicht unaufhörliche Ueberfälle „zu befürchten haben, und mit den Bedürfniſſen, „Gütern und Lüſten groſser und reicher, oder verdorbener Volker unbekannt bleiben.“ Auch ohne die Uebertreibung der alten Sagen von einem goldnen Weltalter darf man annehmen, daſs mehrere Völker eine ſolche Periode häuslicher, durch die öffentliche Verfaſſung geſchützter, Glückſeligkeit durchlebt haben; als Beyſpiele werden hier die Athenienſer nach der Vertreibung der Piſiſtratiden, die Römer vor dem zweyten puniſchen Kriege, ja noch aus der neuern Zeit die Einwohner von St. Kilda, der entfernteſten unter den Hebriden, und von Nantuket, einem nordamerikaniſchen Eylande, angeführt, von deren Sitten der Vf. (S. 47—65.) ein Gemälde entworfen hat, bey welchem ſich der Leſer beynahe in eine Idyllenwelt verſetzt glauben würde, wenn nicht die Anekdote von dem zehntägigen Huſten, der jene arkadiſchen Menſchen beym Anblick eines Fremden befällt (S. 51.), die Illuſion auf eine ſeltſame Art ſtörte. Ein abſchreckendes Gegenſtück machen die Völker Illyriens, der türkiſchen Provinzen und des Caucaſus, und die von der Hauptſtadt entfernten Pflanzer am Vorgebirge der guten Hoffnung; ſo wie *jene* bey dem Druck fehlerhafter Einrichtungen oder tyranniſcher Gebieter ſich der höchſten Freygebigkeit der Natur nicht erfreuen können; ſo hat angeſtammte Trägheit, durch den Mangel an Wetteifer und Kenntniſs des Beſſern genährt, *dieſe* bey allem Ueberfluſs des Nothwendigen, im Beſitz perſönlicher Freyheit und eines möglichſt geſicherten Eigenthums, in einer ſtumpfen Unthätigkeit, welche ihnen gewiſs kein Lobredner der goldnen Zeit aufrichtig beneiden wird.

4. *Abſchn. Von den Sitten der Völker des Mittelalters.* Hr. *M.* ſchickt eine Schilderung der Römer in den letzten Jahrhunderten des abendländiſchen Kaiſerthums voraus, deren Verderbtheit ſchnell die rohen Tugenden der erſten in die eroberten Provinzen eindringenden Völkerſtämme verſchlang. Er giebt dann ein noch vollſtändigeres Gemälde von der Sittenverderbniſs der Franken unter den Merovingern, der Sachſen unter den Ottonen, und der vornehmſten Volker Europa's vom zehnten bis zum Ende des ſechszehnten Jahrhunderts. Carls des Groſsen Bemühungen um die Verbeſſerung des moraliſchen Zuſtandes ſeiner Zeitgenoſſen werden gewürdigt, und der nachtheilige Einfluſs der Kreuzzüge aus den dadurch vermehrten Bedürfniſſen der Ueppigkeit, und den vervielfältigten Mitteln, nicht nur der Abndung der Geſetze zu entgehn, ſondern auch die Vorwürfe des Gewiſſens und die Furcht vor der öffentlichen Schande zu übertäuben, erklärt. Eine empörende Darſtellung der Auflöſung aller Moralität im ſechszehnten Jahrhundert wird durch das Beyſpiel der

der deutſchen Geiſtlichkeit, durch die Zügelloſigkeit des franzöſiſchen Adels, die Schandthaten einer Catharina von Medicis, durch die Bluthochzeit, die Wuth der Religionskriege, und die herrſchenden Laſter des Meuchelmords, des Verraths und der Schwelgerey unter der Regierung der letzten valeſiſchen Könige und ſelbſt Heinrichs IV, ſo wie durch die gleichzeitige Geſchichte Italiens, Spaniens und Englands gerechtfertigt, welche der Vf. mit dem Zuſatz beſchlieſst, daſs es ihm leicht ſeyn würde, durch das ganze ſiebzehnte und bis in die erſte Hälfte des jetzigen Jahrhunderts ſeine traurige Schilderung fortzuſetzen.

Er nimmt jedoch mit Recht die Reformation als die Epoche der angehenden Verbeſſerung an. Durch die Abſchaffung zahlloſer Religionsmiſsbräuche bey den Anhängern des alten und des neuen Syſtems, durch eine ſtrengere Kirchenzucht und einen zweckmäſsigern Unterricht wurde der Grund zu einer helleren Denkart und zu gereinigtern Sitten unter dem Volke gelegt; und der gröſste Theil der Vorzüge, welcher wir uns jetzt erfreuen, iſt mehr oder weniger unmittelbar eine Folge jener groſsen Begebenheit.

Die Wahrheit der, zum Vortheil der gegenwärtigen Zeit aus jenen Vorderſätzen gezognen, Schlüſſe muſs jedem unbefangnen Leſer einleuchten, und bewundern wird er den unermüdeten Fleiſs des Vf., der jede ſeiner Schilderungen mit dem Zeugniſs der glaubwürdigſten Zeitgenoſſen und mit unverwerflichen Anekdoten belegt. Dem ungeachtet fehlt dieſem Gemälde noch viel zur Vollſtändigkeit. Die Schatten ſind nicht übertrieben; aber warum bekommt man nichts, als die Schatten zu ſehen? Die beſſeren Eigenſchaften einzelner Männer, eines H. Ludwigs, Bernhards von Guesclin, Ludwigs XII., Friedrichs von Oeſterreich, und einiger andern werden nur flüchtig angeführt; die Vorzüge jedes Jahrhunderts aber, — und keines war ganz davon entblöſst, — und die Tugenden, die ſich durch das Bedürfniſs der Zeiten oder durch beſondere Einrichtungen der Geſellſchaft entwickelten, wie z. B. jene ſchöne Blüte des Mittelalters, das Ritterweſen in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, ſind völlig übergangen. Nicht blöſs durch die Darſtellung der Verderbniſs eines Zeitraums, ſondern allein durch eine mit ſtrenger Unparteylichkeit abgewogne Vergleichung des Guten und des Schlechten in jeder Periode, durfte die Streitfrage über den Vorzug der Vergangenheit oder der Gegenwart entſchieden werden, und die oft einſeitigen, oder nur bey beſondern Veranlaſſungen geäuſserten Urtheile Luthers und anderer ehrwürdigen Schriftſteller können eben ſo wenig, als eine, nur zu einem Zweck aufgeſuchte, Reihe von Anekdoten, den Werth ganzer Jahrhunderte beſtimmen. Es würde nicht ſchwer ſeyn, eine gleiche Anzahl von Autoritäten für den Gegenſatz aufzufinden, und ſo lange nicht auch der andere Theil gehört wird, kann die von dem Vf. aufgeſtellte Schilderung nicht als vollendetes Sittengemälde eines Zeitraums von ſechs Jahrhunderten; ſondern nur als eine mit bewundernswürdiger Beleſenheit geſammlete *Chronique ſcandaleuſe* des Mittelalters gelten. (S. 347. ſteht Heinrich II., für Franz II.; und S. 372. wird Ferdinand der Katholiſche, wahrſcheinlich durch einen Schreibfehler, Ferdinand von Caſtilien genannt.)

5. *Abſchn. Ueber die Verfaſſung der Völker des Mittelalters.* Sehr richtig wird zuerſt die Wechſelwirkung der Sitten und der Verfaſſung eines Volkes aufeinander beſtimmt; unmöglich kann *dieſe* verbeſſert werden, ſo lange *jene* nicht durch die erſten Fortſchritte der Aufklärung gereinigt worden ſind. Die häufigen Revolutionen der Reiche zwiſchen dem 5ten und 16ten Jahrhundert änderten im Ganzen die Verfaſſungen nur wenig. Hr. *M.* ſetzt drey Hauptperioden feſt: 1) wo die geſetzgebende Gewalt in den Händen der ganzen verſammleten Nation, die ausübende aber gewählten Königen übertragen war; 2) wo der Adel und die höhere Geiſtlichkeit nach und nach die Gemeinen aus den Verſammlungen verdrängen, dagegen aber die Abgeordneten der Städte darin aufnehmen, und wo die Würden der Könige und der höchſten Staatsämter erblich werden, etc. und 3) wo die Gewalt der Monarchen unumſchränkt, und die Lehre des unbedingten Gehorſams ein Glaubensartikel wird etc. Er hebt aus der Geſchichte dieſer drey Perioden die wichtigſten Momente heraus, beſchäftigt ſich aber, ſeinem Zwecke gemäſs, weniger mit der Entwicklung der verſchiednen Verfaſſungen, als mit Beyſpielen von dem Miſsbrauch der Gewalt, den keine verbeſſerte Sittlichkeit einſchränkte, und bey welchem, aller bürgerlichen Einrichtungen ungeachtet, weder Sicherheit der Perſon, noch des Eigenthums beſtehen konnte. Die Engliſche Nation war die erſte, welche nach fürchterlichen Stürmen durch eine, auf weiſe Grundſätze einer gemäſsigten Freyheit erbauete, Verfaſſung das Glück des Bürgers dauerend gründete; aber auſser den Einwohnern der vereinigten Niederlande war noch kein Volk zu der Nachahmung eines ſo ſchönen Beyſpiels reif, ſo ſehr auch Sully, der hier zum erſtenmale flüchtig genannt wird, und andere aufgeklärte Staatsmänner ſich von dem Grundſatz überzeugt hatten, daſs willkürliche Gewalt mit dem Glück der Unterthanen und der wahren Macht der Regenten gleich unverträglich ſey. Wäre aber auch (*Abſchn. 6. Ueber die Gerichtsverfaſſung und Geſetzgebung der V. d. M.*) die ausübende Gewalt in beſſern Händen geweſen; ſo würde doch die Gerechtigkeitspflege bey dem fehlerhaften Zuſtande der Geſetze immer ſehr unvollkommen geblieben ſeyn. Verwirrung herrſchte in den Tribunalen, da bey der allgemeinen Vermiſchung der Völker jeder Einzelne nach dem beſondern Rechte oder Herkommen ſeines Stammes gerichtet zu werden verlangen konnte. Die Menge der Geſetze, ihr Widerſpruch unter einander und mit den veränderten Gewohnheiten der Völker, vorzüglich nach der Wiedereinführung des römiſchen Codex, und die unbeſtimmten Grenzen der Gerichtsbarkeiten, ſeitdem die Geiſtlichen die ihrige ſo ſehr

ausgedehnt, die grofsen Vasallen aber mit ihren Unterthanen sich den Gerichtshofen der Krone entzogen hatten, mufsten nothwendig den Zustand völliger Gesetzlosigkeit herbeyführen, wo dem Unrecht leidenden keine andere Zuflucht, als die Selbsthülfe, übrig bleibt.

Am deutlichsten beweisen dieses die Mafsregeln, welche man zur Verbesserung oder Unterstützung der Justiz zu ergreifen für nöthig fand. Hr. *M.* geht hier in's Einzelne, und giebt von den geheimen Tribunälen, welche die Monarchen selbst errichteten oder begünstigten, von den Westphälischen Freystühlen oder Vehmgerichten, von den vorgeschriebnen Gebräuchen, dem Eid, den Zeugen, den Gottesurtheilen, dem gerichtlichen Zweykampf, u. s. w. mit dem ihm eignen Reichthum an Beyspielen eine Menge interessanter Nachrichten. Von den gesetzlichen Religionsverfolgungen kommt er auf die Reformation, und zeigt in einer langen Abschweifung, dafs die Protestanten den Geist ihres Zeitalters nicht verleugnen konnten, dafs sie, nicht weil ihre Gesinnungen sanfter geworden wären, sondern nur weil die Umstände sie zwangen, in ihrer Intoleranz sich weniger grausam bewiesen, als die Anhänger der alten Kirche. Die Duldung in Holland und einigen deutschen Provinzen, und die Prediger der Toleranz, Locke und Voltaire, erhalten hier ihr Lob. Zuletzt werden aus den frühern Zeiten die Inquisition gegen Zauberey, und die Verfolgung der Aussätzigen und der Juden aus dem 14ten Jahrhundert nachgeholt, und dann von der Processform freyer Städte, z. B. Antwerpens, und von den ersten Handelsgerichten einige Nachrichten mitgetheilt.

Diese Stellung der Materien mag von der Anordnung einen Begriff geben. Unter den sonst mit so kluger Wahl angeführten Autoritäten hat Rec. doch bey diesem Abschnitt die *Assises* von Jerusalem, und *Gibbon's* treffliche Untersuchungen über die Gesetzgebung des Mittelalters nicht gefunden.

Theil II. Abschn. 7. Ueber den Handel, die Gewerbe, die Nahrung und Kleidung, und das häusliche und gesellige Leben der V. d. M. Der Vf. handelt zuerst von dem geringen Umkreis und den Hindernissen des Handels überhaupt, und vorzüglich im 14ten und 15ten Jahrhundert. Er spricht bey dieser Gelegenheit von den Zöllen und Monopolien, den Hansee- und Stapelstädten, von der widersinnigen Vertheilung der Impoften, von dem hohen Zinsfufs, und von dem Wucher der Juden und der Lombardischen Kaufleute. — Die im 15ten Jahrhundert anfangenden Wechselgeschäfte, die Einrichtung der Canäle, der Strafsen und Posten, mehr als alles aber, im 17ten Jahrhundert die Navigationsacte und die auf die Ausfuhr der Waaren in England gesetzten Preise, waren die ersten Schritte zur Erweiterung des Handels. — Hr. *M.* geht nun wieder bis in die Zeiten der Ottonen zurück; er rühmt den Flor der deutschen Gewerbe, vorzüglich der Weberey und der Metallarbeiten, wobey er zugleich anmerkt, dafs alle Völker von teutonischem Ursprung in den mechanischen Handthierungen eine auszeichnende Geschicklichkeit bewiesen hätten, und theilt, ohne sich an eine feste Ordnung der Zeit oder der Materien zu binden, eine Menge merkwürdiger Nachrichten mit, bey welchen ihm Rec. aus Mangel des Raums nicht folgen kann, und sich daher nur auf einige Anmerkungen einschränken mufs.

Der Verfall des Kunstfleifses in Deutschland wird mit Recht, aufser den zerrüttenden Kriegen, auch dem Gildenzwang in den Städten zugeschrieben; aber von den Vortheilen, welche der Industrie doch Anfangs durch diese Corporationen erwuchsen, ohne welche sie in jenen stürmischen Zeiten, wo die Schwachen allein durch feste Verbrüderungen sich gegen die Gewaltthätigkeit der Mächtigen sichern konnten, schwerlich würde haben bestehen können, ist nichts gesagt. Auch von dem hohen Flor der Niederlande unter den Burgundischen Herzogen finden wir so wenig befriedigende Nachrichten, als von der glücklichen Epoche Nürnbergs, Augsburgs und anderer deutschen Städte, oder der italienischen Freystaaten zu den Zeiten der Hanse und des Lombardenbundes. — Dafs die Deutschen die Verwüstung der Aecker und Weinberge erst von den *rachgierigen* Italienern *gelernt* haben sollten (S. 73.), wäre wohl schwer zu behaupten; die italienischen Schriftsteller vom 10ten bis zum 16ten Jahrhundert könnten wahrscheinlich eben so gültige Beweise des Gegentheils anführen. — Als Beyspiele, wie tief der Blick des Vf. auch in die kleinsten Nebensachen, die über seinen Gegenstand Licht verbreiten, eindringt, mögen die Artikel, von der Gartenkunst (S. 85. ff.) und der Vervielfältigung und Veredlung der Gartenfrüchte; von der Tischwäsche (S. 117.); von den wechselnden Moden (S. 131. und 166.), und viele andere dienen. — Unter den Beluftigungen, welche die Ueppigkeit der Reichen sich verschaffte, kommen hier die Minstrels vor, die man später, so wie überhaupt einige Nachricht von den Künsten, vergebens suchen würde.

Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. März 1798.

GESCHICHTE.

HANNOVER, in der Helwing. Hofbuchh.: *Hiſtoriſche Vergleichung der Sitten, und Verfaſſungen, der Geſetze, und Gewerbe, des Handels, und der Religion, der Wiſſenſchaften, und Lehranſtalten des Mittelalters mit denen unſers Jahrhunderts in Rückſicht auf die Vortheile, und Nachtheile der Aufklärung.* Von *C. Meiners*, etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Abſchn. 8. *Ueber den Zuſtand der Religion im Mittelalter.* Dies treffliche Kapitel, welches mit beſonderm Fleiſs, und ſyſtematiſcher als alle vorhergehenden, ausgearbeitet iſt, ſoll nicht ſowohl die Geſchichte der chriſtlichen Kirche, oder ihres Lehrbegriffs, als vielmehr eine hiſtoriſche Darſtellung der verdorbnen chriſtlichen Religion, wie ſie von dem groſsen Haufen der Lehrer vorgetragen, und von den Glaubigen geübt wurde, enthalten. Der Vf. zeigt zuerſt den Unterſchied der Religionsbegriffe der Juden und der Polytheiſten, den er hauptſächlich in der Idee der Erſten von einem Nationalgott ſetzt; in ihren weiteren Vorſtellungen aber von dieſer Gottheit, die menſchlich zürnte, liebte, haſste und ſich beſtechen lieſs, der man ohne Tugend gefallen, und die durch gleichgültige, ſelbſt durch gute, Handlungen beleidigt werden konnte, zeigt er die genaueſte Uebereinſtimmung mit den Begriffen der Heiden. Er verbreitet ſich dann über die Geſchichte des Stifters der chriſtlichen Lehre, und ſowohl über ſeinen Zweck, die Juden zu reformiren, als über den Eindruck, welchen der Vortrag deſſelben auf ſeine Zuhörer machen muſste, und über die Art, wie er von ihnen verſtanden und miſsverſtanden wurde. Die chriſtliche Religion würde bey den verwirrten Begriffen ihrer Anhänger in den erſten Jahrhunderten weit ſchneller ausgeartet ſeyn, wenn ſie früher die herrſchende geworden wäre; ſie erhielt ſich durch die Unſträflichkeit der Sitten ihrer Bekenner, die, oft verfolgt, nie bürgerliche Vortheile durch ihren Uebertritt erreichen, und nur durch den Enthuſiasmus und die reine Moralität dieſer geheimen Geſellſchaften angezogen werden konnten, wo ſie aber zugleich bittern Haſs des Heidenthums und aller weltlichen Weisheit einſaugen muſsten. In der Zeit des Drucks gingen nur moraliſch gute Menſchen zum Chriſtenthum über; Millionen ſchlechter Menſchen nahmen es an, ſobald die Religion des Hofes ein Mittel zum Glück geworden war. Der bisher ſo wenig beſtimmte Lehrbegriff muſste nun feſtgeſetzt werden; aber die Concilien veranlaſsten nur Spaltungen, Ketzerey und Verfolgung, und an die Stelle der praktiſchen Tugenden, welche die erſten Nachfolger Chriſti bey einem ſehr ſchwankenden Glaubensſyſtem ausgeübt hatten, trat nun der Wahn, die Religion beſtehe allein in der Behauptung gewiſſer Meynungen. — Ungern verſagt ſich Rec. das Vergnügen, aus dieſer meiſterhaft ausgeführten Abhandlung weitere Auszüge zu machen, und dem Vf. bey ſeinen Unterſuchungen über das Weſen der Volksreligion vom vierten bis zum 16ten Jahrhundert, von dem erſten Miſsbrauch der Prieſtergewalt, der Klöſter und der Indulgenzen, durch die finſtern Zeiten der Hierarchie und der Bettelorden, bis auf die furchtbare Herrſchaft der Jeſuiten, deren Sturz er als die wahre Epoche der Reformation der römiſchen Kirche angiebt, Schritt vor Schritt zu folgen. Man muſs nothwendig den ganzen Aufſatz ſelbſt leſen.

Der 9te Abſchn. Ueber den Zuſtand der Wiſſenſchaften, der Lehr- und Erziehungs-Anſtalten, der Lehrarten und Hülfsmittel, der herrſchenden Denkarten des Mittelalters, und die allmäligen Fortgänge der Aufklärung, zerfällt wieder in 4 Unterabtheilungen. I. *Ueber den Zuſtand der Gelehrſamkeit vom VI. bis zum Ende des XI Jahrh.* Der Vf. ſchildert zuerſt den Verfall der Gelehrſamkeit zur Zeit des Abendländiſchen Kaiſerthums, um dadurch den Satz, daſs die ſogenannten Barbaren, oder die *deutſchen* Völker, welche das römiſche Reich umſtürzten, an dem Untergang der Wiſſenſchaften unſchuldig geweſen ſeyen, zu begründen. Rec. glaubt dieſer Behauptung nur unter gewiſſen Einſchränkungen beypflichten zu können. Bey den Völkern, welche ſich endlich in Italien *niederlieſsen*, möchte ſie richtig ſeyn; aber, der Verheerungen Genſerichs und jener Schwärme, die, nur um zu plündern, die Provinzen des Reichs durchzogen, nicht zu gedenken, ſo beſtanden ja die römiſchen Heere ſelbſt, welche in den Bürgerkriegen Italien verwüſteten, gröſstentheils aus in Sold genommenen Barbaren, und der Vorwurf, die edelſten Denkmale der Kunſt zerſtört zu haben, wird auf eine oder die andere Art doch immer den ungebildeten Söhnen des Nordens zur Laſt fallen. Aber die ausgearteten Volker ſollten durch die Vermiſchung mit dieſen rohen, aber kraftvollen, Menſchen regenerirt werden; und die ſchnelle Cultur, welche dieſe in ihren neuen Wohnſitzen annahmen, iſt ein Beweis ihrer glücklichen Anlagen. Im 6ten Jahrhundert, nachdem der Sturm der Auswanderungen ſich gelegt hatte, machten ſie die erſten entſcheidenden

Fortschritte im Gebiet des Wissens; aber nur, um nachher eine lange Zeit auf demselben Punct stehn zu bleiben. Damals erhielt die Gelehrsamkeit den Zuschnitt; die wieder auflebenden Schulen nahmen die Form an, welche sie bis ins XIIte Jahrhundert behielten, und ohne den Fleifs der Mönche, welche die aus der Verwüstung geretteten Schätze wahrer Weisheit durch Abschriften vervielfaltigten, würde der Aberglaube der Schulen jenen herrlichen Ueberbleibseln des Alterthums eben so gefährlich geworden seyn, als der Fanatismus religiöser Eiferer oder die Hand barbarischer Zerstörer. — Eine Vergleichung des Zustandes der Wissenschaften im VIten und XIten Jahrhundert beschliefst die nun folgende, mit mühsamer Aufsuchung und kritischer Benutzung der Quellen entworfne Schilderung der Fortschritte und des Verfalls der Gelehrsamkeit bis auf die Epoche Abälards.

II. *Ueber die Entstehung und Fortbildung der jetzigen Universitäten.* Die Beschaffenheit der öffentlichen Lehranstalten ist unstreitig von grofser Wichtigkeit in der Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts, und der Vf., der diesem Artikel eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat, giebt hier seinen Lesern eine vollständige Darstellung von dem Zustande der Universitäten im XIIten und den nächstfolgenden Jahrhunderten, wo sie den Schulen des Alterthums eben so unähnlich waren, als unsern jetzigen Akademien. Salerno, Bologna und Paris, diese drey berühmten Mütter oder Pflegerinnen der Gelehrsamkeit im Mittelalter, werden zuerst geschildert, und dann alle Local- und Nebenumstände, welche auf ihre Entstehung oder Verfassung wirkten, das Eigenthümliche einer jeden, und der Ursprung und die Fortbildung der Gebräuche, der akademischen Würden, der Vorrechte, der Einkünfte, der Stipendien und Collegien, der Bibliotheken vor und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Sitten, Feste und Bacchanalien der Studenten und Lehrer, des Facultätenzwangs, der Reichthümer und der Macht der Universitäten, ihres Einflusses auf die Fürsten und den Staat, u. s. w. mit kritischer Unterscheidung und antiquarischem Fleifs untersucht. Ein weitläuftiger Artikel handelt bey Bologna von dem akademischen Rechte; Friedrichs II. Verdienste um die Wissenschaften bey der Einrichtung der Universität von Neapel werden geschätzt, und auch von andern hohen Schulen, vorzüglich von Padua und Oxford, ausführliche Nachrichten gegeben.

III. *Ueber den Zustand der Wissenschaften auf den ältesten Universitäten; und zwar zuerst über den Zustand und die baldige Ausartung des Studiums der alten Sprachen und Literatur, oder der Grammatik und Rhetorik, so wie auch der Philosophie.* Schon die Ueberschrift zeigt den Inhalt dieses reichhaltigen und fruchtbaren Kapitels an, bey welchem wir nur einige kleine Bemerkungen uns erlauben werden. Als Hauptursachen des Verfalls der eigentlichen Literatur giebt Hr. *M.* an: die grofseren Vortheile im bürgerlichen Leben, welche das Studium der Rechte und der Arzneywissenschaft brachte, daher der bekannte Vers: *Dat Galenus opes, dat Justinianus honores, sed genus et species cogitur ire pedes;* das Trachten nach der schnellen Erlangung akademischer Würden; das Eindringen unwissender Mönche, vorzüglich von den Bettelorden, in die Universitäten, welche zu dem Ausdruck: Mönchslatein, Anlafs gaben; die Erpressungen der Päbste, wodurch alle geistlichen Stiftungen verarmten; die arabische Literatur, welche die classischen Sprachen verdrängte, und die Vorliebe zu dialektischen Wortstreiten und den Subtilitäten und Pedantereyen der Schulen, u. a. m. Bey der scholastischen Philosophie verweilt der Vf. am längsten, und die Proben von seltsamen Untersuchungen, welche in den gelehrten Schulkämpfen angestellt wurden, nehmen einen grofsen Theil dieses Kapitels ein. — S. 623., in der Note hat sich ein Anachronismus eingeschlichen: Pabst Alexander IV. soll 1255 das Kreuz gegen Friedrich II. haben predigen lassen; bekanntes Mafsen aber starb dieser Kaiser schon 1250 unter dem Pontificat Innocenz IV.

Th. III. Abschn. IV. des 9ten Abschn. Ueber den Zustand der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit und Medicin, vom XII. bis in den Anfang des XIten Jahrh. Da die Scholastiker über die Theologie herrschten, und durch ihre Untersuchungen sich auch in das Gebiet der Jurisprudenz eingedrängt hatten, so mufsten hier manche Wiederholungen vorkommen, die vielleicht durch die Zusammenschmelzung dieser Abtheilung mit der vorigen hätten vermieden werden können. Der Vf. folgt dem Verfall der drey benannten Wissenschaften Schritt vor Schritt durch die finstere Periode der Schulweisheit bis zu ihrer ersten Verbesserung, indem er den charakteristischen Stellen aus den weitläuftigen Werken der Scholastiker, Auszüge aus den Schriften Erasmus und anderer denkenden Köpfe, die zuerst das Joch der Schule abwarfen, entgegensetzt.

Abschn. 10. Betrachtungen über die ersten Wiederhersteller nützlicher Kenntnisse im XIV. und XV Jahrh. Billig fängt dieser Abschnitt mit einer Schilderung der Verdienste Petrarchs, und der Bildung dieses mit Recht so berühmten Mannes an; der Vf. geht dann zu der Platonischen Philosophie über, welche endlich der Scholastischen den Scepter entrifs, würdigt die Bemühungen des Boccaz, Johann von Ravenna und anderer Zeitgenossen, und den Einfluss der aus Constantinopel geflüchteten Griechen, und giebt zuletzt ein Gemälde von dem Enthusiasmus für das Schöne der alten Literatur, von dem Ansehn und Rang der Gelehrten, und von den Beschützern der Wissenschaften in der blühenden Periode Italiens, den Medicäern, den gelehrten Päbsten, u. s. w. Indem er den bessern unter den Griechen volle Gerechtigkeit wiederfahren lafst, erhebt er sich zugleich gegen die übertriebene Schätzung der Verdienste dieser Ausgewanderten, die oft nichts als ihre Sprache mitbrachten, und erst auf den italienischen Schulen sich zu Gelehrten bilden mufsten. Aber war nicht schon durch die mildern Sitten, welche sie aus der Hauptstadt des Orients herüberbrachten; und durch die Verbreitung

des

des Geſchmacks an einer ſo vollendeten Sprache, ihr Einfluſs für die Italiener wohlthatig? Eher vielleicht dürfte man einwenden, daſs durch die Aufſtellung unübertrefflich geachteter Muſter der aufſtrebende Genius der Abendländer auf den Abweg einer ſklaviſchen Nachahmung, den ſie nur ſpat erſt wieder verlieſsen, geleitet, und dadurch gelähmt worden ſey. — Der Vf. ſchlieſst dieſen Abſchnitt mit einer kurzen Darſtellung des gelehrten Zuſtandes von Deutſchland, wo zuerſt im XVten Jahrhundert die lange vernachläſſigten, oder durch die Traumereyen der Aſtrologie verdunkelten, Wiſſenſchaften der Sternkunde und der Mathematik, durch die Bemühungen Peuerbachs, Regiomontanus und der Nürnbergiſchen Schule wieder auflebten.

Abſchn. 11. *Ueber den Aberglauben der ſcholaſtiſchen Jahrhunderte.* Dieſer Abſchnitt, in welchem Hr. *M.* wieder bis in die erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung zurückgeht, enthält einen Reichthum ſeltener, und mit unermüdetem Fleiſs aufgeſuchter Notizen. Der Vf. zeigt, daſs kurz nach der Volkerwanderung verſchiedne Arten des wiſſenſchaftlichen Aberglaubens, oder der abergläubigen Wiſſenſchaften verſchwanden; ob dieſes aber ein Beweis von dem geſundeu Verſtande der deutſchen Eroberer war, oder nicht vielmehr eine Folge ihrer Unwiſſenheit, die ſich bis zu dem künſtlichen Aberglauben der Römer noch nicht erheben konnte, laſst Rec. unentſchieden. Der Eifer, womit dieſe Volker, ſobald ſie die erſten Stufen einer höhern Cultur betreten hatten, jenen eingebildeten geheimen Wiſſenſchaften des Alterthums nachforſchten, oder ſie von den in Spanien und den Inſeln des Mittelmeers verbreiteten Arabern zu erlernen ſuchten, und die Art, wie ſie dieſelben mit ihrer Gelehrſamkeit und mit ihrer Religion verwebten, ſcheinen nicht für die erſte Meynung zu ſprechen. — Die nachtheiligen Wirkungen dieſes Glaubens an das Wunderbare auf die Sitten und auf jede Art der Kenntniſſe werden ausführlich geſchildert. Vergebens erhoben ſich die hellern Köpfe der Nation dagegen; vergebens kampfte ſchon Abalard wider die Thorheiten der Magie und Aſtrologie; Verfolgung und Verketzerung waren der Lohn der Verfechter der Wahrheit. Sterndeuter herrſchten an den Höfen; die aufgeklärteſten Fürſten zogen ſie bey den wichtigſten Unternehmungen zu Rathe; die gelehrteſten Männer bemühten ſich, die ausſchweifenden Schwindeleyen der Wahrſager, Zauberer und Goldmacher in Syſteme zu bringen, und Univerſitäten und Kirchenverſammlungen unterſuchten und beſtimmten die Grenzen der erlaubten und der ſtrafbaren Magie. Auch das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften konnte die geheimen Künſte der Theoſophen nicht um ihr Anſehn bringen; Verfolgung mehrte die Zahl ihrer Anhänger und ſelbſt durch die Angriffe der Gegner wurde ihr Daſeyn begründet. Wenn Petrarch, Johann Gerſon und einige wenige, im edlern Sinn des Worts, ſtarke Geiſter, ſich gegen den Unſinn des Aberglaubens auflehnten; ſo verdammten ihn doch groſse Männer, ſelbſt Keppler, Reuchlin, Luther und Melanchthon, nur als Erfindungen des Satans; und es war der letzten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts aufbehalten, durch die groſsen Fortſchritte in der Naturlehre und in der Philoſophie jenes eingebildete Reich der Geiſter ſo weit zu zerſtören, das es jetzt nur noch in der Finſterniſs geheimer Orden ſeine Anhänger beherrſcht.

Höchſt intereſſant ſind in dieſem Kapitel die Bemerkungen des Vf. über die Syſteme der Aſtrologie, Theurgie, Magie u. ſ. w., und über die Bemühungen der Gegner, den Glauben an das Daſeyn dieſer Künſte mit der Philoſophie, der Religion und der Naturlehre zu vereinigen, oder gar daraus herzuleiten. (Die Lehre von den böſen Geiſtern gab dazu den fruchtbarſten Stoff, Luther ſelbſt, nachdem er mit den Oberhäuptern der irdiſchen Welt, dem Kaiſer und dem Pabſt, fertig geworden war, ſah nur noch in dem Teufel einen ſeiner würdigen Widerſacher.) Ferner über die neuplatoniſche Weisheit und die Lehre einer genauen Vereinigung mit höheren Weſen, welche ſo viel Reiz für ſchwärmeriſche Seelen hatte; über Cornelius Agrippa und die Einrichtungen und Grade des von ihm geſtifteten geheimen Ordens, über Paracelſus und Roſenkreuzer, über die Abſcheulichkeiten der Hexenproceſſe, u. ſ. w., und endlich über die Verdienſte Gallilei's, Gaſſendi's, des Cartes's, Bayle's, der Engländer und Thomaſius's um die Vertilgung des Aberglaubens. Aus der Menge der Citate und ſeltſamen Anekdoten heben wir nur die Eine heraus, daſs im J. 1715 zu Roſtock in einer Diſputation: *de Theologia daemonum*, die Frage: *ob der Teufel Profeſſor der Theologie werden könne?* aufgeworfen, und bejahend entſchieden wurde.

Abſchn. 12. *Was iſt wahre Aufklärung? Kann wahre Aufklärung ſchaden, oder zu weit getrieben werden? Welche ſind die Feinde derſelben? Mit dem Motto: Wer Arges thut, der haſſet das Licht etc., Chriſtus beym Joh. C.* 3. *v.* 20. Ohne mit dem Vf. über die Ausdrücke: *wahre und falſche Aufklärung* zu rechten, die wir aus dem Grunde, weil falſche Aufklärung doch nur halbes Licht, oder gar Finſterniſs, und folglich keine Aufklärung wäre, lieber mit andern vertauſchen möchten, begnügen wir uns dieſem letzten Theil ſeines Werks, welcher die Anwendung des Ganzen enthält, unſern uneingeſchränkten Beyfall zu zollen. Hr. *M.* beſtimmt zuerſt den Begriff von Aufklärung; ſie iſt (S. 469.) „eine ſolche Kenntniſs der „Natur und ihres Urhebers, — — des Menſchen und „ſeiner Verhältniſſe, wodurch diejenigen welche ſie „beſitzen — — ſo wohl über ihre wahre Beſtimmung und Glückſeligkeit, als über ihre Pflichten „und Rechte vollkommen unterrichtet werden.“ Er unterſucht den Unterſchied zwiſchen dem aufgeklärten Mann und einer aufgeklärten Nation, und beweiſet mit gediegenen Gründen und einer eben ſo einfachen als ſiegenden Beredtſamkeit, daſs Aufklärung nie weder im Allgemeinen noch im Einzelnen ſchaden konne. Man ſ. S 475. ff. — Die Feinde derſelben theilt er in 2 Claſſen: zu der Erſten gehören

die, welche Aufklärung mit misverstandnen Begriffen von Pflicht und Recht, (welche der Vf. *falsche Aufklärung* nennt,) verwechseln, und sie daher für schädlich halten; zu der Zweyten hingegen diejenigen, welche das Licht hassen, weil sie in der Finsterniss zu gewinnen denken. Die Vorurtheile, dass Aufklärung die Sitten verderbe und Revolutionen hervorbringe, widerlegt der Vf. erst durch Vernunftschlüsse, und dann aus der Erfahrung durch eine rasche Uebersicht der in seinem Werke aufgestellten Sittengemälde, und durch die Beyspiele der Reformation und der fürchterlichen, aus Schwärmerey und Aberglauben entstandnen Zerrüttungen, und schliesst, nachdem er den Fürsten und Grossen der gegenwärtigen Zeit, die freywillig ihre Gewalt den Gesetzen unterordneten, ein gerechtes Lob beygelegt hat, mit den Worten Paulus, 1. Timoth. 2. v. 4. Gott ... „will, „dass allen Menschen geholfen werde, und dass alle „zur Erkenntniss der Wahrheit kommen."

Abschn. 13. *Von falscher und unzeitiger Aufklärung, und von den Mitteln, diese samt ihren Folgen zurück zu halten.* Hr. *M.* bestimmt hier näher, was er unter falscher Aufklärung verstehe, und nachdem er durch die Beyspiele Spinoza's, Hume's, D'Alembert's, Helvetius's und Friedrichs II. erwiesen hat, dass auch beym höchsten Unglauben die beste Sittlichkeit möglich sey, behauptet er, (wie uns dünkt mit einiger Verwirrung der Begriffe,) das Gegentheil von ganzen Schulen oder Secten, wobey er die Encyclopadisten, und die Prediger des Machiavellismus, des blinden Gehorsams und der Gleichheit mit jenen grossen Namen in eine Classe zu setzen scheint. Auch bey seiner Theorie von *unzeitiger* Aufklärung könnte man fragen, ob die Grenzen derselben sich bestimmen lassen? Und ob, wenn sie überhaupt bestimmt werden dürfen, dann nicht Obscuranten und Inquisitoren die beste Entschuldigung für sich behalten würden? Eben so möchten wir das, was der Vf. schädliche *Wahrheit* nennt, lieber anders ausgedrückt finden, denn es wird ja nur im praktischen schädlich, nicht *weil* es Wahrheit, sondern weil es *nicht* die reine, ganze Wahrheit ist. Mit desto ungetheilterem Beyfall aber haben wir bey der näheren Bestimmung jener allgemeinen Sätze das gelesen, was Hr. *M.* über die falschen Massregeln, diese unzeitige Aufklärung zurück zu halten, sagt. Die praktischen Lehren, welche er hier den Mächtigen der Erde giebt, sind eben so schön und wahr, als freymüthig vorgetragen. Das einzige sichre Mittel, welches er ihnen empfiehlt, ist: *Beförderung, oder Nichthindern wahrer Aufklärung.* Er geht bey diesem Anlass sehr ins Einzelne über die wichtigen Punkte der Freyheit im Reden, Lesen und Schreiben; er zeigt die Unzulänglichkeit jeder Massregel zur Einschränkung derselben, vorzüglich in Deutschland, und indem er die Regierungen auf den Unterschied zwischen Schriftstellern, welche Missbräuche aufdecken, und solchen, welche zu stürmischen Mitteln dagegen auffodern, aufmerksam macht, erinnert er auch diese an ihre Pflicht, kein schädliches Aergerniss zu geben, und das Volk nicht durch Verbreitung eines täuschenden Lichtes über Gegenstände, zu deren Einsicht es noch nicht reif ist, in seinen Meynungen irre zu leiten.

Abschn. 14. *Untersuchung der Frage, ob wir einen Fortgang im Guten zu hoffen, oder einen Rückfall ins Böse zu fürchten haben?* Diese Frage, welche durch die verschiednen einander widersprechenden Urtheile über den wahrscheinlichen Einfluss der französischen Revolution auf die übrigen Nationen Europa's veranlasst wurde, wird mit überwiegenden Gründen für die, welche das Gute hoffen, entschieden. Hr. *M.* giebt hier noch einige freymüthige und treffende Winke so wohl über das, was geschehen könnte, als über das, was geschehen sollte, und beschliesst dann diesen kurzen Abschnitt, indem er sein eignes Glaubensbekenntniss über die neuesten politischen Begebenheiten, (1794) ablegt.

Ein Verzeichniss der in dem Buche angeführten vornehmsten Schriften ist dem dritten Bande angehängt. Selten kam dem Rec. ein Werk von solchem Umfange vor, wo die Correctur mit so grosser Sorgfalt beobachtet wäre, als in dem gegenwartigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Leipzig*, b. Linke: *Reise nach San Marino von Gillies* aus dem Englischen 36 S. 8. Eine angenehm geschriebene und unterhaltende Beschreibung einer Reise, die einige Engländer schon im J. 1773 von Rimini nach der kleinen Republik S. Marino machten. Man wird sie mit Vergnügen durchlaufen, ob schon die hier gelieferten Nachrichten von keiner grossen Bedeutung sind, auch man es gar sehr an dem Vf. gewahr wird, dass er dichterisch gestimmet war, und alles im Schönen sah. Einige Fehler, die sich in Addison's kurzer Beschreibung finden, sind hier berichtiget. — Die deutsche Uebersetzung liest sich angenehm, und ist im Ganzen ziemlich rein. Nur wünschten wir die „*winzigen* Schwierigkeiten" (S. 4.) nicht zu sehen; ob schon der Uebersetzer das Wort winzig so sehr liebt, dass er es noch ein zweytesmal gebraucht hat. — *Presciutto* S. 9. (nicht *presciutti*) heisst Schinken, nicht Bratwurst, — *Frate servente* S. 13. muss *frate* heissen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. März 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Dyk: *Ideen über Gegenstände der Criminalgesetzgebung*, von *C. W. Jacobs*. 1793. 282 S. gr. 8.

Unter diesem Titel wird kaum ein Leser dasjenige suchen, was er hier antrifft. Er findet erstlich eine Abhandlung *über die Quellen der Verbrechen*, welche Lehre aber nicht zur Criminalgesetzgebung gehört, sondern eine Vorbereitung zu derselben ist, und vorausgesetzt werden muss, ehe man zur Abfassung peinlicher Gesetze Hand anlegen kann. Zweytens liefert der Vf. in der grösern Hälfte dieses Werks die Erzählung einiger peinlichen Fälle, welche aber mehr zum peinlichen Rechte und der Criminalpraxis als der Gesetzgebung gehört. Doch wir wollen mit dem Vf. über den Titel seiner Schrift nicht streiten, sondern zur Sache selbst übergehn. I. *Ueber die allgemeinern Quellen der Verbrechen.* Dahin rechnet der Vf. 1) den gegenwärtigen Grad von Cultur und Aufklärung, deren Unvollkommenheit und Collision zwischen Nacht und Licht, welche die Ursache mancher Verbrechen seyn soll. Sehr wohl bemerkt hiebey der Vf. den Verfall der Sittlichkeit, der praktischen Philosophie und die Sucht, die ältern Ideen von Religion und Moral umzustürzen, ohne andere praktisch brauchbare Grundsätze aufzustellen. Eben dies wendet er auch auf die neuern Untersuchungen über Staatsverfassung und positive Gesetzgebung an, wo ebenfalls die Reformatoren alle bisher geltende Ideen angreifen und dadurch das Ansehn der Gesetze untergraben. 2) Den Charakter der Menschheit, insbesondre die lebhafte Sinnlichkeit, welche, wie der Vf. meynt, durch die Erziehung befördert wird, und womit sich Leichtsinn und Unüberlegtheit verbindet. 3) Das Misverhältnis der verschiednen Classen der Staatsbürger der verzehrenden, handelnden, und erzeugenden Classe. 4) Die Einschränkung des Eigenthums und dessen Benutzung, Frohnden, Hut- und Triftrechte, Monopolien. 5) Die mangelhaften Gesetze und das sinkende Ansehen derselben. Hierüber befriedigte der Vf. den Rec. nicht: bey diesem Hauptpunkte hätte er offenbar tiefer eindringen und vollständiger seyn sollen. Unter andern beklagt sich der Vf., dass man den Diebstahl heut zu Tage zu gelinde bestrafe, da doch derselbe durch den vergrösserten Luxus, Sinnlichkeit und vermehrten Leichtsinn sehr befördert werde. Aber wenn man dagegen bedenkt, dass durch unsere Armenanstalten, bessere Einrichtung der Polizey, stehende Heere, Landstrasen, ungleich vermehrte Erwerbszweige, Raub und Diebstahl gewiss in höherm Grade verhütet wird; so wird man überzeugt seyn, dass diese Verbrechen, gegen die ältern Zeiten gerechnet, gewiss seltner sind. Und wollte man auch die Behauptung des Vf. annehmen: würden wohl erhöhte Strafen die erwünschte Wirkung haben? 6) Die fehlerhafte Ausübung der Polizeyanstalten. 7) Die mangelhafte Criminalgerichtsverfassung. Dieser Punkt ist etwas oberflächlich auf einer Seite abgefertigt. 8) Die grosen Städte. Sehr einseitig und übertrieben erhebt der Vf. das einfache Landleben über die Lebensart in Städten. Auch widerspricht er seiner Lobrede selbst, da er S. 40. die Landleute einer zu grosen Sinnlichkeit beschuldigt. 9) Die Militärverfassung und den Soldatenstand. 10) Physische Beschaffenheit des Menschen, Klima, Nervensystem, Körperbau, Diät, Nahrungsmittel und Krankheiten. Jeder Kenner wird mit Rec. überzeugt seyn, dass verschiedne der angegebnen Punkte nur auf eine sehr entfernte Art Quellen von Verbrechen sind, und dass man auf solche Art die meisten Einrichtungen in politischer, religiöser und physischer Hinsicht als Quellen der Missethaten angeben könnte. Der Vf. hat seine Sätze zwar in einem guten Stile und mit annehmlichen Beweisen dargestellt, aber er würde weit mehr geleistet haben, wenn er tiefer in das Wesen der Verbrechen eingedrungen wäre und die Quellen jedes Hauptverbrechens im Zusammenhange dargestellt hätte. Von den Mitteln, den Quellen der Verbrechen vorzubeugen, sagt der Vf. nichts. II *Margarethe Kerst und Johann Matthes Schröter Ehebrecher und Mörder* (des Ehemanns der erstern). Beide wurden mit dem Schwerte hingerichtet. III. *Magdalene Dorothee Cl —. Mörderinn ihres zweyjährigen Kinds.* Ward wegen Melancholie in Verwahrung gegeben. Beide Fälle sind recht gut erzählt. IV. *Justizmord einer ganzen Nation an ihrem guten König.* Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Ludwigs XVI Hinrichtung untersucht der Vf. die Frage: ob ein Regent ein Verbrecher im Sinn des peinlichen Rechts seyn könne? Der Vf. fängt hiebey mit einer nicht vollständigen Entwicklung des Begriffs von Verbrechen an, und setzt diesen ursprünglich in einem unmittelbaren Eingriffe in fremdes Eigenthum. Aber wenn man auch das Wort Eigenthum in einem noch so weit ausgedehnten Sinne nimmt, so ist doch die Idee unvollständig. Wie passen z. B. Verbrechen gegen die ganze Gesellschaft und den Staat in diesen Begriff? Hernach beantwortet der Vf die aufgestellte Frage mit Nein, wenn von unabhängigen Regenten

die Rede ist. Zum Beweise stellt er den Satz auf, dass Strafen eine positive Einrichtung seyen, die nur denjenigen verbänden, welcher in diese Einrichtung einwilligt: das ist: der Staatsbürger: nun aber sey der Regent kein Staatsbürger in strengem Sinne. V. *Johann Christian S** Verbrecher durch Veruntreuung einer ihm anvertrauten Summe.* Dieser Aufsatz hätte füglich wegbleiben können.

Würzburg, b. Köl: *Darstellung der ausschliessenden Gerechtsame des fürstl. Hochstifts Würzburg, auf die Stadt Kitzingen, das Kloster daselbst und Zugehörungen.* 1798. 422 S. Text u. 16 S. Beylagen. 8.

Diese ausführliche Deduction bezieht sich auf einen längst rechtskräftig entschiedenen, nachher durch einen Vergleich beygelegten sehr merkwürdigen Rechtsstreit, welcher Brandenburgischer Seits nach Inhalt einer vor kurzem erschienenen *Darstellung der Brandenburgischen Ansprüche an Stadt und Kloster Kitzingen* etc. von neuem in Anregung kommt. Das Hochstift Würzburg hatte in der Mitte des 14ten Jahrhunderts die Stadt Kitzingen von den Grafen von Hohenlohe, die als Schutzherrn des dasigen Frauenklosters, allmälich Herren der Stadt geworden waren, theils eigenthümlich, theils pfandweise an sich gebracht, sah sich aber 1399 genöthigt, den erworbenen eigenthümlichen Antheil den Burggrafen zu Nürnberg für 12000 fl. unter vorbehaltener Wiedereinlösung zu verpfänden. Durch einen Kauf im J. 1406 erwarb es auch von den Grafen von Hohenlohe das Eigenthum des übrigen Antheils. In einer neuen Pfandverschreibung von 1434 ward ganz Kitzingen von Bischof Johann II dem Markgrafen Friedrich ebenfalls für 12000 fl. rhein. versetzt, welches das Hochstift für eine blosse Novation ansieht, wogegen Brandenburgischer Seits, dass der Pfandschilling Ao. 1416 zurückgezahlt worden sey, behauptet, und auf dem gleichwohl beybehaltenen Besitz eine *Mitherrschaft* gegründet wird. Im J. 1443 erfolgte aber eine Hauptverschreibung der Stadt mit allen Zubehörungen an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg für 39100 fl. mit vorbehaltener ewiger Wiedereinlösung. Dies Lösungsrecht übte Würzburg 1626 aus, und erlangte deshalb beym R. H. Rath ein bedingtes Mandat, welches auch durch eine auf Kurbayern und den Hochdeutschmeister erkannte Executionscommission, im J. 1628 vollzogen ward. Bey den westphälischen Friedenshandlungen ward jedoch die Sache von dem evangelischen Theil angefochten, und die im O. F. J. art. IV. §. 23., wie auch im M. F. J. art. V. §. 29. enthaltene Verordnung bewirkt. Es kam darauf keine gütliche Vereinigung zu Stande. Bischof Joh. Philipp erklärte daher am 4. Jun. 1649, dass er die Klage gehörigen Orts gewärtigen wolle. Diese Klage erfolgte, nach verschiedenen Zögerungen, gegen Ende des J. 1650 bey dem Reichshofrath, ward aber als verspätet verworfen, weil der im westphälischen Frieden bestimmte zweyjährige Zeitraum nicht beobachtet sey. Die Markgrafen von Bayreuth und Ansbach beschuldigten dies Urtheil der Nichtigkeit, und wendeten sich deshalb an den Reichstag; verglichen sich jedoch in den Jahren 1672 und 1684 mit dem Hochstift auf eine Abfindung von 12000 und 40000 Rthlr. — nebst 3000 Ducaten für die Frau Markgräfinn von Ansbach, und einer jährlichen Abgabe von 10 Fuder guten Frankenweins. Beide Vergleiche wurden von dem damaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm bestätigt. Dermalen will das hohe Kurhaus Brandenburg ihre Verbindlichkeit bezweifeln, weil 1) Würzburg wider sein Versprechen die Religionsbedrückungen gegen die dasigen evangelischen Einwohner fortgesetzt habe; 2) die Vergleiche eine Läsion über die Hälfte enthielten (dies bezieht sich auf die von Brandenburgischer Seite vorhin behauptete Burggräfliche *Mitherrschaft* über Kitzingen); 3) die Vergleiche ohne Einwilligung der erbverbrüderten Häuser Sachsen und Hessen geschlossen wären. Der würzburgische Deducent fertiget diese Einwendungen sehr kurz ab: desto weitläuftiger ist er in der Geschichtserzählung, welche mit vielem Räsonnement verwebt ist, wobey er übrigens ganz gute historische und juristische Kenntnisse an den Tag legt.

Tübingen, b. Cotta: *Allgemeine juristische Bibliothek.* I. Band. 1796. 362 S. II. B. 1797. 338 S. III. Band. 1797. 330 S. 8.

In dieser Schrift besitzen wir ein besonderes recensirendes Werk in dem Gebiet der positiven Jurisprudenz und der an sie angrenzenden Wissenschaften, des Naturrechts, der Politik, Statistik u. s. w. — Es ist allerdings für die Wissenschaften von grosser Wichtigkeit, dass wenigstens jede Hauptwissenschaft ihre besondern beurtheilenden Werke habe; ja, es wäre zu wünschen, dass sogar jedes einzelne Fach einer Hauptwissenschaft seine eignen Bibliotheken und Journale aufzuweisen hätte. Sollen aber solche Schriften für die Wissenschaft wahrhaft wohlthätig werden und einen würdigen Platz unter den Mitteln der Vervollkommnung unsrer Erkenntnisse einnehmen; so müssen sie uns noch etwas mehr als blosse Recensionen und Auszüge im engern Verstande liefern. Da ihre Wirksamkeit auf eine engere Sphäre beschränkt ist, so haben sie nicht blos Gelegenheit, sondern auch Pflicht, auf die Verbesserung der Wissenschaft selbst hinzuarbeiten und nicht blos das Geschehene darzulegen, sondern auch das anzuzeigen, was erst noch geschehen *soll;* nicht blos die Fehler zu bemerken, sondern auch sie zu verbessern, oder wenigstens den Weg zu ihrer Verbesserung anzuzeigen; kurz, nicht blos den vorliegenden Schriftsteller, sondern die Wissenschaft im Auge zu haben und neben den Fehlern eines Buchs auch die Mängel der Wissenschaft anzuzeigen. — Die Vf. dieser sonst sehr brauchbaren Bibliothek scheinen aber diese Foderungen, die übrigens so gerecht, als ausführbar sind, nicht an sich gethan zu haben: und daher erhalten wir denn nur sehr kurze Beurtheilungen und dafür

längere Auszüge, selbst aus solchen Schriften, die gewiss so wenig einer ausführlichen Beurtheilung, als eines weitläuftigen Auszugs werth waren. Die Vff. suchen sich deswegen in der Vorrede zu rechtfertigen „die Recensenten, heisst es, glaubten ihrem Publicum nicht ihr individuelles Urtheil vorlegen zu dürfen, ohne zugleich durch genaue und vollständige Auszüge die Beweisgründe an die Hand zu geben, durch welche sie hoffen konnten, ihre Leser von der Gerechtigkeit des Urtheils zu überzeugen. Diese Auszüge glaubten sie sowohl den Lesern, als den Vff. schuldig zu seyn, und deswegen sich bey minderbedeutenden Schriften nicht von der Pflicht, sie zu liefern, losprechen zu dürfen, so wie sie auch ihr Lob nicht ohne die in denselben enthaltenen Belege ertheilen wollten." Allein, wenn dies denn auch nothwendig wäre, so hätten doch mit dem Zweck, die Neugierde des Lesers zu befriedigen und den Vff. weder durch Lob, noch durch Tadel unrecht zu thun, die andern, gewiss noch wichtigern Zwecke verbunden werden können: und wir wünschen, dass bey dem Fortgange dieser Schrift, sich ihr Plan auch auf die Erreichung dieser Absicht erweitern möchte. Aufserdem wünschten wir auch, dass die Hn. Rec. etwas mehr auf Reinheit der Sprache Rücksicht nehmen, und sich nicht mehr des Worts: *heikelich* und so vieler andern Provinzialismen bedienen möchten. — Der Ton der Recensionen zeichnet sich durch Bescheidenheit und Humanität aus. Allein es scheint uns, als wenn die lobenswerthe Bemühung, nicht zu beleidigen, die Recensenten manchmal von dem Weg einer strengen Unparteylichkeit abgeführt hatte; als wenn sie keine sehr hohen Foderungen an einen Schriftsteller machten, und nicht selten schon denjenigen des Lobes werth hielten, der nicht ganz zu verdammen ist. Doch finden sich auch mehrere Beurtheilungen, die sich durch Gründlichkeit und unparteyische Freymüthigkeit auszeichnen.

Die recensirten Schriften des 1. Bandes sind nach Rubriken geordnet. Weil aber die Recensionen nicht immer zu gehöriger Zeit einliefen, so konnte diese Verfahrungsart in den folgenden Bänden nicht befolgt werden. Die Herausgeber haben daher diesem Mangel durch ein jedem Bande vorgesetztes systematisch geordnetes Register abzuhelfen gesucht.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Oekonomisch-praktischer Unterricht über den vortheilhaften Anbau und die rechte Benutzung der Kartoffeln.* Zweyte ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage, von *K. E. B.* 1797. 310 S. 8.

Die wichtige Brodfrucht der Kartoffeln verdient mehr als zuwohl eine so ausführliche Arbeit, als hier der Vf. über diesen Gegenstand geliefert hat. Findet man schon die meisten Materien in vielen ökonomischen Schriften zerstreut, so ist es doch Verdienst, sie mit Prüfung zusammengestellt zu haben. — Das Buch theilt sich in 4 Hauptabschnitte. Der I. Abschnitt redet *von der Geschichte der Kartoffeln*, und dessen 1. Kapitel *von dem Namen und Vaterland der Kartoffeln.* 2. Kap. *Naturgeschichte der Kartoffeln.* — Die Menge der Namen reduciren sich auf wenigere Sorten. Durch die vielen und verschiedenen Provinzialschriften von dieser Frucht verwirrt sich der Vf. oft selbst, da er alles mögliche, das er davon finden konnte, anführt. Es hält aber schwer, sie deutlich zu unterscheiden, wenn man sie nicht selbst erzogen oder das Gewächs, Blüthe, Blätter, Stengel etc. selbst gesehen und seine Aufmerksamkeit auf ihre Verschiedenheit verwendet hat. Denn da diese nützliche Frucht nun in aller Welt gebaut wird, und zwar allermeist von Landleuten, die ihnen willkürliche Namen beylegen, so geht es den Kartoffeln, wie den Obstfrüchten: in jeder Provinz, in jeder Gegend, ja fast in jedem Dorf haben sie wieder andere Sortennamen. — Was die häufig so genannte röthlich gelbe *Viehkartoffel* betrifft, (die der Vf. auch unter mehrern Namen, jedoch nicht immer deutlich bezeichnet, anführt,) die weisse Blüthe, hellgrüne Blätter und Stengel etc. hat, sehr gross wird, und meist inwendig einen rothen Ring hat, auch häufig schlecht und wässerig ist, so vermisst Rec. verschiedenes von ihr zu wissen nöthiges. Diese Sorte ist in manchem Betracht nicht so verwerflich, als man gemeiniglich von ihr urtheilt, oder als sie in mancher *Erdart*, oder bey mancher *Jahres Witterung* wird. Aber eben diese Art ist nicht nur wieder verschieden, da es auch solche giebt, die keinen rothen Ring und viel mehrere mehligte Theile haben als jene: sondern sie hat auch sonstige Vorzüge. Ist der Boden nicht zu nass, und der Regen nicht zu häufig, so wird sie gut, und Rec. hat das beste Brod davon gegessen, welches selbst Becker kaum vom Kornbrod unterscheiden konnten. Sind sie auch roh gestossen und versüttert dem Rindvieh nicht so nahrhaft als die guten rothen Kartoffeln, so sind sie doch, mit Achtsamkeit und gehörig gekocht, nicht minder von Kraft. Sodann ist die Sorte nicht nur von sehr reichlichem Ertrag an sich, sondern hat auch diesen Vorzug vor allen Arten, dass keine unter den Bäumen mit solchem Gedeihen zu bauen ist, als diese. — Unter den vielen Arten Kartoffeln fehlt die neue aus Afrika nach Frankreich gekommene marmorirte Kartoffel, *(Pomme de Terre marbre.)* die Rec. vor etlichen Jahren aus Paris erhalten hat, die sehr gut ist, und sich auch reichlich vermehrt. Sie hat grosse weisse und violet blaue Flecken und blühet blau. Sie ist nicht die *gemarmelte lange rothe* des Vf. S. 64. Nr. 9. — Die chemische Zergliederung der Bestandtheile der Kartoffeln und die daraus gezogene Folgerungen und Vergleichung mit der Nahrhaftigkeit des Getreides sind von dem Vf. gut auseinandergesetzt. — II. Abschnitt: *Bau der Kartoffeln.* 1. Kap. *Boden für den Kartoffelbau.* Dieses Kap. ist sehr gut abgehandelt: nur ist vergessen, dass wenn man den Mist sparen muss, und nicht den ganzen Acker dün-

gen will oder kann, die Beylegung einer Handvoll Miſtes in das Loch der zu ſteckenden Kartoffel ſehr dienlich und wirkend iſt: doch kommt S. 132. etwas davon vor. 2. Kap. *Von Pflanzung der Kartoffeln.* 3. Kap. *Behandlung der Kartoffeln.* 4. Kap. *Einſammlung der Kartoffeln.* — Zu Gewinnung des Samens und Bereitung deſſelben wollte Rec. zum Abtrocknen dieſes zarten Samens gar keine Ofenwärme anrathen, ſondern blofs die Luft, weil ſonſt leicht durch das geringſte Verſehen der Keim könnte zerſtört werden. — Die Berechnung des engländiſchen Oekonomen über die *Culturkoſten der Kartoffeln* §. 6. iſt überflüſſig, und dem deutſchen Landmann weder verſtändlich noch überhaupt ohne Kenntnifs der Localverhältniſſe zu beſtimmen möglich. — Uebrigens aber iſt alles ſehr gut und praktiſch abgehandelt. — III. Abſchnitt. *Benutzung der Kartoffeln.* 1. Kap. Zur Ernahrung. — Es iſt zwar kaum nöthig, der Landfrau zu ſagen, wie ſie die Kartoffeln abſieden ſoll, als welches die allergewöhnlichſte Art iſt, ſie zur Speiſe auch der Menſchen zu bereiten. Indeſſen gehörte doch dieſer Punkt hieher; aber die Haupterfodernifs bey dieſer Kochungsart hat der Vf. nicht deutlich entwickelt, welche darin beſteht, dafs dieſe Frucht ſich mehlreicher, beſſer und ſchmackhafter kochet, wenn ſie ſchnell und gleichſam in einem Sud und mit nicht allzu viel Waſſer gar gekocht wird, als welches auch die angeführte engliſche Methode beweiſet. Uebrigens hat das reiche Verzeichnifs von Speiſen aus Kartoffeln für den Tiſch des Landmanns ſowohl als für leckere Gaumen ſeinen entſchiedenen Werth, wie nicht minder die Fütterungsarten dieſer Frucht für alle Arten der Hausthiere. — 2. Kap. *Anwendung der Kartoffeln zu anderm häuslichen Gebrauch.* — Hier folgt der Unterricht vom Kartoffelbranntweinbrennen, das umſtändlich beſchrieben, das Eſſigmachen aus Kartoffeln aber, und ihre Zubereitung zu Bier, Stärke, Puder etc. nur berührt wird. — 3. Kap. *Benutzung der gefrornen Kartoffeln.* — IV. Abſchnitt. *Krankheiten der Kartoffeln.* 1. Kap. *Mifsrathung der Kartoffeln.* 2. Kap. *Von der Abartung* (Ausartung) *der Kartoffeln.* — Hier ſind viele Unterſuchungen gelehrter Naturforſcher und mancherley Beobachtungen aufmerkſamer Landwirthe angeführt. — Das *Inhaltsregiſter* dieſes brauchbaren Buchs folgt nach der kurzen Vorrede.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Blumauer: *Anton Waterloo's Kupferſtiche.* Ausführlich beſchrieben von *Adam Bartſch*, Cuſtos und Aufſeher der Kupferſtichſammlung in der k. k. Hofbibliothek und wirkl. Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien. 1795. 156 S. 8.

Die hinterlaſſenen Kunſtwerke *Waterloo's*, vorzüglich ſeine geiſtreich geätzten Kupferſtiche waren von jeher für den Liebhaber nicht nur, ſondern auch für den Künſtler ſelbſt, ein Gegenſtand von nicht geringer Erheblichkeit, da ſie jenen vieles Vergnügen gewährten, dieſen aber zum lehrreichen Unterricht dienten. Daher kam es, dafs ſie immer mit der gröfsten Begierde geſammelt wurden, und dafs man ſich glücklich ſchätzte, wenn man auch nur einige Blätter von der Arbeit eines ſo berühmten Meiſters erhalten konnte. Indeſſen fehlte es bisher noch immer an einem vollſtändigen Verzeichnifs der wirklich vorhandenen Blätter deſſelben, noch mehr an einer genauen und kunſtmäfsig gefertigten Beſchreibung, ſo dafs ſelbſt der Liebhaber und Sammler nicht gewifs ſeyn konnte, ob er am Ziele ſey oder nicht. Sehr erwünſcht wird daher das gegenwärtige Verzeichnifs von der geſammten Verlaſſenſchaft dieſes ſo ſehr geſchätzten Künſtlers ſeyn müſſen, das der Vf. nach dem vollſtändigen Werk deſſelben, welches ſich in der Kupferſtichſammlung in der k. k. Hofbibliothek in *Wien* befindet, gefertigt hat. Da er ſelbſt Kenner iſt und alle Blätter in den beſten Abdrücken vor Augen hatte; ſo war es ihm leicht möglich, die Wünſche der Liebhaber ganz zu befriedigen. Die ſämmtlichen Stücke ſind genau und ausführlich beſchrieben, und einem jedem iſt nebſt einer Numer, auch eine, auf deſſen Vorſtellung ſich beziehende beſondere Benennung vorgeſetzt worden, ſo dafs die Liebhaber ihre Nachſuchungen eben ſo bequem als geſchwinde vornehmen können. Auch iſt die Breite und Höhe aller Blätter, nach dem alten franzöſiſchen Maafsſtabe bemerkt worden. Was den Künſtler ſelbſt betrifft, ſo erinnert der Vf. in der Vorrede, dafs man von ſeinen Lebensumſtänden, wenig oder nichts zu ſagen wiſſe. Nach *Descamps* Meynung kam er um das Jahr 1618 zur Welt. Als ſein Geburtsort wird theils *Amſterdam*, theils *Utrecht* angegeben. So viel iſt aber doch gewifs, dafs er in einem zwiſchen *Maarſen* und *Breuxelen*, nächſt *Utrecht* gelegenen Orte, viele Jahre gewohnt hat. Er ſtarb in mifslichen Umſtänden, im Hiobsſpitale bey *Utrecht*. Er malte zwar Landſchaften, die ſehr geſchätzt und geſucht werden; doch waren es vorzüglich ſeine Kupferſtiche, die ihm einen ſo ausgebreiteten Ruhm erworben haben. Seine Lieblingsgegenſtände waren Waldungen, die er ſo meiſterhaft darzuſtellen wuſste, dafs man das wahre Bild der Natur in ſeinen Kunſtwerken nicht verkennen kann; beſonders iſt die vortreffliche Art, womit er den Raumſchlag behandelte, bewundernswürdig. In der Darſtellung von menſchlichen Figuren und von Thieren war er weniger geübt, daher er ſie auch in ſeinen Kupferſtichen nur ſparſam anzubringen pflegte. Seine Platten liefs er gewöhnlich nur ſchwach ätzen, und überarbeitete ſodann das Ganze mit dem Grabſtichel. Der angezeigten und beſchriebenen Blätter ſind 136. Den Beſchluſs macht ein brauchbares Regiſter, nach den Numern und nach den denſelben beygefügten Benennungen, nebſt Bemerkung der Breite und Höhe derſelben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. März 1798.

GESCHICHTE.

AURICH, b. Winter: *Oſtfrieſiſche Geſchichte* von *Tileman Dothias Wiarda*, Secretär der oſtfrieſiſchen Landſchaft. Erſter Band bis 1439. 1791. 479 S. Zweyter Band von 1441 bis 1540. 1792. 438 S. Dritter Band von 1540 bis 1611. 1793. 607 S. Vierter Band von 1611 bis 1648. 1794. 554 S. Fünfter Band von 1648 bis 1668. 1795. 453 S. Sechſter Band von 1668 bis 1714. 1796. 505 S. Siebenter Band von 1714 bis 1734. 1797. 502 S. 8.

Die redliche Arbeit eines wohlunterrichteten Forſchers, welchen auch ſeine äuſsere Lage vorzüglich berechtigte, die Geſchichte ſeines Vaterlandes zu ſchreiben! In einer ſtändiſchen Verſammlung ward er aufgefodert, eine vaterländiſche Geſchichte zu bearbeiten. „Dieſes Zutrauen, ſagt er, welches die Repräſentanten der ganzen Nation zu mir äuſserten, legte es mir zur Pflicht auf, mich über alle Schwierigkeiten hinwegzuſetzen, und die Hand an ein Werk zu legen, woran ich vorher nie gedacht habe. Wahrheit und parteyloſe Darſtellung der Thatſachen habe ich bey Behandlung dieſer Geſchichte mir zum erſten Grundſatz gemacht. Dieſe Thatſachen habe ich erſt aus Urkunden, dann aus gleichzeitigen, oder auch der beſchriebenen Epoche zu nächſt lebenden Schriftſtellern, und endlich aus andern vaterländiſchen und auch ausheimiſchen Geſchichtſchreibern gezogen. Für mich habe ich zwar die beruhigende Ueberzeugung, daſs ich von der Wahrheit, ſo fern ich ihr habe nachſpähen können, nie weder zur rechten, noch zur linken abgewichen bin; um aber auch den Leſer davon zu überführen, ſo habe ich meine Gewährsmänner in den Anmerkungen nachgewieſen. Dadurch bin ich denn dem Vorwurf ausgewichen, womit der Kanzler Ludwig die Aſche unſers groſsen Emmius entweihet hat."

Dieſe kurze Vorrede charakteriſirt ſchon den Mann, wie er ſich dies ganze Werk hindurch zeiget. Voll deutſcher Anhänglichkeit an ſeinem Vaterlande, aber deshalb nicht parteyiſch für daſſelbe, emſig in ſeinen Nachforſchungen, als käme es darauf an, einen noch anhängigen Rechtshandel durch ſie zu entſcheiden, ſo wirthſchaftlich geſinnet, daſs er von allem aufgefundenen auch gar nichts will verloren gehn laſſen, woran die Neugierde des patriotiſchen Oſtfrieſen nur einigermaſsen Gefallen findet, es ſey denn, daſs für die Ehrbarkeit eine gar zu ſchreckende, ärgerliche Blöſse dadurch aufgedeckt würde, hat der Vf. ohne Anſpruch auf einen geläuterten hiſtoriſchen Geſchmack und auf hiſtoriſche Kunſt, über ſein Vaterland ein mühſames Werk geliefert, welches unentbehrlich iſt für den Forſcher der deutſchen Geſchichte, und wie es über alle Provinzen Deutſchlands geſchrieben werden muſs, wenn je ein hiſtoriſches Kunſtgenie die Geſchichte deſſelben auf eine würdige Weiſe für die Nachwelt darſtellen ſoll. Selbſt alle *gedruckte* Hülfsmittel für die Hiſtorie der einzelnen Provinzen würde er auch in der günſtigſten äuſsern Lage nicht benutzen können; denn viele von ihnen ſind nie über den engen Kreis, in welchem ſie entſtanden, hinausgekommen, und manche ſind für denjenigen durchaus unverſtändlich, welcher nicht gleichſam auf dem Heerde, dem ſie angehören, geboren worden oder Jahre lang einheimiſch geweſen. Wie aber, wenn einſt ein hiſtoriſcher Genius ſich unſerm Vaterlande weihet, wie würde er Gelegenheit und Zeit finden, aus den *ungedruckten* Quellen jeder Provinz dasjenige zu Tage zu fördern, was in der allgemeinen Geſchichte der Deutſchen unentbehrlich iſt? Deshalb ſind ſolche Werke, wie das gegenwärtige, von unſchätzbarem Werthe; und mit welchen geringen Koſten könnten allenthalben die deutſchen Regierungen Männer beſolden, welche es über ſich nähmen, die Geſchichte einer gewiſſen Gegend *ſo* zu bearbeiten? Wenn man fürchtete, durch die Publicität mancher Dinge zu verlieren, (wie ſelten wird das der Fall ſeyn?) ſo könnte jedes Werk ſolcher deutſchen Hiſtoriographen ja gleichſam ein Eigenthum der Regierung ſeyn, deſſen Gefahr bringende Parthien bis zu der Zeit, wo ſie völlig unſchädlich ſind, dem öffentlichen Gebrauch vorenthalten würden. Genialiſche Geiſter aber ſind zu einem ſolchen Geſchäfte nicht nöthig; ſelbſt gebildete Jahrhunderte ſehen ſelten einen Geiſt, der für hiſtoriſche Kunſt *geboren* wäre, indem die Verbindung eines harmloſen, unbefangnen, und doch ſtarken, Charakters, eines kalten, tief eindringenden Urtheiles und einer glühenden Einbildungskraft ſelten durch die Geburt geſtiftet wird: nur Männer, die den gehörigen Grad von Scharfſinn, von Redlichkeit des Gemüthes, Kenntniſſen, und Fleiſs haben, welcher zur Abfaſſung einer ſolchen Specialhiſtorie erfodert wird, die der künftige Geſchichtſchreiber Deutſchlands brauchen kann, findet man *allenthalben* in unſerm Vaterlande. Auch möchten die Regierungen wohl einſehn, daſs die Anſtellung deutſcher Hiſtoriographen der Provinzen eben in dieſer Zeit für ſie ungemein fruchtbringend ſeyn würde. Die gierigen Hoffnungen, welche auf den Ruinen der alten Verfaſſung ihr glänzendes Luftgebäude

bäude errichten, nehmen auch in allen Gegenden Deutſchlands die Gemüther ein. Nichts aber macht uns zur billigen, weiſen Beurtheilung der alten Einrichtungen des bürgerlichen Lebes, von welchen wir umgeben ſind, ſo geſchickt, macht uns dieſelben ſo werth, als eine genaue Kenntniſs von ihrer Entſtehung und Entwicklung.

Die Geſchichte des heutigen Oſtfrieslands bis gegen die Zeiten der Reformation hin iſt auch darum äuſserſt merkwürdig, weil in jener Gegend des nördlichen Deutſchlands, wo die Chauken und Frieſen gleichſam zuſammen floſſen, die alte germaniſche Demokratie ſich ſo ungleich länger und reiner, als in unſerm ganzen übrigen Vaterlande erhalten hat. Chauken waren die erſten Bewohner des Striches an der Nordſee zwiſchen der Emſe und der Weſer; doch ward zur Zeit der Volkerwanderungen das heutige Oſtfriesland ein Theil der frieſiſchen Republik. Durch ihre vertraute Bekanntſchaft mit der See erhielten die Bewohner dieſer Gegend früh einen kühnen Geiſt, der Abentheuer liebte, und früh in Verbindung mit dem erſten verwegenen Römer, welcher als Eroberer dieſe Küſte betrat, nachher an den angelſachſiſchen Zügen nach England, dann an Karls des Groſsen Unternehmungen bey den Pyrenäen, und vorzüglich ſpäterhin an den Kreuzzügen mit groſser Freude Theil nahm. Aber ſo ſehr der Frieſe an einen freyen Schwung der Gedanken über die Heimath hinaus durch dieſe Theilnahme ſich gewöhnte, blieb die Maſſe der Nation durch ihre Lage, welche ſie niemals in die allgemeineren Schickſale der Deutſchen ſehr verwickelte, bey der väterlichen Sinnesart, und durch eben dieſe Entfernung von dem regierenden Hofe, in der uralten Verfaſſung; denn die königlichen Beamten konnten durch den entfernten Hof nicht ſo unterſtützt werden, daſs ſie ſich hier hätten erhalten können, als das königliche Anſehn bald nach Karl dem Groſsen ſo ſehr geſunken war. Von dieſer dreyfachen Bemerkung muſs man wie von dem Standpunkte ausgehn, um den *Geiſt*, nicht bloſs den *Buchſtaben* der Oſtfrieſiſchen Geſchichte zu faſſen. Wenn der Vf. ſolche lichte Punkte mit Klarheit und Kraft anſchaulich gemacht hätte: ſo würde man die vielen Materialien ſeines Werkes mit gröſserm Vergnügen und Nutzen überſehn können.

Der Oſtfrieſiſche Staat war ein Bund von ungefähr zwölf kleinen Landſchaften, ehemaligen Grafſchaften, nachdem die Beſtellung der Grafen während der Zerrüttung des Reichs gänzlich verabſäumet war. Durch gewiſſe Fundamentalgeſetze waren die Landſchaften zu einem Staate verbunden; übrigens war jede eine beſondere Demokratie. Auf dem Volk ruhte die geſetzgebende Gewalt, von ihm wurden die Aemter beſetzt, bey ihm war die höchſte richterliche Gewalt. Am ſchwerſten wurde es dem Frieſen, wider die Eingriffe der Geiſtlichkeit ſeine Freyheit unverſehrt zu bewahren; aber ſo groſs der Schwarm der Prieſter im Lande war, wuſste er ſie doch in Abhängigkeit zu erhalten. Kein Prieſter durfte ſich, nach einem ausdrücklichen Geſetze, mit weltlichen Angelegenheiten befaſſen; die Frieſen waren das einzige Volk in der Chriſtenheit, welches von der Abgabe der Zehnten und Erſtlinge nicht gedrückt war; um ihren Hausfrieden zu ſichern, litten ſie auch keinen unverheuratheten Prieſter unter ſich. Ihnen geziemte es, daſs einer dem andern mit dem Trinkhorn in der Hand zutrank: *het ghildt eele frye Fryſe, dir gilt es edler freyer Frieſe!*

Früher oder ſpäter zeigen ſich der Klerus und ein Ritterſtand als Mitbeſitzer der geſetzgebenden Gewalt in dieſen kleinen Demokratien, aber doch in allen ſehr ſpät. Im Brockmerlande war ſelbſt noch in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Ruder der Regierung einzig in den Händen der gemeinen Landbeſitzer. Der Hausmannsſtand konnte unmöglich nach allen ſeinen einzelnen Gliedern wegen der groſsen Zahl derſelben auf dem Landtag erſcheinen; jeder Diſtrict ſchickte daher einige ſeiner Richter als Repräſentanten auf denſelben. Der Ritterſtand bildete ſich erſt durch den Drang der Umſtände. Die Frieſen zwiſchen der Emſe und der Weſer litten zum Theil durchaus keine ſteinerne Gebäude, bis gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, auſser den gottesdienſtlichen; aber der Verfall des allgemeinen Bundes der kleinen Staaten und die nachtheilige Wirkung davon vornehmlich auf die Rechtspflege machten bald es zum Bedürfniſs, feſte Gebäude zum Schutze wider räuberiſche Banden und den auswärtigen Feind anzulegen. Wer nun auf ſeinem Grunde eine ſolche Burg erbaute, in deſſen Schutz gab ſich wenigſtens ein groſser Theil der gemeinen Landbeſitzer der Gegend umher, und übernahm dafür die Erlegung gewiſſer Abgaben und andere Verpflichtungen. Ein ſchwacher Strich von Ariſtokratie miſchte ſich nun in die Demokratie, dort ſtärker, hier ſchwächer, denn die Beſitzer ſolcher Burgen erhoben ſich bald über die Maſſe der gemeinen Landbeſitzer, zu welchen ſie gehöret hatten, und glaubten als *Hauptlinge* ihrer Gegend Repräſentanten auf dem Landtage für diejenigen ſeyn zu müſſen, die ſich ihrem Schutze vertrauet hatten. Sie fingen an den Adelſtand zu bilden.

Es läſst ſich leicht vermuthen, daſs nach der Entſtehung dieſer Häuptlinge der Kampf zwiſchen ihnen Hauptgegenſtand der oſtfrieſiſchen Geſchichte wird. Wirklich iſt Oſtfriesland in dieſer Periode ganz das im Kleinen, was noch immer das politiſche Europa im Groſsen iſt. Das Syſtem des Gleichgewichtes iſt die Hauptmaxime der Häuptlinge; auf Familienverbindungen bauen ſie immer und finden ſich faſt immer in ihrer Hoffnung betrogen; ſobald einer von ihnen zu mächtig wird, durch ſchlaue Unterhandlungen zu viele Bundesgenoſſen gewinnet, ſo ſchreyen die ſchwächeren Häuptlinge den gemeinen Landbeſitzern mit ſcheinbar patriotiſchem Eifer unaufhörlich zu, daſs ihre Freyheit in Gefahr ſey, und an der glühenden Liebe für dieſelbe ſcheitert die gefürchtete Macht. Die Eiferſucht zwiſchen den

Herr-

Herrſcherlingen ſicherte die Reſte der Freyheit dem Volke, wie jetzt vielen Nationen die Eiferſucht zwiſchen den *Herrſchern* Europas. Auch ſuchten bey den innern Streitigkeiten, wie unter den groſsen Staaten es noch immer Sitte iſt, die benachbarten Mächte ſich zu bereichern; vorzüglich miſchten ſich in dieſelben die Grafen von Holland und die Hanſeeſtädte. Nur in drey Punkten paſst jene Vergleichung nicht ganz. Wenigſtens unſere Fürſten und Könige behandeln ſich gegenſeitig nicht ſo grauſam, wie die Häuptlinge ſich unter einander quälten und mordeten. Einer der mächtigſten von ihnen, *Edo Wimken* nahm ſeinen Schwager *Hayo Huſeken* gefangen, ſchleppte ihn mit nach Jever, und lieſs ihn mit ſataniſcher Grauſamkeit erſt aushungern, und dann mit neuen härenen Stricken mitten durchſägen. Zweytens ſtehen in ſo fern unſere europäiſchen Herrſcher noch jenen Häuptlingen nach, daſs ſie nicht, wie dieſe mit unter thaten, einen allgemeinen Bund der Eintracht unter ſich alle ſchwören; der ewige Friede würde freylich darum eben ſo wenig eintreten, als er in Oſtfriesland dadurch bewirkt wurde. Drittens wird es nie einem unſerer Monarchen gelingen, Herr aller Staaten zu werden, wie der Häuptling *Ulrich Cirkſena* von den Ständen zum Oberhaupt und Regenten von Oſtfriesland angenommen wurde. Der Kaiſer Friedrich III. belehnte ihn mit den Ländern zwiſchen der Emſe und der Weſer, erhob ihn und ſeine Deſcendenten in den Reichs-Grafenſtand und Oſtfriesland zu einer Reichs-Grafſchaft.

Von dieſer Epoche an verlor der Charakter der alten frieſiſchen Freyheit allmälig ſein Gepräge, das er bisher noch immer erhalten hatte, weshalb Aeneas Sylvius, der nachherige Pabſt Pius II. um dieſe Zeit noch eine Schilderung der Frieſen entwirft, die faſt ganz auch den älteſten Zeiten entſpricht. „Sie ſind ein unbändiges in den Waffen wohlgeübtes Volk, ſtark und groſs von Körper. Sicher und unerſchrocken trotzet es auf ſeine Freyheit, ob ſchon Philipp von Burgund ſich Herr von Friesland nennt. Aber in der That ſind die Frieſen ein freyes Volk, welches nach ſeinen uralten Sitten lebet, kein fremdes Joch erträgt, und nicht über andere zu herrſchen verlanget. Den Frieſen miſsfallt eine hohe Kriegeswürde. Einen vornehmen Mann, der ſich über andere erhebet, dulden ſie nicht. Jährlich wählen ſie ihre Magiſtratsperſonen, die dem Staate mit gleichem Rechte, ohne Unterſchied der Perſon vorſtehen; ſtrenge ſtrafen ſie die Unzucht der Frauensperſonen, nicht leicht nehmen ſie unverheirathete Prieſter an, damit ſie fremde Ehebetten nicht beſudeln; denn ſie halten dafür, daſs Enthaltſamkeit *der* Art über die Natur des Menſchen gehe.“

Wie mächtig die *Cirkſenaiſche* Familie geweſen ſeyn müſſe, erhellet daraus, daſs ihr kein Häuptling ſehr gefährlich wurde, ſeitdem ſie in den Grafenſtand war erhoben worden, wozu aber die perſönlichen Eigenſchaften ihrer Glieder viel mögen beygetragen haben. Beſonders war Graf *Edzard der Groſse* ein ſehr planmäſsiger Fürſt, der zuerſt die Primogenitur in ſein Haus einführte, und beym Anfang der Reformation ſie in ſeinem Lande auf eine ſo weiſe Art beförderte, wie wenige Regierungen. Unverkennbar blickte ſeine eigne Liebe für die neue Lehre hervor; aber innigſt überzeugt, daſs ſie bey ſeinen Unterthanen ohne ſein Zuthun Beyfall genug finden werde, war er weit entfernt, ſie irgendwo durchaus einführen zu wollen. Daſs bis auf wenige Familien bald alle Bewohner Oſtfrieslandes dem alten katholiſchen Syſtem untreu wurden, davon war wohl vorzüglich Urſache, daſs die Frieſen die Biſchöfe in der Nähe, welche bisweilen Eingriffe in ihre Freyheit verſucht hatten, tödlich haſsten, daſs nie die Hierarchie mit ihren Vorurtheilen bey ihnen tiefe Wurzel hatte faſſen können, und daſs das Zauberwort der Freyheit, von welchem Luthers Lehre begleitet war, auf kein Volk ſo ſtark, wie auf ſie, wirken konnte. Es iſt ein intereſſanter Anblick, wie wiederum die Wittenberger Reformatoren und Theologen auch für dieſen entfernten Winkel von Deutſchland gern thätig waren.

Auffallen möchte es dagegen, daſs in Oſtfriesland, wo die Reformation ſo leicht gediehen war, nachher Religionsſecten und einzelne Abentheurer leicht Eingang fanden. Allein die Nähe der Niederlande und andere Eigenheiten der Lage dieſer deutſchen Provinz erklären dieſe Erſcheinung. Die wütende Verfolgung der Bekenner der neuen Lehre durch die Spanier in den belgiſchen Ländern riefen da alle Secten hervor; Oſtfriesland war ihre erſte und ſicherſte Zuflucht, wenn ſie dem Sturme weichen muſsten. Auch begünſtigte der freye Sinn der Frieſen den Geiſt der religiöſen Parteyen, und Männer aus dem oberen Deutſchland, die zu viel Aufſehn für ihre Ruhe und ihr Glück gemacht hatten, konnten in dieſem entfernten Küſtenlande unbemerkter leben, konnten von da aus ſchnell Deutſchland gänzlich verlaſſen. Der bekannte *Karlſtadt von Bodenſtein*, welcher aus Sachſen vertrieben war, kam endlich, nachdem er bald hie, bald dort, gelebt hatte, nach Oſtfriesland. „Hier lebte er zu Marienhave, und gab ſich mit dem Ackerbau ab. Bey Marienhave iſt noch ein Stück Landes, welches das Bodenſteiniſche Land genennet wird. Bey dieſer ſeiner eingezogenen Lebensart ſuchte er doch ſich hin und wieder Anhang zu verſchaffen.“ Die Sacramentſtreitigkeiten und ein heftiger Parteygeiſt zwiſchen den Lutheranern und Reformirten wurden für Oſtfriesland eine Quelle mannichfaltiger Unruhen, welche auf die Eiferſucht zwiſchen der gräflichen Familie und den Ständen einen ſtarken Einfluſs hatten. Bey der inneren Zerrüttung ſpielten die General-Staaten eine gröſsere Rolle, als die Verbindung der Grafſchaft mit dem Reiche.

Von den Modificationen, welche der oſtrieſiſche Staat durch die Reformation erhielt, iſt folgende bey weitem die merkwürdigſte. Nachdem die Kloſter ſäculariſirt, und die Geiſtlichen während der Regierung des Grafen *Enno I.* ſehr waren gedrückt worden, verſchwand der geiſtliche Stand gänzlich von

dem Landtage. So fanden ſich auf dieſem alſo nur noch zwey Stände, die Ritterſchaft und die gemeinen Landbeſitzer. Weil dieſe hier nie ihre groſse altgermaniſche Ehre verloren, wie in andern deutſchen Provinzen, und einen zahlreichen, mächtigen Stand ausmachten: ſo rechneten ſich die Städte, obgleich ſie früh in Oſtfriesland gediehen, bisher immer zu ihm. Der gewaltige Flor, deſſen ſich die Stadt *Emden* immer mehr erfreute, und ihre Macht, wodurch ſie allein den Grafen ſchon Trotz bieten konnte, dann die ungewöhnliche Erſcheinung, daſs man nur zwey Stände auf dem Landtage ſah, wurden Urſache, daſs die Städte ſich von den gemeinen Landbeſitzern trennten, und einen eignen Stand zu bilden anfingen. Noch gegenwärtig machen den oſtfrieſiſchen Landtag dieſe drey Stände aus, *nobiles, cives et plebeii.*

(Der Beſchluſs folgt.)

MILANO: *Il Redattore del Gran Conſiglio della Repubblica Ciſalpina.* Nr. 1—29. Frimale 2—30. Anno VI. républicano (1797.) 400 S. gr. 8.

Ein officielles Tagblatt, oder, der ſummariſche (nicht wortliche) Inhalt der Sitzungen und Berathſchlagungen des ſogenannten *groſsen* Raths der Ciſalpiniſchen Republick vom 22ten November, bis zum 21ten December 1797, folglich über den erſten Monat ſeiner Conſtituirung. Für den gleichzeitigen Staats-Mann ein faſt unentbehrliches Hülfsmittel bey den politiſchen Berechnungen über den Geiſt dieſes entſtehenden Freyſtaats, und für den Hiſtoriker ein um ſo wichtigerer Beytrag zu den Annalen der Literatur, da dieſes Staatsbuch auf den Fuſs einer Zeitung bis jetzt verlegt und abgeſetzt, alſo auſser den Grenzen von Cisalpinien faſt nicht verſandt wird.

Titel und Zuſchnitt zeigen an, daſs alles nach dem franzöſiſchen Urbilde gemodelt iſt. — *Redattore* wegen des halb officiellen Pariſer Blattes dieſes Namens, die franzöſiſche *Stellung* der Stunden-Uhr und die *Zeitrechnung* nach der franzöſiſchen Freyheit, die *Liberté* und *Egalité* der *Cittadino*, die *caſe d'urgenza*, das *Meſſaggio dell Direttorio*, u. ſ. w. Das *Gran Conſiglio* oder das *Conſiglio dei Juniori* ſelbſt iſt das Seitenſtück zu dem Rath der 500 in Frankreich; dieſer Rath beſteht aus 160 Mitgliedern und theilt die geſetzgebende Gewalt mit dem *conſiglio dei Seniori* (Rath der *Alten.*) Von dem Inhalt der Berathſchlagungen geben der *Moniteur* und *Poſſelt's neueſte Weltkunde* weitläuftig den Umriſs. Doch kam in dieſen beiden Sammlungen einiges nicht vor, was auf die Literatur Bezug hat, oder doch im feinſten Detail intereſſant iſt. Unter den Familienbenennungen giebt z. B. der Name des proviſoriſchen Präſidenten (Phyſiker) *Fontana*, des Venetianers (Apotheker) *Dandolo*, des *Greppi Belliſomi*, (in der Liſte S. 6 und 7.) ſo wie der des Deputirten *Allemagna* manche Erinnerung an die Hand. — Der Anfang der Sitzungen war gewöhnlich zwiſchen 10 und 11 Uhr, das Ende oft um 5 Uhr Nachmittags. Jeder Anfang war die Vorleſung des letzten *Verbal-Proceſſes.* Feder und Dinte liegen auf den Plätzen der Repräſentanten, die alſo nicht, wie die Deputation in Raſtadt, von Tiſchen und Schreibmaterialien entblöſst ſind. Eine Loge iſt abgeſondert für die Zeitungs-Schreiber und Journaliſten (*Gazettieri e Giornaliſti.*) — Auf Francini's Vorſchlag werden auch neue geographiſche Karten von mehreren Departementen gefertiget, (S. 66.) — Bemerkenswerth iſt auch S 105. die Beſchwerde gegen eine Zeitung (*Gazzettiere ſenza Titolo*) über die Verdrehung der Abſtimmungen. Ein gewiſſer *Lupi*, wird darin als Vf. der Zeitung angegeben und als *venale* und *menzogneze* geſchildert. *Deho* vertheidigt ihn wegen der Preſsfreyheit, und das *Gran Conſiglio paſſa all ordine del giorno.* — In Nr. XIX. bitten die Geographen *Dalbe* und *Pinchetti* um ein bequemes Local, und Brennholz zu ihrer Anſtalt für Vermeſſungs-Reſultate. *Buonaparte's* Namen, Reden und Thaten nennt faſt jedes Blatt; Muthmaſsungen über den Geiſt ſeiner Anordnungen, verſchiedene Traditionen über das, was er geſagt oder gemeynt habe (z. B. *Seduta* 26. S. 383.) Zank über ſeine *diſcorſi fatti in particolare*, (*Privat Aeuſserungen*) und über die Auslegung ſeiner *officiellen* Reden. Nur ein Beyſpiel aus S. 422. In der von ihm (*Buonaparte*) hinterlaſſenen Liſte von Repräſentanten war auch der Name *Ferro;* niemand wuſste ob ein Ferro aus *Milano* oder aus *Venetia* damit gemeynt war; der Miniſter des Innern ſchrieb nun in der Verlegenheit wegen ihrer Aufnahme in den Senat an beide. — Daher auch der Kampf der Räthe mit dem Directorium, und die geheime Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des letzten. Dies ergiebt ſich S. 423. in der Nachfrage wegen des Repräſentanten und bevollmächtigten Miniſters *Melzi d'Erite* in Raſtadt, wie ſolcher eine ſechsmonatliche Verlängerung ſeiner Abweſenheit, ſowohl der Geſchäfte als ſeiner Geſundheit wegen, begehrte. Man foderte nämlich ſogleich von dem Directorium eine beſtimmte Anzeige, ob gedachter *Melzi*, in öffentlichen oder Privat-Angelegenheiten abweſend ſey. — Von der Vollſtändigkeit dieſes *Redattore* endlich giebt dieſes einen Beweis, daſs *Gatti* und *Salvioni*, im *Gran Conſiglio* am 21 Frimale ſich über das Auslaſſen ihrer Eidesleiſtung im Redattore der 7ten Sitzung beſchweren; daher man dieſe in Nr. XIX. nachgetragen findet. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. März 1798.

GESCHICHTE.

AURICH, b. Winter: *Oſtfrieſiſche Geſchichte*, von *Tileman Dothias Wiarda* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Beym Ausbruche des dreyſsigjährigen Krieges muſste ſich Oſtfriesland ſchon darum ein trauriges Schickſal verſprechen, weil die Spanier und die Generalſtaaten beide es ſchon immer auf ihre Seite hatten ziehn wollen. Um ſo eher muſste es nun fürchten, ein Schauplatz des Krieges zu werden, der ſich über ganz Deutſchland hinzog. Unausſprechlich litt es bald, indem ſich die wilden Schaaren der beiden Abentheurer, des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, mit Franzoſen vereinigt, auf ſeine reichen Gefilde lagerten. Die Rache der Einwohner, verbunden mit Hunger und Krankheiten, wüthete nebſt dem Schwerdt des Feindes ſo unter dieſen rauberiſchen Schaaren, daſs von 19400 Mann, welche eingezogen waren, nur 8500 die Provinz wieder verlieſsen.

Unter den Beyſpielen von der Unordnung jeder Art, die ſich bey dieſen Schaaren fand, liefert der Vf. die Geſchichte von einer fürchterlichen Juſtiz, welche ein mansfeldiſcher Officier gegen ſeine Frau ſelbſt ausüben durfte. Sie diene zugleich zur Probe von dem erzählenden Tone dieſes Werks. B. 4. S. 196. „Der Obriſte *Joachim von Carpitzo*, und mit ihm andere Officiere wurden von dem Grafen von Mansfeld in ſeinem Standquartier zu Leer bewirthet. In dieſer muntern Geſellſchaft wurden bey einem Glaſe Wein viele Liebesgeſchichten erzählt: Carpitzo wurde mit der leichtfertigen Aufführung ſeiner Frau ſelbſt geſchoren. Dieſes verdroſs ihn. In einem ernſthaften Tone verlangte er von dem Officiere, der dieſes vorbrachte, nähere Aufklärung. Dieſer erwiederte: ſie buhlet mit mir ſelbſten, und vielen andern geringern Standes. Der Obriſte ſtand ſofort von der Tafel auf, ging in das Nebenzimmer, worin ſeine Frau mit andern Damen ſich beluſtigte, und befahl ihr, ihm nach *Jemgum* zu folgen. Hier ſtellte er ihr ihre Unzucht vor, und machte ihr die Strafe bekannt, die er über ſie verhängen wollte. Sie ſollte enthauptet werden. Alles ihr Bitten, ihr Flehen, das Verſprechen der Beſſerung, ihr Vorſchlag, ſich von ihm auf immer zu trennen, fruchtete nichts. Er blieb feſte bey ſeinem Vorſatze, und lieſs einen Prieſter holen, der ſie zum Tode vorbereiten ſollte. Sie muſste ſich denn in ihr Schickſal fügen, betete mit dem Prieſter, genoſs in der Kirche das Abendmal, und wurde dann des folgenden Tages am 28. Jul. (1623) in einen Saal geführet. Hier befand ſich Carpitzo mit ſeinem Scharfrichter. Er, Carpitzo, entblöſste ſelbſt ſeiner Frau den Hals. Nun befahl er dem Scharfrichter, ſein Amt zu verrichten. Wie dieſer aber zögerte, ſo riſs er ihm das Schwert aus den Händen und wollte die That ſelbſt verrichten. Der Scharfrichter ſah nun den Ernſt ſeines Obriſten, bat ſich das Schwert wieder aus, erhielt es, und ſchlug der Frau Obriſten den Kopf herunter.“ . . Wir finden nicht, daſs Carpitzo wegen dieſer That von irgend einer Obrigkeit zu Verantwortung gezogen wurde. In Holland wollten ihn eifrige Matronen wegen derſelben ſteinigen.

Dauernder als das Ungemach durch die zügelloſen Schaaren jener Abentheurer war, ſeit dem heimlichen Einverſtändniſſe des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien mit dem Landgrafen Wilhelm V von Heſſen-Caſſel, der Druck der heſſiſchen Einquartierung für Oſtfriesland, welche mehr als zehn Jahre währte. Die Landgrafinn Amalia Eliſabeth, die nach dem Tode ihres Gemahls die vormundſchaftliche Regierung führte, verſtand es trefflich, durch ein rüſtiges Heer auf fremde Koſten ſich furchtbar zu machen.

Mit dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe, aus welchem der Vf. zweckmäſsig heraushebt, was auf ſein Vaterland Einfluſs hatte, begann für daſſelbe noch keine glückliche Periode; denn die vormundſchaftliche Regierung der Fürſtinn *Juliane* war gerade das Gegentheil von der Staatsverwaltung der heroiſchen Landgrafinn, ein Gewebe von Intriguen der Günſtlinge. Die Leſer der A. L. Z. erinnern ſich vielleicht aus der Anzeige des zweyten Theils der *oldenburgiſchen Geſchichte, von G. A. v. Halem* (ſ. A. L. Z. 1797. Nr. 48.) der *Fraulein von Ungnad*, der getäuſchten Geliebten des Grafen Ant. von Oldenburg. Sie lebte jetzt bey der Fürſtinn *Juliane* von Oſtfriesland, und machte ihren Gemahl, einen Hn. *von Marenholz*, zum geheimen Rath. „Sie miſchte ſich, ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, in alles, was vorkam, drehte die Fürſtinn Juliane wie ſie wollte, und zog ihr alles aus den Händen, ſo daſs ſie ſtets nothdürftig war.“ In der Grafſchaft herrſchte bald eine völlige Anarchie, indem die Stände durchaus die vormundſchaftliche Regierung nicht anerkennen wollten. Sie ſehnten ſich den noch minderjährigen Grafen *Enno Ludwig* am Staatsruder zu ſehn. Von ſeinem zehnten Jahr an war er im Haag erzogen; nachher war er England. Frankreich und Italien durchgereiſt. *Marenholz* ſuchte ihn entfernt zu halten,

und fürchtete ſelbſt ſchon ſeinen Aufenthalt in Wien. Der Graf war hier Reichshofrath geworden, und ward vom Zuſtande ſeines Landes genau unterrichtet. Beſonders aber brachte ihn ſeine Vatersſchweſter, die verwittwete Landgräfinn von Heſſen-Butzbach, gegen ſeine Mutter in Harniſch, welche ihr den Plan, ſich mit dem Landgrafen Johann von Heſſen-Breubach (einem Bruder der Fürſtinn Juliane) zu vermählen, ſoll vereitelt haben. In Begleitung dieſer ſeiner Tante traf er unerwartet in Oſtfriesland ein. Bey einer feyerlichen Zuſammenkunft in Aurich gab er Befehl, den geheimen Rath zu arretiren. „*Marenholz* (ſo erzählt der Vf.) ſtand wie verſteinert; ſeine gegenwärtige Gemahlinn wehklagte, ſuchte Schutz bey der Fürſtinn, und die ebenfalls beſtürzte Fürſtinn proteſtirte wider den Arreſt. Sie hielt den Arreſt ungerecht, weil keine hinlängliche Urſachen dazu vorhanden waren; unſchicklich, weil dieſe Handlung in ihrer Kammer vorgenommen wurde; und unzuläſsig, da ſie regierende Vormünderinn war. *Enno Ludwig* war kaiſerlicher Reichshofrath. Dieſe Stelle war ihm nun äuſserſt wichtig, weil ſie dem Minderjährigen nach den Reichsgeſetzen die Rechte der Volljährigkeit zuführt.“ . . . „*Enno Ludwig* war bey der Vernehmung des Inquiſiten ſelbſt gegenwärtig. Das Hauptverbrechen, deſſen Marenholz beſchuldigt wurde, beſtand in einer langjährigen Liebesgeſchichte mit der Fürſtinn Juliane. Er konnte zwar nicht *entkennen*, dafs er oft zur ungewöhnlichen Zeit des Abends ſpät alleine bey der Fürſtinn geweſen, blieb aber dabey, *dafs er ihr alsdenn aus der Bibel vorleſen müſſen.* Schärfer zugeſetzt *(der Vf. will hiemit ſagen, dafs der Scharfrichter ihm mit den Folterinſtrumenten nahe kam!)* beichtete er Umſtände und Anekdoten, die die verhandelten Acten durchaus ſchmutzig machen. *Der Graf und die Commiſſarien hielten nach dieſer ſeiner Ausſage feſte davon, die Fürſtinn ſey von Marenholz oder ſeiner Frau durch einen Liebestrunk verführet, oder doch wenigſtens behexet worden. Inquiſit wollte aber ſo wenig von einem Liebestrunk als der Hexerey etwas wiſſen. Er erklärte alles aus natürlichen Urſachen.* Den erſten Grund der Liebſchaft ſetzte er in ein wechſelſeitiges Mitleiden; indem Graf *Ulrich* (*Enno's* Vater) ihn durchaus nicht leiden konnte, und auch von der Fürſtinn ſein Herz abgewandt hatte.“

Der Graf verſprach dem Inquiſiten ausdrücklich Begnadigung, wenn er mit der Wahrheit nicht zurückhalten würde; dieſes und die Folter entlockte ihm jene Bekenntniſſe; eines andern Verbrechens wurde er nicht überwieſen. Dennoch ward er auf dem Saal einer Burg enthauptet. Die Furcht vor dem kaiſerlichen Hofſiſcal bewirkte, dafs der Graf ſelbſt nachher durch einen Vergleich mit der Wittwe *Marenholzens* gleichſam die Unſchuld deſſelben anerkennen mufste. Sehr gut ſetzt der Vf. die eigentliche Beſchaffenheit dieſes ungerechten Proceſſes auseinander. Bey ſolchen Erörterungen iſt ſeine Schreibart auch weniger ungebildet und ſchleppend, als in der Erzählung.

Graf *Enno Ludwig* ward nachher auf ſeine Bitte Reichsfürſt, ohne auf der Fürſtenbank Sitz und Stimme zu erhalten, und erſt ſein Nachfolger *Georg Chriſtian* ward mit ſeinen *Deſcendenten* in den Fürſtenſtand erhoben. Mit der umſtändlichen Genauigkeit, die bey einem ſolchen Gegenſtand nothwendig iſt, hat der Vf. beſchrieben, unter welchen Bedingungen der dritte Fürſt von Oſtfriesland endlich Sitz und Stimme auf der Fürſtenbank erhielt. B. V. S. 425. 27. Die beiden letzten Bände dieſes Werks beſchäftigen ſich vorzüglich mit den blutigen Streitigkeiten zwiſchen dem regierenden Hauſe und den Ständen, die nirgends in Deutſchland ſo ſehr der Gegenſtand weitläuftiger Politik und ſo verwickelt wurden, wie in Oſtfriesland. Das groſse Detail in denſelben, wodurch die Erzählung freylich oft ermüdend wird, iſt ſehr belehrend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Ueber die redneriſche Action* mit erläuternden Beyſpielen; vorzüglich für ſtudierende Jünglinge, von *Joh. Gottf. Pfannenberg*, Rector der Hauptſchule zu Deſſau. 1796. 269 S. 8.

Das, was dieſes Buch für den Anfänger nützliches enthält, hätte auf wenigen Blättern zuſammengefaſst werden können. Der Vf. hatte bey den redneriſchen Uebungen, welche er ſeine Schüler anſtellen lieſs, einige Bemerkungen gemacht; dieſe konnten in einem Programme mitgetheilt werden; wenn aber eine ausführliche Schrift über dieſen Gegenſtand nothwendig war, ſo hätte ſie auf eine andere Weiſe abgefaſst werden müſſen. Hier vermiſſen wir Einſicht in das Weſen des abgehandelten Gegenſtandes, lichtvolle Anordnung der Materien, Deutlichkeit und Präciſion des Ausdrucks. Der Vf. verſteht unter *Action* die Mienen und Bewegungen, welche den Vortrag des Redners begleiten (oder wie er ſich S. 37. ausdrückt: den Ausdruck der *innern* (?) Gedanken und Empfindungen), mit Ausſchlufs deſſen, was man *Declamation* zu nennen pflegt. Hier hätte nun, wenn die Behandlung des Gegenſtandes einigermafsen ſyſtematiſch wäre, zuerſt von der Nothwendigkeit des Mienen- und Gebehrdenſpieles zur Vollſtändigkeit des äſthetiſchen Ausdrucks gehandelt werden ſollen. Statt deſſen ſucht der Vf. zu beweiſen, dafs man ſich deſſelben beym redneriſchen Vortrage bedienen dürfe und könne, woran wohl nicht leicht jemand zweifeln wird. Dafs durch jene Begleitung der Vortrag *angenehmer* werde, wie an vielen Stellen wiederholt wird, macht es auch nicht aus. Die beiden Hauptpunkte, um welche ſich die ganze Abhandlung drehen mufste, dafs die Action *ausdrucksvoll* und *ſchön* ſeyn müſſe, werden nirgends abgeſondert; ja der Vf. ſcheint von einer objectiven Schönheit des körperlichen Vortrags ſo wenig deutliche Vorſtellungen zu haben, dafs er ſchon im erſten Kapitel den Satz aufſtellt, dafs ganze Nationen, ſowohl cultivirter als uncultivirter Völker (die Nation eines Volks?) etwas Charakteriſtiſches

in

in ihrer Darſtellung haben, was der Redner beobachten müſſe, um des Beyfalls ſeiner Zuhörer gewiſs zu ſeyn. Auf dieſe Weiſe führt der Vf. alle ſeine Regeln auf den Effect zurück, den der Redner bey ſeinen Zuhörern hervorbringen wird; ja er macht es am Ende gar zu einer *Pflicht*, mit Geſticulation zu reden, *weil man ſo der Sache angemeſsner reden könne* (S. 26.). — Eine andere Urſache der Verworrenheit der Begriffe, welche in dieſem Buche herrſcht, iſt der Umſtand, daſs die Natur nicht gehörig von der Kunſt unterſchieden wird. Daſs die Action die Kunſt ſey, den ſchönen Schein einer Gemüthsſtimmung durch Gebehrden und Mienen zu vollenden, hat ſich der Vf. nirgends deutlich gedacht; daher er von der Kunſt häufig ſo ſpricht als ob ſie Natur wäre. Die Richtigkeit dieſes Tadels wird ſich zur Genüge aus einigen Stellen bewähren, die leicht noch etwas mehr beweiſen dürften, als das, warum wir ſie anführen. Der Vf. hat S. 95. eine Stellung beſchrieben, die dem Ausdrucke der Andacht zuwiderläuft. Er ſetzt hinzu: „würde man einem ſolchen nicht das innere Gefühl der Andacht abſprechen? da daſſelbe gewöhnlich mit ſichtbaren Merkmalen begleitet iſt? Man würde auch wenigſtens andern durch ein ſolches *Beyſpiel* (Betragen) kein gutes Vorurtheil von ſich erwecken. (Wie kommt dies hieher?) Wollte man dagegen religiöſe Empfindungen *mit* (durch einen) ſcheinbarem (n) Anſtand heucheln (?), *ſo würde dies der Menſchenbeobachter doch bald merken* (aber das höchſte Ziel der Kunſt iſt ja eben, daſs er es nicht merke!), oder ſolcher Widerſpruch würde nachtheilige Folgen für die Moralität haben. (Das Verhältniſs der Rednerkunſt zur Moralität liegt ganz auſserhalb des Weges, den der Vf. in ſeiner Anweiſung zum Gebehrdenſpiel nimmt. Nur die höhern Zwecke der Menſchheit, nicht aber die Zwecke der Kunſt können den Redner bewegen, das zu ſeyn, was er ſcheint. Die Beantwortung der von den Alten ventilirten Frage, ob der Redner ein tugendhafter Mann ſeyn müſſe, iſt jetzt keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen.) Aus der Vernachläſsigung des oben angezeigten Unterſchiedes muſsten Regeln entſpringen, wie folgende S. 106. deren Geiſt alle *Anweiſung zur Kunſt* ganzlich unnütz macht: „bey einer gewöhnlichen Erzählung — bedarf man der künſtlichen Bewegung der Hände nur wenig oder gar nicht; *indeſſen überlaſst man es, und beſonders in der Mutterſprache, am ſicherſten den Erfoderniſſen und Trieben der Natur*, und ſucht ſich nur vor gemeinen, niedrigen und unanſtändigen Aeuſserungen (in den Gebehrden oder in der Rede? faſt ſcheint das letztere) zu bewahren; allein bey allen Stellen, die einen Affect enthalten, wird man die Action oft zweckmäſsiger anbringen können.“ — Gegen die Richtigkeit der beſondern Regeln, welche in den letztern Kapiteln gegeben werden, durften ſich hin und wieder bedeutende Zweifel erregen laſſen. S. 159. wird es ohne Einſchränkung als fehlerhaft angeſehn, wenn die Augen nach der einen, die Hände nach der andern Seite gerichtet ſind; desgleichen, wenn die Augen in die Höhe, die Hände aber nach der unterſten Region gekehrt werden. Gleichwohl wird der Abſcheu die erſte, die ruhige andächtige Reſignation in den Willen des Himmels die zweyte Stellung annehmen müſſen. Sonderbar iſt die S. 166. aufgeworfne Frage, über die man ſich indeſs in dieſer *Kunſtlehre* nicht wundern darf, *ob der Redner weinen dürfe?* Hierauf giebt es durchaus keine Antwort, als die auf welche endlich auch die weitläuftige Unterſuchung des Vfs. hinaus läuft, daſs er es thun möge, wenn er es nicht laſſen könne. Hr. P. bemerkt — gleichſam um denen, die das Weinen zur Regel des Vortrags erheben möchten, entgegen zu treten — daſs es manchen Leuten auſserordentlich ſchwer ankomme; und daſs es beſſer ſey es zu unterlaſſen, *weil man dabey leicht in mehrere Unannehmlichkeiten geräthe;* doch könne man nicht leugnen, daſs Thränen in manchen Fällen eine *wahre Zierde* wären (S. 169.). — Wie ſehr der Vf. an alles denke, beweiſt die Bemerkung S. 82., daſs enge Kleider, enge Schuhe, Hühneraugen u. dgl. dem redneriſchen Vortrage nachtheilig werden können, in ſoferne ſie andere Züge des Geſichts verurſachen, als die Sache fodert. Doch meynt er, daſs wir durch eine unſerm Vorhaben angemeſsne Seelenſtimmung unſer Aeuſseres leicht anders zu modificiren im Stande wären. — Die Beſchaffenheit des Vortrags in dieſem Buche werden aufmerkſame Leſer aus den angeführten Stellen leicht beurtheilen können. Er iſt weitſchweifig, verworren, unzuſammenhängend, und ohne alle Anmuth. S. 15. „ſo hätten ſie gewiſs *unausbleiblicher* gewirkt.“ S. 54. allein bey der Fertigkeit, welche man ſich erwirbt, muſs man auch beſonders darauf bedacht ſeyn, die Kunſt zu verbergen, oder den Schein anzunehmen, daſs man nicht nach Regeln handle; *denn ſonſt merkt man leicht den Zwang, und fürchtet für den Redner, daſs er den Faden des Zuſammenhangs verliere.* S. 56. Dazu gehört, daſs man Kunſtwerke — ſorgfältig betrachte; die Schönheiten oder auch wohl Häſslichkeiten, *kurz den Contraſt derſelben*, ſich recht anſchaulich vorſtelle. S. 75. Gebehrden, welche *die Sprache*, oder *ſonſt einen mündlichen Vortrag* begleiten können.“ Solche Battologien ſind hier leider ziemlich häufig.

Leipzig, b. Leupold: *Converſationslexicon, mit vorzüglicher Rückſicht auf die gegenwärtigen Zeiten. Zweyter Theil.* 1797. VIII u. 464 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit Beziehung auf das in Nr. 269. v. J. der A. L. Z. geſagte, muſs Rec. auch dieſer Fortſetzung, welche die Buchſtaben F — L. enthält, das gebührende Lob ertheilen. Wir hatten zwar jener Anzeige des erſten Theils einige Erinnerungen eingeſchaltet, und fanden unter den dieſem Theile beygefügten Nachträgen nichts ihnen entſprechendes. Da aber der Vf., als er die Vorrede zum zweyten Theil ſchrieb, unſre Recenſion noch nicht geſehen zu haben ſcheint, und ſonſt überall ſichtbare Spuren ſeiner Beleſenheit und ſeines Fleiſses verräth; ſo zweifeln wir nicht, er

werde die Stellen, die einer Berichtigung oder eines Zusatzes bedürfen, von selbst finden. Als Probe der Reichhaltigkeit dieses Wörterbuchs in Verhältnifs mit dessen Umfange, setzen wir hier die Artikel her, die mit *Fa* beginnen. Diese sind: *Fabius*, *Fabre d'Eglantine*, *Fabrik*, *Façade*, *Facette*, *Factorey*, *Fagott*, *Farenheitisches Thermometer*, *Fakir*, *Falconet* (der Bildhauer), *Falerner Wein*, *das Falfett*, *der Faltenwurf* (Draperie), *Fama*, *Fanatismus*, das *Fanfare* (musikalisches Instrument), *Farbenclavier*, *Farbengebung*, *Farce*, *Farinelli*, *Farnesische Pallaft*, *Fasces*, *Fatalisten*, *Fatigiren* (in der Malerey), *Fatime* (zur Geschichte des Muhammedismus gehörig), Abbé *Fauchet*, die *Faunen*, *Faunus* (König der Lateiner), Doctor *Faust*, *Faustina* (hier wäre auch Hasens Faustina zu nennen und auf den Artikel *Hasse* zu verweisen gewesen), *Faustrecht*, *La Fayette*.

Was wir bey der Durchsicht des gegenwärtigen Theils verbessert wünschten, war z. B. folgendes: bey *Fenelon* hätte erwähnt werden können, was ihn in den Verdacht eines heterodoxen Katholicismus brachte, nämlich seine strenge Mystik u. s. w. — *Finnland*. Zu Ende dieses Artikels sollte statt: *mit dem Ungarischen sehr Uebereinstimmende* stehen: *zu gleichem Stamme mit dem Ungarischen gehörende* — denn der sich dem Ungarischen am meisten nähernde finnische Dialekt scheint (den Rüdigerischen Sprachproben gemäfs) unter den Wogulen im jugorischen Gebirge, und bey den Ostjaken um Tobolsk am Oby und Irtisch zu herrschen. *Flibustier* — ein Buch, das deren Geschichte enthält: *Histoire des Avanturiers Flibustiers qui se sont signalez dans les Indes etc. par Alexandre Olivier Oexmelin*, nouv. edition. Trevoux 1744. 4 tomes. 12. hätte hier billig genannt werden sollen.

Bey *Foderalismus* hätten wir noch einige Worte, von dessen erprobten Schädlichkeit und nothig-befundenen Aufhebung in verschiedenen Ländern, hinzugethan. *August Herrmann Franke* — wohl etwas zu kurz! Seine Thätigkeit und Klugheit bey Gründung eines so weitläuftigen und kostbaren Instituts mit allen dazu gehörigen Gebäuden — sein glühender Enthusiasmus und die Kunst ihn auch in hundert tausend andern anzufachen, wäre für jedes Publicum unterhaltend. Bey *Gotha* fehlt die Nachricht vom Professor Doll und dem von dessen Arbeiten aufgestellten Kabinett, und besonders von der benachbarten Sternwarte auf dem Seeberg, deren kostbaren Instrumenten und dem Astronom Hn. v. Zach. Die im innern Afrika von der Sierra Leona Societat entdeckte grofse Stadt *Houssa* wird nachzuholen seyn.

Island. Dafs die Einwohner zwey Hauptsprachen reden, ist vermuthlich ein Irrthum, der durch Verwechselung mit Norwegen entstanden zu seyn scheint. Die Landessprache ist ein Dialekt der alten skandinavischen, der in einigen abgesonderten Vierteln sich noch sehr rein erhalten, in andern aber viel vom neudänischen angenommen hat. Sollte die Volkszahl 40tausend für *jetzt* nicht zu hoch gerechnet seyn?

Kaffe (das entweder Kaffee oder Kaffè zu schreiben wäre, damit nicht dessen Schreibung den Ton des halbstummen e veranlassen möchte) dessen Frucht wird, wer sie gesehen und genossen hat, lieber mit einer *Kirsche* als *Beere* vergleichen.

Ludwigsburg, die niedliche zweyte Residenzstadt des Herzogthums Wirtemberg verdient gewifs auch an sich und wegen ihrer Kunstproducte einen Artikel in diesem Wörterbuche. — So könnte vielleicht noch mancher kleine Zusatz Statt finden, ohne dafs das Buch verdickt würde, oder die vorhandenen Artikel etwas wesentliches verloren. Denn der Vf. hat sich durch Erzählung mehrerer neuerer Begebenheiten bey Ländern und Städten eine zu grofse Last des künftigen Nachtragens aufgebürdet, die er sich erspart haben würde, wenn er ihre festere Verfassung erwartet hätte. Zu bedauern ist, dafs der Druck durch eine so grofse Menge Druckfehler entstellt ist. Bey einer so beträchtlichen Anzahl eigener Namen mufs ein Corrector besonders wachsam seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Lemgo*, b. Meyer: *Pindari carmen primum in Pfoumidem* sive Olympicorum quartum cum commentarii Specimine, edidit *J. W. Suvern*, Lic. Human. Cultor. Lemgoviae — Lippiacus. 1796. 56 S. 8. (5 gr.) Der geschickte Herausg., welcher bey seinem Abgang von Lemgo ein Andenken der Dankbarkeit und eine Probe seiner erworbenen Geschicklichkeiten zurücklassen wollte, wählte eine von den Oden Pindars, die, ohne durch kritische oder andere Schwierigkeiten von Bedeutung verdunkelt zu seyn, dennoch zu den verschiedensten Auslegungen Veranlassung gegeben hat. Hier kam es also darauf an, den richtigen oder doch wahrscheinlichsten Sinn aus überzeugenden Gründen darzuthun und zu rechtfertigen, nicht blofse Ahndungen aufzustellen. Was man von einem Erklärer des einzigen griechischen Lyrikers im Allgemeinen fodern kann, Kenntnifs der Sprache, der pindarischen insbesondre, scharfe Beurtheilungskraft und ein richtiges poetisches Gefühl, scheint Hr. *S.* in einem vorzüglichen Grade zu seiner Arbeit mitzubringen. Nach so manchen Vorgängern (aufser den bekanntesten, hat *Koppen* diese Ode commentirt in der griech. Blumenlese III. Th. und *Pfaff* in einer besondern Schrift, aber ohne eigne Einsichten) noch etwas Neues zu sagen, war nicht eben leicht; und doch stöfst man hier oft auf neue Bemerkungen und Erklärungen, die, wie es uns wenigstens scheint, das Verdienst der Richtigkeit haben. Beym ersten Anblicke scheint die Bemerkung, dafs v. 3. Ὥραι st. ὧραι, v. 14. Χαρίτων st. χαρίτων, v. 26. Ησυχίαι st. ησυχίαι, gelesen werden müsse, von geringer Wichtigkeit zu seyn; bey genauer Entwicklung des Sinnes wird sie bedeutend. Den Gedanken im 3—6. v. pflegte Rec. auf diese Weise zu erläutern: ὧραι τεαι sind die dem Jupiter, als *moderatori tempestatum* zur Seite stehenden Horen; hier in besondrer Beziehung auf die zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden olympischen Spiele. Da diese Spiele von Dichtern gepriesen zu werden pflegen, so stellt Pindar die Horen als tanzend vor ἐπ' ἀοιδαῖς Φερενίκου. Nun veranlafst eben jetzt ein Sieg in diesen Spielen gewonnen, den Dichter zu einem Hymnus: dies ist in poetischer Sprache, die Kampfspiele oder hier die Horen senden ihn — denn der preisende Dichter stellt sich zu dem Hause des Siegers wallfahrend vor — um die erhabnen Kämpfe zu verkündigen, μαρνᾶσθαι, i. e. κλύειν, *celebrantem*. Die folgenden Verse geben den Grund in einer allgemeinen Sentenz an: denn mein Freund hat einen solchen Sieg gewonnen. Hr. *S.* giebt den Gedanken auf eine verschiedene Weise an: *Tempore ludorum revolvente, Pindarum, ut eis interesset, Olympium esse profectum.* — Die so vielfältig gedeuteten Worte χαρίτων ἐκ verbindet er mit Ὀλυμπιόνικαι, *qui ei per Gratias, Gratiarum favore contingit*; eine Erklärung, deren Richtigkeit aus Olymp. XIV. 19. erhellt. Zum Schlufs ist eine deutsche metrische Uebersetzung dieses Hymnus angehängt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. März 1798.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Delaplace: *Anatomie philoſophique et raiſonnée, pour ſervir d'Introduction à l'hiſtoire naturelle*, par le Cen *Hauchecorne*, cidevant Profeſſeur de Philoſophie, au College des Quatre-Nations, en l'Univerſité de Paris. Tome I. XXIV et 240 S. L'an IV de la Republique T. II. 310 S. L'an IV. 8.

Der Vf. ſagt in der Vorrede vom Menſchen: *il eſt — le premier echantillon de l'hiſtoire naturelle.* Die ganze vergleichende Zergliederungskunde ſey nur deswegen ſo anziehend, weil wir uns dabey immer als Maafsſtab und Urform ſelbſt vor Augen haben. Er ſchildert ferner die Annehmlichkeiten dieſer Wiſſenſchaft, welche wir freylich ſehr theuer erkaufen müſſen, da wir die Geheimniſſe des Lebens nur im Buche des Todes erforſchen können u. ſ. w. Er zeigt den Nutzen ſolcher Unterſuchungen für Naturkunde überhaupt, und ſagt, dafs dieſe Gründe ihn zur Herausgabe des vorliegenden Werkes vermocht haben, in welchem man eine geſunde Phyſiologie, oder die methodiſche Erklärung der Principien und Erſcheinungen unſeres Daſeyns finden werde, welche eigentlich die Philoſophie und Seele der Zergliederungskunde ausmachen; er habe dabey zu nützen und zu gefallen geſucht. Wir wollen ſehen, wie der Vf. dieſen groſsen Zweck erreicht habe. —

Zuerſt werden einige allgemeine Begriffe vorangeſchickt, welche die Theile des Körpers im allgemeinen betreffen. Die Säfte *(fluides)* des thieriſchen Körpers, nennt der Vf. *un amas de molecules aqueuſes et huileuſes combinées avec beaucoup d'air et quelques ſels*, aber ſo gut wie die Salze gehören auch die erdigen Theile zu der Miſchung der Säfte des Körpers. Unter den Faſern, welche die feſten Theile des Körpers bilden, haben zwey einen beſonderen Charakter, die Muskelfaſer und die Nervenfaſer, die übrigen Elementarfaſern verhalten ſich völlig ruhig, wie die Flüſsigkeiten. Die Contractilität hatte hier nicht ganz übergangen werden ſollen. Die gegenſeitige Wirkung der feſten und flüſsigen Theile aufeinander bilde eine Kette von untergeordneten Operationen, welchen man zuſammen genommen den Namen thieriſche Oekonomie beylege. Davon geht der Vf. auf die bekannte ſchulgerechte Eintheilung der Verrichtungen über. Auf dieſe folgt im erſten Kap. die Beſchreibung der feſten Theile, welche er wieder in harte und weiche abtheilt. Von den Knochen heifst es viel zu allgemein: ihre Bildung beruhe auf einer *parallelen* Ausbreitung langer oder linienartiger Faſern, welche ſehr dicht zuſammen liegen; es iſt bekannt, dafs in runden und platten Knochen die Faſern nicht parallel, ſondern ſtralig auseinanderlaufend ſind. Die Beſchreibung der Knochen iſt ſehr kurz und unzulänglich; der ganze Kopf nimmt nur drittehalb Seiten ein, und ein groſser Theil dieſes Raumes iſt noch mit den Erklärungen der gebräuchlichen anatomiſchen, meiſt aus dem griechiſchen entlehnten, Benennungen erfüllt. Die Benennung der Seitentheile des Kopfes *tempora*, erklärt der Vf. zuerſt ſehr gezwungen aus der Schätzung der *Zeit (tempus)* nach den Schlägen der Arterie, welche ſich in dieſer Gegend finde, und fügt dann hinzu: vielleicht ſey ſie auch daher entſtanden, weil das Weifswerden des Haars an dieſen Theilen zuerſt das Alter verkünde. Letztere Erklärung iſt ſchon von mehreren angenommen. Die Geſtalt der einzelnen Knochen iſt meiſt gar nicht angegeben; nur ihre Lage und Zahl. Auſser dieſer Unzulänglichkeit, giebt es auch hie und da Unrichtigkeiten: ſo wird z. B. S. 18 die Mittelhand nur aus vier Knochen beſtehend angegeben, welche doch unſtreitig fünf Knochen hat; denn der Mittelhandknochen des Daumens iſt nicht zu verkennen, obgleich ihn einige für das erſte Fingerglied gehalten haben. Von der Handwurzel heifst es, ſie beſtehe aus acht Knochen, welche eine Art von Grotte bilden, ein ſehr unpaſſender Vergleich. Nach der beſonderen Beſchreibung oder vielmehr Aufzählung der Knochen, kommt der Vf. erſt zum Baue und zu anderen allgemeinen Eigenſchaften der Knochen. Die Knochen ſeyen nicht aus Mangel an Nerven unempfindlich, ſondern weil ihre vielen Nerven zu ſehr gedrückt werden, um die Erſchütterung, welche zur Hervorbringung der Empfindung nöthig ſey, erleiden zu können; ſobald dieſer Druck z. B. bey dem widernatürlichen Weichwerden der Knochen aufhöre, ſeyen ſie der ſchärfſten Empfindung fähig. Bey der Verbindung der Knochen iſt der Vf. wieder viel zu allgemein; er meynt, es ſey hinreichend, alle Verbindungen in Gelenken *diarthroſes* zu nennen, der Wundarzt müſſe zwar die verſchiedenen Bildungen der Gelenke genau kennen, für ſeinen Zweck ſey das aber nicht nöthig. Rec. hält es für einen der intereſſanteſten Theile der vergleichenden Zergliederungskunde, die verſchiedenen Abänderungen der Gelenkverbindungen genau zu kennen, welche mit den Bedürfniſſen der Thiere, mit ihrem ganzen *Habitus* und den Abänderungen ihrer Bewegungen in genauer Uebereinſtimmung ſtehen und folglich auf die Naturgeſchichte einen groſsen Bezug haben. Von den wei-

chen Theilen werden zuerſt die Muskeln betrachtet. Der Vf. thut hier mit Recht einen Ausfall auf den gewöhnlichen Mifsverſtand des Ausdrucks nervigt *(nerveux)*, welchen auch wir den Ausländern abgeborgt haben. Man verſteht nämlich darunter einen Theil, welcher ſtarke Muskeln hat, z. B. ein nervigter Arm, ein Arm, deſſen angeſpannte Muskeln durch die Haut recht deutlich zu ſehen ſind; deswegen hörte Rec. auch ſelbſt von Malern ſagen, der Nerve ſtatt der Muskel. Der Vf. giebt bey den verſchiedenen Theilen nur die Zahl der Muskeln an, welche ihre Bewegung im allgemeinen verrichten. Dann handelt er von den Häuten *(membranes)*, wohin er auch den Zellſtoff *(tiſſu cellulaire)* rechnet, aus dem alle Häute zuſammengeſetzt ſind. Irrig iſt es, dafs er ihnen allen Empfindung zuſpricht, und ſelbſt die Knochenhaut *(periofte)*, nach der längſt widerlegten Meynung, für äuſserſt empfindlich hält. Bey der Beſchreibung der Eingeweide, welche nun folgt, findet Rec. wenig zu bemerken: die äuſsere Haut der Speiſeröhre kann wohl nicht mit dem Vf. für eine Duplicatur des Bruſtfells *(repli de la pleure)* angeſehn werden. Die Empfindung des Hungers möchte ſich ſchwerlich aus dem Herabſinken und Ziehen der Leber erklären laſſen, welche von dem vollen Magen nicht mehr unterſtützt wird. Die Eintheilung des dünnen Darms in Leer- und Krummdarm iſt völlig unnütz, da man die Grenzen zwiſchen beiden gar nicht beſtimmen kann. Die Milz ſoll den Nutzen haben das Blut der Leber vorzubereiten, damit die Galle deſto leichter daraus abgeſchieden werde. Rec. möchte dies doch nicht ſo ganz unbezweifelt annehmen. Vom wurmförmigen Anhange des Blinddarms ſagt der Vf. gar nichts; was er über die Lage und Benennung des Maſtdarms ſagt, könnte Anfänger leicht verleiten, ſeinen Lauf für völlig geradelinicht anzuſehen, welches er doch nur der Seitenrichtung nach iſt, da er ſich von oben nach unten allmalig vorwärts krümmt. Bey den Geſchlechtstheilen werden auch ein paar Worte über die unnützen und ſchadlichen Samenverſchwendungen und die Caſtraten geſagt. Bey der feſten Hirnhaut hätte der Vf. nicht die vielen Gefäſse vergeſſen ſollen, welche ſie an den Schädel befeſtigen, indem ſie von ihr durch denſelben gehen; er ſagt blofs, ſie ſey durch Faden befeſtiget, welche durch die Näthe dringen. Die Spinnwebenhaut führt er gar nicht auf; er ſcheint ſie zur weichen Hirnhaut *(pie mere)* zu rechnen, welche, wie er ſagt, aus zwey Platten beſtehe, zwiſchen denen die Gefäſse liegen. Die Sichel der feſten Hirnhaut diene den Druck der beiden Hirnhälften auf einander zu verhüten, und ſey deswegen bey den vierfüſsigen Thieren ſo klein, weil dieſe ſich faſt nie auf die Seite niederlegen. Das Hirn ſelbſt iſt ſehr unvollſtändig und zum Theil unrichtig beſchrieben. So ſoll z. B. der Balken *(corps calleux)* durch ſeine Verlängerung das *centrum ovale* bilden, welches bekanntlich die Benennung des gröfsten Markdurchſchnittes in den grofsen Hirnhälften iſt. Die Seitenhirnhölen ſollen jede die Geſtalt eines Hufeiſens haben. Die Schleimdrüſe *(glande pituitaire)* des Hirns ſoll das überflüſſige Blut des Kopfes aufnehmen, um es in die zelligen Blutleiter *(reſervoirs ſphenoïdaux)* u. ſ. w. abzuſetzen?? Von der Verbindung der Seitenhölen, von den in den hinteren und unteren Hörnern derſelben ſich findenden Theilen, von den Commiſſuren u. a. wird gar nichts geſagt. Die graue und weiſse Subſtanz des Hirns beſtehe aus lauter feinen *Blutgefäſsen*, welche unendlich feine Windungen machen. Die Markſubſtanz ſey nur durch gröfsere Feinheit ihrer Gefäſse von der grauen verſchieden; die gelbe und ſchwärzliche Subſtanz des Hirns ſcheint der Vf. nicht zu kennen. Von der Grundfläche des Hirns ſagt er auch nur ſehr wenig, die *corpora candicantia* werden nicht erwähnt; am kleinen Hirne ſollen vorn und hinten *zwey* Erhabenheiten ſeyn, welche nach ihrer Geſtalt wurmförmige heifsen. Die Feuchtigkeiten der Hirnhölen werden durch den Trichter in die Behälter des Türkenſattels gebracht. (?) Das verlängerte Mark ſey mit einer feinen Haut bekleidet, welche Spinnwebenhaut genannt werde; hier iſt wieder Verwirrung, denn der Vf. ſcheint dieſe Haut nicht für einerley mit ſeiner zweyten Lamelle der weichen Hirnhaut zu halten. Das verlängerte Mark habe fünf Erhöhungen, die grofste heifse die *ringförmige* und mache einen Theil der *Varolsbrücke* (beides ſind bekanntlich völlig gleichbedeutende Theile); die beiden folgenden heifsen pyramidenförmige und die letzten beiden olivenförmige. Die ſchönſte Eigenſchaft des verlängerten Markes ſey, dafs ſie den 10 Nervenpaaren des Kopfes zum Urſprunge diene; der Vf. glaubt alſo, erſtlich, dafs alle Nerven am verlängerten Marke entſtehen, was Rec. keinem anatomiſchen Schüler verzeihen würde, und für's andere zählt er zehn paar Nerven, von welchen er viel zweckmäſsiger gleich hätte nach dem Hirne handeln ſollen. Statt deſſen handelt er aber erſt von den Gefäſsen. Man gebe den Gefäſsen nach Verſchiedenheit der Flüſsigkeiten, welche ſie führen, verſchiedene Namen: als Blutgefäſse, lymphatiſche, *Fettgefäſse (vaiſſeaux adipeux)*; was mag ſich der Vf. wohl hierunter denken? denn eine Erklärung gibt er nicht von Fettgefäſsen. Auch die Venen haben eine Muskelhaut, nur mit dem Unterſchiede, dafs die Zirkelfaſern unter den länglichen Faſern liegen, welches bey den Schlagadern umgekehrt iſt; wo mag der Vf. doch dieſe feinen anatomiſchen Diſtinctionen gelernt, oder wo überhaupt anders an Venen Muskelfaſern geſehen haben, als höchſtens dicht an ihrem Eintritte in das Herz? Die Venen pulſiren nicht, weil der Lauf des Blutes in ihnen gleichförmig iſt (ein ſehr logiſcher Grund!) und weil er gar nicht vom Herzen abhängt. Die innere Bruſtſchlagader *(mammaire interne)* kommt aus der Achſelſchlagader, da wo ſie unter der Achſel durchgeht und vertheilt ſich in das innere des Bruſtbeins!! Die Gefäſse werden durch Einſpritzen einer Maſſe aus Wachs, Talg und Queckſilber (?) ſichtbar gemacht, welche man roth oder blau färbt. Das geronnene Blut in den Venen verhindert das Einſpritzen nicht, weil das Queckſilber als ein Theil der Injectionsmaſſe daſſelbe leicht theilt und durchdringt!! Die lymphatiſchen Gefäſse oder Saugadern nenne man auch lym-

lymphatiſche Klappengefäſse (lymphatiques-valvulaires) zum Unterſchiede der feinſten Arterien- und Venenzweige, welche ein ſehr getheiltes(?) und daher weiſses Blut führen, welches der Vf. durch das ſehr übel angebrachte Beyſpiel von fein gepülverten rothen Korallen erlautert, welche dadurch eine weiſse Farbe annehmen!! Von den Drüſen handelt der Vf. auch meiſt nur ſehr unbeſtimmt. Dann folgen die Nerven. Er hat hier noch die ältere ſehr fehlerhafte Eintheilung beybehalten, ſo daſs er nämlich den Antlitz- und Gehörnerven, den Zungenſchlund- und Stimmnerven nur für zwey Paare rechnet. Der Beynerve iſt ſein zehntes Paar. Selbſt die Nägel und Haare haben in ihrer Subſtanz zahlreiche Nerven!! Der thieriſche Körper ſey nichts als Nerv und Gefäſs. Im Abſchnitte von der Haut nimmt der Vf. als die dritte Lage der Haut die Nervenwarzchen an; aber dieſe bilden doch wohl nicht eigentlich eine zuſammenhängende Lage? Die Nägel ſeyen eine Fortſetzung der Nervenwärzchen der dritten Lage, dies könne man durch gelindes Kochen beweiſen, denn nach dieſem ſehe man deutlich, daſs die losgelöſsten Nägel an den Nervenwärzchen feſthangen *(tiennent aux papilles nerveuſes)*. Es iſt bekannt, daſs die Furchen der innern Nägelfläche die unter ihr liegenden Nervenwärzchen aufnehmen, aber darum iſt doch wohl nicht der Nagel eine Fortſetzung derſelben? Der Vf. hat in den folgenden Abſchnitten den Menſchen in den fünf Perioden des Aufenthaltes im Mutterleibe, der Kindheit, des Jünglings- Mannes- und Greiſesalters betrachtet, und hier in Ermangelung genauer phyſiologiſcher Kenntniſſe von der allmalichen Veränderung der weichen und feſteren Theile lauter prunkende Declamationen und Citate aus Dichtern u. ſ. w. untergeſchoben. Statt der Abſchweifung auf die Unzuläſſigkeit der Lungenprobe hätte der Vf. ſollen etwas von dem Unterſchiede des Gefäſsſyſtems und Herzens im ungebornen Kinde ſagen, denn weder das *foram. ovale* des Herzens, noch der *ductus arterioſus*, noch der *ductus venoſus* in der Leber wird auch nur genannt.

Im zweyten Theile handelt der Vf. zuerſt von den Flüſsigkeiten, welche das zweyte Kap. einnehmen und im dritten Kap. von den Sinnen. Dieſe würde Rec. auf jeden Fall vorangeſchickt haben, da ihre Werkzeuge doch mit zur Beſchreibung der feſten Theile gehören. Zuerſt vom Blute und deſſen Kreislaufe. Auch hier vieles mangelhafte. Die Blutkügelchen ſeyen nicht öliger Natur, weil ſie ſich mit dem Waſſer vereinigen! ein ſchöner Beweis: die Kügelchen ſchwimmen ja doch im Waſſer, wie die einzelnen Theilchen einer hinzugegoſſenen fetten Flüſsigkeit. Der Weg, welchen das Blut zu durchlaufen habe, ſey ungeheuer lang, über zwey mal hundert tauſend Fuſs (??) Der Vf. bleibt hier nämlich ſeinem Satze treu, daſs das Hirn aus nichts als zuſammengewundenen Lungefäſsen beſtehe. Die Wärme leitet der Vf. gröſstentheils von der Reibung des Blutes gegen die Wände der Gefäſse her, obgleich er nachher auch anführt, daſs durch die Zerſetzung der Luft in den Lungen Wärmeſtoff frey werde. Ob dies in den Lungen geſchehe, wie *Crawford* zuerſt bewies, iſt auch noch nicht unumſtöſslich erwieſen. Wenn die Kälte der Atmoſphäre zu einem hohen Grade ſteige, ſo könne die Kraft des Herzens nicht mehr die Hinderniſſe in den Extremitäten überwinden, es entſtehen dann Stockungen und der Brand folge ſehr bald. Doch nicht eher als bis nachher zu groſse Wärme angewandt wird? Der Vf. kommt nun auf den Chylus und bey der Gelegenheit weitläufig auf die Verdauung. Die Gefahr des Erſtickens oder Schlagfluſſes beym Verſchlucken eines zu groſsen Biſſens (welche übrigens wohl nicht, wie der Vf. räth, durch Hinterherſchlucken eines kleineren immer gehoben werden möchte) wird vorzüglich vom Drucke auf die obere Hohlvene hergeleitet; doch iſt es wohl nicht zu leugnen, daſs die Luftröhre ſelbſt beym Stecken eines ſolchen Biſſens verengert werde. Es werden in dieſem Abſchnitte vorzüglich die Reſultate der Spallanzaniſchen Bemühungen um die Lehre der Verdauung erzählt; darauf erklärt der Vf. den Weg des Chylus in das Blut durch die Milchgefäſse und den Bruſtgang, und bemerkt, daſs erſt in den Lungen der Chylus ſeine letzte Vollendung erhalte: hier werde nämlich ein Theil des eingeathmeten Säureſtoffs mit dem Eiſen der vegetabiliſchen Nahrungsmittel verbunden, welches er verkalkt (es iſt doch wohl ſchon in den Vegetabilien als oxydirtes Eiſen vorhanden?) und dadurch roth färbt, woher die Farbe des Blutes entſtehe. Ein anderer Theil verbinde ſich mit dem Kohlenſtoffe, bilde Kohlenſäure, welche mit dem Blute umlaufe und ihre antiſeptiſche Eigenſchaft verbreite. Ein dritter Theil endlich verbinde ſich mit Waſſerſtoffe und bilde mit einer gewiſſen Menge Salpetergas das Serum. Im nächſten Abſchnitte dieſes Cap. betrachtet der Vf. noch die aus dem Blute abgeſchiedenen Flüſsigkeiten, und ſchlieſst daſſelbe mit einer Declamation über den bewundernswürdigen Bau der Theile unſers Körpers, welche bey der gröſsten Zartheit doch einen hohen Grad von Stärke und Dauer beſitzen, ſo daſs Halbkenner keine ängſtliche Beſorgniſs um ihre Vergänglichkeit hegen dürfen.

Im dritten und letzten Kap. kommt endlich der Vf. auf die Sinne; er eröffnet dieſe Abhandlung mit dem was *Cicero (de natura deorum)* über die Sinne ſehr richtig bemerkt, wovon auſser dem lateiniſchen Texte auch noch eine Ueberſetzung beygefügt iſt. In dieſer claſſiſchen Stelle muſs man übrigens nicht misverſtehen, was *Cicero* von den Vorzügen unſerer Sinne vor denen der übrigen Thiere ſagt: *omnisque ſenſus hominum multo antecellit ſenſibus beſtiarum*. Es kann hier natürlich nicht von der Schärfe der Sinne die Rede ſeyn, denn darin übertreffen uns manche Thiere bey weitem, ſondern nur von dem höhern Bezuge, welchen die Sinne auf unſere Seelenkräfte haben. Nach einer kurzen Einleitung über das Licht erklärt der Vf. den Bau des Auges in der That auf eine ſehr fehlerhafte Art. Wer glaubt heut zu Tage noch, daſs die Sklerotika eine Fortſetzung der feſten Hirnhaut, die Choroidea eine Fortſetzung der weichen Hirnhaut ſey, wie hier behauptet wird? — Fer-

ner dafs die Glashaut von der Spinnwebenhaut des Hirns, die Kapsel der Kryſtallinſe von der Glashaut, die Regenbogenhaut von der Choroidea herkomme? — Das was nachher über die Art des Sehens, über die optiſchen Täuſchungen, über Kurz- und Weitſichtigkeit geſagt wird, iſt weniger zu tadeln; von der Geſchwindigkeit der Lichtſtrahlen hätte wohl ein Wort mit angeführt werden können. Die Beſchreibung des Gehörwerkzeuges iſt ſehr unbefriedigend. Das Ohrläppchen nennt der Vf. *un appendice charnu, glanduleux et graiſſeux!!* Die Muskeln des äuſseren Ohres betrachtet er als Theile der Stirn- und Hinterhauptsmuskeln. Die Euſtachiſche Trompete ſey zuerſt durch einen Einwohner von Verſailles vor 40 oder 50 Jahren intereſſant geworden, welcher um eine hartnäckige Taubheit los zu werden, das Gehörorgan mit vielem Fleiſse ſtudirte, und ſich dann in dieſe Trompete einſpritzte, wodurch er geheilt wurde. Die Lehre vom Schalle handelt der Vf. weitläuftiger ab, indem er ihn unter folgenden Geſichtspunkten betrachtet: in den Grundtheilchen der Körper überhaupt, in der Luft, nach ſeiner Geſchwindigkeit, Reflexion (wo bey Gelegenheit des Echos wieder viele Stellen aus Ovid und Virgil angeführt ſind) und im Gehörorgane ſelbſt. Auch von den Accorden der Töne wird weitläufiger gehandelt. Ob die Stirn- Kiefer- und andere Nebenhölen der Naſe zur Verſtärkung des Schalles dienen, wäre noch erſt näher zu beweiſen. Auch von den ſogenannten Bauchrednern führt der Vf. etwas an. Er glaubt, dafs die Kunſt dieſer Leute blofs durch Uebung erlangt werde. Ein gewiſſer Gewürzkrämer Saint-Gille ſoll es weit darin gebracht haben, ſo dafs die Akademie von Paris 1770 ſich einen genauen Bericht *ad protocollum* darüber abſtatten liefs. Richtig ſcheint Rec. die Bemerkung, dafs das Oeffnen des Mundes bey Schwerhörenden, oder wenn man ſehr genau auf etwas horcht, nicht allein wegen der freyeren Verbindung der äuſseren Luft mit der Euſtachiſchen Trompete geſchehe, ſondern weil durch die Veränderung der Lage des Gelenkknopfes vom Unterkiefer der äuſsere Gehörgang beym Herabziehen des Kiefers erweitert werde, welches man deutlich fühlt, wenn man den Finger auf den Boden des Gehörganges legt. Man findet ſie aber ſchon von *Sömmering* in einer Note zu *Hallers* kleiner Phyſiologie. Bey den Geruchswerkzeugen wird die innere Naſe mit ihren Theilen gar nicht beſchrieben. Von der Naſenfeuchtigkeit heifst es, ſie komme ganz mit dem Speichel überein (??). Sie diene dazu, die Riechtheilchen noch mehr aufzulöſen? — (Sollte denn das Fluidum der Luft nicht ein feineres Auflöſungsmittel ſeyn?) Der Beweis davon ſey, dafs bey der durch Schnupfen entſtehenden Trockenheit der Naſe der Geruch verloren gehe; dies liegt aber gewifs mehr an der Austrocknung der auf der Riechhaut verbreiteten Nervenfaden; denn es iſt bekannt, dafs ſelbſt der Metallreiz ſeine Kraft verliere, ſobald die blofsgelegten Nerven anfangen trocken zu werden. Bey dem Geſchmacke kann ſich der Vf. minder lange verweilen, das anatomiſche fertiget er ſehr kurz ab; von den hinterſten Nervenwärzchen der Zunge glaubt er, dafs ſie dazu dienen einen Geſchmack wieder zu erneuern, wenn das Genoſſene ſchon längſt hinuntergeſchluckt iſt; denn, ſagt er, in den kleinen Furchen um dieſe Wärzchen ſammelt ſich etwas von dem Speichel an, welcher die ſchmeckbaren Theilchen aufgelöſt hat, und dieſer kann den Geſchmack aufs neue erregen. Die beſtimmten Verſchiedenheiten der mancherley Geſchmäcke werden nach unſerm Vf. erſt in der Folge durch die neueren Chemiker richtig angegeben und geordnet werden können, denn was man bisher davon gewufst habe, ſey lange nicht hinreichend geweſen. Beym Sinne des Gefühls zeigt der Vf. vorzüglich den Unterſchied des feinern Gefühls in unſeren Fingerſpitzen vor dem gewöhnlichen Gefühle anderer Thiere; doch hätte er bemerken ſollen, dafs ſich dieſes verfeinerte Gefühl auch bey einigen Thieren, (wenn auch nicht an ihren Zehen,) im hohen Grade zeige, z. B. an den Schnäbeln der Enten u. ſ. w. Ueberhaupt ſind ſeine Bemerkungen aus der Thierzergliederungskunde äuſserſt trivial; er führt nur das allerbekannteſte an, ſo dafs man auch darin ſeinen Mangel an praktiſchen Kenntniſſen, ſo wie in der Anatomie des Menſchen bald bemerkt. So lange ſich nicht praktiſche Anatomiker mit der Verfaſſung ſolcher Schriften beſchäfftigen; werden dieſelben auch immer den gewöhnlichen Grad von Unvollkommenheit behalten, worüber man ſich mit Recht beklagen mufs. Was nützt das beſte Räſonnement aus der Phyſik, wenn die Kenntnifs einer Maſchine, worauf es angewandt wird, zu mangelhaft iſt?

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. (Ohne Angabe des Druckorts u. Verl.): *Briefe deutſcher Bürger und Landleute über das Betragen der Franzoſen in Deutſchland, im Sommer und Spätjahr 1796.* (Ohne Ang. d. Jahrz.) 77 S. kl. 8. (8 gr.) Wer die Schrift von *Soden* über dieſen Gegenſtand geleſen hat, wird in den vorliegenden Briefen — die nur zum Theil von den angegebenen Verfaſſern herzurühren ſcheinen — weder neue Thatſachen noch Räſonnements von einiger Erheblichkeit finden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. März 1798.

PHILOLOGIE.

Paris, b. Moutardier, Deroy und Laveaux: L'Expédition *des Argonautes* ou la Conquête de la Toison d'Or. Poème en quatre chants. Par *Apollonius de Rhodes*. Traduit pour la prémière fois par *J. J. A. Caussin*, Professeur au Collège de France. L'an V. de la République franç. 56 und 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Argonautica des *Apollonius Rhodius* gehören zu den schönen Werken des griechischen Alterthums, die nach der Wiederherstellung der Wissenschaften auf eine unverantwortliche Weise vernachläfsigt worden sind. Die meisten Ausgaben, welche dieses Gedicht erhalten hat, waren schlechte Abdrücke eines schlechten Textes, dessen Beschaffenheit man nicht eher kennen lernte, bis ihn *Ruhnkenius* in seinem Sendschreiben an *Ernesti*, einer kritischen Beleuchtung würdigte. In die Fufstapfen dieses trefflichen Kritikers trat *Brunk*, dessen Ausgabe den Text in einer des Dichters würdigen Gestalt erscheinen liefs; und diesem ist neuerlich Hr. Prof. *Beck* nachgefolgt. Wenn hiedurch dem Bedürfnisse der gelehrtesten Leser abgeholfen ist, so ist für das Bedürfnifs der minder gelehrten noch ganz und gar nicht gesorgt. Nicht einmal die vortrefflichen Scholien sind leicht und in einer so correcten Gestalt zu haben, als man ihnen längst aus bessern Handschriften hätte geben können; geschweige dafs sonst etwas Zusammenhängendes zur Erklärung eines Dichters vorhanden wäre, dessen Inhalt und Sprache dem Leser so viele Schwierigkeiten darbieten. Auch durch Uebersetzungen ist er weniger bekannt geworden, als irgend ein anderer Dichter von ähnlichem Gehalt. Selbst in Italien, dem Vaterlande guter Verdollmetschungen, hat er nur zwey Uebersetzer gefunden, von denen der eine (Cardinal *Filangieri*) seine Arbeit, so viel wir wissen, nicht einmal vollendet hat; und in Frankreich erscheint er jetzt zum erstenmal. Wir wissen nicht, ob wir ihm zu dieser neuen Einführung in die moderne Welt sonderlich Glück wünschen können.

Hn. *Caussin's* Uebersetzung ist in Prose; und wie sich ein griechischer epischer Dichter in französischer Prose ausnehme, weifs man ohngefähr schon aus dem Beyspiel des *Homer*. Indessen hat es doch mit dem *Homer* noch eine andere Bewandnifs, als mit dem *Apollonius*. Jener zieht durch die Kraft seines Inhaltes, fast in jeder Gestalt (selbst in einer *Dammischen* Uebersetzung) an; dieser verliert, trotz der Menge des Stoffes, den er aufgehäuft hat, mit seiner poetischen Form fast alles, was ihn in ästhetischer Rücksicht empfehlen kann. Der Stoff ist bey diesem Dichter oft todt; aber seine Sprache ist lebendig. Er ist bisweilen neu, aber niemals grofs, niemals reich und kühn. Sein Verdienst ist der geschmackvolle Fleifs in der Ausbildung und Ausarbeitung seiner Gedanken; seine Schönheit ist eine gewisse gleichförmige Glatte, eine kunstvolle Nüchternheit und Ruhe. Ob schon sein Gedicht weniger ein Werk des Genies, als der Gelehrsamkeit und des Geschmackes ist, so weht uns doch aus demselben noch immer der ächt griechische Geist an, welcher in der schönen Vereinigung der Gröfse mit der Wahrheit, der Einfalt mit Zartheit, der Ruhe mit lebendiger Kraft sichtbar ist; und aus der Sprache desselben, ob gleich etwas verunstaltet durch die Affectation der Gelehrsamkeit, ist doch die schöne Sinnlichkeit noch gar nicht entwichen, die ihr, bey ihrer ersten Bildung, durch den Genius der Dichtkunst eingehaucht worden war. Wie wenige von diesen Eigenthümlichkeiten kann die Prose wiedergeben? Wie viel weniger die französische Prose? Diese Sprache, welche recht eigentlich die Sprache des Witzes, der gesellschaftlichen Oberflächlichkeit und der declamatorischen Heftigkeit ist, steht durch ihre bestimmten abstracten Ausdrücke der lebendigen Sprache, durch ihre Uebertreibungen der einfachen Wahrheit der griechischen Poesie gerade entgegen. Was die Einbildungskraft des griechischen Dichters in seine Theile zerlegt, mufs sie wieder zusammenfassen; was er *darstellt*, mufs sie *bezeichnen*; wo er fortschreitet, mufs sie stille stehn. Das köstliche Detail eines kleinen Gemäldes, das ohne diese fleifsige Ausführung nichts wäre, mufs oft unter den Händen des prosaischen Uebersetzers zusammen schmelzen; er mufs gleichsam ein conventionelles Attribut an die Stelle der Sache; einen Auszug an die Stelle des vollständigen Werkes setzen.

Dafs die vor uns liegende Uebersetzung diese allgemeinen Bemerkungen nicht widerlege, wird aus der näheren Betrachtung derselben erhellen. Nach dem gewöhnlichen Maasstabe französischer Uebersetzungen ist sie getreu; der Sinn des Dichters ist richtig ausgedrückt, und die eigenthümlichen Zusätze, welche die Ründung des Stils etwa erfodern mochte, sind nicht sehr zahlreich. In der That ist aber auch überall, wo sich der Uebersetzer genöthigt glaubte, ein Licht mehr aufzusetzen, oder einen Schatten tiefer zu färben, die anspruchslose Einfalt des Vortrags sehr ins Gedränge gekommen. Um ein Beyspiel dieser Art anzuführen, so klingt die vor-

treffliche Beſchreibung der Argonauten im IV. Buche 1280—1289. in der Ueberſetzung viel pathetiſcher als im Original, welches hier, frey von allen müſsigen Beywörtern, nur das Nothwendige, aber mit aller erfoderlichen Energie ſagt: *Au milieu d'une guerre ſanglante ou d'une peſte affreuſe; aux approches d'un orage etc. dans ces momens de trouble et de déſaſtre, les habitans d'une ville errent çà et là, ſemblables à des fantômes inanimés; ainſi les Argonautes, abymés dans leur douleur, ſe trainent languiſſament le long du ripage.* Von ſolchen Zuſätzen und Beywörtern mag es wohl gelten, was *Voltaire*, etwas allzu keck, von Beywörtern überhaupt ſagte, daſs ſie die Dienſte *paraſitiſcher Pflanzen* thäten. — Indeſſen wird man ſich, wie geſagt, über dieſen Mangel an Treue weit ſeltner beklagen dürfen, als über die Auslaſſungen und Abkürzungen, welche bald der Genius der Sprache, bald der conventionelle Geſchmack der Franzoſen, bisweilen auch vielleicht die Bequemlichkeit des Ueberſetzers verurſacht hat. Dieſe Auslaſſungen treffen hier und da weſentliche Umſtände; wenn anders in der Poeſie alles weſentlich genannt werden darf, was die Anſchaulichkeit befördert und den Reiz der Darſtellung erhöht. Bey einigen derſelben haben wir vergeblich nach der Urſache geforſcht. Warum iſt wohl im IIIten Buche in der Rede Medeens zu ihren Mägden der 897 V. ausgelaſſen, in denen ſie dieſen *ihr Herz mit ſüſſem Geſange zu erfreuen* befiehlt? Daſs dieſe Auslaſſung nicht ein bloſses Verſehen ſey, erhellt aus den Veränderungen, die der Ueberſetzer weiter unten, mit einer Stelle vorgenommen hat, die ſich auf jenen Umſtand bezieht. Die *ſingende* Medea erwartet mit ängſtlicher Beſorgniſs den Jaſon, ſie denkt nur an ihn, *ob ſie gleich ſingt*, und jedes Lied miſsfällt ihr wieder, nachdem es kaum angeſtimmt war. (v. 948—950.) Der Ueberſetzer verwandelt das Beſondere in etwas Allgemeineres: *Médée, l'eſprit tout occupé du héros qu'elle attend avec impatience, prenait peu de part aux amuſemens de ſes compagnes, à peine un jeu était-il commencé, qu'il ceſſait de lui plaire.* Warum mag Hr. C. hier den Geſang anſtöſsig gefunden, oder was mag er überhaupt für einen Grund gehabt haben, dieſen Zug ſeinem Dichter zu entziehn? Eben ſo wenig wiſſen wir zu ſagen, warum in demſelben Buche der 918 V. ausgelaſſen iſt.

An einer Menge von Stellen iſt durch Auslaſſung bedeutender Züge, durch Abkürzung des Details, und mancherley andere Veränderungen das Colorit gänzlich entſtellt. Als Jaſon im IV. Buche das Orakel von den Libyſchen Nymphen erhalten hat, eilt er zu ſeinen Gefährten und weckt ſie mit der Stimme eines Löwen, *vor welcher die Heerden und Hirten zittern.* „Aber Jaſon's Stimme, fährt der Dichter fort (v. 1342.), war ſeinen Gefährten nicht fürchterlich; mit *geſenkten Blicken* verſammelten ſie ſich um ihn; er aber lieſs *die Trauernden* niederſetzen.“ — Der franzöſiſche Ueberſetzer: *Les compagnons de Jaſon, au contraire, entendant avec plaiſir ſa voix, ſ'aſſemblent en ſilence autour de lui. Le héros les ayant fait aſſeoir.* — Hier erſcheinen alſo die Argonauten in einer ganz andern Geſtalt. Die willkürliche Veränderung eines einzigen Zuges, machte noch andere Veränderungen und Auslaſſungen nöthwendig. Eine noch weſentlichere Umſtaltung hat das Gleichniſs erfahren (L. III. 967—971.) mit welchem der Dichter die ſtumme Verlegenheit Jaſon's und Medeens, bey ihrer erſten Zuſammenkunft, ſchildert. „Stumm und ſchweigend, ſagt er, ſtanden ſie neben einander, Eichen oder hohen Tannen gleich, welche ruhig neben einander in dem Gebirge gewurzelt ſind, zur Zeit der Windſtille.“ Wenn aber dann der Wind ſich erhebt, rauſchen ſie unermeſslich.“ Ohne Zweifel hielt es der franzöſiſche Ueberſetzer hier für Pflicht, ſeinem Dichter zu Hülfe zu kommen, und das *unbeſchreiblich Lächerliche* dieſer Situation eines *Helden* neben einer *Dame*, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, zu mildern: *Ils reſtent tous les deux quelque tems immobiles et ſans rien dire. Ainſi lorsque les Zéphirs retiennent leur haleine, le ſilence regne dans une forêt. Mais bientôt le vent ſouffle, les arbres ſont agités, et font entendre un doux murmure.* So tritt der Dichter freylich ſtattlicher einher! Aber eben dieſe Art des Auftritts iſt dem *Apollonius* ganz fremd. Als Jaſon die Libyſchen Nymphen vor ſich ſtehn ſieht, *il détourna par reſpect les yeux* (αἰδεσθείς), und dies thut er beym *A.* allerdings auch; aber bey dieſem iſt er durch den Anblick noch überdies beſtürzt, ἀτυζόμενος, und dies läſst der Ueberſetzer aus, wahrſcheinlich weil er es mit der Würde des Helden nicht recht vereinigen konnte. Die maleriſche Beſchreibung der Nymphen ſelbſt (IV. 1348. 9.) iſt hier in die trocknen Worte, *le corps couvert de peaux de chèvre* zuſammengezogen. Eben ſo, wenn uns *Apollonius* I. 234—6 die Geſchäftigkeit der Diener in den Zurüſtungen zur Reiſe zeigt, begnügt ſich ſein Ueberſetzer zu ſagen: *Déjà tout était préparé pour le départ.* So kömmt man freylich ſchneller zum Ziel! Das ſchöne Gemälde, mit welchem der Grieche den unendlichen Schmerz von Jaſon's Mutter beym Scheiden ihres Sohnes ſchildert (I. 269—275.) iſt in der Ueberſetzung ſo nachgebildet: *Telle une jeune fille, qu'un ſort cruel, après lui avoir enlevé tous ſes parens, a réduite à vivre ſous l'empire d'une marâtre qui lui fait tous les jours* (ſtatt *qui vient de lui faire* — καί ἑ νέον τολέεσσιν ἐπ' ἤματα ἐστυφέλιξε) *eſſuyer de nouveaux outrages, lorsqu'elle ſe trouve ſeule avec ſa fidèle nourrice, ſe jette entre ſes bras, laiſſe éclater ſa douleur, et donne un libre cours à ſes larmes.* Der letzte Theil des Gemäldes iſt gegen das Original gehalten, unbeſchreiblich flach und giebt noch überdies eine ganz verſchiedene Anſicht: τῇ δέ τ' ἀδρομένῃ δέδεται κέαρ ἐνδόθι· τῆς γὰρ ἔχει ἐκφλύξαι τόσσον νόον ὅσσον ὀρέχθαι. Man fühlt leicht, wie wenig der Dichter bey dieſer eilfertigen Kürze gewinnt. Oft ſtand es freylich gar nicht in der Gewalt des Ueberſetzers mehr zu geben, als er wirklich giebt. Folgende Beſchreibung enthält nichts als allgemeine Ausdrücke: *Des diſcours agréables ſe mêlent au feſtin. Une gaieté délicate et qui ne connaît point*

point l'injure outrageante, ſe repand parmi les convives. In dem Original ſpricht faſt jedes Wort zu der Einbildungskraft: ἀμοιβαδὶς ἀλλήλοισι μυθεῦντ', οἷά τε πολλὰ νέοι παρὰ δαιτὶ καὶ οἴνῳ τερπνὰς ἐφιόωνται, ὅτ' ἄκτεος ὕβρις ἀτείλῃ. Bisweilen ſinkt daher der Ausdruck bis zum Stile einer gewöhnlichen Reiſebeſchreibung herab: *Levent qui ſ'était ſoutenu pendant tout le jour et la nuit ſuivante, ceſſa de ſouffler au lever du ſoleil.* —

Eine Veränderung in dem Tone des Ganzen bringt ein Umſtand hervor, der nicht ſo unbedeutend iſt, als es beym erſten Anblick ſcheinen dürfte. Die kurzen Ankündigungen des Folgenden und die Zurückweiſungen auf das Vorhergegangene, die dem erzählenden Vortrage der Griechen ſo eigenthümlich ſind, daſs ſie ſogar von den Geſchichtſchreibern beybehalten wurden, werden in dieſer Ueberſetzung immer weggelaſſen. Gleichwohl tragen ſie ſehr viel dazu bey, dem Gange des epiſchen Dichters die Feſtigkeit und Ruhe zu geben, ohne welche die epiſche Gattung ſo leicht in die lyriſche verflieſst. Der unruhigen Lebhaftigkeit, der fortreiſſenden Ungedult des franzöſiſchen Charakters ſagen ſie freylich nicht zu. Da ſoll alles kurz abgethan, nichts wiederholt, nichts angekündigt werden. Der Grieche liebt das Verweilen, der Franzoſe die Eile. Man weiſs, wie lächerlich, wie *inſipide* die griechiſche Ausführlichkeit den franzöſiſchen Kunſtrichtern vorkommt, wenn ſie aufrichtig reden. Sie wollen, daſs man einen Gegenſtand eſſleuriren ſoll: ſie wollen Neues und immer Neues. Durch dieſe Freyheit, die ſich Hr. C. nehmen muſste, bekommt der Vortrag bisweilen etwas abgeriſsnes und miſsfälliges. Wie ſchön ründet ſich im Original I. 578. das Gleichniſs durch den Zuſatz: ὡς ἄρα τοί γ' ἀνάκτορον τὴν ὁδὸν ἀτασθαλοφέρουν οὖρος. Wie hart bricht dagegen der Periode in der Ueberſetzung ab, die dieſen Zuſatz nicht aufzunehmen wagte: *comme on voit dans les campagnes des milliers de brebis revenir du pâturage, en ſuivant les pas du berger qui joue ſur ſon chalumeau un air champêtre. Déjà la terre fertile des Pelasges etc.* — Daſs es der Ueberſetzer noch weit weniger gewagt hat, die einfachen Maximen, welche die griechiſchen Dichter ſo gern mit den durch ſie bewirkten Entſchlieſsungen ausdrücken, in ihrer einfachen Geſtalt aufzunehmen, erwartet man ſchon von ſelbſt. Er verbirgt die Einfalt der Griechen ſo gut es gehn will. Jaſon will einen Fall, wo er ſelbſt nicht klar ſieht, ſeinen Gefahrten mittheilen, *denn der Rath vieler iſt beſſer*, πολλῶν δέ τε μῆτις ἀμείνων. *Que ne peuvent pas pluſieurs avis réunis!* — Der Wahrſager Mopſus kömmt um, und ſeine Kunſt hilft ihm nichts gegen den Tod οὐ γάρ τις ἀποτροπίη θανάτοιο. *Le même jour vit périr le devin Mopſus, que ſon art ne put garantir d'un ſort toujours inévitable.* —

In der Einleitung werden die bekannten Nachrichten vom *Apollonius* erzählt und die Urtheile der Alten über ihn angeführt. Eignes Urtheil finden wir nicht. Hr. C. erhielt von *Brunk* eine von dieſem Gelehrten verfertigte Ueberſetzung der drey erſten Bücher, nach welcher er die ſeinige hin und wieder berichtigte. Er verſpricht eine Ueberſetzung der Scholien nach einem correctem Texte in einem beſondern Bande. Eine Ausgabe derſelben würde den Bedürfniſſen der Literatur mehr zuſagen.

München, b. Lentner: *Phädrus in deutſchen Reimen.* Mit Anmerkungen und einer Vorbereitung zu ſeiner Lectüre, etc. von *Xaver Weinzierl*, regul. Chorherrn im Stifte Polling. 1797. 304 S. 8.

Die Einleitung, welche den Titel einer Vorbereitung der Lectüre des Phädrus führt, enthält das Wenige, was man von den Lebensumſtänden dieſes Dichters zu errathen geſucht hat, nebſt einer Vertheidigung gegen die Vorwürfe, die ihm in Rückſicht auf ſeinen moraliſchen und poetiſchen Charakter gemacht worden ſind. Wenn man hört, daſs dem Phädrus, der wenig mehr als Ueberſetzer der Griechen war, Hang zur perſönlichen Satyre vorgeworfen wird, ſo erinnert man ſich an jenen Kapitoul von Toulouſe, der den Verfaſſer des Avare wegen ſeiner Perſonalitäten in Verhaft zu nehmen befahl, und nicht wenig erſtaunte, als er erfuhr, daſs dieſer Autor ſchon vor achtzig Jahren geſtorben ſey. Die Gründe, mit denen Hr. *W.* den poetiſchen Charakter des Phädrus rechtfertigt, ſind nicht ſehr tief geſchöpft; wenn er aber, um ihn gegen den Vorwurf des *Stolzes* und *unausſtehlichen Uebermuthes* zu vertheidigen, ſagt, der *Durſt nach Unſterblichkeit* ſey groſsen Geiſtern beynahe zur andern Natur geworden und den Brief des Cicero an den Luccejus anführt, ſo iſt dieſes eben ſo, als wenn ſich ein Räuber und Mörder mit Anführung ſeines Heldenmuthes rechtfertigen wollte. Woher mag der Vf. wohl wiſſen, daſs Phädrus von ſeinen Zeitgenoſſen bewundert worden iſt? Geſetzt auch, daſs die Stelle beym Martial (V. 12.) auf unſern Phädrus ginge, was liegt in dem Ausdrucke *improbi Phaedri jocos* für ein Beweis der Bewunderung? Und wie kann daraus, zu Gunſten der Behauptung des Vfs., geſchloſſen werden, daſs die Römer die Latinität dieſes Dichters unverwerflich gefunden haben? Der letzte Theil der Einleitung enthält die Gründe, die den Vf. bewogen haben, gegen Leſſing's Meynung, den Phädrus in Verſen und zwar in gereimten Verſen reden zu laſſen. Leſſing glaubte, daſs der Reim zu Weitläuftigkeiten führe, die dem Charakter der Fabel fremd ſind. Was thut unſer Verfaſſer? Er ſtellt einer proſaiſchen Fabel von Leſſing drey gereimte Ueberſetzungen derſelben gegen über, von denen die erſte ſo lautet:

Eſel.

Gibſt du mir wieder eine Rolle
In deinen ſchönen Mähren,
So glaube ich, ich Eſel ſolle
Auch was Geſcheides lehren.

Aeſop.

So würdeſt, ſpräch' dann Groſs und Klein,
Du Lehrer, ich der Eſel ſeyn.

In der zweyten ſagt Aeſop:

Gewiſs, dann ſpräch' der Leſer *jeder*:
Aeſop und Eſel ſind ja *Brüder*.

Wahrhaftig, wenn es keine andere Waffen gibt, um den Streit zwiſchen der proſaiſchen und poetiſchen Fabel auszumachen, ſo wird die letzte den Kampfplatz auf der Stelle räumen müſſen! Doch ſind wir, unſerer Seits, gar ſehr der Meynung, daſs eine äſopiſche Fabel in Verſen erzählt werden könne, und wir würden den Verſuch, Phaeders Fabeln in Verſe zu überſetzen, nicht gerade darum tadeln, weil dieſe Verſe gereimt ſind. Aber was für Reime tiſcht uns Hr. *W.* auf? Er ſcheint mit den guten Dichtern Deutſchlands nicht unbekannt zu ſeyn, aber, wenn er ſelbſt die Feder in die Hand nimmt, um Verſe zu machen, ſcheint ſich ihm die Sprache des 17ten Jahrhunderts aufzudringen. Das Mechaniſche der Poeſie iſt ihm ganz fremd. Er läſst ſehr oft mehrere weibliche Reime (S. 7. nicht weniger als *acht*) auf einander folgen; und reimt eben ſo häufig nach der fehlerhaften Ausſprache ſeines Vaterlandes: *lehren, Herren. beſchämt, bekömmt. Spiele, ſtille. ſehnen, gönnen. Heraclide, Güte. Stalle, male. Wonne, Sohne. Beute, Beſcheide. hörte, Beſchwerde.* u. a. m. In folgender Stelle wird man nur die *membra balbutientis poetae* finden: (S. 45.)

Den Storchen lud der Fuchs zum Mahle,
Und gab in einer flachen Schaale
Ihm eine flüſs'ge Brühe.
Der konnt' mit aller Mühe
Bey allem Hunger nichts genieſsen.
Doch muſst' es ihm der Fuchs bald büſsen!
Er lud entgegen ihn zum Mahl,
Und ſetzt' ein halſigtes Pokal
Dem Gaſte vor von Krummen voll u. ſ. w.

Die bekannte Fabel von den Säcken, die Jupiter den Menſchen auferlegt, hat der Vf. auf folgende Weiſe verdeutſcht: (S. 205.)

Zween Säcke legte Jupiter
Uns auf: den Sack von hintenher
Füllt er mit unſerm Sünden Wuſt:
Doch vorne hängt er auf die Bruſt
Des Nächſten Fehler und ſo ſehen
Wir gleich, was andere begehen;
Doch gegen ſeine eigne Sünd
Bleibt jeder Laſterhafte blind.

Solche Poeſie beurtheilt ſich ſelbſt. Es thut uns leid, daſs Hr. *Weinzierl*, der ſich dem Publikum durch eine Ueberſetzung des Salluſt von einer vortheilhaften Seite gezeigt hat, eine Laufbahn betrat, auf der er ſo wenig Ehre einärnten kann, ob wir ihm gleich gern glauben, daſs er es nicht an Fleiſs hat fehlen, oder, wie er ſich ausdrückt (S. 62.), vielen Schweiſs hat rinnen laſſen. In den Anmerkungen vergleicht er die Arbeiten anderer Fabuliſten, führt ähnliche Stellen aus alten und neuen Schriftſtellern an, macht Anwendungen auf das wirkliche Leben u. ſ. w. Daſs er auch die dem Phädrus angedichteten Perſonalitäten erwähnt, iſt gegen ſeine eigne Meynung; doch erklärt er ſich hierüber in der Einleitung S. 12. ff.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Frankfurt a. M.*, b. Berndt und in Commiſſion der Behrenſchen Buchhandl.: *Taſchenbuch für Liebhaber der Reitkunſt* mit 15 Kupfern, welche die nothwendigſten Manoeuvres derſelben enthalten. Ohne Jahrzahl. 12. (10 gr.)

2) *Leipzig*, b. Vogel: *Leipziger Taſchenbuch für Pferdeliebhaber und Pferdebeſitzer, oder kurzgefaſste Anweiſung über die Wartung der Pferde, um ſie auf den Reiſen, durch die einfachſten und ſparſamſten Mittel geſund zu erhalten, und den Zufällen, die ihnen begegnen konnten, abzuhelfen.* Von *Jean Domaſchong*. 1797. 122 S. kl. 8. (8 gr.)

Das Büchelchen Nr. 1. das nur aus 36 Blättern beſtehet, iſt nichts als eine elende Speculation, wie deren heut zu Tage ſehr viele erſcheinen. Die Kupfer und ihre Erklärung ſind gröſstentheils aus *Ridingers* Reitſchule genommen und die Pferde ſehr ſchlecht nachgeſtochen; die Reuter aber hat man zur Veränderung modiſcher gekleidet, und dieſe gewähren einen wirklich komiſchen Anblick; denn manche findet man mit groſsen herunterhängenden Schnurrbarten, und andere wieder mit Catquets, wie die umherziehenden Kunſtreiter. Alsdann folgt die Abbildung einer gewaffneten Amazone zu Pferd, und das letzte Kupfer ſtellt eine Punſchgeſellſchaft vor, wozu auch drey Punſchlieder geliefert ſind. Wie dieſe Punſchgeſellſchaft hieher kommt, und in was für einer Verbindung ſie mit der Reitkunſt und ihren *Manoeuvres* ſtehen ſoll, iſt nicht abzuſehen.

Nr. 2. iſt der wörtliche Abdruck der kurzgefaſsten Anweiſung, die im J. 1793 auf Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes zu Paris, für die Führer der Militärtransporte gefertiget und zu Straſsburg ins Deutſche überſetzt wurde, wovon ſich die Recenſion in dieſen Blättern im vorigen Jahrgang Nr. 222. S. 513 findet. Es gehört keine geringe Unverſchamtheit dazu ſich als den Vf. einer Schrift anzugeben, die unter ſolchen Umſtänden erſchienen und in Deutſchland nun ſchon bekannt genug iſt.

CR.

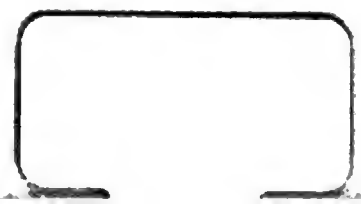
Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 1 4 1934



Digitized by Google